Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

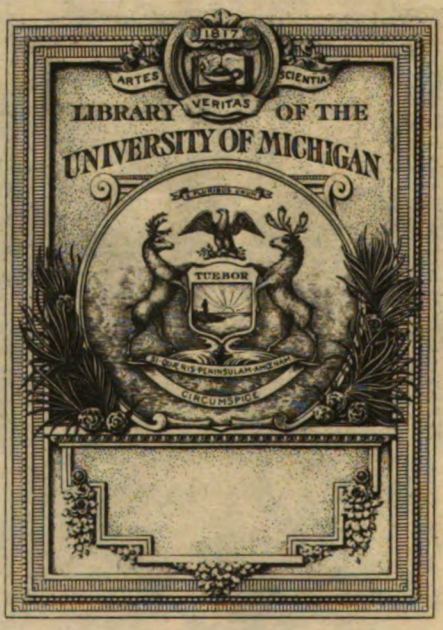
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 3 9015 00240 829 5
University of Michigan – BUHR

Digitized by Google



Digitized by Google

GN
700
.M286

Digitized by Google

Digitized by Google

GN
700
.M28

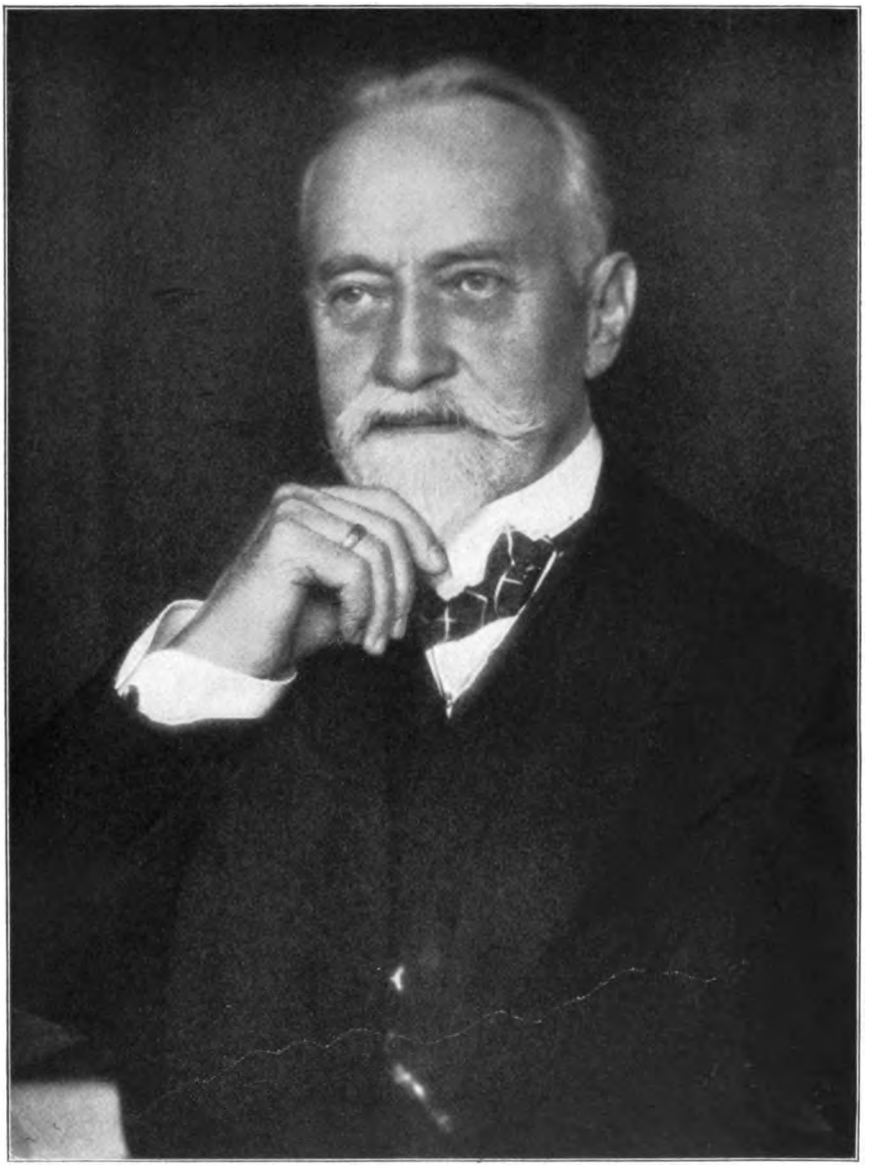
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Gustav Hoffmann

Digitized by Google

Festgabe

für den 70 jährigen Gustaf Kossinna

von

Freunden und Schülern

Mannus

Zeitschrift für Vorgeschichte

VI. Ergänzungsband

Mit 4 Porträts
und 276 Abbildungen im Text

Leipzig * Verlag von Curt Kabitzsch
1928

Digitized by Google

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Printed in Germany.

Druck der Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

Digitized by Google

Geleitwort.

Sehr geehrter Herr Geheimrat!

Wieder bringen Ihnen Freunde, Schüler und Mitarbeiter einen Glückwunschstrauß! Die Saat Ihres arbeitsharten Lebens ist längst aufgegangen und Sie dürfen, selbst zu verdienter größerer Ruhe schreitend, täglich neu die Gewißheit erleben, daß Ihr Beitrag am großen Weitergang der Erkenntnis der Vorzeit groß war! Vor allem haben Ihre Forschungen die Blicke Vieler ungeahnt geweitet, und nicht nur im engeren Kreise der Vorgeschichtsforschung. Sie sind ja zuerst bewußt über Grenzen gegangen, die unverrückbar schienen. Seit wir durch Sie gelernt haben, auf sicheren Wegen ins fast schon unbestrittene „Dunkel" der Vorzeit vorzudringen, ist weite Sicht über der Frühzeit der Menschheit. Eine erste bewußte Führertat wird Ihnen zu danken bleiben; und daß die gezeigten Wege nun weiter gesichert und fortgeführt werden von Denen nach Ihnen, erhöht Ihr Verdienst. Daß die meisten sich dessen bewußt sind, soll dieser Band zeigen.

Mancher ist aus zwingenden Zufallsgründen verhindert gewesen, einen Beitrag zu geben: Sie wissen ja, daß Viele um Sie stehen in dankbarer und verehrungsvoller Arbeitsverbundenheit, die auch über menschliche — oft allzumenschliche Hinderungen dauert und wirkt: in die Zukunft, die über die Wege und Leistungen der heutigen richten wird. Seit die Tore zur Vorzeit, nicht zum wenigsten durch Sie, geöffnet worden sind, schließt sich auch der Kreis der natürlich zusammengehörigen Einzelforschungen um die Frage der Herkunft unseres Volkes und seiner Artung mit Blicken in ungeahnte Fernen; und Forschungszweige erkennen sich als engverschwistert, weil dienend den Einzelzweigen des einen Stammes, dessen Anfänge in der fernsten Vorzeit liegen. Ihr Ruf, dem „Indogermanen"-Problem in Erweiterung der Frage nach der Herkunft der Germanen auf Grund der Kulturgeschichte nachzugehen, hat erfrischend, aufstöbernd, belebend, erfreuend gewirkt auf Forschung

Digitized by Google

und Anteilnahme im Volke; und schon ist auch in Ansätzen eine „angewandte Vorzeitforschung" möglich und Volkskunde mit geschichtlich-vorgeschichtlicher Weitsicht! Was schadet es, daß frischer Wind auch Staub und gröbere Sachen aufwirbelt; selbst Gewitter sind nur natürlich nach frohem Stürmen! Nehmt Alles nur in Allem: es ist seitdem eine Lust, als Vorzeitforscher zu leben — und als Volkheitsforscher. Dieser Geburtstagsstrauß ist aus vielen Gärten zusammengetragen: Erdgeschichte, Menschenleibeskunde, Volkskunde, Glaubenstumskunde, Kunstgeschichte und Wortgeschichte und die Mutter Geschichte wissen Ihnen Dank! Die meisten Gaben bringen natürlich die Arbeiten im Felde des Spatens! Alle deutschen und viele fernere Länder sind vertreten. Alle Geber haben denselben Willen; die Verantwortung für seine Gabe trägt jeder gern ausdrücklich selbst. Wären der deutschen Vorzeitforschung schon größere Mittel zur Verfügung, wäre der Geburtstagsstrauß stattlicher! Nun, so solls der nächste werden! Die Aussichten sind zwar mäßig, aber der Wille desto besser; also tun Sie nun noch das notwendige Ihre dazu bis zur Fünfundsiebenzig!

Deutschland über alles! Unbeschadet des weitesten Blickes in alle Welt, wie ihn ja gerade unsere Wissenschaft lehrt und anerzieht, sei unserer Kräfte Maß der deutschen Vorzeit gewidmet und der Erkenntnis der Wurzeln und Erbgänge, die aus ihrem Mutterschoße in unsere Gegenwart und Zukunft steigen! In diesem Zeichen werden wir siegen!

Hahne.

Digitized by Google

Gustaf Kossinna Bruder Richard
Urzeit (in Tilsit)

1883 in Halle

1907

Zur Typologie und Chronologie von Gustaf Kossinna

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Geleitwort von H. Hahne	V
I. Vor- und Frühgeschichte	1
1. Sunde	1
a) Norddeutschland	1
Ein mesolithischer Fundhorizont auf Sylt und seine Analyse auf Grund der steintechnischen Typologie. Studie von H. Hahne. Mit 4 Abbildungen im Text	1
Über frühneolithische Baggerfunde der Ellerbek-Kultur aus der Eckernförder Bucht. Von H. Heß von Wichdorff. Mit 4 Abb. im Text	20
Ein Megalithgrab bei Ellershagen im Kreise Ostprignitz. Von Walter Matthes. Mit 3 Abbildungen im Text	27
Eine neue ostpommersche Pfahlhausurne. Von Otto Kunkel. Mit 3 Abbildungen im Text	32
Das spätrömische Holzeimerchen von Wutike (Ostprignitz). Von Jörg Lechler. Mit 1 Abbildung im Text	36
b) Nordostdeutschland	39
Zwei germanische Grabfunde aus Rondsen, Kr. Graudenz (Römische Kaiserzeit). Von Wolfgang La Baume. Mit 11 Abb. im Text	39
Skelettgräber zwischen Weichsel und Memel aus der römischen Kaiserzeit. Zur ostpreußischen Gotenfrage. Von Wilhelm Gaerte. Mit 1 Karte	45
c) Ostdeutschland	49
Ein Grab der Stein-Bronzezeit bei Bautzen. Von Walter Frenzel. Mit 4 Abbildungen im Text	49
Ein bemerkenswertes Grab der Periode „Göritz II" in Wiesenau (Landkreis Guben). Von M. M. Lienau. Mit 4 Abbildungen	53
Eine spätlatènezeitliche Siedlung aus Niederschlesien. Von Ernst Petersen. Mit 7 Abbildungen im Text	59
Zwei neue verzierte Lanzenspitzen der Kaiserzeit aus Oberschlesien. Von H. Kurtz. Mit 4 Abbildungen im Text	6
Germanische Krausengefäße des 4. Jahrhunderts n. Chr. aus der Provinz Oberschlesien und ihre weitere Verbreitung. Von B. v. Richthofen. Mit 7 Abbildungen im Text	73
d) Mitteldeutschland	96
Ein Prachtstück neolithischer Töpferkunst. Von Nils Niklasson. Mit 10 Abbildungen im Text	96
Die triangulären Dolche der ältesten Bronzezeit im Freistaat Sachsen. Von Gotthard Neumann. Mit 3 Abbildungen im Text	102
Bronzezeitliche Fibelgußformen. Von O. F. Gandert. Mit 7 Abb. im Text	109
Die Gesichts- und Türurne von Rietzmeck in Anhalt. Von M. König. Mit 6 Abbildungen im Text	117
Ein Krötengefäß aus einem früheisenzeitlichen Gräberfeld von Halle-Trotha. Von Friedrich Holter. Mit 5 Abbildungen im Text	121
Zur Frage nach der Enddatierung der Billendorfer Kultur in Sachsen. Von Georg Bierbaum. Mit 14 Abbildungen im Text	127
Die „Schwurschwerter" der Wartburg — Taleae ferreae. Von Alfred Götze. Mit 2 Abbildungen im Text	138
Eine Silberfibel der spätrömischen Zeit von Leuna, K. Merseburg. Ihre Einordnung und Bedeutung. Von Walther Schulz. Mit 12 Abbildungen im Text	145
Ein Merowingergrab in der Burgauer Kiesgrube bei Jena. Von Gustaf Eichhorn. Mit 7 Abbildungen im Text	151
e) Westdeutschland	160
Ein neuer Fund der Sirgensteiner Stufe in Westfalen und die Frage der Herkunft dieser Kultur. Von Julius Andree. Mit 4 Abb. im Text	160
Ein Knochen mit Tierzeichnung aus dem Rheinland. Von Carl Rademacher. Mit 10 Abbildungen im Text	168
Germanische und gallische Kulturen am Niederrhein. Unter besonderer Berücksichtigung neuer Mittel-Latène-Funde. Von Erich Rademacher. Mit 13 Abbildungen im Text	176

Digitized by Google

Seite

Germanenfunde der Latènezeit am nördlichen Niederrhein. Von Rudolf Stampfuß. Mit 7 Abbildungen im Text 184
Die hannoversch-englischen Henkelgußurnen der Völkerwanderungszeit. Von Fritz Roeder. Mit 15 Abbildungen im Text 190
f) Schweiz 202
Die schnurkeramischen Totenhäuser von Sarmenstorf. Von Hans Reinerth. Mit 17 Abbildungen im Text 202
g) Banat 221
Zur Chronologie des Schatzes von Nagy St. Miklós. Von Walter Schmid. Mit 8 Abbildungen im Text 221
h) Siebenbürgen 232
Ein Knochenidol vom Priesterhügel bei Brenndorf, Siebenbürgen. Von Hermann Schroller. Mit 1 Abbildung im Text 232
i) Griechenland 236
Lausitzische Elemente in Griechenland. Von V. Gordon Childe. Mit 4 Abbildungen im Text 236
k) Irland 240
Ein Wikingerschwert mit deutschem Namen aus Irland. Von Adolf Mahr. Mit 5 Abbildungen im Text 240
2. Zusammenfassungen 253
a) Aus der Urgeschichte des Menschen 253
Die Kultur des Neanderthalers. Von Eduard Beninger 253
b) Vorgeschichtliche Völker und Wanderungen 258
Zur Keltenfrage. Von Pedro Bosch-Gimpera und Georg Kraft. Mit 4 Abbildungen im Text 258
Völkerwanderungen vor der Völkerwanderungszeit in Schlesien. Von Martin Jahn. Mit 3 Karten im Text 271
Grundsätzliches zur Erschließung urgeschichtlicher Wanderungen. Von Helmut Preidel 278
II. Vorgeschichte und Nachbarwissenschaften 284
1. Anthropologie 284
Anthropologische Aufgaben aus der Vor- und Frühgeschichte Süddeutschlands. Von Eugen Fischer. 284
Natürliche Stammeskunde als Hilfswissenschaft der Vorgeschichtsforschung. Von Hermann Albert Prietze 287
2. Volkskunde 293
Die vorgeschichtlichen Graburnen im Volksglauben. Von Paul Sartori 293
Gleitsteine Norddeutschlands und ihre Beziehungen zu religiösen Anschauungen der Vorzeit. Von Martin Schultze. Mit 3 Abbildungen im Text . . 299
3. Ortsnamenkunde 307
Der Name des Großvendigers. Ethnologische Skizze. Von K. S. Wolff 307
4. Religionsgeschichte 310
Sturmgott und Sternengott. Von Friedrich Solger 310
Thors Bergung. Von Wolfgang Schultz 316
Oddi Helgason und die Bestimmung der Sonnenwenden im alten Island. Von Otto Sigfrid Reuter. Mit 1 Zeichnung im Text 324
Altgeweihte Stätten. Archäologische Beiträge zur deutschen Rechtsgeschichte und Glaubensgeschichte. Von Erich Jung. Mit 14 Abbildungen im Text . 333
5. Klassische Archäologie 350
Ein kretisches Ornament. Von G. Rodenwaldt. Mit 5 Abbildungen im Text 350
6. Kunstgeschichte 357
Ornamentik und darstellende Kunst. Von Nils Åberg. Mit 8 Abbildungen im Text. 357
Die Entstehung der germanischen Flechtbandornamentik. Von Herbert Kühn. Mit 20 Abbildungen im Text 368
Neue Begriffe zur Erfassung der deutschen Kunst. Von Maria Grunewald 376
7. Geschichtsschreibung 384
Teutonen und Kimbern. Ein gemeinsames Arbeitsfeld der deutschen und klassischen Altertumskunde. Von Hans Philipp. Mit 15 Abb. im Text 384
Mitarbeiter-Verzeichnis 397
Spender-Verzeichnis. 399
Schlußwort von Walther Schulz 402

Digitized by Google

I. Vor- und Frühgeschichte.

1. Funde.

a) Norddeutschland.

Ein mesolithischer Fundhorizont auf Sylt und seine Analyse auf Grund der steintechnischen Typologie.

Studie von Hans Hahne.

Mit 4 Abbildungen im Text.

Als Einleitung zu der vorliegenden Mitteilung ein Stückchen Erinnerungen eines Prähistorikers als Beitrag zur Geschichte unserer Wissenschaft bei Gelegenheit des Rückwärtsschauens zu Ehren des heutigen Tages!

Die Erforschung des Mesolithikums ist jung: um 1900 begann der „Hiatus" zwischen Paläolithikum und Neolithikum sich zu füllen; um 1902 lernten wir die vorneolithischen nacheiszeitlichen Kulturen in ancyluszeitliche und litorinazeitliche zu scheiden, die einen dem westeuropäischen Tardenoisien, die anderen dem Campignien verwandt, — jene Klingen-Kulturen mit Knochenwerkzeugen, diese Kulturen gröberen Zuschnittes, den älteren Muschelhaufen verwandt —, jene im ganzen westeuropäisch, im Norden seiner Zeit nur erst in Spuren vorhanden, diese hier häufiger.

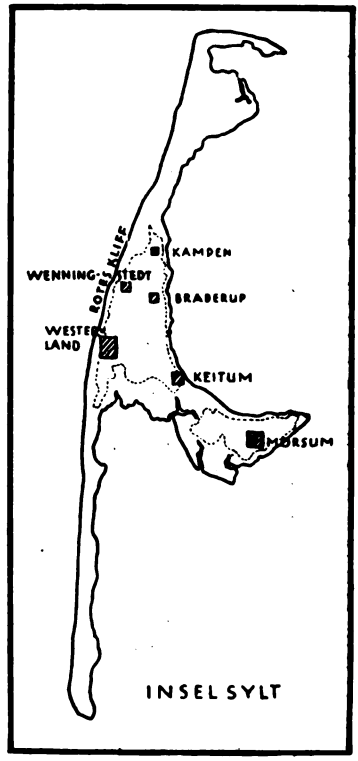


Abb. 1. Übersichtskarte.

Im Jahre 1891 habe ich (16jährig) meine ersten Schritte in die Vorgeschichte getan mit der Auffindung einer Silex-Schlagstätte in einem Dünental nördlich dicht beim Kronprinzenhotel bei Wenningstedt auf der Insel Sylt. Um einen Granitblock lagen viele typische neolithische Späne, in der Nähe auch ausgesprochene neolithische Geräte: Dolchbruchstücke, Schwalbenschwanzpfeilspitze u. a. m.; alles auf einer an ihrer Oberfläche intensiv schwarzen, amorphen Feinsandschicht, unter der sich feine horizontalgeschichtete gröbere Sande mit aufrechtstehenden Resten vermoderter, vertorfter Pflanzen fanden. In der nächsten Nähe war die obere Sandschicht von Wind und und Regen zerstört, bis hinab auf die Schotterschicht, die die diluviale Serie

Digitized by Google

abschließt; hier sammelte ich gröbere Geräte; ähnliche an verschiedenen Stellen auf Sylt in gleicher Lage (Kliff und Binnenland). Ich nahm alles für das, als was es damals „Wissende" ansahen: „atypische neolithische Geräte"; an der Schlagstätte waren nur charakteristische Schlagklingen vertreten. Mit bestimmten „Kulturen" des damaligen Schemas war das von mir gefundene gröbere Inventar nicht vergleichbar; einige schöne Rundschaber glichen zwar denen des Neolithikums und älterer Steinindustrieen bis ins Paläolithikum.

Im folgenden Jahrzehnt lernte ich die Silexfunde vieler deutscher Gegenden aus Literatur, Museen und eigener Sammeltätigkeit kennen; an manchen Stellen, wie z. B. auf Rügen, traf ich auf Ähnliches wie meine Sylter Stücke, in Museen und Veröffentlichungen waren diese „rohen" Formen kaum vertreten und beachtet bis auf wenige Ausnahmen von „fraglichem Depotmaterial". Im „altneolithischen" Inventar der nordischen Länder traf ich jedoch immer wieder auf einige „Sylter Typen", zumal in Materialien der Muschelhaufenzeit und „fraglicher neolithischer Fundstellen" im Nord- und Ostseegebiet.

Die Eolithenforschung um 1900 hat manchem Prähistoriker, mehr noch zunächst den teilnehmenden „praktischen Laienforschern", zu denen ich bis 1905 auch noch gehörte, die Augen für das Technische der Steinzeitkulturen, zumal für die Silexschlagkunst geöffnet. Es tauchten seitdem auch hier und da bereits Funde und Fundkomplexe von bisher unbekannten „primitiven Steinindustrien" auf: ich erinnere an Eugen Brachts Trosky-funde[1]). Bracht war einer der eifrigsten Sucher und Forscher gerade solcher, bisher vernachlässigter Dinge. Er, mein väterlicher Freund seit den gemeinsamen Eolithenjahren 1902—1905, ermutigte mich auch zu weiteren Untersuchungen auf Sylt, wo er später auch selbst sammelte; seine Funde aus den Jahren 1900 und folgenden sind jetzt mit meiner Sammlung in den Besitz der Landesanstalt für Vorgeschichte gekommen. In die Geologie des nordeuropäischen Diluviums und Alluviums hat mich dann besonders E. Wüst eingeführt; wir haben 1911/12 auch in Sylt zusammen gearbeitet und durch Grabungen den geologischen Fundhorizont der Syltfunde (wir sprachen vom „Syltien"!) festgestellt. Eine Grabung 1912 brachte ein endgültiges Ergebnis. Mittlerweile wurden mir dem „Sylthorizont" zugehörige Funde von Wyk und auch sonst aus Schleswig-Holstein bekannt; die Gruppe galt mir von nun ab sicher als postglacial und mesolithisch. In wiederholten Sommeraufenthalten habe ich auf Sylt weiter gesammelt; stellte mittlerweile immer wieder zweifellose „Sylttypen" in Fundgruppen aus Skandinavien, auch aus Polen (von Koslowski mitgeteilt) fest und fand „Beziehungen" zu Vorkommen in Ägypten, Italien, Palästina, auch zu Japan. Auffällige Einzelheiten der Bearbeitungsart der Sylttypen lernte ich zweifellos in La Micoque und Taubach kennen. Immer deutlicher schied sich gleichzeitig die mit dem Campignien verwandte mesolithische Fundgruppe Nordeuropas von den mesolithischen Klingenindustrien, wie sie in den letzten Jahren immer zahlreicher mitgeteilt wurden. Das von uns sog. „Haide-Paläolithikum" von Wehlen u. a. fand sich an immer zahlreicheren Stellen und wurde Prototyp für die mesolititischen Klingenindustrien Nordeuropas. In Halle wurden mir die Funde vom Galgenberg und Kriegstedt die ersten Belege. Mit den Syltfunden Verwandtes war noch nicht in gesicherter

[1]) Bericht über Tagung in Coblenz. Mannus 1912. IV. S. 36.

Digitized by Google

geologischer Lagerung bekannt. Auf Sylt habe ich bisher meine Untersuchungen nur bei den kurzen Sommeraufenthalten ausgeführt; die typologischen Ergebnisse wenigstens sind nun soweit gefördert, daß sie wohl veröffentlicht werden dürfen.

Die Anthropologentagung in Hamburg 1928 schien mir die rechte Gelegenheit, endlich meine 35jährigen Beobachtungen bekannt zu geben, zumal da das norddeutsche Mesolithikum auf dem Tagungsplane stand. In der Sonderausstellung waren die Funde vom Schalensee[1]) und andere zweifellos verwandt meiner Syltstufe. Allerdings trat die Zusammengehörigkeit nicht so entschieden in die Erscheinung infolge einer grundsätzlich anderen Auswahl und Typensonderung, als ich sie für richtig halten muß. Ich betone hier schon im voraus, daß sich mir eine ganz induktive, rein vom örtlichen Material ausgehende Erkenntnisart der „Steininduſtrien" jeden Alters als richtig erwiesen hat, die ich die technische Typologie nennen möchte. Ich habe sie mittlerweile auf viele Steinzeitfundstellen und -Fundkomplexe, besonders auch des Paläolithikums angewandt: mit wichtigen Ergebnissen, die ich zunächst in die museale Ausstellung in Halle eingearbeitet habe. Bei meiner Veröffentlichung über Taubach-Weimar-Ehringsdorf, auch bei Gelegenheit der Eolithenbesprechungen habe ich sie bereits angedeutet, ohne bisher rechtes Verständnis zu finden, wohl wegen der Vorherrschaft der alten Formen = Typologie. — Hier sei sie zuerst veröffentlicht!

Die Insel Sylt ist der nördlichste 37 km lange deutsche Anteil der in der Vorzeit zerissenen südjütischen Westküste; die mittleren etwa 7 km des Nordseestrandes der Insel werden vom roten Kliff gebildet; es ist der Steilabsturz einer großen Scholle diluvialen Blocklehmes, der hier auf tertiären Schichten liegt; an der höchsten Stelle ragt das Kliff bis über 30 m über die Nordsee empor. Nördlich bei Kampen und südlich bei Westerland, östlich etwa mittwegs zwischen Wenningstedt und Braderup sind die Grenzen des Kliffblocklehmes. In dem gewaltigen Küstennordsüdprofil sind südlich von Wenningstedt einige Eintalungen im oberen Diluvium sichtbar, eine davon ist heute noch wasserführend und steht mit hochgelegenen Quellengebieten bei Wenningstedt in Verbindung, unter anderem mit dem Teich am Denghoog, dem wundervoll erhaltenen Megalithgrabe nördlich bei Wenningstedt; sonst ist die Diluvialhöhe fast schildartig glatt.

In allen Aufschlüssen liegt auf dem Blocklehm eine vielgestaltige Serie von Kiesen und Sanden der Abschmelzperiode, die ihrerseits oben abgeschlossen wird von einer Anreicherungszone großer und kleiner Gerölle, von denen viele, besonders auf Kliffhöhe, stark windgekantet sind. Der gesamte diluviale Komplex ist rot bis gelb gefärbt. Die Windkanterzone zeigt allerlei Verwitterungserscheinungen durch Hitze, Kälte, Wasser und Wind: ist also sichtlich Ergebnis einer stürmischen Trockenzeit. Über ihr lagert überall eine um 0,50 m schwankende Feinsandschicht, der „Haidsand" nach älterer geologischer Bezeichnung. Er findet sich nämlich überall in der von Haide bedeckten Landschaft der Insel Sylt und der Nachbarinseln, sowie auf dem benachbarten Festlande. Meine Annahme, daß weit hinein nach Norddeutschland, zumal auch in der Lüneburger Haide geologisch, geographisch und mineralogisch derselbe Haidsand nachweisbar ist, wenn auch mit örtlichen Verschiedenheiten geringfügigerer Art, scheinen spezialgeologische Untersuchungen der letzten

[1]) Siehe Festschrift zum 50jähr. Bestehen d. Hamburg. Mus. f. Völkerkunde 1928. S. 159f.

Digitized by Google

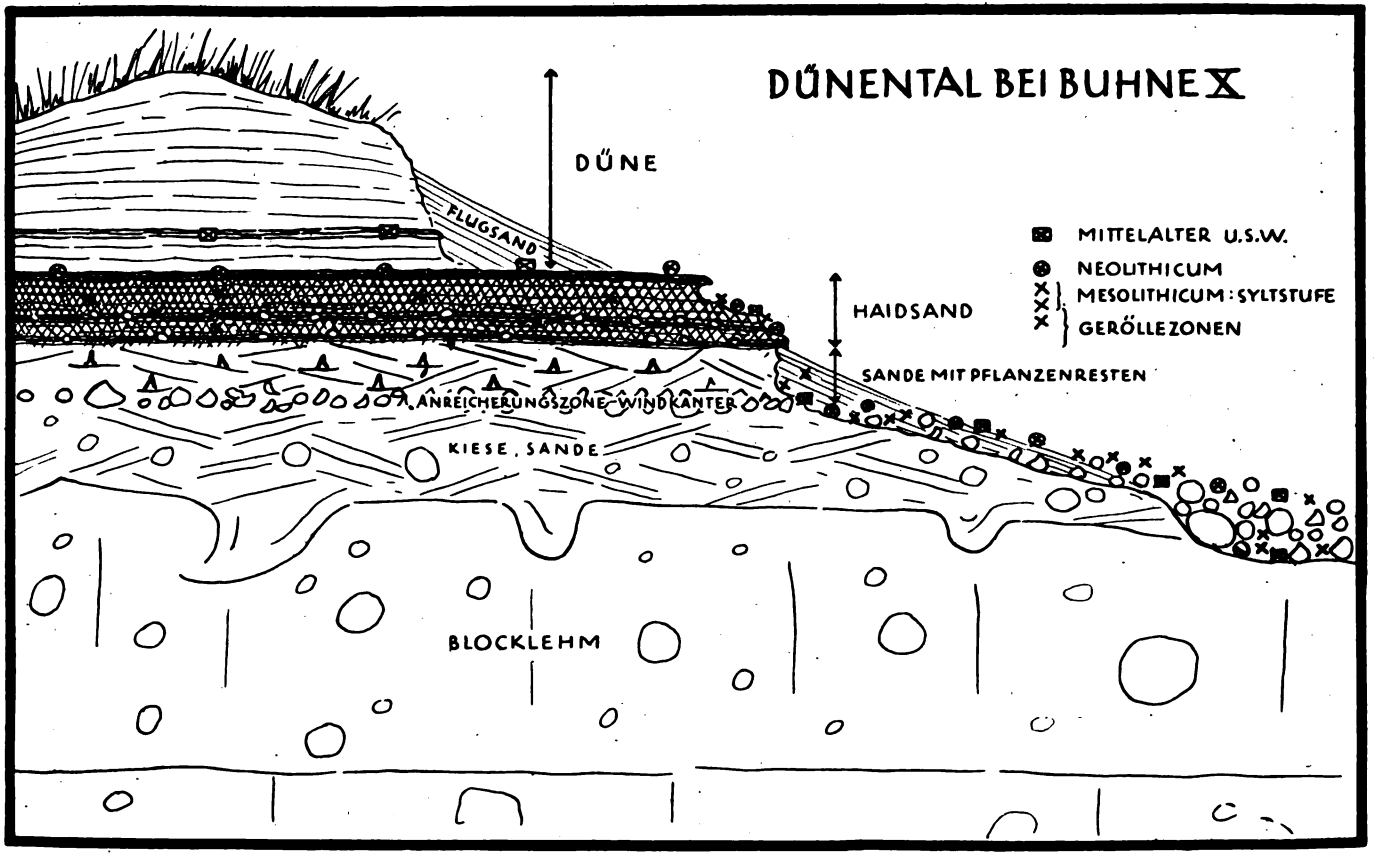


Abb. 2. Übersichts-Profil.

Digitized by Google

Jahre zu bestätigen. Es sei hier bereits bemerkt, daß in und dicht unter (?) diesem Haidsand überall in Norddeutschland mesolithische Funde sowohl der Klingenkulturgruppe, als auch der Syltstufe vorkommen. Lavenstedt und Wehlen gehören meines Erachtens hierher und auch Schalensee.

Der Haidsand zeigt zu oberst intensive Schwärzung, fast anmoorige Beschaffenheit, besonders stark auf Sylt. Dieser Horizont ist die Oberfläche zur Zeit der neolithischen Besiedelung gewesen, auf ihm stehen die Steinzeitgräber Sylts und hier finden sich eindeutige neolithische Stücke. Mein Werkstättenfund von 1891 gehört hierher.

Das unterste Drittel des Haidsandes zeigt 1—2 wohlerkennbare Geröllzonen in graubrauner Sandmasse mit Andeutung von Schichtungen. Die oberen Zweidrittel sind mehr oder weniger tiefbraun verfärbte feine ungeschichtete Sande. Zwischen den Geröllzonen (z. T. in die obere hineinragend) und der schwarzen Oberfläche liegen die Funde meiner Syltkultur. Über dem Haidsand liegen flächige Dünensande und Dünen; auf und in ihnen „rezente" Kulturreste bis zur Gegenwart.

Knochen von Menschen und Tieren, Knochengeräte, Keramik fand sich im „Syltthorizont" nirgends, wohl aber zerstreute Holzkohle; viele der Werkzeuge und bearbeiteten Gesteinstrümmer sind zerbrannt.

Der jährliche Kliffabbruch durch Seeangriff beträgt durchschnittlich 5 m; dabei weichen auch die Küstendünen zurück und geben, wenn Sturm und Regen sie bearbeiten, immer weitere Haidsandflächen frei, die dann ebenfalls, weil der Sand leicht beweglich ist, schnell abgetragen werden. Die im Sand enthaltenen Gesteine bleiben liegen und vermischen sich allmählich mit den ebenfalls schwer beweglichen groben Massen der Windkanter- und Anreicherungszone. Wird auch die Moräne (Blocklehm), die bei Kliffhöhe 14 m dick ist, von oben her angegriffen, so sinkt der ganze grobe Gesteinsteppich schließlich weiter in die Tiefe derartiger atmosphärilischer Erosionsmuldengebiete. Die Flugsande und Wanderdünen verdecken zeitweilig alles wieder; die dauernden Sandwehen und Sandstürme polieren alle Gesteinstrümmer und die Geräte bei ihrem Verweilen an der neugebildeten Oberfläche.

Die sekundären Anreicherungszonen dieser Art auf dem Kliff sind die leichtest zugänglichen Fundstellen der Syltstufe. An frisch zerstörten Haidsandstellen haben die Stücke „frischeres" Aussehen; aus der Schicht genommene sind noch „duff", und die Absplisse zeigen bisweilen noch Luftgehalt unter den feinen Absplißschüppchen, z. B. an den Kernsteinen und an gedengelten Rändern.

In verschiedenartigen Aufschlüssen, wie Wegerändern, Baustellen usw. im Inneren des Landes werden freigelegte Geräte der Syltstufe, ohne windpoliert zu werden, bisweilen patiniert: bei erdfrischen Stücken mit milchiger bis hochweißer Farbe.

Die meisten Geräte der Syltstufe sind aus Silex hergestellt, besonders dem schwarzgrauen Mukronatensilex und oft aus Bryozoënfeuerstein; seltener aus verschiedenen anderen Gesteinen.

Um manche Eigenarten der Syltstufe zu verstehen, die zugleich paradigmatisch sind für andere Fundgruppen, ist es nötig sich zunächst auch noch zu vergegenwärtigen, was das Grundmaterial dieser Steinindustrie „geologisch erlebt" hat, bis es in Menschenhand zu Geräten geformt wurde.

In der Grundmoräne sind zahlreiche mehr und weniger zerschundene Silexknollen und -brocken verhanden; viele sind zerquetscht und zeigen den

Digitized by Google

auf „Gletscherdruck" zurückzuführenden Zustand: Schrammen, Kritzen, Schälabsplisse, Stufenbrüche, Drucksteilbuchten, Pseudoranddengelungen und andere Zerschindungen (vgl. meine Ausführungen z. B. Korrespondenzbl. d. dtsch. anthr. Ges. Tagungsberichte: Greifswald 1904; Salzburg 1905; besonders Tübingen 1911; Bericht d. Tagung d. Naturf. u. Ärzte: Breslau 1904; Prot. d. Arch. geol. Ges. XII, 1905; Tagung d. Ges. f. dtsch. Vorgesch. Hannover 1909; Zeitschr. f. Ethnol. 1904, S. 53, 1905, S. 1024).

Viele Gesteine sind zerklüftet und zu annähernd rechtwinkligen Trümmerformen zerfallen, zeigen auch Abplatzungen von Flächenschuppen („cupules") meist mit Versteinerungen und anderen Einschlüssen im Zentrum, um das annähernd konzentrische Wellungen laufen. Es sind das Zerspellungen durch Atmosphärilien, die heute noch geschehen.

Innerhalb des Mergels ist wenig Patina und wohl gar keine Glanzbildung an Knollen und Trümmern von Silex vorhanden, vielmehr häufig Rauhungen, d. h. Oberflächenzersetzung durch Verwitterung. Viele Silexstücke aus dem Mergel sind gut schlagbar im Sinne der Herstellung von Steingeräten. *Menschliche Geräte kenne ich aus den diluvialen Schichten nicht*, — auch nicht aus dem obersten Gerölle-, Sand- und Kiesschichten, die wohl der Epiglazialzeit angehören. Auch die (frühest-postglaciale?) Anreicherungszone und die mit ihr wohl identische Windkanterzone ist, wo sie intakt unter wohlerhaltenem Haidsand liegt, ohne menschliche Spuren, ebenso die untere, wahrscheinlich auch die zweite Geröllzone des unteren Haidsanddrittels. Hier tritt sehr häufig matte milchige, dicke Patina an den natürlichen Silextrümmern und Geröllen auf, die fast alle wenig geeignet als Ausgangsmaterial für Herstellung von Steingeräten sind. Geräte, die gelegentlich schon nahe der Geröllzone gefunden werden, sind duff, wie die übrigen im oberen Haidesande.

Die zahllosen *Trümmerformen der Anreicherungszone* dagegen müssen herausgefordert haben zur Verwendung als Geräte, wenn Menschen sie fanden (eventuell auch durch Aufgrabung gewannen), die mindestens die „eolithische Mentalität" hatten, also die Fähigkeit, Naturtrümmer ohne weiteres oder nur unter Hinzufügung geringfügiger nachhelfender Bearbeitung als Gerät zu benutzen. Verlockend mußte dieses Material, unter dem sich viel gut schlagbare Knollen und größere Trümmer finden, auch sein für Menschen, die im Besitz erfahrungsmäßiger Werkzeugsvorstellungen fortgeschrittener Art waren. Uns, die wir nach dem bisher üblichen Schema in Steinindustrien jeden Alters die üblichen Formentypen der Klopfsteine, Kernsteine, Messer, Bohrer, Kratzer und Schaber zu suchen gewöhnt sind, ist es leicht, alle diese *Formen sozusagen natürlich vorgebildet* hier zu finden. Eine leichte Herrichtung läßt durch Schlagen, Pressen, passive Retouche u. dgl. auch mit geringer experimenteller Erfahrung schnell allerlei Geräte herstellen. Auch wenn Wagen über solche Schichten fahren und andere natürliche zertrümmernde Einwirkungen auftreten, werden die Kanten und Schärfen dieser Naturtrümmer pseudo-retouchiert, aber immer in der wohlbekannten sinnlosen, unregelmäßigen Art der „nichtintentionellen" Zerschindung [1]).

Kernsteine und gute Absplisse und mancherlei nunmehr als Typen erkannte Stücke entstehen weder auf natürliche Weise, noch durch solche Zufälle.

[1]) Auch Übungsexperimente von Kollegen und Kollegoiden treten gelegentlich auf! Es wäre nützlich, daß sie an so wichtigen Fundstätten nicht liegen gelassen würden.

Digitized by Google

Das Gesamtbild der Syltstufe zeigt vielmehr eine technisch-typologische Einheit vom Rohmaterial bis zu den feinsten und vollkommensten Geräten. Es sei im voraus betont, daß sämtliche Typen zum Teil aus Naturtrümmern mit deutlich verfolgbarer geringer Herrichtung entstanden sind, zum größeren Teil unter Anwendung zielbewußter weitergehender, oft geradezu genialer Anwendung geschickter Nachhilfe durch Schlag und grobe Drucktechnik; sehr viele sind hergestellt aus absichtlich geschlagenen Absplissen von der gröbsten bis zur feinsten Art. So könnten Trümmergeräte, Kernsteingeräte und Abschlaggeräte innerhalb der Typenserien unterschieden werden.

Wichtig ist die sich sofort erhebende Frage: Sind die aus Naturtrümmern „ohne weitere Formungsbearbeitung" gefertigten Stücke nur bequeme Nachahmungen von den anderen, aus absichtlich hergestellten Schlagtrümmern gemachten, — oder umgekehrt? Besaßen also die betreffenden Menschen der Syltstufe bereits eine regelrechte „Steinindustrie", die sie infolge der Auffindung des bequem vorbereiteten Rohmateriales sozusagen ins Eolithische bzw. Archäolithische zurückfallen ließen, — oder bildeten sie auf Sylt und an entsprechenden Stellen infolge der Hilfeleistung der Natur und ihrer Bereitstellung verlockender Trümmerformen eine ihnen bereits zugehörige altertümliche Steinindustrie weiter aus bis zu der Sylter Stufe? Die Anwendung einer möglichst strengen technischen Typologie wird Klärung schaffen und den Sonderfall zeigen, daß die Sylter Nacheiszeitleute Menschen mit bestimmten Gerätevorstellungen waren und einer typischen Formgewöhnung, die ihre Zugehörigkeit zu dem Umkreis der weitverbreiteten Kulturstufe der Campigniengruppe erweist. In Anpassung an ihr örtliches Steinmaterial und sicher aus Notwendigkeiten ihrer Sylter Lebensbedingungen „modifizierten" sie ihr „Vorstellungserbe" weitgehend, fast bis zur Unkenntlichkeit, als sei ein „eolithisches Erbe" in ihnen lebendig.

Dieser Fall muß während aller Steinzeitperioden immer wieder vorgekommen sein; er ist mir seither deutlich geworden, z. B. in Taubach und an anderen Fundorten, wo ein örtlicher Materialmangel herrschte. Sowohl sehr schlechtes als sehr gutes Ausgangsmaterial wird etwaige in seinem Bereich eingewanderte Steintechniken örtlich wandeln. Besonders leicht waren bisher schon solche Beobachtungen an Industrien mit auffälligen wohlerkennbaren Gerätformen zu machen, so an den Klingenindustrien verschiedenen Alters. Aber diese Gruppen sind erfahrungsgemäß so hartnäckig in der Wahrung ihres Formkreises gewesen, daß sie fast immer nur Kaliber und Schönheit ihrer Geräteformen beeinflussen ließen. Ein schönes Beispiel ist eine fast unmöglich kleinkalibrige Klingenkultur von Rauschen in Samland (durch P. S. Krause gefunden), deren Ausgangsmaterial kleine Strandgerölle waren. Andererseits sind aus den Aurignacstufen und anderen Horizonten des Vezèretalgebietes mit seinem schönen Silexgrundmaterial vielfach auffällig „primitive", richtiger urzeitlich großzügige Geräte bekannt geworden, die fast die ganze damals „moderne" Typenreihe der betreffenden Stufen über den Haufen geworfen haben: z. B. aus Abri Lausel.

Anders schon verhalten sich die altpaläolithischen Gruppen, zumal die Faustkeilkulturen und auch die noch etwas als archäologische Rumpelkammer behandelte Le Moustier-Kulturfolge. Das „Primitiv-Moustérien" z. B. scheint ein Kümmer-Moustérien (übrigens mit Syltstufenähnlichkeit einiger Typen!) zu sein infolge Materialmangels, z. B. im Sirgenstein. Für die

Digitized by Google

Frage der Einordnung von Taubach-Weimar-Ehringsdorf[1]) sind mir diese Feststellungen besonders wichtig geworden, denn dort herrschte in den untersten Horizonten (Taubach und Weimar) sichtlich Materialkümmernis, während zur Zeit der klassischen Ehringsdorfhorizonte, und auch schon an gewissen Stellen des Taubachhorizontes besseres Grundmaterial zur Verfügung gestanden haben muß, was allein schon den schnellen Formenwandel zum klassischen Ehringsdorfinventar erklärt. Gerade in Taubach „unten" treten auch Ähnlichkeiten mit der Syltstufe auf und bleiben in Ehringsdorf andeutungsweise bestehen, vielleicht wieder eine „Erb-Beziehung".

Auch in La Micoque hat die Grundmaterialgüte gegenüber sonstigen Moustérienhorizonten typologische Verheerungen angerichtet, wenigstens in den Köpfen mancher heutigen Bearbeiter! Das berühmte „Typengemisch" ist allerdings nur zum Teil tatsächlich vorhanden und zwar als Mischung von ausgesprochenen Spätmoustierformen, unter denen z. B. infolge der Materialgüte aus sehr großen, dicken Abschlägen nicht nur Spitzen, sondern durch zweiflächige feinste Bearbeitung Pseudofaustkeile, die bekannten klassischen faustkeilartigen Spitzen, geschlagen werden konnten; wie ich schon an anderer Stelle und vielfach mündlich und bei musealer Darlegung betont habe, ist nun aber in La Micoque in großem Umfange auch natürliche Zertrümmerung und Zerschindung der massenhaften Abschläge und Abfälle geschehen, gelegentlich auch fertiger Geräte der Moustierart![2]) Alles das sinnlose groß- und klein- und ganz kleinkalibrige „Steingemüse", das eben nicht menschlicher Absicht entsprungen ist, ist also auf komplizierte Weise entstanden! Die gleiche Beobachtung konnte ich in Le Moustier machen: dort ist durch eine Moustérienschicht eine Zeitlang offenbar ein Höhlenbach geflossen und hat ähnliche Verheerungen angerichtet. Auch für gewisse Erscheinungen in Taubach-Weimar-Ehringsdorf habe ich den gleichen Verdacht. Meine Beobachtungen am Seestrand von Rügen und in den Kreidemühlen lieferten die gleichen sinnlosen Produkte, wenn absichtlich geschlagene Silextrümmer kurze Zeit, nicht bis zur Verstumpfung der Ränder in die Schwemmbottiche bzw. die Brandung gerieten. Ganz besondere Bedeutung haben solche Erfahrungen und Experimente, z. B. meine Hochdruckversuche, wie für die Klärung der sog. Eolithenfrage, so auch für die Feststellung natürlicher Zertrümmerungs- und Zerschindungsformen des Silex überhaupt, die zu kennen notwendig ist, wie man sieht.

Es ist eine an Unmöglichkeit grenzende Schwierigkeit, alle diese Dinge in Veröffentlichungen allgemein verständlich klarzulegen, so lange nicht die Möglichkeit sehr ausgedehnter zeichnerischer Darstellung und Wiedergabe und weitgehender Beifügung vergrößerter photographischer Aufnahmen vorhanden ist. In der praktischen Unterweisung, weiß ich, sind alle diese Dinge schnell weiterzugeben, natürlich nur an dafür „Begabte". Die Formenkreise des Préchelleen bzw. des Eolithikums und Archäolithikums sind gar nicht zu verstehen und zu entwirren ohne alle diese Kenntnisse. Sie sind auch geradezu die Prototypen für die hier angedeuteten Zusammenhänge zwischen Materialverschiedenheit und Variabilität der Geräteformen und der Geräteherstellungstechnik; denn für die Menschen dieser Stufen stand im Vordergrunde ihrer Gerätebeschaffung durchaus der

[1]) Vgl. u. a.: Zeitschr. f. Ethn. 1907, S. 261; Zentralbl. f. Mineralogie usw. 1908, Nr. 7, S. 197; Tagung Hannover 1909. Mannus Bericht; Prähist. Versammlung Köln 1907. Korr.-Bl. dtsch. anthr. Ges. S. 10.

[2]) l. c. Tübingen.

Digitized by Google

Gerätezweck, d. h. die Arbeitsabsicht, noch nicht die Formabsicht; es bestand zwar eine vorgefaßte, technisch-typologisch zu verstehende Gerätevorstellung, aber nicht eine die Gesamtform der Geräte betreffende „Forme préconçue"!

Ein merkwürdiges Wiederhinneigen zu „primitivem" Verhalten bei der Geräteherstellung liegt nun zweifellos auch in der Syltstufe vor. —

Ganz zweifellos ist die Feststellung, daß sich die Geräte stellenweise in größerer Anzahl angesammelt vorfinden; hie und da um große Blöcke und in der Umgebung von Ansammlungen mittlerer Gerölle, die vielleicht Herdstellen oder irgendwelche Begrenzungen innerhalb von Wohnplätzen gebildet haben. Die Kliffhöhe hat bisher am wenigsten Gerät geliefert und dabei auffallend gute; es machte mir den Eindruck, als seien an den Hängen und in den Mulden des Diluvialplateaus die eigentlichen Wohn- und Arbeitsplätze gewesen, in die zum Zweck der Verarbeitung alles brauchbare Grundmaterial zusammengeschleppt worden ist. Daher auch die vielen, nach wenigen charakteristischen Schlägen offenbar als unbrauchbar liegen gelassenen Arbeitsstücke. In der Umgebung und entfernt von den Siedelungen hat naturgemäß ebenfalls mancherlei Arbeit stattgefunden, aber mehr mit fertigen Geräten.

Noch eine Beobachtung scheint mir wichtig zu sein, nämlich daß immer wieder eine bestimmte Typengesellschaft an den verschiedenen Haupt-Ansammlungsstellen oft ganz dicht beieinander auftrat, z. B. eine Anzahl rundschaberartiger Geräte bei zahlreichen schneidenden und einigen spitzen bohrerartigen Formen; dabei dann in größerer Zahl die zackigen Formen (siehe unten); oft von jedem Typ auch nur ein Stück! „Balken" und beilförmige Geräte fanden sich ganz vereinzelt, mehrere der mir bekannten außerhalb der größeren Ansammlungen. Die zerbrannten Geräte sind häufig in den Ansammlungsstellen; es ist sehr natürlich, daß Geräte ins Herdfeuer geraten sind. Naturtrümmer sind kaum zerbrannt gefunden, wohl aber große Gerölle, die wohl zum Herdrand gehört haben.

Der Übersicht halber seien nun die technisch-typologischen Hauptformen in der Reihenfolge genannt, wie sie die steintechnische Untersuchung ergab. Der Silex reagiert in grundsätzlich bestimmter Weise auf Gewalteinwirkungen, die ihn treffen; Absplißformen und Zerklüftungen an sich entstehen weitgehend gleichartig bei natürlichem zufälligem Zertrümmern wie bei sinnvollem Bearbeiten; der Unterschied besteht in der Anordnung der Bearbeitung, der Vermeidung gewisser das Gerätbild störender Zertrümmerungen und vor allem in der Auslese geeigneter Ausgangsstücke.

I. Klopfsteine bestehen überwiegend aus Quarzit und Felsgesteinen. Manche sehr große Formen mit starker, fast zu Abplattungen führender Benutzung einer Stelle scheinen mir Ambosse für passive Bearbeitungen zu sein (Nr. 1 u. 2.) Vielleicht sind auch manche der „Balken" (IX) Bearbeitungsgeräte. Das Kaliber der zweifellosen rundlichen, gut handlichen Klopfsteine ist verschieden: von Faustgröße bis zu kleinen, ganz zierlichen, sehr gut gewählten handlichen Stücken. Die nächsten Folgen der Steinschlagekunst mit solchen Klopfsteinen verschiedenen Kalibers, sind überall zu unterscheiden: grobe Abschläge (IV) und grobe Schlagnarben in Form der bekannten Halbmonde und Ringe an den Klopfflächen besonders der Kernsteine und feine und feinste Klopfspuren und Abschläge von allen Typen.

II. Kernsteine sind in großer Menge und von sehr verschiedener Größe vorhanden und zeigen drei Hauptformen gemäß der verschiedenartigen

Digitized by Google

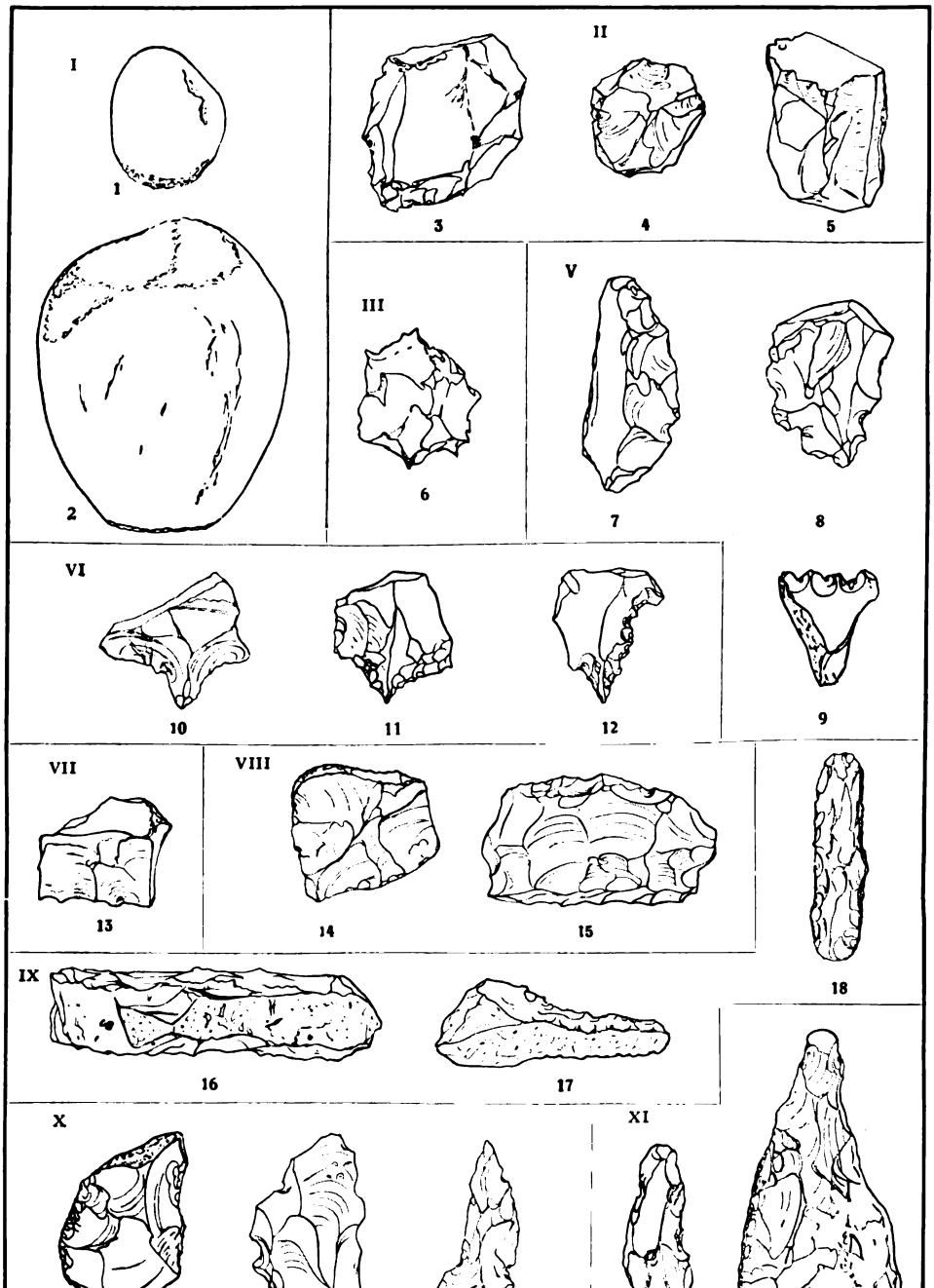


Abb. 3. Gerättypen. 1/3 nat. Gr.

Digitized by Google

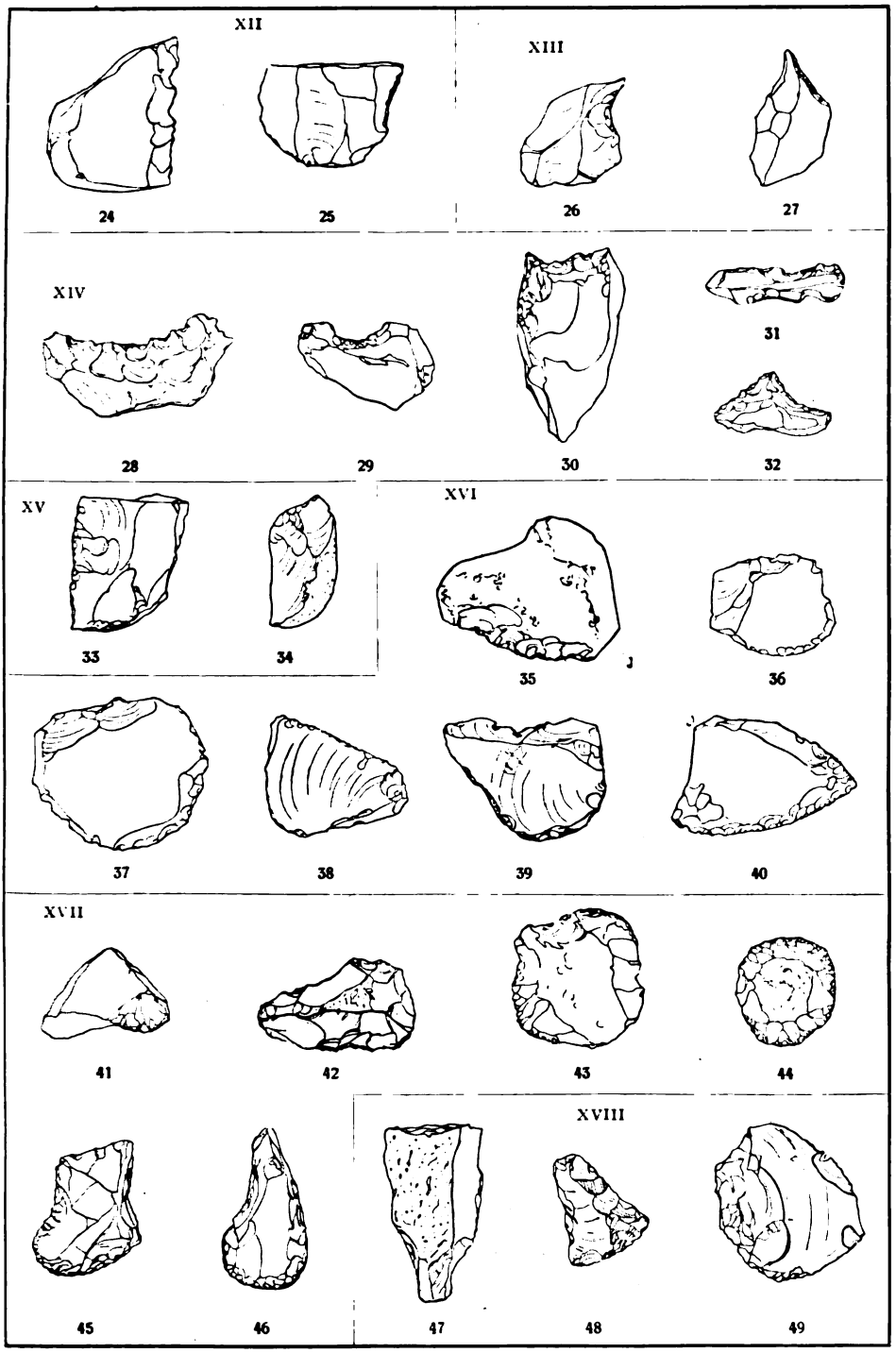


Abb. 4. Gerättypen. 1/3 nat. Gr.

Digitized by Google

Herrichtung, die auf Erzielung bestimmter Abschlagformen beruht: 1. unregelmäßige Kerne, von denen Abschläge „wie sie sich gerade ergaben" gewonnen worden sind; die stark zerarbeiteten Stücke zeigen den gleichen Charakter wie die angefangenen. 2. Eine ganz charakteristische zweite Form nimmt ihren Ausgang von flachen Knollen, von denen in die Flächen hinein ringsherum Absplisse geschlagen sind. Es entstanden so Stücke, die an die diskusförmigen Kernsteine des Moustérien erinnern, die aber auch in Ägypten, Italien, den nordischen Bezirken des gesamten Steinalters, häufig in La Micoque und Taubach-Weimar-Ehringsdorf vorliegen. Das Ergebnis sind „lindenblattförmige" und rundliche Abschläge, zur Herstellung von Spitzen und Rundformen gut geeignet und von einer Regelmäßigkeit der Form, die bei gröberen Kernsteinen schwieriger zu erhalten ist. 3. Langformen, meist von annähernd zylindrischen, schon von Natur prismatischen Stücken abgearbeitete Abschläge, Langabsplisse, die bisweilen schon durch die Beschaffenheit der Knollen und des Materiales als gute Lamellen entstanden sind; aber ganz selten sind sie von der Feinheit der aus den Klingenindustrien her bekannten. An allen Stücken ist deutlich, daß Schlagtechnik, nicht Drucktechnik angewandt worden ist. Aufschlußreich sind Stücke, die weggeworfen sind, weil ein in der Masse liegendes Hindernis weitere Abspellungen vereitelte. (Nr. 3, 4 u. 5.)

III. Kernformen besonderer Art, die anscheinend nicht (oder nicht mehr!) zur Gewinnung von Abschlägen gedient haben, sind die „Polyeder", bei deren Herrichtung es offenbar darauf ankam, möglichst viele unregelmäßige scharfe Kanten und Spitzen zu gewinnen. Derartiges wird in anderen Steinindustrien als Wurfsteine angesehen. Manche von ihnen sind länglich, auch annähernd scheibenförmig und kegelförmig. (Nr. 6.)

IV. Die Abschlagformen sind entsprechend den Kernsteinformen rundlich, blattförmig, lamellenartig oder unregelmäßig. Auffallend viele zeigen „Schnabelform", was für die Formgebung gewisser Instrumente (XIII, XVI) wichtig wurde. Entsprechend dem im Ganzen klein- und mittelkalibrigen Grundmaterial sind ganz große Abschlagformen selten; sie sind auffälligerweise meist nicht weiter bearbeitet, bis auf die lamellenförmigen, die als Messer wieder erscheinen.

Es folgt nun eine für die Sylterstufe ganz besonders kennzeichnende Gruppe (V—IX), deren Einzelformen ebenso häufig aus Knollen und groben Naturtrümmern, wie aus groben Abschlägen hergestellt worden sind.

V. Zackenkantige. Meist recht grobe Stücke verschiedenen Kalibers, die dadurch gekennzeichnet sind, daß eine oder mehrere Kanten mittelst weniger großer Schläge grobzackig geschlagen sind, meist so, daß die Zackenreihe längs einer Flachseite des Stückes angeordnet ist. Es gibt Zwischenformen zu den Polyedern hin; vielleicht gehören als Geräte auch III und V zusammen. Manche Stücke sind sichtlich „Sägegeräte". (Nr. 7, 8 u. 9.)

VI. Spitzzackige. Auch diese Gruppe ist mit III und V verwandt; ihre Eigenart besteht darin, daß eine Spitze besonders herausgearbeitet worden ist; bisweilen ist rechts und links neben ihr noch je eine kleinere vorhanden. Die Stücke sind im ganzen oft dreieckig pyramidenförmig; sie haben Form- und offenbar Gerätbeziehung zu XII und XIV. Manche sind offensichtlich „Bohrer". (Nr. 10, 11 u. 12.)

VII. Steilgeschlagene. Meist plattenförmige oder quaderförmige Stücke, an einer oder mehreren langen Flächen durch aneinandergereihte sorgsame Abschläge bearbeitet und zwar nur mit großen, nicht mit darauf-

Digitized by Google

geschichteten kleineren und kleinsten Abschlägen. Sehr oft liegen nur zwei sehr regelmäßige und gleichgroße Abschläge nebeneinander. Längere Stücke sehen aus wie Gebißreihen. (Nr. 13.)

VIII. Flachgeschlagene. Mit den vorigen (VII) verwandte Stücke, aber sichtlich das Bestreben zeigend, an sich schon flache Knollen und Trümmer noch flacher zu gestalten, meist durch Bearbeitung einer Fläche, die dann auffallend regelmäßig von allen Kanten her laufende Flachabschläge aufweist. Meist sind es annähernd rechtwinklige Stücke. Einige größere Stücke tragen diese Bearbeitungsart an zwei Flächen; es entsteht dadurch etwas den sog. „Vorarbeiten" neolithischer Flachbeile Ähnliches, wie es aber auch in der Campigniengruppe vorkommt und in paläolithischen Industrien. Manche Stücke lassen an Verwendung als geschärfte „Wurfscheiben" denken! (Nr. 14 u. 15.)

IX. Balken. Stücke in der Technik von VII und VIII, aber ausgesprochen formgewollt. Mehrere mir bekannte Stücke haben eindeutig gewollten rechtwinkligen Längs- und Querschnitt, sind also Balkenformen im engeren Sinne. Vielleicht sind es Feuerschlagsteine? Andere sind vielleicht nur infolge Materialversagens unregelmäßiger; einige haben sichtlich Neigung zu Spitzformen, mehrmals mit linsenförmigem Querschnitt. Diese Stücke könnten auch zu XI gestellt werden. (Nr. 16, 17 u. 18.)

X. Mandelformen. Eine nicht geringe Anzahl verschiedenen Kalibers. Die meisten zeigen ganz ausgesprochen die Absicht, aus bearbeiteten Kernstücken faustkeilartige Geräte herzustellen, deren eines Ende stumpf, dick und wenig bearbeitet ist, deren anderes Ende eine meist breite schneidende „Spitze" darstellt. Dieser offenbar als „Arbeitsstelle" des Gerätes gedachte Teil verdankt seine Beschaffenheit häufig feinerer Bearbeitung, meist aber ist es der unbearbeitet gelassene scharfrandige bis schneidend-flache Teil eines großen natürlichen Trümmers oder künstlichen Abschlages oder die Stelle, wo zwei Schlagflächen, die an dem Stück angebracht worden sind, in einer Schneide zusammenlaufen. Die Materialkümmernis hat es mit sich gebracht, daß sehr verschiedene, oft geradezu grotesk anmutende, aber von überlegener Materialbeherrschung zeugende Schlagmaßnahmen angewendet worden sind, um den Gerätezweck zu erreichen. Auch diese Formen könnten kümmerliche Ausführungen im Sinne von Gr. XI sein. (Nr. 19, 20 u. 21.)

XI. Langbeilformen. Stücke von eindeutiger Artung, gekennzeichnet durch dreieckigen oder linsenförmigen Querschnitt, dickes „Griffende" und spitz-scharfes „Arbeits-Ende". Einige Stücke sind völlig gut gelungene Kernbeilformen des Schemas der Pics aus dem Campignien. Mehrfach kommen aus groben Abschlägen hergestellte Stücke vor mit einer fast löffelförmigen, aber nicht gesondert bearbeiteten Spitze. Wieder sind es meist, wohl infolge des Materialmangels, kleinere Stücke. Das einzige von mir gefundene Stück in der Länge von fast 20 cm trägt an der äußersten Schneidespitze beiderseitig Schliff! Es ist nicht in der intakten Schicht, also nicht an primärer Lagerstelle gefunden; demnach ist auch nicht sicher auszuschließen, daß es seinen Schliff erst später, vielleicht im Neolithikum, bekommen hat. (Nr. 22 u. 23.)

Die folgenden Formen XII und XIII sind wieder sozusagen eine Sippe im schlagtechnischen Sinne; als Geräte scheinen sie der gleichen Absicht entsprungen; infolge der Materialeigenart sind sie technisch-typologisch verschiedenartig.

Digitized by Google

XII. Grobe Bogenspitzen. Aus Knollen, Trümmern und Abschlägen in sehr verschiedenem Kaliber hergestellt. Kennzeichen für alle ist die Bogenform der bearbeiteten Gerätspitze. Das ganze erinnert an die Papageienschnabelformen des Paläolithikums, die aber auch im Mesolithikum und Neolithikum überall häufig sind; in Sylt sind sie besonders grob. (Nr. 24 u. 25.)

XIII. Schneide- und Reißspitzen. Ähnlich XII, aber von feinerer Ausführung, meist aus von vornherein schnabelförmigen Spitzabschlägen hergestellt, bisweilen mit ganz geringer Nachhilfe zum Besten der Gesamtform; meist mit Handlichkeitsanpassungen an der Basis oder am Rückenteil. Die Arbeitsstelle, die Hohlspitze, ist meist gar nicht, gelegentlich aber auch sehr fein, sogar flächig gedengelt, so daß die Absicht, eine Schneidespitze zu erhalten, ganz deutlich wird. Andere Stücke scheinen mehr zur Verwendung als Bohrer verschiedener Feinheit bestimmt gewesen zu sein. (Nr. 26 u. 27.)

XIV. Hohlgeschlagene. Auch diese Formen haben ganz grobe und ganz feine Vertreter: aus Knollen, Trümmern und Abschlägen hergestellt. Schon unter den steilgeschlagenen Stücken (VII) und den Zackenformen (V) sind vielleicht hierher gehörige Gerättypen. Das kennzeichnende ist die zweifellos gewollte Herstellung einer konvexen Arbeitsstelle von der Art der Hohlschaberkanten; es sind aber sehr grobzackig-geschlagene Stücke nicht selten; andere wieder sind von großer Feinheit der Arbeit an der Arbeitsstelle. Die großen Kaliber sind nie sehr fein gedengelt; sie sind also nicht etwa nur „Vorarbeiten", sondern eben grobe Typen! Die Gesamtformen sind sehr verschieden: Querformen und Langformen; die Kerben nehmen öfters die ganze Quer- oder Längsseite eines Stückes ein; diese Typen sind am meisten verwandt mit VII, bisweilen sitzen an Langformen mehrere Kerben nebeneinander; oder sie sitzen bei Langformen an einer Querseite. Oft liegen zwei sorgsam geformte Kerben nebeneinander, während die Spitze keine Bearbeitung zeigt. (Nr. 28, 29, 30, 31, 32.)

Die Formen XV und XVI sind wiederum eine Sippe, ebenfalls von groben und feinen Formen und mit wenig oder feiner Bearbeitung.

XV. Messerformen. Natürliche und künstliche Abschläge. Zweck und Hauptformenanteil ist eine schneidende Kante. Häufig sind Lamellenformen. Aus unregelmäßigen Abschlägen sind oft Dreieck- und Trapezformen durch einfaches Zerschlagen hergestellt. Die Schneidekante ist auch bei groben, dicken Stücken oft durch feine und feinste Flächendengelung (passive Retouche oder Druckretouche) erzeugt. Manche Späne zeigen nur an den Griffstellen etwas Anpassungsbearbeitung, an den Arbeitsstellen keinerlei Herrichtung, wohl aber ausgesprochene Zerarbeitung, Abnutzung, gelegentlich sogar bis zum Hochglanze gesteigert. (Nr. 33 u. 34.)

XVI. Schneideplatten (E. Bracht). In allen Steinzeitindustrien eine kaum beachtete, aber zweifellos äußerst wichtige Gerätsippe. Es handelt sich oft um sehr grobe Messerformen, die aber nicht die Langform erstreben, sondern eher rundliche Schneiden, vergleichbar den Ledermessern der Schuster auch u. a. dem bekannten „Frauenmesser" der Eskimo. Häufig sind auch Formen, bei denen die runde Schneide neben einer Spitze liegt und Spitze und Schneide aus dem Gerätstück pflugscharähnlich hervorragt. Manche Stücke sind ringsum grob „geschärft", vielleicht, um als „Wurfscheiben" zu dienen (vgl. bei VIII). Ich möchte für Sylt und andere Steinindustrien grundsätzlich scheiden zwischen Scheibenformen und Pflugscharformen. Beide können dick sein, die Scheibenformen sind dann den gemeinhin als Rundschaber aufgefaßten flachen Rundformen von Geräten mit gedengelter Kante

Digitized by Google

formal nahestehend. Gemeinsames Kennzeichen dafür, daß sie zu meiner Form XVI gehören, ist überall die Gesamtform, die auf Handlichkeit im Sinne der Schneideplatte hindeutet. Auffällig oft ist die schneidende Rundung nur ein kleiner Teil einer großen im übrigen nicht bearbeiteten Kante des Gerätes; dem Schneideteil liegt dann eine für das Anfassen mit gestrecktem Zeigefinger besonders geeignete stumpfe oder stumpfgemachte Längskante gegenüber. Das gleiche gilt von den Pflugscharformen, nur daß diese sehr häufig eine sichtlich gewollte feine Schneidespitze haben, die oft nicht nur an der eigentlichen Schneidelängskante gedengelt ist, sondern auch jenseits: dann aber nicht bis hin zu der Greifstelle (Fingerauflage). (Nr. 35, 36, 37, 38 u. 39.)

Diese Formen müssen künftig überall besonders beachtet werden. In La Quina, La Micoque, Ehringsdorf u. a. m. haben sie meines Wissens sogar ausschlaggebende Wichtigkeit für Typologie und Technik der betreffenden Industrien. Auch unter den sog. Faustkeilen spielt diese Gerätform eine große Rolle. Es hat sich mir ergeben, daß wir vom Spätmoustérien ab keineswegs alles was Mandelform hat, für Faustkeile halten dürfen, vor allem nicht in La Micoque. Die Schneideplatten spielen eine große Rolle; sehr viele Keile und der größte Teil der sog. Moustierspitzen sind Pflugscharformen der Schneideplatten. — Es ist kein Zufall, daß in Sylt eine geradezu klassische „Moustierspitze" gefunden ist, aus einem sehr schön geratenen Blattabspliß von ausgezeichnetem Material hergestellt; also ein „Idealstück", welches diesen Form- und Gerätwillen deutlichst zeigt. (Nr. 40.)

In diesem Zusammenhange ist zu betonen, daß unter den so vielgestaltigen natürlichen und künstlichen Absplißformen der Syltstufe wie aller anderen Steinindustrien jeden Alters überall die für diese Schneideplatten in Scheiben- oder Pflugscharformen geeigneten Stücke geschickt ausgewählt sind und durch ihre oft nur geringfügige Formnachhilfe und Arbeitsstellen-Dengelung zu ausgesprochenen Geräten geworden sind. Auch hier sind aber die Abnutzungserscheinungen oft das einzig auffällige Anzeichen ihrer Zugehörigkeit zu diesen Gerättypen.

XVII. Rundformen. In dieser Gruppe, deren Kennzeichen die rundbogige, sorgsam gedengelte Arbeitskante ist, seien aus technisch-typologischen Gründen offensichtlich verschiedene Gerättypen zunächst zusammengefaßt. Am deutlichsten unterscheiden sich

a) Kahnformen, die zweifellos formale und technische Beziehungen zu den „Kielkratzern" haben. Sie sind aus Naturtrümmern oder ganz groben Abschlägen hergestellt. Einige zeigen sehr deutlich Abnutzungsspuren als Hobelgeräte wie jene. Auch die formale Ähnlichkeit ist groß; sogar die im Aurignacien und Magdalénien nachweislich gewollten kleinen „Nasen" und Kerben neben der rundgedengelten Querkante sind unter den Syltformen auch vorhanden. Die Kieldengelung ist oft besonders fein und dünnspänig, fast gelegentlich aurignacartig. (Nr. 41 u. 42.)

b) Rundscheibenformen, an denen sich eine einzelne Rundkante, bisweilen zwei sich gegenüberstehende, gelegentlich von verschiedenen Flächen her bearbeitete (wechselständige) Bogenkanten befinden. Manche Stücke sind ringsherum völlig gedengelt! (Nr. 44 u. 45.)

Auch diese Stücke sind aus Naturtrümmern oder Abschlägen hergestellt.

c) Gestielte Formen. Bereits manche der Rundscheibenformen, zumal die aus Abschlägen hergestellten sind länglich, wobei die Schlagstelle des ursprünglichen Abschlages der Rundkante gegenüberliegt. Sind die

Digitized by Google

Stücke aus Lamellenabschlägen geformt, ergibt sich die Langform bzw. Stielform von selbst; immer liegt hierbei die Rundkante dem Schlaghügel des Abschlages gegenüber. Bei einer Anzahl der Rundformen ist aber der Stiel ganz offensichtlich ausdrücklich gewollt und durch Sonderbearbeitung erzielt worden. Einige Stücke tragen gegenüber der Rundkante Herrichtungen im Sinne schneidender Spitzen; sie sind vielleicht zu den kombinierten Geräten zu zählen (XIX). (Nr. 45 u. 46.)

Diese Rundformen sind, zumal für wenig Geübte und Liebhabersammler überall die auffallendsten und daher begehrtesten Stücke. Es ist mir auf Sylt immer wieder aufgefallen, daß sie, zumal am Ende der „Badesaison", selten zu finden sind, desto häufiger im Besitz von Gelegenheitssammlern!

XVIII. Meißelformen. Hier seien seltene, vielleicht zum Teil zufällig bei der Absicht, andere Geräte herzustellen, entstandene Stücke hingestellt. Manche sind aus Knollen (nucleigen) oder Trümmern entstandene Langformen; die Meißelkante ist schmal und liegt an der Spitze des Gerätes; sie könnten auch kümmerliche Langbeilformen sein. Andere aber sind zwar grob hergerichtete, aber ausgesprochene Meißelformen, vielleicht allerdings auch als geradkantige Kratzer bzw. Schaber zu verwenden gewesen. Wieder andere sind grobe, an ungeschickte Mandelform erinnernde Stücke, deren auffallendster Bestandteil die bisweilen durch seitliche Herausarbeitung betonte meißelartige Schärfe ist: vielleicht ganz kümmerliche Beilformen. (Nr. 47.)

Einige Stücke aber sind ganz ausgesprochen wohlbearbeitete Meißelgeräte, die an die sog. queren Pfeilspitzen erinnern. (Nr. 48.)

Es muß hier betont werden, daß unter den vielen Hunderten der mir bekannten Stücke nicht ein einziger ausgesprochener Scheibenspalter sich befindet, obwohl die Herstellung dieses Gerätes nach Ausweis der Abschlagformen sehr leicht möglich gewesen wäre! Ganz wenige Stücke scheinen mir verdächtig, eine Kümmerform eines Scheibenspalters zu sein und somit die typologische Verbindung zu den nordischen Campignienkreise der Muschelhaufen noch sicherer herstellen zu können. (Nr. 49.) In einem Falle aber handelt es sich um einen regelrechten Flintenstein; die sind natürlich zur Zeit des Flintenschlosses auch auf Sylt hergestellt worden, und mein Stück stammt von einer Stelle, wo auf der Kliffoberfläche der Haidsand längst zerstört ist und Kulturreste aller Zeiten bis in die Gegenwart lagen.

XIX. Kombinierte Formen sind in der Syltstufe sichtlich sehr selten; ich erwähnte sie schon vermutungsweise bei XVII c. Unter den formal kaum hergerichteten Geräten mögen naturgemäß manche mehreren Zwecken gedient haben, etwa gleichzeitig zum Schneiden, Bohren, Kratzen u. dgl.

Die Erklärung der Seltenheit hängt zusammen mit der Frage nach der Gerätebestimmung der einzelnen technisch-typologischen Formen.

XX. Hier seien einige fragliche Stücke eingeordnet, die möglicherweise verfehlte Vorarbeiten zu neolithischen Beilen sind, obwohl nicht ausgeschlossen ist, daß sie besonders symmetrische Balkenformen (XIV) der Syltstufe sind. Allerdings sind sie dick patiniert, wie die neolithischen Funde auf Sylt es häufig sind. —

Bei der Beschreibung der steintechnisch-typologischen Formengruppen ergab sich der Hinweis auf ihre Benutzung fast überall von selbst. Es sei hier ausdrücklich betont, daß es an der Zeit ist, von den alten schematischen Analogiebezeichnungen wie Messer,

Digitized by Google

Beile, Kratzer, Schaber nicht allzu schulmeisterlichen und schematischen Gebrauch zu machen. Schon die Bezeichnung Beil, Axt, Faustkeil sind vielfach irreführend gewesen und werden es immer bleiben. Vor allem aber bindet und beengt solche Einteilung, die doch nur die Folge einer Übertragung aus Metallformen rückwärts in die Steinformen zum Ausgang gehabt hat, die kulturarchäologischen Begriffe und Anschauungen von vornherein und verhindert nur allzu oft, die rechte Erkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse: vor allem bei Denjenigen, denen nicht technische, visuell betonte Auffassungsgabe bei ihren Studien an Steinindustrien zur Seite steht. Immer wieder muß betont werden, daß wir künftig systematisch vom örtlichen Typenmaterial und in letzter Linie von dem örtlichen Rohmaterial bei der Analysierung von allen Steinzeitfundgruppen ausgehen müssen.

Andererseits ist die gar zu freigiebige Verwendung der Begriffe der „Handlichkeit" und mutmaßlicher Gerätverwendbarkeit der technisch-typologischen Typen zu einem Arbeitszweck ebenso leicht irreführend, zumal wenn es sich um Stücke handelt, die nach dem bisherigen Schema „atypisch", ungewöhnlich und neuartig sind. —

Wir wollen es für die Syltstufe zunächst bewenden lassen bei der gegebenen Einteilung, die sich auf den Nachweis zweifelloser menschlicher Bearbeitung örtlichen Rohmateriales begründet und der Feststellung zweifelloser technisch-typologischer Formengruppen mit verschiedener Variationsbreite. Meine 35jährige Erfahrung auch bei der Einführung von Fachleuten und Laien in die Erkennung von Steinzeitindustrien jeden Alters hat mich immer wieder gelehrt, daß meine technisch-typologische Methode, weil sie alle Erscheinungen der Steinschlagtechnik der örtlichen Fundgruppe vom Rohmaterial bis zum „schönsten", vollkommenst gelungenen Stück zu berücksichtigen zwingt, der beste Ausgangspunkt ist für alle weiteren Versuche, Werkzeugtypen und ihre Verwendung im Sinne von archäologischen Gruppierungen zu bestimmen. Das kann dann mit Hilfe von Analogieschlüssen aus gegenwärtigen „primitiven", sozusagen steinzeitlichen Kulturen innerhalb der Völkerkunde geschehen oder rückschließend aus jungsteinzeitlichen und altsteinzeitlichen, auch technisch wohldurchforschten Fundgruppen. Für die Erkenntnis der in neuerer Zeit mehr und mehr zum Vorschein kommenden, dem bisherigen Wissen „ungewöhnlichen" Steinindustrien, zu denen auch unsere Syltstufe gehört, ist dies ein sicherer, rein induktiv und daher vorsichtigerer Weg zur Klärung als bisherige Formtypologien.

Ohne weiteres erkennbar in ihrer Bestimmung als Geräte sind für die Syltstufe die schneidenden, sägenden, bohrenden Typen; Schaber und Kratzer mögen manche der bogenkantigen und scharfkantigen Stücke gewesen sein, einige Formen sogar ganz gewiß! Klopfsteine und Beilformen sind eindeutig; auch Kernsteine und Abschläge. Es braucht kaum betont zu werden, daß bei der Sonderbeschaffenheit des Rohmateriales auf Sylt die genaueste Kenntnis der möglichen Naturtrümmerformen Voraussetzung für jede Forschung ist. Immer wieder fällt dem Wissenden in dieser Beziehung in allerlei Steinindustrieveröffentlichungen gröbstes Fehlgreifen auf, selbst seitens geologisch Geschulter und seitens geübter Archäologen; aus vielen, besonders der „ungewöhnlichen" Steinindustrien jeden Alters kenne ich in Literatur und Museen allerlei Naturgebilde, die als Geräte gehen! Von den „eolithischen" Materialien ganz zu schweigen, seien nur die nachgerade zur Landplage werdenden norddeutschen Diluvialfunde aus den Moränenkomplexen

Digitized by Google

genannt, die dadurch nicht menschlicher werden, daß sie geschäftig zu „Paläolithikum" umgefaselt werden!

Ich habe mich absichtlich auf einige Andeutungen bezüglich der archäologischen Vergleichung der Syltfunde beschränkt. Geologisch-archäologisch ist der Hinweis auf die Beziehungen zur Campigniengruppe hier zunächst ausreichend; es muß jedoch betont werden, daß die zweifellosen Kernbeile nicht aus intakter Schicht stammen! Meine Untersuchungen müssen künftig noch durch weitergehende Grabungen ergänzt werden. — Die gelegentliche Erwähnung von technischen und Formähnlichkeiten mit alt-, mittel- und jungsteinzeitlichen Gruppen soll zunächst nur vorbereiten und anregen! Wir beginnen ja gerade erst mutig zu werden gegenüber den altehrwürdigen Schemata; müssen uns natürlich hüten vor blindwütigem Umstürzen; die allmählich selbstverständliche Mitberücksichtigung größerer Gesichtspunkte der Völker- und Rassengeschichte hilft uns zu weiterem Ausblick: desto sicherer muß aber der Untergrund gestaltet werden für die „rein archäologische", auch für die technisch-typologische Beurteilung besonders solcher Fundgruppen, wie der Syltstufe. Sie ist meiner Meinung bei künftigen Fragestellungen unentbehrlich, gerade wegen ihrer weitweisenden „Beziehungen" zu Lebensraum, Erbe und Anpassungserscheinungen, die sie mit anderen „biologischen" Kriteriengruppen in der heutigen Menschheitsforschung gemein haben.

Einige gerätetechnisch-archäologische Bemerkungen seien zum Schluß gestattet, die wegweisend sein könnten. Die flach-, hohl- und zackigeschlagenen Typen sind auffällig genug, um weiter beachtet zu werden, zumal da sie, ob nun als Konvergenzerscheinungen oder als Erbe, sehr weitverbreitet sind. Das gilt auch von den „Diskusformen" der Kernsteine; auch von den „Polyedern" (Wurfsteinen?). Nochmals weise ich aber besonders auf die „Schneideplatten" hin, die geradezu eine Art „Völkergedanke" der Steinschlagtechnik sind! Auch die etwaigen Wurfscheiben haben große zeitliche und geographische Verwandtschaftsumkreise.

Zuletzt noch ein Sonderfall! Bekannt ist die altägyptische Sichel mit Holzschaft und aus steinmesserartigen Silexplatten zusammengesetzter Schneide. In unserem „nordischen" und mittel-europäischen Neolithikum habe ich zweifellos entsprechende Klingenstücke in großer Zahl in Wohnstätten nachgewiesen; Bearbeitung und Abnutzung machen die Diagnose sicher. Die aus Spänen zusammengesetzten Schneiden mancher nordisch-mesolithischer Harpunen sind technisch ähnliche Typen, außerdem auch nahe verwandt im Gerätezweck, der die lange Schneide durch Zusammensetzung aus Einzelschneiden erzielt. Eine verwandte Vorrichtung sind die von Wetzstein und Virchow bekanntgegebenen nordafrikanischen rezenten eggenartigen Dreschgeräte aus Holzbohlen mit eingesetzten Reihen von Steinzähnen[1]). Der Gedanke der Werkstückreihung mußte wohl nahegelegen haben, sobald die Technik des Schäftens von den Steinzeitmenschen erfunden worden war. Bei Steinindustrien mit erstaunlicher Häufung gleichartiger Gerättypen und zwar gerade von Formen ohne ausgesprochenen Einzelgerätcharakter war mir immer wieder der Gedanke gekommen, ob da wohl die Herstellung von „Reihungsgeräten" jener oder anderer grob-sägeförmiger Arten vorliegen könnte. Das gilt z. B. auch von den massenhaften „Spitzen" der Moustíerform. Auch von den groben Spitzen- und Zackentypen aus der

[1]) Zeitschr. f. Ethn. 1873, Wetzstein S. 270; Virchow S. 166.

Digitized by Google

Syltstufe, vielleicht auch den „pflugscharförmigen" Schneidespitzen! Man könnte auch an Waffen denken: etwa wie Heifischzahnschwerter der Südsee!

Für die gestielten „Schaber" ist Schäftung ja wohl nicht nur im Neolithikum zweifellos anzunehmen; Herrichtungsspuren in Form symmetrisch seitlich angebrachter Kerben, sowie Abnutzungsspuren weisen meiner Meinung schon im Aurignacien darauf hin; auch z. B., daß an vielen solchen „Schabern" in allen Steinzeitstufen stärkere Zerarbeitung nur auf dem einen Endteile der „Schabekante" deutlich sichtbar ist, und außerdem diese so asymmetrisch gearbeitet ist, daß ihre Benutzung gewolltermaßen nur lokalisiert war und zwar mit bestimmter Geräthaltung. Experimentell ist das leicht nachahmbar. Die Sylter Stücke zeigen diese Bearbeitungsart auch. Man fragt sich oft: „was haben diese Steinzeitmenschen nur immerzu geschabt, gekratzt und zerrissen?" Vielleicht ist hier eine Wegweisung zu weiteren Untersuchungen! Sägen und gröbere reißende Geräte sind und waren vielfach nützlich; bei der Acker- und Oberflächenbereitung im Gras- und Haideboden, auf Eis u. s. f. denkbar. Ich erinnere an die Odlandeggen die heute noch in Norddeutschland, allerdings mit Holzzähnen benutzt werden. Man mag auch bedenken, daß „Eßbestecke", d. h. bestimmte Zusammenstellungen von Geräten zur Verwendung bei der Speisebereitung sich herausgebildet haben mögen: so würde sich das von mir auch anderweitig beobachtete öftere Beisammenliegen bestimmter Geräte erklären, wie etwa von Messerformen, Kratzern („Lösern"), Spitzen und Klopfsteinen! Auf solche Gerätgesellungen muß künftig mehr geachtet werden, um Hinweise auf Gewerbe und anderen Gewohnheits-Gerätegebrauch in Steinzeitkulturen zu gewinnen!

Die wichtige Frage der genaueren Einordnung der Syltfunde in ein allgemeines archäologisches Schema wird von dem Endurteil der Geologie abhängen, das bei der derzeitigen lebhaften Postglazialforschung wohl bald zu erwarten ist. Auch die Pollenanalyse habe ich schon aufgeboten, da die Haidsandschichten, z. T. auch die tieferen Horizonte mit den Pflanzenstümpfen stark humös sind.

Soviel läßt sich zusammenfassend schon sagen: die Syltstufe ist postglazial, älter als das lokale Neolithikum, gehört in einen Schichtenkomplex, der als Haidsand auf einer Windkanter- und Verwitterungszone liegt, die Trockenheit und Wärme in hohem Maße erlebt hat; die unteren Teile des Haidsandes weisen Verschwemmungsfolgen auf, wie Gerölleſtreifen und Wasserschichtung; der eigentliche Fundhorizont hat Winddünensandcharakter. Über ihm folgt die fast anmoorige neolithische Oberfläche des Haidsandes. Ich glaube sagen zu können, daß Lavenstedt, Wehlen und Verwandtes z. T. in tieferen Postglazialschichten liegen; auch die Galgenbergfunde von Halle und verwandte postglaziale Klingenkulturen. Kalbe a. M. dagegen liegt wieder in anmoorigen Sanden dicht unter der heutigen Oberfläche. Auf die bereits hier und da angeschnittene Frage der Wurzelzusammenhänge der mesolithischen Kulturen wird mit größerer Aussicht auf Erfolg als heute einzugehen sein, wenn ihre Typenkunde gesicherter sein wird, wozu hoffentlich diese Mitteilung der Syltfunde dient, zumal die Hinweise auf die technische Typologie.

Digitized by Google

Über frühneolithische Baggerfunde der Ellerbek-Kultur aus der Eckernförder Bucht.

Von H. Heß von Wichdorff.

Mit 4 Abbildungen im Text.

Schon vor einer Reihe von Jahren sind mir durch einen Freund, Herrn Kunstmaler C. Krafft in Berlin-Charlottenburg, eine Anzahl bisher in der vorgeschichtlichen Wissenschaft unbekannter, wichtiger bearbeiteter Knochenfunde zugänglich gemacht worden. Dringende geologische Aufgaben haben indessen die Veröffentlichung dieses neuen Fundpunktes der Ellerbek-Kultur verzögert. Wie aus einer im Besitz des Herrn Krafft befindlichen Urkunde des preußischen Zollverwalters Lau in Eckernförde aus dem Monat Juli des Jahres 1896 hervorgeht, sind die Fundgegenstände im Juni 1891 und im Juli 1896 bei Ausbaggerungsarbeiten im Eckernförder Hafen aus einer 20 Fuß unter dem Meeresspiegel liegenden Moorschicht an das Tageslicht gefördert worden. Die genaue Fundstelle ist bekannt. Sie liegt im Eckernförder Hafen zwischen der Eckernförder Bucht und dem Windebyer Noor an der schmalsten Stelle des Außenhafens, östlich nahe der Holzbrücke, die den Außenhafen vom Binnenhafen trennt, an der Borbyer Seite gegenüber dem Zollamt. Eine auf der Borbyer Seite mündende Regenwasserschlucht bringt gelegentlich starke Abschlämmassen in das Hafenbecken herab, die von Zeit zu Zeit zur Erhaltung der Wassertiefe ausgebaggert werden müssen.

Die Funde wurden bereits im März 1905 vom Verfasser dem bekannten, leider vor wenigen Jahren verstorbenen Wirbeltierkenner Geheimen Bergrat Prof. Dr. Henry Schröder an der Preußischen Geologischen Landesanstalt in Berlin zur Bestimmung der in Betracht kommenden Tierarten vorgelegt. Der nachfolgenden Beschreibung sind die Bestimmungen H. Schröders zugrunde gelegt.

Beschreibung der einzelnen Funde.

Nr. 1. Hirschgeweihhacke. Rechte Abwurfstange eines mittelstarken Hirschgeweihes mit gut entwickelter, vollständig erhaltener Rose (7×6 cm). Die Augensprosse ist auf natürliche Weise ausgebrochen und nur noch 6 cm lang erhalten und am ziemlich scharfen Ende augenscheinlich nicht benutzt worden. Die erste Sprosse über der Augensprosse (Eissprosse) ist 2 cm von der Hauptstange bis zur Hälfte scharf abgesägt und dann nach hinten abgebrochen worden, wobei zwei kleine spitze Höcker stehen geblieben sind. Hinter der Eissprosse setzt sich die Hauptstange noch 5 cm lang fort in deutlich hackenförmiger Gestalt, wobei nur die eine Hälfte der Hauptstange erhalten

Digitized by Google

ist. Unmittelbar hinter der Eissprosse zieht eine scharfe, durchaus einwandfrei von Menschenhand herrührende, noch unvollendete Sägerille quer über die Hauptstange und weist bemerkenswerterweise noch reichliche Spuren des rötlichen Sägemehles auf. An dieser Stelle ist die Rückseite der Hauptstange abgebrochen. Die poröse Innenmasse des Geweihes ist anscheinend absichtlich beseitigt worden. Der Sägeschnitt geht über die Umbiegung des Geweihes hinweg weiter und ist auf der Schmalseite der Hauptstange als 6—7 mm breite Sägerille besonders deutlich entwickelt, sie reicht hier in einem Loch bis in das hohle Innere der Hauptstange. Augenscheinlich sollte der Gegenstand (ebenso wie Nr. 2) als Hirschgeweihhacke dienen. Besonders auffällig bei diesem Werkzeug ist nun der Umstand, daß der Hersteller versehentlich viel zu weit sägte und dadurch die Gebrauchsfähigkeit stark beeinträchtigte. Das Arbeitsstück ist demnach wohl sofort nach Herstellung von seinem Bearbeiter als unbrauchbar für den beabsichtigten Zweck erkannt und weggeworfen worden. Darauf deutet auch der Umstand hin, daß noch nicht einmal das Sägemehl entfernt wurde (Abb. 1).

Abb. 1. Hirschgeweihhacke aus dem Eckernförder Hafen. (Gezeichnet von C. Krafft, Charlottenburg.)

Nr. 2. Hirschgeweihhacke. Mittleres Hauptstangenstück von 32 cm Länge mit einer 7½ cm langen Seitensprosse, die innen ausgehöhlt ist. Von Wichtigkeit ist, daß die Höhlung dieser Seitensprosse nicht durch die gegenüberliegende Außenwand der Hauptstange hindurchgebohrt ist. Es handelt sich also nur um eine Vorarbeit für Typus II der Hirschgeweihhacken. Die Hauptstange ist an beiden Enden durch scharfe Sägeschnitte zur Hälfte abgetrennt worden, wobei das kürzere Ende hackenförmig ausläuft und am Rande etwas abgestoßen ist. Die Ausläufer der Sägeschnitte sind an beiden Enden als ¾ mm breite, deutliche Rillen erkennbar. Die Seitensprosse ist in einer Entfernung von 7½ cm von der Hauptstange quer vollkommen durchsägt und zeigt dort eine glatte Sägeschnittfläche. Die poröse Innenmasse des Geweihes ist überall entfernt worden und die Höhlung ist künstlich rund ausgeschabt worden (Abb. 2).

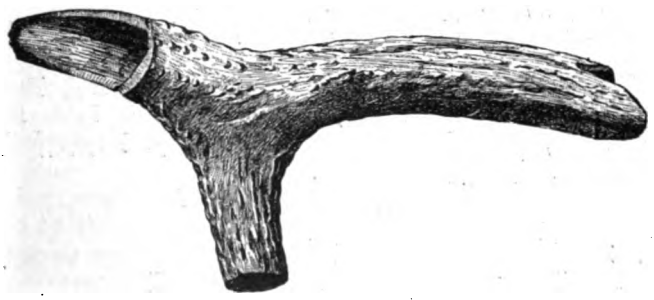


Abb. 2. Hirschgeweihhacke aus dem Eckernförder Hafen. (Gezeichnet von C. Krafft, Charlottenburg.)

Digitized by Google

Nr. 3. Unterkiefer eines Rindes mit den drei letzten Zähnen, unbearbeitet.

Nr. 4. Fellschaber (?), flachgerundetes, abgespaltenes Stück von der Hauptstange eines sehr starken Hirschgeweihes, 13½ cm lang und 6 cm breit, mit einer gleichmäßig bogenförmigen, spitzwinklig abgeschliffenen 5 cm breiten Schneide. Am oberen Ende ist der Gegenstand ganz unregelmäßig ausgesprungen. Es handelt sich um ein zweifelloses Werkzeug, das vielleicht als Fellschaber, aber mehr in Hobelart, verwendet worden ist (Abb. 3a und 3b).

Nr. 5. Hirschgeweihhacke, gearbeitet aus Rose, Hauptstange und Augensprosse, 13 cm lang. Die Augensprosse ist als 8 cm, also handbreiter Griff benutzt worden, während die schwache Hauptstange durch Abschlagen bis 2 cm über der Rose, als 6 cm lange, spitz zulaufende Hacke geformt ist. Nirgends sind an dem Gegenstand Sägespuren zu sehen. Das ganze Werkzeug hat, wie die intensive Rötung neben fleckiger Schwärzung durch benachbart gewesene Holzkohlen einwandfrei erweist, zweifellos im Feuer gelegen und ist völlig durchgebrannt worden.

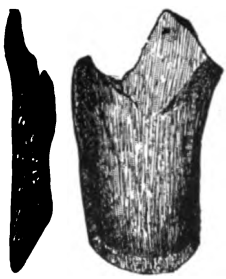


Abb. 3a u. b. Fellschaber aus dem Eckernförder Hafen. (Gezeichnet von C. Krafft, Charlottenburg.)

Nr. 6. Bearbeitete Augensprosse eines Hirschgeweihes, in der Sehne gemessen 22 cm lang, schwach gebogen, vollständig erhalten mit einem kurzen Stumpf der Hauptstange, von der die Augensprosse scharf abgeschlagen worden ist. Die Augensprosse ist vollkommen ausgehöhlt und die Höhlung rund ausgeschabt, um als Schafttülle zu dienen. Die Spitze ist an der inneren Seite geglättet und ganz am Ende etwas beschädigt.

Nr. 7. Augensprosse eines Hirschgeweihes, 19 cm lang, mit abgebrochenem Stumpf der schwachen Eissprosse. Das Stück ist deutlich angekohlt, die äußerste Spitze durch Gebrauch deutlich geglättet. Die poröse Innenmasse des Geweihes ist noch größtenteils erhalten, nur der innerste Teil scheint eine spitze, nach vorne abgerundete Schafttülle getragen zu haben. Nach der Hauptstange zu ist der durch Brand mürbe gewordene Gegenstand in neuerer Zeit, wahrscheinlich beim Ausbaggern, zackig abgebrochen, so daß man die ursprüngliche Beschaffenheit dieses Werkzeuges nicht mehr feststellen kann.

Nr. 8. Augensprosse eines Hirschgeweihes, 17 cm lang, mit vollständig erhaltener, innerer poröser Masse, sehr stark kalziniert, vielleicht durch Feuereinwirkung. Infolge seiner mürben Beschaffenheit ist der Gegenstand beim Ausbaggern beschädigt und seiner natürlichen Oberfläche verlustig gegangen.

Nr. 9. Abgebrochene Spitze einer Hirschgeweihsprosse, 11 cm lang. Der Gegenstand weist deutlich sichtbare Feuereinwirkung auf, die sich durch auffällige Rötung und Schwärzung kundgibt. Infolgedessen ist die ursprüngliche Beschaffenheit des Werkzeuges nicht mehr erkennbar. Es ist stark beschädigt.

Nr. 10. Meißel mit polierter Schneide, aus der Augensprosse eines Hirschgeweihes gefertigt, stark gebogen, 11½ cm lang. An der Innenseite der Spitze ist die rauhe Oberfläche 2½ cm weit durch Absplisse abgeglättet und breit zugeschärft, an der Außenseite ist die Spitze 5 cm lang durch Gebrauch außerordentlich deutlich abgeglättet. Am dicken Endteil ist das Werkzeug durch scharfe, schief nach der Hauptstange zu laufende Schnitte vom Rest der Augensprosse abgetrennt, so daß eine gleichmäßige runde Öffnung

Digitized by Google

entstanden ist. Die poröse Innenmasse ist vollständig entfernt, die Höhlung rund ausgeschabt oder möglicherweise auch durch den sicher früher hier angebrachten Holzgriff des Werkzeuges allmählich entfernt (Abb. 4a und 4b).

Nr. 11. Eberzahn, in der Sehne 8 cm lang, mit abgenutzter Spitze.

Nr. 12. Kleinerer Eberzahn, in der Sehne 6½ cm lang.

Nr. 13. Mittelfußknochen eines Rindes, 21 cm lang, an der einen Schaftseite stark geglättet, sonst unbearbeitet. Unterhalb der Gelenkrollen an der Oberfläche anscheinend mit Schlagspuren bedeckt, vielleicht möglicherweise infolge Benutzung des Gegenstandes als Keule; andererseits können auch beim Ausbaggern ähnliche Einwirkungen entstanden sein.

Nr. 14. Bruchstück eines Oberschenkels vom Hirsch, 13 cm lang, teilweise geglättet und nach Ausweis der schwarzen Flecken anscheinend im Feuer gewesen.

Nr. 15. Schädelechtes Stück eines Hirschgeweihes mit Rose und Stirnbein, also keine Abwurfstange wie bei den anderen Funden, sondern von Menschenhand erlegter Hirsch. Das Geweih ist vom Menschen vom Schädel abgeschlagen worden. Hauptstange und Augensprosse sind 11 bzw. 10 cm lang erhalten und scharf abgebrochen. Der ganze Gegenstand ist allem Anschein nach vollständig unbearbeitet.

Abb. 4a u. b. Meißel mit polierter Schneide aus dem Kieler Hafen. (Gezeichnet von C. Krafft, Charlottenburg.)

Nr. 16. Prächtig bearbeitete Steinkeule aus sehr hartem, schwärzlichgrünen, stark chloritisierten Diabas, der infolge starken Gehaltes an Magneteisenerz und Schwefelkies ein besonders hohes spezifisches Gewicht aufweist, 19 cm lang. Das Gestein eignet sich wegen seiner außerordentlichen Schwere zu einer Keule hervorragend gut. Der 7½ cm lange Keulenkopf ist flaschenförmig mit 15 Längsrippen versehen, zwischen denen 15 Rillen entlang ziehen. Oben ist er glatt abgeschnitten. Der 11½ cm lange Griff ist vollkommen glatt, im Durchschnitt ein Rechteck mit flachgewölbten Breitseiten, die oben 3½ cm, unten 3 cm messen. Die ebenen Schmalseiten sind oben 1 cm und unten ½ cm breit. Das stumpfe Griffende ist glatt abgeschnitten und noch ½ cm breit. An der einen Schmalseite beginnt 3,2 cm unter dem vorspringenden Keulenkopf eine 1 cm breite Einkerbung von 4 mm Tiefe, eine Erscheinung, die sich in gleicher Ausbildung auch bei einem Keulenkopf von der Insel Fünen wiederfindet. Diese besonders schöne Steinkeule aus dem Untergrund des Eckernförder Hafens ist vor kurzem erstmalig von G. Kossinna beschrieben und abgebildet worden [1]). Sie gehört zu einer Gruppe von Steinwaffen, die nach G. Kossinna auf Jütland und Schleswig beschränkt ist und als eigengeschaffenes Gerät bei den Finno-Indogermanen auftritt [1]).

Auswertung der Eckernförder Funde.

Was nun zunächst die ursprünglichen Lagerungsverhältnisse der Gegenstände anlangt, so ist allgemein zu bemerken, daß bei Baggerfunden die genaue Fundschicht nie ganz sicher angegeben werden kann. Es erscheint

[1]) G. Kossinna: Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit (Leipzig, Verlag von C. Kabitzsch 1928), S. 216—222. Die Abbildungen der oben geschilderten Eckernförder Steinkeule (Abb. 268a und 268b) befinden sich auf Seite 220.

Digitized by Google

durchaus klar, daß die einer viel jüngeren Kulturstufe der Steinzeit angehörige Steinkeule nicht genau in der gleichen Kulturschicht gelegen hat wie die bearbeiteten Hirschgeweihe. Wichtig aber ist andererseits das in der oben genannten Urkunde niedergelegte Urteil des Zollverwalters Lau, daß die Funde einer Moorschicht in 20 Fuß Tiefe unter dem Meeresspiegel entstammen, da er sofort nach der Hebung der Funde an Ort und Stelle auf dem Bagger sorgsame Beobachtungen und Erkundigungen nach den näheren Fundumständen anstellte und das gleichzeitig mit emporgebrachte Moor-Baggermaterial selbst noch vor Augen hatte, wie aus den Mitteilungen des Zollverwalters Lau an seinen Enkel Krafft klar hervorging. Hier bei den Baggerarbeiten im Eckernförder Hafen waren aber die Fundumstände nicht so günstig wie bei den Ellerbek-Funden im Kieler Hafen, wo ein so ausgezeichneter Moorkenner wie C. A. Weber sofort die einzelnen Moorschichten feststellen und unterscheiden, auch gleichzeitig die genaue Fundschicht moorbotanisch festlegen konnte. Das verhinderte hier schon die Vermengung der Schichten durch den Baggerapparat. Es erscheint so ohne weiteres verständlich, daß die Steinkeule einer oberen andersartigen Moorbank ursprünglich angehörte als die in einer etwas tieferen anderen Moorschicht lagernden Hirschgeweih-Artefakte der Ellerbek-Kultur.

Das Auftreten einer Torfmoorablagerung im Untergrund des Eckernförder Hafens ist vom geologischen Standpunkt aus recht erklärlich. In der vollkommen gleichartig entstandenen Bucht des Kieler Hafens sind in den Jahren 1901—1903 eine ganze Reihe (157) Bohrungen zur Untersuchung des Untergrundes desselben für die Anlage des neuen Ausrüstungsbassins ausgeführt worden. Die Bohrproben dieser zahlreichen Bohrungen im Kieler Hafen sind vom Verfasser in den Monaten Februar bis April 1904 eingehend untersucht worden. Das Ausrüstungsbassin, in dessen ganzen Bereich die Bohrungen regelmäßig verteilt sind, liegt auf der östlichen Seite der Kieler Bucht vor den Ortschaften Ellerbek und Wellingsdorf links von der Einmündung der Schwentine in die Kieler Föhrde. An vielen Stellen sind unter dem Wasserspiegel unmittelbar die Fortsetzungen der diluvialen Bergzüge der benachbarten Höhenrücken der Küstenlandschaft entwickelt. Auf anderen, weit ausgedehnten Strecken des Ausrüstungsbassins sinkt der diluviale Untergrund oft recht steil und plötzlich in die Tiefe. Hier sind unter dem Meereswasser der Kieler Bucht mächtige rezente Meeresschlickablagerungen zum Absatz gelangt. Unter diesem recht jungen Meeresschlick sind aber größere zusammenhängende Torflager vorhanden und durch die Bohrungen in weiter Verbreitung nachgewiesen worden. Im allgemeinen werden diese submarinen Torflager von dem diluvialen sandig-kiesigen Untergrund unmittelbar unterlagert. An manchen, oft ausgedehnten Stellen liegt aber unter dem Torflager und über dem liegenden Diluvialsande noch eine mehr oder minder mächtige Süßwasser-Ablagerung, die teils als Wiesenkalk, teils als Moormergel mit Süßwasserschnecken und schließlich seltener auch als Diatomeenmergel entwickelt ist. Die geologischen Profile, die vom Verfasser auf Grund der Bohrergebnisse längs der geraden Bohrlinien entworfen wurden, lassen nun klar erkennen, daß es bei allen diesen ausgedehnten Torflagern im Untergrunde des Kieler Hafens und eben erst recht bei ihren liegenden Süßwasser-Ablagerungen sich um ehemalige Bildungen auf dem Festlande handelt. Wo heute die Wellen des Kieler Hafens gegen die Küste von Ellerbek und Wellingsdorf branden, war ursprünglich Festland. Zwischen den Bergrücken waren damals einzelne kleine Süßwasserseen vorhanden. Auf ihrem Grunde

Digitized by Google

setzten sich, wie noch heute in vielen unserer norddeutschen Seen Seekalk (oder auch Wiesenkalk) genannt ab. Dann verlandeten die flacher gewordenen Seen im Laufe der Zeiten völlig und versumpften zu Torfmooren. Da heute diese ursprünglich auf dem festen Lande entstandenen Torflager mit ihren liegenden Süßwasserablagerungen unter mächtigen Meeresschlick-Absätzen und einer Reihe Meter Wasserbedeckung unter dem Meeresspiegel liegen, können sie nur durch eine spätere Landsenkung in ihre gegenwärtige Lage gebracht worden sein. Geologisch, moorbotanisch und zoologisch durch den Befund von Süßwasserschnecken und Süßwassermuscheln sind diese submarinen Torflager, Wiesenkalk- und Moormergel-Absätze einwandfrei als Landbildungen, als Süßwasserbildungen, erwiesen worden, ihre heutige Lage in solcher Tiefe unter dem Meeresspiegel ergibt demnach den einwandfrei sicheren Beweis einer nach ihrem Absatz erfolgten späteren Landsenkung im Bereich des Kieler Hafens.

Schon im Jahre 1904 hat C. A. Weber [1] [2]) auf Grund eingehender moorbotanischer Untersuchungen an Ort und Stelle die nachträgliche Senkung der Kieler Föhrde nachgewiesen und den Betrag der Senkung ihres Bodens auf mindestens 14 m veranschlagt. C. A. Weber und J. Mestorf [1]) haben nun im gleichen Jahre die zahlreichen Funde beschrieben, die bei den Baggerarbeiten im Kieler Hafen im Bereich des Ausrüstungsbassins vor Ellerbek geborgen wurden. Nach Webers Angaben stammen sie sämtlich aus einer Tiefe von 8,5—9 m unter dem Mittelwasser der Föhrde. Sie lagen in Waldtorf, Schneidentorf und Moostorf unter einer Schicht von Erlen-Bruchwaldtorf.

Diese Fundgegenstände von Ellerbek bestehen zunächst aus Kernbeilen von Feuerstein, rundherum aus einem großen Feuersteinstück durch Behauen gefertigt, aus Feuerstein-Flachbeilen und aus Feuerstein-Schabern und Bohrern, also typischen Feuersteinzeugen von altertümlichem Charakter, der an paläolithischen Formen erinnert. Ferner befinden sich unter den Ellerbeker Funden merkwürdige Tongefäße mit spitzem Boden in Gestalt großer Kruken. Sehr häufig sind dann Hirschgeweihhacken, ferner aus Knochen hergestellte Ahlen, Pfriemen, Angelhaken und Dolche. Außerdem enthalten die Ellerbeker Baggerfunde Knochen, Schädel- und Geweihreste von Edelhirsch, Reh, Elch, Bos primigenius, Bos taurus, Wildschwein, Pferd, Hausschwein, Rind, Haushund, Schwan, Seehund und Dorsch, ein Beweis, daß die frühneolithischen Ellerbek-Leute [3]) sich von Jagd und Fischerei ernährten, aber andererseits bereits fest angesessen waren und Haustiere besaßen.

Vergleicht man die Ellerbeker Funde mit denjenigen von Eckernförde, so fällt zunächst auf, daß in Eckernförde sowohl die charakteristischen Feuersteinwaffen wie auch die Tonkruken mit spitzem Boden fehlen. Das mag mit dem Umstand zusammenhängen, daß der damalige Eckernförder Bagger nur eben gerade bis auf die frühneolithische Kulturschicht hinabreichte (20 Fuß = $7^1/_3$ m unter Wasserspiegel). Die Hirschgeweihfunde und die Knochen der Haustiere haben aber eine so außerordentliche Ähnlichkeit mit den Ellerbeker Funden, daß es sich zweifellos um eine völlig gleichalterige Kulturstufe handelt,

[1]) C. A. Weber und J. Mestorf: Wohnstätten der älteren neolithischen Periode in der Kieler Föhrde. (43. Bericht des Schleswig-Holsteinischen Museums vaterländischer Altertümer bei der Universität Kiel. Kiel 1904, S. 9—30.)

[2]) C. A. Weber: Über Litorina- und Prälitorinabildungen der Kieler Föhrde. (Englers Botanische Jahrbücher, XXXV, 1904, S. 1—54.)

[3]) G. Kossinna: Die Indogermanen. I. Teil. (Leipzig 1921, Mannusbibliothek Nr. 26), S. 27.

Digitized by Google

wofür ja auch der Einklang mit den geologischen Verhältnissen spricht. So stimmt z. B. unsere Eckernförder Hirschgeweihhacke (Abb. 1) mit Fig. 10 der Mestorfschen Abbildungen aus der Kieler Föhrde überein, von der dort fünf Exemplare aufgefunden wurden. Weiterhin ist die Eckernförder Hirschgeweihhacke (Abb. 2) mit Fig. 3 von Ellerbek gleichartig und schließlich entspricht unser Eckernförder Meißel mit polierter Schneide (Abb. 4a und b) in allen Einzelheiten der Fig. 8 der Kieler Funde. Was die Haustiere anlangt, so ist auch in der frühneolithischen Kulturschicht im Eckernförder Hafen Rind und Schwein nachgewiesen.

Die vorliegend besprochenen Eckernförder Funde gehören somit zweifellos der frühneolithischen Ellerbek-Kultur an.

Auf einen wichtigen Punkt aber muß zum Schluß noch hingewiesen werden, auf den Widerspruch zwischen dem geologischen Befund bei Ellerbek und ebenso bei Eckernförde und andererseits der Eingliederung der Ellerbek-Kultur in die Litorina-Zeit. Schon bei der Auffindung der Ellerbeker Funde in der Kieler Föhrde war die auffällige Ähnlichkeit mit der Fundstätte von Ertebölle am Limfjord in Jütland festgestellt worden. Dieser letztere Fundort war aber nach dem Urteil der dänischen Forscher als in die volle Litorinazeit gehörig erkannt worden. Man war also schon im Jahre 1904 bei der Herausgabe der Ellerbek-Funde in einer schwierigen Lage. C. A. Weber hatte auf Grund seiner eingehenden moorbotanischen Studien der Fundschichten einwandfrei nachgewiesen, daß die Ellerbek-Funde zweifellos in einer Süßwasser-Moorablagerung auf dem Festlande lagern, daß die Ellerbekleute also auf dem Festlande wohnten. Er hatte ferner festgestellt, daß nach ihrer Zeit das Land im Bereich der Kieler Föhrde eine Senkung von mindestens 14 m erfahren hat und mächtige echte Litorina-Meeresablagerungen über den Kulturschichten der Ellerbekleute sich später abgesetzt haben. Die Ellerbek-Kultur ist demnach unbedingt älter als der Litorina-Meereseinbruch in die Kieler Föhrde bzw. die diesem Ereignis vorangegangene Landsenkung. Genau zu den gleichen geologischen Anschauungen ist der Verfasser im Frühjahr 1904 auf Grund seiner Bohrprofile vom Kieler Hafen gekommen, unabhängig von C. A. Weber und vor Erscheinen seines Werkes. Es erscheint wichtig, auf diesen einwandfreien geologischen Befund [1]) an dieser Stelle besonders hinzuweisen. Die vorgeschichtliche Wissenschaft wird aus dieser Erkenntnis und gerade aus den bisher bestehenden Widersprüchen, wie die Erfahrung lehrt, zweifellos im Laufe der Zeit zu wichtigen Schlußfolgerungen gelangen.

[1]) Fehlerhaft würde es sein, die Ellerbek-Kultur nun einfach der Ancyluszeit zuzuweisen. Dazu liegt kein zwingender Grund vor. Die Kultur entwickelte sich auf dem Festland, und zwar an Einzel-Süßwasserseen, die bereits zu Einzelmooren verlandet waren.

Digitized by Google

Ein Megalithgrab bei Ellershagen im Kreise Ostprignitz.

Von Walter Matthes.

Mit 3 Abbildungen im Text.

Der Kreis Ostprignitz, im Nordwesten der Provinz Brandenburg gelegen, hat seit dem Ende der älteren Ganggräberzeit eine umfangreiche steinzeitliche Besiedlung aufzuweisen. Er gehörte in den Bereich der nordischen Kulturgruppe und war in der Hauptsache von den Trägern der „jütländischen Einzelgrabkultur" bewohnt, wie an der Entwicklung der Äxte, der Keramik und der Grabformen deutlich zu sehen ist. Die Gräber sind in der Hauptsache Einzelgräber, welche Körperbestattung oder auch schon Brandbestattung aufzuweisen haben. So ist es von besonderem Interesse, wenn in dieser Umgebung auch die Reste eines Megalithgrabes anzutreffen sind. Es sind die „Brotsteine" im Tooken von Ellershagen, die in der Literatur erst wenig Beachtung gefunden haben [1]).

Der erste Hinweis ergab sich bei der Aktendurchsicht im Märkischen Museum bei den Vorarbeiten für die archäologische Landesaufnahme des Kreises Ostprignitz. Hier lagen zwei Berichte vor: der eine von Landwirt C. Sonnenberg, der andere von der Hand Friedels; sodann machte mich während der Landesbereisung noch Lehrer Erhard Müller (Blesendorf) auf die Steine aufmerksam. Ihre genaue Lage ist bei den Bewohnern der umliegenden Dörfer heute völlig in Vergessenheit geraten. Doch konnten sie nach den vorhandenen Angaben ohne Schwierigkeiten wieder aufgefunden werden. Zunächst aber lassen wir die beiden Berichte des Märkischen Museums sprechen [2]).

1. Bericht von Landwirt C. Sonnenberg (25. Juni 1877): „Ein in kurzen Krümmungen sich windendes Fließ begrenzt eine zum Dominium Warensdorf gehörige Wiesenparzelle, welche sich an einen kleinen, mit mächtigen Bäumen bestandenen Eichenwald anreiht. Hier an der Grenze, am Fuße eines dieser stolzen Baumriesen, stehen schräg und teils ganz in die Erde versunken, 5 bemooste, unbehauene erratische Granitblöcke. Dieselben sind, soweit sie über der Erde meßbar, durchschnittlich 165 cm lang (5 Fuß) und alle von ziemlich gleichmäßiger Mannesstärke. Die Seitenwände sind, ohne Spuren

[1]) Vgl. Sprockhoff, Kulturen der jüngeren Steinzeit, S. 142. — Ferner E. Müller, Die Bedeutung der Prignitzer Sagen und ihre Stellung in der deutschen Geschichte und Mythologie. Mitteilungen des Heimat- und Museumsvereins zu Heiligengrabe. Bd. 10 (1927), S. 21.

[2]) Für die freundliche Genehmigung zur Publikation schulde ich Herrn Direktor Dr. Kiekebusch ergebenen Dank.

Digitized by Google

von Bearbeitung aufzuweisen, bei rohem Bruch, demnach leidlich gerade und flach, das ganze Terrain ist welliger Natur und ist dieses offenbar durch Menschenhand errichtete Erinnerungszeichen auf dem höchsten Teil einer dieser kleinen Hügel angelegt. Erkundigungen hierüber, die auf mehreren Stellen einzuziehen meine knapp bemessene Zeit erlaubte, liefen alle darauf hinaus, daß hier in unbestimmter Vorzeit 3 Kinder vom Blitz erschlagen worden seien. Dem Anschein nach aber haben wir es hier mit einem alten, vorgeschichtlichen Bauwerk zu tun, das entweder in Rücksicht auf die romantische Gegend als Götter verehrende Stätte oder als Felsengrab (nordische Dolmen) seinen Zweck zu erfüllen hatte. Gänzlich unbeachtet und unbekannt, verdient dieser Ort, der nur mit einer gewissen Scheu seiner nächsten Umwohner betreten wird, wohl die Beachtung unserer Altertumsfreunde. — Der kleine Eichenwald gehört dem Herrn Regierungsrat und Stiftshauptmann von Avelmann, der schon aus der Hand seines Vaters dieses wohlgepflegte Gut übernommen hat".

2. Bericht von E. Friedel: „Zu dem Gut des Ritterschaftsdirektors von Avelmann gehört ein umflossener, uralter Eichenhain, auf den sich allerhand Sagen beziehen; inmitten desselben stehen drei Steine unbehauen und sehr groß aufrecht, die im Munde des Volkes als ein Opferaltar gelten. Früher hat darauf eine große Decksteinplatte gelegen, die jedoch herabgeworfen und verbraucht worden ist. Mitgeteilt von Frau Hauptmann von Brietzke, geb. von Avelmann am 8. 11. 1877."

Beide Berichte, deren Niederschrift nunmehr 50 Jahre zurückliegt, machen Aussagen über die Lage im Gelände, über Zahl und Zustand der Steine und über Sagen, die sich darauf beziehen. In den Hauptzügen stimmen sie überein; doch weichen sie darin voneinander ab, daß Sonnenbergsche Bericht von 5[1]) und der Friedelsche von 3 Steinen spricht. Die Dreizahl kehrt auch bei Sonnenberg wieder bei der Erwähnung der drei Kinder der Sage. Sonnenberg weiß auch nichts von dem „Deckstein", den der Friedelsche Bericht erwähnt. Friedel spricht allgemein von „allerhand Sagen" und einer Volksüberlieferung, welche die Steine als Opferaltar anspricht, während Sonnenberg eine Sage von 3 Kindern erwähnt, die durch den Blitz erschlagen seien und außerdem die eigene Vermutung anschließt, daß es sich hier um eine „Götter verehrende Stätte" handeln könnte.

Die Sage von den 3 Kindern ist in ursprünglicher Form in der Schulchronik des Nachbardorfes Sadenbeck aufgezeichnet. Den Hinweis darauf verdanke ich Herrn Lehrer Erhard Müller und die freundliche Genehmigung zur Veröffentlichung Herrn Lehrer Köhn (Sadenbeck).

Hier heißt es folgendermaßen: „Schon vor 50 Jahren hörte ich von alten Leuten in Sadenbeck auch noch folgende Sage: Eines Sonntags hüteten mehrere Knaben aus diesem Orte die Pferde auf der wüsten Feldmark in der sog. „Foßkuhl", nahe an der Grenze von Ellershagen, die hier die Temnitz als Bach bildet. In Sadenbeck und Rohlsdorf läutete es zur Kirche. „Jetzt gehen die Leute bei uns und in Rohlsdorf zur Kirche, sagte der eine Knabe, was wollen wir unterdessen tun?" „Wir wollen kegeln," sagte ein anderer. „Wir haben aber keine Kegeln und Kugeln," sagte ein dritter Knabe". „O, sagte der erste, wir haben ja noch Brot und Käse bei uns, daraus wollen wir uns Kegel und Kugeln schnitzen!" Dies geschah. Sie wählten ihren Spielplatz jenseits des Baches im Ellershäger Token. Während sie nun kegelten,

[1]) Darauf fußend spricht auch Sprockhoff von 5 Steinen. A. a. O., S. 142.

Digitized by Google

zog ein Gewitter herauf und die drei Knaben wurden vom Blitz erschlagen und in Steine verwandelt. Diese drei Steine, welche vermutlich zum Andenken dahin gelegt wurden, waren in neuerer Zeit noch da zu sehen."

Es ist das alte und mit mannigfachen Abwandlungen häufig vorkommende Motiv, daß Kinder, die den Sonntagsfrieden nicht heiligen und freventlich Brot und andere Nahrung mißbrauchen, in Steine verwandelt werden. Für unsere Untersuchung ist von besonderer Bedeutung, daß auch hier die Dreizahl wiederkehrt. Wann diese Sage in der Sadenbecker Schulchronik niedergeschrieben wurde, ist nicht vermerkt; nach der Handschrift zu urteilen, geschah es im 19. Jahrhundert. Und der Aufzeichner bemerkt selber, daß er „schon vor fünfzig Jahren" die Sage von „alten Leuten" gehört habe. Es liegt hier demnach eine Tradition vor, die bestimmt in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts zurückreicht und somit älter ist als die beiden oben

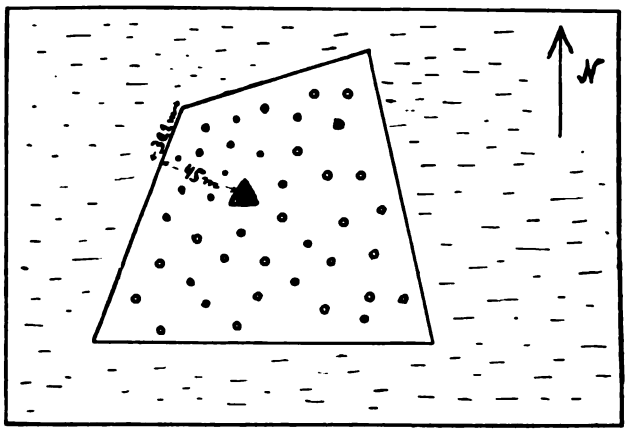


Abb. 1. Die Lage der Steine.

angeführten Berichte. Daraus ergibt sich, daß die Erzählung von den drei Knaben, die sich bei Sonnenberg findet, alte Volkssage ist. Ferner ist der Flurname „Tooken" belegt und der Name „Brotsteine" verständlich geworden. Ob die Mitteilung von Friedel, daß die Steine als Opferaltar angesehen werden, tatsächlich auf eine ältere einheimische Tradition zurückgeht oder nur auf Mutmaßungen von Personen, die zu Friedels Zeit die Steine gesehen haben, muß unentschieden bleiben. Wahrscheinlicher ist mir das letzte.

Und jetzt gehen wir zu dem heutigen Befund über auf Grund der Besichtigung vom 20. 4. 1926 [1]). 3 Steine sind heute noch vorhanden. Sie liegen auf einer flachen diluvialen Erhebung, die rings von Wiesen umgeben ist, sich südwestlich vom Gute Ellershagen befindet und von diesem 1300—1400 m entfernt liegt. Westlich davon fließt in unmittelbarer Nähe ein kleines Bächlein, die Dömnitz, vorbei. Die Erhebung hat eine Länge von rund 200 m und eine Breite von 130—140 m. Nach Ausweis der geologischen Karte (Blatt Schmolde, Nr. 1311) besteht sie aus lehmigen Sand auf sandigem Lehm, Ablagerungen der letzten Eiszeit. Ebenso wie vor 50 Jahren ist sie auch heute noch bewaldet,

[1]) Eine Skizze von der Feldmark Ellershaben mit einer Einzeichnung des Fundplatzes wird in der „Urgeschichte des Kreises Ostprignitz" gebracht, die vom Kreisausschuß herausgegeben wird. Eine Sonderskizze siehe auf Abb. 1.

Digitized by Google

Abb. 2. Die Steine von Nordweſten geſehen.

Abb. 3. Die Steine von Norden geſehen.

Digitized by Google

doch stehen dort nicht mehr die „uralten" und „mächtigen" Eichen, sondern es findet sich ein Baumbestand, der sich aus jungen Eichen und Birken (siehe Abb. 2 und 3) und wenigen alten Buchen zusammensetzt. An einigen Stellen geht das Wäldchen ein wenig über den diluvialen Boden hinaus und sein Grundriß bildet ein unregelmäßiges Viereck.

Auf dieser Erhebung liegen die 3 Steine an der höchsten Stelle. Diese befindet sich nicht genau in ihrer Mitte, auch nicht in der Mitte des Wäldchens, sondern ist dem westlichen Rand näher als dem östlichen (Entfernung vom Westrand des Waldes 45 m. Vgl. Abb. 1).

Die Größe der 3 Steine läßt sich nicht ermitteln, da nur ein Teil von ihnen aus der Erde herausragt. Bei dem ersten Stein beträgt die Länge des frei liegenden Teiles 2 m, bei dem zweiten 1,80 m und bei dem dritten, 1,60 m. Die Steine zeigen scharfe Kanten und glatte Flächen. Sie stehen schräg und es hat den Anschein, als ob sie nach außen umgefallen sind (vgl. Abb. 2).

Altertumsfunde sind von diesem Platz nicht bekannt. Nachgrabungen sind auch noch nicht vorgenommen worden. So müssen wir unsere Schlüsse aus der Beschaffenheit der Steine, ihrer Lage im Gelände und den vorhandenen Berichten ziehen, wenn wir über Ursprung und Zweck der Steinsetzung Gewißheit haben wollen.

1. Auffällig sind die glatten Flächen und die Kanten, die auch auf der Abb. 2 deutlich zu sehen sind. Bei zwei Steinen liegen sie an der Innenseite der Anlage. Diese Beschaffenheit spricht dagegen, daß es sich um Findlinge in ihrer natürlichen Form handelt und läßt uns erkennen, daß der Mensch irgendwie seine Hand hier im Spiele gehabt und die Steine für einen bestimmten Zweck verändert hat.

2. Bemerkenswert ist ferner, daß 3 Steine dicht zusammen liegen und daß sie gerade auf dem höchsten Punkt der flachen Erhebung zu finden sind. Es ist ja eine Tatsache, die sich bei Geländeuntersuchungen immer wieder beobachten läßt, daß urgeschichtliche Denkmäler an auffälligen Stellen des Geländes und gerade an den höchsten Punkten kleiner Erhebungen angelegt sind. So werden unsere Steine auch durch ihre Lage im Gelände als Reste eines alten Denkmals verdächtig.

3. Von entscheidender Bedeutung ist die Bemerkung, die Friedel über den Deckstein macht. Der Satz: „Früher hat darauf eine große Decksteinplatte gelegen, die jedoch herabgeworfen und verbraucht ist," ist eindeutig und klar. Und da dieser Bericht auf die Mitteilung einer Dame zurückgeht, die mit dem Besitzer verwandt war, braucht man an der Richtigkeit dieser Angabe nicht zu zweifeln.

Die ursprüngliche Anlage bestand also aus 3 Tragsteinen und einem Deckstein und kann mit gutem Grund als ein steinzeitliches Megalithgrab angesprochen werden. Zu welchem Typus dieses Grab gehörte, läßt sich mit Sicherheit nicht entscheiden. Die größte Wahrscheinlichkeit hat die Annahme für sich, daß es eine Steinblockkiste gewesen ist, wie sie aus der Uckermark bekannt sind.

Digitized by Google

Eine neue ostpommersche Pfahlhausurne.

Von Otto Kunkel.

Mit 3 Abbildungen im Text.

Die drei bekannten Pfahlhausurnen aus dem Kreise Lauenburg in Ostpommern, die eine von Obliwitz, die beiden anderen von Woedtke, sind längst ausreichend abgebildet und besprochen [1]). Auch das Fußbruchstück von Bychow im selben Kreise, das als Beleg für eine sonst verschollene vierte Urne ähnlicher Form genügen dürfte, ist im Schrifttum schon erwähnt [2]). Hier sei die demnach fünfte ostpommersche Bestattung mit einer Pfahlhausurne veröffentlicht (Abb. 1—3) [3]).

Es handelt sich wieder um ein Steinkistengrab bei Obliwitz. Die Scherben der Hausurne samt einem gut erhaltenen Beigefäß und einer Bronzenadel sind durch Vermittlung des Herrn Regierungsrat Willnow-Lauenburg (jetzt Pyritz) als Geschenk des Rittergutsbesitzers Herrn Holtz-Obliwitz in das Provinzialmuseum Pommerscher Altertümer gelangt. Die Zusammensetzung und die in allen Einzelheiten gesicherte Ergänzung der Hausurne, sowie der Türabguß, der die Innenkonstruktion erkennen läßt, werden dem Römisch-germanischen Zentralmuseum verdankt.

Das dreihenkelige Beigefäß mit rauhem Unterteil und glattem Hals (Abb. 3 links) zählt zu den selteneren Formen der ostpommerschen Steinkistengräberkultur, ist aber schon mehrfach in Gesellschaft von Mützen- oder Gesichtsurnen offenbar jüngeren Typs angetroffen worden. Das gleiche gilt für die Bronzenadel mit einfach profiliertem Köpfchen und leicht geriefeltem Hals (Abb. 3 rechts unten). Das Grabinventar gibt also im wesentlichen nur eine Bestätigung der bisherigen Anschauungen über die Zeitstellung unserer Pfahlhausurnen. Für die neue Obliwitzer Hausurne im besonderen

[1]) S. Behn: Hausurnen. Berlin 1924, S. 31—36 mit Taf. 12—14 (hier sind auch die älteren Veröffentlichungen angeführt). — Ferner: S. Behn: Artikel „Dach", „Haus" und „Hausurne" in Eberts Reallexikon, II, S. 340 f.; V, S. 160 ff. und S. 221 ff. — J. Kostrzewski: Etat actuel des recherches sur l'architecture préhistorique en Pologne et dans les pays limitrophes, in: Institut international d'anthropologie, IIe session Prague 14—21 septembre 1924. Paris 1926. — W. Schulz: Über Hausurnen, in: Mannus XVII, 1925, S. 81—87. — C. Schuchhardt: Vorgeschichte von Deutschland. München-Berlin 1928, S. 197 f.

[2]) G. Kossinna: Mannus, Erg.-Bd. IV, 1925, S. 51.

[3]) Alles, was aus den Abbildungen klar ersichtlich ist, wird im Text nicht mehr besonders erwähnt. Denn es bedeutet unnütze Raumvergeudung und Zeitverschwendung für den Verfasser wie für den Leser, wenn derartige Mitteilungen mit ermüdenden Maßangaben und langweiligen Beschreibungen belastet werden, die überdies eine Materialveröffentlichung nur noch ungenießbarer und unübersichtlicher machen, als sie gar zu oft an sich schon sein muß. Auch im vorgeschichtlichen Schrifttum könnte vieles „rationalisiert" werden!

Digitized by Google

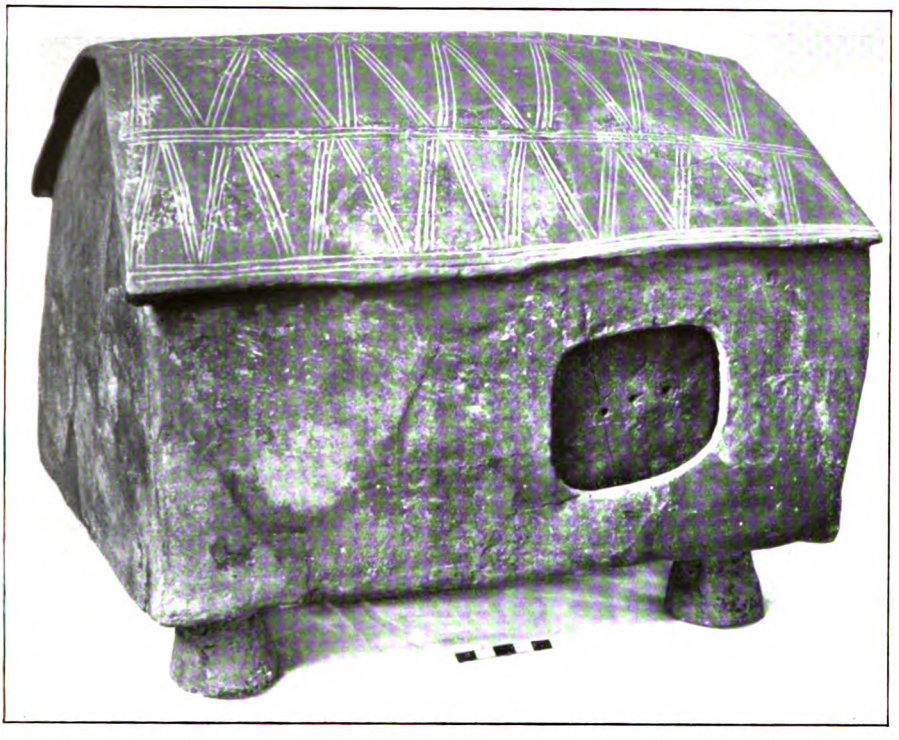


Abb. 1. Die Hausurne B von Obliwitz (Kr. Lauenburg). Die Tür iſt verkehrt eingeſchoben, da ſonſt zwei der drei Verſchlußlöcher links hinter der Wand verſchwunden wären.

läßt es die Möglichkeit offen, daß ſie die jüngſte Vertreterin ihrer kleinen Familie iſt, wofür auch manche Eigenheiten am Gefäße ſelbſt zu ſprechen ſcheinen.

Die Hausurne (Abb. 1 und 2) kommt an Größe ihrer Schweſter vom gleichen Fundort ziemlich nahe. Sie ſteht wie dieſe auf nur vier Füßen. Durch ihr Material, die verhältnismäßig dünne Wandung und die Dachverzierung erweckt ſie viel ſtärker als die anderen oſtpommerſchen Hausurnen den Eindruck einer feinen handwerksgerechten Töpferarbeit. Dadurch wird aber zugleich der weſentlich ſchematiſchere Charakter der Geſamtdarſtellung betont. Vom tragenden und ſtützenden Holzgerüſt des Baues iſt weder an den Wänden noch am Dache etwas angedeutet. Die ziemlich niedrigen Füße laſſen die eigenartigen, wohl mit Recht als Steinplatten erklärten Wulſte vermiſſen, die ſich ſelbſt an der kleinen Urne von Woedtke noch finden. Der Firſt iſt wenig ausgeprägt und nur zum rechten Giebel hin ſchärfer geſtaltet. Etwas hervorgehoben wird er lediglich durch zwei ſchmale eingeritzte Zickzackbänder. Die Form der Dachhaut erinnert beinahe an ein Tonnengewölbe. Der Eingang, wieder an der rechten Hälfte der einen Langſeite, iſt als Schiebetür in bekannter Weiſe gebildet. Sie iſt nebſt der Lauf- und Stoßnute und einem Vertikalpfoſten an der Innenwand vollſtändig erhalten (Abb. 3 rechts). Drei Löcher bezeugen das ehemalige Vorhandenſein einer Verſchlußvorrichtung. Mit ihrer Hilfe muß man die Tür auch zugeſchoben haben, was anders

Digitized by Google

Abb. 2. Rückansicht der Hausurne B von Obliwitz.

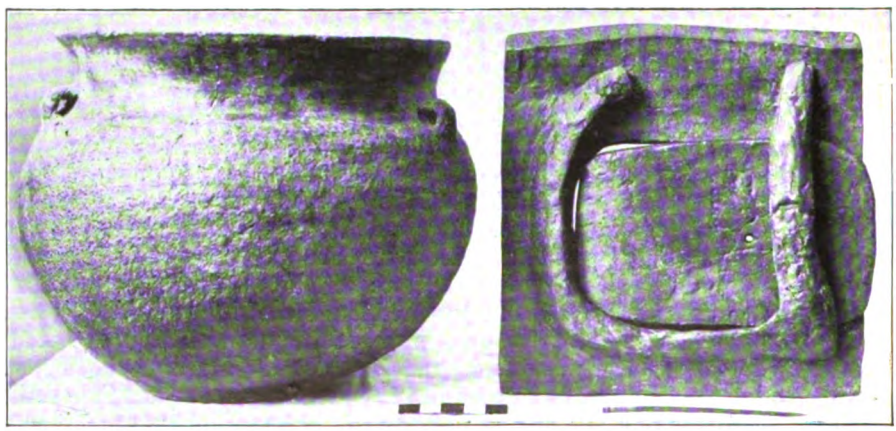


Abb. 3. Rechts Innenansicht der Tür (nach Abguß); darunter die Bronzenadel. Links das dreihenkelige Beigefäß.

Digitized by Google

von außen unmöglich gewesen wäre. Ob man freilich in diesem Teil der Urne, der in unserem Falle allein als neue baugeschichtliche Quelle höheren Ranges in Frage kommen könnte, eine annähernde Wiedergabe der Wirklichkeit erblicken darf, wird wohl immer Ansichtssache bleiben. Die auffallende Dachzeichnung endlich, die wir uns aus begreiflichen Gründen so naturalistisch wie möglich wünschen möchten, ist offensichtlich dem üblichen Zierschatze jener Zeit entnommen. Gleichwohl halte ich die Auswahl, Verteilung und Anordnung der wenigen dabei benutzten Einzelmotive für höchst bemerkenswert: das Ornament ist trotz seiner rein geometrischen Erscheinung in seinem Gerippe nichts anderes als eine bis zum äußersten stilisierte schematische Darstellung eines Stroh- oder Schilfdaches mit seinen noch heute zum Festhalten der Decke mitunter gebräuchlichen Behelfen. Abgesehen von ihrem Werte für die Denkmälerstatistik und Siedlungskunde ist die neue Pfahlhausurne also in erster Linie kunstgewerblich interessant, vielleicht auch allgemein lehrreich, z. B. für die Betrachtung der mannigfachen Ornamente an den Gesichtsurnen. Als Urkunde vorgeschichtlicher Baukunst allerdings steht die Obliwitzer zweite unter unseren Pfahlhausurnen gewiß an letzter Stelle. Wenn wir sie ihrer ganzen Art nach für die jüngste in der Reihe halten, können wir uns zur Bestätigung wohl auch auf die Beigaben berufen [1]).

[1]) Die Hausurnen des Kreises Lauenburg gehören sämtlich dem Provinzialmuseum Pommerscher Altertümer, das aus den Sammlungen der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde hervorgegangen ist und Mitte August im eigenen Hause (Luisenstraße = Ecke Königsplatz) eröffnet wird. An dem Gelingen dieser gewiß begrüßenswerten Neugründung ist G. Kossinna insofern nicht unbeteiligt, als gerade er die Bedeutung unserer vorgeschichtlichen Abteilung durch die wissenschaftliche Verwertung eines großen Teiles ihres Fundbestandes ins rechte Licht gesetzt hat. Daher darf das Provinzialmuseum Pommerscher Altertümer in dieser Festschrift nicht unvertreten bleiben, wenn auch infolge der Umzugs- und Einrichtungsarbeiten nur eine kleine Mitteilung beigesteuert werden kann.

Digitized by Google

Das spätrömische Holzeimerchen von Wutike (Ostprignitz).

Von Jörg Lechler.

Mit 1 Abbildung im Text.

Das Heimatmuseum in Heiligengrabe (Prignitz) bringt dem Altmeister der deutschen Vorgeschichte diesen kleinen Beitrag als Zeugnis dafür, wie „gute Taten fortzeugend Gutes gebären müssen", und wie die Wissenschaft, wenn es richtig angefaßt wird, nicht nur eine Sache der Gelehrten bleibt, sondern im breiten Volke Widerhall findet, lebendig wird und der Stärkung des Heimatgefühls und der Belebung der Heimatpflege dient. Als Paul Quente Schüler von Kossinna wurde, trug er die Begeisterung für die deutsche Vorzeit in die Bauernbevölkerung der Ostprignitz. Im Laufe seiner zweijährigen Tätigkeit schuf er im Kloster Heiligengrabe unter Mithilfe der gesamten Landbevölkerung im Handumdrehen ein stattliches Museum, das manchen wertvollen Fund birgt, gründete den Museumsverein, dem bald über 500 Bauern angehörten und der sozusagen das finanzielle Rückgrat für das Museum bildete. Durch die Tätigkeit des Museums, die auch nach dem Heldentod von Paul Quente nicht zum Stillstand kam, ist der Begriff „Vorgeschichte" derartig im Kreise lebendig geworden, daß der Gedanke immer mehr Platz greifen konnte, eine archäologische Landesaufnahme von Kreis wegen zu unternehmen. Durch die Tatkraft des Landrats Egidi vom Kreise Ostprignitz wurde sie Tatsache und steht heute vor dem Abschluß. Die archäologische Landesaufnahme wieder belebte das Interesse für die Vorgeschichte ganz außerordentlich, da Dr. Walter Matthes, den man mit dieser Aufgabe betraut hatte, Ort für Ort bereiste und Fragebogen und Mitteilungen an alle interessierten Kreise, Lehrer usw. gehen ließ; so auch nach Wutike, wo im Schulunterricht Lehrer Häntsch eingehend alle Kinder nach Beobachtungen im Gelände befragte und ihnen als Aufgabe stellte, zu Hause über bei Landarbeiten gefundene Gegenstände nachzufragen. Nur dieser Methode ist es zu danken, daß der schöne Fund eines spätrömischen Eimers nicht verloren gegangen ist, denn beim Besuch in Wutike ergab sich, daß die Enkelkinder des Altsitzers Legde angegeben hatten, daß beim Sandabfahren in einer Sandgrube Holz und Scherben gefunden wären, daß sie diese nicht hätten wegwerfen lassen, sondern für das Museum aufgehoben hätten. Die Besichtigung ergab, daß es sich um einen recht schönen Fund handelte, da tatsächlich von dem Holzeimer der größte Teil des Holzes sehr gut erhalten

Digitized by Google

Abb. 1. Der Fund von Wutike.

Digitized by Google

war. Die Zusammensetzung und Konservierung übernahm das Zentralmuseum Mainz in liebenswürdiger Weise. So ist aus dem Zusammenwirken vieler Ursachen dieser schöne Fund geborgen worden.

Das Eimerchen hat jetzt, da der Boden fehlt, eine Höhe von 11 cm, oberer Durchmesser 11,2 cm, unterer Durchmesser 13 cm, Bronzebeschlag: der obere Reifen 0,6 cm, die dunklere Stelle darunter, auf der der obere Beschlag gesessen haben muß, ist 1,8 cm breit. Der mittlere Beschlag hat die gleiche Breite, der untere ist 2,1 cm breit. Das Holz ist sehr gut erhalten und zeigt eine helle Färbung, an den Stellen, wo der Beschlag saß, dunkler. Nach der Untersuchung von Dr. Egelhuber, Berlin, handelt es sich um Eibenholz. Das dazugehörige Gefäß hat eine Höhe von 11,2 cm, oberer Durchmesser 14,8 cm, unterer Durchmesser 5 cm. Farbe: schwarzgrauglänzend.

Digitized by Google

Zwei germanische Grabfunde aus Rondsen, Kr. Graudenz (Römische Kaiserzeit).

Von Wolfgang La Baume.

Mit 11 Abbildungen im Text.

Im Staatlichen Museum für Naturkunde und Vorgeschichte in Danzig (ehemals Westpr. Prov.-Museum) werden zwei aus Rondsen stammende Grabfunde aufbewahrt, von denen bisher nur einzelne Stücke beschrieben und abgebildet worden sind, während andere nicht minder wichtige keine genügende Berücksichtigung in der Literatur gefunden haben [1]). Deshalb sollen beide Funde hier vollständig und im Zusammenhange, was ebenfalls noch nicht geschehen ist, behandelt werden. Die Anregung dazu verdanke ich meinem Kollegen Dr. Jahn (Breslau).

Die in Rede stehenden Grabfunde stammen nicht etwa von dem bekannten großen, germanischen Friedhofe bei Rondsen (südlich vom Dorfe gelegen), der mehr als 1000 Gräber enthielt (873 Fundstellen sind untersucht worden) und von der Spätlatènezeit bis zum Ende der älteren Kaiserzeit reicht, sondern aus einer Kiesgrube nördlich des genannten Ortes (Skizze bei Anger Gräberfeld von Rondsen und Zeitschrift für Ethnologie 1885, S. 2). Beide Friedhöfe sind etwa ½ km voneinander entfernt. Über die Fundumstände ist fast nichts bekannt. Grab I wurde laut Museumskatalog im Jahre 1879 beim Kiesgraben gefunden und 1881 durch den um die Vorgeschichte Westpreußens hochverdienten Landrat C. von Stumpfeldt in Kulm (Westpr.) dem Danziger Museum geschenkt. Die Beigaben aus Grab II kamen 1882 in 1,5 m Tiefe zum Vorschein (wahrscheinlich ebenfalls bei der Kiesentnahme) und wurden 1884 von dem Stadtrat Bohm in Graudenz dem Danziger Museum als Geschenk überwiesen. Es handelt sich höchstwahrscheinlich um zwei Skelettgräber; wenn ältere Autoren und

[1]) Sitzungs-Bericht Anthrop. Sekt. Danzig vom 30. 3. 1881, S. 14 (v. Stumpfeldt). Ebdt. vom 10. 1. 1883 (Conwentz). — Ber. d. Westpr. Prov.-Mus. 1884, S. 9. — Zeitschrift f. Ethnol. 1885, S. 2 mit Karte (Bohm). — Lissauer, Prähist. Denkm. Westpr. (1887), S. 147/148, Taf. IV, 22 (Br.-Kanne). — Schr. Phys. Oek. Ges. Königsberg 1889, Sitz.-Ber. S. 12 (Tischler). — Anger, Das Gräberfeld von Rondsen, Graudenz 1890, S. 3 u. 4 mit Karte. — Zeitschr. f. Ethnol. 1897, Verh. S. (178) Lissauer. — Conwentz, Vorgeschichtliche Wandtafel von Westpreußen V, Nr. 41 u. 43 (Kanne und Schöpfkelle). — Derselbe, Mitt. Westpr. Gesch. Verein Danzig I, 1902, S. 12, Abb. 1 (Cypraea-Anhänger). — Nachr. über deutsche Altertumsforsch. 13, 1902, S. 92 (Hub. Schmidt). — Conwentz, Das Westpr. Prov.-Museum 1880—1905, Danzig 1905, Taf. 68, Fig. 1 (Bronze-Kanne). — Blume, Die germanischen Stämme I, 1912, S. 94, 139, 140, 141, 152, 157, 158; II, S. 160. — Almgren, Nordeuropäische Fibelformen (2. Aufl.) 1923, S. 148 u. 219, Nr. 86; Taf. II, Fig. 37 (Silberfibel).

Digitized by Google

selbst Blume (a. a. O. II, 160) Grab II als Urnengrab ansehen, weil es in dem Bericht des Stadtrates Bohm (1885) heißt, die Kanne sei „mit Sand und Asche" angefüllt gewesen, so muß demgegenüber betont werden, daß das Wort „Asche", wenn es ein Laie gebraucht, nicht unbedingt Knochenasche (Leichenbrand) bedeuten braucht, und daß auch der Gesamthabitus der Beigaben offenkundig für ein Skelettgrab spricht (vgl. dazu Mannus X, S. 4/5 Almgren). Es ist ferner sehr wahrscheinlich, daß beide Gräber noch mehr Beigaben enthalten haben als beim Kiesabgraben zufällig gefunden wurden.

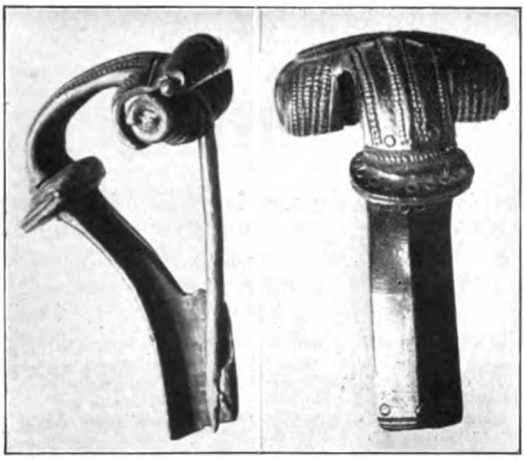


Abb. 1. Rondsen, Kr. Graudenz.
Zwei silberne Fibeln aus Grab I. Nat. Gr.

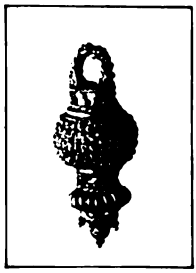


Abb. 2. Rondsen, Kr. Graudenz.
Goldener Anhänger aus Grab I.
Nat. Gr.

In das Westpreußische Provinzial-Museum sind folgende Gegenstände gelangt:

Grab I. Gefunden 1879. Museum Danzig IV, 152a—c und 153. (Geschenk 1881.)
2 silberne Fibeln,
1 Anhänger aus Gold,
1 Bronze-Schöpfkelle.

Grab II. Gefunden 1882 (Museum Danzig III, 236—248. Geschenk 1884.)
1 Bronze-Weinkanne,
1 Bronze-Schale mit Griff,
3 Bronze-Fibeln,
2 große Bronze-Anhänger aus Drahtgeflecht,
1 Cypraea-Anhänger mit Ring,
1 Bronze-Beschlag mit Ring,
2 geschlitzte Bronze-Röhrchen.

Die Beigaben aus Grab I.

Die beiden Silberfibeln (Abb. 1 und Almgren Fibelformen, Fig. 37) sind reich verzierte, fast gleiche Fibeln mit zweilappiger Rollenkappe und Sehnenhülse; sie gehören der östlichen Hauptserie Almgrens an und sind nach ihrer Verbreitung (Oder- und Weichselgebiet mit dem Zentrum in

Digitized by Google

Westpreußen) offensichtlich ostgermanisch. Da Fibeln dieser besonderen Art in anderen Gräbern nur mit den frühesten Formen der anderen Fibelgruppen

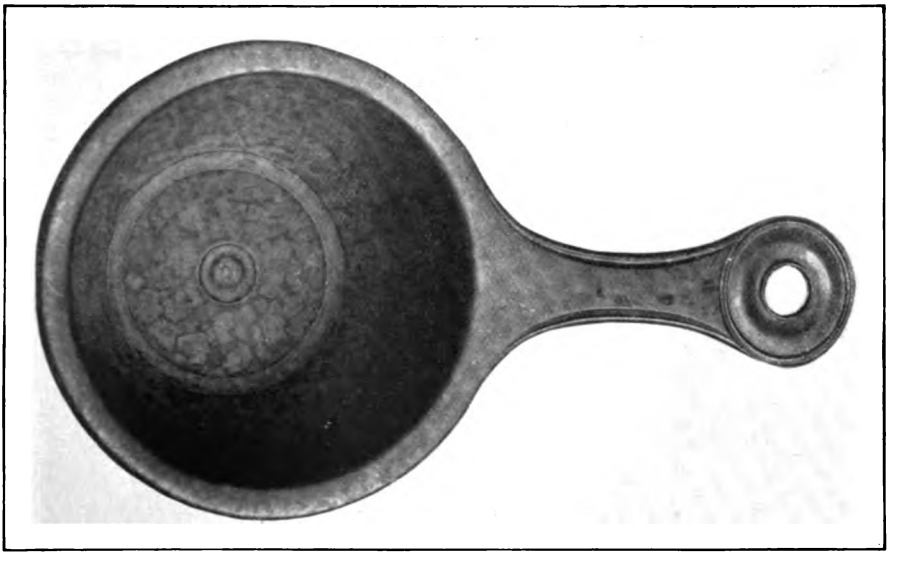


Abb. 3. Rondsen, Kr. Graudenz. Bronze-Schöpfkelle aus Grab I. 1/3 nat. Gr.

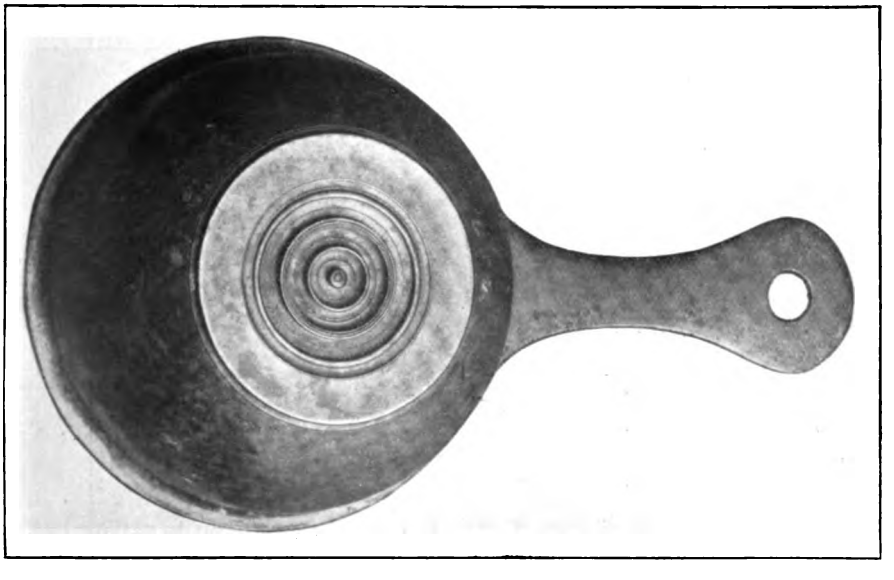


Abb. 4. Dieselbe Schöpfkelle von unten gesehen (Grab I). 1/3 nat. Gr.

zusammen vorkommen, ist danach Grab I in den Anfang des älteren Abschnittes der römischen Kaiserzeit, also in das 1. Jahrh. nach Chr. zu setzen. —

Digitized by Google

Der wundervolle Goldanhänger (Abb. 2), der bisher noch nirgends abgebildet wurde, besteht aus einer hohlen Kugel, an die oben eine filigranverzierte Öse, unten ein ebenso verziertes Kügelchengehänge angesetzt sind. — Die aus Grab I stammende vorzüglich erhaltene Bronze-Schöpfkelle (abgebildet bisher nur Vorgeschichtliche Wandtafel von Westpreußen V, 41) zeigen unsere Abbildungen 3 und 4 in zwei Ansichten.

Abb. 5. Rondsen, Kr. Graudenz. Bronze-Weinkanne aus Grab II. 1/2 nat. Gr.

Die Beigaben aus Grab II.

Während die prächtige Bronzekanne wiederholt abgebildet worden ist (vgl. Abb. 5), ist die mindestens ebenso bemerkenswerte Bronzeschale (Abb. 6 und 7) bis jetzt noch niemals im Bilde veröffentlicht worden. Sie hat einen langen, mit sternförmig verbreiterter Basis angelöteten und mit Längs- und Querrillen verzierten Griff, der am Ende in einen Widderkopf ausgeht. Wie aus einer Lötstelle ersichtlich ist, die der Griffbasis genau gegenüber am oberen Rande der Schüssel liegt, hat hier eine Verzierung gesessen, die verloren gegangen ist. Drei weitere Lötstellen an der Unterseite, die übrigens mit eingravierten konzentrischen Kreisen verziert ist, lassen erkennen, daß die Schale drei Füße gehabt hat. Der Boden der Schale zeigt

Digitized by Google

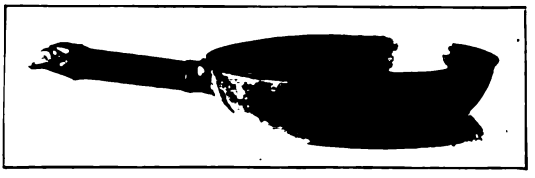


Abb. 6. Rondsen, Kr. Graudenz.
Bronze-Schale aus Grab II. 1/6 nat. Gr.

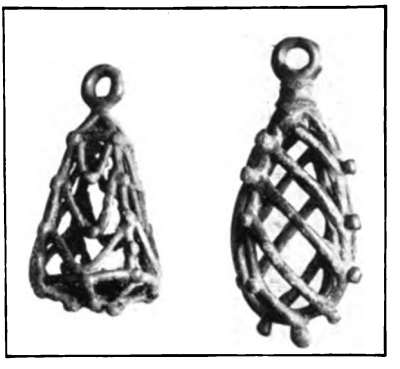


Abb. 9. Rondsen, Kr. Graudenz.
Zwei Bronze-Anhänger aus Grab II.
1/2 nat. Gr.

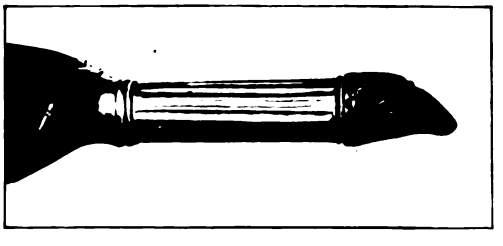


Abb. 7. Griff der Bronze-Schale aus Grab II.
1/3 nat. Gr.

Abb. 10. Rondsen, Kr. Graudenz.
Anhänger (Cypraea) aus Grab II.
1/2 nat. Gr.

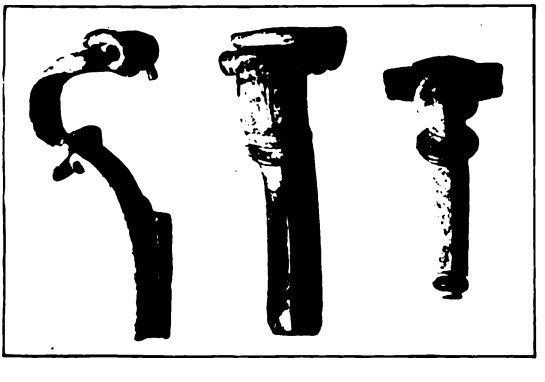


Abb. 8. Rondsen, Kr. Graudenz. Drei Bronze-Fibeln
aus Grab II. 2/3 nat. Gr.

Abb. 11. Rondsen, Kr. Graudenz.
Gürtelschließe und Riemensenkel
(Bronze) aus Grab II. 3/5 nat. Gr.

Digitized by Google

innen ein eingraviertes Sternmuster, das von einem Palmettenkranz umgeben ist.

Von den drei in Grab II gefundenen Bronze-Fibeln (Abb. 8) sind zwei ganz gleich; es sind frühe Augenfibeln (Almgren Gruppe III, ältere Form, ähnlich Almgren, Abb. 45) mit geschlitzten Augen am Bügelkopfende, die dritte ist eine „kräftig profilierte" Bronzefibel mit verbreitertem Haken und Stützplatte [Almgren Gruppe IV, Nebenform Fig. 71 (nicht Nebenform Fig. 72, wie Blume II, 160 angibt)].

Die beiden großen körbchenartigen Anhänger aus Bronze (Abb. 9) sind verschieden geformt, wenn auch in der gleichen Technik ausgeführt. Ein dritter Anhänger (Abb. 10) besteht aus einer 7,5 cm langen Cypraea pantherina (Mitt. Westpr. Gesch. Ver. I, 1, S. 12 Conwentz) mit Bronzering, ein Schmuck, der gewiß nicht zum Pferdegeschirr gehört hat, wie Conwentz angibt. Über die Lage der Anhänger im Grabe ist nichts bekannt geworden, jedoch möchte ich annehmen, daß die beiden Bronzeanhänger (Abb. 9) am Gürtel gehangen haben, wie z. B. andere große Anhänger, die in Praust, Grab 45 in der Gürtelgegend gefunden wurden (Blätter für deutsche Vorgeschichte, Heft 4, 1926, Taf. IIIA La Baume).

Der Gürtel selbst ist offenbar mit Hilfe der aus Bronze gearbeiteten Gürtelschließe (Abb. 11) verschlossen worden (das Gegenstück, wohl ein Haken, fehlt). Zum Riemenzeug (Gürtel?) gehören endlich die beiden röhrenförmigen Bronzehülsen (Abb. 11), die offenbar Riemensenkel vorstellen.

Zusammenfassung. Bei den beiden oben behandelten Gräbern aus der Kiesgrube von Rondsen handelt es sich, wie die Fibel-Beigaben dartun, um ostgermanische Skelettgräber aus der frühen Kaiserzeit, und zwar aus dem 1. Jahrh. nach Chr. Geburt. Nach ihren Beigaben kann man sie gewiß als „reich ausgestattete" Gräber bezeichnen, wenn auch Almgren (Mannus X, 1 ff.) nur diejenigen, die mindestens zwei römische Gefäße enthalten, als solche ansehen will, was bei Grab I nicht zutrifft. Mir scheint aber, daß Almgren sich zu eng auf die Zahl der römischen Gefäße festgelegt hat; wenn die Frage des Importes von römischen Bronzegefäßen nach Ostgermanien einmal unter Erfassung des gesamten bekannten Materiales in Angriff genommen werden sollte, wird sich dann wohl ein anderes Bild ergeben als das, zu dem Almgren gelangte. Jedenfalls füllen die Funde aus der Kiesgrube Rondsen bereits die von Almgren angenommene Lücke aus, insofern sie einmal aus der älteren Kaiserzeit und zweitens aus dem von Almgren als in dieser Hinsicht „fundarm" bezeichneten gotisch-burgundischen Kulturkreis stammen (Almgren a. a. O. S. 7).

Ist Grab I durch seinen Reichtum an Edelmetall (2 Silberfibeln, 1 Goldanhänger; wer weiß, was verloren gegangen sein kann?) bemerkenswert, so Grab II durch die beiden römischen Gefäße, von denen die eigenartige Schale mit widderkopfverziertem Griff bisher wohl ohne Parallele unter allen germanischen Funden ist, ferner durch seltene Formen von großen Anhängern und eine ebenfalls seltene Art des Gürtelverschlusses.

Digitized by Google

Skelettgräber zwischen Weichsel und Memel aus der römischen Kaiserzeit.

Zur ostpreußischen Gotenfrage.

Von Wilhelm Gaerte.

Mit 1 Karte[1]).

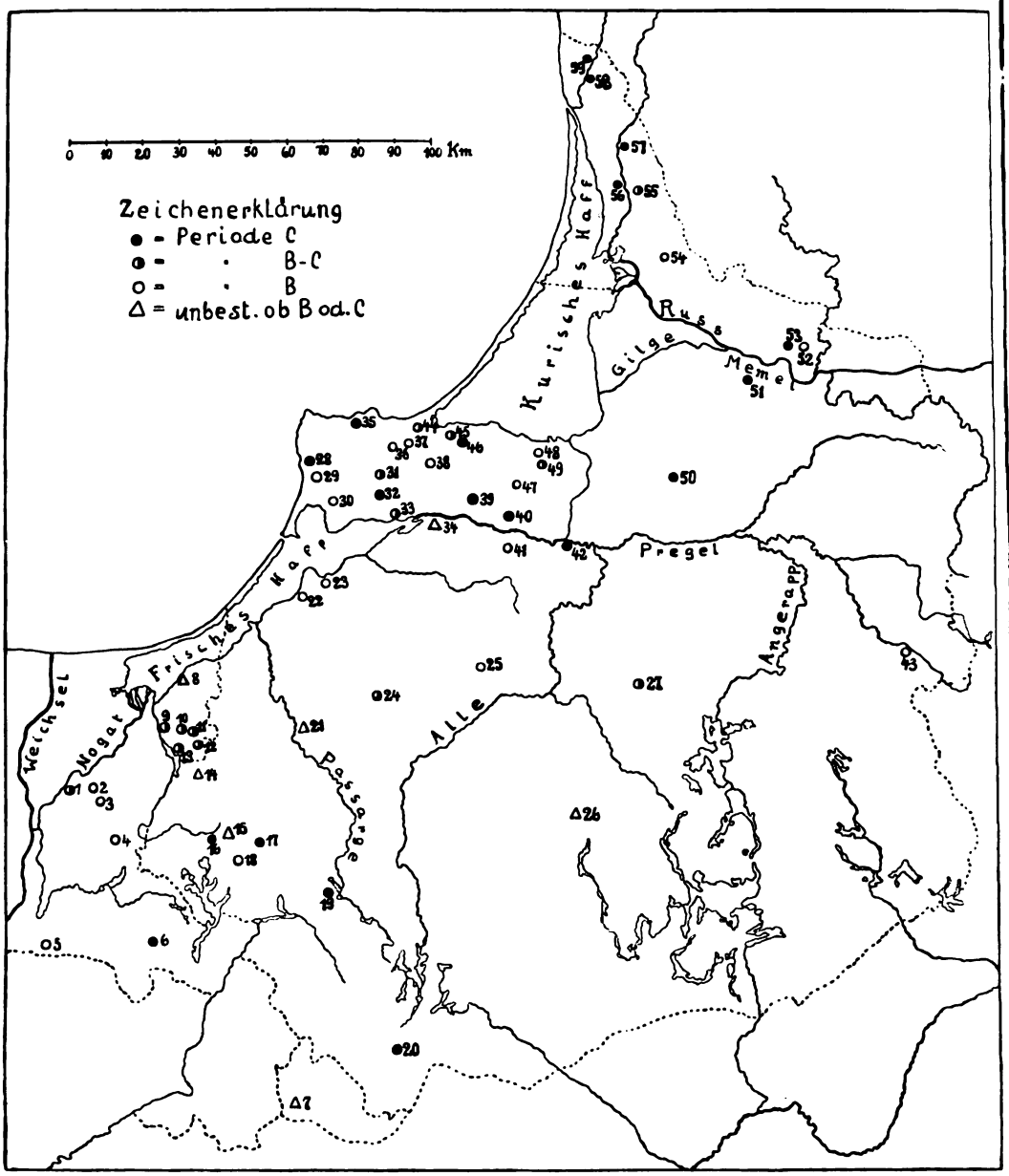
In seinem Aufsatz „Castrum Weklitze, Tolkemita, Truso" (Elbinger Jahrbuch, Heft 5/6, 1927, S. 115 ff.) nimmt M. Ebert kurz Stellung zum Problem der Goten in Ostpreußen. Er stellt fest, „daß die immer wiederholten Behauptungen von einem kaiserzeitlichen Gotenreich im östlichen Ostpreußen ..... am archäologischen Material keine tragfähige Unterlage habe" (a. a. O. S. 117). Hinsichtlich der samländisch-natangischen Kultur während der römischen Kaiserzeit will M. Ebert nur eine „friedliche, kulturelle Beeinflussung von seiten der überlegenen germanischen Kultur des Westens auf die altpreußisch-aistische, wobei die Einsprengung ethnischer Splitter gotischer Herkunft innerhalb des aistischen Siedlungsgebietes nicht ausgeschlossen sei", gelten lassen.

Ich glaube nicht, daß auch nach diesen Ausführungen Eberts das Gotenproblem in Ostpreußen gelöst ist. Dazu bedarf es eingehenderer, umfassenderer Studien an dem kaiserzeitlichen Material, als sie bisher geliefert sind. Die vorliegende Arbeit will nun einen kleinen Beitrag zu der Gotenfrage liefern. Sie knüpft an die Behauptung an, „daß der am dichtesten besiedelte Teil, der Kreis Fischhausen, fast nur reine Brandbestattung bietet" (M. Ebert, a. a. O. S. 115). Ebert verweist auf Almgren (Mannus 8, S. 287 ff.), der eine Karte der ostpreußischen Gräberfelder aus der römischen Kaiserzeit mit Hervorhebung der Skelettgräber entworfen hat. Nun hat aber Almgren selber, bereits Mannus 10, 1919, S. 9 Gelegenheit genommen, bezüglich der erwähnten Karte „einen sehr bedauerlichen Fehler zu berichtigen". Er schreibt: „In dem fundreichen ostpreußischen Kreis Fischhausen sollten nämlich die Skelettgräber der Periode B viel stärker zum Vorschein kommen (mit 4 oder 5 Zeichen, statt 1)".

Da gerade die gemischten Gräberfelder für die ostpreußische Gotenfrage äußerst wichtig sind, sei hier eine Liste der bisher bekannt gewordenen Skelettbestattungen zwischen Weichsel und Memel aus der römischen Kaiserzeit (mit Karte) gegeben. Seit den Veröffentlichungen von E. Blume: Die germanischen Stämme und E. Hollack: Erläuterungen ist eine Anzahl neuer Fundplätze hinzugekommen.

[1]) Gezeichnet von Museumspraktikantin M. Toschke.

Digitized by Google



Fundstellen der Skelettgräber in Ostpreußen aus der römischen Kaiserzeit; Periode B = 1.—2., C = 3.—4. Jahrh. n. Chr.

Digitized by Google

Verzeichnis der Fundstellen.

1. **Willenberg,** Kr. Stuhm. Grabung durch Stadtrat Voigtmann, Marienburg. Unveröffentlicht. Inv. Städt. Museum in Marienburg.
2. **Liebenthal,** Kr. Marienburg. Lit. Blume II S. 154. Inv. Prussia-Museum, Staatl. Museum f. Naturkd. u. Vorgeschichte, Danzig.
3. **Laase,** Kr. Stuhm. Lit. Blume II S. 154.
4. **Mienten,** Kr. Stuhm. Lit. Blume II S. 156.
5. **Garnseedorf-Abbau,** Kr. Marienwerder. Lit. Blume II S. 141. Inv. Staatl. Museum Danzig.
6. **Goldau,** Kr. Rosenberg. Lit. Blume II S. 147.
7. **Klein-Lensk,** Kr. Neidenburg. Lit. Hollack, S. 71.
8. **Kickelhof,** Kr. Elbing. Lit. Blume II S. 151. Inv. Städt. Museum Elbing.
9. **Elbing-Neustädter Feld.** Lit. Blume II S. 146. Inv. Städt. Museum Elbing, Staatl. Museum Danzig. Völkerkunde-Museum Berlin, Museum Nürnberg.
10. **Möklitz,** Kr. Elbing. Lit. Elbinger Jahrbuch, Heft 5/6. 1927. S. 123ff.
11. **Wolfsdorf-Höhe,** Kr. Elbing. Lit. Blume II S. 168. Inv. Städt. Museum Elbing.
12. **Pomehrendorf,** Kr. Elbing. Feststellung durch Prof. Dr. Ehrlich, Elbing.
13. **Hansdorf,** Kr. Elbing. Lit. Blume II S. 150. Inv. Staatl. Museum Danzig, Städt. Museum Elbing.
14. **Crossen,** Kr. Pr.-Holland. Lit. Blume II S. 152. Hollack, S. 23.
15. **Banditten,** Kr. Mohrungen. Besichtigung durch Dr. Gaerte im April 1928. Zum größten Teil zerstört. Inv. Prussia-Museum.
16. **Pollwitten,** Kr. Mohrungen. Grabung durch Dr. Gaerte 1926/27. Unveröffentlicht. Inv. Prussia-Museum.
17. **Gr. Bestendorf,** Kr. Mohrungen. Lit. Prussia, Zeitschrift der Altertumsgesellschaft Prussia, Heft 26, S. 310 ff. Privatbesitz.
18. **Höfen,** Kr. Mohrungen. Besichtigt durch Dr. Gaerte im April 1928. So gut wie ganz zerstört. Unveröffentlicht.
19. **Woenicken,** Kr. Osterode. Grabung durch Dr. Gaerte im Juni 1928. Fast vollständig zerstört. Inv. Prussia-Museum.
20. **Littfinken,** Kr. Neidenburg. Grabung durch Prof. Peiser 1910. Protokoll und Inv. im Prussia-Museum. Unveröffentlicht.
21. **Wusen,** Kr. Braunsberg. Lit. Hollack, S. 188. Inv. Sammlung Blell, Marienburg.
22. **Keimkallen,** Kr. Heiligenbeil. Lit. Hollack, S. 66. Schr. d. Ph.-Oek.-Gesellschaft. Bd. X S. 138. Inv. Prussia-Museum.
23. **Wolittnick,** Kr. Heiligenbeil. Lit. Hollack, S. 186. Inv. Prussia-Museum.
24. **Schatzberg,** Kr. Pr.-Eylau. Lit. Hollack, S. 142. Inv. Prussia-Museum.
25. **Legden,** Kr. Pr.-Eylau. Lit. Hollack, S. 88. Inv. Prussia-Museum und Sammlung des Oberl. Geschichtsvereins Mühlhausen.
26. **Widrinnen,** Kr. Rastenburg. Lit. Hollack, S. 179. Inv. Prussia-Museum.
27. **Heinriettenfeld** Kr. Gerdauen. Lit. Hollack, S. 58. Zeitschr. f. Ethnol. 1908, Bd. 40, S. 173. Inv. Prussia-Museum.
28. **Grebieten,** Kr. Fischhausen. Sitz.-Ber. d. Altertums-Gesellsch. Prussia XIII S. 176.
29. **Corjeiten,** Kr. Fischhausen. Lit. Hollack, S. 22. Sitz.-Ber. d. Ältert.-Gesellsch. Prussia XX S. 47. Inv. Prussia-Museum.
30. **Bludau,** Kr. Fischhausen. Peiser, Sitz.-Ber. d. Altert.-Gesellsch. Prussia XXIII 1, S. 212, 6; 214, 14; 216, 24 und 217. Inv. Prussia-Museum.
31. **Wiekau,** Kr. Fischhausen. Lit. Hollack, S. 179. Inv. Prussia-Museum.
32. **Rogehnen,** Kr. Fischhausen. Grabung durch Dr. Gaerte 1926. Unveröffentlicht. Inv. Prussia-Museum.
33. **Margen,** Kr. Fischhausen. Lit. Hollack, S. 97. Inv. Prussia-Museum.
34. **Rosenau,** Kr. Königsberg (Pr.). Lit. Hollack, S. 136. Inv. Prussia-Museum.
35. **Cobjeiten,** Kr. Fischhausen. Grabung durch Dr. Gaerte 1926. Unveröffentlicht. Inv. Prussia-Museum.
36. **Eisliethen,** Kr. Fischhausen. Sitz.-Ber. d. Altert.-Gesellsch. Prussia Heft 20, S. 46. Schr. d. Phys.-Oek.-Ges. XXXVII S. 122. Inv. Prussia-Museum.
37. **Dollkeim,** Kr. Fischhausen. Lit. Hollack, S. 28. Inv. Prussia-Museum.
38. **Steinerkrug,** Kr. Fischhausen. Lit. Hollack, S. 142. Inv. Prussia-Museum.
39. **Neidkeim-Fürstenwalde,** Kr. Königsberg (Pr.). Lit. Hollack, S. 102. Sitz.-Ber. d. Phys.-Oek.-Gesellsch. IX S. 42 und XVIII S. 41. Inv. Prussia-Museum.
40. **Willkühnen,** Kr. Königsberg (Pr.). Grabung durch Dr. Gaerte im März 1928. Unveröffentlicht. Inv. Prussia-Museum.

Digitized by Google

41. **Gr. Ottenhagen,** Kr. Königsberg (Pr.). Grabung durch Dr. Gaerte im April 1928. Unveröffentlicht. Inv. Prussia-Museum.
42. **Kleinhof-Tapiau,** Kr. Wehlau. Lit. Hollack, S. 70.
43. **Rominten,** Kr. Goldap. Lit. Hollack, S. 136. Inv. Prussia-Museum.
44. **Wiskiauten,** Kr. Fischhausen. Lit. Hollack, S. 184. Sitz.-Ber. d. Altert.-Gesellsch. Prussia XXII S. 207 ff. Inv. Prussia-Museum.
45. **Lobitten,** Kr. Königsberg (Pr.). Lit. Hollack, S. 91. Sitz.-Ber. d. Altert.-Gesellsch. Prussia XX S. 46. Inv. Prussia-Museum.
46. **Correynen,** Kr. Königsberg. Lit. Hollack, S. 23. Inv. Prussia-Museum.
47. **Caymen,** Kr. Labiau. Lit. Hollack, S. 21. Inv. Prussia-Museum.
48. **Moritten,** Kr. Labiau. Lit. Hollack, S. 100. Inv. Prussia-Museum.
49. **Löbertshof,** Kr. Labiau. Lit. Hollack, S. 92. Inv. Prussia-Museum.
50. **Mehlawischken,** Kr. Labiau. Lit. Hollack, S. 98. Inv. Prussia-Museum.
51. **Bendiglauken,** Kr. Tilsit-Ragnit. Lit. Sitz.-Ber. d. Altert.-Gesellsch. Prussia XXIII 1, S. 139. Inv. Prussia-Museum.
52. **Polompen,** Kr. Tilsit-Ragnit. Lit. Hollack, S. 120. Inv. Prussia-Museum.
53. **Lumpönen,** Kr. Tilsit-Ragnit. Lit. Sitz.-Ber. d. Altert.-Gesellsch. Prussia XXII S. 130 f. Inv. Prussia-Museum.
54. **Barsduhnen,** Kr. Heydekrug. Lit. Hollack, S. 11 f. Zeitschr. f. Ethnol. 1908, S. 173. Inv. Prussia-Museum.
55. **Wilkieten,** Kr. Memel. Lit. Hollack, S. 181 f. Inv. Prussia-Museum, Insterburger Museum.
56. **Pleschkutten,** Kr. Memel. Lit. Hollack, S. 116. Sitz.-Ber. d. Altert.-Ges. Prussia XXIII S. 149 f. Inv. Prussia-Museum.
57. **Schernen,** Kr. Memel. Lit. Hollack, S. 143. Inv. Prussia-Museum.
58. **Oberhof,** Kr. Memel. Lit. Hollack, S. 106. Inv. Prussia-Museum und Völkerkunde-Museum Berlin.
59. **Andullen,** Kr. Memel. Hollack, S. 6. Inv. Insterburger Museum, Berliner Mus., Prussia-Museum.

Nachtrag.

60. **Schlakalken,** Kr. Fischhausen, Lit. Hollack, S. 144; Skelettbestattung aus Periode B. Inv. Prussia-Museum. Nach freundlichem Hinweis durch stud. präh. Jankuhn-Tilsit. Auf der Karte nicht verzeichnet.

Digitized by Google

c) Ostdeutschland.

Ein Grab der Stein-Bronzezeit bei Bautzen.

Von Walther Frenzel.

Mit 4 Abbildungen im Text.

Die jüngere Steinzeit ist in der Oberlausitz, abgesehen von einigen megalithischen Grabfunden, vornehmlich durch die Schnurkeramik vertreten. Obwohl das Vorkommen der Bandkeramik durch die Auffindung einer größeren Zahl dieser Kultur zugehöriger Steinwerkzeuge sich anzeigt, ist doch ein bandkeramischer Siedlungsplatz in dem dicht von vorgeschichtlichen Wohnstätten durchsetzten Bautzener Gefilde noch nicht nachgewiesen worden, eine Tatsache, die uns umsomehr in Verwunderung setzen muß, als im anschließenden, nur durch einen 20—30 km tiefen Urwaldgürtel von der Oberlausitz abgetrennten Elbtal die Bandkeramik reich vertreten ist.

Es war andererseits schon seit längerer Zeit beobachtet worden, daß sich in unmittelbarer Nähe schnurkeramischer Grabstätten, mehrfach in nur wenigen Metern Entfernung, die Gräber der ältesten Bronzezeit Aunjetitzer Kulturzugehörigkeit vorfanden. Eine unmittelbare Beziehung zwischen beiden Kulturen war auch für die Oberlausitz höchstwahrscheinlich, nur fehlte es bislang an einem Grabe, das die Kulturgüter beider Kreise in sich vereinigt.

Im Sommer 1927 beobachtete ich vom Staatskraftwagen Bautzen-Kamenz aus während der Fahrt auf der Dresdener Straße in der Sandgrube Schiffner, die an der Flurgrenze nach Rattwitz auf Stiebitzer Ortsmark liegt, zwei dunkel verfärbte Mulden unter der deckenden Humusschicht. Ein Versuch, sie zu untersuchen, mußte unterbleiben, weil durch die sömmerliche Hitze der sandige Lößlehm derart trockenhart geworden war, daß bei der Grabung die etwaigen Kulturreste aus der Mulde hätten herausgebrochen werden müssen. Ein späterer Versuch des Herrn Oberlehrer Wilhelm mißlang gleichfalls. An beiden Tagen wurden einige kleine unverzierte Scherben aufgelesen, die dem Habitus nach teils als bronzezeitlich, teils als steinzeitlich angesprochen wurden.

Als Ende August die Sandgrubenarbeit sich den Mulden bedrohlich näherte und Gefahr bestand, daß ihr Inhalt durch Unterhöhlung herabbrechen werde, mußte der Versuch einer Notgrabung erneuert werden. Ein Abdecken der Oberfläche war völlig unmöglich, wir mußten uns vielmehr darauf beschränken, die Mulde in senkrechten, mit der Sandgrubenwand gleichlaufenden Schnitten zu untersuchen.

Der größte Teil der Mulde war früher schon zu Bruch gegangen, die benachbarte hatte das gleiche Schicksal erlitten. Wir konnten durch Befragen der Arbeiter nur feststellen, daß „einige Schüsseln" und viele Scherben in

Digitized by Google

Abb. 1.

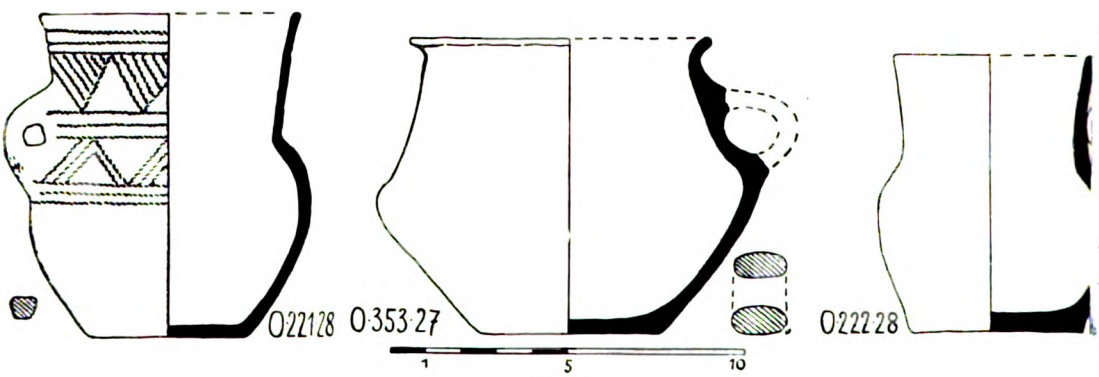


Abb. 2.

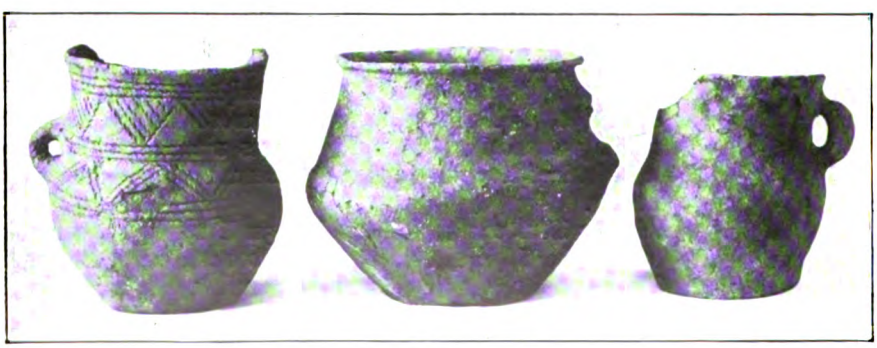


Abb. 3.

Digitized by Google

dem heruntergefallenen Erdreich gelegen hätten, die sie nicht weiter beachteten [1]). Die Mulde war im größten erhaltenen Durchmesser 3 m breit. Die Durchschnittstiefe betrug 0,30—0,50 m, nur an der Nordseite befand sich eine Kuhle von 0,70 m Tiefe. Der geglättete und von allen Unebenheiten befreite Querschnitt zeigte sechs braunrot verfärbte Ortsteinbänder übereinander in etwa gleichlaufender Führung. Sie durchzogen das gesamte Gebiet der Mulde und wiesen an keiner Stelle Abweichungen auf, die auf eine nachträgliche Störung schließen ließ. (Eines der Bänder hat z. B. das schnurverzierte Krügel, welches schräg in der Erde lag, verfärbt. Dies ist auf dem Lichtbilde deutlich zu erkennen. Die Verfärbung läuft vom rechten Rande quer über das Gefäß nach dem linken Bodenteile zu.) Die Kuhle enthielt einen Pferdeunterkiefer, dessen Knochenteile äußerst mürbe und nur in Resten zu erhalten waren. Die Zähne sind geborgen worden. Herr Schlachthofdirektor Dr. med. vet. Langhoff-Bautzen hat die Bestimmung vorgenommen. In der Nähe dieser tierischen Reste wurden einige unbearbeitete Feuersteinsplitter und mehrere Scherben angetroffen, die dem Habitus nach zunächst als früh- oder mittelslawisch angesprochen werden konnten. Es sei an dieser Stelle auf die oft am Fundorte beobachtete Ähnlichkeit, ja Gleichheit unverzierter früh- und mittelslawischer Scherben mit solchen der Schnurkeramik hingewiesen; selbst dem geübten Auge ist es oft schwer, sofort eine Entscheidung zu treffen.

Die Form der Mulde und einige dicht unter der Oberfläche gefundene, sicher bronzezeitliche Scherben verstärkten in uns die Überzeugung, daß die Anlage etwa der jüngeren Steinzeit oder der Aunjetitzer Kultur zuzuteilen sei. Nach äußerst anstrengender Arbeit hatten wir nunmehr über die ganze 3 m lange Fläche hin in drei Schichten die Mulde durchgearbeitet, so daß sie jetzt um 0,40 m von der Sandgrubenwand zurückstand und eine Einbruchsgefahr bei plötzlich auftretendem Regen vermieden war. Nur noch die letzten Schichtteile waren abzulösen. Kaum hatte ich meinen eifrigen Helfer, Herrn Rasch, zugerufen: „Nun finden Sie aber endlich den Aunjetitzer Topf!" — da zeigte sich in 0,30 m Tiefe aufrecht stehend der Randteil der auf den Abbildungen in der Mitte dargestellten Aunjetitzer Tasse. Sie stand auf dem Boden der Mulde auf, enthielt außer einigen winzigen Holzkohleteilchen keine Kulturreste und war an einer Seite stark zerbrannt, so daß der Ton schon beim Abpinseln schalig abzubröckeln begann. Sie wurde geborgen und wieder hergerichtet. Die Henkelbruchflächen sind alt. Trotz eifrigen Suchens wurde kein Rest des Henkels gefunden. Nach diesem bisherigen Befunde waren wir der Ansicht, daß hier eine Siedlungsstelle der Aunjetitzer Kultur vorliege.

Im Anfang September war das Erdreich endlich so weit erweicht, daß die Grabung vollendet werden konnte. Mit Herrn Medizinalrat Dr. Herbach, Herrn Studienrat Bartko und seinen eifrigen Schülern wurde nun die Oberfläche abgedeckt und die Breitenausdehnung der noch erhaltenen Mulde auf 1,20 m festgestellt. In der Mitte derselben vor dem Absturz zur tieferen

[1]) Beim Fehlen eines Denkmalschutzgesetzes in Sachsen ist es überaus schwierig, der Bevölkerung eine Vorstellung von der Wichtigkeit der Bodenfunde zu vermitteln. Alle opferwillige Mitarbeit, besonders der Landlehrerschaft, die freudig und dankbar anerkannt sei, rettet nur einen geringen Bruchteil der täglich bedrohten Altertümer. Solange nicht der sächsische Staat durch Erlaß eines Gesetzes den Wert der Altertümer für die Volksgemeinschaft anerkennt, solange sind unsere Bemühungen um deren Erhaltung von geringer Wirkung, solange auch werden „gebildete" Kreise über die Arbeit der sächsischen Vorgeschichtler ihren wohlfeilen Spott ausschütten können.

Digitized by Google

Kuhle lag ein Quarzitgeschiebe von Kopfgröße. Von da aus zog sich in die Kuhle hinein ein Streifen schwarzen Sandlehms, der mit weißen Teilchen untermengt war. Im ganzen hatte er bei einer Längsausdehnung von 0,40 m und einer größten Breite von 0,15 m eine Tropfen- oder Beutelform. Hinter dem Stein entdeckten wir in 0,40 m Tiefe zwei kleine Gefäße, eben das schnurverzierte und das unverzierte Krügel. Leider war deren Ton durch die anhaltenden Regengüsse wieder so stark erweicht, daß die Randteile beschädigt wurden. Beide Krügel lagen schräg, mit der Öffnung nach Nordosten zeigend in der Mulde. Über ihnen fand sich noch der Rest eines der für die jüngere Steinzeit bezeichnenden Tonlöffels. Die beiden Gefäße lagen in 0,30 m Entfernung von der Aunjetitzer Tasse gleichfalls auf dem Grunde der Mulde. Der Abstand nach der Breite zu betrug nur 0,10 m.

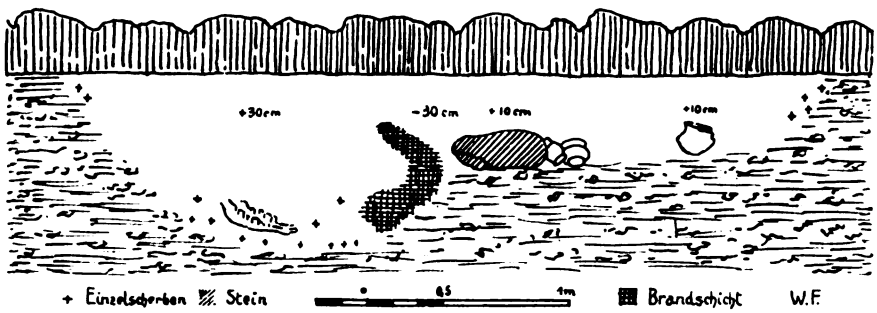


Abb. 4. NS-Querschnitt durch die Mulde Stiebitz I bezogen auf die Schnittebene der steinzeitlichen Gefäße (+ = Abstand nach vorn, — = Abstand nach dem Hintergrunde).

Nach diesem Befunde ist die Mulde als eine Bestattungsgrube der ältesten Bronzezeit nach Art der Brandgruben der jüngeren Steinzeit anzusehen [1]), die Brandbestattung ist auf dem Lichtbilde in der Mitte hinter dem Steine erkennbar, sie besteht in jener tropfen- oder beutelförmigen Schicht schwarzen, mit weißlichen (Knochen-)Bröckeln vermengten Sandes. Der Befund gleicht in seiner Beschaffenheit durchaus den Brandresten aus Gräbern der Schnurkeramik der Oberlausitz. Für eine Skelettbestattung, die wir für die Aunjetitzer Kultur, z. B. in Burk nördlich Bautzen erweisen konnten, fanden sich hier nicht die geringsten Anhaltspunkte. Der gesamte Befund ist als einheitlich anzusehen.

[1]) Vgl. Mannus 1927, S. 16, Abb. 4.

Digitized by Google

Ein bemerkenswertes Grab der Periode „Göritz II" in Wiesenau (Landkreis Guben).

Von Michael Martin Lienau.

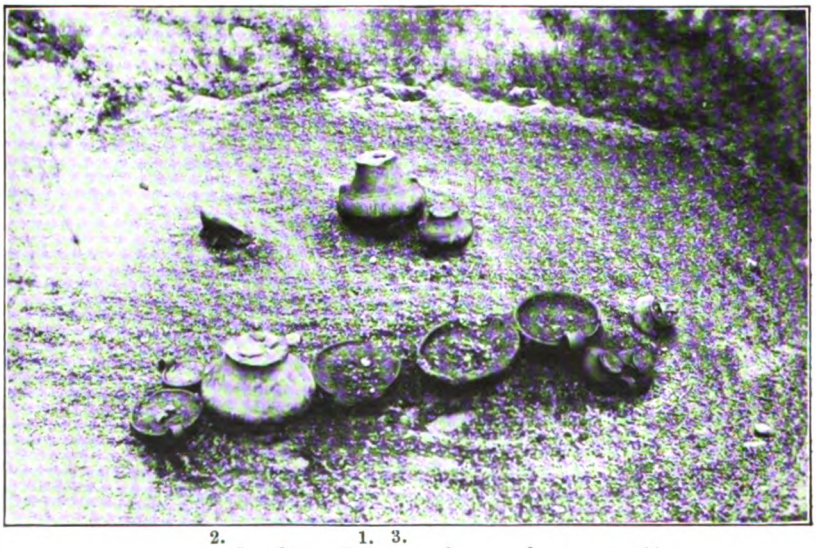
Mit 4 Abbildungen.

Wiesenau (ehemals Krebsjauche) liegt im Landkreise Guben hart an der Südgrenze des Kreises Lebus. Die Grenze der beiden Kreise verläuft im Zuge Ost-West zwischen Wiesenau (Guben) und Finkenheerd (Lebus). Auf der Heide der Witwe Lantzke (hinter dem Ottoschen Mühlengrundstück) in Wiesenau sind wiederholt beim Stubbenroden Urnen gefunden und zerstört worden, ohne daß die Forschung davon Kenntnis bekam. Im Frühjahr 1927, als Kinder beim Spielen wiederum (und zwar diesmal bronzezeitliche) Urnen zerstörten an einer anderen Stelle dieser Heide, wurde ich endlich gerufen und sah bei Herrn Müller Otto eine früheisenzeitliche Urne vom Areal, von dem die wiederholten, jetzt verschollenen früheren Funde stammten. Dort hatte ich das Glück, bei den ersten Spatenstichen auf mein Grab 1 zu stoßen, von dem hier hauptsächlich die Rede sein soll. Nach langem Suchen gelang es mir, noch ein unberührtes Grab (Nr. 7) aufzudecken, dessen 4 Gefäße (eine Urne mit Leichenbrand und Deckelschale und drei größere Beigefäße, die im rechten Winkel zu der an einen großen Stein gelehnten Urne standen) freilich gänzlich zerscherbt waren; ein weiteres Grab (Nr. 2) war bis auf eine tiefstehende Schale gestört, um die halbkreisförmig eine Kette von blauen Glasperlen dreierlei Größe zum Teil in situ lag; die Perlen wechselten augenscheinlich (wenn auch die gefundene Spirale nicht mehr in Reih und Glied lag) mit kleinen Bronze-Spiralröhren ab. Es konnte beobachtet werden, daß die blauen Glasperlen so folgten: eine große (mit weißer umlaufender Wellenlinie) eine kleine blaue, mehrere kleine blaue ringförmige, dann wahrscheinlich (es zeigte sich eine entsprechende Lücke) eine Bronzeröhre, dann wieder in umgekehrter Reihenfolge (zur großen mit weißer Einlage aufsteigend) die Glasperlen. Ein kleines Eisenfragment mit bandförmigem Eisenring ist vielleicht ein Verschlußstück. Dicht bei der Schale befand sich ein schwärzlicher rechteckiger Opferfleck von 0,20 : 0,25 m, in welchem die gleichen Perlen, 2 Bronze-Spiralröhrchen und etwas Leichenbrand (anscheinend vom Menschen) lagen . . . . . hier ohne Anordnung). (Vgl. hierzu die Abb. 143/144 (Göritz II) bei „Götze, Kreis Lebus", wo ähnliche Spiralröhrchen und ringförmige Bronzeperlen gezeigt werden. Die blaue Glasperle mit weißem Wellenband ist bekanntlich ein typisches Inventarstück der „Göritzer"-Kultur (Götze, a. a. O., S. XIV). Die übrigen Scherbenfunde aus den sehr zerstörten Gräbern 3, 4, 5, 6, 8 (alle mit Resten von Leichenbrand) zeigen, wie auch Grab 7, die für

Digitized by Google

1. 5. 6. 8. 9.
2. 4. 10.

Abb. 1.



2. 1. 3.
5. 6. 7. 8. 9. 11.
4. 10.

Abb. 2.

„Göritz II" typischen Ornamente und Gefäßformen, so daß wir es in Wiesenau mit den Resten eines Urnenfeldes „Göritz II" zu tun haben.

Nun wollen wir uns mit Grab 1 (Abb. 1, 2, 3 und 4) beschäftigen: Abb. 2 zeigt das völlig freigelegte Grab mit seinen 11 Gefäßen.

Digitized by Google

Abb. 1 zeigt $^3/_4$tel der die beiden Gefäßaufstellungen (die nördliche mit 8 Gefäßen fast schnurgerade, die südliche mit 3 Gefäßen unregelmäßiger) trennenden Steinpackung, an deren Westende zwei große und ein kleinerer Stein aufrecht (ragend) stehen. Der vordere Teil ($^1/_4$tel) der Steinpackung ist absichtlich vor dem Photographieren entfernt, um die Situation der Gefäße in ihrer Beziehung zur Steinpackung anschaulich zu machen. Die beiden Reihen sind von Ost nach West orientiert, die Gefäße 4/5 stehen im Osten, Gefäß 11 im Westen; die Reihe mit den 8 Gefäßen ist die nördliche und ist knapp 1 m lang, während die Steinpackung 1,20 m lang ist. Der Abstand der beiden Gefäßreihen beträgt im Mittel 0,50 m.

Die Abb. 3 bringt die einzelnen Gefäße (bis auf Gefäß 7), deren Numerierung derjenigen auf Abb. 2 (bzw. Abb. 1) entspricht. Alle Gefäße bis auf Nr. 7 konnten, soweit dies nötig war, wieder hergestellt werden — aber man bekommt durch Abb. 2 auch von diesem durch und durch brüchigen Gefäße eine klare Vorstellung. Es handelt sich um eine Schale (mit vielleicht herausgebrochenem Henkel), die der Schale 9 bis auf den fehlenden Henkel gleicht. Die Schichtenfolge besteht aus Waldhumus 0,20 m, rotem grobkörnigem Kies 0,20 m, schwächer gefärbtem, sandhaltigem Kies 0,22 m und darunter einer mächtigen Schicht reinen weißen Sandes. Das Grab war bis auf den weißen Sand eingetieft, über den man eine dünne Lage kräftig gefärbten Kieses (augenscheinlich aus der obersten Kiesschicht nach Entfernung größerer Steine) gebreitet und darauf die Gefäße gestellt hatte. Über die Ornamente der Gefäße mich zu verbreiten, wird erübrigt durch die Abb. 4.

Viermal (1, 4, 9, 11) tritt „imitierte Schnur" auf, viermal sind die Gefäße ohne Ornament (2, 6 bis auf die zwei plastischen Knöpfe, 7 (Abb. 2), 8. Die Farbe der Gefäße ist größtenteils hellbraun, sonst schmutzig grau.

Weshalb ist nun unser Grab 1 bemerkenswert?

1. Weil es dem bisher südlichsten Urnenfelde der Göritzer Perioden I/II angehört[1]).

Das vordem südlichste Grab (1 km südlich des Lossower Burgwalles) lag 4 km nördlich Wiesenau auf den Oderbergen. Es gehört gleichfalls zu „Göritz II" (Götze, a. a. O., S. 34 unter Lossow). Auch auf dem rechten (östlichen) Oderufer liegen im Kreise West-Sternberg zwei „Göritz II"-Fundstellen südlich Frankfurt — eine neuere (ein reiches Grab mit imitierter Schnur) in Reipzig (gegenüber Lossow) und als südlichste (Wiesenau gegenüber, jedoch ein wenig nördlicher) eine ältere in Aurith mit den in „Göritz II" häufig vorkommenden rohen Bronzehohlbommeln mit Ornamentkreuz auf der Unterseite, die im Halbkreis am Fuße einer (verschollenen) Urne lagen. (Schmuckband mit den Bommeln: im Frankfurter Museum.)

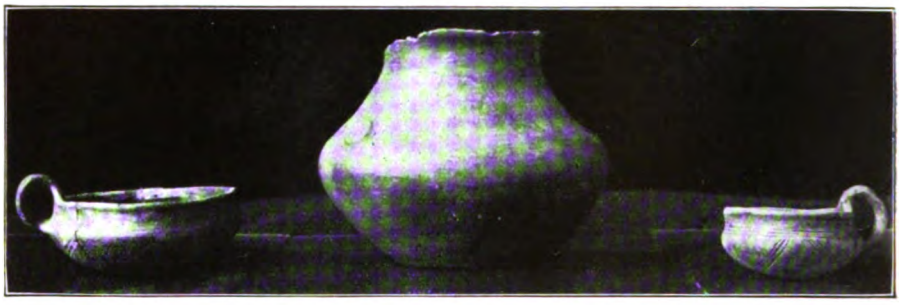
2. Wegen der selten beobachteten Anordnung in 2 durch Steinpackung getrennten Gefäßreihen.

3. Wegen des gänzlichen Fehlens von Leichenbrand (der Inhalt sämtlicher Gefäße wurde fein durchsiebt). Sämtliche Gefäße enthielten nur den anstehenden grobkörnigen (nicht entsteinten) roten Kies, während die

[1]) Das Gubener Stadtmuseum mit seiner reichen Billendorfer (der Göritzer gleichzeitigen) Keramik, die, wie die übrigen vorgeschichtlichen keramischen Bestände, ausschließlich aus dem Stadt- und Landkreise Guben stammt, besitzt nur zwei birnenförmige Gefäße „Göritz II" mit Girlandenverzierung. Das eine Gefäß (ohne Leichenbrand) stammt vom Lubstberg bei der Stadt Guben, von dem auch zwei „Göritz II"-Schalen mit Girlandenverzierung in der Berliner Prähistorischen Staatssammlung sich befinden; das andere Gefäß (mit Leichenbrand) stammt „angeblich" auch aus der Stadt Guben selbst.

Digitized by Google

2 1 3



4 6 5

9 8

11 10

Abb. 3.
Grab 1. Wieſenau.
Die Numerierung entſpricht den Nummern auf Abb. 2. Die beiden oberen Reihen $^1/_4$ n. Gr., die beiden unteren $^1/_3$ n. Gr. (Wegen Gefäß 7 ſ. Text!)

Digitized by Google

Beigaben (nur Fragmente), wie folgt, lagen: hinter der Standfläche von Gefäß 1 (im Inneren des Grabes) in einem schwärzlichen Fleck (von der 1½fachen Größe eines Fünfmarkstückes) zwei Bronzefragmente (Abb. 4, rechts); hinter den Gefäßen 9/10 (nach außen) in einem etwa gleichgroßen schwärzlichen Fleck ein durch Rost aufgequollenes Eisenfragment mit dem Reste einer dünnen Bronzeauflage (vielleicht der bronzeplattierte Kopf einer gekröpften Eisennadel) und ein kleiner gebrannter Knochen (Abb. 4, links); schließlich lag hinter Gefäß 3 (nach innen) ein kleiner Tierzahn (nach Dr. Hilzheimer Zahnwurzel vielleicht von Hund oder Fuchs).

Sämtliche drei schwarze Flecke lagen im selben Niveau in der roten dünnen Kiesschicht, von der sie sich scharf abhoben, unmittelbar über der weißen anstehenden Sandschicht. Für diesen Befund gibt es zwei Deutungsmöglichkeiten, von denen mir das Kenotaphion eine weit größere Wahrscheinlichkeit zu haben scheint als das Skelettgrab zwischen zwei Beigefäßaufstellungen: schon deshalb, weil sich in dem roten Kiese „skelettige Erde“, die ich während meiner Studienzeit bei Grabungen in Jütland zu beobachten reichlich Gelegenheit hatte, wohl hätte feststellen lassen, insbesondere aber deshalb, weil wir aus der frühen Eisenzeit im Osten keine Skelettgräber kennen, abgesehen vom östlichen Oberschlesien, dem angrenzenden Gebiet von Klein-Polen (Umkreis von Krakau) und in Böhmen-Mähren (Bylaner Kultur), wo gemischte Gräberfelder (Brandgräber und Skelettgräber) vorkommen. Man vergleiche hierzu „Eberts Reallexikon unter Adamowitz (Seger) und Iwanowitzer Typus (Kostrzewski)“. Es darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß nach einer mündlichen Mitteilung aus der Berliner Prähistorischen Staatssammlung (Völkermuseum) in den Katalogen bei Göritzer Gräbern öfters der Vermerk zu finden ist: „Kein Leichenbrand“. Dagegen ergibt sich für die Ansprache unseres Grabes als Kenotaphion eine große Wahrscheinlichkeit, wenn man zwei durch die Steinpackung getrennte Scheinbestattungen (für ein verschollenes Menschenpaar) annimmt, bei denen die großen Gefäße 1 links und 6 rechts die Leichenbrandurnen vertreten würden. Jeder der Verschollenen würde auch seine übliche Beigabe (bei 1 und 9/10) haben — sei es, daß deren sehr fragmentarische Eigenschaft beabsichtigt war oder durch die Einwirkung eines Schein-(Ehren-)Scheiterhaufens hervorgerufen ist. Die Scheinbestattung links mit den 3 Beigefäßen hat außerdem noch einen kleinen Opferfleck (bei 3) mit einem Zahn als Rest von einem Opfer eines Tieres. Diese Verteilung der Beigaben auf beide Gefäßreihen spricht auch gegen nur eine (Skelett-)Bestattung.

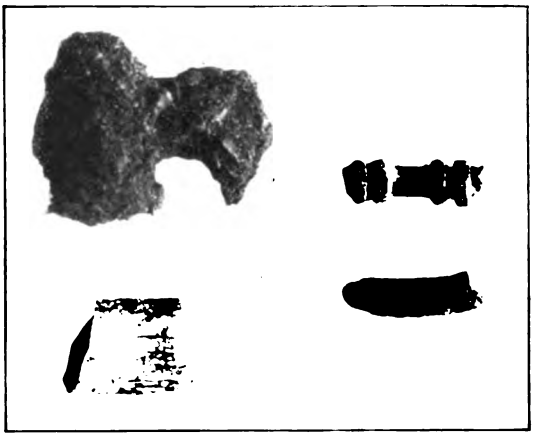


Abb. 4. Nat. Gr.

Bekanntlich hat Professor Götze („Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Lebus“ — Seiten XI—XVI) gezeigt, daß der

Digitized by Google

Göritzer[1]) Typus aufzuteilen ist in zwei Stilarten (A/B = I/II), von denen Stil B = Göritz II, mit dem wir uns heute beschäftigen, der jüngere ist . . . . . und Geheimrat Kossinna (Mannus 16, S. 169/170) hat, diese Zweiteilung anerkennend, dem „Göritzer Stil II“ die Kreise Soldin, Landsberg a. Warthe, Königsberg i. N. (als Zentralgebiet), ferner die Kreise Lebus, Angermünde und in geringerem Maße auch noch den Oberbarnim zugewiesen. Die Funde von Göritz II in Reipzig und Aurith (beide hart am rechten Oderufer) zeigen, daß der Göritzer Stil II seine Ausläufer auch längs des rechten Oderufers im Kreise West-Sternberg aussendet. Auch die Urnengräber mit „Göritz II“ in den Lebuser Loosen liegen rechts der Oder („Götze-Festschrift“ 1925, S. 155/164). Über etwaige Ausstrahlungen nach Pommern schreibt Dr. Kunkel: „Eine genaue Nachprüfung kann ich zur Zeit wegen Umzuges unseres Museums nicht vornehmen; ein etwaiges vereinzeltes Vorkommen von „Göritz II“ halte ich jedoch nur im Kreise Pyritz und seiner nächsten Nachbarschaft für möglich“. Einige Beispiele von birnenförmigen Gefäßen mit imitierter Schnur, die vielleicht auf Beziehungen zu „Göritz II“ hinweisen, bringt Dr. W. Lega in seiner Arbeit (Polnisch mit kurzem französischem Resumé) „Etudes“ sür la Civilisation „Lusacienne“ en Poméranie Polonaise“ (Jahrg. XXXII, 1925, der Jahrbücher des Wiss. Vereins zu Thorn —; man vgl. auch „Kostrzewski“ Slavia Occidentalis, Jahrg. III/IV, S. 245, Abb. 5). Die angeführten Funde beschränken sich auf das östliche rechte Weichselufer‘ und zwar auf die Kreise Kulm und Graudenz.

Völkisch spricht Geheimrat Kossinna (a. a. O. S. 169/70) die Träger der „Göritz II“-Kultur als eine besondere kleine Germanengruppe an, wozu in der „Literatur nach 1924“, dem Erscheinungsjahr von Mannus 16, noch kein Pro oder Kontra von anderen Forschern, die dazu berufen wären, meines Wissens vorgebracht ist. Meine eigenen Beobachtungen verdichten sich zu der Überzeugung, daß zu der Zeit, als der jetzt viel besprochene Lossower Burgwall verlassen wurde, also etwa 600 vor Chr., die Träger der „Göritz II“-Kultur sich in einer Südwärtsbewegung über Frankfurt hinaus, die sich auf beiden Oderufern vollzog, befanden[2]). Innerhalb der Stadt Frankfurt möchte man auf Grund von alten und neuen Funden „Göritz II“ dies Durchwandern gen Süden deutlich nachfühlen.

Sämtliche Wiesenau-Funde werden dem Gubener Stadtmuseum überwiesen, dieser ganz persönlichen Schöpfung des liebenswürdigen, um die Erforschung der Lausitzer Kultur so hoch verdienten Professors Jentsch.

[1]) Göritz liegt im Kreise West-Sternberg, und zwar in dessen Nordwestecke, die an die 3 Kreise Landsberg, Königsberg und Lebos grenzt.

[2]) Unter Berücksichtigung des in Anmerkung 1 Gesagten würde, falls sich durch zukünftige Funde die Lücke zwischen Wiesenau—Aurith und Stadt Guben noch ausfüllen sollte, diese der Oder folgende Südwärtsbewegung bis tief in den Landkreis Guben hineingegangen sein, während es sich bei dem vereinzelten Vorkommen von „Billendorf“ im Kreise Lebus (Brieskow, Podelzig, Platkow und nördlichst, Großneuendorf im Oderbruch), abgesehen vielleicht von Podelzig, lediglich um einzelne nach Norden versprengte Gefäße handelt.

Digitized by Google

Eine spätlatènezeitliche Siedlung aus Niederschlesien.

Von Ernst Petersen.

Mit 7 Abbildungen im Text.

Im Gegensatz zum westgermanischen Gebiet, das in der Spätlatènezeit eine Reihe kleinerer Siedlungen aufweist, die erstmalig von W. Schulz zusammengestellt worden sind [1]), sowie in der Hausanlage von Vehlow (Ostprignitz) einen gesicherten Hausgrundriß besitzt, der in einer früheren Festschrift zu Ehren Gustaf Kossinnas veröffentlicht wurde [2]), ist über die Siedlungen der Ostgermanen aus gleicher Zeit bisher wenig bekannt geworden [3]). Insbesondere fehlte es an einem Hausgrundriß, der Anhaltspunkte für die Bauweise der damaligen Zeit hätte bieten können. Diesem Mangel vermag das Ergebnis einer größeren Siedlungsgrabung, die in Carolath, Kreis Freystadt von Herrn Wilhelm Hoffmann, Breslau, und dem Verfasser im Auftrage des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer ausgeführt wurde, nunmehr in wesentlichen Punkten abzuhelfen.

Die Fundstelle ist der westlich des Dorfes Carolath gelegene „Hirseberg", eine sandige Erhebung nördlich eines heute „Költschsee" genannten Altlaufes der Oder. Schon vor Jahren kamen dort u. a. Spätlatènescherben zutage, bis neuerdings beim Ackern gefundene größere Lehmbewurfstücke die Aufmerksamkeit auf die Stelle lenkten. Die im Herbst 1927 erfolgte Untersuchung förderte die Grundrisse dreier Häuser zutage, die der Reihenfolge ihrer Auffindung nach mit A, B und C bezeichnet werden. Ihre Form und Lage zueinander ist aus dem beigegebenen Plan ersichtlich (Abb. 1), für dessen sorgfältige Anfertigung Herrn Fritz Geschwendt ergebenst gedankt sei, der auch liebenswürdigerweise einen Rekonstruktionsversuch der Anlage beigesteuert hat (Abb. 7).

Haus A.

Um eine langgestreckte, unregelmäßig geformte Grube verteilen sich neun Pfostenlöcher, die sich zu einem länglichen Viereck verbinden lassen. Die westliche Schmal- und südliche Längsseite erscheinen unsicher; hier traten Störungen durch den Pflug auf. Die östliche Schmalseite besaß einen kräftigen,

[1]) W. Schulz, Das germanische Haus. Mannusbibliothek 11, S. 29—41.

[2]) Quente-Lechler, Mannusbibl. 22, S. 67ff. Die freilich etwas unklare Anlage scheint bis in die römische Kaiserzeit hinabzureichen.

[3]) Die letzte Zusammenstellung bei Kostrzewski, Spätlatènezeit I, S. 244, vgl. auch W. Schulz, a. a. O., S. 23ff.

Digitized by Google

bis in 1,10 m Tiefe reichenden Mittelpfosten, der von Eckpfosten flankiert wurde. Die nördliche Längsseite zeigte eine leichte Auswölbung; sie wurde durch vier einzelne und einen Doppelpfosten gebildet. Drei zu ihr parallel laufende Pfostenlöcher stellen vielleicht die Reste einer Vorhalle dar. Gleich

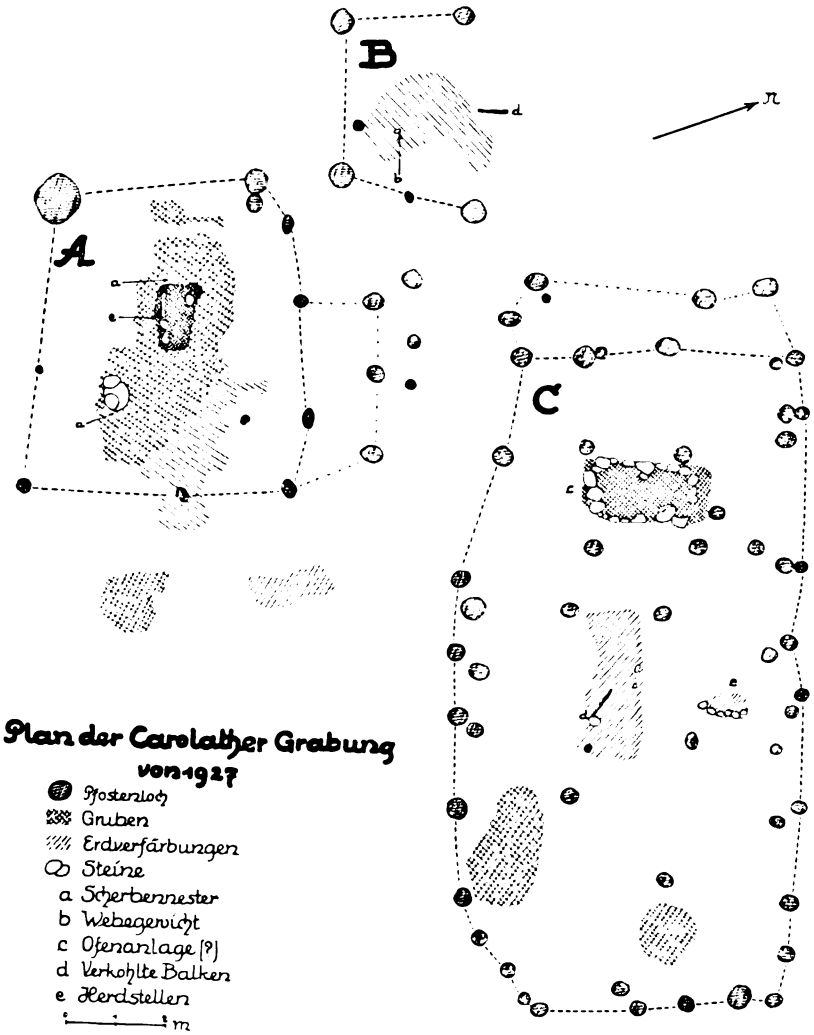


Abb. 1.

der Grube hoben sich die Pfostenlöcher deutlich vom gewachsenen Boden ab. Ihre Tiefe schwankt zwischen 0,50 und 1,10 m. Die Grube war auffallend stark durchsetzt mit verziegelten Lehmbewurfstücken, die vielfach Abdrücke der Hauswand, sowie Fingerspuren aufweisen (Abb. 3 und 4). An der Südkante der Grube, etwa in ihrer Mitte, lagen drei Granitblöcke übereinandergetürmt inmitten einer tiefschwarzen Schicht, die Tierknochen, darunter einen Kiefer-

Digitized by Google

teil vom Hausschwein [1]) enthielt. Dicht daneben lag eine Anzahl eng aufeinander gepreßter Scherben, aus denen zwei Gefäße größtenteils zusammengesetzt werden konnten.

1. Graues, halsloses Vorratsgefäß mit weiter Mündung und verdicktem Rand. Die Wandung ist bis auf einen glatt gelassenen Streifen unterhalb des Randes gerauht. Teile der Wandung und des Randes ergänzt. Höhe: 24,5 cm, Mündung: 34 cm (Abb. 2a).
2. Oberteil eines grauen, kugeligen Topfes mit verdicktem, facettiertem Rand und einem x-förmigen Henkel unter dem Rande; nur teilweise erhalten, Boden fehlt. Höhe noch 18 cm, Mündung: 18 cm (Abb. 2b).

Der westliche Teil der Grube enthielt eine Herdanlage, in deren Umgebung die größte Grubentiefe mit 1,12 m erreicht wurde. Der Herd bestand aus einem im Feuer rot geglühten Lehmsockel, der durch Beimischung von Granitschotter besondere Festigkeit erhalten hatte; auf der Oberseite trug

a b

Abb. 2. Gefäße aus Haus A. (1/6).

er einen nur noch unvollständig erhaltenen Kranz von hochkant gestellten Steinen. Am Westende der Anlage lagen wieder Scherben in größerer Zahl, aus denen jedoch kein Gefäß mehr zusammenkam. Haus A war 6,75 m lang, seine Breite betrug einschließlich der angenommenen Vorhalle 7,25 m, ohne diese 6,00 m.

Östlich davon lag eine Abfallgrube, deren Gleichzeitigkeit aus ihr stammende Spätlatènescherben erweisen.

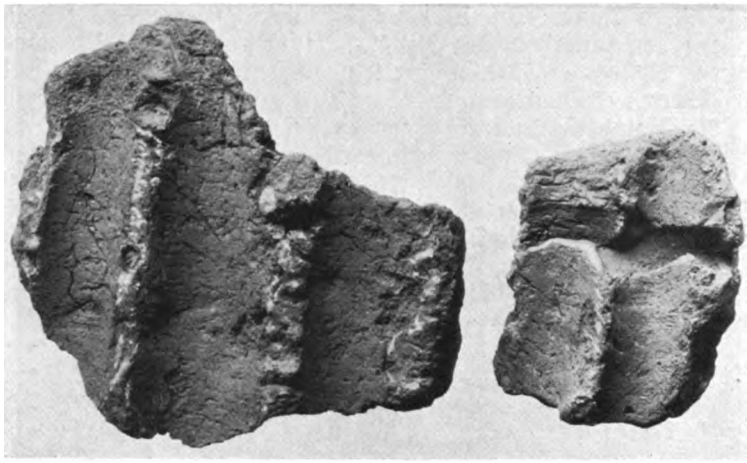
Haus B.

Der zweite Grundriß schloß sich nordwestlich an den zuerst aufgefundenen an. Sechs Pfostenlöcher umgaben hier in etwa rechteckiger Anordnung eine nierenförmige Grube. Mit Rücksicht auf die geringe Größe (4×3 m) muß die Vollständigkeit der Anlage bezweifelt werden. Jedoch verbot ein an der Fundstelle vorbei führender öffentlicher Weg eine weitere Untersuchung nach Westen hin, nach Norden und Süden war der Boden steril. Die Pfostenlöcher besaßen eine Tiefe von 0,55—0,70 m. Die fast vollständig ebene Grube reichte

[1]) Die Bestimmung sämtlicher Tierknochen aus der Carolather Siedlung wird Herrn Dr. La Baume, Danzig, verdankt.

Digitized by Google

bis zu 0,75 m hinab. Ihren Inhalt bildeten neben Holzkohleresten und vereinzelten kleinen Lehmbewurfstücken einige Tierknochen, darunter ein Kieferteil von Hausschaf oder Hausziege. Weiterhin kamen Spätlatènescherben



a b

Abb. 3. Lehmbewurfstücke aus Haus A. a mit Rundholzabdrücken, b mit Abdruck einer Riemenbefestigung. (Etwa 1/3).

Abb. 4. Lehmbewurfstück aus Haus A mit Abdruck eines Pfostenendes auf der einen und Fingerspuren auf der anderen Seite. (Etwa 1/3).

(Abb. 6, 8—9), sowie ein auf der Seite liegendes Webegewicht zutage. Außerdem gehört ein kleiner Spinnwirtel zu den Kleinfunden dieses Grundrisses.

1. Dunkelbraunrotes Webegewicht aus bröckligem Ton, das die Form einer vierseitigen Pyramide hat; die abgestumpfte Spitze trägt eine kleine Eintiefung, während das obere Drittel des Stückes eine wagerechte Durchbohrung aufweist. Höhe noch 10 cm, Breite 7 cm.

Digitized by Google

2. Schwarzbraun gefleckter Spinnwirtel von kugeliger Gestalt mit einer trichterförmigen Eintiefung an der Oberseite und runder Durchbohrung. Höhe 2,3 cm, Durchmesser 2,5 cm (Abb. 6, 17).

Haus C.

Nördlich von Haus A kam als dritter ein Grundriß von besonders stattlichen Ausmaßen zum Vorschein. Über eine Fläche von 15,50 m Länge und 7,25 m Breite waren 54 Pfostenlöcher und 5 Gruben verteilt. Der größte Teil der Pfostenlöcher, von denen häufig zwei nebeneinander lagen, konnte zu einem ostwestlich gerichteten, langgestreckten Viereck verbunden werden; der Rest verteilt sich auf zwei den Innenraum durchziehende Pfostenreihen. An der westlichen Schmalseite ermöglicht die Anordnung der Pfosten die Annahme einer Vorhalle. Die nördliche Längsseite bildet eine annähernd gerade Linie, gleichfalls die östliche Querseite, die mit einer Abschrägung an der Südostecke in die leicht ausgewölbte südliche Längsseite übergeht. Die Tiefe der Pfostenlöcher schwankte zwischen 0,37 cm und 0,70 cm, im allgemeinen betrug sie etwa 0,60 m. Der Innenraum beherbergte fünf Gruben, unter denen die westlichste das größte Interesse beansprucht. Unter den vier übrigen ist die langgestreckte, annähernd viereckige Grube in der Mitte des Hauses zunächst bemerkenswert. Sie reichte bis in eine Tiefe von 0,80 m und enthielt neben dem Rest eines verkohlten Balkens (vgl. Abb. 1) eine Anzahl im Feuer zerplatzter faustgroßer Steine in regelloser Anordnung. Lehmklümpchen, Holzkohlereste, mehrere Rinderzähne und Tierknochen bildeten den weiteren Inhalt der als Abfallgrube anzusehenden Eintiefung. Eine zweite Grube mit dem gleichen Inhalt, der durch einige hart gebrannte Scherben vervollständigt wurde, lag in der Nordostecke des Grundrisses und erreichte schon in 0,70 m Tiefe ihr Ende. Eine dritte Abfallgrube war langgestreckt und lag an der Südwand des Grundrisses; aus ihr stammen im Feuer zerplatzte Steine, Holzkohlereste, Tierknochen, sowie Scherben, teilweise mit verdicktem Rand. Als Herdanlage dürfte die kleine ovale Grube an der Nordseite des Grundrisses anzusprechen sein. Sie enthielt einen Kranz faustgroßer Steine, der etwa in 0,35 m Tiefe lag und zum Teil durch den Pflug gestört worden war. Eine eigenartige Anlage erschien in der am weitesten nach Westen gelegenen, quer zur Längsrichtung des Grundrisses verlaufenden Grube. Diese besaß in 0,50 m Tiefe einen Kranz großer Steine, der auf einem Pflaster aus gleichartigen Steinen ruhte und eine ovale Gestalt aufwies (siehe Abb. 1 und 5). Das Innere war mit hellgrauer Asche und rot geglühtem Lehm angefüllt, über der ganzen Anlage lagerten Holzkohlereste und Lehm in einer zusammenhängenden Schicht. Die Sohle des Pflasters lag 0,90 m tief.

Abb. 5. Ofenanlage in Haus C.

Recht zahlreich sind die aus dem Grundriß stammenden Kleinfunde. Das Scherbenmaterial gehört, nach den verschiedenen Randstücken zu urteilen,

Digitized by Google

von denen nur ein Teil abgebildet werden konnte (Abb. 6, 1—7 und 10—13), zu etwa 20 verschiedenen Gefäßen. Aus der Umgebung der beiden großen Gruben im Innenraum stammen sodann ein Webegewicht und zwei Spinnwirtel.

1. Gelbbraunes Wegegewicht von der Form einer vierseitigen, oben abgestumpften Pyramide. Im oberen Drittel eine wagerechte Durchbohrung. Boden nur teilweise erhalten. Höhe noch 10,2 cm, Breite 7,5 cm.
2. Schwarzer, doppelkonischer Spinnwirtel mit kreisrunder Durchbohrung, an beiden Seiten trichterförmig eingedellt. Höhe 2,6 cm, Durchmesser 4,5 cm (Abb. 6, 15).

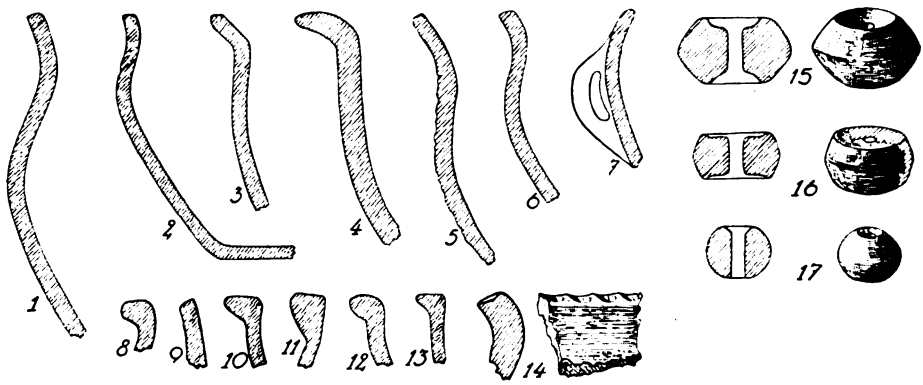


Abb. 6. Scherbenprofile und Spinnwirtel. 1—7, 10—13, 15, 16: Haus C, 8, 9, 17: Haus B, 14: Haus A. (1/3).

3. Grauer Spinnwirtel von zylindrischer Gestalt. Ober- und Unterseite besitzen einen etwas erhöhten Rand, der Mantel ist annähernd doppelkonisch. Nur zur Hälfte erhalten. Höhe 1,8 cm, Durchmesser 3,4 cm (Abb. 5, 16).

Auf die Würdigung der Carolather Anlage, die noch nicht in vollem Umfange ausgegraben ist, kann nur mit wenigen Worten eingegangen werden. Unter den Kleinfunden zeigt das keramische Material zahlreiche Übereinstimmungen mit den bekannten Typen der Spätlatènezeit, weist jedoch Unterschiede von den in Gräbern üblichen Gefäßformen auf. Das große Vorratsgefäß aus Haus A (Abb. 2a) ist auf ostgermanischem Gebiet bisher nicht vertreten, erscheint jedoch in fast gleicher Größe mehrfach auf dem Gräberfelde von Großromstedt in Thüringen [1]); auch in dem Hause von Dehlow kam ein ähnliches Gefäß zum Vorschein [2]). Der kugelige Topf aus Haus A (Abb. 2b) ist am ehesten mit einem Gefäß aus Roßwitz [3]) vergleichbar, wenn er auch im Gegensatz zu diesem nur einen Henkel trägt. Von den Scherbenfunden aus Haus B und C zeigen die Stücke mit verdicktem oder facettiertem Rand (Abb. 6, 3, 4, 8, 10—13) nichts Auffallendes. Das Randstück einer Schüssel mit eingezogenem Rand und x-förmigem Henkel (Abb. 6, 7) besitzt

[1]) Eichhorn, Großromstedt, Mannusbibl. 41, S. 54, Abb. K 20, E 29.
[2]) Nuente-Lechler, a. a. O., Taf. VI, 11d.
[3]) Tackenberg, Die Wandalen in Niederschlesien. Taf. 5, 12.

Digitized by Google

Ähnlichkeit mit einem Napf aus Noßwitz[1]). Seltenere Formen sind Gefäße mit sanft geschwungenem Randprofil (Abb. 6, 1, 6), deren Körper manchmal gerauht ist (Abb. 6, 5). Vergleichsmaterial enthält wiederum die Siedlung von Vehlow[2]); auch ein Vorratsgefäß aus Mertschütz[3]), ebenfalls aus einer Siedlung stammend, gehört einem verwandten Typ an. Auf ostgermanischem Gebiet einzig dastehend ist der Teil einer schwarzen Schale mit steilem Hals, der vom Körper durch eine Rille getrennt ist (Abb. 6, 2); das Stück ist sehr feintonig und erinnert fast an kaiserzeitliche Schalen. Gefäße mit Tupfenreihen scheinen in latènezeitlichen Siedlungen nicht selten vorzukommen. Aus Carolath, Haus A, stammt ein Scherben, dessen Rand eine Tupfenreihe trägt (Abb. 6, 14). Bei der Erwähnung eines ähnlichen Stückes aus einer Mertschützer Siedlung wies von Richthofen[4]) bereits auf den Zusammenhang dieser Formen mit ähnlich verziertem Scherbenmaterial aus einer Siedlung in Plaidt a. d. Nette[5]) hin. Ähnliche Scherben kamen auch in den neuerdings untersuchten Siedlungen von Cosel und Wiltschau, beide Kreis Breslau, zutage. Webegewichte gehören zu den in allen Siedlungen häufigen Fundstücken. Die drei verschiedenen Spinnwirtel bieten ebenfalls wenig Auffallendes; seltener von ihnen ist nur der flache Wirtel (Abb. 6, 16), während der doppelkonische gleichzeitige Gegenstücke auf wandalischem Gebiete in Schlesien[6]) und Posen[7]) besitzt. Kugelförmige Wirtel nach Art des aus Haus B stammenden (Abb. 6, 17) sind seltener, doch ist ein ähnliches Stück aus Westpreußen bekannt[8]).

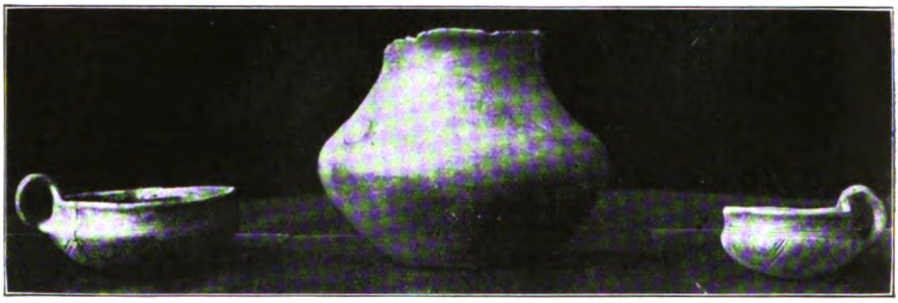
Wichtige Hinweise auf die Bauart der Carolather Häuser bieten einige mit deutlichem Abdrücken versehene Lehmbewurfstücke. Das größte der hier abgebildeten Stücke (Abb. 3a) muß man sich wohl als Eckteil einer von innen auf die Wand gestrichenen Lehmschicht vorstellen. Dagegen zeigt das kleinere Stück (Abb. 3b) in trefflicher Weise die durch Riemenverschlingung bewerkstelligte Befestigung der die Hauswand bildenden Rundhölzer und bestätigt so in überraschendem Maße die römischen Darstellungen von zopfartigen Wandverbindungen[9]). Anzunehmen ist wohl auch, daß die Rundhölzer senkrecht gestanden haben. Das bestätigt auch ein weiteres Lehmbewurfstück (Abb. 4), auf dessen Außenseite die Spuren der glättenden Hand hervortreten, die zu dem auf der Innenseite erscheinenden Abdruck eines flach abgeschrägten Pfostens parallel laufen[10]).

Der Carolather Fund gewinnt seine Bedeutung in erster Linie durch den Grundriß von Haus C, der zahlreiche Rückschlüsse auf die ostgermanische Hausform der Spätlatènezeit gestattet. Ohne Zweifel ist er der Überrest eines hallenartigen großen Viereckhauses, das in drei Schiffe geteilt zu sein scheint, wie aus den zwei Stützenreihen im Innern hervorgehen dürfte. Die Tür wird im Westen anzunehmen sein, auch wenn man eine Vorhalle für zweifelhaft hält. Dafür würde auch die Ofenanlage im westlichen Teil des

[1]) Tackenberg, a. a. O., Taf. 5, 4.
[2]) Quente-Lechler, a. a. O., Taf. VI, 11a, VIII, 11 m.
[3]) Altschlesien I, Taf. IX, 3.
[4]) Altschlesien I, S. 60 und Anm. 1.
[5]) Bonner Jahrbücher 122 (1912), Taf. 37, 8—13, 15. Besonders der letzte Scherben gleicht dem aus Carolath.
[6]) Tackenberg a. a. O., Taf. 4, 1, 2.
[7]) Kostrzewski, Wielkopolska (2. Aufl.) 1923, Abb. 578.
[8]) Kostrzewski, Spätlatènezeit I, Abb. 168.
[9]) Z. B. auf der Markussäule vgl. Stephani, Der älteste deutsche Wohnbau, Abb. 27—31.
[10]) Wertvolle Hinweise auf die Art der Wandkonstruktion bei den Carolather Häusern gab Herr Vermessungsrat Hellmich, dem dafür ergebenst gedankt sei.

Digitized by Google

2 1 3



4 6 5

9 8

11 10

Abb. 3.
Grab 1. Wiesenau.
Die Numerierung entspricht den Nummern auf Abb. 2. Die beiden oberen Reihen $^1/_4$ n. Gr., die beiden unteren $^1/_3$ n. Gr. (Wegen Gefäß 7 s. Text!)

Digitized by Google

Beigaben (nur Fragmente), wie folgt, lagen: hinter der Standfläche von Gefäß 1 (im Inneren des Grabes) in einem schwärzlichen Fleck (von der 1½fachen Größe eines Fünfmarkstückes) zwei Bronzefragmente (Abb. 4, rechts); hinter den Gefäßen 9/10 (nach außen) in einem etwa gleichgroßen schwärzlichen Fleck ein durch Rost aufgequollenes Eisenfragment mit dem Reste einer dünnen Bronzeauflage (vielleicht der bronzeplattierte Kopf einer gekröpften Eisennadel) und ein kleiner gebrannter Knochen (Abb. 4, links); schließlich lag hinter Gefäß 3 (nach innen) ein kleiner Tierzahn (nach Dr. Hilzheimer Zahnwurzel vielleicht von Hund oder Fuchs).

Sämtliche drei schwarze Flecke lagen im selben Niveau in der roten dünnen Kiesschicht, von der sie sich scharf abhoben, unmittelbar über der weißen anstehenden Sandschicht. Für diesen Befund gibt es zwei Deutungsmöglichkeiten, von denen mir das Kenotaphion eine weit größere Wahrscheinlichkeit zu haben scheint als das Skelettgrab zwischen zwei Beigefäßaufstellungen: schon deshalb, weil sich in dem roten Kiese „skelettige Erde“, die ich während meiner Studienzeit bei Grabungen in Jütland zu beobachten reichlich Gelegenheit hatte, wohl hätte feststellen lassen, insbesondere aber deshalb, weil wir aus der frühen Eisenzeit im Osten keine Skelettgräber kennen, abgesehen vom östlichen Oberschlesien, dem angrenzenden Gebiet von Klein-Polen (Umkreis von Krakau) und in Böhmen-Mähren (Bylaner Kultur), wo gemischte Gräberfelder (Brandgräber und Skelettgräber) vorkommen. Man vergleiche hierzu „Eberts Reallexikon unter Adamowitz (Seger) und Iwanowitzer Typus (Kostrzewski)“. Es darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß nach einer mündlichen Mitteilung aus der Berliner Prähistorischen Staatssammlung (Völkermuseum) in den Katalogen bei Göritzer Gräbern öfters der Vermerk zu finden ist: „Kein Leichenbrand“. Dagegen ergibt sich für die Ansprache unseres Grabes als Kenotaphion eine große Wahrscheinlichkeit, wenn man zwei durch die Steinpackung getrennte Scheinbestattungen (für ein verschollenes Menschenpaar) annimmt, bei denen die großen Gefäße 1 links und 6 rechts die Leichenbrandurnen vertreten würden. Jeder der Verschollenen würde auch seine übliche Beigabe (bei 1 und 9/10) haben — sei es, daß deren sehr fragmentarische Eigenschaft beabsichtigt war oder durch die Einwirkung eines Schein-(Ehren-)Scheiterhaufens hervorgerufen ist. Die Scheinbestattung links mit den 3 Beigefäßen hat außerdem noch einen kleinen Opferfleck (bei 3) mit einem Zahn als Rest von einem Opfer eines Tieres. Diese Verteilung der Beigaben auf beide Gefäßreihen spricht auch gegen nur eine (Skelett-)Bestattung.

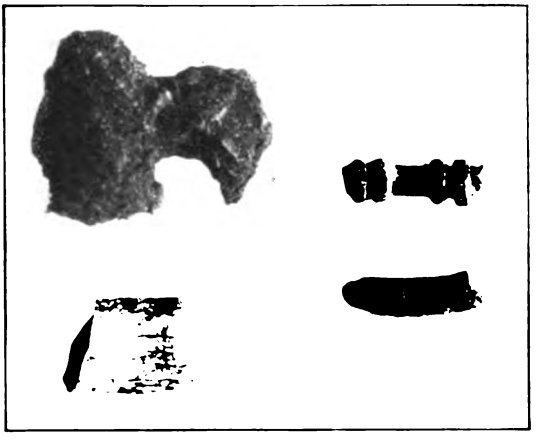


Abb. 4. Nat. Gr.

Bekanntlich hat Professor Götze („Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Lebus“ — Seiten XI—XVI) gezeigt, daß der

Digitized by Google

von denen nur ein Teil abgebildet werden konnte (Abb. 6, 1—7 und 10—13), zu etwa 20 verschiedenen Gefäßen. Aus der Umgebung der beiden großen Gruben im Innenraum stammen sodann ein Webegewicht und zwei Spinnwirtel.

1. Gelbbraunes Wegegewicht von der Form einer vierseitigen, oben abgestumpften Pyramide. Im oberen Drittel eine wagerechte Durchbohrung. Boden nur teilweise erhalten. Höhe noch 10,2 cm, Breite 7,5 cm.
2. Schwarzer, doppelkonischer Spinnwirtel mit kreisrunder Durchbohrung, an beiden Seiten trichterförmig eingedellt. Höhe 2,6 cm, Durchmesser 4,5 cm (Abb. 6, 15).

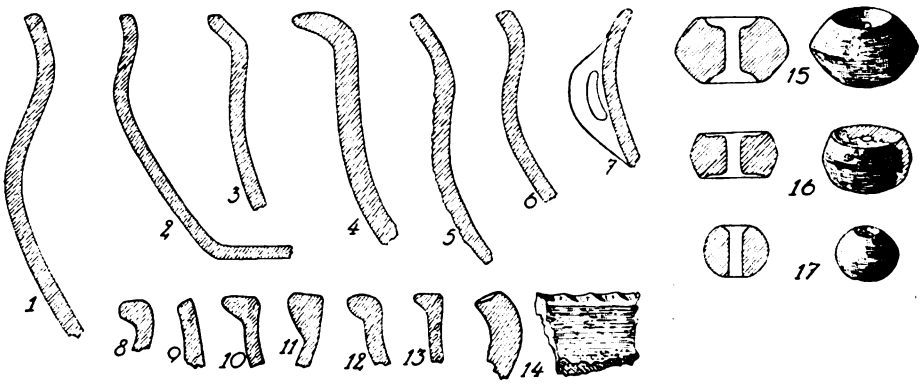


Abb. 6. Scherbenprofile und Spinnwirtel. 1—7, 10—13, 15, 16: Haus C, 8, 9, 17: Haus B, 14: Haus A. (1/3).

3. Grauer Spinnwirtel von zylindrischer Gestalt. Ober- und Unterseite besitzen einen etwas erhöhten Rand, der Mantel ist annähernd doppelkonisch. Nur zur Hälfte erhalten. Höhe 1,8 cm, Durchmesser 3,4 cm (Abb. 5, 16).

Auf die Würdigung der Carolather Anlage, die noch nicht in vollem Umfange ausgegraben ist, kann nur mit wenigen Worten eingegangen werden. Unter den Kleinfunden zeigt das keramische Material zahlreiche Übereinstimmungen mit den bekannten Typen der Spätlatènezeit, weist jedoch Unterschiede von den in Gräbern üblichen Gefäßformen auf. Das große Vorratsgefäß aus Haus A (Abb. 2a) ist auf ostgermanischem Gebiet bisher nicht vertreten, erscheint jedoch in fast gleicher Größe mehrfach auf dem Gräberfelde von Großromstedt in Thüringen [1]); auch in dem Hause von Dehlow kam ein ähnliches Gefäß zum Vorschein [2]). Der kugelige Topf aus Haus A (Abb. 2b) ist am ehesten mit einem Gefäß aus Roßwitz [3]) vergleichbar, wenn er auch im Gegensatz zu diesem nur einen Henkel trägt. Von den Scherbenfunden aus Haus B und C zeigen die Stücke mit verdicktem oder facettiertem Rand (Abb. 6, 3, 4, 8, 10—13) nichts Auffallendes. Das Randstück einer Schüssel mit eingezogenem Rand und x-förmigem Henkel (Abb. 6, 7) besitzt

[1]) Eichhorn, Großromstedt, Mannusbibl. 41, S. 54, Abb. K 20, E 29.
[2]) Quente-Lechler, a. a. O., Taf. VI, 11d.
[3]) Tackenberg, Die Wandalen in Niederschlesien. Taf. 5, 12.

Digitized by Google

Ähnlichkeit mit einem Napf aus Noßwitz[1]). Seltenere Formen sind Gefäße mit sanft geschwungenem Randprofil (Abb. 6, 1, 6), deren Körper manchmal gerauht ist (Abb. 6, 5). Vergleichsmaterial enthält wiederum die Siedlung von Oehlow[2]); auch ein Vorratsgefäß aus Mertschütz[3]), ebenfalls aus einer Siedlung stammend, gehört einem verwandten Typ an. Auf ostgermanischem Gebiet einzig dastehend ist der Teil einer schwarzen Schale mit steilem Hals, der vom Körper durch eine Rille getrennt ist (Abb. 6, 2); das Stück ist sehr feintonig und erinnert fast an kaiserzeitliche Schalen. Gefäße mit Tupfenreihen scheinen in latènezeitlichen Siedlungen nicht selten vorzukommen. Aus Carolath, Haus A, stammt ein Scherben, dessen Rand eine Tupfenreihe trägt (Abb. 6, 14). Bei der Erwähnung eines ähnlichen Stückes aus einer Mertschützer Siedlung wies von Richthofen[4]) bereits auf den Zusammenhang dieser Formen mit ähnlich verziertem Scherbenmaterial aus einer Siedlung in Plaidt a. d. Nette[5]) hin. Ähnliche Scherben kamen auch in den neuerdings untersuchten Siedlungen von Cosel und Wiltschau, beide Kreis Breslau, zutage. Webegewichte gehören zu den in allen Siedlungen häufigen Fundstücken. Die drei verschiedenen Spinnwirtel bieten ebenfalls wenig Auffallendes; seltener von ihnen ist nur der flache Wirtel (Abb. 6, 16), während der doppelkonische gleichzeitige Gegenstücke auf wandalischem Gebiete in Schlesien[6]) und Posen[7]) besitzt. Kugelförmige Wirtel nach Art des aus Haus B stammenden (Abb. 6, 17) sind seltener, doch ist ein ähnliches Stück aus Westpreußen bekannt[8]).

Wichtige Hinweise auf die Bauart der Carolather Häuser bieten einige mit deutlichem Abdrücken versehene Lehmbewurfstücke. Das größte der hier abgebildeten Stücke (Abb. 3a) muß man sich wohl als Eckteil einer von innen auf die Wand gestrichenen Lehmschicht vorstellen. Dagegen zeigt das kleinere Stück (Abb. 3b) in trefflicher Weise die durch Riemenverschlingung bewerkstelligte Befestigung der die Hauswand bildenden Rundhölzer und bestätigt so in überraschendem Maße die römischen Darstellungen von zopfartigen Wandverbindungen[9]). Anzunehmen ist wohl auch, daß die Rundhölzer senkrecht gestanden haben. Das bestätigt auch ein weiteres Lehmbewurfstück (Abb. 4), auf dessen Außenseite die Spuren der glättenden Hand hervortreten, die zu dem auf der Innenseite erscheinenden Abdruck eines flach abgeschrägten Pfostens parallel laufen[10]).

Der Carolather Fund gewinnt seine Bedeutung in erster Linie durch den Grundriß von Haus C, der zahlreiche Rückschlüsse auf die ostgermanische Hausform der Spätlatènezeit gestattet. Ohne Zweifel ist er der Überrest eines hallenartigen großen Viereckhauses, das in drei Schiffe geteilt zu sein scheint, wie aus den zwei Stützenreihen im Innern hervorgehen dürfte. Die Tür wird im Westen anzunehmen sein, auch wenn man eine Vorhalle für zweifelhaft hält. Dafür würde auch die Ofenanlage im westlichen Teil des

[1]) Tackenberg, a. a. O., Taf. 5, 4.
[2]) Quente-Lechler, a. a. O., Taf. VI, 11a, VIII, 11 m.
[3]) Altschlesien I, Taf. IX, 3.
[4]) Altschlesien I, S. 60 und Anm. 1.
[5]) Bonner Jahrbücher 122 (1912), Taf. 37, 8—13, 15. Besonders der letzte Scherben gleicht dem aus Carolath.
[6]) Tackenberg a. a. O., Taf. 4, 1, 2.
[7]) Kostrzewski, Wielkopolska (2. Aufl.) 1923, Abb. 578.
[8]) Kostrzewski, Spätlatènezeit I, Abb. 168.
[9]) Z. B. auf der Markussäule vgl. Stephani, Der älteste deutsche Wohnbau, Abb. 27—31.
[10]) Wertvolle Hinweise auf die Art der Wandkonstruktion bei den Carolather Häusern gab Herr Vermessungsrat Hellmich, dem dafür ergebenst gedankt sei.

Digitized by Google

Grundrisses sprechen, deren Anordnung in der Nähe der Tür heizungstechnisch richtig wäre. Ähnliche Ofenanlagen kennt man aus Buderose, Kreis Guben [1]), Mertschütz, Kreis Liegnitz [2]), sowie neuerdings aus Heyersdorf, Kreis Fraustadt; sie liegen ausnahmslos auf wandalischem Gebiet. Die Anordnung der Ofenanlage zwischen den beiden Stützenreihen, sowie die Form von Haus C überhaupt sind auch von großer Bedeutung bei der Frage nach der Eingliederung der Carolather Siedlung in die germanische Hausform insgesamt. Auch die Zusammenstellung mehrerer Häuser zu einem Gehöft, wie sie sich in Carolath ergab, gibt wertvolle Fingerzeige in derselben Richtung. Alle diese Merkmale treffen nämlich auf nordgermanische Siedlungen aus den ersten nachchristlichen Jahrhunderten zu, die in Aevestad „utmark" (Norwegen) und Åby (Gotland) gefunden worden sind [3]). Für die nordgermanischen

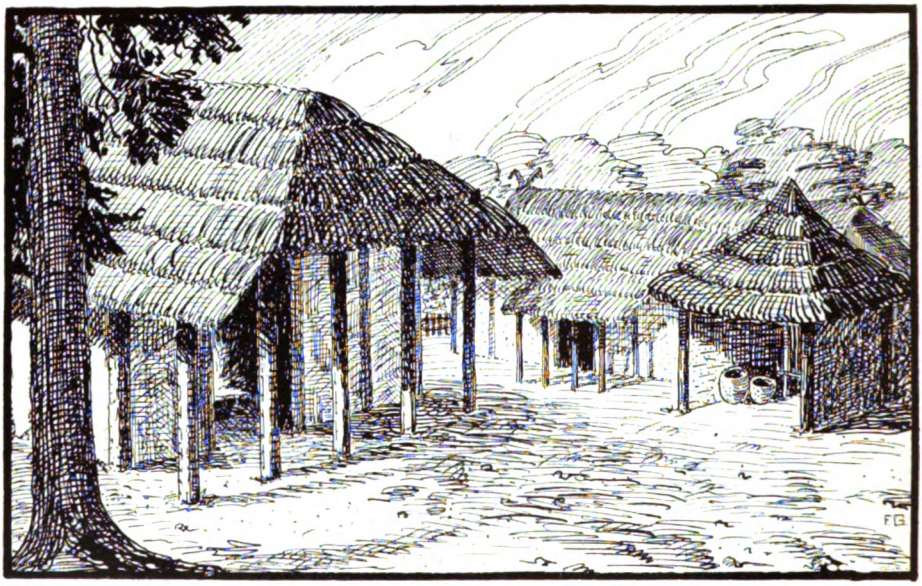


Abb. 7. Versuch einer Rekonstruktion der Häuser von Carolath.

Gehöfte wird eine Einteilung in Sommer- und Winterhäuser angenommen; auch gegen eine solche Annahme würde bei der Carolather Siedlung nur wenig sprechen, wenn man Haus A mit seiner Fülle von Lehmbewurfstücken, die auf eine festere Bauart hindeuten, den beiden anderen Häusern, in denen auffallend wenig Lehmbewurf gefunden wurde, gegenüberstellt.

Übereinstimmungen der Form skandinavischer Hausgrundrisse mit der archäologisch und durch Sprachquellen belegten Hausform der Ostgermanen in der Völkerwanderungszeit veranlaßten W. Schulz schon vor Jahren zu der Annahme enger Verwandtschaft zwischen beiden Typen [4]). Diese Annahme wird durch die Carolather Hausgrundrisse vollauf bestätigt und dürfte als weiterer Hinweis auf die skandinavische Herkunft des wandalischen Stammes zu bewerten sein.

[1]) W. Schulz, a. a. O., S. 23 u. 24.
[2]) Tackenberg, a. a. O., S. 16—18.
[3]) W. Schulz, a. a. O., S. 13—22, Abb. 6—8.
[4]) W. Schulz, a. a. O., S. 28 u. 29, vgl. auch 2. Aufl. S. 120.

Digitized by Google

Zwei neue verzierte Lanzenspitzen der Kaiserzeit aus Oberschlesien.

Von Heinrich Kurtz.

Mit 4 Abbildungen im Text.

Zum ersten Male ist durch Kossinna eine zusammenfassende Untersuchung der verzierten Lanzenspitzen des ostgermanischen Gebietes gegeben worden [1]). In dieser grundlegenden Arbeit wurde die Zeitstellung dieser Waffen behandelt und eine latène- und eine kaiserzeitliche Gruppe festgestellt. Für Schlesien, dessen wandalische Kultur eingehend erforscht ist, hat Jahn die verzierten Waffen zusammengestellt [2]). Aus Oberschlesien lagen zur Zeit dieser Veröffentlichung nur zwei verzierte Lanzenspitzen der Kaiserzeit vor, nämlich aus Klein-Grauden, Kreis Cosel und Groschowitz, Kreis Oppeln [3]). Ein weiteres Stück aus Kalinowitz, Kreis Groß-Strehlitz scheint nach den Ergebnissen Jahns nicht verziert zu sein, sondern nur Abdrücke eines angerosteten Gewebes aufzuweisen [4]). Diese geringe Zahl verzierter Waffen entsprach dem damaligen Stande der Bodenforschung in Oberschlesien. Nachdem die Provinzialverwaltung in dankenswerter Weise vor 3 Jahren eine eigene Provinzialstelle für oberschlesische Bodendenkmalpflege eingerichtet hatte und so der Weg für eine geregelte Altertumspflege geebnet war, wuchs die Zahl der germanischen Bodenfunde bedeutend. Es war möglich, mehrere kaiserzeitliche Gräberfelder zu untersuchen und Siedlungsplätze auszugraben. Von den reichen Ergebnissen der jungen oberschlesischen Forschung seien hier drei neugefundene verzierte Lanzenspitzen behandelt.

Die Gräberfelder, von denen die Lanzen herrühren, liegen, kaum 1 km entfernt, auf den Oderufern einander gegenüber. Der eine Grabfund wurde auf der linken Oderseite auf der Gemarkung Rogau, Kreis Oppeln, der andere auf dem rechten Ufer bei Chorulla, Kreis Groß-Strehlitz gehoben [5]).

Tischlermeister Kasperek ackerte auf seinem Felde, das südöstlich vom Orte Rogau auf dem sanft nach Osten abfallenden Hochufer der Oder liegt, im Frühjahr 1926 eine Urne mit Leichenbrand aus. Neben dem Gefäß lagen mehrere Eisensachen, die, Topf und Knochen wurden leider vernichtet, durch Ver-

[1]) Kossinna: Über verzierte Eisenlanzenspitzen als Kennzeichen der Ostgermanen. Zeitschr. f. Ethnol., 1905, S. 369ff.

[2]) Jahn: Die schlesischen verzierten Waffen der Eisenzeit. Schles. Vorzeit., N. F. VII, S. 93ff.

[3]) Jahn, a. a. O., S. 96, Taf. II, 2 und Jahn: Die oberschlesischen Funde aus der römischen Kaiserzeit. Prähist. Zeitschr. X. Bd., 1918, S. 130.

[4]) Jahn, a. a. O., S. 109.

[5]) H. Kurtz: Die Germanenfunde des Krappitzer Landes. Oppelner Heimatblatt, Jg. 3, Nr. 10 gibt eine volkstümliche Darstellung des Rogauer Fundes.

Digitized by Google

mittlung von Lehrer Gamroth-Rogau, dem Beuthener Museum überwiesen wurden. Wenn auch bei der unsachgemäßen Bergung mancher Kleinfund übersehen sein kann, so haben wir doch einen geschlossenen Grabfund vor uns, von dem folgende Beigaben geborgen wurden (vgl. Abb. 1):

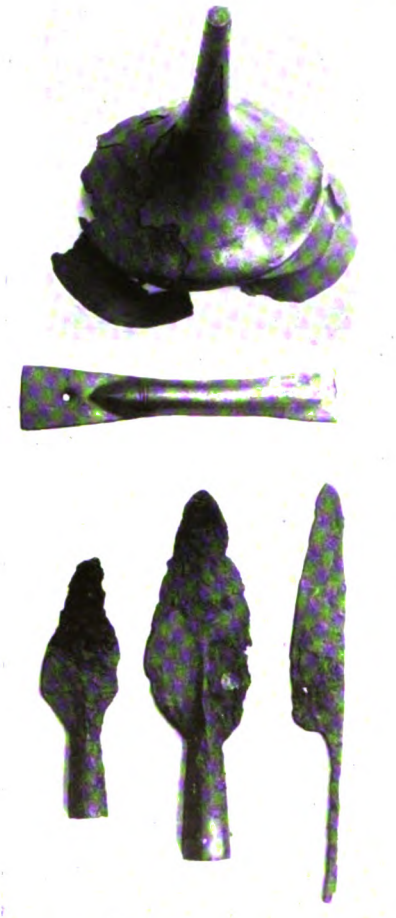


Abb. 1. Eisenbeigaben eines kaiserzeitlichen Grabfundes aus Rogau, Kreis Oppeln. 1/3 nat. Gr.

1. Eiserner Stangenschildbuckel mit rötlichbrauner Brandrostschicht. Der untere Teil abgebrochen und im Feuer verzogen. Gleichfalls ist die oberste Spitze der Stange nicht völlig erhalten. H. 13,5, Dm. 12,5, Rand 1,5, Kragen 1,5, Stange 6—7 cm lang.

2. Eiserne Schildfessel mit rötlicher Brandrostschicht, gewölbtem Mittelstück, das spitz in zwei rechteckige Nietplatten ausläuft, von denen die eine zur Hälfte abgebrochen ist. Der Mittelteil ist an den Enden durch zwei bzw. drei Riefen verziert. L. 15, Breite der Nietplatten 2 cm.

3. Bruchstück einer Schere von der üblichen Form, nur eine Hälfte erhalten, die stark von Rost zersetzt ist. Stiel an der beginnenden Rundung abgebrochen. Gesamtlänge 17,2, Länge des Scherenblattes 10 cm.

4. Eiserne Lanzenspitze mit flachem Blatt, der Mittelgrat nur an der Tülle hervorstehend. Tülle rund mit Niete. Auf der z. T. gut erhaltenen Oberfläche finden sich Verzierungen, die bereits auf dem rhombisch gearbeiteten Übergang von Tülle zu Blatt zu erkennen sind. Es handelt sich um eingepunzte Riefen von durchschnittlich 6 mm Länge. Auf dem unteren Teil des Blattes, in der Nähe des Grates, sind auf beiden Seiten Verzierungen zu erkennen, die aus ineinandergestellten Zickzackbändern bestehen. Der obere Teil der Lanzenspitze ist verbogen und zeigt starke Verwitterungsspuren. L. 11,7 gr., Dm. des Blattes 3,5, Dm. der Tülle 1,5, Länge der Tülle 3,5 cm.

5. Eiserne Lanzenspitze von gleicher Form wie Nr. 4, nur beträchtlich größer. Auch hier beginnt die Verzierung auf dem Übergang von Tülle zu Blatt und ist auf der einen Seite bis in beträchtliche Höhe zu erkennen. Das Ornament besteht aus parallellaufenden Reihen eng nebeneinandergesetzter Punzeinschläge. Die zweite Seite weist ein Feld auf, das durch eine Einfassungslinie gegen den Blattrand abgegrenzt und durch parallellaufende Punzreihen ausgefüllt ist. An der Einfassungslinie ist ein Feld in Form eines Halbmondes mit nach dem Blattrand gekehrter Öffnung ausgespart. Der Halbmond ist nicht durch Punzen ausgefüllt. Der obere Teil der Lanzenspitze ist verbogen und zeigt starke Verwitterungsspuren. L. 16,5 gr., Dm. des Blattes 4,5, Dm. der Tülle 1,7, L. der Tülle 4,5 cm.

Unsere besondere Aufmerksamkeit verdienen die verzierten Lanzenspitzen. Das kleine Stück ist leider zum größten Teil verrostet, so daß nur wenig von den Verzierungen erhalten geblieben ist. Doch zeigen uns die Reste ein Muster, das bisher auf kaiserzeitlichen Waffen nicht angetroffen wurde: In gleicher Richtung zum Mittelgrat laufen Zickzacklinien, die dicht nebeneinandergestellt sind (Abb. 2). Die Zickzacklinie ist bei den Ostgermanen nicht selten als Zierat angewandt worden. Wir finden sie häufig einfach oder mehrfach

Digitized by Google

übereinander auf Gefäßen [1]) oder Knochenkämmen [2]). Auch auf Eisengeräten sind Zickzacklinien eingeprägt worden; so z. B. auf Scheren, Messern, Feuerstahlen und Schlüsseln [3]). Als Verzierung des Blattes einer Lanzenspitze ist, abgesehen von der Lanzenspitze von Rondsen, die flüchtig ausgeführte, quer über das Blatt gehende Zickzacklinien besitzt [4]), dieses Muster bisher nicht beobachtet worden. Es ist jedoch eine typisch kaiserzeitliche Verzierung, die sich leicht in Punztechnik auf Metallgeräten anbringen läßt.

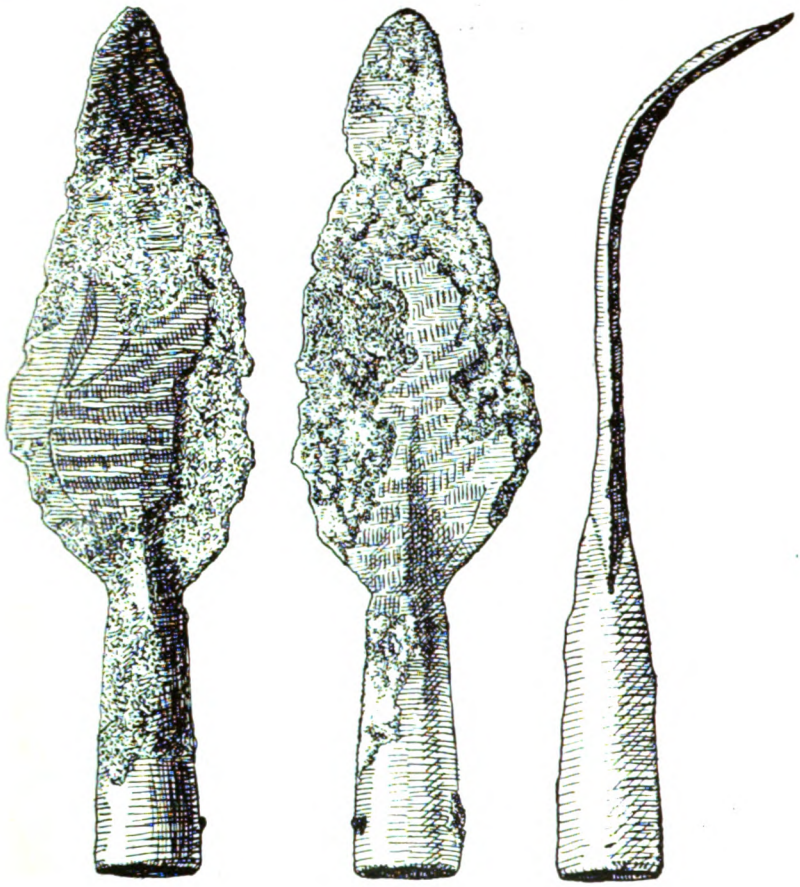


Abb. 2.

Die zweite Lanzenspitze von Rogau weist auf der einen Seite ein häufig auftretendes Muster auf: Punzeinschläge, die in parallele Reihen vom Mittelgrate nach der Schneide zu gesetzt sind. Dieses Ornament, oft recht flüchtig ausgeführt, findet sich auf einem großen Teil der verzierten kaiserzeitlichen

[1]) Vgl. Tackenberg: Die Wandalen in Niederschlesien, z. B. Taf. 9, Abb. 5.
[2]) Vgl. Tackenberg: a. a. O., Taf. 6, Abb. 10.
[3]) Vgl. z. B. Tackenberg: Heilzeichen der schlesischen Wandalen. Altschlesien, Bd. I, S. 81—85, Abb. 10.
[4]) Zeitschr. f. Ethnol., 1885, Taf. I, Abb. 29.

Digitized by Google

Lanzen und ist aus Schlesien und Brandenburg in mehreren Fällen bekannt [1]). Eine ungewöhnlichere Zier ist auf der anderen Seite angebracht. Hier ist auf dem Blatte eine Fläche, die durch eine eingepunzte Linie begrenzt wird, mit reihenweise angeordneten Punzeinschlägen gefüllt. Nur auf der linken Seite ist ein Teil der Fläche in Form eines Halbmondes ausgespart. Der Umriß der Zeichnung ist durch eine Linie besonders betont (Abb. 3).

Vergleichsstücke zur Rogauer Lanze fehlen in Schlesien nicht, so zeigen eine Lanzenspitze ein, eine Lanzenspitze zwei Mondbilder [2]). Die Frage nach der Bedeutung dieser Zeichen haben Tackenberg und Böhlich behandelt [3]).

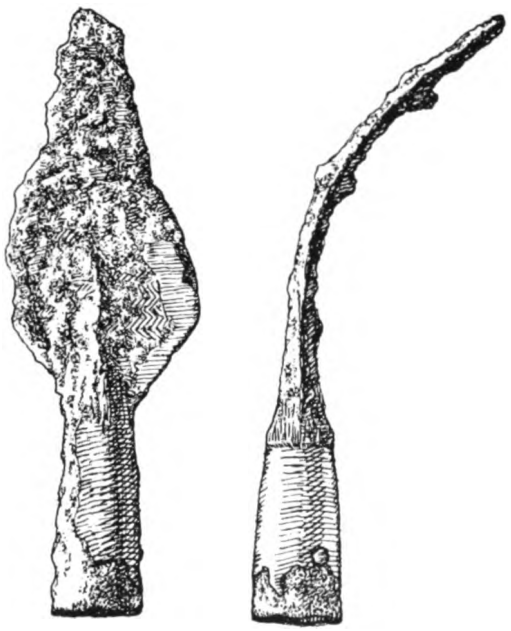


Abb. 3.

Böhlich glaubt die Monddarstellung mit dem Götterpaar der Alkis, die von den Ostgermanen Schlesiens auf dem Zobten verehrt wurden, in Beziehung setzen zu können. Er deutet sie als siegbringende Symbole dieser Gottheiten. Das wäre wahrscheinlich, wenn stets zwei Halbmonde dargestellt wären. Da wir aber häufig wie auch hier in Rogau nur einen Halbmond finden, scheint die Frage der symbolischen Bedeutung durch Böhlichs Annahme nicht geklärt.

Das andere kaiserzeitliche Gräberfeld, von dem der Neufund einer dritten verzierten Lanzenspitze stammt, liegt auf dem rechten Oderufer südwestlich vom Dorfe Chorulla. Dieser Ort ist einer der reichsten Fundplätze Oberschlesiens. Zahlreiche Siedlungen und Friedhöfe aus verschiedenen Stufen der Urgeschichte sind hier entdeckt und z. T. untersucht worden. Besonders reiche Funde rühren von einem wandalischen Urnengräberfelde des 2. und

[1]) Jahn: Verzierte Waffen, führt 4 Stücke an.

[2]) Vgl. Jahn a. a. O., und Tackenberg und Boehlich: Verzierte Lanzenspitzen der schlesischen Wandalen und die Bedeutung der Mondbilder. Schles. Monatsh., 2. Jg. 1925. S. 524ff.

[3]) Tackenberg und Boehlich, a. a. O., S. 525ff.

Digitized by Google

3. Jahrhunderts her. Bisher sind 46 Grabfunde geborgen worden [1]). Grab 41 enthielt eine verzierte Lanzenspitze. Wie fast alle Männergräber, war es reich ausgestattet (vgl. Abb. 4):

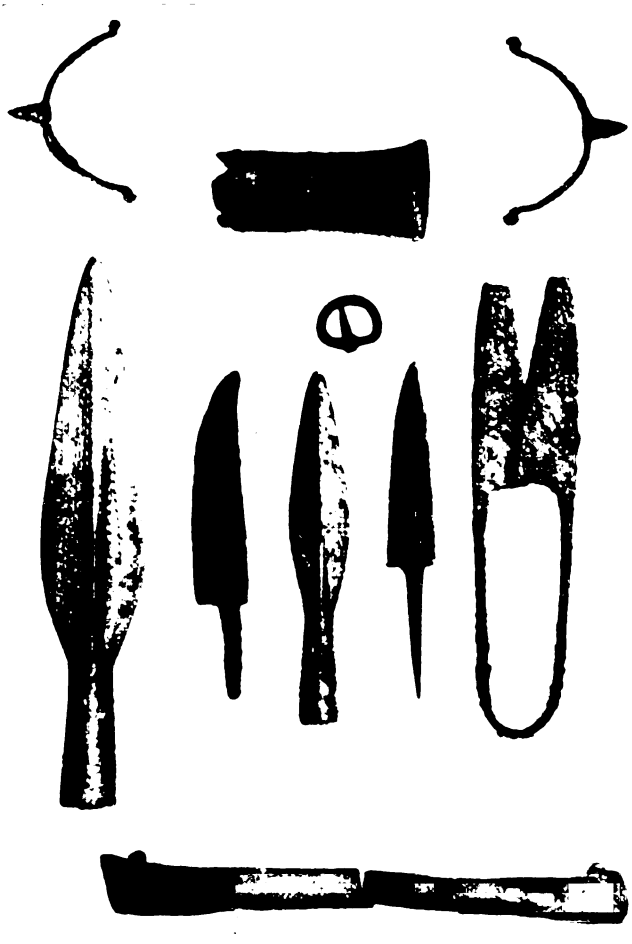


Abb. 4. Eisenbeigaben des Grabes 41 vom kaiserlichen Gräberfelde aus Chorulla, Kreis Groß-Strehlitz. 1/3 nat. Gr.

1. Reste eines großen Gefäßes mit abgesetztem Boden von gelblicher Farbe, das nur z. T. erhalten ist.
2. Leichenbrand, der die Urne füllte.
3. Eiserne Schere der üblichen Form, stark verrostet, die Spitzen der Blätter sind abgebrochen. Die Blätter biegen vom Griff aus rechtwinklig ab. Gesamtlänge 18,6, Br. d. Blattes 2,5, L. d. Blattes 8,3 cm.
4. Eisernes Messer mit gerader Schneide und Rücken und doppelt abgesetzter, langer

[1]) Vgl. Richthofen: Neue Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung in Oberschlesien. Altschlesien, Bd. I, S. 185—198, Taf. 23.

Digitized by Google

Griffangel. Über dem Griffdorn am Ende der Schneide ist eine dünne Bronzeplatte geschoben. Länge 13,8, Br. 1,9, Lg. d. Griffangel 5,7 cm.

5. Eiserne Messer mit leicht nach oben gebogener Spitze, geradem Rücken und doppelt abgesetztem Griff, z. T. stark verrostet. Lg. 13,5, Br. 2,2, Lg. des Griffes 4 cm.

6. Eiserne Schnalle von halbrunder Form mit vierkantigem Bügel. Die Spitze des Dornes ist leicht verbreitert. Lg. 2,6, Br. 2,5 cm.

7. Zwei eiserne Knopfsporen mit bandförmigem Bügel und umlaufender Rille um den Stachel. Lg. des Stachels 1,7 cm, Bügelspanne 8 cm.

8. Eiserne Röhre, aus Blech geschmiedet mit offener Naht. Das obere Ende leicht ausladend, das untere abgesetzt und abgebrochen. Lg. 8,2, oberer Dm. 4,1 cm.

9. Eiserne Schildfessel in zwei Teile gebrochen mit breitem, runden Mittelteil, das in zwei Spitzen endet. Die trapezförmigen Nietplatten haben gerade Längsseiten und leicht gewölbte Breitseiten. Die zwei Nieten enden in einen halbkugeligen Kopf. In der Wölbung des Griffes ist ein verbrannter Knochen angeschmolzen. Lg. 20,6, Br. d. Nietplatten 3,7, Lg. d. Nieten 1,6 cm.

10. Eiserne Lanzenspitze mit dachförmigem Blatt und rhombischem Übergang zur runden Tülle. Lg. 13,9, größte Br. 2, Dm. d. Tülle 1, Lg. d. Tülle 4,5 cm.

11. Eiserne Lanzenspitze mit runder Tülle, die sich spitzwinklig auf dem unteren Drittel des Blattes als hoher Grat fortsetzt. Längs des Grates laufen von der Spitze aus zwei Reihen von Punzeinschlägen, denen sich von der Mitte des Blattes ab eine dritte Reihe anschließt. Auf dem Übergang von Tülle zu Blatt sind zwei übereinanderstehende Reihen von Punzeinschlägen angebracht. Lg. 22,5, gr. Br. 4,2, Lg. d. Tülle 5,8, Br. 2 cm [1]).

Die Bedeutung des Chorullaer Fundes liegt nicht so sehr in der Verzierung der Lanzenspitze, denn gerade das Muster der Punzeinschläge, die in Reihen parallel zum Mittelgrat angeordnet sind, tritt wohl am häufigsten auf [2]). Besonders wichtig ist es, daß wir hier eine verzierte Lanzenspitze in einem zeitlich genau festzulegenden geschlossenen Grabfunde haben. Die Schildfessel, die Knopfsporen, die halbkreisförmige Schnalle zeigen Formen, wie sie für die Mitte des 3. Jahrhunderts kennzeichnend sind.

Ein merkwürdiges, bisher in Schlesien nicht beobachtetes Gerät ist die eiserne Röhre, die sich unter den Beigaben fanden. Obwohl kein Nietloch zu erkennen ist, das für irgendeine Befestigung spräche, scheint es sich um einen Lanzenschuh zu handeln. Durch die offene Naht hat offensichtlich in gleicher Weise wie die Schlitztülle bei Lanzenspitzen der Schuh federnd am Schaftende gehalten.

Überblicken wir die Neufunde der verzierten Lanzenspitzen Oberschlesiens, so ergeben sich mehrere wichtige Beobachtungen. Zunächst tritt eine Monddarstellung zum ersten Male in Oberschlesien auf und erweitert das bisherige Verbreitungsgebiet derartiger verzierter Lanzenspitzen sehr stark nach Osten [3]). Ferner gibt der Chorullaer Grabfund uns ein sicher datiertes Stück, das die Kossinnasche Zeitstellung vollauf bestätigt. Weiterhin ist es auffällig, daß bei den zahlreichen Grabfunden von Chorulla, denen wir eine Fülle von Lanzenspitzen verdanken, bisher erst ein verziertes Stück gefunden wurde. Auch reicher ausgestattete Gräber, wie 41 weisen keine verzierten Waffenstücke auf. Es scheinen also die Verzierungen nur aus einem bestimmten Grunde, der sich nicht feststellen läßt, angebracht worden zu sein.

Die zwei neuen verzierten Lanzenspitzen der Kaiserzeit beweisen uns, wie die zahlreichen anderen Neufunde der letzten Jahre, daß Oberschlesien bis in die Völkerwanderungszeit hinein ein dicht von Wandalen besiedeltes Gebiet war. Nicht spärlich verstreut lagen hier die Siedlungen, Oberschlesien gehörte zum Dichtegebiet des wandalischen Siedlungsbereiches, dessen Grenze weit gegen Osten in Mittelgalizien sich befand.

[1]) Die Funde liegen im Beuthener Museum und werden z. Zt. inventarisiert.

[2]) Jahn, a. a. O. führt vier schlesische und fünf außerschlesische Stücke an.

[3]) Die von Jahn a. a. O. und Boehlich a. a. O. ausgesprochene Vermutung der südöstlichen Herkunft der kaiserzeitlichen Verzierung wird hierdurch offensichtlich gestärkt.

Digitized by Google

Germanische Krausengefäße des 4. Jahrhunderts n. Chr. aus der Provinz Oberschlesien und ihre weitere Verbreitung.

Von Bolko Freiherr v. Richthofen, Ratibor.

Mit 7 Abbildungen im Text.

Die erste Scheidung west- und ostgermanischer Altertümer und ihres Verbreitungsgebietes verdanken wir den grundlegenden Arbeiten Kossinnas. Immer klarer ließen sich seither die Funde in Verbindung mit den geschichtlichen Quellen auch für die weitere Erhellung der germanischen Stammesgeschichte auswerten. So gelang es bekanntlich u. a. den wandalischen Kulturkreis unter den Altertumsfunden gut zu begrenzen [1]). Die Kultur der Wandalen Schlesiens ist in den letzten Jahren besonders durch Arbeiten von Jahn und Tackenberg näher beleuchtet und gegliedert worden. Für Oberschlesien bleibt grundlegend Jahns Aufsatz: „Die oberschlesischen Funde aus der römischen Kaiserzeit" im 10. und 13.—14. Bande der Prähistorischen Zeitschrift. Hier werden alle seinerzeit bekannten einschlägigen Funde in der vorbildlichen Arbeitsweise der Kossinnaschen Schule mit genauen Fundnachweisen erschöpfend behandelt. Die Zahl der Altsachen aus dem 4. Jahrhundert nach Chr. war damals in Oberschlesien allerdings noch gering. Nach der Gründung einer selbständigen Provinz nahm hier die Provinzialverwaltung in Ratibor bereits 1925 die Einrichtung einer eigenen oberschlesischen Denkmalpflege für kulturgeschichtliche Bodendenkmäler tatkräftig

[1]) Gegen die Richtigkeit dieser Tatsache und sogar gegen die archäologische Unterscheidung von Ost- und Westgermanen hat kürzlich ein junger tschechischer Prähistoriker, J. Neustupny, in zwei führenden böhmischen Zeitschriften entschieden Stellung genommen (Obszor praehist. VI, 1927, S. 138—139 und Pamatky Arch. 35, 1926, S. 294), u. a., weil Mäandergefäße nicht nur bei den Wandalen vorkommen und in Böhmen Stuhl- und Knopfspuren vertreten sind. Neustupny hält sich an Einzelheiten, die überdies nicht nur archäologisch, sondern z. T. auch historisch (Beziehungen der Markomannen zu den Ostgermanen) leicht erklärlich sind, ohne daß die gesicherten archäologischen Hauptergebnisse der germanischen Stammesforschung der deutschen und skandinavischen Wissenschaft dadurch irgendwie berührt werden. Daß uns auch die kleineren geschlossenen Kulturkreise als ganzes in der Regel Stammesgebiete anzeigen, wird jetzt auch von maßgebenden Historikern durchaus anerkannt. Als eins der vielen Beispiele sei hier nur die neueste Auflage von Ludwig Schmidts „Geschichte der germanischen Frühzeit" (Bonn 1925) erwähnt. Die gleiche Bejahung des Wertes der kaiserzeitlich germanischen Altertümer für stammesgeschichtliche Siedlungsfragen finden wir übrigens z. T. auch in der tschechischen Wissenschaft. Dies zeigt besonders deutlich die treffliche Übersicht Schránils in seinem neuesten Werk: Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens, Grundriß der slawischen Philologie und Kulturgeschichte, herausgegeben von R. Trautmann und M. Vasmer, Bd. 4. (Berlin 1927—28, de Gruyter).

Digitized by Google

in Angriff. Hierdurch begann alsbald eine verstärkte Werbearbeit und Landesforschung und dadurch bedingte Vermehrung der Funde in allen Teilen der aufstrebenden, jungen Provinz. Unter den außerordentlich vielen neuen germanischen Altertümern Oberschlesiens stammt eine beträchtliche Anzahl von in den letzten Jahren entdeckten Fundstellen des 4. Jahrhunderts nach Christus. Auf ihre allgemeine Bedeutung, sowie auf eine besondere Art an mittelalterliche Tonware erinnernder Scherben dieser Gruppe ist bereits an anderen Stellen näher hingewiesen worden [1]).

Auch für die erste Herausarbeitung der schlesischen wandalischen Siedlungstonware des 4. Jahrh. nach Chr. durch Jahn war ein oberschlesischer Fundort, Ellguth Kr. Grottkau, maßgebend [2]). Als Leitform der jüngeren seiner beiden Fundgruppen des 4. Jahrhunderts in Schlesien, der Höckrichter Stufe, konnte Jahn hierbei eine Sonderart großer, bauchiger Gefäße mit kuglig gewölbter Schulter, engem Hals und ausladendem, verdicktem, meist oben abgeplattetem Rande nachweisen [3]). Er bezeichnet sie als Krausen. Da dieser Form für die Kenntnis der völkerwanderungszeitlich-wandalischen Kultur eine besondere Bedeutung zukommt, dürfte vielleicht eine Übersicht über die bisherigen einschlägigen Funde Oberschlesiens verlohnen, um so eher, als dabei auch auf die weitere Verbreitung ähnlicher Funde, besonders in Galizien, und deren Bedeutung etwas näher einzugehen sein wird. Wir bringen nunmehr zunächst eine Liste der bisherigen Funde von Krausenscherben in Oberschlesien.

1. Lohnau, Kr. Cosel, Fundstelle 7.

Lehrer Tittko fand 1927 durch planmäßiges Scherbensuchen auf der Ackeroberfläche mit Hilfe der Schulkinder germanische Siedlung des 3.—4. Jahrh. nach Chr., 0,9 km nordöstlich von Lohnau, hart östlich der Straße nach Dzielnitz. Unter den Scherben kennzeichnende Stücke, z. B. auch der feintonigen grauen Art des 4. Jahrhunderts, ferner u. a. dickes, graues, unverziertes Krausenrandstück, Wandstärke 17 mm. Museum Ratibor, Kat.-Nr. 1013: 1928. Profil: Abb. 1, i. Auf dem abgeplatteten Rande oben an der Außenseite umlaufende Rille.

2. Podlesch, Kr. Cosel.

Lehrer Tittko entdeckte 1928 durch planmäßiges Scherbensuchen auf der Ackeroberfläche germanische Siedlung des 4. Jahrhunderts, nordwestlich vom Dorfe am Westabhang der Höhe 179,3. Unter den Scherben neben kennzeichnenden Stücken der feintonigen, glatten, grauen Ware auch dickes, graues, unverziertes Krausenrandstück. Wandstärke etwa 8 mm. Museum Ratibor. Kat.-Nr. 1012: 1928. Profil: Abb. 1, k.

3. Chorulla, Kr. Groß-Strehlitz. Fundstelle 2a.

Der Verfasser fand bei planmäßigem Scherbensuchen zwischen dem vom Steinbruch zur Oder verlaufenden Feldweg mit Feldbahngleis und dem benachbarten Wäldchen südlich von Chorulla, südwestlich des Punktes 164,2 ein unverziertes, gelbliches Stück einer Krause mit stark verdicktem, oben abgeplattetem Rand. Profil: Abb. 1, u. Museum Beuthen, z. Zt. noch nicht katalogisiert. Es handelt sich wohl an der Fundstelle um eine Siedlung des 3.—4. Jahrhunderts, da auf dem Nachbarfelde schon ein Hausgrundriß des 3. Jahrhunderts (s. Altschlesien 1, S. 192 und Taf. 24, Abb. 4, hier als 4. Jahrhundert) ausgegraben wurde.

---

[1]) Richthofen in: Altschlesien I, S. 192ff, Der Oberschlesier 1926, S. 118—119 und Mitteil. d. Anthropol. Gesellsch. Wien 1926—1927, S. (81)ff.

[2]) Altschlesien I, S. 86 und Mannus, 4. Erg.-Bd., S. 147—156. — Die Ansicht Böhms, Jahn habe die neue germanische Gruppe nicht überzeugend genug herausgearbeitet, Pamatky Arch. 35 (1926), S. 293, können wir nicht teilen. Überdies sind seit dem ersten Bericht Jahns, der auf den Ergebnissen planmäßiger Grabungen von Drescher und Jahn in Ellguth, Kr. Grottkau beruht, Jahns Ergebnisse immer wieder durch neue geschlossene Funde, z. B. von Tarnau, Kr. Oppeln und Ellguth, Kr. Rosenberg, bestätigt worden.

[3]) A. a. O., S. 150.

Digitized by Google

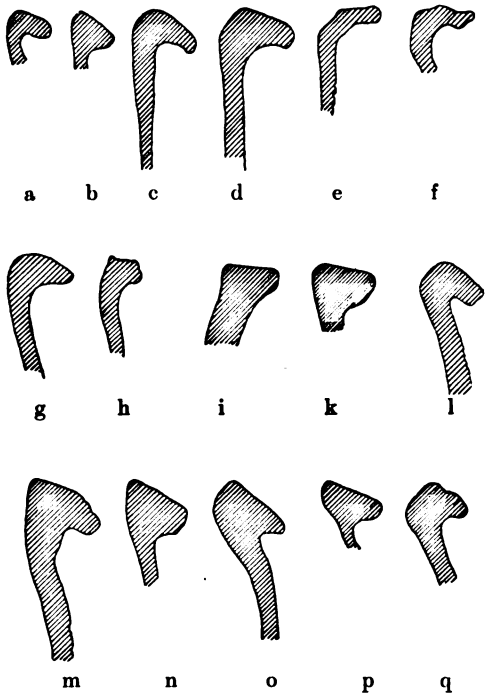
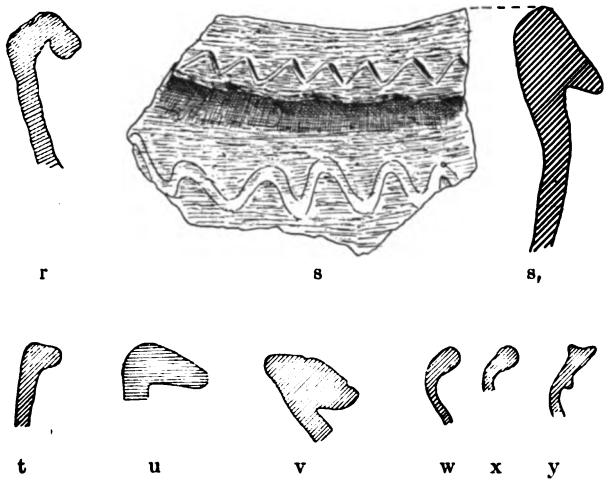


Abb. 1. a—q Profile gedrehter oberschlesischer „Krausen" des 4. Jahrhunderts. (Fundorte und Katalognummern vgl. Fundliste.) 1/4 nat. Größe.



r—s und u—v Profile gedrehter oberschlesischer Krausen. (Fundorte und Katalognummern vgl. Fundliste.) w—y Profile pseudomittelalterlicher germanischer Scherben des 4. Jahrh., vgl. Abb. 5 f, g und m. t ungedrehter verdickter Randscherben. Ellguth 2, Kr. Grottkau. r und t—y 1/4, s—s, 1/3 nat. Größe.

Digitized by Google

4. Groß-Strehlitz.

Lehrer G. Hoffmann stellte 1928 durch planmäßiges Scherbensuchen etwa 0,5 km nördlich Groß-Strehlitz und dicht nördlich der Bahnlinie nach Peiskretscham germanischen Siedlungsplatz des 4. Jahrhunderts fest. Unter den Scherben Bruchstücke einer reich verzierten Krause mit „Sternstempel", der z. B. auch in Laugwitz, Kr. Brieg (siehe Mannus 4. Erg.-Bd., Taf. 15) vertretenen Abart. Außen schwärzlich, innen grau. Wandstärke 9½ mm. Museum Groß-Strehlitz, z. Zt. noch nicht katalogisiert; Abb. 6, e.

5. Stubendorf, Kr. Groß-Strehlitz.

Oberförster von Monkewitz und Graf Strachwitz entdeckten Hügelgräberfeld mit noch über 20 Hügeln. Beim Fuchsgraben fanden sie in einem Hügel Scherben, der z. Zt. weiter untersucht wird. Er lieferte bereits in einem Brandfleck neben verstreuten Leichenbrandteilchen eine Anzahl Scherben des 4. Jahrhunderts, darunter ein unverziertes bräunliches Krausenrandstück. Wandstärke 7 mm. Museum Beuthen, noch nicht katalogisiert, Profil: Abb. 1, e. Lage der Fundstelle etwa 600 m nordöstlich der Oberförsterei Stubendorf im Walde Jagen 15 südöstlich des Waldweges zwischen Jagen 15 und 19.

6. Ellguth, Kr. Grottkau, Fundstelle 1 (Nakelberg).

Bisherige Berichte, auch über Fundstelle 2, vgl. Jahn, Altschlesien 1, S. 86—87, Mannus, 4. Erg.-Bd., S. 149 ff. und Prähist. Zeitschr. 13—14, S. 134.

Major a. D. Drescher, Ellguth entdeckte hier durch planmäßiges Scherbensuchen 1,5 km westlich Ellguth auf der Höhe 224,9 germanische Siedlung des 4. Jahrhunderts und barg gefährdete Funde.

Diese lieferten u. a. die Reste einer reich verzierten großen Krause, Museum Breslau, Kat.-Nr. 181: 1922, Abb. 6a (Profil: Abb. 1, g) und Scherben von einer Anzahl weiterer Krausen. Sie stammen z. T. aus den gleichen Siedlungsstellen, wie kennzeichnende, glatte gedrehte feintonige germanische Ware des 4. Jahrhunderts. Dies zeigt z. B. Abb. 2, i, Museum Breslau, Kat.-Nr. 183: 1922. Genannt sei hier auch ein ungedrehter verdickter Randscherben, Mus. Breslau. Kat.-Nr. 186: 1922, Wandstärke 6 mm, der wohl von einem krausenartigen Gefäß herrührt, Abb. 2 l. Profil Abb. 1, t, ferner Kat.-Nr. 184a: 1922, weißlich-grauer, hart gebrannter, körniger Scherben mit Wellenlinien, Abb. 5, n (ob Krausenrest?, Wandstärke nur 3½ mm, bei Krausen bisher sonst stets größer) und Kat.-Nr. 184b: 1922 schwärzlicher Scherben mit zwei einzeiligen Wellenlinien und Furchenbändern (desgl., Wandstärke nur 4 mm, Abb. 2k).

An sicheren Krausenscherben erwähnen wir noch: Kat.-Nr. 184c: 1922, mit zwei dünn eingeritzten einzeiligen Wellenlinien, schwärzlich-grau, Wandstärke 8 mm. — Kat.-Nr. 185: 1922, von sehr großem Gefäß, schwärzlich mit Stempeleindrücken. Mannus, 4. Erg.-Bd., Taf. 15, Abb. 18. — Kat.-Nr. 187: 1922, bräunliches Randstück mit Kerbung der Außenseiten des Randes und Wellenbändern auf der abgeplatteten Oberseite, Mannus, 4. Erg.-Bd., Taf. 15, Abb. 13. — Kat.-Nr. 187: 1922, bräunlicher Schurb mit einzeiliger Wellenlinie und Resten eines Bandes umlaufender Furchen, Mannus a. a. O., Taf. 15, Abb. 5. — Noch im Besitze von Major Drescher befinden sich dagegen z. B. ein schwärzlich-grauer Krausenscherben mit einzeiliger Wellenlinie und umlaufender Furche, ferner scharfgebrannter dunkelgrauer Scherben mit doppelfurchiger Wellenlinie und umlaufender Furche darüber, sowie zwei Scherben mit Sternstempeln (Sterne bei dem einen nur aus kleinen unverbundenen Eindrücken bestehend, bei den anderen aus einem Kreis mit acht radspeichenartig angeordneten erhabenen Linien), Mannus a. a. O., Taf. 15, Abb. 10 und 16—17.

7. Ellguth, Kr. Grottkau, Fundstelle 2 (Schneiderlehne).

Major a. D. Drescher fand hier südlich der Bahnlinie am Ostende der Flur Ellguth bis zum Steilabfall nach der Neißeniederung durch ausgepflügte Scherben germanische Siedlung. 1922 Probegrabung von Major Drescher und anschließende Untersuchung des Breslauer Museums durch Dr. Jahn, gemeinsam mit Major Drescher. In einheitlicher Kulturschicht fanden sich auch an dieser Stelle wiederholt Krausenscherben neben anderen kennzeichnenden germanischen Stücken des 4. Jahrhunderts. Als Beispiel geben wir noch einen schwärzlichen feintonigen Scherben mit eingeglättetem Muster wieder, Abb. 4c, Museum Breslau, Kat.-Nr. 272: 1922.

An Krausenresten seien erwähnt: Museum Breslau, Kat.-Nr. 197: 1922, schwärzlich-braun, Wandstärke 1 cm, mit Eindrücken eines doppelzinkigen Stempels und seichter umlaufender Furche darunter, von der Schulter einer großen Krause, Abb. 2a. — Kat.-Nr. 192: 1922, hellgrauer hart gebrannter Scherben von der Schulter einer kleineren Krause mit umlaufenden Furchen und ähnlichen Stempeleindrücken von einem dreizinkigen Werkzeug. Wandstärke 7 mm, Abb. 2d. — Kat.-Nr. 271: 1922, dicker, schwarzgrauer Randschurb mit umlaufender Furche nahe der Außenseite auf dem oben abgeplattetem Rande, Wandstärke 1,2 cm. Abb. 2, c. Profil: Abb. 1, m. — Kat.-Nr. 198: 1922, grauer Scherben, Rand oben

Digitized by Google

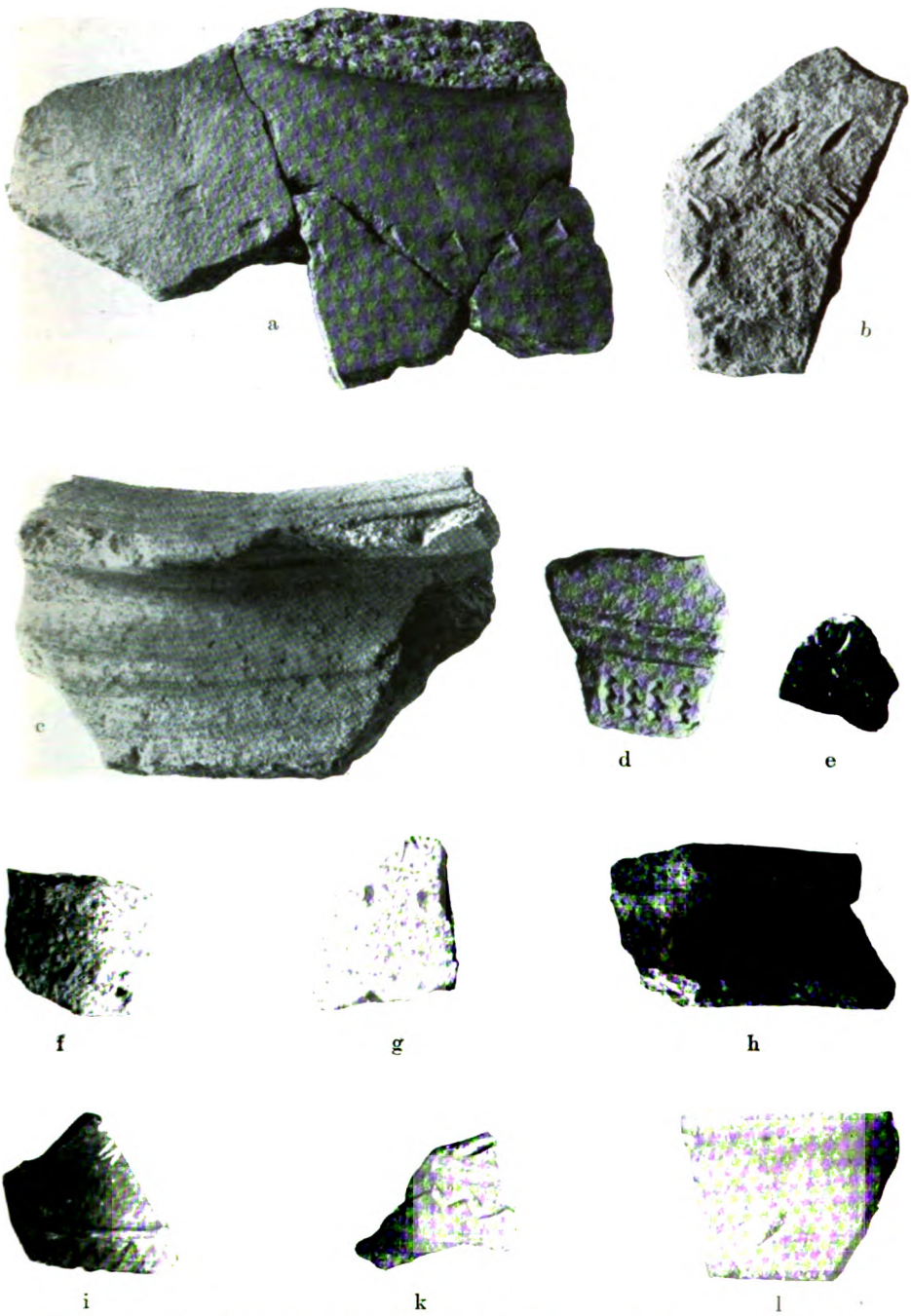


Abb. 2. a—h Ellguth 2 (Schneiderlehne), Kr. Grottkau. i—l Ellguth 1 (Nakelberg), Kr. Grottkau. a—l ½ nat. Größe.

Digitized by Google

an der Seite gekerbt, auf der Innenseite des abgeplatteten Randes in der Mitte umlaufende rillenartige Verzierung, Wandstärke 7 mm. Abb. 2 h. Profil: Abb. 1 f. — Kat.-Nr. 271a: 1922, schwärzlich braungraues Randstück, umgelegter Rand oben an beiden Seiten gegen die Mitte leistenartig erhaben. Profil: Abb. 1 h. — Kat.-Nr. 271b: 1922, bräunlich-grauer dicker Randscherben, umgelegter Rand an der Außenseite mit rillenartiger Vertiefung in der Mitte. Abb. 3 h. Profil: Abb. 1 q. — Kat.-Nr. 190: 1922, hell bräunlich-grauer Scherben mit umlaufenden Furchen, umgelegter Rand nach innen abgekantet. Wandstärke 7 mm. Abb. 31. Profil: Abb. 1 e. — Kat.-Nr. 230: 1922, kleineres, schwärzliches Bruchstück vom Oberteil eines ähnlichen Scherbens, Abb. 4 b.

Abb. 2, n, Kat.-Nr. 191a: 1922, innen schwärzlich-grauer, außen gelblich-grauer Scherben von anscheinend nicht gedrehtem Gefäß, mit rundlichen Tupfen umlaufender Furche und Rest eines Wellenbandes. Ob von Krause? Wandstärke 6,5 mm. Abb. 2, g. Kat.-Nr. 191b: 1922, innen schwärzlicher, außen rötlicher Schurb eines kleineren Gefäßes, gedreht, mit umlaufenden Furchen und Rest einer Wellenlinie. Ob von Krause? Wandstärke nur 4 mm. Abb. 2f. — Kat.-Nr. 243: 1922, ungedrehter schwärzlicher Schurb eines kleinen Gefäßes mit Stempelverzierung. Ob von krausenartigem Topf? Wandstärke nur 4 mm. Abb. 2e.

8. Schönwald, Kr. Kreuzburg, Fundstelle 2.

Lehrer Frysch barg Altsachen aus einer durch Schachtarbeiten im Dorfe angeschnittenen germanischen Siedlungsgrube des 4. Jahrhunderts, und zwar Lehmbewurfstücke, z. T. mit Balkenabdrücken, sowie Scherben derber Gefäße, u. a. von zwei Töpfen mit leicht abgesetzten Böden. Einige Scherben stark verschlackt. — Funde im Museum Ratibor. — Kat.-Nr. 31—32: 1928, darunter Kat.-Nr. 30: 1928, unverziertes Randstück einer bräunlichen Krause, Wandstärke 1,1 cm.

9. Branitz, Kr. Leobschütz.

Lehrer Lehmann und Gärtnereibesitzer Schmeltz entdeckten als Fundstelle 16, 1,5 km nördlich von Branitz, hart östlich des Weges nach Bleischwitz und unweit der Bleischwitzer Grenze durch planmäßiges Scherbensuchen germanische Siedlung des 4. Jahrhunderts. Unter den Scherben neben kennzeichnendem, feintonigem, gedrehtem grauschwarzem Bodenstück (Museum Ratibor, Kat.-Nr. 2648: 1927) auch schwärzliches Krausenrandstück mit Rest eines Bandes von drei umlaufenden Furchen dicht unter dem Rande. Kat.-Nr. 2646: 1927. Wandstärke 10 mm. Profil: Abb. 1, r.

10. Gläsen, Kr. Leobschütz.

Frl. G. Sage ermittelte durch planmäßiges Scherbensuchen germanischen Siedlungsplatz des 4. Jahrhunderts, dicht nördlich vom Dorfe. Museum Breslau, Kat.-Nr. 44: 1925, schwärzliches, unverziertes Krausenrandstück. Wandstärke unter dem Rande 8 mm. Profil: Abb. 1 n. — Kat.-Nr. 44b: schwärzlicher Krausenscherben mit Rest einer umlaufenden Furche, Wandstärke 8 mm.

11. Jernau, Kr. Leobschütz.

Vollständig veröffentlicht Prähistorische Zeitschrift 10, S. 111—112, mit Ergänzung Mannus, 4. Erg.-Bd., S. 149.

Rest eines geschlossenen Fundes, vermutlich eines Skelettgrabes, von dem keine Knochen beobachtet wurden aus 2:2 m großer, 1,25 m tiefer Grube, etwa 1 km nordwestlich des Bahnhofs Bauerwitz 1908 beim Bahnbau ergraben. Spärliche Siedlungsfunde von derselben Stelle dürften nicht gleichzeitig sein. Zu den Altsachen aus dem vermutlichen Skelettgrab gehört neben einem Topf der feintonigen gedrehten Ware, Prähist. Zeitschr. 10, Taf. 14, 2 u. a. auch eine fast vollständige Krause. Rand fehlt. Wandung für Krausen ausnahmsweise dünn, nur 6 mm stark. Farbe grauschwarz. Ziemlich rohe Drehscheibenarbeit. Drehrillen auf der Außenseite und z. T. auch innen kenntlich. Unterster Teil auf der Oberfläche in senkrechter Richtung abgestrichen. Auf der Schulter und dem oberen Gefäßbauch fünf Bänder von Wellenlinien verschiedener Form und Größe. Das zweite von unten zickzackartig. Höhe noch 26 cm. Mündung etwa 24 cm. Bodendurchmesser 12 cm. Mus. Breslau, Kat.-Nr. 288: 1908, Abb. 1 a. a. O.

12. Czarnowanz, Kr. Oppeln, Fundstelle 18.

Lehrer Strecke traf durch planmäßiges Scherbensuchen mit Schulkindern südöstlich Czarnowanz zwischen dem Bache Swornitze und dem Wege nach Krzanowitz auf germanischen Siedlungsplatz des 4. Jahrhunderts. Unter den Scherben kennzeichnendes, verziertes graues Krausenbruchstück. Museum Oppeln, z. Zt. noch nicht katalogisiert, Wandstärke 8 mm. Abb. 4, e.

13. Krappitz, Kr. Oppeln.

Vgl. H. Kurtz, „Die Germanenfunde des Krappitzer Landes, Oppelner Heimatblatt 1928, Nr. 10. Auf unserer Karte Abb. 7 steht versehentlich das Zeichen für Brandgrab statt Skelettgrab.

Digitized by Google

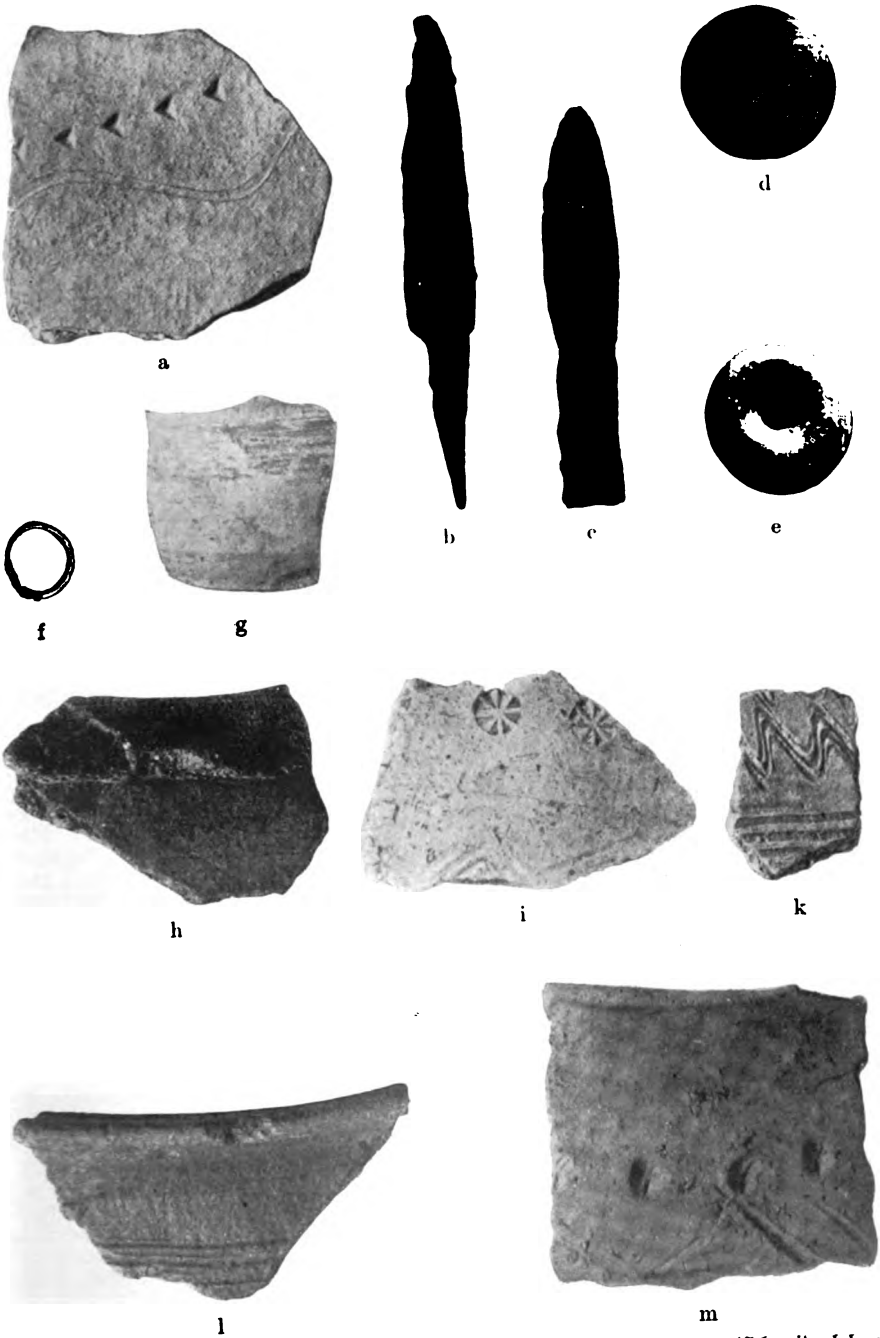


Abb. 3. a—g Ellguth, Kr. Rosenberg, O.-S. Haus c. — h Ellguth 2 (Schneiderlehne), Kr. Grottkau. i und m Krappnitz, Kr. Oppeln. k Tarnau 3, Kr. Oppeln, Grab 3. l Ellguth 2 (Schneiderlehne), Kr. Grottkau. a—m ½ nat. Größe.

Digitized by Google

Landwirt Pietzyk fand 1927 bei Anlage einer Weidenpflanzung etwa 3 km nordwestlich von Krappitz, hart westlich der Straße Krappitz-Oppeln an der Rogauer Grenze Steinsetzung mit Scherben und einer angeblich vollständigen Krause. Die Anlage enthielt keinen Leichenbrand und dürfte auch entsprechend ihrer Ausdehnung wohl als Bestattung mit vergangenem Skelett anzusprechen sein. Sie wurde leider vom Finder aus Unkenntnis vernichtet. Nur ein Teil der Scherben blieb erhalten. Diese barg Lehrer Gamroth. Sie befinden sich im Museum Beuthen und sind z. Zt. noch nicht katalogisiert. Die meisten Scherben stammen von einer bräunlichen, verzierten Krause, Wandstärke 0,8 cm, Bodendurchmesser etwa 18 cm. Vgl. Abb. 3, i. Ein dunklerer Randscherben rührt von einem andersartigen, auch verziertem, aber ungedrehtem Gefäß her, Abb. 3, m.

14. Tarnau, Kr. Oppeln. Fundstelle 1.

Beim Wegebau wurde von Arbeitern 1925, etwa 4 km nordnordöstlich Tarnau am kurzen Verbindungsweg, der von der neuen Kunststraße nach Raschau abzweigt, vollständige Krause gefunden und aus Unkenntnis zerschlagen. Weitere Funde nicht beobachtet. Ein Teil der Scherben verloren. Die meisten rettete Lehrer Hollmann. Einige wurden auch von Schulkindern an Lehrer Zacher abgegeben. Alle erhaltenen Stücke liegen jetzt im Museum Beuthen, Kat.-Nr. 259: 1925, und ermöglichen die Ergänzung des Gefäßes. Nur zwischen den erhaltenen Randscherben und dem nächst hohen vorhandenen Teil der Schulter fehlt ein kleines Stück von wohl aber nur geringer Ausdehnung. Farbe bräunlich. Wandstärke 1 cm, Höhe 68 cm. Mündungsweite 36 cm, Abb. 6a.

15. Tarnau, Kr. Oppeln, Fundstelle 3.

Vgl. Altschlesien 1, S. 193ff.

Großes, germanisches Gräberfeld des 3.—4. Jahrhunderts, hart östlich des mittleren Dorfteils, westlich des Weges nach Nakel. Erste Fundmeldung an Museum Beuthen durch Lehrer Hollmann und Obergärtner Lichy. Planmäßige amtliche Rettungsgrabung durch Sandschachtungen gefährdeter und z. T. schon zerstörter Gräber unter Mitarbeit von Lehrer Hollmann 1925. Vgl. auch Przegląd Arch. III, 1 (1925) S. 57—58.

Einige Krausenscherben an einer Stelle schon an der Oberfläche gefunden. Sie gehörten zu weiteren des großen Grabes 3. Dies enthielt neben anderen kennzeichnenden Altsachen des 4. Jahrhunderts auch pseudomittelalterliche germanische Scherben, vgl. Abb. 5 e—h, und die Profile Abb. 1 w—x. — Funde im Museum Beuthen, Kat.-Nr. 106—149: 1925.

Grab 3:

Ausgedehnte Grabanlage. Unter dem Ackerboden oberste Steinsetzung mit über 350 Steinblöcken. Ungefähr rechteckig. Ausdehnung durchschnittlich 8:6 m. Grabgrube von besonders mächtigen Blöcken innerhalb dieser Steinsetzung überlagert. Ausmaße dieser Grube oben 4:2,80 m. Über der Grabgrube unter der ersten noch zwei weitere Steinsetzungen. Die zweite 1 m tief, doppelteilig, aus zwei rundlich angeordneten Steingruppen bestehend und etwas größer als die Grabgrube. Darunter eine dritte von nur einigen Steinblöcken in der Mitte der Grabgrube in 1,60 m Tiefe. Sohle der Grabgrube anscheinend in 2 m Tiefe. Darunter allerdings noch Reste eines ganz vergangenen Kranzes von Kalkstein und einer z. T. mit vergangenen Steinen ausgesetzten, anschließenden schachtartigen, Anlage, Sohle 3,65 m tief, Durchmesser des Steinkranzes 1,35 m, Tiefe unter der Oberfläche 2,50 m. Ob diese Anlage dem Grabe gleichzeitig oder älter, vielleicht von steinzeitlicher Siedlung, nicht gesichert. Funde allerdings nur noch ein germanischer Scherben und zwei winzige Leichenbrandteilchen innerhalb des Steinkranzes. Sollte die Anlage mit dem Schacht wirklich älter sein als die kaiserzeitliche Bestattung, etwa ein steinzeitlicher enger Brunnen, so müßten die in ihr ganz oben gefundenen erwähnten, mit der Bestattung zusammenhängenden Gegenstände nur zufällig beim Anlegen der Grabgrube hineingeraten sein. Allerdings bliebe dabei sehr auffallend, daß die Grabgrube gerade an der Seite, unter der sich die merkwürdige Anlage befand, etwas tiefer war als auf der anderen Seite und mit dieser Anlage in Verbindung stand.

Größe der Grabgrube von Grab 3 für Körperbestattung geeignet. Von einem Skelett aber keinerlei Spuren zu bemerken. Vereinzelte Teilchen Leichenbrand zwischen der Steinsetzung und in der Grabgrube dürften jedoch von zerstörten Brandgräbern des 3. Jahrhunderts herrühren, die am Rande der obersten großen Steinsetzung noch z. T. erhalten waren. Unter der kleinen Steinsetzung in 1,60 m Tiefe fanden sich nur noch wenige Scherben, dabei der kennzeichnende Henkel, Kat.-Nr. 118: 1925, Abb. 5b. — Hauptmenge der Scherben zwischen der ersten Steinsetzung und tiefer bis unter den Steinen der zweiten. Beigaben ferner u. a.: Rest eines Knochenarmbandes von später Form, Kat.-Nr. 109: 1925, Abb. 5a, (ähnliches Stück z. B. aus schon merowingerzeitlichem Grab mit Fibel von Nititsch im Burgenland, im Naturhistorischen Museum Wien), eiserne Riemenzunge, Kat.-Nr. 124: 1925, Abb. 5d, kleiner doppelkegelförmiger Spinnwirtel, Kat.-Nr. 132:

Digitized by Google

Abb. 4. a und d—g. Tarnau, Kr. Oppeln, Fundstelle 3, Grab 3. (Abb. d, f, g von ein und derselben Krause.) b—c Ellguth 2 (Schneiderlehne), Kr. Grottkau. e Czarnowanz, Kr. Oppeln. a 1/8 nat. Größe, b—g ½ nat. Größe.

Digitized by Google

1925 —, gedrehter eiserner Bügel, Kat.-Nr. 130: 1925, Abb. 5c, sowie schwärzlicher provinzialrömischer Scherben mit Reliefverzierung, Kat.-Nr. 127b: 1925 und Randscherben aus grünlichem Glase von provinzialrömischer Art mit zwei umlaufenden Rillen, Kat.-Nr. 126: 1925. An pseudomittelalterlichen Scherben seien erwähnt die Stücke Kat.-Nr. 116: 1925 (vgl. Abb. 5, e—h, rötlich). Ein Stück dieser Art stammt auch aus der eigentlichen Grabgrube.

Zahlreiche Scherben gehören zu einer großen, reich verzierten schwärzlichen Krause, die sich aber nicht mehr ergänzen läßt, Kat.-Nr. 108: 1925, Wandstärke 9 mm. Vgl. Abb. 4a.

Besonders bemerkenswert auch Scherben schön verzierter, hart gebrannter grauer Krause mit ungewöhnlich ausgebildetem Rand, Wandstärke 11—12 mm, größte Randdicke 2 cm, Kat.-Nr. 110: 1925, vgl. Abb. 4, d, f und g. Profil: Abb. 1w, Stärke 9 mm, Breite des oberen dachförmigen Randes 5,4 cm, größte Dicke des Randes 2 cm.

Weitere Krausenscherben von mindestens 5 Krausen unter Kat.-Nr. 132: 1925; 2 Scherben 132a: 1925, hellbräunlich, Stärke 9 mm. Abb. 3, k, 2 Scherben graubraun mit Zickzacklinien, Wandstärke 8 mm und 2 Stück hellgrau mit Wellenlinien 9 mm, — 137: 1925 dunkelgraues, unverziertes Randstück einer Krause.

16. Ellguth, Kr. Rosenberg, Fundstelle 2.

Bei amtlicher Flurbegehung durch Scherbensuchen 1925 vom Verfasser ausgedehnte durch Tiefpflügen gefährdete germanische Siedlung des 4. Jahrhunderts festgestellt. Lage auf den zur Prosna abfallenden Äckern hart südöstlich der Schule. Planmäßige amtliche Ausgrabung unter Mitarbeit von Lehrer Klonek, Frau Klonek, Inspektor Staron und Spediteur Arndt ergab bereits vier Hausstellen mit Pfostengrundrissen und eine als Backofen deutbare Steinsetzung.

Haus c:

Pfostengrundriß nicht eindeutig, größte Ausdehnung der Hausgrube etwa 7½:4 m. Im Haus unregelmäßige Steinsetzung (Herd ?). Funde im Museum Ratibor, Kat.-Nr. 2817—2836: 1927. Die zahlreichen Scherben stammen meist von ungedrehten Töpfen, einige aber auch von gedrehten Gefäßen der feintonigen für das 4. Jahrhundert kennzeichnenden Art, so ein Stück mit sehr schwach eingeglättetem Wellenband, Kat.-Nr. 2819: 1927, Abb. 3g, Kat.-Nr. 2824 ist ein 7 mm starker, verzierter, gedrehter, grauer Krausenscherben, hart gebrannt, Abb. 3a. Erwähnt seien noch zwei ganze und ein unvollständiger Spinnwirtel, ein Eisenmesser, Kat.-Nr. 2820: 1927, eine eiserne Lanzenspitze, Kat.-Nr. 2823: 1927, sowie ein kleiner Silberring von später Art, Kat.-Nr. 2817a: 1927, vgl. Abb. 3b—f.

Der Inhalt der zuletzt genannten Hausgrube c von Ellguth, Kreis Rosenberg gehört also ebenso wie z. B. auch Grab 3 von Tarnau, Fundstelle 3, die Siedlungen von Ellguth, Kr. Grottkau und der Fund von Jernau, Kr. Leobschütz zu den geschlossenen Funden, mit deren Hilfe sich die Krausen sicher ins 4. Jahrhundert setzen lassen. Im Gegensatz zu den provinzialrömischen Gebieten kommt nach Ausweis aller bisherigen Funde das 3. Jahrhundert im freien Germanien für Krausen noch nicht in Frage.

Aus der obigen Zusammenstellung geht hervor, daß unsere Krausengefäße an Siedlungsplätzen sowie in Gräbern auftreten. In Ellguth, Kr. Rosenberg handelt es sich um eine Dorfanlage, die bereits fünf vollständige Hausgrundrisse lieferte, darunter einen mit durchaus eindeutigem Pfostengrundriß, und zwar von einem kleinen Vorhallenhaus [1]).

Eine der Hausgruben von Ellguth, Kr. Rosenberg, und zwar die des Hauses a, lieferte auch einige rötliche Randscherben, die in Ostdeutschland an mittelalterliche Gefäße aus dem 14. Jahrhundert erinnern. Noch wichtiger für die sichere Bestimmung dieser nur scheinbar mittelalterlichen Töpfen entsprechenden Gruppe wurde von den oben berücksichtigten Funden Grab 3 aus Tarnau. Es scheint sich nach der Größe der Grabgrube hier wohl um eine Körperbestattung zu handeln, bei der vom Skelett keinerlei Spuren erhalten waren. Die vereinzelten, in der Tiefe der Grabgrube gefundenen Leichenbrandstückchen müßten dann von einem zerstörten, älteren Brandgrabe herrühren. Da Brandbestattungen vom Beginn des 3. Jahrhunderts unter den Randsteinen der großen Steinsetzung des Grabes 3 gefunden wurden und sich auch unter den Steinen in der Mitte einzelne Leichenbrandteilchen und verschlackte Scherben aus dem 3. Jahrhundert nachweisen ließen, ist

[1]) Vgl. G. Raschke: Wandalen ansässig im Rosenberger Kreise. Heimatkalender des Kreises Rosenberg 1926. — Richthofen: Ausgrabung eines altgermanischen Dorfes in Ellguth, Kr. Rosenberg. Oberschlesischer Heimatkalender, herausgegeben von der Oberschlesischen Provinzialverwaltung, Jg. 1928. — A. Klonek: Wie ein Germanendorf ausgegraben wird. Im Druck für: „Der Oberschlesier" 1928. (Alle drei Aufsätze mit Abbild.)

Digitized by Google

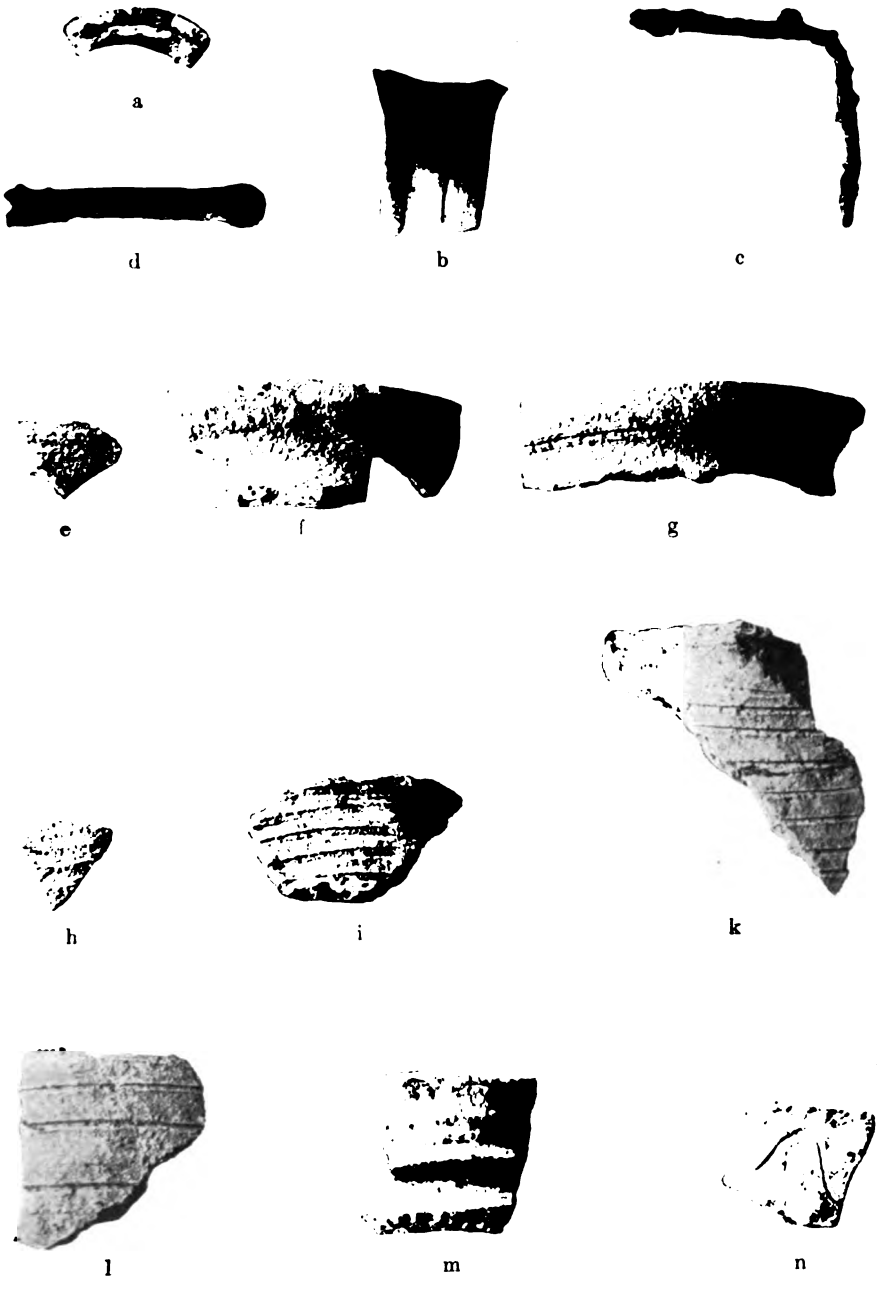


Abb. 5. a—h Tarnau 3, Kr. Oppeln, Grab 3. i—m Tarnau 3, Kr. Oppeln, Grab 4. n Ellguth 1, Kr. Grottkau. a—n ½ nat. Größe.

Digitized by Google

diese Annahme um so eher möglich. Durch neuere Funde wissen wir, daß die Bestattungsart bei den Wandalen des 4. Jahrhunderts nach Chr. nicht einheitlich war. Neben den schon länger bekannten Skelettgräbern treten auch reine Brandgräber und brandgrubenartige Bestattungen auf [1]). Eine zeitliche Verbindung zwischen dieser Brandgrubengruppe und den in die frühe Kaiserzeit übergehenden Brandgruben des 1. Jahrh. vor Chr.[2]) ist noch nicht erwiesen. Wahrscheinlich enthält auch der Friedhof von Tarnau z. T. Brandgruben des 3.—4. Jahrhunderts. Doch waren die meisten entsprechenden Bestattungen bisher dort so gestört, daß es sich nach dem daher unsicheren Grabungsfund auch um einstige Urnengräber handeln könnte. Wohl erhalten zeigte sich dagegen hier u. a. eine Grab 3 ähnliche zweite Anlage mit mehreren Steinsetzungen (Grab 4). Die Grabgrube enthielt hier eine eiserne Lanzenspitze, wenig Scherben und wieder einige Leichenbrandteilchen. Ihr Füllboden war größtenteils tiefschwarze Branderde, so daß man trotz des wenigen Leichenbrandes nicht an ein Körpergrab denken möchte. Merkwürdig bleibt die äußerst geringe Leichenbrandmenge, doch sind ähnliche Fälle gelegentlich auch sonst bei Brandgruben beobachtet worden. Von älteren Funden wurde an der gleichen Stelle unter den Steinsetzungen des 4. Jahrhunderts ein Brandschüttungsgrab des 3. Jahrhunderts gefunden. Dies war aber völlig unberührt, und sehr gut erhalten. Der Leichenbrand aus der jüngeren Grabgrube könnte also nicht etwa aus dieser älteren Bestattung herrühren. — Auffallend tiefe, große völkerwanderungszeitlich-germanische Brandgruben mit wenig Leichenbrand fanden sich z. B. auch in Chorulla, Kr. Groß-Strehlitz [3]). Eine ähnliche Bestattungsart scheint auch ein Hügelgrab von Stubendorf im Kreise Groß-Strehlitz mit Krausenscherben (Prof. Abb. 1a) aufzuweisen, dessen Ausgrabung noch nicht abgeschlossen ist. Auf Beziehungen dieser Brandgrubengräber zu der Posener Hügelgräbergruppe vom Siedleminer Typ im Kreise Jarotschin und zu flachen Brandgruben des 3. bis 4. Jahrhunderts von Ciązenie, Kr. Słupca in Nordwestkongreßpolen wurde vom Verfasser bereits an anderer Stelle hingewiesen [4]).

Daß Brandgrubenbestattungen den spätkaiserzeitlichen Wandalen nicht fremd waren, zeigten neuerdings auch Funde in den Provinzen Niederschlesien und Grenzmark Posen-Westpreußen. Erwähnt seien hierfür zwei Gräberfelder von Stroppen, Kr. Guhrau [5]) und Ulbersdorf, Kr. Fraustadt [6]).

Doch kehren wir zu den Krausen zurück. Ihrer Größe entsprechend handelt es sich meist um ausgesprochen starkwandige Gefäße. Manche sind faßartig. Der Ton ist in der Regel körnig, von einer für viele Gefäße der völkerwanderungszeitlich-wandalischen Tonware kennzeichnenden Eigenart [7]).

Die Krausen waren meist stark gebrannt, zuweilen sogar derart, daß die Scherben zu der an mittelalterliche Töpfe erinnernden Gruppe gerechnet werden dürfen, z. B. die weißlichgrauen Stücke der einen Krause von Tarnau (Abb. 4 d—g). Der grauen Farbe begegnen wir z. B. auch bei Krausenscherben aus einer Siedlung von Szczonowo, Kr. Jarotschin (Mus. Posen) und einigen Scherben von Ellguth, Kr. Grottkau. Noch häufiger findet sich ein schwärz-

[1]) Jahn: Funde aus dem 4. Jahrh. nach Chr., Altschlesien I, 86—89 und Richthofen: „Bestattungsbräuche der germanischen Urzeit Oberschlesiens" in: „Der Oberschlesier" 1928. Sonderheft: „Aus Oberschlesiens germanischer Urzeit". Oppeln 1928 (im Druck).

[2]) Tackenberg: Die Wandalen in Niederschlesien, S. 74—75 und 127.

[3]) Altschlesien I, S. 196. Es handelt sich wohl um verschleifte Hügelgräber. Über das Grab 4 von Tarnau vgl. ferner ebenfalls Altschlesien a. a. O.

[4]) Mitteil. d. Anthrop. Gesellsch. Wien a. a. O. Die Bemerkung Kostrzewskis, Vorgeschichtliches Jahrbuch III, S. 192, Blume habe die Gräberfelder vom Siedleminer Typ als nachgermanisch anerkannt, entspricht nicht der letzten Stellungnahme Blumes. Dies geht aus dessen Arbeit, Die germanischen Stämme, I, S. 203 deutlich hervor. Der Versuch Kostrzewskis, die z. B. Jahrbuch für Kultur- und Geschichte der Slawen, Breslau, II, 2 (1926), S. 93—94 näher widerlegte Anschauung von der slawischen Volkszugehörigkeit der germanischen Gräber vom Siedleminer Typ durch ein Sichberufen auf Blume zu stützen, berücksichtigt nicht einmal die Angaben in dem Vorgesch. Jahrbuch a. a. O. angezeigten Werk von Karpinska selbst, die hier Blumes Stellungnahme richtig wiedergibt!

[5]) 3. Jahrh. nach Chr., Grabungsbericht von Dr. Petersen und Funde im Museum Breslau.

[6]) 4. Jahrhundert, Grabungsbericht von Rektor Pfützenreiter im Mus. Breslau, Funde im Museum Fraustadt.

[7]) Vgl. Jahn in: Mannus, 4. Erg.-Bd., S. 150 und 152.

Digitized by Google

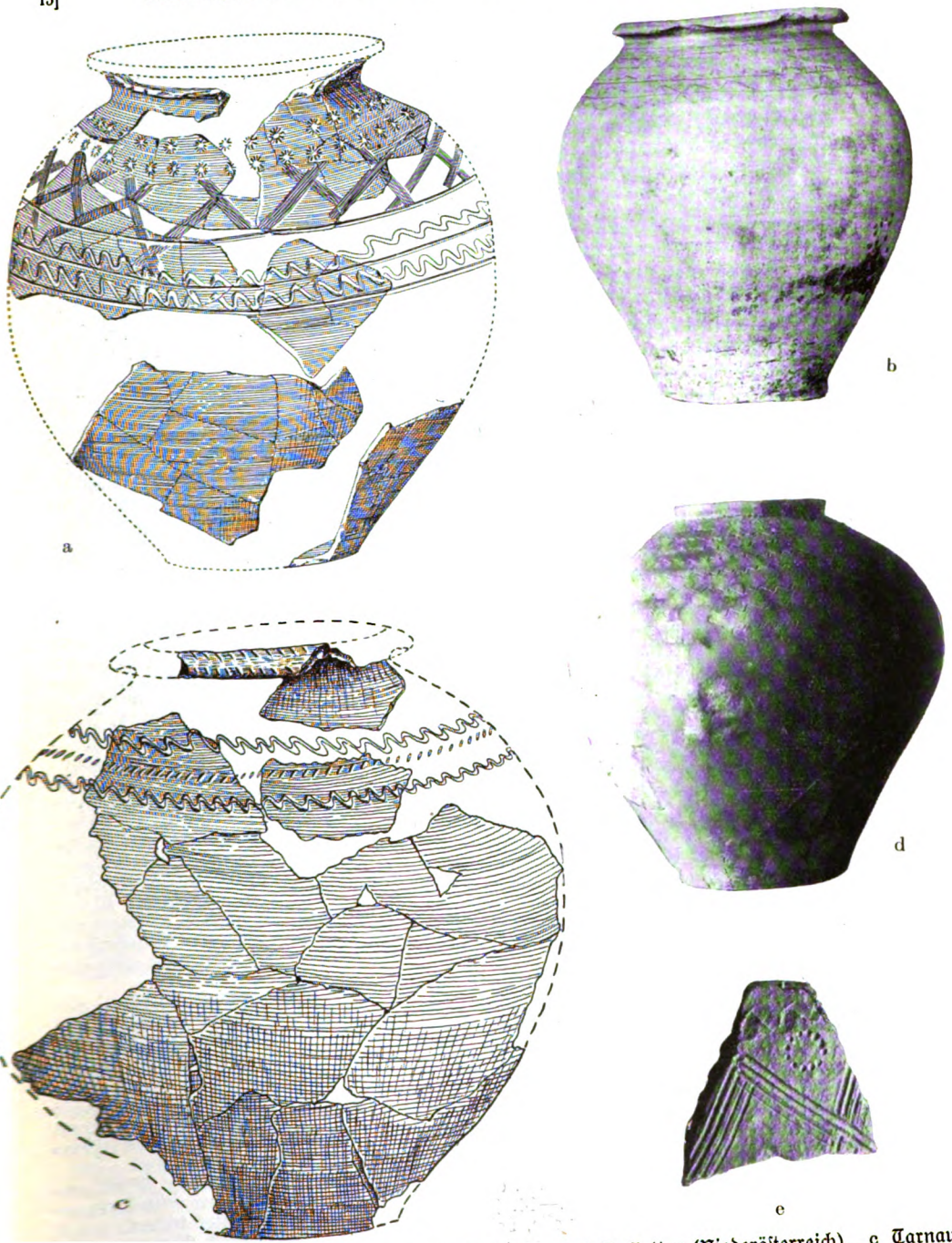


Abb. 6. a Ellguth 1, Kr. Grottkau (Nakelberg). b Wasserring bei Amstetten (Niederösterreich). c Tarnau 1, Kr. Oppeln, Sundstelle 1. d Pfünz in Bayern. e Groß-Strehlitz (Oberschlesien). a und c 1/8, b 1/5, d etwa 1/8 und e 1/2 nat. Größe.

Digitized by Google

licher Farbton, der mitunter leicht ins bläuliche spielt, so u. a. bei zahlreichen Scherben aus Ellguth, Kr. Grottkau und einer fast vollständigen Krause von Waliszewo, Kr. Jarotschin [1]). Neuerdings wurde dieses Fundstück von Kostrzewski auch richtig in der spätkaiserzeitlichen Abteilung des Posener Museums untergebracht. Daß Altertümer aus der Kaiserzeit Posens germanisch sind, wird dort allerdings in der erklärenden Beschriftung ebensowenig wie bei anderen germanischen Funden erwähnt, während es für deutsche Museen selbstverständlich ist, sicher slawische Funde auch als slawisch auszustellen. Und selbst Kostrzewski hält doch einen wesentlichen Teil der kaiserzeitlichen Funde Posens — wenn auch irrig, nicht alle — für germanisch.

Neben den vorhin genannten Farben kommt bei Krausen öfters auch eine bräunliche Tönung der Oberfläche vor, wie z. B. der große, fast vollständige Vorratstopf der Siedlung von Fundstelle 1 bei Tarnau, Kr. Oppeln (Abb. 6c) zeigt.

Unter der wandalischen Keramik des 4. Jahrhunderts können wir zunächst mit Jahn rein äußerlich zwei besonders wichtige Gruppen unterscheiden. Dies sind eine derbe, ungedrehte Ware und eine feintonige, von meist grauer oder tiefschwarzer Farbe. Die Gefäße der zweiten Gruppe sind auf der Töpferscheibe gearbeitet und größtenteils an provinzialrömische Vorbilder anzuschließen. Die Krausen wurden auch „gedreht", gehören jedoch, wie schon erwähnt, einer grobtonigen Art von Töpfen an.

Da im Zusammenhang mit den Krausen auch in diesem Bericht mehrfach Scherben von Gefäßen erwähnt wurden, deren Technik an mittelalterliche, mitunter sogar geradezu neuzeitliche, blumentopfartige Stücke erinnert, bilden wir auch einige Beispiele dieser beachtenswerten, neuen germanischen Gruppe des 4. Jahrhunderts ab (Abb. 5e—n). Eine ganz genaue Vorstellung vermag allerdings hier nur eigene Anschauung zu geben. Die fraglichen Scherben sind in der Regel — im Gegensatz zu manchen wellenlinienverzierten Krausenscherben — auch für den Laien nicht mit frühgeschichtlich slawischer Tonware zu verwechseln, sondern nur mit noch jüngeren Scherben, besonders deutschmittelalterlichen des 14. Jahrhunderts. Legt man z. B. das eine Randstück aus dem Grabe 3 von Tarnau, Abb. 5g, — also einem ohne jede Frage geschlossenem, zeitlich einwandfrei bestimmten Fund des 4. Jahrhunderts — zwischen ähnliche, rötliche Scherben des 14. Jahrhunderts von Ottmachau, Kr. Grottkau (Museum Beuthen), so dürfte wohl fast jedem nur auf Grund der Signatur möglich sein, den germanischen Scherben von den mittelalterlichen zu unterscheiden! Daher sei auch an dieser Stelle nochmals betont, wie wichtig es ist, daß allenthalben auf solche germanische Scherben geachtet wird. Vielleicht sind sie in manchen Gegenden nur deshalb nicht bekannt, weil man sie für geschichtlich hielt, und, wenn sie gelegentlich in ein Museum eingeliefert wurden, nicht aufhob. Bei einem Vergleich mit provinzialrömischer Ware ähnlicher Art bietet aber unsere Gruppe nichts, was in bezug auf die schon durch mehrere geschlossene Funde völlig gesicherte Zeitstellung noch irgendwelches Bedenken verursachen könnte. Die Färbung ist meist rötlich (Abb. 5e—h), gelblich (Abb. 5l—m), oder weißlich grau (Abb. 5i—k und n).

Die meisten in der obigen Liste angeführten oberschlesischen Krausenscherben gehören sicher der Gruppe mit besonders dickem, oben abgeplattetem, ausladendem Rande an, soweit Randteile vorliegen. Dabei bleibt aber zu beachten, daß gerade die Randscherben dieser Art vollkommen unverkennbar für die Krausengruppe sind. Dagegen können nicht oben abgeplattete, weniger stark umgelegte Randstücke und andere Scherben des 4. Jahrhunderts unter Umständen von Krausen herrühren, ohne daß sich dies mit Bestimmtheit sagen läßt. Solche mindestens unsicheren Fälle sind hier nicht mit berücksichtigt. Bei manchen Scherben ist allerdings Wandstärke und Verzierung für die Einreihung unter die Krausenteile auch dann ausreichend, wenn keine Randstücke vorliegen.

Die häufigste Verzierung der Krausen bildet die einzeilige oder mehrfache Wellenlinie und die umlaufende Furche, die z. T. an die sog. Gurtbandverzierung der mittelalterlichen ostdeutschen Tonware des 13.—14. Jahrhunderts erinnert. Mitunter treten noch andere Muster auf, z. B. eingestempelte, besonders sternartige, wie u. a. in Ellguth, Kr. Grottkau, Groß-Strehlitz, Rogau und Tarnau. Auf die Herkunft und die Bedeutung dieser Verzierungen ist bereits in anderem Zusammenhang von Jahn und Richthofen kurz ein-

[1]) Museum Posen. Vgl. Altschlesien I, S. 196, Anm. 2.

Digitized by Google

gegangen worden[1]). Ihr Ursprung ist zweifellos provinzialrömisch. Ähnliche Muster sind bekanntlich aus der provinzialrömischen Keramik auch in andere Gruppen übergegangen, u. a. die merowingerzeitliche germanische Keramik. Auch innerhalb der frühgeschichtlich slawischen Tonware leitet man ja die Wellenlinie aus der provinzialrömischen Keramik her. Irgendein Einfluß unserer wandalischen Gruppe des 4. Jahrhunderts auf die Slawen läßt sich aber mindestens vorläufig nicht nachweisen. Bei dem großen zeitlichen Abstand zu der in Schlesien bisher ältesten slawischen Keramik ist dies auch nicht überraschend, zumal die stärksten Ähnlichkeiten zu unserer wandalischen Gruppe in Schlesien gerade bei der bereits spätslawischen Ware auftreten und den formenkundlich früheren slawischen Stilen fremd zu sein scheinen. Möglich wäre auch nur eine mittelbare Einwirkung unseres Stiles auf die Slawen, und zwar durch eine z. Zt. noch nicht näher bekannte anschließende jüngere germanische Gruppe der nicht mit abgewanderten Wandalen, da für das 4. Jahrhundert ein Zusammentreffen von Wandalen mit Slawen in Schlesien infolge der erst späteren slawischen Einwanderung nicht in Frage kommt.

Zu den einfacheren Verzierungsarten, die auf den Krausen gelegentlich verwandt wurden, gehören auch die Tupfen. Wir sehen sie z. B. auf Scherben der einen Krause aus dem Grab 3 von Tarnau, Kr. Oppeln (Abb. 4b). Gleichartige Tupfen zeigt z. B. auch ein Krausenscherben aus einem Siedlungsplatz von Púcho, Bezirk Trentschin, in der Nordslowakei (Museum Turčiansky Sventy Martin) und zwar ein bräunliches Randstück mit einzeiliger Wellenlinie, ferner ein weißlicher Krausenscherben der „pseudomittelalterlichen" Art mit zwei umlaufenden Furchen unter einer Tupfenreihe vom gleichen Fundort. Derselben Gruppe gehören allem Anschein nach noch Scherben von zwei anderen slowakischen Fundorten in demselben Museum an. Es sind dies ein schwärzliches Randstück und ein rötlicher Schurb mit Spuren von Wellenlinienverzierung aus Alt Sohl (Zwolen), Südslowakei, sowie ein braunes Randstück von Rakša bei Stubniansky Teplice, Bez. Turčiansky Sv. Martin, Nordslowakei. Bei den Scherben von Rakša stehen die Tupfen ausnahmsweise nicht wagerecht, sondern senkrecht übereinander. Die Ostslowakei lieferte einen Krausenscherben mit Tupfenverzierung am Rand und einzeiliger Wellenlinie darunter, vom Jerusalemberg bei Käsmark (Kežmarok), Museum Deutschendorf (= Poprad). Die zuletzt genannten slowakischen Scherben stammen von Gefäßen mit nur schwach verdicktem, nicht umgelegtem und nicht oben abgeplattetem Rand. In diesem Zusammenhang verdient auch ein glatter, feintoniger, grauer Scherben aus dem Kastell Carnuntum (Museum Carnuntum in Deutschaltenburg, Niederösterreich) genannt zu werden. Er zeigt eine einzeilige Wellenlinie und darüber dicht unter dem Rande eine Reihe eingestempelter Dreiecke ganz ähnlich wie ein Ellguther Scherben (Abb. 3a). Wir sehen hieran besonders deutlich, wie auch zwischen der feintonigen Ware von provinzialrömischem Schlage und den Krausen starke Beziehungen bestehen. Dies betonte auch bereits Jahn auf Grund eines Scherbens von Laugwitz, Kr. Brieg. Allerdings dürfte er wohl kaum eine Urform der derben Krausen zeigen, wie Jahn für denkbar hält. Diese stammen vermutlich — auch Jahn hob das bereits hervor — unmittelbar von gröberen provinzialrömischen Töpfen her[2]). Es ist aber möglich, daß die Verzierungsmuster der Krausen erst nach dem Vorbild der gut geglätteten Ware auf die einfacheren Töpfe der krausenartigen Form übergingen, allerdings bereits im provinzialrömischen Gebiet. Besondere Erwähnung verdient hier auch sonst das Muster aus eingestempelten Dreiecken des schon erwähnten wellenlinienverzierten Krausenscherbens von Ellguth, Kr. Rosenberg. Eingestempelte Dreiecke begegnen uns vielfach in der völkerwanderungszeitlich germanischen Zeit in den verschiedensten Gegenden, bei den oberschlesischen Krausenscherben ferner noch in Ellguth, Kr. Grottkau[3]).

[1]) Mannus, 4. Erg.-Bd., bzw. Mitteil. d. Anthropol. Gesellsch. Wien a. a. O. — Auffallend früh finden sich übrigens ähnliche Stempel in der germanischen Keramik aus Dänemark und zwar bei Töpfen aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. (Beispiele im Museum Kopenhagen), so von Hjermtslev, Amt Hjörring, Nordjütland, während im allgemeinen die „Sternstempel" auch im Norden eine späte Erscheinung sind und sie hier ganz besonders in der ersten Zeit nach der Völkerwanderung häufig auftreten.

[2]) Mannus, 4. Erg.-Bd. a. a. O.

[3]) Vgl. z. B. die Urne eines Brandgrabes von Oberhollabrunn in Niederösterreich. Nat.-hist. Museum Wien, sowie Scherben von einer Siedlung des 3.—4. Jahrhunderts n. Chr. aus Wrchoslawitz (Vrchoslavice) bei Prerau, Museum Olmütz. Im nordisch germanischen Gebiet treten die eingestempelten Dreiecke auch im 5. Jahrhundert n. Chr. auf. Zahlreiche Beispiele u. a. in den Museen von Oslo und Bergen. Besonders zu beachten ist auch die Technik der dreieckigen Stempel bei zwei Scherben von Ellguth, Kr. Grottkau, Abb. 2a und 2d. Diese sind gruppenweise mit einem mehrzinkigem kammartigem Stempel eingedrückt. Eine ganz gleichartige Ausbildung dieser Verzierung kommt übrigens auch auf norwegischen germanischen Bechern in Blumentopfform der bekannten Art aus dem 4.

Digitized by Google

Eine deutliche eigene Weiterentwicklung provinzialrömischer Vorbilder können wir an der Verzierung der schon mehrfach abgebildeten Krause [1]) von Ellguth, Kr. Grottkau erkennen [2]). Unrömisch ist daran z. B. das Band von Zickzacklinien, ebenso wie die Anordnung der zahlreichen verschiedenen Verzierungsgruppen. Bereits Jahn hob auch treffend hervor, daß besonders die einzeilige Wellenlinie bei unserer Gruppe häufig ist, allerdings findet sich doch die mehrzeilige ebenfalls öfter als es zuerst schien.

Sicher unverzierte germanische Krausen des 4. Jahrhunderts sind bisher anscheinend nicht belegt. In verschiedenen Fällen lassen allerdings die fraglichen Scherben keine Verzierung erkennen, z. B. auf dem einen gelblichen Randstücke des Siedlungsplatzes von Chorulla (Fundstelle 2a), Kr. Groß-Strehlitz und grauen Randstücken aus Lohnau und Podlesch, Kr. Cosel, doch könnte dies an der mangelnden Größe der betreffenden Scherben liegen. Im allgemeinen haben die Krausen eine mehr oder minder reiche Verzierung der Schulter und der oberen Bauchung mit Wellenlinien und umlaufenden Furchen. Nur durch einige solche Furchen verziert ist z. B. dagegen eine der wenigen bisher völlig erhalten gefundenen ostgermanischen Krausen, ein Gefäß aus rötlichem Ton mit umgelegtem, oben abgeplattetem Rande von Przemęczany, Kr. Miechów in Südkongreßpolen (Museum Krakau).

Eine Vorform besitzen die Krausen in der wandalischen Tonware wohl nicht [3]) und man wird sie daher — wie schon erwähnt — mit Jahn von den provinzialrömischen ähnlich geformten Töpfen herleiten können —, zumal auch Verzierungen und Technik zum großen Teile in dieser Richtung weisen. Am ehesten dürfte schon auf Grund der geographischen Lage bei unserer Gruppe hierbei an einen Zusammenhang mit dem provinzialrömischen Donaugebiet zu denken sein. Wir bilden als Beispiel für die provinzialrömischen Vergleichsstücke zu den germanischen Krausen zunächst einen Topf mit einzeiligen Wellenbändern auf der Schulter von Wasserring am Inn ab (Nat.-histor. Museum Wien) [4]). Er zeigt eine Fortentwicklung der schon im Gräberfeld von Reichenhall vertretenen älteren Art mit Wellenlinien zur Krause mit abgeplattetem, umgelegtem Rand.

Wohl wesentlich jünger als die Funde von Wassering ist z. B. ein großes, faßartiges, provinzialrömisches, rötliches Vorratsgefäß mit Wellenlinienverzierung aus Wien (Mus. Vindobonense in Wien). Der kräftig verdickte abgeplattete Rand trägt hier, wie schon an anderer Stelle erwähnt [5]), auf seiner Oberseite eine eingeritzte Wellenlinie. Das ist auch ein häufiges Merkmal bei den wandalischen Krausen. Wir finden einen Randscherben mit Wellenlinie darauf z. B. ferner in Ellguth, Kr. Grottkau. Dieses Stück zeigt außerdem noch, ebenso wie die Krause von Tarnau, Fundstelle 1 eine Kerbung der äußeren Randseiten [6]). In Tarnau sind Krausen mit Wellenbändern auf dem Rande mehrfach vertreten.

---

bis 5. Jahrhundert n. Chr. vor, die z. T. auch weitere Stempelmuster aufweisen. Als Beispiel nennen wir einen Topf von Valmestad in Destagder aus einem Grabe der Zeit um 500 (Museum Bergen).

[1]) Altschlesien I, 87 — Mannus, 4. Erg.-Bd., Teil XVI, 17 — Franz, Wandalische Siedlungsspuren in Niederösterreich? Jahrb. f. Landeskunde und Heimatschutz von Niederösterreich und Wien. 1926—1927, I, S. 133. — Unsere Abb. 6a.

[2]) Vgl. Jahn in Mannus, IV. Erg.-Bd.

[3]) Der bei Krausen häufige verdickte Rand kommt — von noch älteren Vergleichsstücken, die sicher keine unmittelbare Beziehung zu unseren Krausen aufweisen, abgesehen — allerdings schon in der ungedrehten germanischen Keramik des 3. Jahrhunderts vor, wie z. B. ein Scherben aus Scharley bei Beuthen (Oberschl.) im Museum Breslau, Kat.-Nr. 1775; 1914, zeigt. Ähnlich diesem ist auch ein Scherben des 4. Jahrhunderts aus Ellguth, Kreis Grottkau, Abb. 2 l. Profil Abb. 1 A.

[4]) Für Erlaubnis zur Wiedergabe und die Bildvorlage habe ich den Herren Direktor Bayer und Dr. Mahr besonders zu danken. Der Topf stammt aus Hügel 4 eines Gräberfeldes mit Altsachen aus dem 1.—2. Jahrhundert. Vgl. Mitteilung d. prähist. Kommission Wien I (1893) S. 162ff mit Abbildungen.

[5]) Mitteil. d. Anthrop. Gesellsch. Wien a. a. O.

[6]) Mannus, 4. Erg.-Bd., Taf. XV, 13.

Digitized by Google

Einzelne provinzialrömische Scherben mit Wellenlinienverzierung aus Niederösterreich sehen auch manchen wandalischen Krausenscherben außerordentlich ähnlich. Erwähnt seien hier dicke, gelbliche und graue Scherben mit Wellenlinien aus Pöchlarn im Museum Melk. Weiter möchten wir auch die wellenlinienverzierten Scherben und großen Töpfe aus der Gegend von Eichstätt in Bayern in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt lassen[1]).

Es scheint, daß auch Scherben, wie die von Pöchlarn z. T. ins 3. und noch nicht 4. Jahrhundert gehören und damit die Verbindung zwischen den Krausen des 4. Jahrhunderts und ihren älteren provinzialrömischen Vorbildern aus dem 1.—2. Jahrhundert herstellen.

Man wird kaum annehmen können, daß so einfache und auch so große Gefäße, wie die den Krausen am ähnlichsten aussehenden provinzialrömischen Stücke, etwa öfter bis nach Schlesien eingeführt worden wären. Bei der Entstehung unserer wandalischen Krausen handelt es sich vielmehr wohl um Einflüsse über das zwischen Schlesien und dem provinzialrömischen Donaugebiet liegende Land. Da hier jedoch im wesentlichen nicht Wandalen, sondern andere Germanen als Verfertiger von Krausen in Frage kamen, ist es natürlich besondes leicht möglich, wenn auch nicht mit Sicherheit zu erwarten, daß dortige Krausen mit unseren schlesischen nicht völlig übereinstimmen. Die bisher gefundenen entsprechenden Scherben erlauben allerdings noch keine solche Feststellung. Die wandalischen Krausen bilden vermutlich eine besondere Gruppe. Hierfür spricht auch ihr Vorkommen im wandalischen Siedlungsgebiet Posens. Ob die ähnlichen Stücke aus dem freigermanischen Anteile Niederösterreichs, von Stillfried an der March, auch den Wandalen zuzuschreiben sind, bleibt dagegen bisher fraglich [2]).

Auch in Böhmen gibt es germanische Scherben des 4. Jahrhunderts, die wohl von krausenartigen Töpfen herrühren, mit Wellenlinien und Stempelmustern, obgleich sonst die böhmische germanische Tonware der Markomannen deutlich und stark von der wandalischen abweicht [3]). Aus Mähren ist mir bisher erst ein Krausenscherben, ein Randstück mit drei einzeiligen Wellenbändern auf der Schulter von Wižomělitz (Vicomělice), Bez. Wischau bekannt (Museum Brünn).

Sehr verbreitet waren die wandalischen Krausen auch im Gebiet der jetzigen Provinz Niederschlesien (Regierungsbezirke Liegnitz und Breslau). Ohne Anspruch auf Vollständigkeit geben wir hier, hauptsächlich nach Beständen des Breslauer Museums, eine Fundliste von Krausen und Krausenresten aus Niederschlesien. Die betreffenden Stücke befinden sich, soweit nichts besonders vermerkt ist, im Museum Breslau. Es handelt sich meist um Einzelfunde von der Oberfläche.

Gandau, Kr. Breslau; Schmardt, Kr. Breslau; Schmiedefeld, Kr. Breslau; Laugwitz, Kr. Brieg; Alt Tschau, Kr. Freystadt; Groß Vorwerk, Kr. Glogau; Ludwigsdorf, Kreis Öls, Thursangwitz, Kr. Ohlau; Graduschwitz, Kr. Ohlau; Jungwitz, Kr. Ohlau; Zottwitz, Kr. Ohlau; Gränowitz, Kr. Liegnitz; Leschwitz, Kr. Liegnitz (Museum Liegnitz); Würchwitz, Kr. Liegnitz; Birkkretscham, Kr. Strehlen; Großburg, Kr. Strehlen; Gurtsch, Kreis Strehlen;

---

[1]) Vgl. Winkelmann im 20. Band der Abhandl. der naturhist. Gesellsch. Nürnberg, Zeitschrift 1913, hier als frühgermanisch und berichtigt ders. in: Katalog West- und Süddeutscher Altertumssammlungen, VI, Eichstätt, S. 222ff. Mit freundlicher Genehmigung von Herrn Dr. Winkelmann ist eine nach den Fundverhältnissen ins frühe 3. Jahrhundert zu setzende Krause aus einem provinzial-römischen Hause von Pfünz auch in unserer Abb. 6d wiedergegeben.

[2]) S. Franz a. a. O.

[3]) Vgl. Mitteil. d. Wiener Anthrop. Gesellsch. a. a. O. und Píč, Starožitnosti. Bd. II, 3, Sp. 203ff. und Abb. 79—78 und 82—83; sowie Zeitschr. f. Ethnol. Verhandl. 1890, S. 209. Fundort z. B. Prag-Podbaba.

Digitized by Google

licher Farbton, der mitunter leicht ins bläuliche spielt, so u. a. bei zahlreichen Scherben aus Ellguth, Kr. Grottkau und einer fast vollständigen Krause von Waliszewo, Kr. Jarotschin [1]). Neuerdings wurde dieses Fundstück von Kostrzewski auch richtig in der spätkaiserzeitlichen Abteilung des Posener Museums untergebracht. Daß Altertümer aus der Kaiserzeit Posens germanisch sind, wird dort allerdings in der erklärenden Beschriftung ebensowenig wie bei anderen germanischen Funden erwähnt, während es für deutsche Museen selbstverständlich ist, sicher slawische Funde auch als slawisch auszustellen. Und selbst Kostrzewski hält doch einen wesentlichen Teil der kaiserzeitlichen Funde Posens — wenn auch irrig, nicht alle — für germanisch.

Neben den vorhin genannten Farben kommt bei Krausen öfters auch eine bräunliche Tönung der Oberfläche vor, wie z. B. der große, fast vollständige Vorratstopf der Siedlung von Fundstelle 1 bei Tarnau, Kr. Oppeln (Abb. 6c) zeigt.

Unter der wandalischen Keramik des 4. Jahrhunderts können wir zunächst mit Jahn rein äußerlich zwei besonders wichtige Gruppen unterscheiden. Dies sind eine derbe, ungedrehte Ware und eine feintonige, von meist grauer oder tiefschwarzer Farbe. Die Gefäße der zweiten Gruppe sind auf der Töpferscheibe gearbeitet und größtenteils an provinzialrömische Vorbilder anzuschließen. Die Krausen wurden auch „gedreht", gehören jedoch, wie schon erwähnt, einer grobtonigen Art von Töpfen an.

Da im Zusammenhang mit den Krausen auch in diesem Bericht mehrfach Scherben von Gefäßen erwähnt wurden, deren Technik an mittelalterliche, mitunter sogar geradezu neuzeitliche, blumentopfartige Stücke erinnert, bilden wir auch einige Beispiele dieser beachtenswerten, neuen germanischen Gruppe des 4. Jahrhunderts ab (Abb. 5e—n). Eine ganz genaue Vorstellung vermag allerdings hier nur eigene Anschauung zu geben. Die fraglichen Scherben sind in der Regel — im Gegensatz zu manchen wellenlinienverzierten Krausenscherben — auch für den Laien nicht mit frühgeschichtlich slawischer Tonware zu verwechseln, sondern nur mit noch jüngeren Scherben, besonders deutschmittelalterlichen des 14. Jahrhunderts. Legt man z. B. das eine Randstück aus dem Grabe 3 von Tarnau, Abb. 5g, — also einem ohne jede Frage geschlossenem, zeitlich einwandfrei bestimmten Fund des 4. Jahrhunderts — zwischen ähnliche, rötliche Scherben des 14. Jahrhunderts von Ottmachau, Kr. Grottkau (Museum Beuthen), so dürfte wohl fast jedem nur auf Grund der Signatur möglich sein, den germanischen Scherben von den mittelalterlichen zu unterscheiden! Daher sei auch an dieser Stelle nochmals betont, wie wichtig es ist, daß allenthalben auf solche germanische Scherben geachtet wird. Vielleicht sind sie in manchen Gegenden nur deshalb nicht bekannt, weil man sie für geschichtlich hielt, und, wenn sie gelegentlich in ein Museum eingeliefert wurden, nicht aufhob. Bei einem Vergleich mit provinzialrömischer Ware ähnlicher Art bietet aber unsere Gruppe nichts, was in bezug auf die schon durch mehrere geschlossene Funde völlig gesicherte Zeitstellung noch irgendwelches Bedenken verursachen könnte. Die Färbung ist meist rötlich (Abb. 5e—h), gelblich (Abb. 5l—m), oder weißlich grau (Abb. 5i—k und n).

Die meisten in der obigen Liste angeführten oberschlesischen Krausenscherben gehören sicher der Gruppe mit besonders dickem, oben abgeplattetem, ausladendem Rande an, soweit Randteile vorliegen. Dabei bleibt aber zu beachten, daß gerade die Randscherben dieser Art vollkommen unverkennbar für die Krausengruppe sind. Dagegen können nicht oben abgeplattete, weniger stark umgelegte Randstücke und andere Scherben des 4. Jahrhunderts unter Umständen von Krausen herrühren, ohne daß sich dies mit Bestimmtheit sagen läßt. Solche mindestens unsicheren Fälle sind hier nicht mit berücksichtigt. Bei manchen Scherben ist allerdings Wandstärke und Verzierung für die Einreihung unter die Krausenteile auch dann ausreichend, wenn keine Randstücke vorliegen.

Die häufigste Verzierung der Krausen bildet die einzeilige oder mehrfache Wellenlinie und die umlaufende Furche, die z. T. an die sog. Gurtbandverzierung der mittelalterlichen ostdeutschen Tonware des 13.—14. Jahrhunderts erinnert. Mitunter treten noch andere Muster auf, z. B. eingestempelte, besonders sternartige, wie u. a. in Ellguth, Kr. Grottkau, Groß-Strehlitz, Rogau und Tarnau. Auf die Herkunft und die Bedeutung dieser Verzierungen ist bereits in anderem Zusammenhang von Jahn und Richthofen kurz ein-

[1]) Museum Posen. Vgl. Altschlesien I, S. 196, Anm. 2.

Digitized by Google

gegangen worden[1]). Ihr Ursprung ist zweifellos provinzialrömisch. Ähnliche Muster sind bekanntlich aus der provinzialrömischen Keramik auch in andere Gruppen übergegangen, u. a. die merowingerzeitliche germanische Keramik. Auch innerhalb der frühgeschichtlich slawischen Tonware leitet man ja die Wellenlinie aus der provinzialrömischen Keramik her. Irgendein Einfluß unserer wandalischen Gruppe des 4. Jahrhunderts auf die Slawen läßt sich aber mindestens vorläufig nicht nachweisen. Bei dem großen zeitlichen Abstand zu der in Schlesien bisher ältesten slawischen Keramik ist dies auch nicht überraschend, zumal die stärksten Ähnlichkeiten zu unserer wandalischen Gruppe in Schlesien gerade bei der bereits spätslawischen Ware auftreten und den formenkundlich früheren slawischen Stilen fremd zu sein scheinen. Möglich wäre auch nur eine mittelbare Einwirkung unseres Stiles auf die Slawen, und zwar durch eine z. Zt. noch nicht näher bekannte anschließende jüngere germanische Gruppe der nicht mit abgewanderten Wandalen, da für das 4. Jahrhundert ein Zusammentreffen von Wandalen mit Slawen in Schlesien infolge der erst späteren slawischen Einwanderung nicht in Frage kommt.

Zu den einfacheren Verzierungsarten, die auf den Krausen gelegentlich verwandt wurden, gehören auch die Tupfen. Wir sehen sie z. B. auf Scherben der einen Krause aus dem Grab 3 von Tarnau, Kr. Oppeln (Abb. 4b). Gleichartige Tupfen zeigt z. B. auch ein Krausenscherben aus einem Siedlungsplatz von Púcho, Bezirk Trentschin, in der Nordslowakei (Museum Turčiansky Sventy Martin) und zwar ein bräunliches Randstück mit einzeiliger Wellenlinie, ferner ein weißlicher Krausenscherben der „pseudomittelalterlichen" Art mit zwei umlaufenden Furchen unter einer Tupfenreihe vom gleichen Fundort. Derselben Gruppe gehören allem Anschein nach noch Scherben von zwei anderen slowakischen Fundorten in demselben Museum an. Es sind dies ein schwärzliches Randstück und ein rötlicher Schurb mit Spuren von Wellenlinienverzierung aus Alt Sohl (Zwolen), Südslowakei, sowie ein braunes Randstück von Rakša bei Stubniansky Teplice, Bez. Turčiansky Sv. Martin, Nordslowakei. Bei den Scherben von Rakša stehen die Tupfen ausnahmsweise nicht wagerecht, sondern senkrecht übereinander. Die Ostslowakei lieferte einen Krausenscherben mit Tupfenverzierung am Rand und einzeiliger Wellenlinie darunter, vom Jerusalemberg bei Käsmark (Kežmarok), Museum Deutschendorf (= Poprad). Die zuletzt genannten slowakischen Scherben stammen von Gefäßen mit nur schwach verdicktem, nicht umgelegtem und nicht oben abgeplattetem Rand. In diesem Zusammenhang verdient auch ein glatter, feintoniger, grauer Scherben aus dem Kastell Carnuntum (Museum Carnuntum in Deutschaltenburg, Niederösterreich) genannt zu werden. Er zeigt eine einzeilige Wellenlinie und darüber dicht unter dem Rande eine Reihe eingestempelter Dreiecke ganz ähnlich wie ein Ellguther Scherben (Abb. 3a). Wir sehen hieran besonders deutlich, wie auch zwischen der feintonigen Ware von provinzialrömischem Schlage und den Krausen starke Beziehungen bestehen. Dies betonte auch bereits Jahn auf Grund eines Scherbens von Laugwitz, Kr. Brieg. Allerdings dürfte er wohl kaum eine Urform der derben Krausen zeigen, wie Jahn für denkbar hält. Diese stammen vermutlich — auch Jahn hob das bereits hervor — unmittelbar von gröberen provinzialrömischen Töpfen her[2]). Es ist aber möglich, daß die Verzierungsmuster der Krausen erst nach dem Vorbild der gut geglätteten Ware auf die einfacheren Töpfe der krausenartigen Form übergingen, allerdings bereits im provinzialrömischen Gebiet. Besondere Erwähnung verdient hier auch sonst das Muster aus eingestempelten Dreiecken des schon erwähnten wellenlinienverzierten Krausenscherbens von Ellguth, Kr. Rosenberg. Eingestempelte Dreiecke begegnen uns vielfach in der völkerwanderungszeitlich germanischen Zeit in den verschiedensten Gegenden, bei den oberschlesischen Krausenscherben ferner noch in Ellguth, Kr. Grottkau[3]).

[1]) Mannus, 4. Erg.-Bd., bzw. Mitteil. d. Anthropol. Gesellsch. Wien a. a. O. — Auffallend früh finden sich übrigens ähnliche Stempel in der germanischen Keramik aus Dänemark und zwar bei Töpfen aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. (Beispiele im Museum Kopenhagen), so von Hjermtslev, Amt Hjörring, Nordjütland, während im allgemeinen die „Sternstempel" auch im Norden eine späte Erscheinung sind und sie hier ganz besonders in der ersten Zeit nach der Völkerwanderung häufig auftreten.

[2]) Mannus, 4. Erg.-Bd. a. a. O.

[3]) Vgl. z. B. die Urne eines Brandgrabes von Oberhollabrunn in Niederösterreich. Nat.-hist. Museum Wien, sowie Scherben von einer Siedlung des 3.—4. Jahrhunderts n. Chr. aus Vrchoslawitz (Vrchoslavice) bei Prerau, Museum Olmütz. Im nordisch germanischen Gebiet treten die eingestempelten Dreiecke auch im 5. Jahrhundert n. Chr. auf. Zahlreiche Beispiele u. a. in den Museen von Oslo und Bergen. Besonders zu beachten ist auch die Technik der dreieckigen Stempel bei zwei Scherben von Ellguth, Kr. Grottkau, Abb. 2a und 2d. Diese sind gruppenweise mit einem mehrzinkigem kammartigem Stempel eingedrückt. Eine ganz gleichartige Ausbildung dieser Verzierung kommt übrigens auch auf norwegischen germanischen Bechern in Blumentopfform der bekannten Art aus dem 4.

Digitized by Google

Eine deutliche eigene Weiterentwicklung provinzialrömischer Vorbilder können wir an der Verzierung der schon mehrfach abgebildeten Krause [1]) von Ellguth, Kr. Grottkau erkennen [2]). Unrömisch ist daran z. B. das Band von Zickzacklinien, ebenso wie die Anordnung der zahlreichen verschiedenen Verzierungsgruppen. Bereits Jahn hob auch treffend hervor, daß besonders die einzeilige Wellenlinie bei unserer Gruppe häufig ist, allerdings findet sich doch die mehrzeilige ebenfalls öfter als es zuerst schien.

Sicher unverzierte germanische Krausen des 4. Jahrhunderts sind bisher anscheinend nicht belegt. In verschiedenen Fällen lassen allerdings die fraglichen Scherben keine Verzierung erkennen, z. B. auf dem einen gelblichen Randstücke des Siedlungsplatzes von Chorulla (Fundstelle 2a), Kr. Groß-Strehlitz und grauen Randstücken aus Lohnau und Podlesch, Kr. Cosel, doch könnte dies an der mangelnden Größe der betreffenden Scherben liegen. Im allgemeinen haben die Krausen eine mehr oder minder reiche Verzierung der Schulter und der oberen Bauchung mit Wellenlinien und umlaufenden Furchen. Nur durch einige solche Furchen verziert ist z. B. dagegen eine der wenigen bisher völlig erhalten gefundenen ostgermanischen Krausen, ein Gefäß aus rötlichem Ton mit umgelegtem, oben abgeplattetem Rande von Przemęczany, Kr. Miechów in Südkongreßpolen (Museum Krakau).

Eine Vorform besitzen die Krausen in der wandalischen Tonware wohl nicht [3]) und man wird sie daher — wie schon erwähnt — mit Jahn von den provinzialrömischen ähnlich geformten Töpfen herleiten können —, zumal auch Verzierungen und Technik zum großen Teile in dieser Richtung weisen. Am ehesten dürfte schon auf Grund der geographischen Lage bei unserer Gruppe hierbei an einen Zusammenhang mit dem provinzialrömischen Donaugebiet zu denken sein. Wir bilden als Beispiel für die provinzialrömischen Vergleichsstücke zu den germanischen Krausen zunächst einen Topf mit einzeiligen Wellenbändern auf der Schulter von Wasserring am Inn ab (Nat.-histor. Museum Wien) [4]). Er zeigt eine Fortentwicklung der schon im Gräberfeld von Reichenhall vertretenen älteren Art mit Wellenlinien zur Krause mit abgeplattetem, umgelegtem Rand.

Wohl wesentlich jünger als die Funde von Wassering ist z. B. ein großes, faßartiges, provinzialrömisches, rötliches Vorratsgefäß mit Wellenlinienverzierung aus Wien (Mus. Vindobonense in Wien). Der kräftig verdickte abgeplattete Rand trägt hier, wie schon an anderer Stelle erwähnt [5]), auf seiner Oberseite eine eingeritzte Wellenlinie. Das ist auch ein häufiges Merkmal bei den wandalischen Krausen. Wir finden einen Randscherben mit Wellenlinie darauf z. B. ferner in Ellguth, Kr. Grottkau. Dieses Stück zeigt außerdem noch, ebenso wie die Krause von Tarnau, Fundstelle 1 eine Kerbung der äußeren Randseiten [6]). In Tarnau sind Krausen mit Wellenbändern auf dem Rande mehrfach vertreten.

---

bis 5. Jahrhundert n. Chr. vor, die z. T. auch weitere Stempelmuster aufweisen. Als Beispiel nennen wir einen Topf von Dalmestad in Destagder aus einem Grabe der Zeit um 500 (Museum Bergen).

[1]) Altschlesien I, 87 — Mannus, 4. Erg.-Bd., Teil XVI, 17 — Franz, Wandalische Siedlungsspuren in Niederösterreich? Jahrb. f. Landeskunde und Heimatschutz von Niederösterreich und Wien. 1926—1927, I, S. 133. — Unsere Abb. 6a.

[2]) Vgl. Jahn in Mannus, IV. Erg.-Bd.

[3]) Der bei Krausen häufige verdickte Rand kommt — von noch älteren Vergleichsstücken, die sicher keine unmittelbare Beziehung zu unseren Krausen aufweisen, abgesehen — allerdings schon in der ungedrehten germanischen Keramik des 3. Jahrhunderts vor, wie z. B. ein Scherben aus Scharley bei Beuthen (Oberschl.) im Museum Breslau, Kat.-Nr. 1775; 1914, zeigt. Ähnlich diesem ist auch ein Scherben des 4. Jahrhunderts aus Ellguth, Kreis Grottkau, Abb. 2 l. Profil Abb. 1 A.

[4]) Für Erlaubnis zur Wiedergabe und die Bildvorlage habe ich den Herren Direktor Bayer und Dr. Mahr besonders zu danken. Der Topf stammt aus Hügel 4 eines Gräberfeldes mit Altsachen aus dem 1.—2. Jahrhundert. Vgl. Mitteilung d. prähist. Kommission Wien I (1893) S. 162ff mit Abbildungen.

[5]) Mitteil. d. Anthrop. Gesellsch. Wien a. a. O.

[6]) Mannus, 4. Erg.-Bd., Taf. XV, 13.

Digitized by Google

Einzelne provinzialrömische Scherben mit Wellenlinienverzierung aus Niederösterreich sehen auch manchen wandalischen Krausenscherben außerordentlich ähnlich. Erwähnt seien hier dicke, gelbliche und graue Scherben mit Wellenlinien aus Pöchlarn im Museum Melk. Weiter möchten wir auch die wellenlinienverzierten Scherben und großen Töpfe aus der Gegend von Eichstätt in Bayern in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt lassen [1]).

Es scheint, daß auch Scherben, wie die von Pöchlarn z. T. ins 3. und noch nicht 4. Jahrhundert gehören und damit die Verbindung zwischen den Krausen des 4. Jahrhunderts und ihren älteren provinzialrömischen Vorbildern aus dem 1.—2. Jahrhundert herstellen.

Man wird kaum annehmen können, daß so einfache und auch so große Gefäße, wie die den Krausen am ähnlichsten aussehenden provinzialrömischen Stücke, etwa öfter bis nach Schlesien eingeführt worden wären. Bei der Entstehung unserer wandalischen Krausen handelt es sich vielmehr wohl um Einflüsse über das zwischen Schlesien und dem provinzialrömischen Donaugebiet liegende Land. Da hier jedoch im wesentlichen nicht Wandalen, sondern andere Germanen als Verfertiger von Krausen in Frage kamen, ist es natürlich besondes leicht möglich, wenn auch nicht mit Sicherheit zu erwarten, daß dortige Krausen mit unseren schlesischen nicht völlig übereinstimmen. Die bisher gefundenen entsprechenden Scherben erlauben allerdings noch keine solche Feststellung. Die wandalischen Krausen bilden vermutlich eine besondere Gruppe. Hierfür spricht auch ihr Vorkommen im wandalischen Siedlungsgebiet Posens. Ob die ähnlichen Stücke aus dem freigermanischen Anteile Niederösterreichs, von Stillfried an der March, auch den Wandalen zuzuschreiben sind, bleibt dagegen bisher fraglich [2]).

Auch in Böhmen gibt es germanische Scherben des 4. Jahrhunderts, die wohl von krausenartigen Töpfen herrühren, mit Wellenlinien und Stempelmustern, obgleich sonst die böhmische germanische Tonware der Markomannen deutlich und stark von der wandalischen abweicht [3]). Aus Mähren ist mir bisher erst ein Krausenscherben, ein Randstück mit drei einzeiligen Wellenbändern auf der Schulter von Witzomělitz (Vicomělice), Bez. Wischau bekannt (Museum Brünn).

Sehr verbreitet waren die wandalischen Krausen auch im Gebiet der jetzigen Provinz Niederschlesien (Regierungsbezirke Liegnitz und Breslau). Ohne Anspruch auf Vollständigkeit geben wir hier, hauptsächlich nach Beständen des Breslauer Museums, eine Fundliste von Krausen und Krausenresten aus Niederschlesien. Die betreffenden Stücke befinden sich, soweit nichts besonders vermerkt ist, im Museum Breslau. Es handelt sich meist um Einzelfunde von der Oberfläche.

Gandau, Kr. Breslau; Schmardt, Kr. Breslau; Schmiedefeld, Kr. Breslau; Laugwitz, Kr. Brieg; Alt Tschau, Kr. Freystadt; Groß Vorwerk, Kr. Glogau; Ludwigsdorf, Kreis Öls, Chursangwitz, Kr. Ohlau; Graduschwitz, Kr. Ohlau; Jungwitz, Kr. Ohlau; Zottwitz, Kr. Ohlau; Gränowitz, Kr. Liegnitz; Leschwitz, Kr. Liegnitz (Museum Liegnitz); Würchwitz, Kr. Liegnitz; Birkkretscham, Kr. Strehlen; Großburg, Kr. Strehlen; Gurtsch, Kreis Strehlen;

---

[1]) Vgl. Winkelmann im 20. Band der Abhandl. der naturhist. Gesellsch. Nürnberg, Festschrift 1913, hier als frühgermanisch und berichtigt ders. in: Katalog West- und Süddeutscher Altertumssammlungen, VI, Eichstätt, S. 222ff. Mit freundlicher Genehmigung von Herrn Dr. Winkelmann ist eine nach den Fundverhältnissen ins frühe 3. Jahrhundert zu setzende Krause aus einem provinzial-römischen Hause von Pfünz auch in unserer Abb. 6d wiedergegeben.

[2]) S. Franz a. a. O.

[3]) Vgl. Mitteil. d. Wiener Anthrop. Gesellsch. a. a. O. und Pič, Starožitnosti. Bd. II, 3, Sp. 203ff. und Abb. 79—78 und 82—83; sowie Zeitschr. f. Ethnol. Verhandl. 1890, S. 209. Fundort z. B. Prag-Podbaba.

Digitized by Google

Frauenwaldau, Kr. Trebnitz (Urnengrab mit Schleifstein und Eisenfibel mit umgeschlagenen Fuß); Heidersdorf, Jordansmühl, Karschau und Rudelsdorf, Kr. Nimptsch.

Unter den niederschlesischen Krausenfunden ist als vollständig erhalten ein Stück von Chursangwitz besonders hervorzuheben. Von dem Vorkommen von Krausenscherben im wandalischen Siedlungsgebiet Posens war bereits oben die Rede. (Waliszewo und Szczonowo, Kr. Jarotschin.) Hierzu kommt zunächst eine stark ergänzte vollständige Krause aus dem Gräberfeld von Ulbersdorf, Kr. Fraustadt, Provinz Grenzmark Posen-Westpreußen (Museum Fraustadt). Das Stück zeigt drei durch Furchenlinien begrenzte Bänder einzeiliger Wellenlinien auf der Schulter und einen scharf abgesetzten leicht ausladenden Hals. Die Krause von Chursangwitz hat dagegen einen viel kürzeren, nicht abgesetzten Hals und auch im Gegensatz zur Ulbersdorfer keinen sich verjüngenden, sondern kugeligen Bodenteil. Es handelt sich bei Chursangwitz wohl um eine jüngere, schon etwas entartete Form. — Vermutlich dürften auch die Scherben mit Wellenlinie und Stempelmuster aus dem Siedlungsplatz von Latkowo, Kr. Hohensalza (Inowraclaw) von Krausen herrühren [1]). Das wäre dann bisher deren nordöstlichstes Vorkommen.

Die gotische Tonware Westpreußens und des westlichen Ostpreußens (die Träger der Kultur des östlichen Ostpreußens halten wir im Anschluß an Ebert im wesentlichen nicht für germanisch, sondern für baltisch) [2]), scheint keine ähnliche Erscheinungen aufzuweisen. Auch sonst sind ja bei dieser Gruppe die provinzialrömischen Einflüsse geringer und z. B. Töpfe der glatten, gedrehten Ware nach provinzialrömischem Vorbild selten. Von solchen erwähnen wir hier nur nebenbei eine niedrige, große, graue bauchige Urne voll Leichenbrand vom Neustädter Feld bei Elbing (Museum Elbing) und einen schwarzen Randscherben vom gleichen Fundort (Museum Elbing). Seine Verzierung besteht aus eingeglätteten Rautengittern, getupften schmalen Leisten und einzeiligen, eingeglätteten Wellenlinien.

Ganz gleichartige Krausen wie in Schlesien gab es auch im wandalischen Siedlungsgebiet Südkongreßpolens und Westgaliziens. Nach Beständen des Museums Krakau erwähnen wir folgende Fundorte.

Westgalizien.

Höhle von Mników bei Krakau (von der gleichen Stelle auch glatte, graue Ware mit eingeglätteten Mustern);
Siepraw, Bez. Krakau;
Skawina, Bez. Krakau (hier auch „pseudomittelalterliche" Ware, z. B. gelblicher Boden);
Dzików, Kr. Tarnobrzeg (desgleichen, z. B. grauer Boden).

Südkongreßpolen.

Prandocim, Kr. Miechów;
Przemęczany, Kr. Miechów, Grabfund?. (Die anderen hier erwähnten Stücke sind wohl alle sicher Siedlungsfunde.) (Von hier und Tropiszów an Krausenresten nur wellenlinienverzierte Scherben ohne Rand, in allen anderen erwähnten Fällen sind Randscherben mit stark verdicktem, umgelegtem, oben abgeplattetem Rand dabei.)
Tropiszów, Kr. Miechów, (Von der gleichen Stelle auch feintonige graue und gelbliche Ware, z. T. mit eingeglätteten Mustern; vgl. Wiadomości Arch. IX, S. 104—105 mit Abb.)

Zu den ostgermanischen Krausenscherben ist wohl auch noch ein unverziertes, graues Randstück aus Boguslawka, Kr. Rawa im mittleren Kongreßpolen zu rechnen (Museum für Handel und Landwirtschaft, Warschau).

Die Verbreitung ähnlicher Krausen reicht aber noch viel weiter nach Osten, als wir bereits festgestellt haben. Besonders bedeutsam sind hier die reichen Siedlungsfunde von Grabarka Niesluchowska, Kr. Kamionka Strumi-

[1]) Kostrzewski, Wielkopolska II, S. 209. Vgl. auch Mannus VII, S. 162.
[2]) M. Ebert, Castrum Weklitze, Tolkemita, Truso, Elbinger Jahrbuch, Heft 5/6, 1927.

Digitized by Google

lowa in Ostgalizien (Dzieduszycki Museum Lemberg). Der Fundplatz ist bisher besonders durch Hadaczeks Bericht [1]) und die dortigen germanischen Töpferöfen des 4. Jahrh. nach Chr. bekannt. Diese entsprechen übrigens fast völlig dem keltischen Töpferofen des 1. Jahrh. v. Chr. von Bieskau, Kr. Leobschütz und seinen Vergleichsstücken aus Höchst am Main [2]).

Den Töpferöfen von Grabarka gleicht auch ein weiterer ostgalizischer aus Kalusz. Zu den Begleitfunden gehört eine Krause mit mehrzeiliger Wellenlinie auf der Schulter und umgelegtem Rand [3]).

Leider liegen bei Grabarka Nieschuchowska Funde aus verschiedenen Zeitabschnitten vor, die z. T. bei der Grabung nicht näher geschieden wurden. Neben völkerwanderungszeitlich-germanischen sind besonders zahlreich frühgeschichtlich-slawische vorhanden. Selbst bei den wellenverzierten Scherben macht jedoch die Trennung bei der Eigenart der beiden Hauptgruppen, z. B. in der Ausbildung der Ränder, der Art des Tonbrandes usw. keine Schwierigkeiten. Ein unmittelbarer, zeitlicher Anschluß slawischer Ware an die germanische erscheint auch hier zur Zeit nicht möglich. Die meisten slawischen Scherben sind sicher spät, etwa 11.—13. Jahrhundert, und auch bei den formenkundlich ältesten Stücken liegt mindestens vorläufig keinerlei ausreichender Grund vor, über das 9. Jahrhundert hinaufzugehen. Die Funde von Grabarka werden z. Zt. von einer Schülerin Kozłowskis, cand. prähist. A. Neschel-Lemberg, bearbeitet und daher hoffentlich bald besser veröffentlicht. Für die Beurteilung der Krausen sind sie besonders deshalb wichtig, weil wir nach der Lage des Fundorts und auf Grund von Einzelheiten anderer Scherben die Siedlung nicht als wandalisch, sondern als gotisch ansprechen dürfen. Es entsteht nun zunächst die Frage, wie weit etwa bei der galizisch-ukrainischen gotischen Tonware der Völkerwanderungszeit in bezug auf die Krausen wandalische Einflüsse vorliegen könnten oder wie weit es sich nur um eine entsprechende Entwicklung auf Grund provinzial-römischer Vorbilder handelt. Diese müßten dann für den gotischen Kreis im Gebiet am Schwarzen Meer gesucht werden [4]). Zum Entscheid sind leider noch zu wenig gotische Funde aus der Ukraine veröffentlicht, die näheren Aufschluß geben könnten. Auch germanische Siedlungsplätze kennt man aber dort schon in nicht unbeträchtlicher Zahl, z. B. in der Gegend von Kiew [5]), doch harren sie noch ganz der Bearbeitung. Vergleichsstücke zu der besseren Ware von Grabarka bietet anscheinend auch das berühmte, wohl etwas frühere bei Tschernigow, Bez. Kiew gefundene Urnenfeld [6]). Die fein gedrehte gotische Tonware nach provinzialrömischen Vorbildern zeigt in diesem Gebiet häufig, ebenso wie die wandalische in Schlesien, eingeglättete Wellenlinien, Rautengitter usw. Die Scherben sehen z. T. den entsprechenden wandalischen Siedlungsfunden außerordentlich ähnlich, z. B. Stücke von Kniascha Hora bei Kiew (Ukrainisches Lemberger Schewtschenko-Museum). Jedoch sprechen die vollständig erhaltenen Gefäße der fraglichen gotischen Gruppe, z. B. aus dem ostgalizischen Gräberfeld von Lipica, Kr. Rohatyn (Museum Krakau) [7]) mit seinen starken Beziehungen zu dem

[1]) Teka konservatorska, Lemberg, Bd. II (1900). — III, 1 (1904) u. bes. Bd.

[2]) Vgl. Richthofen in Altschlesien I, S. 191 und Einführung in die Ur- und Frühgeschichtl. Abteilung des Museums Ratibor, Ratibor 1927. Ein ähnlicher Ofen unsicherer Zeitstellung (keltisch, 1. Jahrh. vor Chr. oder wohl eher ebenfalls spätkaiserzeitlich germanisch) stammt auch von Hatvan Boldog, Kom. Pest — Kiskun-Halas in Ungarn, Arch. Ertésitö 1895, S. 5, Abb. 4.

[3]) Wiadomości Konservatorskie Lemberg I, 2 (1924—1925), S. 65—69 mit drei Abbild. Janusz hält den Fund hier irrig für frühgeschichtlich-slawisch.

[4]) Danilewitsch, Archeologitschna minuwschina Kiiwschtschini (= Archäologische Vergangenheit des Kiewer Landes) (ukrainisch). Kiew 1925, S. 102ff. und 142.

[5]) In diesem Zusammenhang sei an die von Schuchhardt in der Dobrudscha in Castellen des 4. Jahrhunderts gefundene, z. T. mit Wellenlinien verzierte Keramik erinnert, siehe derselbe: Alteuropa, 2. Aufl., S. 270 und in: Abhandl. d. preuß. Akademie d. Wissensch. 1918, philos.-histor. Klasse, Nr. 12.

[6]) Chwojko, Polja pohrebeny w srednim, Pridnieprowi (= Urnenfelder im mittleren Dnieprgebiet). Petersburg 1904. — Krausenartige Gefäße mit Wellenlinien kommen übrigens auch im kaukasischen Gebiet vor und zwar nach Schuchhardt in der Zeit von Troja VI, vgl. Schuchhardt, Alteuropa S. 250.

[7]) Die außerordentlich wertvollen alten Funde sind leider noch unveröffentlicht. Kurze Angaben mit ungenauer Zeit- und Stammesbestimmung (2.—4. Jahrhundert einheimische, weder gotische noch slawische Bevölkerung) bei Hadaczek, Kultura dorzecza Dniestru w epoce cesarstwa rzymskiego (= Die Kultur des Dniestrgebietes in der römischen Kaiserzeit) Materialy Krakau XII, S. (23)—(33).

Digitized by Google

Friedhof von Marosszentanna in Siebenbürgen [1]) dafür, daß die Gefäßformen hier im allgemeinen — trotz starker, durch die verschiedenen „klassischen" Vorbilder bedingter Anklänge in Technik und Verzierung — von der ähnlichen wandalischen Ware durchaus abweichen. Auf alle Fälle haben wir aus den obigen Gründen keinerlei Ursache, etwa die feingeschlemmten, glatten Scherben von Grabarka mit wandalischem Einfluß zusammen zubringen. Wie gesagt, ist dies auch für dortige Krausen wohl mindestens ebenfalls fraglich, wenn nicht sogar unwahrscheinlich. Der oben abgeplattete Rand einzelner Krausenscherben von Grabarka, der ganz schlesischen und anderen vorhin genannter Funde entspricht, ist ebenfalls sicher auch der gotischen Tonware in Ostgalizien und den benachbarten Teilen der Ukraine auch sonst nicht fremd. Dies beweisen u. a. niedrige, dreihenklige, bauchige Urnen einer bekannten Form, z. B. zwei Stücke aus Trembowel [2]) und aus Celiiw, Kr. Kopyczyńce und eine steilere, mehr krausenartige Urne mit stufenförmig dreimal abgekantetem Hals aus der Gegend von Borszczow, Kr. Kopyczyńce [3]).

Das Breslauer Museum besitzt übrigens auch einen Topf der einen Leitform von Lipica, und zwar einen feintonigen, gedrehten, grauen Henkelkrug aus dem Gebiet der ehemaligen Provinz Posen! Der nähere Fundort ist leider unbekannt. Die Muster sind eingeglättet und bestehen u. a. aus senkrechten Wellenliniengruppen derselben Art wie bei dem Stück aus einem Grabe des 4. Jahrh. in Murga, Kom. Tolna [4]) und ähnlichen aus Lipica in Ostgalizien.

Man könnte bei der örtlichen und sachlichen Verbindung unserer schlesischen Krausen mit Galizien und dem weit östlichen Auftreten ähnlicher Gefäße übrigens vielleicht auch daran denken, daß es sich bei den schlesischen Krausen um einen der östlichen Einflüsse aus dem Bereiche des gotischen Gebietes nördlich des Schwarzen Meeres handelt, die sich so deutlich in Funden aus den wandalischen Fürstengräbern von Sacrau, Kr. Öls, zeigen. Freilich ist es nicht begründet — wie hier nebenbei im Gegensatz zu Antoniewicz bemerkt sei [5]) — diese Gräber für Bestattungen rückwandernder Goten anzusehen! — Auch abgesehen davon, möchten wir vielmehr den Ursprung unserer wandalischen Krausen vorläufig doch lieber aus dem näher liegenden provinzialrömischen Donaugebiet herleiten, zumal hier auch sonst — wie oben hervorgehoben — manche Verbindungen mit dieser Gegend bestehen.

An ostgalizischen Krausen seien ferner noch zwei faßartig große, vollständig erhaltene Stücke genannt, beide mit Wellenlinienverzierung auf der Schulter. Das eine stammt von Zwenijhorod (polnisch Zwinogród), Kr. Bobrka und befindet sich im Schewtschenko-Museum zu Lemberg. Das zweite wurde in Tarnogóra, Kr. Nisko, also nahe der Grenze von Ost- gegen Westgalizien ausgegraben und steht jetzt im Museum Przemysl [6]). Ebenfalls verdickte, oben abgeplattete Ränder wie die beiden „Fässer" besitzen aus Ostgalizien auch noch Krausenscherben von Horodacza und Wygmianka, Kr. Czortkiw (Museum

[1]) Vgl. Brenner in: 6.—7. Bericht der Römisch-germanischen Kommission, 1910—12.

[2]) Vgl. auch Materialy Krakau XII, Taf. 9a (Werbki, Kr. Jampol), sowie Bd. IV, S. 93, Fig. 7 (Trembowel) und Hadaczek a. a. O., Bd. XII, S. (28).

[3]) (Schtschepytzki Museum Lemberg, die anderen eben genannten Gefäße: Schewtschenko Museum Lemberg. Auch das erste dieser beiden Museen ist ukrainisch. Urgeschichtliche Funde besitzt es allerdings nur wenige.)

[4]) Arch. Értesitö N. F. Bd. 16, S. 96, Abb. 1.

[5]) Antoniewicz in: Z dziedzinie organisacii nauki (vgl. hierzu die Besprechung des Verfassers in Ostlandberichte Danzig, II, 1928,) und „Polska jej dzieje i Kultura (Sammelwerk in Lieferungen, im Erscheinen bei Trzaski, Evert und Michalski, Warschau. Bd. I, Heft 1 und 2 enthalten eine Übersicht über die Urgeschichte des ganzen jetzigen Polens durch Antoniewicz. Ein umfangreiches Werk des gleichen Verfassers über denselben Stoff ist in Vorbereitung). Hinsichtlich der Bedeutung der gotischen Rückwanderung auch für die Slawenfrage und in der Überschätzung des Zusammenhangs von Funden mit dieser Rückwanderung vermögen wir überhaupt dem verdienten polnischen Forscher Antoniewicz nicht beizustimmen. Dieser läßt die Westslawen statt nach der „Völkerwanderung" schon im Gefolge rückwandernder Goten in ihre späteren Sitze einrücken, hält die Besiedlung Schlesiens im 4. Jahrhundert für überwiegend gotisch usw., wozu weder die Geschichte noch die Funde berechtigen. Dagegen erkennt Antoniewicz die Przeworsker Funde richtig als wandalisch, scheint aber auch hier gotischen Einfluß zu überschätzen.

[6]) Roczniki przemyski tow. przyj. nauk. III, Przemysl 1913—1922, ist auf dem Bild mit Blick in die Sammlungsräume die Form des großen Topfes zu erkennen.

Digitized by Google

Krakau). Einige zugehörige Stücke von diesen beiden Fundorten sind mit ein- und mehrzeiligen Wellenbändern verziert.

Die Frage einer zeitweisen wandalischen Besiedlung Westgaliziens ist übrigens von der galizischen Forschung bisher nicht genügend beachtet worden. Hadaczek hielt sogar den bekannten kennzeichnend wandalischen Brandgräberfriedhof von Przeworsk für gotisch. In der gleichen Weise ist auch die Stammesbestimmung gotisch in Oszińskis dankenswerter Veröffentlichung wandalischer Funde des 3. Jahrhunderts aus der Gegend von Łańcut (Landshut) nicht zutreffend [1]).

Bei Hadaczek verdient aber aus seiner fraglichen Arbeit ein anderes Urteil Hadaczeks infolge seiner klaren Sachlichkeit im Ablehnen westlicher Ursitze der Slawen hier wiederholt zu werden, wenn wir auch nicht in allen Einzelheiten mit Hadaczek übereinstimmen können. Es handelt sich, wie gesagt, um die Slawenfrage. Leider hat bekanntlich in bezug auf die Meinung über die Herkunft der Slawen Kostrzewski der polnischen Wissenschaft einen bedauerlichen Rückschritt gebracht. Erfreulicherweise scheint dieser aber bei verschiedenen polnischen Forschern jetzt überwunden zu sein, so bei Antoniewicz. Hadaczek sagt an der betreffenden Stelle u. a. wörtlich [2]).

„Angesichts dieser unbestreitbaren Tatsachen ist während der römischen Kaiserzeit auf diesem Gebiet für die Slawen kein Platz; sie konnten auch aus leicht verständlichen Gründen nicht damals bereits die Sudetenländer bewohnen. Wenn man mit Gewalt hier Slawen schon in einer so frühen Zeit ansetzen will, müßte man also angesichts der durch die Gräber bewiesenen Kriegstüchtigkeit germanischer Stämme annehmen, daß sie die unterworfene Unterschicht bildeten, die unter der Aufsicht germanischer Frauen zur Fronarbeit verwandt worden wären. Aber auch in diesem Falle müßten sich im Boden Spuren ihrer Wohnsitze und ihrer andersartigen Gräberfelder erhalten haben, müßten wir sogar auf den germanischen Gefäßen manchmal die Wellenlinienverzierung finden, die ein so sehr bekanntes Verzierungsmittel der ältesten Tonware der slawischen Stämme ist [3]). Weil wir ähnliche Beweise nicht finden, muß man aber vielmehr annehmen, daß die Wohnsitze der Slawen damals weiter östlich von dem Lauf des Bug begannen und sich im mittleren Europa in gewisser Entfernung von der Ostsee und dem Schwarzen Meer vielleicht bis zum Ural sich erstreckten".

Hoffentlich werden sich Kostrzewski und seine Anhänger wenigstens von dem von vornherein verfehlten Versuch freihalten, etwa unsere wellenlinienverzierten, durch ihre Eigenart und geschlossenen Funde als germanisch gesicherten Krausen auf Grund der oberflächlichen Ähnlichkeit mit spätslawischer Tonware für slawisch zu erklären [4]) und für ihre irrige Beweisführungen auszunutzen.

Eine Scheidung von gotisch und wandalisch ist bei den galizischen und kongreßpolnischen Krausen vorläufig auf archäologisch formenkundlicher Grundlage nicht möglich.

[1]) Roczniki przemyski tow. przyj. nauk a. a. O. S. 1—32.

[2]) Hadaczek Cmentarzysko ciałopalne koło Przeworsku, Teka Konserwatorska Lemberg III, S. 20.

[3]) In bezug auf die Wellenlinie irrte allerdings bekanntlich Hadaczek, da sie bei Slawen und Germanen vorhanden und bei beiden provinzialrömischen Ursprungs ist. Jedoch hat er durchaus Recht, daß sich eine etwaige Unterschicht unter den Germanen nachweisen lassen müßte, wenigstens für die Anfangsabschnitte eines Zeitraums mit solchen Verhältnissen. Alle Versuche Kostrzewskis in diesem Sinne ein Fortleben der Lausitzer Kultur „unter der Oberfläche" germanischer Herrschaft zu erweisen, sind jedoch so völlig verfehlt und derart oft klar widerlegt, daß hier nicht mehr darauf eingegangen zu werden braucht. Im übrigen verweisen wir mit Bezug auf Kostrzewski's Arbeitsweise in der Slawenfrage auf eine Übersicht des Verfassers dieser Zeilen, die demnächst vom Danziger Ostlandinstitut als Sonderheft herausgegeben wird.

[4]) An die verdickten, abgeplatteten, umgelegten Ränder bei Krausen erinnert überdies auch eine in Österreich vertretene Gruppe mittelalterlicher Tonware aus der Babenberger Zeit. Auf dem abgeplatteten Rand finden sich hier häufig mehrere umlaufende Rillen. Vgl. z. B. Funde aus Wien, Plankengasse, im Museum Vindobonense in Wien. Die gleiche Ware kommt u. a. auch in der Slowakei vor, wie Scherben von einem mittelalterlichen Siedlungsplatz mit Laufrädchenkeramik aus Zselitz (Zeliezovce) bei Parkány-Parka Nana zeigen. (Sammlung Gräfin Coudenhove in Zselitz.)

Digitized by Google

Aus geschichtlichen Rücksichten können wir aber annehmen, daß alle oder die meisten Stücke unserer Fundliste für Westgalizien und Kongreßpolen im Gegensatz zu den weiter unten erwähnten ostgalizischen Stücken wandalisch sein dürften. Auch die von einigen der fraglichen Fundstellen, wie Mników und Tropiszów, bekannten feintonigen germanischen Scherben der gleichen Zeit scheinen nicht dagegen zu sprechen, obwohl sie allerdings auch zu einer sicheren stammlichen Bestimmung nicht ausreichen. Daß z. B. die „Sternstempel" der für Schlesien belegten Art in Ost- und Westgalizien noch fehlen, könnte auf Zufall beruhen.

Von Krausenscherben in der Slowakei war bereits oben die Rede. Zu den dort genannten Stücken kommt noch ein wellenlinienverzierter Scherben mit mehrzeiliger Wellenlinie von Mateovce in der Zips (Museum Velka). Wenn auch bei der Bearbeitung dieser nicht hinreichend großen Gefäßreste Vorsicht geboten ist, so steht doch dem nichts im Wege — auch vom geschichtlichen Standpunkt aus — die slowakischen Krausenreste als wandalisch anzusehen. Jedenfalls fehlen andere sicher nicht wandalische germanische Funde, abgesehen von in diesem Zusammenhang nicht störenden provinzialrömischen Einfuhrstücken aus Puchó, anscheinend bei den betreffenden Fundplätzen, während diese z. T. Stücke lieferten, die wandalischen Scherben aus Schlesien durchaus entsprechen, z. B. auch Teile von Gefäßen mit fußförmig abgesetztem Boden vom Jerusalemberg bei Käsmark (Museum Deutschendorf-Poprád).

Verbreitet waren Krausengefäße des 4. Jahrhunderts auch weiter südlich in Ungarn, wie z. B. der Scherben, Kat.-Nr. 66. 476, 1906 des Nationalmuseums Budapest mit abgeplattetem, umgelegtem Rande und Wellenlinienverzierung[1]) von Dunapentele zeigt. Noch im Gebiet der ungarischen Tiefebene liegt auch ein zur Zeit zu Rumänien gehöriger germanischer Fundplatz des 4. Jahrhunderts mit Krausenscherben vom „Großen Schanzberg" bei Pécska Bez. Arad (Arch. Értesitö 21, 1903, S. 327). Freilich ist bei den einschlägigen geschichtlichen Verhältnissen in Ungarn eine genauere stammliche Bestimmung der betreffenden Reste bisher nicht möglich. Daß Krausen des 4. Jahrhunderts bei den Germanen nicht nur auf die Wandalen beschränkt waren und etwaige stammliche Unterschiede hier erst weiterer Klärung bedürfen, ergab sich bereits aus der obigen Betrachtung gotischer Funde aus Galizien. Unter den Altsachen von Pécska befinden sich z. B. neben Krausenscherben auch Fußschalen, die u. a. in dem oben schon erwähnten ostgalizischen gotischen Gräberfeld von Lipica, Kr. Rohatyn Vergleichsstücke haben.

Auch aus Siebenbürgen können wir Krausenscherben mit abgeplattetem umgelegtem dickem Rande erwähnen. Sie stammen aus Bystritz. Der eine trägt eine mehrzeilige Wellenlinie. (Kunsthistorisches Museum Wien.)

Die obigen Ausführungen dürften gezeigt haben, daß den oberschlesischen germanischen Krausen des 4. Jahrhunderts auch für weitere Fragen eine besondere Beachtung zukommt. Es scheint übrigens, wie Jahn feststellte[2]), daß diese Gefäßform bei den Wandalen eine Weiterentwicklung bis ins 5. Jahrhundert erlebte.

Bei den völkerwanderungszeitlichen Funden Oberschlesiens ist vielleicht nicht ausgeschlossen, daß einige der schon jetzt bekannten Fundplätze auch bis ins 5. Jahrhundert reichen. Freilich fehlt dafür noch jeder sichere Beweis. Immerhin weichen z. B. solche Scherben, wie die aus den langen Brandgrubengräbern von Chorulla[3]) von der sonstigen Ware des 4. Jahrhunderts zum Teil so stark ab, daß sie daher vielleicht weder der Sacrauer noch der Höckrichter Stufe Jahns angehören und jünger sein könnten.

Hoffentlich werden neue geschlossene Funde hierüber und auch über die Dauer und letzte Entwicklung der germanischen Krausen in Oberschlesien noch näheren Aufschluß geben.

Die starke Vermehrung von Funden des 4. Jahrhunderts aus Oberschlesien ist auch noch in anderer Hinsicht methodisch wichtig. Sie bildet eines der vielen Beispiele dafür, welche Vorsicht geboten ist, wenn man enger

[1]) Vgl. auch Arch. Értesitö 41, 1927, Taf. 12, Abb. 1—2, Krausenscherben von Bodrog Keresztúr. Sie wurden mit glatten grauen gedrehten Scherben zusammengefunden, die Tompa für latènezeitlich hält. Vielleicht kommt aber auch für sie die späte Kaiserzeit in Frage.

[2]) Mannus, 4. Erg.-Bd. a. a. O. (Gefäße von Weidenhof, Kr. Breslau.), Abgeb. Schlesische Monatshefte 1924, S. 279.

[3]) Altschlesien I, S. 193 und Taf. 16.

Digitized by Google

begrenzte Gebiete auf Grund eines anfänglichen Fehlens von entſprechenden Funden für einen kurzen Zeitraum als in der betreffenden Spanne ſiedlungsleer erklären will, falls dies nicht geſchichtliche Erwägungen oder archäologiſche Gründe in weiterem Rahmen wahrſcheinlich machen. Bei allen Gegenden, wo die Denkmalspflege nicht jahrelang das planmäßige Scherbenſuchen in derſelben Weiſe betrieben hat, wie dies jetzt z. B. in den beiden ſchleſiſchen Provinzen geſchieht, dürfte bei ſolchen Schlüſſen ſtets doppelte Zurückhaltung notwendig ſein.

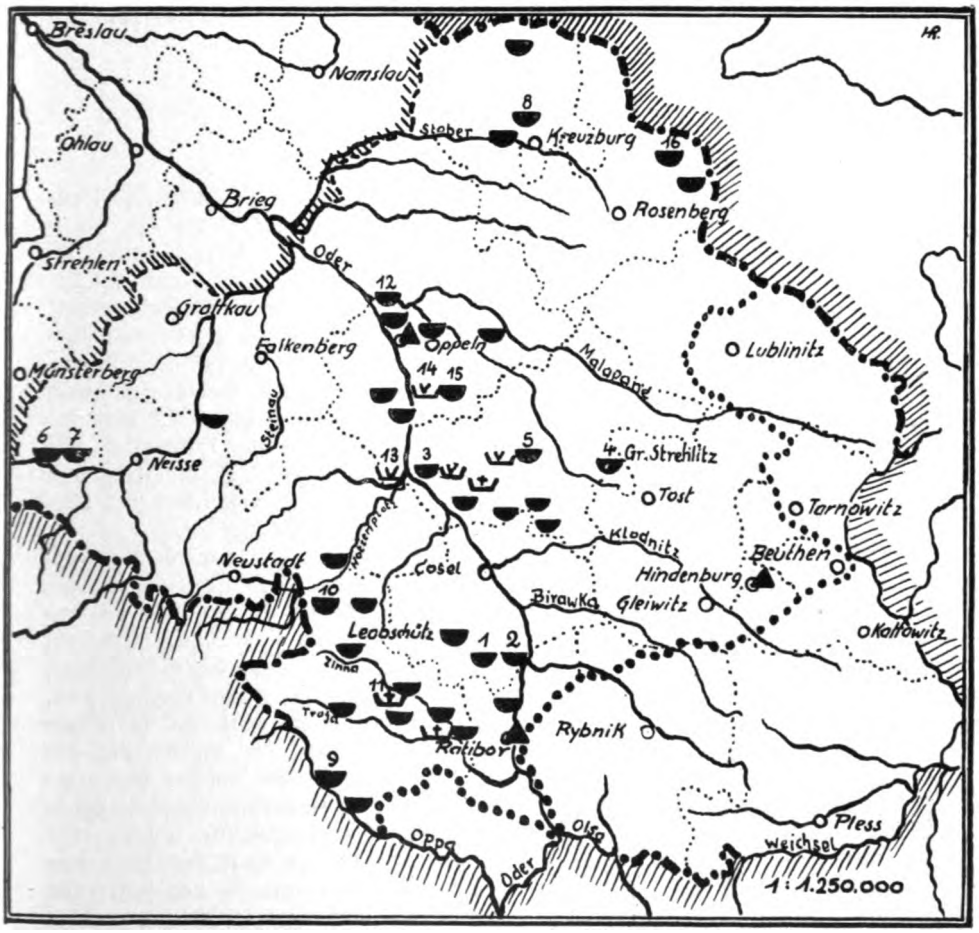


Abb. 7. Germaniſche Beſiedlung Oberſchleſiens im 4. Jahrh. nach Chr. nach den bisherigen Funden. (Das ſcheinbar fundleere Oſtoberſchleſien harrt nur noch näherer Erforſchung.) Brandgräber. Skelettgräber. Siedlungsfunde. ▲ Einzelfunde (röm. Münzen.)

Zum Schluß bringen wir eine Karte der jetzt bekannten Fundorte des 4. Jahrh. nach Chr. aus Oberſchleſien. Die Fundorte mit Nummern ſind die mit Krauſenſcherben in der Reihenfolge der oben angegebenen Liſte.

Digitized by Google

Ein Prachtstück neolithischer Töpferkunst.

Von Nils Niklasson.

Mit 10 Abbildungen im Text.

Das an keramischen Erzeugnissen so überaus reiche mitteldeutsche Neolithikum weist immer noch neue Überraschungen auf. Wohl werden kaum neue Stilarten auftreten, aber innerhalb der schon bekannten kommen ab und zu neue Typen und Formen zum Vorschein, die unsere Kenntnis bereichern und dazu beitragen, die Probleme zu klären. Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf ein Stück hinweisen, das vor nicht langer Zeit seinem mehrtausendjährigen Versteck in dem mitteldeutschen Boden entnommen wurde und das zu einer Stilgruppe gehört, die bis jetzt in unserem Gebiet nur durch kleinere oder größere Bruchstücke vertreten war. Auch dieses Stück war ursprünglich nur teilweise erhalten, es konnte jedoch Form und Dekoration mit Sicherheit festgestellt werden. Durch den Bildhauer Herrn H. Keiling von der Landesanstalt für Vorgeschichte in Halle wurde es in geschickter und verständnisvoller Weise ergänzt. Die Abb. 1 gibt das Stück wieder.

Das etwa 25 cm hohe Gefäß hat einen weiten, trichterförmig ausladenden Hals oder Rand, herabfallende Schulter und konischen Unterteil. Die sehr reiche, fast die ganze Gefäßwand deckende Verzierung setzt sich zusammen aus einem Mündungsmuster, bestehend aus stehenden, schmalen, querschraffierten Dreiecken, die nach unten durch eine wagerechte Stichlinie, bei welcher die Stiche quer gegen eine vorgezogene Linie eingestochen sind, begrenzt werden. Die von dem Mündungsornament senkrecht herunterhängende Wanddekoration, welche ohne Rücksicht auf die Gliederung der Wandung über die Schulter hinweg bis kurz oberhalb des Bodens herunterreicht, wird durch Bänder aus mehrfachen, dicht aneinanderlaufenden Stichlinien in breite Felder oder Streifen aufgeteilt. Die Streifen sind abwechselnd gemustert und zwar in der Art, daß in dem einen durch je drei herunterhängende, ganz schmale Bänder — sog. Leiterornamente — das senkrechte Moment in der Verzierung zum Ausdruck gebracht wird, während in dem anderen durch doppelte, querlaufende Winkellinien eine horizontale, im Gegensatz zu jener stehende Wirkung angestrebt ist. Die ganze Verzierung ist mit einer feinen Spitze eingestochen. Am Halsansatze sind zu jeder Seite je zwei kleine, winkelig geknickte Henkel angebracht. Der Ton ist ganz fein und hart, die Außenseite dunkelbraun, fast schwärzlich und geglättet.

Es ist sicher nicht zuviel gesagt, wenn man dieses Gefäß als ein Prachtstück der neolithischen Töpferkunst bezeichnet. Der Künstler, der es geschaffen hat, baut zwar auf eine alte, schon vorhandene Tradition und hält sich streng an den Stil seiner Zeit, aber innerhalb dieser ihm gegebenen Grenzen schafft

Digitized by Google

er ein Stück, das durch Feinheit und Sauberkeit in der technischen Ausführung sowie durch die harmonische und streng ausgewogene Verteilung der Dekoration auf der Fläche dieses Stück vor anderen derselben Zeit auszeichnet. Die zeitgenössige, etwa in derselben Art ornamentierte Tonware [1]) ist meistens sowohl in der Auffassung wie in der Ausführung gröber; das zeigt sich in Formgebung und Ornamentierung, welche nicht den wirkungsvollen Gegensatz zwischen dem Ornament und der glatten Fläche genügend zum Ausdruck kommen läßt. In dieser Hinsicht hat der Verfertiger des Flötzer Gefäßes ein

Abb. 1. 1/3.

ausgesprochen künstlerisches Empfinden gezeigt. Aus Deutschland ist mir nur ein einziges Stück derselben Stilperiode bekannt, das ein ähnlich hochentwickeltes Stilempfinden aufzuweisen hat — das hochhalsige Trichtergefäß aus dem Gingster Moore auf Rügen [2]).

Die Scherben, aus denen das vorhin beschriebene Gefäß ergänzt worden ist, wurden mir bei einem Besuch in Flötz am 7. Februar d. Js. von dem

[1]) Z. B. die großen Töpfe oder Satten von der Rosmarienbreite bei Neuhaldensleben. Ich verweise auf eine in einem der nächsten Hefte des Mannus erscheinende Arbeit, die diese Keramik näher behandeln wird; weiter auf die einschlägigen Arbeiten von Kupka in den Stendaler Beiträgen, Bd. IV, S. 365 u. f., Bd. V, S. 61 u. f., S. 131 u. f. und S. 213 u. f.

[2]) Abgebildet von Seger in „Die keramischen Stilarten der jüngeren Steinzeit Schlesiens", S. 52, Abb. 205 (Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift, Bd. VII, 1919) und von Kossinna im Mannus, Bd. 13, 1921, S. 34, Abb. 20.

Digitized by Google

dortigen Lehrer Herrn O. Möller nebst einer großen Menge anderer Scherben, die zu demselben Funde gehören, für die Landesanstalt übergeben. Über die Fundverhältnisse gab Herr Möller folgenden schriftlichen Bericht ab:

„Im September 1927 fand Herr Landwirt Robert Friedrich beim Pflügen einige Scherben, die er mir übersandte. Am 22. IX. unternahm ich mit einigen Kindern eine Nachsuche. Der frischgepflügte Acker zeigte unweit des Weges eine schwarze Branderdestelle. Nach Festlegung der Fundstelle (siehe Abb. 2) [1]) fanden sich nur wenige Gefäßreste. Nach dem Forträumen des lockeren Erdreiches hob sich eine fast kreisrunde, schwarze Fläche von dem sonst hellen Sande ab. Ihr Durchmesser betrug 1,10 m in der Richtung O-W, 1,20 m in der Richtung N-S. Durch das Pflügen waren die Scherben durcheinander gewühlt. Sie wurden sämtlich geborgen. 20 cm unter der Pflugfurche erschien wieder der helle Sand und es zeigten sich keine Scherben mehr."

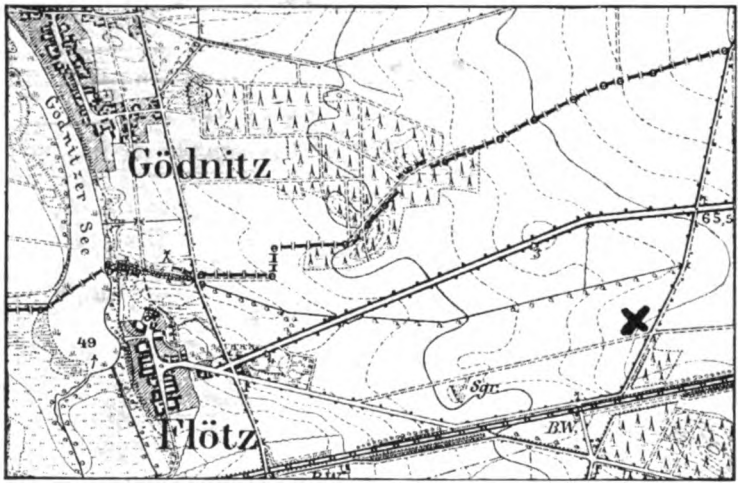


Abb. 2. Ausschnitt aus dem Meßtischblatt Nr. 2239.
× Fundstelle.

Die Fundstelle liegt, wie aus dem Kartenausschnitt (Abb. 2) hervorgeht, etwas mehr als 1 km östlich von Flötz (Kr. Jerichow I), zwischen der Landstraße Flötz-Güterglück und dem Eisenbahndamm.

Nach den Fundangaben von Herrn Möller handelt es sich anscheinend um einen Siedelungsfund. Die im Durchschnitt nur etwa $1^1/_4$ m weite und 20 cm — unter der Pflugfurche — tiefe Grube ist wahrscheinlich als Herdgrube oder — wegen der Menge der Scherben — als Abfallgrube zu deuten. Ein Grab ist es sicher nicht gewesen.

Außer Bruchstücken zu dem in Abb. 1 wiedergegebenen Prachtgefäße fanden sich unter der Menge der Scherben auch mehrere Fragmente anderer verzierter Gefäße, die sich aber nicht ergänzen ließen, und deren Typus sich nur vermuten läßt.

Abb. 3 zeigt den größeren Teil vom Rande nebst Schulter eines Gefäßes mit ausladendem Rande — Trichterrand. Die Verzierung, die auf die Schulter beschränkt ist, besteht aus hängenden, gefüllten Dreiecken, hergestellt durch ziemlich feine Stichreihen oder Stichlinien, und senkrechten, quer gestrichelten

[1]) Eine Skizze, die die genauen Einmessungen des Herrn Möller zeigt, wird im Archiv der Landesanstalt aufbewahrt.

Digitized by Google

Linien, die wahrscheinlich über den Schulterumbruch heruntergereicht haben. Auf der Schulter befinden sich zwei breite Ösen, die an der entgegengesetzten, nicht mehr vorhandenen Seite ihre Gegenstücke gehabt haben müssen. Die Ösen zeigen die bei den Trichtergefäßen übliche paarweise Anordnung. Der Randdurchmesser wird auf etwa 23—25 cm geschätzt. Das Gefäß hat die Form eines weitmundigen Trichtergefäßes gehabt.

Die übrigen verzierten Scherben sind alle klein und geben hauptsächlich nur Aufschluß über Einzelheiten in der Verzierung, weniger über die Form der Gefäße.

Die Scherbe Abb. 4, die anscheinend vom oberen Teil eines steilwandigen Gefäßes ohne abgesetzter Schulter stammt, trägt eine Randverzierung — der eigentliche Rand fehlt, aber nach ähnlichen bekannten Gefäßen muß das abgebrochene Stück ziemlich unbedeutend gewesen sein —, welche aus stehenden,

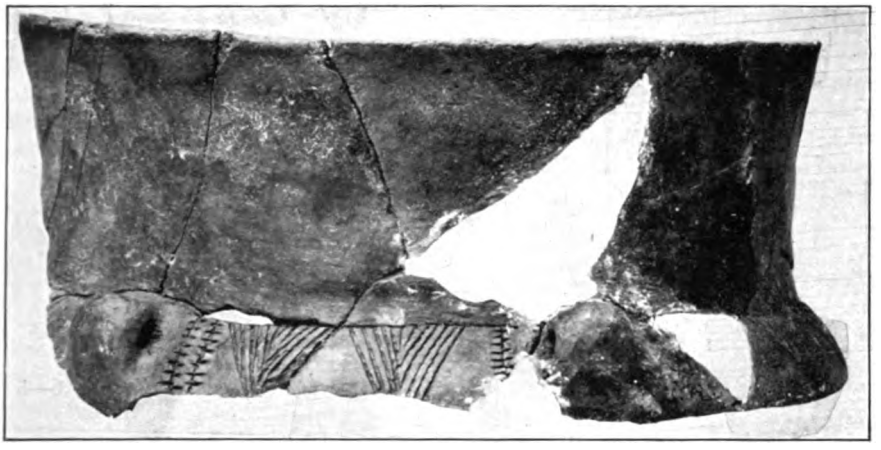


Abb. 3. 1/2.

schmalen Dreiecken, ausgefüllt mit kräftig eingestochenen Stichen, besteht. Die der Randverzierung sich anschließende Dekoration setzt sich zusammen aus winkelig gegeneinander gestellten Schrägstichen, die ein breites Feld ausfüllen, das vom nächsten — ob in derselben Art verzierten läßt sich aus dem vorhandenen Stück nicht sagen — durch ein breites, senkrechtes Band, gebildet durch schräg gezogene Stichreihen oder Stichfurchen, getrennt wird. Im Gegensatz zu den Begrenzungslinien der Randdreiecke, die eingestochen sind, sind die Begrenzungslinien des senkrechten Bandes eingeschnitten. Nach der in wagerechter Richtung kaum bemerkbaren Krümmung muß dieses Gefäß eine beträchtliche Weite gehabt haben.

Vom Unterteil eines Gefäßes, ebenfalls von ziemlich großen Ausmaßen, rührt die Scherbe Abb. 5 her. Die Wandung scheint schwach bauchig gewesen zu sein. Die senkrecht angeordnete Verzierung ist in breiten Feldern aufgeteilt, die durch breite Bänder derselben Art wie die bei der vorhin beschriebenen Scherbe getrennt sind. Die Einzelornamente sind quer gestrichelte Doppellinien und dichtgestellte Stichfurchen. Nach der Art und Orientierung der Verzierung sowie nach der schwachen Krümmung des Bruchstückes sowohl in horizontaler als in senkrechter Richtung könnte dieser Scherbe

Digitized by Google

von einer großen Amphore und zwar von dem Teil unterhalb des Schulterumbruches ſtammen.

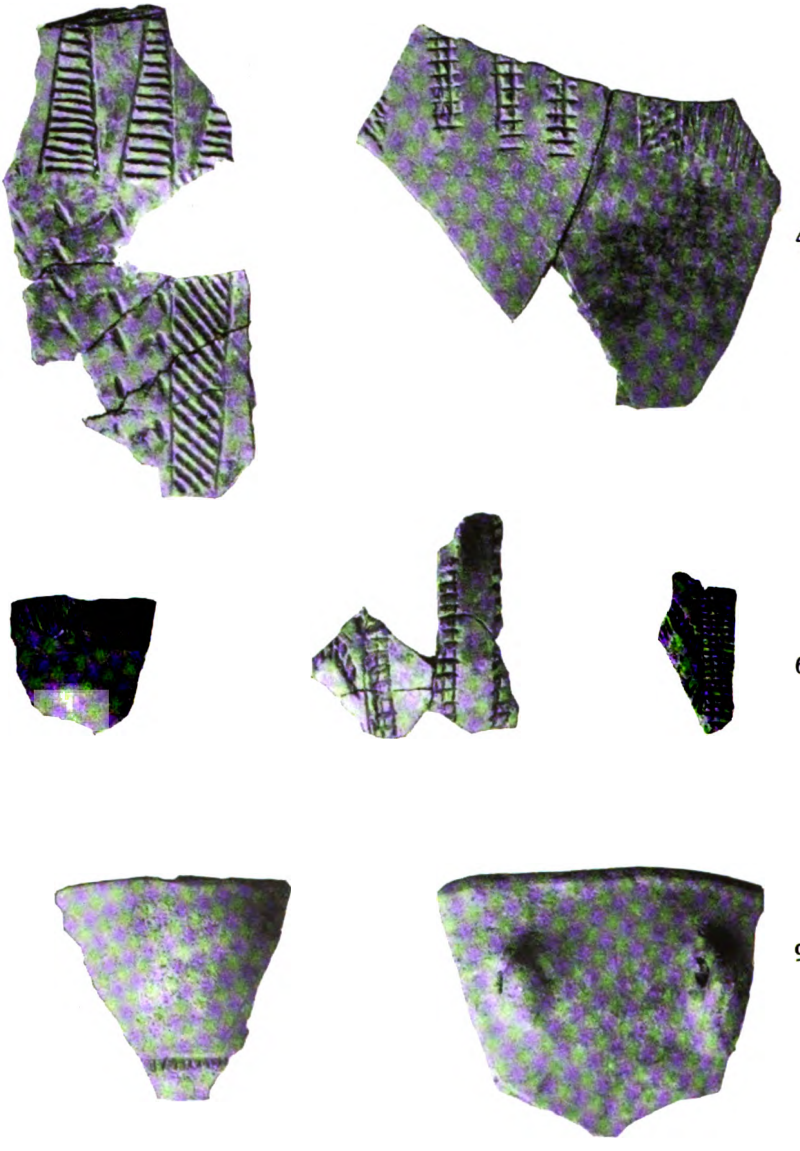


Abb. 4—10. 1/2.

Die Abb. 7 zeigt eine Scherbe vom Schulterumbruch eines großen Gefäßes, das wahrſcheinlich dieſelbe Form gehabt hat wie das Stück Abb. 1, obgleich der Umbruch mehr abgerundet geweſen iſt. Auch hier finden wir die

Digitized by Google

quergestrichelten Parallellinien wieder, die ebenfalls eingestochen sind, jetzt drei- bis vierfach, und als neues Verzierungselement die kurze Winkellinie, ausgeführt durch nebeneinander angesetzte kräftige Stiche, die gegen eine vorher eingestochene Linie angebracht sind. Eine ähnliche Verzierung trägt auch die kleine Scherbe (Abb. 8).

Die bis jetzt behandelten Bruchstücke rühren alle von größeren Gefäßen her. Aber auch von kleineren, charakteristischen Formen waren Bruchstücke vorhanden.

Das unverzierte Randstück (Abb. 10) gehört zu einer tiefen Schüssel oder Schale mit zwei nebeneinander gestellten Schnurösen.

Anscheinend von kleineren Trichterbechern stammen die Scherben (Abb. 6 und 9), wovon die letztere den abgesetzten Rand, dessen Ansatz durch feine Stiche, die gegen eine wagerechte Stichlinie angesetzt sind, darstellt, während jene, die durch senkrechte Stiche verziert ist, vom Unterteil eines anderen Stückes desselben Typus herrührt.

Zu diesen durch ihre Verzierung charakteristischen Scherben kommt noch die große Masse der unverzierten. Trotz mehrfacher Versuche ist es aber nicht gelungen, aus ihnen bestimmte Gefäßformen zu rekonstruieren. Größtenteils handelt es sich um eine ziemlich dickwandige Tonware. Als Gefäßform scheint hauptsächlich die große Amphore mit breiten Bandhenkeln unmittelbar unterhalb des Schulterumbruches — Bruchstücke von solchen Henkeln sind vorhanden — in Betracht zu kommen, daneben sind aber wohl auch kleinere Amphoren mit dicken Ösen etwa von derselben Art wie die auf der Schulter des Gefäßes (Abb. 3) vertreten.

Digitized by Google

Die triangulären Dolche der ältesten Bronzezeit im Freistaat Sachsen.

Von Gotthard Neumann.

Mit 3 Abbildungen im Text.

Von den reichen Metallfunden der ältesten Bronzezeit im Freistaat Sachsen sind die triangulären Dolche eine eigene Veröffentlichung wohl wert, zumal dann, wenn der Nachdruck dabei auf die technische Frage nach deren Entstehung gelegt wird. Das soll hier geschehen.

Zwei Einzelfunde kommen in Betracht, die Dolche von Sollschwitz, Ah. Bautzen und von Dresden-Briesnitz, dazu die Fragmente einer Klinge aus dem Depotfunde von Wauden, Ah. Meißen (Abb. 1). Sie bilden zur Zeit den ganzen Bestand dieser Gattung in Sachsen [1]). Ein eigener Reiz liegt nach meinem Gefühle in der Gegenüberstellung der beiden Dolche von Sollschwitz und Briesnitz. Ich möchte dementsprechend an dieser Stelle, wo es auf Vollständigkeit weniger ankommt, die Behandlung der Fragmente von Wauden zurücktreten lassen.

Der Dolch von Sollschwitz (Abb. 1a u. 2) wurde im Frühjahr 1913 auf einem Feldstück südwestlich des Rittergutsparkes, das heute als Koppel dient, gefunden. In der Verwahrung des Rittergutsbesitzers Ernst Wuttig blieb er 14 Jahre lang unbemerkt. Erst im vorigen Jahre kam er durch die höchst anerkennenswerte Aufmerksamkeit des Herrn Wuttig als Leihgabe an das Städtische Museum in Bautzen (0. 27. 69) und wurde von Walter Frenzel im Jahrbuch der Gesellschaft für Vorgeschichte und Geschichte der Oberlausitz zu Bautzen 1927, S. 71f. kurz veröffentlicht [2]). Das Stück ist bis auf weiteres als Einzelfund zu betrachten, da es ohne Begleitfunde beim Eggen zutage gefördert wurde. Herr Wuttig selbst hat es aus den Zähnen der Egge gezogen. Die Fundstelle liegt auf einer Hügellehne, die sich nach Nordosten zur Aue des Schwarzwassers senkt, und zwar oberhalb einer starken Straßenböschung nur 40—50 m von der Parkmauer entfernt. Der Untergrund ist schwerer Lehm. Eine genauere Untersuchung der Örtlichkeit ist für den Herbst 1928 in Aussicht genommen. Der schlanke, kräftige Dolch (L.: noch 22,4;

[1]) Als Nachkomme unserer triangulären Dolche ist ein Klingenfragment aus Grab IV von Naundorf, Amtsh. Meißen, im Staatlichen Museum für Vorgeschichte zu Dresden, anzusehen, welches noch das hängende Dreieck zeigt, jedoch nur 2,4 cm breit ist und durch ein Absatzbeil vom böhmischen Typus nach Montelius II datiert wird. Vgl. G. Bierbaum, Vorgeschichtlicher Überblick, Nordsächsisches Wanderbuch, Dresden 1925, S. 243: „Klinge eines bronzenen Kurzschwertes". Zum Dolche von Groß-Dölzig, Amtsh. Leipzig, vgl. man K. H. Jacob, Zur Prähistorie Nordwestsachsens, Halle 1911, S. 182, Tafel XIX, Fig. 123. Die Klinge dieses Stückes erinnert an die Kupferklingen der Glockenbecherkultur.

[2]) Für die Aufforderung an dieser Stelle eine ausführlichere Veröffentlichung zu unternehmen, bin ich W. Frenzel besonderen Dank schuldig.

Digitized by Google

gr. Br.: 6,45 cm; Gew.: noch 600 g) beſteht aus einer triangulären Klinge (ſichtb. L.: noch 13,6 cm) mit breiter, ſtarker Mittelrippe und einem ſchweren, für ſich gegoſſenen Griff mit Knaufplatte und halbrundem

a b c

Abb. 1. Die triangulären Dolche Sachſens. Etwa 1/3. a Sollſchwitz, Ah. Bautzen, b Wauden, Ah. Meißen; c Dresden-Briesnitz.

Klingenbügel. Klinge und Griff ſind nicht unweſentlich beſchädigt. Ein Bügelarm und die Knaufplatte ſind ausgebrochen. Die Schneiden ſind ſchartig. Vor allem aber fehlen etwa 5 cm vom unteren Klingenende. Sämtliche Brüche ſind modern. Der erhaltene Teil der Klinge iſt lebhaft blaugrün patiniert, zum Teil durch die Patinierung zerfreſſen, zum Teil aber noch mit der ſchönſten Politur erhalten. Der Griff ſcheint einen höheren Prozentſatz

Digitized by Google

Zinn zu enthalten als die Klinge, da er sich durch seine bleiartig grauolive Färbung von ihr merkbar abhebt. Griff und Klinge sind durch 7 Nieten verbunden, die einen breitovalen Griffausschnitt (Durchm.: 1,3×2,7 cm) in flachem Bogen umfassen. Je 3 Niete stehen rechts und links vom 7., der die

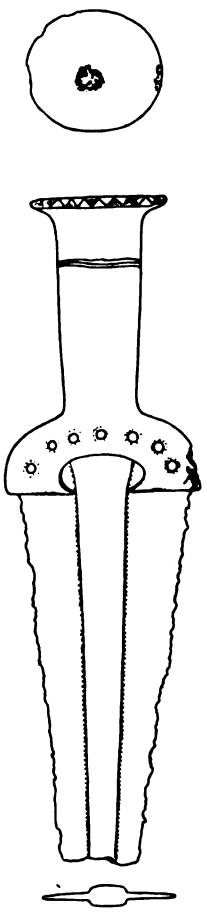


Abb. 2. Etwa 1/3. Fundort Sollschwitz, Kr. Bautzen. Zeichnung von H. Dengler.

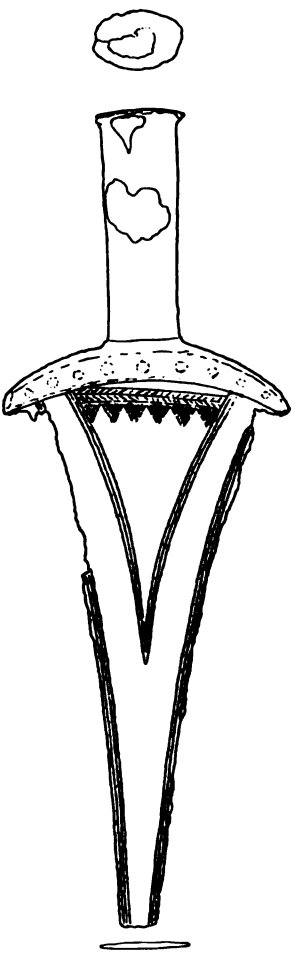


Abb. 3. Etwa 1/4. Fundort Dresden-Briesnitz. Zeichnung von H. Dengler.

Mittellinie hält, gruppenartig einander besonders nahe. Die Mittelrippe der Klinge verjüngt sich nach unten nur wenig (Br.: 1,5—0,9 cm) und verläuft nach oben hin erst im Griffausschnitt. Die Schneiden sind scharf abgesetzt. Die Griffstange mit bikonvexem bis elliptischem Querschnitt schwillt im ganzen gesehen von unten nach oben hin an (Br.: unten: 2,4; Mitte: 2,7; oben: 2,7 cm; St.: 1,5; 2 und 2,9 cm), ihre größte Breite erreicht sie jedoch bereits einmal in etwa halber Höhe. Sie trägt auf sanftgeschweiftem

Digitized by Google

„Mundstück" eine 0,4 cm starke, ovale Knaufplatte (Durchm.: 4,1×4,6 cm). Die Griffstange ist auch [1]) für die Hand des Verfassers zu kurz.

An Griff und Klinge sind Verzierungen angebracht. An der Klinge bestehen sie in zwei einfachen gepunzten Punktreihen, welche die Mittelrippe gegen das Blatt hin abgrenzen. Die Griffstange zeigt etwa 2 cm unter der Knaufplatte ein 2—3 mm breites Bändchen aus drei umlaufend eingeschlagenen Riefen. Der senkrechte Rand der Knaufplatte ist durch eine Zickzacklinie in kleine verzahnte Dreiecke aufgeteilt, von denen jedes Vierte schraffiert ist, und zwar das stehende allemal rechtsläufig, das hängende linksläufig. Die Oberseite der Knaufplatte ist ornamentfrei. Dagegen sind sämtliche Nietköpfe von einfachen Punktkränzen umsäumt. Der untere Rand des Griffes mit dem Ausschnitt ist feingekerbt. Über den gewölbten Rücken der beiden Griffarme laufen je vier Reihen kleiner Querstriche hinunter. Sie entsprechen ebensoviel schwachen Gußfazetten. Der Dolch scheint viel benutzt worden zu sein, denn einzelne Ornamentteile sind fast vollständig abgegriffen.

Von besonderem technischen Interesse ist an diesem Stücke ein kleines „Pförtchen" (vgl. Abb. 2), das etwa in der Mitte der Knaufplatte liegt und mit einem beweglichen Bronzeklümpchen nur halb verschlossen ist. Es gewährt einen, wenn auch sehr bescheidenen Einblick in das Griffinnere. Wir erkennen hier unter dem Tür-„Tropfen" in einen engen Grifkanal eingeklemmt einen zweiten Bronzetropfen. Das Pförtchen, die Tropfen und der Kanal lassen Rückschlüsse auf den Werdegang des Dolches zu. Er mag etwa folgendermaßen zu denken sein:

Nachdem die Klinge gegossen war, wurden durch Eindrücken eines anderen Dolchgriffes oder aber freihändig modellierend in Ton die Negative der beiden Griffhälften geschaffen. Sie wurden jedoch nicht, wie wohl sonst üblich, mit Wachs ausgegossen, mit einem Tonkern versehen und dann zusammen gesetzt, sondern das Wachs blieb fort, die Form wurde geschlossen, und der Tonkern durch einen Stab (oder dergleichen) von der Stärke des Grifkanals ersetzt. Dieser wurde durch den äußeren Tonmantel gestoßen und ragte frei in den Hohlraum der zusammengepaßten Negative hinein. Er stand offenbar in Verbindung mit einer Membran, welche die Öffnung des heutigen Klingenschlitzes ausfüllte. Der Einguß erfolgte wohl vom höchsten Punkte des Knaufplattenrandes aus, wobei wir uns den Griff natürlich liegend zu denken haben. Nach dem Erstarren des Metalles wurden Stab und Membran entfernt, und so entstand einmal der Klingenschlitz und zweitens jene kleine Öffnung in der Knaufplatte, von der wir ausgingen. Diese versuchte man zu schließen, indem man von oben her Metall eintropfen ließ. Der erste Tropfen erstarrte schnell, der zweite schloß die Öffnung. Sie wurde überarbeitet, und die dadurch geschwächte Decke brach eines Tages wieder ein. In den Griffschlitz wurde die Klinge eingeschoben und dort mit den Nieten befestigt. Diese scheinen ihrer Patina nach wie die Klinge einen geringeren Zinngehalt zu besitzen als der Griff. Das beim Einschlagen der Nietlöcher an deren Rändern aufgeworfene Metall wurde mit Hammer und Schleifstein abgeglättet. Für die Benutzung eines Steines als Feile sprechen ganze Gitter von feinen Kritzlinien, die unter dem Binokular deutlich zu sehen sind. Ganz zuletzt wurden die Punktkränze und der übrige Schmuck eingeschlagen.

[1]) Vgl. W. Frenzel, a. a. O., S. 71. Von Professor Dr. B. Struck, Dresden, werde ich darauf hingewiesen, daß auch die Schwertgriffe gewisser Eingeborenenstämme Afrikas sehr eng sind, ohne daß man deren Hände kleiner als die unseren nennen könnte.

Digitized by Google

Der Briesnitzer Dolch (Abb. 3) ist von J. V. Deichmüller in den Sitzungsberichten der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis, Dresden 1901, S. 7, zum ersten Male erwähnt, von G. Bierbaum in seiner „Vorgeschichte des Plauenschen Grundes", 1927 [1]) zum ersten Male abgebildet worden. Er wurde im Jahre 1900 beim Lehmstechen in der Ziegelei von Maximilian Nötzold gefunden und ein Jahr später der vorgeschichtlichen Staatssammlung in Dresden zum Geschenk gemacht. Auch er muß als Einzelfund gelten, wiewohl aus derselben Ziegelei ein Randbeil vom sächsischen Typus bekannt ist [2]). Es wurde Anfang der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts gefunden. Die Dampfziegelei von Max Nötzold liegt am Nordostabhang eines Berges, der ziemlich steil unmittelbar zur Elbe abfällt. Der Dolch von Briesnitz übertrifft mit 42 cm Länge und 11,2 cm größter Breite den Sollschwitzer wesentlich. Dagegen ist er viel flacher (Gr. St.: 2,3 gegen 4,1 cm) und leichter (Gew.: 323 gegen 600 g) gearbeitet als jener. Wir unterscheiden auch bei ihm die triangulare Klinge (sichtb. L.: 30 cm) und das Heft mit Bügel und Knaufplatte. Die Klinge ist ziemlich stark beschädigt. Es fehlen beide Schneiden, und die Spitze ist 8,5 cm lang abgebrochen. Der Bruch ist modern. Der ganze Dolch ist giftgrün patiniert, die Klinge schimmernd weißgrün, die Griffstange dunkler und stumpf oder glänzend und dann überarbeitet. Die Griffstange mit spitzovalem Querschnitt schwillt von unten nach oben hin leicht an (Br.: 2,9—3,2; St.: 1—1,6 cm). Sie trägt eine kleine, ovale Knaufplatte (Dm.: 3,6 × 2,3 cm) mit abgeschrägtem Rand, deren Oberseite leise gewölbt ist. Der schmale (Gr. Br.: 1,5 cm) halbmondförmige Griffbügel ohne Ausschnitt wird nach oben hin durch eine Randleiste begrenzt und fällt nach der Klinge zu steil ab. Er ist auf beiden Seiten des Dolches mit je neun Trugnieten geschmückt, die sich jedoch selten einmal genau gegenüberstehen. Die Klinge ist vollständig flach (St.: 0,25 cm) und sehr breit (Gr. Br.: 10,6 cm). Ihre Langseiten sind stark eingezogen. Die Spitze ist abgerundet.

Reicher Schmuck bedeckt das Dolchblatt. Er besteht in zwei großen hängenden Dreiecken mit eingezogenen Seiten, deren Schenkel von je drei parallelen Riefen gebildet werden. Das größere markiert die Grenze zwischen Klingenblatt und Schneide und schließt das kleinere in sich. Die Basis dieses eingeschlossenen Dreiecks lehnt sich an den Griffbügel an und kann als ein Bändchen aufgefaßt werden, das mit einem Tannenzweigmuster gefüllt ist. Von ihm hängen sechs kleine linksläufig schraffierte Dreiecke herab.

Besonderes technisches Interesse beansprucht die Griffstange. Sie ist dem Gießenden durchaus mißglückt. Das zeigt sich allenthalben. Die Bronze ist nicht überall dicht geflossen, sondern zum Teil lungenartig porös geblieben, die Oberfläche zeigt Buckel und Gruben. Und dabei sind die größten Unregelmäßigkeiten schon beseitigt. Das untere Ende der Stange ist stark beschnitten, und an wenigstens drei Stellen weiter oben hat man versucht, durch Aufgießen neuen Metalles Gußfehler auszugleichen (vgl. Abb. 3) Wir finden hier dasselbe „Aufgußverfahren" angewandt wie bei dem Dolche von Sollschwitz, freilich noch weniger virtuos. Der Briesnitzer Dolch ist überhaupt kein Meisterstück. So ist es ganz deutlich, daß die beiden Hälften der Gußform während des Gusses nicht genau aufeinander saßen. Nicht nur die beiden Bügelhälften sind treppenartig um 2—3 mm gegeneinander

[1]) Landesverein Sächsischer Heimatschutz, Dresden, Mitteilungen, Bd. XVI, 1927, S. 133, Abb. 6.

[2]) Vgl. Sitzungsberichte der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis, Dresden, 1901, S. 8 und A. Lissauer, 2. Typenkartenbericht, Z. f. E., Bd. 37, 1905, S. 844, Nr. 105.

Digitized by Google

verſchoben, es treten ſogar Nahtſpalten an Bügel und Knaufplatte hervor. Dieſe Tatſache weiſt uns auf den richtigen Weg, wenn es gilt, den Werdegang auch dieſes Dolches zu beſtimmen. Er muß folgendermaßen gedacht werden: Man goß in offener Form die eine Griffhälfte und legte die erhitzte Klinge in das noch nicht ganz erſtarrte Metall ein. Dann goß man die andere Griffhälfte auf. So konnte eine Verſchiebung der beiden Griffhälften leicht ſtatthaben, ſo in mancher Weiſe der Guß mißlingen; ſo kam es, daß Griffachſe und Klingenachſe nicht genau in einer Flucht liegen und die Ornamente ſchief ſitzen, wie man auf Abb. 3 leicht erkennt. Wir finden alſo bei dieſem Dolche das Aufgußverfahren in größtem Stile angewandt. Freilich zeigen ſich deſſen Schattenſeiten damit in demſelben Maßſtabe.

Die beiden Dolche von Sollſchwitz und Briesnitz verraten bei gleichen techniſchen Vorausſetzungen zwei ſehr verſchiedene Grade von Können des Arbeiters. Sie ſcheinen aber auch ganz verſchiedener Abſicht entſprungen zu ſein. Der Dolch von Briesnitz bildet das letzte Glied einer durchaus mitteldeutſchen Reihe, die ſich frühzeitig von der Canena-Gruppe abgeſpalten hat, auf jede Verſteifung der Klinge verzichtet und vor allem verſucht, den „Renommierwert" des Stückes zu erhöhen. Sie zeigt die Entwicklung einer Waffe zum Paradegerät, wie wir ſie aus der Ethnologie vom Wurfeiſen in Afrika kennen. Der Sollſchwitzer Dolch hingegen iſt eine Waffe von höchſtem ſachlichen Wert.

Fragen wir nach der Heimat ſeines Typus, ſo ſcheidet Mitteldeutſchland entſchieden aus. Der Dolch von Briesnitz und die Fragmente von Wauden [1]) ſtellen zwar gewiſſermaßen die örtliche Verbindung mit dem mitteldeutſchen Gros der triangulären Dolche her. Sie kommen jedoch als Anknüpfungspunkte nicht in Frage, der Briesnitzer aus den bezeichneten Gründen, die Waudener Fragmente, weil ſie, ſoweit man das überhaupt beurteilen kann, zu der gleichen Reihe gehören wie der Briesnitzer Dolch. Sie ſtellen nämlich das untere Ende einer triangulären Klinge mit hängendem Dreieck ohne Verſteifung dar. Freilich ſcheinen ſie zu einem recht ſauber gearbeiteten Stücke gehört zu haben. Die Dreiecksſchenkel zu je vier Riefen ſind ſcharf eingeſchlagen. Auch zwei Blutrinnen entlang den Schneiden fehlen nicht. Wir dürfen alſo annehmen, daß der Waudener Dolch typologiſch und techniſch vor dem Briesnitzer zu rangieren hat. Der Dolch von Sollſchwitz ſteht mit ſeinem hochgerundetem Bügel, mit ſeinem breitovalen Griffausſchnitt und der ſtarken Klingenverſteifung dem Canenatypus am nächſten. Allein die Art ſeiner Klingenverſteifung durch eine ausgeſprochene Rippe iſt nicht mitteldeutſch. Wir finden ſie dagegen bei vier Dolchen von Falkenwalde, Kr. Prenzlau, Prov. Brandenburg [2]), bei zwei Dolchen von Malchin in Mecklenburg-Schwerin [3]) und dann bei einigen ſkandinaviſchen

[1]) O. Montelius, Antiquités suédoises, Stockholm 1873—1875, S. 445. — G. Caro, Über den Metallfund von Jeſſen, Sitzungsberichte der Naturwiſſ. Geſellſchaft Iſis, Dresden, 1884, S. 75 ff. — H. Meſſikomer, Der Metallfund in Jeſſen, Antiqua 1885, S. 79 f. — J. D. Deichmüller, Sachſens vorgeſchichtliche Zeit, in R. Wuttke, Sächſiſche Volkskunde, Dresden 1900, S. 34, Abb. 41; 1901, S. 35, Abb. 41. — O. Montelius, Die Chronologie der älteſten Bronzezeit in Norddeutſchland und Skandinavien, Braunſchweig 1900, S. 40 f., Abb. 97 (Dolch), Abb. 95 f., 98—102. — G. Bierbaum, Nordſächſiſches Wanderbuch, Dresden, 1925, S. 244. (Hier zum erſten Mal genauer unter Wauden geführt.)

[2]) J. O. v. d. Hagen, Der Depotfund von Falkenwalde i. d. Uckermark. Mannus, Bd. 18, 1926, S. 358 ff., beſ. S. 360—362, Fig. 6—10 u. Tafel XXIX.

[3]) Montelius, a. a. O., S. 48 f., Fig. 134 und R. Beltz, Die vorgeſchichtlichen Altertümer des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin. Schwerin 1910, S. 155, 160, Tafel 19, Fig. 8.

Digitized by Google

Stücken [1]) wieder. Auch Süddeutſchland hat verwandte Formen [2]). Am nächſten dürfte unſerem Stücke aber das Fragment eines Dolches von Prieſchendorf in Mecklenburg-Schwerin [3]) ſtehen. Dieſer Dolch iſt im Gegenſatze zu den übrigen Vergleichsſtücken in zwei Teilen gegoſſen und mit Nieten verſehen wie der Sollſchwitzer. Seine Rippe iſt noch etwas breiter als die der übrigen. Er und ſeine Parallelen im nordiſchen Kreis ſind als lokale Nach- und Fortbildungen der ſog. italieniſchen Importdolche aufzufaſſen [4]). Auch der Dolch von Sollſchwitz iſt eine ſolche lokale Fortbildung aus dem Randgebiete Mitteldeutſchlands, wobei es wenig verſchlägt, ob er in der Oberlauſitz ſelbſt gegoſſen iſt oder nicht. Seine zeitliche Stellung wird durch ein Randbeil und einen glatten Halsring mit rundem Querſchnitt und verjüngten Enden, die zuſammen mit dem Dolche von Prieſchendorf gefunden worden ſind [5]), gekennzeichnet. Der Sollſchwitzer Dolch iſt ans Ende der erſten Bronzeperiode nach Montelius zu ſtellen [6]). Etwa in dieſelbe Zeit gehören auch die Dolche von Briesnitz und Wauden, da mit den Waudener Fragmenten zwei Randäxte vom ſächſiſchen Typus, 19 Öſenhalsringe, ſchwere ovale Fußringe und andere gleichzeitige Fundtypen gehoben wurden [7]).

[1]) Vgl. z. B. Montelius, a. a. O., S. 109, Fig. 273 (Bronzedolch von Emb, Jütland) u. S. 85, Fig. 229 (Bronzedolch von Säter, Dal).

[2]) Vgl. a. a. O., S. 27, Fig. 64 (Dolch von Gaubickelheim, Kr. Oppenheim) und G. Behrens, Bronzezeit Süddeutſchlands, Kataloge des Römiſch-Germaniſchen Centralmuſeums 6, Mainz 1916, S. 8, Nr. 36 f., Abb. 2 u. 5 (derſelbe Dolch) oder G. Kraft, Die Kultur der Bronzezeit in Süddeutſchland. Augsburg 1926, Tafel VIII, Fig. 3 (Dolch von Rottenburg, Schwarzwaldkreis).

[3]) Vgl. Montelius, a. a. O., S. 50, Abb. 137.

[4]) So ſchon Montelius, a. a. O., S. 26.

[5]) Vgl. Anmerkung 11.

[6]) Montelius, a. a. O., S. 26 u. S. 127 f.

[7]) Siehe Anmerkung 1.

Digitized by Google

Bronzezeitliche Fibelgußformen.

Von Otto-Friedrich Gandert.

Mit 7 Abbildungen im Text.

Es ist ein guter Brauch, als Festgabe etwas Besonderes, sei es nun durch Schönheit oder durch Seltenheit ausgezeichnet, darzubringen. Ihm glaube ich zu folgen, wenn ich hiermit einige Gußformen vorlege, die wohl als Seltenheiten anzusehen sind; denn so groß auch die Anzahl bronzezeitlicher Fibeln der norddeutsch-skandinavischen Gruppe ist, Gußformen dazu wurden meines Wissens bisher nur ganz ausnahmsweise beobachtet [1]). Der Grund hierfür wird darin zu suchen sein, daß man die meisten älteren Fibelformen durch Schmieden, die komplizierten jüngeren dagegen durch Guß in der verlorenen Form erzeugte. Dauerhafte, öfters benutzbare Gußformen sind also nur von solchen Fibeln oder Fibelnadeln zu erwarten, die eine einfache, für die Schmiedetechnik jedoch zu schwierige Gestalt haben.

Die drei Gußformen, die hier zu besprechen sind, werden in der Sammlung der Landesanstalt für Vorgeschichte zu Halle aufbewahrt.

Kröbeln, Kr. Liebenwerda.

Im Jahre 1887 wurde von dem damaligen Gastwirt L. Seligmann in Kröbeln dem Halleschen Provinzialmuseum mit Gegenständen verschiedener Zeitstufen, aber dem gemeinsamen Fundvermerk „Flur von Kröbeln" auch eine Gußform aus weißlichgrauem Sandstein eingeliefert [2]). Es handelt sich offensichtlich um einen auf dem Felde aufgelesenen Einzelfund, denn Oberfläche und Kanten der Steinform sind stark abgerieben und verwittert. Die Höchstmaße sind: Länge 5,4 cm, Breite 3,8 cm und Dicke 1,9 cm.

Auf der einen Seite ist in einer Länge von 3,8 cm das unvollständige Negativ einer Fibelnadel eingetieft (Abb. 1a). Wie Abdruck (Abb. 1b) und ergänzte Zeichnung (Abb. 1c) zeigen, stellt die Nadel eine Form dar, die typologisch als Vorbereitung zum Kreuzbalkenkopf anzusehen ist. Die lappige Ausbildung der Sprossen sehen wir bei der Fibel von Güssefeld, Kr. Salzwedel wieder [3]).

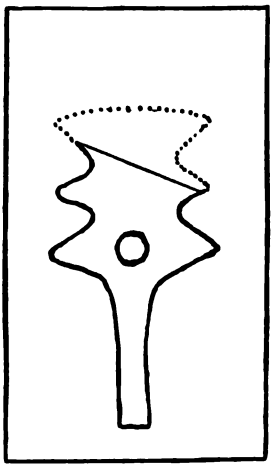


Abb. 1c.

[1]) So in dem dänischen Haag-Funde; vgl. C. Neergaard: Aarbøger for nordisk Oldkyndighet 1908, S. 307 ff.

[2]) H. K. 10594.

[3]) Vgl. Bd. IX, 1910, Taf. I, Fig. 4 bei Kupka: Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder.

Digitized by Google

Sie geht auf Formen wie Abb. 238 und 235 (Wellersdorf, Kr. Sorau) (bei Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte) zurück.

Ein altertümlicher Zug des Kröbelner Stückes besteht darin, daß der Nadelkopf seine größte Breite dort hat, wo das Loch angebracht ist. Gerade an alten jütischen Fibeln wie Abb. 230 und 231 bei Kossinna, a. a. O. läßt sich dieses beobachten.

Wie die ebene Fläche der Sandsteinform verrät, ist sie durch Bedecken mit einer Platte für den verdeckten Herdguß [1]) benutzt worden. Der Eingußkanal dürfte sich an der Nadelspitze befunden haben. Für den Holz- oder Tonstift, der das Nadelloch aussparen sollte, ist ein 0,8 cm tiefes Loch, vom Innern des Negativs aus gemessen, eingebohrt. Der Nadelschaft, der bei diesem Verfahren eine platte Seite erhielt, wurde nachträglich rundgeklopft. An zahlreichen Fibelnadeln kann man das Aushämmern, das zugleich eine Streckung der Nadel bewirkte, erkennen.

Schwierigkeiten bereitet die Deutung des Negativs auf der anderen Seite der Gußform (Abb. 1d). Sie erscheint durch die Verwitterung stark verwaschen. Der Abdruck (Abb. 1e) zeigt den Teil einer runden Platte und anschließend eine winklig gebogene Rinne mit beginnender Verbreiterung. Es liegt nahe, hierin die Form einer Plattenfibel mit wahrscheinlich bandförmigem Bügel zu sehen. Unter dieser Voraussetzung soll eine Deutung versucht werden. Da beim Guß Platten und Bügel in eine Ebene zu liegen kamen, mußte der Bügel nachträglich durch entsprechende Drehungen aufgerichtet werden. Der Durchmesser des Plattenausgusses beträgt 2,4 cm (Abb. 1e). Es lassen sich daran ein einfassender, schwach erhöhter Rand und ein zentraler winziger Buckel erkennen, beides Merkmale, die auf den Plattenfibeln der IV. Periode voll ausgebildet sind. Plattenfibeln kommen bereits in der III. Periode vor, wie die Variante E der „Spiralplattenfibel mit Kreuzbalkennadelkopf" zeigt [2]), allerdings mit einer Nadelform, die typologisch das Endglied einer Reihe bedeutet, die mit unserer Nadelform beginnt. Die Größe des Kröbelner Nadelkopfes mit den drei zipfelförmigen Sprossen würde gut zum Durchmesser der Platte passen. Völlige Klarheit können hier nur künftige Funde von entsprechenden „positiven" Fibeln bringen.

Die Frage, wie die enggelochte Nadel und der Bügel vereinigt wurden, könnte in dem Sinne beantwortet werden, daß man die fertig gegossene Fibel durchschnitt und, nachdem man den drahtförmigen Teil des Bügels durch das Nadelloch geführt hatte, durch Anguß die getrennten Teile wieder vereinigte [3]).

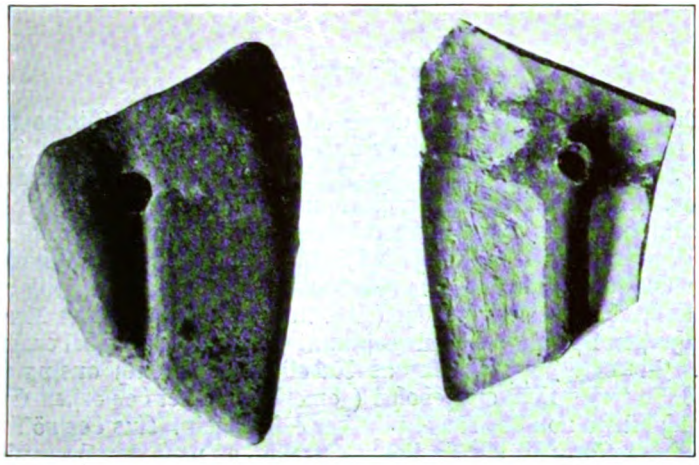
Für die Datierung der Gußform von Kröbeln bietet, von der problematischen Plattenfibelform abgesehen, der Nadelkopf eine sichere Handhabe. Er verweist die Gußform in die III. Periode der Bronzezeit, zu deren Beginn ja bereits norddeutsche Fibeln in der Lausitz auftreten (z. B. Wellersdorf, Kr. Sorau).

Fundort unbekannt.

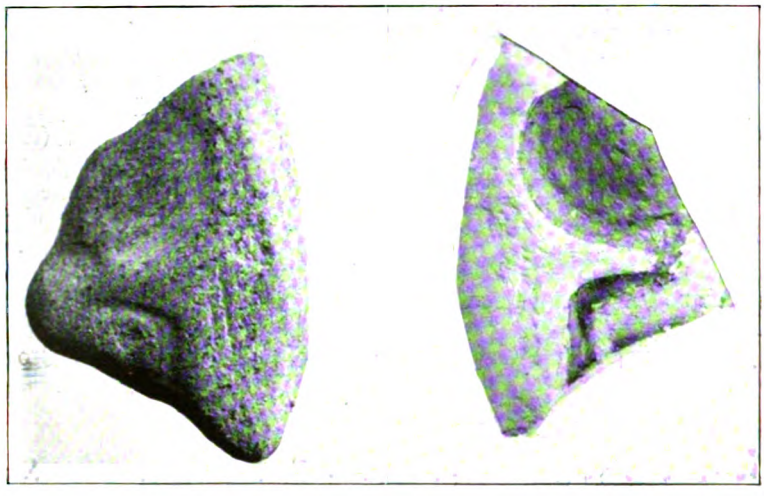
Die zweite Gußform, ohne Angabe des Fundortes, stammt aus alten Beständen des sächsisch-thüringischen Geschichtsvereins in der Halleschen Sammlung, die bekanntlich bis in den Beginn des vorigen Jahrhunderts zurück-

[1]) Vgl Götze: „Bronzeguß" in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte.
[2]) Beltz: VI. Typenkartenbericht. Zeitschr. f. Ethnol. 1913, S. 671.
[3]) Im Angußverfahren hatte man seit der frühen Bronzezeit genügend Erfahrung, so daß diese Schwierigkeit leicht zu überwinden war. Vgl. Götze: „Bronzetechnik" in Eberts Reallexikon.

Digitized by Google



1a. 1b.



1d. 1e.

Abb. 1a—e. $^1/_1$. Kröbeln, Kr. Liebenwerda.

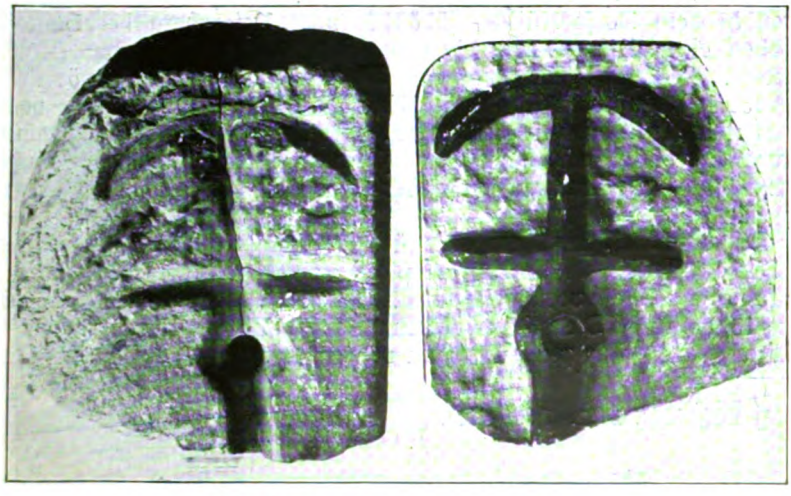


Abb. 2a—b. $^2/_3$. Fundort unbekannt.

Digitized by Google

reicht. Das Material ist ein dicker Block weißgrauen Kalksteins mit einer geraden, einer gebogenen und einer abgebrochenen Seitenfläche. Die Maße betragen in der Länge 8,3 cm, in der Breite 7,9 cm und in der Dicke 5,5 cm. Unter Salzsäure braust der Stein stark auf. Man wird deshalb nicht fehlgehen, wenn man als Herstellungsort das sächsisch-thüringische Muschelkalkgebiet annimmt, etwa den Mansfelder Seekreis, wo derartiges Gestein ansteht.

Die Gußform war für eine Fibelnadel mit Kreuzbalkenkopf bestimmt, wie der Abdruck klar erkennen läßt (Abb. 2a und b). Der obere Kreuzbalken ist, der äußersten Spirale der dafür bestimmten Spiralplattenfibel entsprechend, gebogen. Für den Zapfen, der das Nadelloch beim Guß aussparen sollte, ist ein 0,8 cm tiefes Loch ausgebohrt (gemessen wie bei der ersten Gußform). Der Einguß dürfte von der Nadelspitze her erfolgt sein. Aus der völlig ebenen Oberfläche der Form ist als Herstellungsweise der verdeckte Herdguß zu entnehmen. Schnürrinnen zur Befestigung des Decksteins sind nicht vorhanden, wohl aber ein 1 cm tiefes Loch auf der gebogenen Schmalseite, in gleicher Höhe mit dem gebogenen Kreuzbalken. Bei einem hier eingesetzten Stifte konnte der umschnürende Riemen beginnen, vielleicht auch zu einem ebenso eingesetzten Stift des Deckstein übergreifen. Daß die Form benutzt wurde, beweist die durch starke Erhitzung entstandene feine Rißlinie in der Längsachse und im geraden Kreuzbalken. Diese markiert sich auf dem Gipsausguß (Abb. 2b) wie eine feine Gußnaht. Die Spuren eines modernen Gußversuches würden sich bei der Empfindlichkeit des weißlichen Kalksteins noch erkennen lassen.

Für die Beurteilung der Spiralplattenfibelgruppe ist unsere Gußform noch insofern von Bedeutung, als sie uns den Unterschied der gegossenen und deshalb mehr formenstarren und häufig wiederkehrenden Kreuzbalkenkopfnadeln von den geschmiedeten und daher viel variableren Fibeln deutlich vor Augen führt.

Zeitlich dürfte diese Gußform noch in die III. Periode der Bronzezeit gehören.

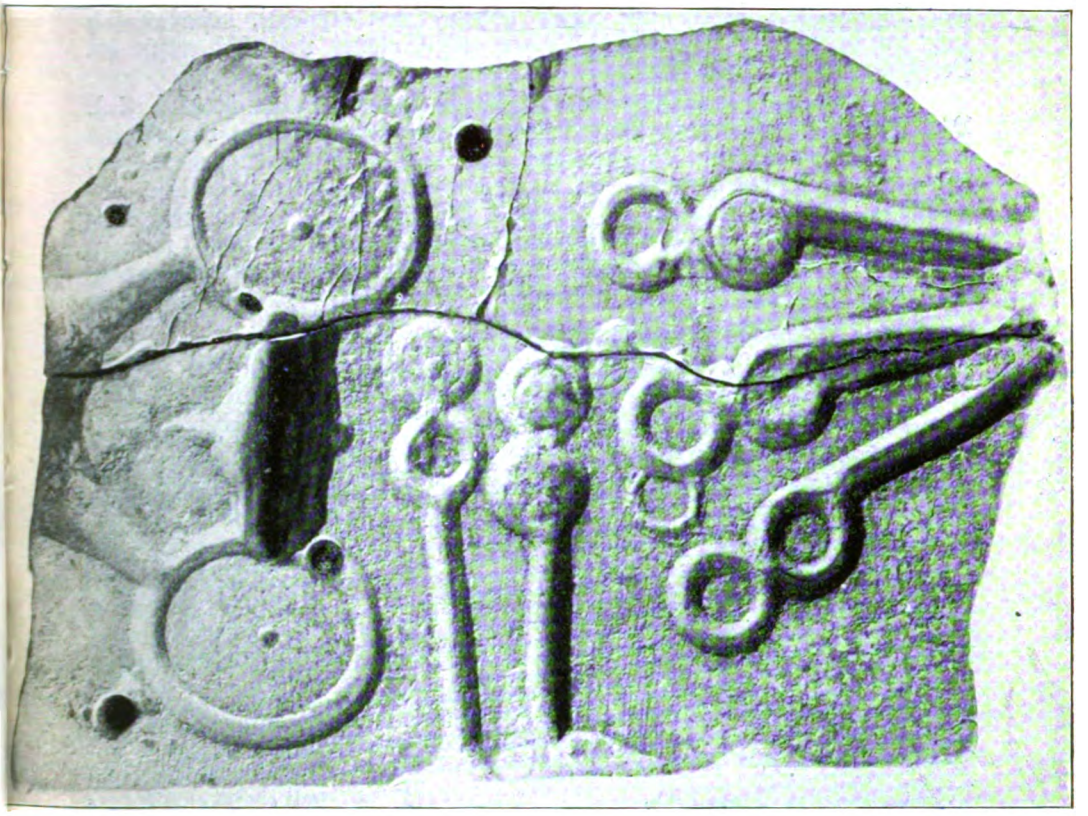
Kütten, Kr. Bitterfeld.

Eine besonders aufschlußreiche Gußform[1]) ist der Freundlichkeit des Herrn Gutsbesitzers Armin Reuter-Kütten zu verdanken, der kürzlich (Juli 1928) eine kleine Sammlung von Altertümern, die von seinem verstorbenen Vater, dem Herrn Rittergutsbesitzer O. Reuter und ihm selbst zusammengebracht worden war, dem Halleschen Museum schenkte. Die Form wurde vor vielen Jahren in dem Dorfe Kütten, südöstlich vom Petersberg bei Halle beim Ausheben eines Pflanzloches für einen jetzt noch vorhandenen Birnbaum freigelegt. Die Fundstelle liegt am Westrande des Dorfes, nördlich der Höhe 139,1[2]), auf dem Rande der Teichaer Straße, 20 m südlich von der Abzweigung des Weges zum Rittergut. Der Besitzer hat bei Nachgrabungen schwarze Erde und Steine gefunden. Hieraus geht hervor, daß die Gußform einer Siedelung entstammt, die auf der gleichen Anhöhe lag wie das heutige Dorf Kütten.

Das Material, aus dem die Küttener Gußform hergestellt wurde, ist eine helle, gelbgraue dichte Kalksteinplatte. Sie reagiert auf Salzsäure nicht ganz so heftig wie die vorige Gußform. Die Höchstmaße sind: Länge 19,6 cm, Breite 13,9 cm und Dicke 3,8 cm. Beide Seiten sind mit Negativen versehen, im übrigen aber ganz platt und zum verdeckten Herdguß bestimmt. An den

[1]) H. K. 28:51.
[2]) Meßtischbl. 2532. Halle-Nord.

Digitized by Google



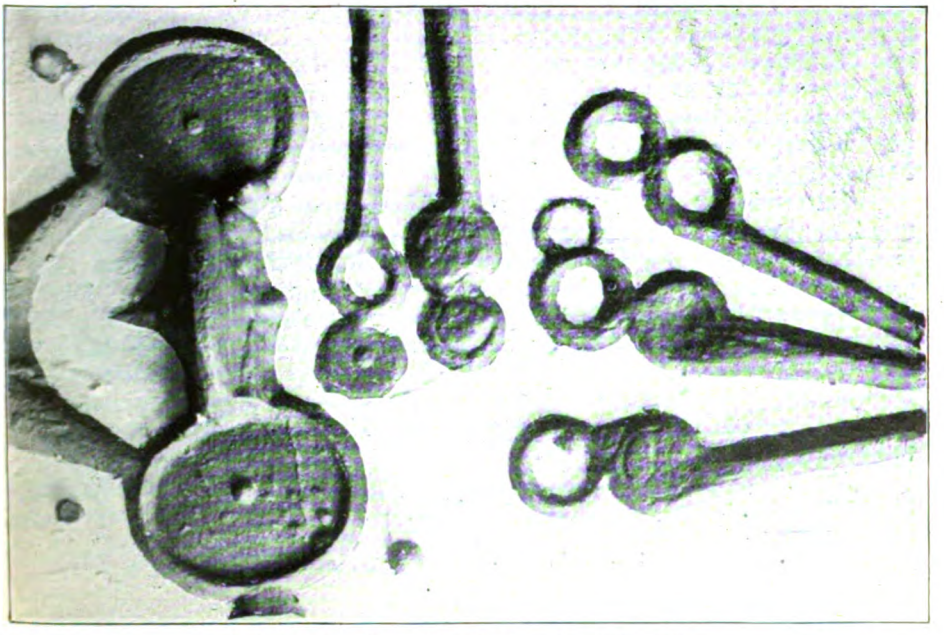


Abb. 3a–b. Etwa 1/3. Kütten, Kr. Bitterfeld.

Digitized by Google

vier Schmalseiten, deren eine gerade abgeschnitten erscheint, befinden sich sechs durchschnittlich 1,5 cm tiefe Löcher zum Einsetzen von Stiften für die Verschnürung des Decksteines.

Die eine Seite ist überaus reichlich für Gußzwecke ausgenutzt (Abb. 3a). Vier Gußkanäle führen zu Doppelringen, deren Mittelteile in vier Fällen durch plötzliches Erhitzen abgesprungen sind. Diese Beschädigungen rühren, wie auch die sonstigen mehr oder weniger starken Sprünge und Risse, anscheinend von modernen Bleigußversuchen her. Die kleinen Ringe mit dreieckigem Querschnitt, die aus diesen Gußformen gewonnen werden konnten und sämtlich etwa 2 cm Durchmesser haben, mußten nachträglich auseinander geschnitten werden. Für den mittelsten war der kleine Nachbarring wohl als Öse gedacht.

Unser besonderes Interesse erregt jedoch die Form für eine flache Plattenfibel. Betrachten wir zuerst das Positiv (Abb. 3b). Es mißt 11,8 cm in der Länge. Die ovalen Platten sind mit erhöhtem, nach außen schrägem, nach innen steiler abfallendem Rande und einem Knöpfchen in der Mitte versehen. Der Bügel ist gleichmäßig breit und steigt beiderseits mit einer Verstärkung nach Art eines Strebepfeilers auf, um dann einen Halbkreis zu bilden. Die Rast für die Nadel erhebt sich als kleiner Zapfen im Winkel zwischen Bügel und Plattenrand. Auf dem Negativ (Abb. 3a) ist seine Lage besser zu erkennen als auf der Abbildung des Gipsabgusses. Dieser Zapfen ist massiv und hat nicht mehr die Ösenform, die ein typologisches Rudiment der einstigen vom Bügel gebildeten Schlinge darstellt. Zwei Eingußkanäle laufen bei dem Negativ nach jeder Platte hin. Für das Entweichen der heißen Luft ist bei der Platte, die das Loch für die Nadelrast hat, ein Abzugskanal vorgesehen. Die Plattenschalen selbst sind in leichter Wölbung hergestellt, jedoch immerhin noch so flach, daß der Hohlraum bis zum Deckstein voll gegossen wurde. Es war also nicht nötig, an der Deckplatte entsprechende Vorwölbungen anzubringen, wie sie die eine Lehmform aus dem Haagfunde besitzt [1]).

Für den Bügel senkt sich das Negativ auf 2,4 cm Tiefe in den Stein hinab. Damit jedoch dieser ganze Hohlraum sich nicht mit Bronze anfüllen und den Bügel unnötig verdicken konnte, mußte ein entsprechend geformtes, nach innen verschmälertes Lehmstück eingesetzt werden. Um es frei schwebend anbringen zu können, hat man in der Mitte der Form zwei Kerben als Lager für die Zapfen des Lehmkernes ausgefeilt. Auf dem Ausguß (Abb. 3b) markieren sich diese dornartig.

Zu erwähnen sind nun noch vier Löcher, deren Tiefe zwischen 0,8 cm und 2 cm schwankt. Sie werden im Deckstein entsprechende Vertiefungen zum Einsetzen von Stiften gehabt haben. Merkwürdigerweise ist das eine Loch genau auf dem Rande der einen Fibelplatteneinfassung angebracht. Durch nachträglichen Ausguß bei der fertigen Fibel konnte dieser Schönheitsfehler beseitigt werden. Vielleicht aber ist die Anbringung dieses Loches als ein Mißgriff zu deuten, der dadurch wieder gut gemacht wurde, daß man die Bronze auch hier einlaufen ließ und den entstandenen Zapfen nachträglich beseitigte, genau so, wie die Gußzapfen der Kanäle abgeschnitten werden mußten.

In nächster Nachbarschaft der Fibel ist das Negativ der zugehörigen Nadel zu sehen. Diese zeigt im Abdruck (Abb. 3b) den Ring mit anschließender

[1]) Vgl. Neergaard: a. a. O., Abb. 11.

Digitized by Google

gebuckelter Scheibe. Der Schaft der in dieser Form gegossenen Nadel wurde plump und dick. Er mußte ausgehämmert werden und erhielt sodann eine größere Länge, die ja auch dem entspricht, was wir von derartigen Plattenfibeln kennen. Erst die jüngeren, stärker gewölbten Plattenfibeln treten mit der kurzen Nadel auf, die die Mitte der gegenüberliegenden Platte nicht mehr erreicht [1]).

Es erhebt sich jetzt noch die Frage, wie Fibel und Nadel vereinigt wurden. Die einfache Art unserer Gußform schließt den Gedanken aus, daß die bereits

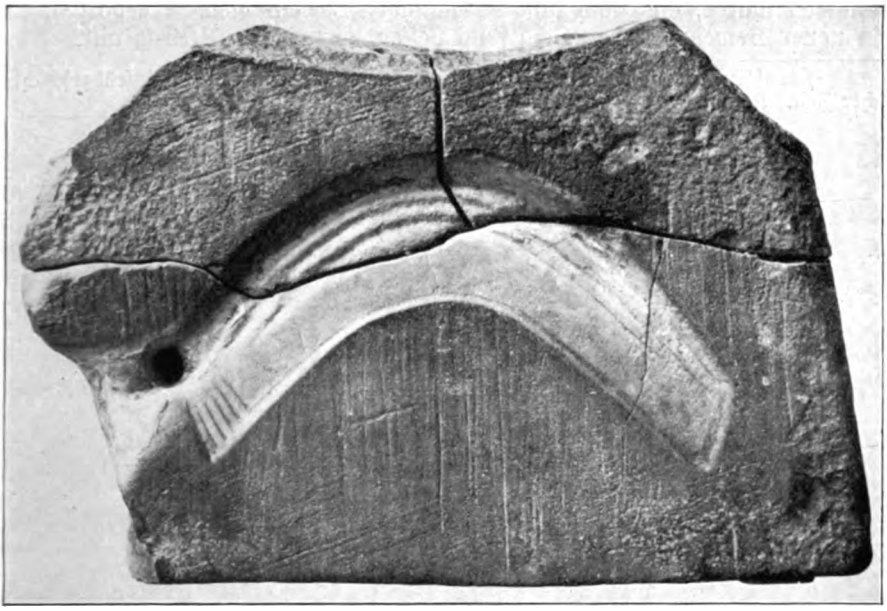


Abb. 3c. Etwa 1/3. Kütten, Kr. Bitterfeld.

fertige Nadel durch Guß in der Technik der Kettenherstellung mit dem Fibelbügel verbunden wurde. Es bleibt nur die Annahme übrig, daß man den Ring aufschnitt, auseinanderbog und den Fibelbügel einführte. Hierauf konnte der Ring wieder durch Druck oder durch Anguß geschlossen werden. Vielleicht hat man auch hierauf verzichtet und ihn in einem kleinen Spalt offen gelassen. Zwei Fibeln von Sinsleben, Mansfelder Gebirgskreis [2]) zeigen sogar einen ziemlich weiten Ausschnitt im Ring der Nadel. Ein anderer Ausweg noch gewaltsamerer Art wäre der gewesen, die eine Platte vom Bügel zu trennen, den Ringkopf aufzuschieben und durch Anguß den Schaden zu heilen. Möglicherweise hängen die so oft an Plattenfibeln zu beobachtenden Flickstellen zwischen Bügel und Platte hiermit zusammen.

Für die Zeitstellung der Küttener Gußform dürfte das Ende der vierten Bronzeperiode in Anspruch zu nehmen sein. Die schon ovale Plattenform verbietet eine Höherdatierung.

[1]) Vgl. Abb. 20 und 21 bei Beltz, a. a. O.
[2]) Museum Halle, H. K. 6032 und 6033.

Digitized by Google

Dem widerspricht auch nicht die andere Seite (Abb. 3c), die zur Herstellung von Knopfsicheln bestimmt war. Der Abdruck weist längs der dachförmigen Außenkante zwei niedrige Rippen und unterhalb des Knopfes sehr feine, ziemlich parallele Leisten auf. In der Sehne gemessen hat das Negativ eine Länge von 11,8 cm.

Gußformen als Zeichen bodenständigen Handwerks sind für die Frage der Abgrenzung von Kulturkreisen ungleich wertvoller als die beweglicheren Bronzen selbst. Die Küttener Gußform für germanische Plattenfibeln, die im äußersten Westen des Kreises Bitterfeld und somit in einem Gebiete gefunden wurde, das noch zum germanischen Siedelungslande gehört [1]), ist ein neuer Beweis für den Scharfblick dessen, dem dieser Beitrag gilt.

[1]) Kossinna: Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Mannusbibl. Nr. 6. 1928. Abb. 52.

Digitized by Google

Die Gesichts- und Türurne von Rietzmeck in Anhalt.

Von Max König.
Aus dem Schloßmuseum zu Zerbst.

Mit 6 Abbildungen im Text.

Vorausgeschickt sei, daß es sich um die Urne handelt, deren Nase, Ohr und Tür schon im Mannus, IV. Ergänzungsbd. 1925, Hinze und König, Bemerkenswerte Funde, S. 173, abgebildet sind.

1. Nachweis.

Im Mai 1920 fanden Herr Lehrer Korn und Herr Lehrer Wolff bei Rietzmeck im Kreise Zerbst eine Gesichtsurne, die in Scherben ging. Am

Abb. 1.

folgenden Tage untersuchten Herr Dr. Hinze und Herr Dr. Seelmann die Fundstelle, eine Steinkiste, aus der die Scherben schon herausgenommen waren[1]). Bisher waren von der Gesichtsurne nur Nase, Ohr und Tür sicher-

[1]) Vgl. Hinze, Die anhaltischen Hausurnen. Anhaltische Geschichtsblätter 1925.

Digitized by Google

gestellt und im Zerbster Schloßmuseum der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Trotz jahrelangen Forschens waren die Urnenreste nicht mehr zu ermitteln, bis beim Ordnen eines Magazins Scherben zum Vorschein kamen, die von einem Türrahmen stammten. Es gelang mit Hilfe der andern beiliegenden Scherben eine Türurne aufzubauen, so daß die Form gesichert war. Nur einige Teile am Halse fehlten. Nun paßte in eine Lücke des oberen Türrandes die Nase der Rietzmecker Gesichtsurne genau hinein, Bruch an Bruch. Dasselbe traf auch bei einem Ohr zu, welches aufgeklebt worden war und bei einem

Abb. 2.

Abb. 3.

Reste des zweiten Ohres. Außerdem entspricht die Türöffnung den Ausdehnungen der Tür. Nachdem einige unwichtige Lücken und das zweite Ohr ergänzt worden sind, ergibt sich die Form der Rietzmecker Gesichts- und Türurne, wie sie in den Abb. 1, 2 und 3 wiedergegeben ist.

2. Die Entstehung der Urne.

Dadurch, daß die Urne in Scherben gegangen war, konnte die Technik der Herstellung erkannt werden. Als Grundform kommt ein Gefäß aus dem Hoymer Hausurnenfelde in Frage (Abb. 4). Noch ähnlicher ist die Urne Abb. 5 vom Froser Hausurnenfelde. Gerade sie ist der Grundtyp für die Rietzmecker Gesichts- und Türurne. — Bekanntlich hat die Froser Hausurne C jedoch Rechteckform, deren Dach kegelförmig ist und einen Firstbalken trägt[1]). — Bei der Zusammensetzung der Rietzmecker Gesichts- und Türurne ergab sich zuerst die Form, wie sie Abb. 5 zeigt, also eine Froser. Der Beschauer sieht auf Abb. 3 einen fast wagerechten Riß, es ist die Stelle, wo Urnenrand und Kuppel aufeinanderstoßen. Der Urnenrand ist mit Fingereindrücken versehen, die ihn wohl festigen sollten. So war also eine übliche damalige Urne entstanden, nur daß sie eine Türöffnung hatte und vier seitliche Ösen. Auch die Nasenpartie ist gleich mit hineingearbeitet worden, die also über den Urnenrand wegragte. Erst nachträglich war die Kuppel aufgesetzt, eine Form, wie sie auch als loser Deckel in dieser Zeit vorkommt. Die Ohren sind dann auf den

[1]) Mannus, Bd. 17. Tafel XXIII und XXIV. König, Hausurnenfund bei Frose i. A.

Digitized by Google

Hals und teilweise auf die Kuppel aufgeklebt worden. Sie sind dreimal durchbohrt, haben also zusammen wohl sechs bronzene dünne Ohrringe getragen, von denen einer erhalten ist (Abb. 1, 2, 3).

3. Maße.

Die Höhe der Rietzmecker Gesichts- und Türurne beträgt 32,8 cm; nehmen wir die Kuppel ab, so ist die ursprüngliche Urne 29 cm hoch. Der größte Bauchdurchmesser ist 29 cm und der Bodendurchmesser 12,5 cm. Der Rand der ursprünglichen Urne ist oval, und zwar ist der Breitendurchmesser (Abb. 2) etwas größer als der Tiefendurchmesser.

Die Türöffnung hat eine Breite von 6,6 cm und eine Höhe von 6,7 cm, Die Ecken sind etwas abgerundet. Die Tür trägt in der Mitte einen Zapfen, und parallel zum oberen Rande läuft eine Ritze, die wohl von einem bronzenen Verschlußstab

Abb. 4.

Abb. 5.

herstammt, den man durch die oberen zwei Ösen gesteckt hatte, um die noch ungebrannte Tür einzupassen. Und tatsächlich muß der Stab gedrückt haben; denn die Tür steht an der oberen, rechten Ecke etwas vor. Die Ösen für die Verschlußstäbe sind in den Hals der Urne eingelassen. Die lichte Weite der Ösenöffnungen beträgt bis zu 7 mm.

4. Besprechung.

Beigefäße sind leider nicht vorhanden, sollen nach Aussage der Finder auch nicht in der Steinkiste gewesen sein. So geht uns eine direkte Zeitbestimmung verloren. Da aber die Rietzmecker Tür- und Gesichtsurne nachweislich aus einem Gefäßtypus des Froser Hausurnenfeldes entstanden ist, hätten wir damit eine Zeitangabe. Es erhebt sich nun die Frage, wie lange sich der Typus (Abb. 5) gehalten hat. Neben diesem Gefäß tritt im Froser Hausurnenfelde eine Urnenform auf, die Kupka in die Latènezeit setzt (Mannus Bd. 17, Tafel XXIII, Abb. 2 unten das letzte rechts). Würden wir also die Urform der Rietzmecker Tür- und Gesichtsurne danach zeitlich bestimmen,

Digitized by Google

kämen wir auf eine der Latènezeit nahe Periode. Nun hat das Froser Feld auch einen Typus (a. a. O. oben rechts), der sowohl in Kleckewitz wie in Beierstedt vorkommt, also mit Billendorfer Gefäßen zusammen, die noch in die Periode V gehören. Demnach sind wir wohl berechtigt anzunehmen, daß die Rietzmecker Tür- und Gesichtsurne noch in die Zeit um 800 vor Chr. zu setzen ist.

In der Gesamtform ähnelt sie der Türurne Kleckewitz A, nur hat diese einen abgeschwächteren Halsansatz (Abb. 6). Denken wir uns hier die Kuppel weg, so erhalten wir eine Gefäßform, die sowohl in Frose wie in Hoyen vorkommt. Demnach sind die Rietzmecker Gesichts- und Türurne und die Kleckewitzer Türurne (Erdkuppelhütte nach Behn) ziemlich gleichzeitig. Formähnlich ist die Burgkemnitzer, Unseburger, Großkühnauer Hausurne. Alle die bisher genannten sind nach Behn „Erdkuppelhütten". Also wäre die Rietzmecker eine Erdkuppelhütte mit Gesicht.

Abb. 6.

Nachdem ich vergeblich versucht hatte, innerhalb der Erdkuppelhütten eine typologische Reihe festzustellen nach Abschwächung des Halsansatzes, Entstehung der Türleisten usw., bin ich nun zu der Überzeugung gekommen, daß viele Erdkuppelhütten sich je auf einer besonderen Urnenform aufbauen, die gleichzeitig lebte. Die Unseburger und Großkühnauer sind dann Abarten der bestehenden Türurnen (Erdkuppelhütten). Solche Abarten sind auch die Behnschen Zelthütten (Rundzelte) von Dessau, Polleben und Tochheim. Behn sagt mit Recht, daß sich die birnenartigen Eilsdorfer und Klein-Katzer Gesichts- und Türurnen von nordischen (germanischen) Grundtypen (gewöhnlichen Urnen) ableiten lassen. Diese Gesichts- und Türurnen sind ebenfalls Behnsche Zelthütten, wie auch die eine Wulfener, die kein Gesicht hat[1]).

Es zeigt sich also die Einwirkung der ursprünglichen Urne auf die Hausurnen- oder auf die Gesichts- und Türurnenform in so starkem Maße, daß man nur sehr bedingt von Nachbildungen einer Erdkuppelhütte oder Zelthütte reden kann. Wie die Tür, also der Hauscharakter, zu der Urne getreten ist, und wie das Gesicht, das Symbol des Menschlichen, an die Urne kam, ist schon sehr reichlich erörtert worden. Von Interesse ist zu wissen, ob zuerst die Tür erschien und dann später das Gesicht. Mir scheint, als wenn diese Reihenfolge tatsächlich festzustellen wäre. Dann hätten wir als erste germanische Komponente die Tür und als zweite germanische Komponente, die durch Beeinflussung von Süden her entstanden ist, das Gesicht. Die dänischen und schwedischen Hausurnen widersprechen dieser Ansicht nicht.

[1]) Vgl. Hinze, a. a. O.

Digitized by Google

Ein Krötengefäß aus einem früheisenzeitlichen Gräberfeld von Halle-Trotha.

Von Friedrich Holter.

Mit 5 Abbildungen im Text.

Unter dem keramischen Gut eines vom Verfasser untersuchten früheisenzeitlichen Gräberfeldes von Halle Nord [1]) (Trotha) fand sich in einem geschlossenen Grabfund ein zierliches kleines Beigefäß, das besondere Beachtung verdient.

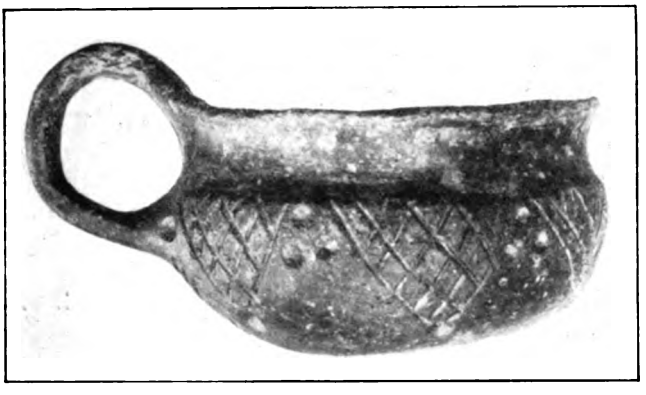


Abb. 1. 1/1.

Es konnte nachgewiesen werden, daß das Beigefäß zu einem Kindergrab gehörte, wie aus der Untersuchung der Brandreste hervorging. Das Gefäß erweckte infolge seiner Kleinheit und Zierlichkeit schon ohnehin den Eindruck, daß es nur einem Kinde gehört haben könne. Es ist außerordentlich fein geformt. Das Material ist gut geschlämmter, sandvermischter Ton von graubrauner dunkler Farbe. Die Wandung des Täßchens ist sehr zart. Der Form nach ist das Gefäß eine kleine Henkeltasse (Abb. 1, 3 u. 5). Der Boden wird durch einen verhältnismäßig großen Omphalos gebildet, der einen Durchmesser von 2 cm und eine Tiefe von 0,5 cm hat. Von ihm aus steigt die Wandung fast im Halbrund auf. Im scharfen Profil setzt darauf der eingekehlte, glatte,

[1]) Veröffentlichung für die Jahresschrift der sächsisch-thüringischen Länder vorbereitet: Holter, Fr.: „Studien über Kulturerscheinungen der Späthallstattzeit im sächsisch-thüringischen Kulturbecken".

Digitized by Google

unverzierte Hals auf, an dem an einer Stelle mit allmählich verlaufenden Rändern ein verhältnismäßig großer bandförmiger, bis zum Umbruch reichender Henkel sitzt. Durch seine weite Öffnung kann ein Kinderfinger bequem hindurchgreifen. Das Gefäß ist nur 2,5cm hoch, die Weite der Mündung und des Umbruches beträgt je 4,7 cm. Entsprechend der sorgsamen Formbehandlung durch feine Hand ist die Verzierung in einzigartiger Feinheit und Fülle durchgeführt. Gemäß ihrer durchdachten Struktur scheint sie mehr als eine aus dem horror vacui entstandene, angenehm gelöste Flächenfüllung zu sein.

Wenn man das Täßchen auf die Öffnung legt, erscheint der Omphalos als Mittelpunkt eines sechsstrahligen Sternes, der durch sechs kleine, vom Halsansatz herablaufende dreieckige Wolfzahnfelder gebildet wird (Abb. 2). Diese letzteren sind parallel zu beiden Kathedenflächen schraffiert, so daß 6 Rautenfelder entstehen. Die Linienritzungen sind sehr prägnant und fein. Die Spitzen jedes dieser kleinen Dreiecke werden durch je ein kleines kreisrundes tiefes Kegelgrübchen gebildet, das mit einem flächigen, spitzen Gegenstand eingedreht worden sein muß. Dagegen sind bis auf eine die Spitzen des so entstehenden glatten sonst unverzierten Sternes im Mittelfeld, der durch die eben beschriebenen Rautenfelder eingeschlossen wird, je mit einem kleinen Dreieck aus drei ebenfalls kreisrunden tiefen Kegelgrübchen ausgefüllt. So entstand ein Ziermuster von reicher Mannigfaltigkeit. Bemerkt sei noch, daß der Omphalos primär ein Element des Gefäßtypus und erst sekundär ein solches der Verzierung ist (Abb. 2 und 4).

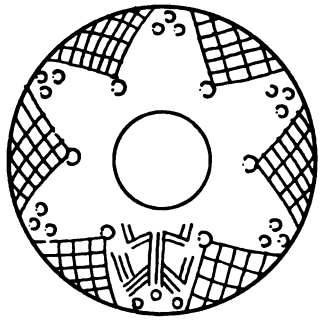


Abb. 2. $^2/_3$.

Nur eine Sternspitze, die unter dem Henkel, hat eine einzigartige Zier erhalten. Diese stellt eine — wenn man so sagen darf — in den Omphalos hüpfende „Kröte" oder ein froschähnliches Tier dar (Abb. 2 u. 5).

Die drei Kreisgrübchen unter dem Henkel haben mit der Zeichnung des Tieres nichts zu tun, sondern sind verzierte Markierungen des Henkelansatzes. Das wird auf den Abbildungen genügend scharf zu erkennen sein. Die eigentliche Kröte ohne besondere Kopfmarkierung setzt sich aus alleinstehenden Ritzungen zusammen. Der Leib wird zunächst aus drei parallelen Linien gebildet. An seinem abgekehrten, dem Henkel zugewendeten Teile sitzen die hinteren Extremitäten, die wie der Körper auch durch je drei parallele Linien angedeutet werden. Sie weisen die bei Kriechtieren charakteristische Rück- und Vorwärtsknickung in bezug auf die Körperachse auf. Vorn am Körperteil sitzen die Vorderextremitäten, die bezeichnenderweise mit nur je zwei parallelen Ritzlinien dargestellt werden. Hier muß eine sehr naturnahe Beobachtung zugrunde gelegen haben, denn auch in Wirklichkeit sind die hinteren, die Sprungbeine bei Kröten und Fröschen bedeutend kräftiger, massiger und größer entwickelt gegenüber den schwachen greifenden Vorderextremitäten.

Diese naturwahre, die Wirklichkeit ausdrückende Projektion der Kröten- bzw. Froschgestalt schließt meines Erachtens jede Erörterung, ob das Ornament wohl auch anders herum gesehen werden könnte, aus. Neben der

Digitized by Google

dann unsinnigen Extremitätenstellung wäre auch der Widersinn der gesamten Proportionierung nicht zu erklären.

Dürfen wir nun in der schematisierten Darstellung eine uns inhaltlich vielleicht noch nicht bekannte Symbolik mit tieferem Sinn suchen? Nach meinem Dafürhalten müssen wir uns zunächst einmal Mühe geben, die sinngemäß einfachsten, naivsten Bedingungen für das Zustandekommen solcher Darstellungen zu finden. Wir haben festgestellt, daß das Täßchen einem Kinde gehört. Es liegt nahe, daß man dem Kinde bei der Herstellung des Gefäßes vorgefabelt haben kann, der Omphalos sei ein kleiner Teich und die Kröte hüpfe da hinein. So könntem an sich auf die einfachste natürliche Weise diese Zier entstanden denken.

Dagegen nun, daß dieser Vorgang allein maßgebend gewesen sei, spricht die übrige Behandlung des Gefäßes, obwohl ihm Zierelemente eigen sind, die damals sämtlich im „Hallstättischen" Kreise gebräuchlich waren. Vor allem aber ist zu berücksichtigen, daß Kröte und Frosch Tiere sind, die im Volksglauben eine Rolle spielten und noch spielen. In der Hauptsache handelt es sich dabei immer um Beziehungen zur Frau dem weiblich Sexuellen und zum Kinde. Sei es, daß die Kröte als Symbolisierung des Uterus, als Kindbringer oder als Sympathietier des Kindes auftritt. Was sich darüber noch an lebendigem Gut aus eigener Erfahrung oder der Literatur zusammentragen ließ, soll uns weiter unten beschäftigen. Sehen wir uns zunächst einmal nach weiteren urgeschichtlichen Frosch- bzw. Krötendarstellungen um.

Abb. 3. $^1/_1$.

Kern[1]) schreibt: „Unter den vielen Gefäßscherben einer Leitmeritzer brandkeramischen Wohngrube mit rein Spiral-Mäander-Keramik fand ich als Seltenheit auch einen figürlich verzierten Fund. Er trägt die primitive Darstellung eines frosch- oder krötenähnlichen Tieres. Die Darstellung mit gestrecktem, in einer Lage befindlichen Ober- und Unterschenkel der Hinterbeine gibt der Gestalt etwas Emporstrebendes und die Stellung des Bildes am Gefäßrande, den Kopf dem Rande zugekehrt, verstärkt den Eindruck, das Tier versuche, an dem Gefäße hinaufzuklettern, es strebe der Schüsselmündung zu.

Von einer weiteren Darstellung, der wie der unsrigen, die Andeutung des Kopfes, fehlt, berichtet Pič[2]):

„Ein ganz vereinzeltes Vorkommnis bei unserer Keramik ist das Tier-Ornament, und zwar an einem kleinen birnenförmigen Gefäßchen mit kleinem Nabel aus Podbaba. Auf dem Gefäßbauch stellen einfach regelmäßige

[1]) Kern: Ein Tierbild auf einem Gefäßscherben der Spiralmäander-Keramik Böhmens. Mannusband IX, 1917, S. 55 ff., Abb. 1.

[2]) Pič, Jl.: 2 Starožitnosty čeme české. Prag 1899, Bd. 1, Bl. 51, S. 94.

Digitized by Google

Linien ein Tier ohne Kopf dar, etwa wie ein springendes Fröschlein, das von Weinzierl Eidechse benannt, nach Anmerkung von H. Hasčovez ein sitzendes Männlein darstellt".

Endlich macht uns Kossinna[1]) noch mit einem eisenzeitlichen Krötengefäß bekannt, das im Graudenzer Museum aufbewahrt wird und aus Stussendorf, Kreis Flatow, im südwestlichen Westpreußen, der heutigen Grenzmark Posen-Westpreußen stammt. Auch hier fehlt der Kopf, aber die Zehen sind angedeutet.

Ist, wie wir sehen, die Anzahl von Frosch- oder Krötenbilder auf urgeschichtlichen Gefäßen nicht bedeutend, so kann doch die grundsätzliche Gleichartigkeit der Darstellungsweise bei chronologischer und örtlicher Entfernung bedeutungsvoll sein. Erstaunlich wirkt jedenfalls bei Berücksichtigung der Verbreitung des noch lebenden Symbolgebrauchs dieses Tieres die beinahe völlige Kongruenz dieses Bereiches mit dem Kreise, aus dem urgeschichtliche Darstellungen bekannt geworden sind. Es sind schon bei anderen Gelegenheiten Daten über die geradezu ungeheure Zähigkeit der Überlieferung von Volkswissen, das aus elementarem Leben und Erleben gewonnen wurde, bekannt geworden. Es sei an Geschichten erinnert, die um eindrucksvolle Grabstätten spinnen, in denen selbst Einzelheiten über Jahrtausende mit ihrem Kulturwechsel bewahrt wurden. Genau dasselbe begegnet uns häufig im alten Brauchgut.

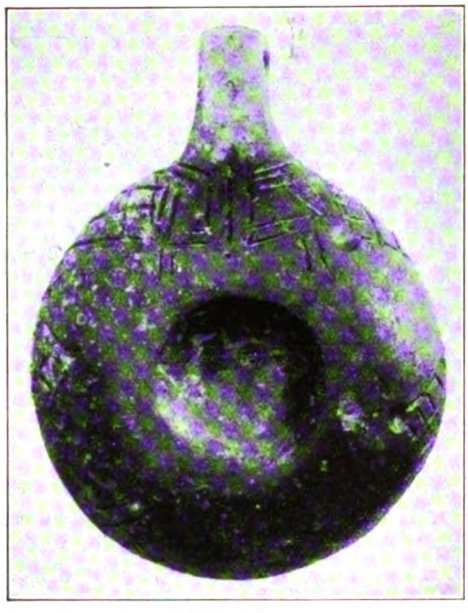


Abb. 4. 1/1.

Im folgenden werden wir im heutigen Glauben und Aberglauben, der Kröten oder Frösche in mystifizierender oder überkraftbegabter Gestalt zum Gegenstand hat, als grundlegenden Zug die Beziehungen zum weiblichen Geschlecht als solchem, zu Mutter und Kind feststellen können. Fast im ganzen Süddeutschland ist noch heute die Kröte Symbol des erkrankten Uterus (Andree)[2]): „noch heute im Süden Deutschlands von durchaus lebendiger Vorstellung, daß die Gebärmutter ein lebendiges selbständiges Wesen sei, welches im Körper umherwandeln könne... (l. c., S. 130). In Süddeutschland, den Alpenländern und bis ins Elsaß ist es nun die Kröte, welche die Gebärmutter repräsentiert und geradezu als solche gedacht wird, als ein beißendes, kratzendes, schlagendes Wesen, welches auf- und niedersteigt und auch gefüttert werden muß, und die hysterischen und sonstigen Krankheiten der Frauen herbeiführt.

[1]) Kossinna, G.: Noch eine Krötenurne. Mannus Bd. XI und XII, 1919—20, S. 173ff. u. Abb.

[2]) Andree: Votive und Weihegaben Braunschweig 1914, S. 128ff. Die Opferkröte und Stachelkugel, l. c., S. 129.

Digitized by Google

Als Weihegabe wird dann eine wächserne, silberne oder eiserne Kröte gegeben.

Krötenfleisch [1]) (l. c., S. 261) wird offizinell als Geburtswehen erzeugendes Mittel angewendet. Ein „verkrottetes" Kind wird für ein dämonenhaftes Wesen elbischer Abstammung gehalten. Gegen die elbischen Einflüsse glaubt man als Prophylaktikum ein Krötenzeichen mit Erfolg anwenden zu können. Weiter wird die Kröte als Symbol der Gebärmutter aufgeführt und heißt auch selber „Muter". Ferner wird bei mutersiechen Frauen der Krötensegen in Anwendung gebracht. Beim Kindmahl oder Wochenbettschmaus wird ein Krötenmodellgebäck gereicht. Schließlich wird a. a. O. aufgeführt, daß die Bewohner der Bukowina die Kröten fürchten. Abend ist es nicht ratsam, in Gegenwart von Kindern von Kröten Erwähnung zu tun, denn dieses könnte irgendeinem der Kinder schaden. Wenn man über Kröten gesprochen hat, so kann das Schlechte wieder gut gemacht werden, indem man die Worte „Knoblauch unter der Zunge des Kindes" spricht. Jener, der über eine Kröte tritt oder eine Kröte tötet, wird seine eigene Mutter töten. Deshalb darf nur jener eine Kröte töten, dessen Mutter bereits gestorben ist.

Abb. 5. (Stark vergrößert.)

Gegen Vergiftung helfen Kröten als Entziehungsmittel, die an den Frauentagen gefangen, gespießt oder gedörrt sind.

Nach einer anderen Lesart [2]) schneidet man einer Kröte mit einem Frauentaler den Kopf ab, schneidet ihr lebendig den Bauch auf und siedet sie im Frauendreißiger mit Öl.

Als Aphrodisiakum [3]) und Mittel zu einem Kinde zu verhelfen, tritt ferner noch Krötenzauber auf. Derjenige gewinnt unfehlbar die Liebe jedes Mädchens, der zur rechten Zeit und Stunde eine Kröte bzw. einen Frosch fängt, tötet, ihre Pfote bei sich trägt und dem Mädchen, ohne daß dieses davon weiß, einmal damit über das Gesicht streicht [4]).

[1]) Hovorka-Kronfeld: Vergl. Volksmedizin. Stuttgart 1908. Bd. I und II — Bd. I, S. 260ff.

[2]) Zeitschrift für österreichische Volkskunde, S. 437. Urquell, N.-F., Bd. I, Heft 6 und 7, S. 168ff.

[3]) M. Höfler: Die volksmedizinische Organotherapie und ihr Verhältnis zum Kultopfer.

[4]) Wilke: Mannus Bd. VI, 1914, S. 19, Abb. 13, S. 30 und 218. — Derselbe: Mannus Bd. VII, 1915, S. 3.

Digitized by Google

Nach einer anderen Version muß zu diesem Zweck vor Sonnenaufgang am Freitag zur Stunde der Venus eine Kröte an den Hinterbeinen in den Rauchfang gehängt und danach pulverisiert werden (l. c., Hovorka-Kronfeld, S. 168). In Dölzig in der Mark weiß man, daß derjenige, der eine Kröte ausgräbt, bals ins Kindelbier kommt [1]).

Schließlich wird ein Krötenpfötchen beim Zahnen der Kinder gebraucht. Hier sei eingefügt, daß im Leichenbrand der zu unserem Krötengefäß gehörigen Urne durchbohrte Hunde- bzw. Wolfszähne gefunden wurden. Das ist in diesem Zusammenhang immerhin bemerkenswert. Als elbisches Wesen erzeugt die Kröte den Krötenalb (Krottolf) oder Abortusmole. Sie hat böse, menschenfeindliche Züge und wird andererseits von Menschen auch als ein guter Hausgeist betrachtet. Im deutschen Märchen spielt neben anderem die Kröte auch noch die Rolle eines Sympathietieres des Kindes.

Aus dem Vorausgegangenen wird deutlich ersichtlich, daß trotz oberflächlicher Verschiedenheit der Überlieferungsträger und Benutzer des Krötensymbols sowohl eine kulturelle Beziehung zu den uralten südöstlichen Kulturkreisen, und andererseits die enge symbolische, gemeinsame Beziehung zum Weiblichen als Geschlecht, Frau und Mutter, zum Gebärakt und dem Kinde auftritt.

In diesem kleinen Veröffentlichungsaufsatz sind alle anderen krötenähnlichen Darstellungen figürlicher Art (Plastiken wie z. B. der ägäischen BZ; eine aus einem frühminoisch-kretischen Grabe — 3 Jahrtausende —, eine andere aus einem Kuppelgrabe von Kakovatos [2]) — 15. Jahrhundert — beide aus Gold) und Zeichnungen (wie auf nordischen Harpunen des Mesolithikums, z. B. Mannus Bd. II, Tafel IV, 1) die nichts mit Gefäßen zu haben, unberücksichtigt geblieben. Eine umfassende Untersuchung würde an dieser Stelle zu weit führen. So möge die Aufdeckung einiger wahrscheinlicher, merkwürdiger Zusammenhänge genügen.

Da in unserem Funde die Beziehungen so einwandfrei und klar zutage treten, glaube ich, sind die obigen Ausführungen und Hinweise nicht abwegig. Eigenartig ist auf jeden Fall, daß im Süden und Südosten, wo aus urgeschichtlicher Zeit symbolische Krötendarstellungen bekannt geworden sind, die Krötensymbolik noch heute im hohen Maße mit der erörterten Bedeutung lebendig ist. Vielleicht bringen uns einmal weitere, genau beobachtete Funde von so seltenem Vorkommen noch nähere Einblicke und Aufschlüsse.

[1]) H. Prahn: Glaube und Brauch in der Mark Brandenburg. Zeitschr. des Vereins für Volkskunde. Berlin, Bd. I; 1891, S. 191.

[2]) Nach freundlichen Mitteilungen von Prof. Caro, Halle.

Digitized by Google

Zur Frage nach der Enddatierung der Billendorfer Kultur in Sachsen.

Von Georg Bierbaum.

Mit 14 Abbildungen im Text.

Gegenüber der Anschauung A. Götzes[1]), daß sich der Endtermin des Billendorfer Typus „vorläufig nicht genau erkennen" lasse; „auf alle Fälle war er schon verschwunden, als die Germanen das Gebiet besiedelten", treffen wir auf zwei andere Meinungen, sobald die Frage nach der unteren Begrenzung der Billendorfer Kultur erörtert wird. Auf der einen Seite steht W. Frenzel[2]). Aus sprachlichen Gründen, aus Gründen der Völkerwanderungsmechanik, der Urlandschaftsforschung, der kultischen Überlieferung, aus dem Vorhandensein von Billendorfer Wehranlagen usw. will er die Billendorfer Kultur in der Oberlausitz infolge des Mangels an latènezeitlichen Funden wenigstens auch auf die letzten vorchristlichen Jahrhunderte ausgedehnt sehen. Auf der anderen Seite steht H. Seger[3]). Nach ihm endet „das Zeitalter der Urnenfriedhöfe .... in Schlesien .... um 500 vor Chr. Hier und da mag die Besiedlung etwas länger gedauert haben, einzelne Funde vom Typus des 5. Jahrh.,..... deuten darauf hin. Ganz haltlos ist die oft erhobene Behauptung, die Urnenfriedhöfe ragten noch in die nachchristlichen Jahrhunderte hinein". Trotz der in Schlesien wie anderwärts beobachteten längeren Nachblüte der Hallstattmode „muß ... betont werden, daß wir mit diesen Zugeständnissen höchstens an die untere Grenze von Frühlatène gelangen, aber keineswegs die Kluft überbrücken können, die zwischen der Gesichtsurnenkultur und der spätlatènezeitlichen der Brandgrubengräber liegt".

Ich möchte heute einen Fund vorlegen, der m. E. doch einen Anhaltspunkt zur Klärung der Frage, wenigstens in Sachsen, darbietet:

Am 4. Oktober 1926[4]) meldete der Amtsstraßenmeister Kluttig dem Museum für Mineralogie, Geologie und Vorgeschichte telephonisch einen Urnenfund in Dresden-Stetzsch. Da ich an diesem Tage nach Köllmichen abgereist war, fuhr der damalige Handwerksmeister und jetzige Präparator M. Trenkler sofort hinaus. Herr Kluttig übergab ihm eine Urne mit Leichenbrand und Erde (Abb. 1), sowie die Trümmer einer Deckelschüssel (Abb. 2), die sich in der Erde der Urne und an der Seite des Gefäßes befunden hatten.

[1]) Ebert, Reallexikon, Bd. 2, 1925, S. 23.
[2]) Mannus, Bd. 19, 1927, S. 51ff.
[3]) Ebert, Reallexikon, Bd. 11, 1927, S. 279f., § 34 und 36.
[4]) Bierbaum, G., Nachrichtenbl. f. d. Vorz., 3. Jg., 1927, H. 4, S. 60.

Digitized by Google

Über die Fundumstände machte Herr Kluttig folgende Angaben: Beim Neusetzen eines elektrischen Leitungsmastes an der Bordkante gegenüber, d. h. nördlich des Hauses „Am Urnenfeld" Nr. 7 — die frühere Schulstraße heißt seit 1. VI. 1926 „Am Urnenfeld" — war auf 2 m nach Osten hin die Kanalisation nachgesehen worden. Die Arbeiter waren dabei in 0,6 m Tiefe unter der Bordkante auf die obersten Scherben des Grabes gestoßen; sie hatten das Grab freigelegt und Urne und Scherben der Deckelschüssel herausgenommen. Als Herr Kluttig dazukam, beschlagnahmte er den Fund und übergab ihn an Herrn Trenkler. Dieser hat bei seinem Eintreffen nur noch die Tiefenlage der obersten Scherben unter der Oberfläche der Bordkante nachmessen können, da sonst alles bereits wieder zugeschüttet war. Nach Aussage der Arbeiter seien einige etwa faustgroße Steine in der Umgebung des Grabes gefunden worden; von einer Steinsetzung jedoch könne keine Rede sein. Das Gefäß habe auch nicht auf einem Stein gestanden, wovon sich die Arbeiter durch tieferes Graben überzeugt hätten, sondern in z. T. schwärzlich verfärbtem Sand. Irgendwelche Beigefäße wurden nicht beobachtet.

Abb. 1. Stetzsch.

Beim Ausschlemmen des Gefäßes im Museum fand sich darin nur sehr wenig Leichenbrand, in diesem die durch die Patina sehr in Mitleidenschaft gezogene bronzene Fibel (Abb. 3a u. b).

Die Urne ist tonnenförmig und wohl erhalten; nur am Rande waren geringfügige Ergänzungen notwendig. Die einzige Verzierung besteht in einer Wulstleiste, von der ein Stück von 12,5 cm Länge fehlt. Unterhalb der Wulstleiste ist das Gefäß rauh. Der Ton ist hier in seinen oberflächlichen Lagen horizontal gestrichen worden, wie aus seichten Riefungen hervorgeht. Oberhalb der Wulstleiste ist das Stück im Halsteil sorgfältig geglättet. Im Innern wird die Oberfläche vom ziemlich glatten Halsteil nach dem Boden zu etwas rauher. Färbung: grau- bis rötlichbraun mit schwarzen Tönen, die im Halsabschnitt vorherrschen. Bruch: rötlich, körnig; Brand: gut.

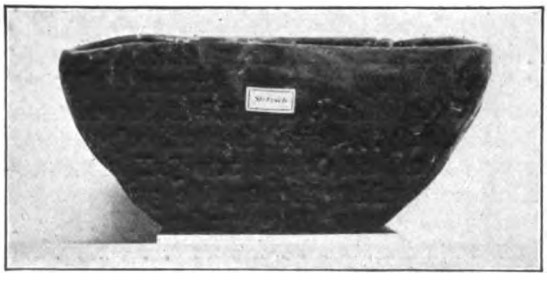


Abb. 2. Stetzsch.

Höhe: 24,4; Höhe (Wulstleiste): 18,5—19,0; Höhe (größter Durchmesser): 13,0; Durchmesser (Mündung): 18,2; Durchmesser (Wulstleiste): 25,6; größter Durchmesser: 27,1; Durchmesser (Boden): 15,4; Durchmesser (Wand): 0,6—0,9 cm.

Die unverzierte Deckelschüssel hat etwas größere Ergänzungen im Randteile erfahren. Der Rand ist leicht eingezogen und etwas verdickt. Die Oberfläche ist wie der Hals der Urne außen und innen geglättet. Färbung: vorwiegend braunschwarz. Bruch: rötlich, körnig; Brand: gut.

Höhe: 8,6—9,1; Durchmesser (Mündung): 19,2; Durchmesser (Boden): 10,1; Durchmesser (Wand): 0,6/0,7 cm.

Die offenbar gegossene Fibel ist nicht besonders gut erhalten. Die Patina ist schmutzig graugrün mit millimetergroßen, pockenartigen, hellgrünen Wucherungen und Vertiefungen namentlich im Fußabschnitt. Sie ist unverziert. Der Fuß scheint aber 2 bezw. 4,5 mm vor dem Ende zwei leichte Einschnürungen besessen zu haben. Wie die Aufsicht (Abb. 3b) zeigt, verlaufen vom Bügel 3 volle Windungen nach links, von da ab zieht die Sehne unter der Feder und Nadel von links-außen nach rechts-außen und von da ab gehen 3 volle Windungen linkshin zum Bügel und Übergang in die Nadel. In der Gegend der Nadelrast ist der bis auf die höchste Erhebung des Bügels ziemlich gleichmäßig dicke

Digitized by Google

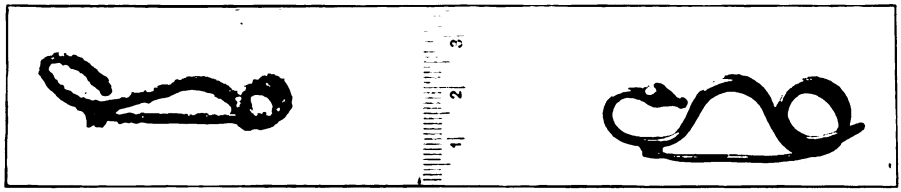
(4,08 mm) Draht flach gehämmert (2,05 mm). Dadurch scheint die Nadelrast gewonnen worden zu sein (Abb. 3a).

Länge: 4,9 cm. Die Breite schwankt zwischen 1,1 (Kopfteil, infolge der Verzerrung), 0,95 (höchste Erhebung des Bügels) und 1,5 cm (höchste Erhebung des Fußes bis zum unteren Ende der Nadelrast). Durchmesser der Spirale: 0,6 cm. Gewicht: 4,5 g.

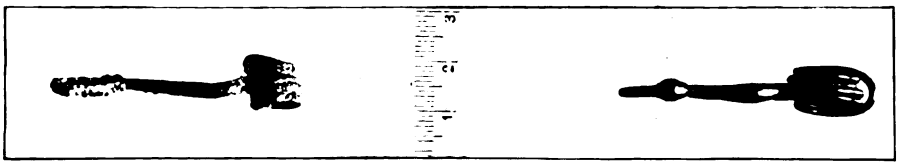
Das Museum für Vorgeschichte in Dresden besitzt aus der Preusker'schen Sammlung eine weitere Fibel von Nünchritz, Ah. Großenhain, die ohne Frage die engsten Beziehungen zu der Stetzscher Fibel hat (Abb. 4a und b). Über die Fundumstände dieser Fibel schreibt C. B. Preusker[1]):

„Bronzene Kleiderspange von Draht, in Nünchritz ungefähr 1808 von dem dortigen Einwohner Gottlieb Heinrich auf seinem Waldstück auf dem Wolfsberge, in einer Urne mit Knochen gef., die mit Steinlagen umgeben und bedeckt war".

Das offenbar ebenfalls gegossene Stück ist wohl erhalten — sogar die Federung ist noch intakt — und von einer gleichmäßigen, tiefgrünen Patina überzogen, die nur auf



a



b

Abb. 3. Stetzsch.

a

b

Abb. 4. Nünchritz.

den Außenseiten der Spiralen, dem Bügel und der Nadel den Goldton der Bronze durchschimmern läßt. Wie die Aufsicht (Abb. 4b) erkennen läßt, gehen vom Bügel zwei volle Windungen nach links, von da ab verläuft die Sehne vor der Feder von links-außen nach rechts-außen, darauf folgen zwei volle Spiralwindungen nach innen zum Bügel und Übergang in die Nadel. Die Nadelrast scheint voll mitgegossen und dann ausgehöhlt (ausgefeilt?) worden zu sein.

Die Fibel ist unverziert bis auf das Fußende, das in einem langgezogenen tropfenartigen Gebilde von 0,9 cm Länge und 4,66 mm Dicke besteht. Kurz vor dem Übergang des Drahtes in dieses Gebilde schwillt dieser etwas an. Darauf folgt ein erhabener Ring als Grenze gegen die Anschwellung. 0,4 cm von diesem Ring entfernt liegen im bereits wieder sich verjüngenden Teile zwei seichte, nicht im ganzen Umfang gleichmäßig deutliche Ringfurchen. Vor diesen befinden sich etwa in der Mitte zwischen ihnen und der Einschnürung für das Endknöpfchen nach links von der Mittellinie noch zwei nur 1 mm lange, parallel zu den Ringfurchen verlaufende Striche — vielleicht Anfänge weiterer, jedoch unvollendet gebliebener Ringfurchen. Nach zwei weiteren, wenigstens in der Aufsicht erkennbaren Furchen schließt das Endknöpfchen das ganze ab.

Länge: 5,05; Breite: 1,5 (Kopfteil), 1,7 (höchste Erhebung des Bügels) und 1,45 (höchste Erhebung des Fußes bis zum unteren Ende der Nadelrast); Durchmesser (Spirale):

[1]) Im zweiten Viertel des Verzeichnisses seiner vaterländischen Altertümer-Sammlung als Anhang zu Bd. XIII der „Erinnerungen aus meinem Leben", Landesbibliothek Dresden: Msc. Dresden 265, S. 47b unter Nr. 298.

Digitized by Google

1,05 cm; Durchmesser des Drahtes: 1,56 mm (Spiralwindung), 3,96 mm (Bügel, quer), 1,82 mm (Fußrundung), 1,66 mm (Nadelmitte); Gewicht: 7,5 g.

Die Fibel von Nünchritz ist im 5. Typenkartenbericht [1]) nach J. D. Deichmüllers Angabe unter den Frühlatènefibeln Variante E aufgeführt worden, nachdem Preusker [2]) sie erwähnt und abgebildet hatte. Nach meinem Dafürhalten besteht diese Einordnung in die Variante E zu Unrecht. Möglich wäre ein Vergleich höchstens mit der sogenannten Marzabottofibel, wenn man von der besonderen Nadelrast absieht, die sowohl das Nünchritzer wie das Stetzscher Stück auszeichnet. Eine solche Nadelrast finden wir bei den meisten der sogenannten Tierkopffibeln der Stufe Latène A (zwischen 550 und 420 vor Chr.) nach P. Reinecke [3]), wenn man die Abbildungen im 5. Typenkartenbericht von R. Beltz [4]) betrachtet, bisweilen auch bei Certosafibeln [5]). Dagegen tritt sie bei Fibeln vom Typus Latène B (420—300 vor Chr.), den sog. Frühlatèneformen im Sinne der Tischlerschen Terminologie, nicht mehr auf. Wir werden daher unsere beiden Stücke von Nünchritz und Dresden-Stetzsch mindestens in den Übergang von Latène A nach B, d. h. um 400 vor Chr., ansetzen dürfen.

Parallelen zu unseren beiden Fibeln sind mir [6]) nur von zwei Fundstellen bekannt. Nach A. Götze kommen auf der Steinsburg bei Römhild Fibeln dieser Art mehrfach vor [7]). Vom sog. „Bauernfelde" bei Leitzkau, Kires Jerichow I in der Provinz Sachsen stammt ein Exemplar [8]). Es ist sehr zu bedauern, daß die Fundumstände dieser Fibel nicht genau bekannt sind, weil das Gräberfeld von Leitzkau nach Latène B und C gehört [9]). Es wäre sonst vielleicht möglich gewesen, den Nachweis zu führen, daß unsere Fibelform sogar bis Latène C, d. h. bis nach 300 vor Chr., hinabreicht. Während die Steinsburg bei Römhild im keltischen Bereich liegt, der vielleicht auch als Ursprungsort für diese Fibelform in Betracht kommt, gehören Leitzkau, Nünchritz und Stetzsch in das westgermanische Gebiet.

Eine Durchsicht der Keramik unserer Billendorfer Gräber auf Parallelen zu unserer Stetzscher Urne ergibt die überraschende Tatsache, daß sich solche doch ziemlich selten zeigen. In der Form des eiförmigen zweihenkligen Topfes scheint mir unser Gefäßtypus etwas häufiger aufzutreten (Abb. 5 und 6 von Dresden-Kaditz). „Als Ausgangspunkt für die zweihenkligen Töpfe

[1]) 1911, S. 738 unter Nr. 380.
[2]) Blicke in die vaterländische Vorzeit, Bd. 3, 1844, S. 83 und Tafel VI, Fig. 61.
[3]) Der Bayerische Vorgeschichtsfreund, V, 1925, S. 50.
[4]) 1911, S. 673 f.; vgl. auch Ebert, Reallexikon, Bd. 3, 1925, Taf. 106a.
[5]) Scheidemandel, Heinr.: Über Hügelgräberfunde bei Parsberg, Oberpfalz, II. Teil, Nürnberg 1902, Taf. 4, Abb. 6: aus Grab I bei Steinmühle. Dieses Grab ist dadurch besonders interessant, daß es daneben noch 4 Vogelkopffibeln und 1 Marzabottofibel mit großer Spirale enthielt.
[6]) Einer freundlichen Zuschrift von W. Schulz gelegentlich der Korrektur verdanke ich noch folgende Nachweise solcher Fibeln: Nohra, Landkreis Weimar, aus Skelettgrab (Sächs. Jahresschr. XV, 1927, S. 62 f.; Museum für Urgeschichte Weimar) und Möbisburg, Stadt- und Landkreis Erfurt Götze-Höfer-Zschiesche, Thüringen, Würzburg 1909, S. 251; Museum Halle, Sammlung Zschiesche).
[7]) Götze, A., Führer auf die Steinsburg bei Römhild. Hildburghausen 1922, S. 25, 31 (Tafel, Abb. 23).
[8]) Hirt, Nachr. ü. D. A., 6. Jg., 1895, H. 5, S. 79, Fig. 21a: mit einer Tonperle an der Nadel; Beltz, R., 5. Typenkartenbericht, 1911, S. 745, Nr. 515; vgl. auch Kiekebusch, A., Prähist. Zeitschr., VIII, 1916, S. 111, Abb. 5, Fig. 21a.
[9]) Bauer, Fr., Nachr. ü. D. A., 7. Jg., 1896, H. 6, S. 83 ff. und Kupka, P., Sächs. Jahresschr., IX, 1910, S. 17.

Digitized by Google

ist .... die westgermanische Kultur zu bezeichnen, in der diese Form schon vor 600 vorkommt" [1]).

Es gibt aber auch Parallelen zu unserer tonnenförmigen Urne von Dresden-Stetzsch. So gleich von Stetzsch selbst (Abb. 7). Das Stück ist deshalb besonders interessant, weil es mit der Deckelschüssel (Abb. 8) und dem Fragment eines Tontellers (Abb. 9) aus einem Grabe stammt, eine Angabe, die für Stetzsch leider zu den Ausnahmefällen gehört. Dieses Grab ist am 29. VIII. 1890 von dem bekannten Verfasser der Arbeit „Zur Geschichte der Besiedlung der Dresdner Gegend" (Dresden 1912) O. Trautmann selbst auf dem Beyerschen Felde ausgegraben worden. Die Graburne (Abb. 7) enthielt Leichenbrand; ihr Boden befand sich 1,20 m unter der Oberfläche. Das Grab [2]) besaß eine Steinpackung aus zum Teil sehr großen Steinen. Die 3 Stücke sind noch im Jahre 1890 dem staatlichen Museum für Vorgeschichte geschenkt

Abb. 5.

Abb. 6.

Dresden-Kaditz. Etwa 1/6.

worden (Alter Katalog S. 266, Nr. 219—221). Dabei findet sich die Anmerkung: „Nr. 219—221 aus einem Grabe, in dem noch mehrere kleinere, auch eine größere Urne sich befanden, die nicht ins Museum gelangten". Diese anderen Gefäße müssen leider als verschollen gelten, wie ich dieser Tage durch eine Aussprache mit Herrn Trautmann festgestellt habe. Die Deckelschlüssel besitzt an Stelle eines Henkels zwei schräg vom Rande (bei nach unten gerichteter Mündung) nach rechts-oben verlaufende, mondsichelförmige Wülste und einen eingezogenen Rand (Rostspuren an ihr beweisen, daß sie mit Eisen in Berührung gestanden hat). Wegen der Wülste werden

[1]) Tackenberg, K., Altschlesien, I, 1926, S. 155, Taf. XII, Abb. 7 (Gr. Beckern, Kr. Liegnitz), Taf. XIII, Abb. 10 (Lindau, Kr. Freystadt); vgl. dazu Schwantes, G., Prähist. Zeitschr., I, 1909, Taf. XV, 1 (Stufe Wessenstedt), Taf. XVI, 2 (Stufe Jastorf b); Wahle, E., Sächs. Jahresschr., X, 1911, S. 117f., Taf. XIV, Fig. 4a (Golpa bei Bitterfeld; vgl. dazu auch Gandert, O.-F., Die Dübener Heide, Nr. 3, 1927, S. 58, Abb. 3, Fig. 2); Rodrian, H., Mannus, XVII, 1926, S. 315, Vd, S. 317, VIIIa 1, S. 323, XId und XIk (Kreis Schweinitz, Prov. Sachsen); betr. einer germanisch-illyrischen Mischbevölkerung vgl. vor allem S. 330—332.

[2]) Grab D der Trautmannschen Notizen in Deichmüllers Grabungsprotokoll; vgl. dazu die Angaben in diesem auf S. 21.

Digitized by Google

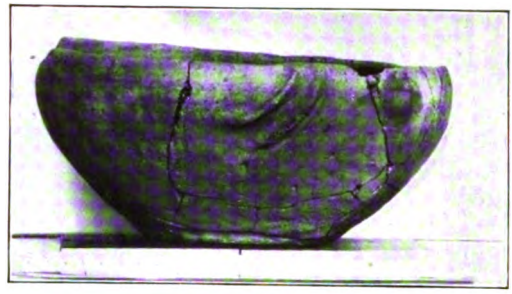


Abb. 8.

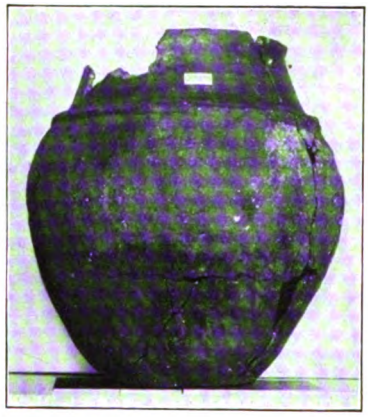


Abb. 7.

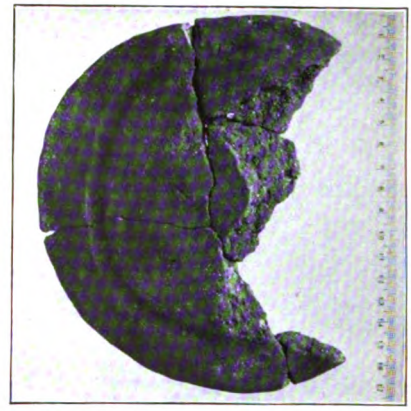


Abb. 9.

Abb. 7 u. 8. Etwa $^1/_{12}$ n. Gr. Abb. 9. 1 cm des beigegebenen Maßstabes = 2,3 cm in n. Gr.

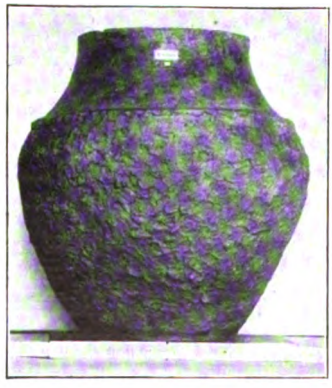


Abb. 10. Zeithain, Ah. Großenhain. Etwa $^1/_{12}$ n. Gr.

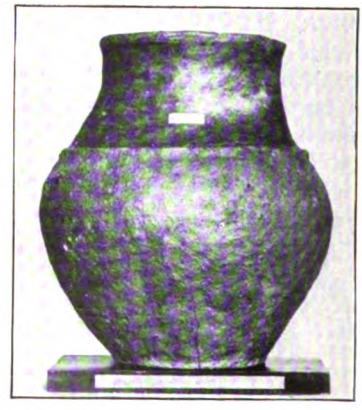


Abb. 11. Klein-Saubernitz, Ah. Bautzen. Etwa $^1/_{12}$ n. Gr.

Digitized by Google

wir sie unbedenklich nach Latène setzen dürfen. Im Gegensatz dazu gehört der Tonteller zum eisernen Inventar Billendorfer Gräber.

Als weitere Parallelen zur Stetzscher Urne bringe ich ein Gefäß von Zeithain, Ah. Großenhain (Abb. 10; alter Katalog, S. 222, Nr. 127), bei dem schon die Abbildung sehr deutlich den Unterschied zwischen dem bis zum Wulst hin geglätteten Hals und dem übrigen rauhen Teil des Gefäßes erkennen läßt. Ganz ähnliche Stücke besitzt unser Museum von Klein-Saubernitz, Ah. Bautzen (Abb. 11) und Gohlis bei Dresden, Ah. Dresden. Auch die Stücke von Klix, Ah. Bautzen [1]) kommen für einen Vergleich in Frage. Außerhalb Sachsens wären zu nennen: Walsleben, Altmark [2]), Südende, Kreis Teltow [3]), Merzdorf, Kreis Breslau [4]), Waldheim, Kreis Steinau [5]) und Noßwitz, Kreis Glogau [6]). Gerade das Noßwitzer Stück entspricht wohl am allerbesten unserer Stetzscher Urne.

Sehen wir uns die genannten Fundorte auf der Karte an, dann liegen sie entweder in westgermanischem Gebiet oder in ehemals illyrischem Gebiet,

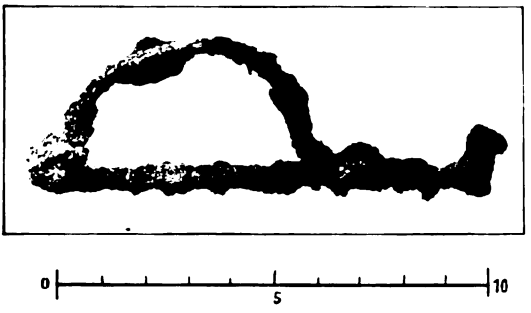


Abb. 12. Stetzsch.

in dem später Westgermanen anzutreffen sind, oder endlich in ostgermanischem Gebiet. Dort werden sie jedoch von den einheimischen Forschern als westgermanische Typen bezeichnet.

Tackenberg [7]) hat in bezug auf Schlesien von einer frühgermanisch (im Sinne von ostgermanisch) -illyrischen Mischgruppe gesprochen; wir werden für Sachsen von einer westgermanisch-illyrischen Mischgruppe sprechen dürfen. Daß daran für Sachsen illyrischerseits die Billendorfer Gruppe besonders stark beteiligt ist, beweist der Trautmannsche Grabfund von Dresden-Stetzsch mit dem Billendorfer Teller. Dafür spricht aber auch das Auftreten von Gefäßen, die unserer Stetzscher Urne nahestehen, in den Billendorfer Gräberfeldern, z. B. von Klix [8]) und Kleinsaubernitz. Denn das Gefäß von Kleinsaubernitz stammt nach den Angaben von dem bekannten großen Gräberfelde

[1]) Herbach, K., Bautzener Festschrift, 1926, S. 79, Taf. IX, Abb. 5 und 8.
[2]) Kupka, P., Sächs. Jahresschr., X, 1911, S. 48 mit Taf. V, Abb. 14.
[3]) Kiekebusch, A., Präh. Zeitschr., VIII, 1916, S. 118, Abb. 11, ferner Landeskunde der Provinz Brandenburg, Bd. III, 1912, S. 417, Abb. 230, sowie Tackenberg, K., a. a. O., S. 155.
[4]) Mertins, O., Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens, 2. Aufl., 1906, S. 94, Abb. 242 (Skelettgrab!).
[5]) Tackenberg, K., a. a. O., S. 155 und Taf. XIII, 9.
[6]) Tackenberg, K., a. a. O., S. 155, Abb. 39 aus Grab 68.
[7]) Tackenberg, K., a. a. O., S. 121.
[8]) Herbach, K., a. a. O., S. 79, Taf. IX, 5.

Digitized by Google

in der Sandgrube vom Lorenzberg. Und das Grab von Klix erweist sich nach Herbachs Angaben[1]) mit seinen 11 Beigefäßen als absolut billendorfisch.

Wenn die von uns gegebene Datierung der beiden Fibeln zutrifft, dann wäre damit der Beweis erbracht, daß im Elbgebiete Sachsens die westgermanisch-illyrische Mischkultur noch um 400 vor Chr., unter Berücksichtigung des Leißkauer Stückes wohl sogar noch nach 400 vor Chr., bestanden hat. Dann würde aber auch angenommen werden dürfen, daß damals noch Illyrier bei uns gewohnt haben.

Wir können diese Annahme noch von einer anderen Seite her stützen. Das Gräberfeld von Stetzsch hat die einzige bisher aus Sachsen bekannt gewordene Certosafibel geliefert[2]). Das Stück (Abb. 12) ist aus Eisen und hat eine untere Sehne. Der Bügel ist oben rund, unten flach. Der Fuß ist ein aufrecht stehender Knopf. Das Billendorfer Grab, das die Fibel enthielt, wurde von J. D. Deichmüller am 29. August 1890, also am gleichen Tage wie das Grab D Trautmanns und nur 4,4 m westlich von diesem, auf dem östlich des Maurer Zeißigschen Grundstückes gelegenen Felde von Beyer (Parzelle Nr. 126e) als Nr. VIII ausgegraben. Die Ansicht des Grabes von NO gibt die Abb. 13 (die vor der Haupturne gelegenen Steine sind weggenommen).

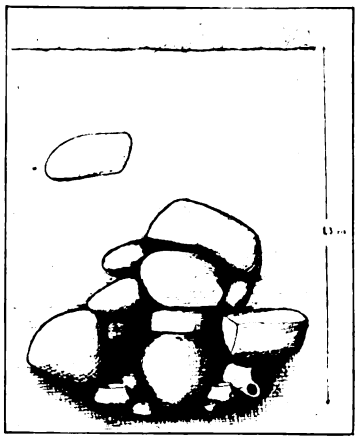


Abb. 13. Stetzsch.

Nach Deichmüllers Angaben im Grabungsprotokoll[3]) befand sich der Boden der Haupturne 1,30 m unter der Erdoberfläche. Außer ihr und ihrer ungehenkelten Deckschüssel (einem gewölbten Napf) enthielt das Grab 14 kleine Beigefäße, das Fragment eines weiteren Beigefäßes und die Fibel, welche SW neben der Haupturne zwischen den dort befindlichen Beigefäßen lose im Sande lag, welcher ringsherum rostrot verfärbt war. Die Graburne ist ein großer Topf, der an der Grenze von Hals und Schulter statt der Henkel zwei kurze knopfartige Ansätze hat. Die braune Außen- und die schwarze Innenseite sind wie poliert, so glatt gestrichen sind die Flächen. Etwa 1,50 m südlich von der Haupturne fanden sich — auf der Abb. 13 nicht mehr dargestellt — 0,60 m unter der Erdoberfläche drei weitere Gefäße, die z. T. mit Steinen umgeben waren. In einer henkellosen Schale stand eine mit Erde angefüllte Terrine, mit schräglaufenden Rippen und Punktreihen verziert. Bedeckt war diese mit einer im Innern mit einem vierstrahligen Stern verzierten einhenkligen Schale.

Mit den Certosafibeln hat sich erst unlängst G. von Merhart[4]) in seiner Arbeit „Archäologisches zur Frage der Illyrer in Tirol" auseinandergesetzt. Er stellt fest, daß „jeder Fund in den Alpen oder nördlich derselben, sofern er in geschlossenem Inventar Certosafibeln enthält, im Sinne der Stufenteilung Reineckes latènezeitlich und frühestens der Stufe A, zum Teil auch wohl noch der Stufe B parallel zu setzen ist, wobei es zunächst gleichgültig bleibt, ob Grabform oder Inventar hallstättisch sind."

[1]) A. a. O., S. 84: Grab XVII mit Skizze auf S. 87, Taf. XI.
[2]) Beltz, R., 6. Typenkartenbericht, Berlin 1914, S. 886, Nr. 47 auf Grund des Nachweises von J. D. Deichmüller.
[3]) S. 12—19.
[4]) Wien. Prähist. Zeitschrift XIV, 1927, S. 106ff.

Digitized by Google

Auf unsere Billendorfer Gräber von Dresden-Stetzsch übertragen heißt das aber, daß wir mit ihrer unteren Grenze wenigstens bis zum Übergang von Latène A nach B, möglicherweise sogar nach Latène B zu gehen haben.

Für die letzte Ansicht sprechen m. E. folgende Überlegungen: Beltz [1]) betont den „östlichen Charakter" der Certosafibeln für ihr Auftreten in Deutschland. Und A. Mahr [2]) sagt im Anschluß an B. Niese [3]): „Eine zweite Verschiebung nach dem Osten habe durch bayrisch-sudetenländisches Gebiet um die Wende der Stufen A und B, also etwa um 400 stattgefunden ...." Würde also die Kenntnis der Certosafibeln erst um diese Zeit nach Schlesien und von da aus weiter nach Posen gelangt sein, dann wäre es durchaus wahrscheinlich, daß unser Stetzscher Stück — selbst wenn es eine lokale Nachbildung darstellen sollte, für die es ja auch eines Vorbildes bedurft hätte — erst im 4. Jahrhundert, also in einer ziemlich späten Phase der Billendorfer Kultur, von Osten her nach Sachsen gekommen ist. Denn vom Osten kam ja die Billendorfer Kultur ins Land.

Gegenüber der noch immer ungeklärten Frage nach dem Verbleib des großen illyrischen Volkes stellt sich Tackenberg [4]) für Schlesien auf den Standpunkt, daß „der Rest im Lande blieb und als hörige Bevölkerung mit den Einwanderern allmählich zu einer Einheit verschmolz". Wenn dieser Verschmelzungsprozeß in Schlesien nach Tackenbergs Angaben so verlaufen ist, daß die Frühgermanen „unter dem Einfluß der alten Bevölkerung ihre Bestattungssitten" aufgaben und „zur illyrischen Flachgräberform" übergingen, daß sie auch „das Mitgeben von mehreren Beigefäßen" entlehnten, „wie die Sitte, Seelenlöcher anzubringen", daß „selbst auf keramischem Gebiet ... Angleichungen" stattfanden, wobei „die illyrische Kultur meist die gebende war", dann hat man bei der beiden Kulturen eignenden Gemeinsamkeit der „meisten Schmuckstücke, Toilettengegenstände, Waffen und Werkzeuge" eigentlich nicht den Eindruck, daß die Illyrier die „hörige Bevölkerung" gewesen sind [5]). Im Gegenteil! Weiter: je schwerer wir die einzelnen Komponenten der neuen Mischkultur durch die Bodenfunde zu erfassen vermögen, desto mehr werden wir damit zu rechnen haben, daß sie von längerer Dauer gewesen ist. Von einem Ende derselben werden wir erst dann sprechen dürfen, wenn innerhalb der bisherigen Grenzen der Mischkultur eine neue Kultur archäologisch gut greifbar geworden ist.

Mutatis mutandis dürften sich aber die schlesischen Verhältnisse auf Sachsen übertragen lassen, auch ohne daß wir eine absolute Chronologie der Billendorfer Keramik besitzen, für welche unsere Stetzscher Gräber von erheblicher Bedeutung sind. Die sächsischen Verhältnisse während der Latènezeit würden dann folgendermaßen erklärt werden können:

Abgesehen von einigen wenigen rechtselbischen Latènefunden (Gohlis bei Riesa, Nünchritz, Okrilla, Röderau und Zeithain) bildet die Elbe die Grenze zwischen westgermanischem Volkstum und westgermanisch-illyrischer Mischbevölkerung. Das linkselbische Gebiet, nach Ausweis der Fundkarte an und für sich schon arm an illyrischer, d. h. Billen-

[1]) 6. Typenkartenbericht, Berlin 1914, S. 696.
[2]) Mitt. prähist. Kom., Bd. 2, Nr. 3, 1915, S. 358.
[3]) Zur Geschichte der keltischen Wanderungen in: ZfdA., Bd. 42, 1898, S. 129ff.
[4]) Tackenberg, K., a. a. O., S. 154f.
[5]) Vgl. dazu die Ausführungen W. Schmids, Mitt. präh. Kom., Bd. 2, Nr. 3, 1915, S. 280 betr. Vermischung einer numerisch schwächeren keltischen Herrenbevölkerung mit den erbgesessenen illyrischen Einwohnern; ferner L. Franz, Germania, XI, 1927, S. 8.

Digitized by Google

dorfer Bevölkerung wird durch immer neuen Zustrom im Verlaufe der Latènezeit unter vollkommener Aufsaugung aller etwa noch zurückgebliebenen illyrischen Volksreste immer mehr westgermanisch.

Ganz anders im ostelbischen Gebiet, im Bereich der sächsischen Oberlausitz, wo von Anfang an illyrisches Volkstum in reicher Fülle durch die von Osten ins Land kommenden Billendorfer sich ausbreitete. Gewiß ist es auch hier, wie die Funde von Klix und Kleinsaubernitz beweisen, zu einer Vermischung mit westgermanischen Zuwanderern gekommen. Jedoch dominierte hier das Illyriertum so stark, daß uns die westgermanische Besiedlung während der Latènezeit in illyrischem, d. h. in Billendorfer, Gewande entgegentritt. Der gesicherte Fund einer einzigen Latène C oder D-Fibel in einem ostsächsischen Billendorfer Grab würde zum Beweis dieser Darlegungen ausreichen.

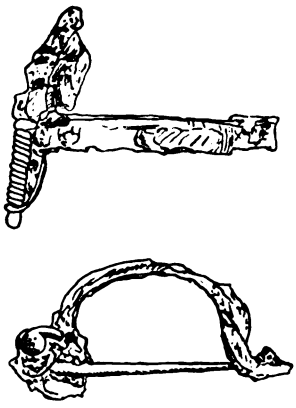


Abb. 14. Dresden-Leuben. 1/1.

In dieser Verbindung möchte ich hier noch auf einen Fund hinweisen, der auf dem Gelände des Gartenbaubetriebes Max Ziegenbalg in der Flur Dresden-Leuben zutage kam.

Ende Februar 1926 wurde etwa 85 m nordwestlich und 20 m südwestlich des südwestlichsten Betriebsgebäudes beim Pflügen in etwa 40 cm Tiefe das Fragment des Unterteiles (und ein einzelner Wandscherben) von einem großen Topf freigelegt und vom Obergärtner Karl Seichter geborgen. Der Boden des Fragmentes ist leicht abgesetzt und durchgebogen, die Oberfläche außen schokoladebraun mit schwarzen Tönen, geglättet; innen graubraun, eben. Das Bruchstück enthielt einen harten Klumpen von Brandknöcheln und Asche, ferner die eiserne Fibel (Abb. 14) sowie zwei Reste eines Armringes aus Bronze von unsymmetrischem, bikonvexem Querschnitt. Das Material befindet sich als Geschenk der Herren Ziegenbalg im Staatlichen Museum für Vorgeschichte in Dresden.

Die Fibel ist eine zweiteilige Armbrustfibel mit breiter, dünner Spitze, Spiralachse, die in Knöpfen endigt, und bandförmigem, bogenförmigem Bügel von ovalem Querschnitt. Der Fuß mit der Rast ist zum größten Teil verloren. Eine schadhafte Stelle auf der Höhe des Bügels könnte darauf hindeuten, daß der zurückgebogene Fuß den Bügel berührt hätte (Mittel-Latène = Schema!). Eine Spiralhälfte ist stark beschädigt.

Verschiedene Grabungen G. Neumanns auf dem Gelände, die Ende März 1928 zu einem vorläufigen Abschluß gelangt sind, haben ergeben, daß es sich um ein rein billendorfisches Gräberfeld handelt. Und innerhalb der südlichen Randzone dieses Gräberfeldes — also nicht am Rand! — liegt inmitten anderer Billendorfer Gräber unser Fibelgrab als Nr. 36 des Planes. Es ist außerordentlich zu bedauern, daß Gefäß und Fibel so schlecht erhalten sind, daß eine absolut einwandfreie Datierung ausgeschlossen ist. Wir würden sonst vielleicht in der Lage gewesen sein, zu beweisen, daß die Billendorfer Kultur bis etwa 200 vor Chr. heruntergereicht hat.

Jedenfalls müssen wir danach die Billendorfer Kultur Sachsens in geringerem Maße für den Westen, in erheblichem Umfange für den Osten — die Elbe als Grenze gerechnet — ebenso als eine retardierende Hallstatt-

Digitized by Google

oder Späthallstattkultur ansehen, wie das von W. Schmid[1]), A. Mahr[2]), von G. Bersu und P. Goeßler[3]) und von G. von Merhart[4]) für das Bacherngebiet in Steiermark, für Oberösterreich, die schwäbische Alb und Tirol geschehen ist.

Und soviel Schlesien angeht, sollte sich nicht auch hier im Sinne dieser und der Tackenbergschen Ausführungen die Möglichkeit ergeben, die Kluft zu überbrücken, „die zwischen der Gesichtsurnenkultur und der spätlatènezeitlichen der Brandgrubengräber liegt?"

[1]) Mitt. präh. Kom., Bd. 2, Nr. 3, S. 301.

[2]) Mitt. präh. Kom., Bd. 2, Nr. 3, S. 309. — nach J. Szombathy, MAGW., XVIII, 1888, S. (93), der als erster „auf die ganz charakteristische Erscheinung, daß die südalpinen Funde der Latènezeit mit einer ganz augenscheinlichen Verspätung einsetzen, ... aufmerksam gemacht" hat —; ferner a. a. O., S. 358f.

[3]) Fundb. Schwaben, N. F., II, 1924, S. 102.

[4]) Wien. präh. Zeitschr., XIV, 1927, S. 106—108, bes. S. 107.

Digitized by Google

Die „Schwurschwerter" der Wartburg — Taleae ferreae.

Von Alfred Götze, Berlin.

Mit 2 Abbildungen im Text.

Ein Latènefund eines auf dem europäischen Kontinent äußerst seltenen Typus dürfte das Interesse der Vorgeschichtsforscher und insbesondere unseres Jubilars finden. Er ist in der vorgeschichtlichen Literatur noch nicht eingeführt, obgleich er schon vor etwa 80 Jahren gehoben wurde und in der historischen Literatur eine Rolle spielt — freilich in seiner wahren Bedeutung unerkannt. Eine besondere Note bekommt er dadurch, daß er an einem jedem Deutschen wohlbekannten und jährlich von Tausenden besuchten Ort zutage kam und dort aufbewahrt wird und daß er mit einer ebenso bekannten Sage verknüpft ist.

Es sind die sog. Schwurschwerter oder mythischen Schwerter der Wartburg.

Erinnern wir uns kurz der Sage [1]): Ludwig der Springer kam auf der Jagd in die Gegend von Eisenach und rief in Betrachtung des steilen Felsenberges: „Wart' Berg, du sollst mir eine Burg werden!" Der Berg gehörte aber nicht ihm, sondern den Herren von Frankenstein. Da ließ er des Nachts von seinem Grund und Boden in Körben Erde hinauftragen und auf dieser eine Burg bauen. Darauf wurde er von den Herren von Frankenstein verklagt und ihm der Eid zugeschoben, sein Eigentum zu beschwören. „Da erkor der Graf seine zwölf Ritter zu Eideshelfern, trat mit ihnen auf den Berg, steckten ihre Schwerter in die zuvor hinaufgetragene Erde und schwuren, daß ihr Herr, Graf Ludwig, auf dem Seinen stände und schon von Alters dieser Boden zum Lande und zur Herrschaft von Thüringen gehört habe. Damit behielt er den Berg". Soweit die Sage. Die Wartburg wurde von Ludwig dem Springer in den Jahren 1067 bis 1070 erbaut.

Auf Anregung der Großherzogin Maria Paulowna beschloß ihr Sohn, der damalige Erbgroßherzog und spätere Großherzog Carl Alexander von Sachsen in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts den Wiederaufbau der stark verfallenen Burg, von der nur noch wenige Gebäude standen. Als Vorarbeit wurden 1845 und 1846 durch den Wiedererbauer der Wartburg, Dr. H. v. Ritgen und den Burghauptmann B. v. Arnswald Ausgrabungen zur Gewinnung von Bauteilen und Aufdeckung der Fundamente vorgenommen und der Schutt — ungefähr 7000 cbm — von der Burgfläche entfernt. Dabei

[1]) Ludwig Bechstein: Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes. 1. Teil. 1835. S. 25 f.

Digitized by Google

fand man, wie die Berichte sagen, 13 eiserne Schwertklingen, die als die in der Sage genannten Schwurschwerter angesehen wurden. v. Ritgen äußert sich hierüber folgendermaßen: „Merkwürdigerweise hat man vor mehreren Jahren in einem in den Felsen gehauenen Loche auf der Burg 13 halbzerstörte Schwerter ältester Form gefunden, welche mit einem Drahte umwunden waren. Sollten sie nicht zum Andenken jenes Schwures dort versenkt worden sein?" [1]). In dem großen Wartburgwerk [2]) berichtet der Großherzog Carl Alexander etwas ausführlicher: „Der merkwürdigste Fund von allen ist aber der von 13 Ritterschwertern gewesen, welche, mit Draht zusammengebunden, in der Mitte des Burghofes in der Nähe des größten Turmes in einem Loch im Felsen gefunden wurden. Herr v. Ritgen war auf den glücklichen Gedanken gekommen, den Hof des Schlosses ausgraben zu lassen. Hierbei fand man eine Menge Brandschutt und plötzlich jene Schwerter.... Als ich nach gethanem Funde auf die Wartburg kam, hob ich mit meinem Sohne die 13 Schwerter empor und legte sie samt dem Draht in die unter Glas verwahrte Platte eines Tisches in der Kemenate der hl. Elisabeth nieder, wo sie noch sind" [3]). In Abschnitt 10 des Wartburgwerkes schreibt Baumgärtel anscheinend auf Grund der Monatsrapporte v. Arnswalds: „In dem mittleren Hofraum zwischen Brauhaus und Palas, ungefähr vor der Mitte des letzteren, wurde unter dem Schutt eine in den Felsen eingehauene quadratische Vertiefung von etwa 4 m Seitenlänge entdeckt, innerhalb deren sich jene 13 Schwertklingen fanden" [4]). Schließlich Paul Weber im Abschnitt 12: „Von den wenigen, jetzt auf der Wartburg aufbewahrten Ausgrabungsfunden aus der Zeit der Wiederherstellung sind die interessantesten die 13 mittelalterlichen Schwertklingen..... Alle 13 waren bei der Auffindung durch Draht zu einem Bündel zusammengeschnürt. Diese Umschnürung und der Umstand, daß die Klingen augenscheinlich nie „gefaßt", d. h. mit Griffen versehen gewesen sind, legen die Vermutung nahe, sie könnten in alter Zeit durch irgendeinen Zufall aus der Rüstkammer der Burg verloren gegangen sein. Der Form und Technik nach scheinen sie dem 13. Jahrhundert anzugehören" [5]). Seit der Auffindung lebten die Klingen in der waffenkundlichen Literatur [6]) als die Schwurschwerter Ludwigs des Springers, bis Karl Kötschau [7]) dem ein Ende machte in einer Besprechung des Werkes von Diener-Schönberg (Die Waffen der Wartburg, 1912), indem er den Verfasser lobte, daß er den mysteriösen Fund der sog. Schwurschwerter ausschloß, „da sie nur der Phantasie der Romantiker des 19. Jahrhunderts ihre Deutung und wahrscheinlich auch ihre Entstehung verdanken".

---

[1]) Dr. H. v. Ritgen: Der Führer auf die Wartburg. Leipzig. 3. Aufl. 1876. (1. Aufl. 1859.)

[2]) Die Wartburg, ein Denkmal deutscher Geschichte und Kunst. Dem deutschen Volke gewidmet von Großherzog Carl Alexander von Sachsen, dargestellt in Monographien von Carl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach, Richard Voß, Carl Wenck, Paul Weber, Ernst Martin, Wilhelm Oncken, Max Baumgärtel, Otto v. Ritgen, August Trinius. Berlin 1907.

[3]) Ebenda S. 10, mit Abbildung eines der Schwerter.

[4]) Ebenda, S. 298.

[5]) Ebenda, S. 596.

[6]) Erwähnt sei: Graf Wilczek, Erinnerungen eines Waffensammlers. Wien 1908 (2. Aufl.), weil er S. 5 eine Variante über die Sage und die Auffindung bringt: 12 Schwerter aus der Wende des 11. Jahrhunderts seien strahlenförmig liegend aufgefunden worden und ein reicher verziertes Schwert in der Mitte senkrecht in der Erde stecken. — Ein Beispiel für die noch in der Gegenwart lebendig gestaltende Kraft der Sage.

[7]) Zeitschrift für historische Waffenkunde. VI, 1912—1914, S. 71.

Digitized by Google

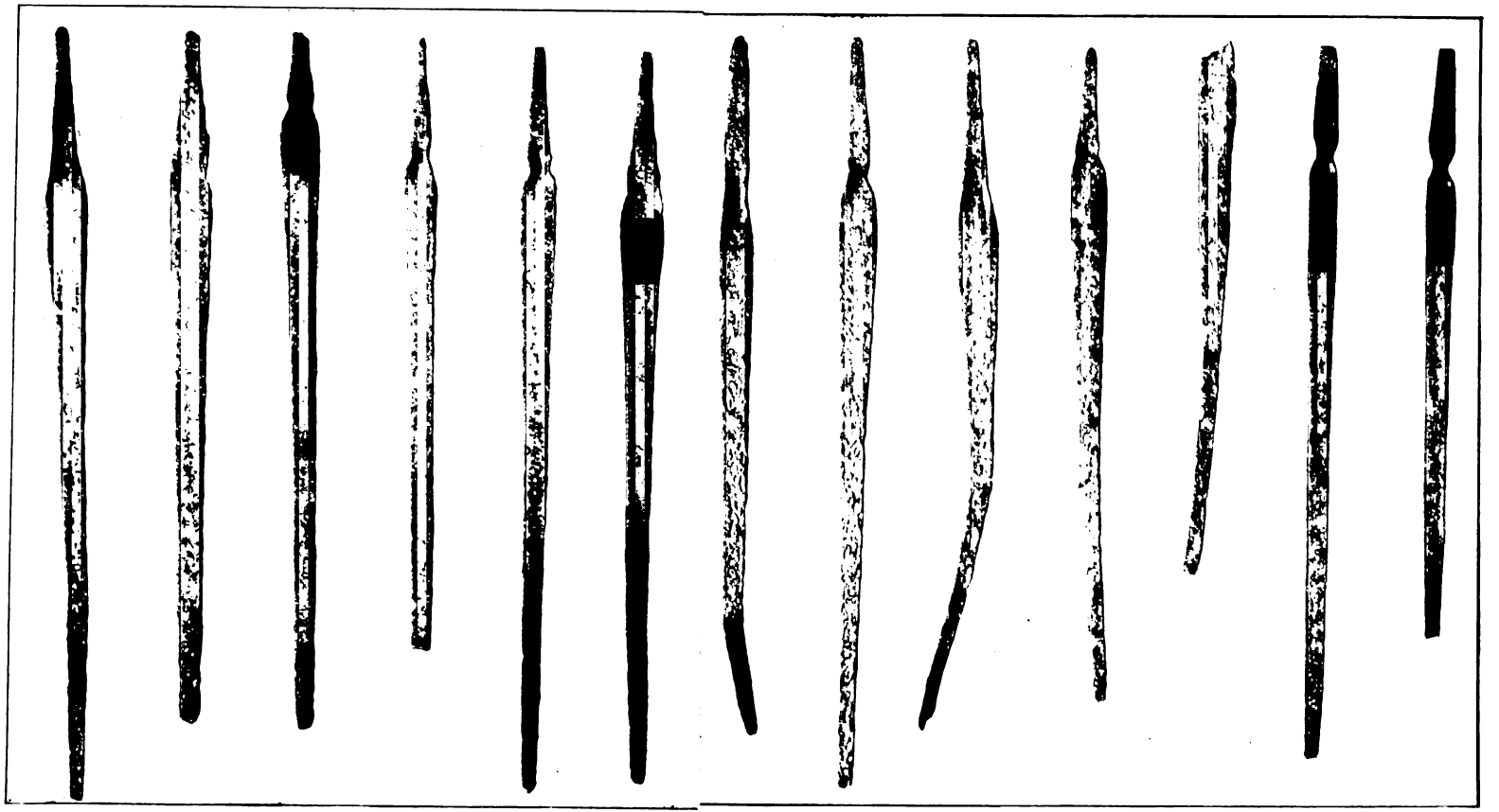


Abb. 1.

Digitized by Google

Was hat es nun mit diesen merkwürdigen Klingen für eine Bewandnis? Gehörten sie Ludwig dem Springer und seinen Eideshelfern, sind es überhaupt „mittelalterliche" Schwerter des „11. Jahrhunderts" oder Erzeugnisse des „19. Jahrhunderts" — oder etwas ganz anderes?

Im Sommer 1909 hatte ich durch die Güte des Oberburghauptmanns Freiherrn v. Cranach Gelegenheit, die „Schwurschwerter" zu sehen. Sie lagen nebst Stücken des Drahtes in der Kemenate noch in dem Tischkasten, in den der Großherzog Carl Alexander sie hineingelegt hatte.

Die folgende Beschreibung stützt sich auf die damalige Besichtigung und die Photographieen, für die ich Herrn v. Cranach dankbar bin und nach denen die hier wiedergegebenen Abbildungen 1 (Nr. 1—13) hergestellt ist; die Maße und Gewichte verdanke ich Herrn Burgwart H. Nebe. Von den dreizehn Klingen sind elf Stück (Nr. 1—11) stark verrostet und befinden sich in einem Zustand, in dem die Substanz in abbröckelnde Platten sich aufzulösen beginnt; solche abgesplitterte Stücke lagen in ziemlicher Menge im Kasten bei den Schwertern. Obgleich der Oxydationsprozeß ziemlich weit fortgeschritten ist, enthält doch der Kern metallisches Eisen in nennenswerter Menge. Nasse Tröpfchen zeigten sich nur in verschwindender Anzahl, so daß man annehmen kann, daß der Aufbewahrungsort verhältnismäßig günstig ist und die starke Verrostung nicht erst nach der Auffindung, sondern vorher vor sich gegangen ist. Ganz anders verhalten sich die beiden Klingen Nr. 12 und 13. Ihre Oberfläche ist nicht rauh, es fehlt vollständig die Neigung zum Absplittern und die Verrostung dringt nicht in die Tiefe. Die Ecken und Kanten sind gut erhalten, überhaupt machen die beiden Stücke einen wesentlich frischeren Eindruck.

Die Form der „Schwurschwerter" ist die einer langgestreckten dünnen Lamelle, die einer Schwertklinge mit Griffangel ähnelt. Der Eindruck kommt dadurch zustande, daß in 10—20 cm Abstand vom oberen Ende beide Ränder nach einer Seite hin umgelappt sind, wie es bei den bronzenen Lappenäxten aber auch an manchen Eisengeräten der Latènezeit (Äxte, Pflugschare, Picken u. dgl.) der Fall ist, um eine Schäftung zu befestigen; Holzspuren sind indessen an den „Schwurschwertern" nicht zu bemerken, die Umlappung ist für einen solchen Zweck auch viel zu gering und manchmal überhaupt nur leicht angedeutet. Durch diese Abschnürung des oberen Teils wird der Eindruck einer Griffangel hervorgerufen und das Schwertartige wird weiter dadurch betont, daß von der breitesten Stelle aus, die wenig unter der Umlappung liegt, die Klingen sich nach oben und unten verjüngen; sie endigen unten, soweit erkennbar, stumpf. Die Seitenränder bilden keine Schneide.

Nr.	Länge	gr. Breite	Gewicht	Nr.	Länge	gr. Breite	Gewicht
1	97 cm	5,7 cm	750 g	7	88 cm	4,4 cm	700 g
2	88 „	5,5 „	750 „	8	95 „	5,3 „	750 „
3	89 „	5,1 „	650 „	9	89 „	5,5 „	750 „
4	79 „	4,6 „	500 „	10	84 „	4,8 „	625 „
5	97 „	5,0 „	500 „	11	68 „	5,0 „	400 „
6	95 „	6,0 „	750 „	12	91 „	3,7 „	425 „
				13	75 „	3,7 „	325 „

Für die Materialuntersuchung, die Herr Prof. Dr. Hanemann an der Technischen Hochschule Charlottenburg dankenswerter Weise ausführte, standen nur einige abgebröckelte Roststücke von den Schwurschwertern und ein Stückchen Draht von der angeblichen Umwicklung zur Verfügung. Der Draht besteht aus Schweißeisen und ist gezogen. Die Analyse

Digitized by Google

des Roſtes ergab: Eiſen 62,40%, Silizium 1,04%, Mangan 2,46%, Phosphor 0,070%, Schwefel 0,068%. — Da Silizium und Mangan in derartigen Stählen nicht über etwa 0,1 bis 0,3% vorkommen, muß man annehmen, daß aus dem Roſt viel Eiſen ausgelaugt iſt. Das Ergebnis iſt daher für die archäologiſche Beurteilung nicht verwendbar.

Daß dieſe Gegenſtände Nr. 1—11 (12—13 ſcheiden vorläufig aus der Erörterung aus) die Schwerter Ludwigs des Springers und ſeiner Ritter, daß es überhaupt mittelalterliche Schwerter ſind, hat Kötſchau mit Recht abgelehnt, denn etwas ähnliches gibt es im Mittelalter nicht. Daß ſie aber, wie er meint, neuzeitlich ſeien, halte ich wegen Art und Grad der Oxydation für ausgeſchloſſen. Vielmehr entſprechen ſie vollkommen einem der vorgeſchichtlichen Archäologie wohlbekannten Typus, nämlich den keltiſchen ſchwertförmigen Geldbarren aus Südengland (vgl. Abb. 2). Die Übereinſtimmung iſt derart, daß ein Zweifel an der Identität nicht möglich iſt.

Dieſe engliſchen Barren (currency-bars), mit denen Reginald A. Smith [1]) ſich eingehend beſchäftigt hat, kommen im mittleren Teil Südenglands in einem Gebiet, das etwa durch die Punkte Portsmouths, Northampton, Malvern und Torquay umgrenzt wird, in großer Menge vor, häufig als zuſammengepackte Schatzfunde von manchmal hunderten von Exemplaren. Der größte Fund iſt der von Meon Hill (Glouceſterſhire), wo im Jahre 1824 in der Mitte der Befeſtigung 394 Stück auf einem Haufen gefundne wurden. Bei Malvern (Worceſterſhire) lagen 150 Stück zu einer feſten Maſſe zuſammengeroſtet 3 Fuß tief mit Steinen bedeckt (1856). Im nächſten Jahre fand man einige Meter davon ein weiteres Depot mit ebenfalls 150 Stück. Bei Bourton-on-the-Water (Glouceſterſhire) auf einem „the Camp", genannten Platz lagen 147 Stück dicht zuſammengepackt 1½ Fuß tief, dabei ſollen Reſte einer Kiſte (box) geweſen ſein. Bei Ham Hill (Hamdon, Somerſet) wurde im Mai 1845 eine große Anzahl ausgepflügt. Zwiſchen der Befeſtigung von Holne Chaſe bei Aſhburton (Devon) und dem Dartfluß ſtieß man 1870 beim Kaninchengraben auf 1 Dutzend Stück, zuſammengepackt auf einem Stein und mit einem andern bedeckt. In der Befeſtigung von Hod Hill (Dorſet) 17 Stück. Bei Maidenhead (Berks) an der Themſebrücke um 1894 ein Bündel von 7—8 Stück. Bei St. Lawrence (Ventnor) 2 Stück 6 Fuß tief in einem Felsſpalt (1880). Als weitere Fundſtellen ſolcher Eiſenbarren werden genannt Spettisbury (Dorſet, bekannt als Crawford Caſtle), Wincheſter (Hants), Glaſtonbury (Somerſet), Hunsbury (Danes Camp, Northants), Littleton bei Evesham, der Lyneham barrow bei Chipping Norton (Oxfordſhire) und wahrſcheinlich ein zweiter Fund aus der Themſe (im Muſeum in Aylesford).

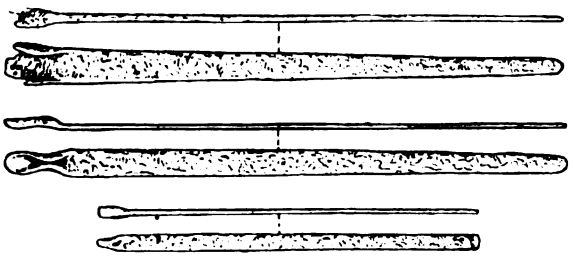


Abb. 2. Südengland.

[1]) Proceedings of the society of antiquaries of London 2. Ser., Vol. XX, S. 179 bis 194; Vol. XXII, S. 38, 337—343; British Museum. A Guide to the Antiquities of the Early Iron Age (1905), S. 148 f. — Vgl. auch Déchelette: Manuel II, 3. Teil, Seite 1557 ff.; Regling: Art. „Geld" in Pauly-Wiſſowa, Realenzyklopädie und in Eberts Reallexikon der Vorgeſchichte; Bremer: Art. „Eiſenbarrenfunde" in Eberts Reallexikon der Vorgeſchichte.

Digitized by Google

Für die Zeitbestimmung wichtig sind die beiden Barren von Glastonbury, weil sie von der rein spätlatènezeitlichen Sumpfsiedlung herrühren; ferner der Fund von Spettisbury[1]), wo sie als Beigaben in einem Friedhof der späten Latènezeit innerhalb der vorgeschichtlichen Befestigung vorkommen. Aus älteren Perioden oder der römischen Kaiserzeit ist kein einziger Fund bekannt, sie müssen also der späten Latènezeit zugewiesen werden.

In diesen englischen Barren hat man die von Caesar (Bell. Gall. V, 12) erwähnten Taleae ferreae erkannt. Er sagt von den Einwohnern Britanniens: „Utuntur (aut aere) aut nummo aureo aut taleis ferreis ad certum pondus examinatis pro nummo". Auf Grund von Wägungen zahlreicher schwertförmiger Barren und durch Heranziehung anderer alter Gewichte hat R. A. Smith ein Einheitsgewicht von 309 g aufgestellt und danach die Barren in vier Gewichtsklassen im Verhältnis von ½ : 1 : 2 : 4 eingeteilt. Daß das Gewicht der einzelnen Barren schwankt, kann ohne weiteres als Folge verschiedener Oxydation angesehen werden. Smith hat aber auch noch eine andere Erklärung gefunden. Indem er bei einer gewissen Anzahl eine genaue Übereinstimmung des Gesamtgewichts mit seinem Einheitsgewicht, zugleich aber Schwankungen der Individualgewichte feststellt, möchte er daraus schließen, daß das Rohmaterial für eine gewisse runde Anzahl Barren genau abgewogen wurde, aber dann die Abtrennung der Substanz für den einzelnen Barren durch den Schmied nach roher Schätzung erfolgte. Von einer Erörterung des Gewichtes der „Schwurschwerter" im Vergleich mit den englischen Barren sehe ich nicht nur mit Rücksicht auf den verfügbaren Raum ab, sondern auch, weil ihr Erhaltungszustand die Gewichtszahlen wesentlich beeinflußt haben muß. Jedenfalls lassen sie sich nicht ungezwungen in das englische Gewichtssystem einreihen. Es empfiehlt sich auch, erst die Bekanntgabe des anderen thüringischen Fundes durch Schulz (siehe unten) abzuwarten; vielleicht bilden sie mit diesem ein anderes, kontinentales Gewichtssystem. Ihrer Größe nach stellen sie sich an die Seite der längsten britannischen Barren.

Während die „Schwurschwerter" zweifellos keltische Geldbarren der späten Latènezeit sind, bleibt noch zu klären, wie ihr Vorkommen auf der Wartburg zu beurteilen ist. Ich komme da zurück auf die beiden Stücke Nr. 12 und 13. Wie schon gesagt, weicht ihr Erhaltungszustand so erheblich von dem der übrigen ab und macht einen solch frischen Eindruck, daß ein alter Museumspraktiker ihnen nicht das hohe Alter der anderen zuschreiben kann, sondern sie für recht jung halten muß. Dasselbe gilt von dem Draht, mit dem der Fund angeblich umwickelt war. Auch er ist nur oberflächlich oxydiert und kann schon aus diesem Grund unmöglich keltischen Ursprungs sein, ganz abgesehen von der Frage, ob die Latènekelten gezogenen Eisendraht besessen haben. Aber selbst Draht aus dem 11. Jahrhundert, der 800 Jahre in der Erde gelegen hat, würde anders aussehen. Irgend etwas ist also nicht richtig mit dem Fund, und der Wunsch, dem Großherzog die Schwurschwerter in der erforderlichen Anzahl 13 zu präsentieren, wird wohl der Vater der Klingen Nr. 12 und 13 gewesen sein, wozu dann der Draht als Zugabe kam. Wenn aber einmal eine Korrektur des Fundes vorgenommen wurde, muß man ernstlich und ohne Voreingenommenheit prüfen, wie weit sie gegangen ist. Besonders interessiert die Frage, ob die echten alten Barren tatsächlich auf der Wartburg in der Erde gefunden worden oder etwa englischer Herkunft sind. Bedenklich ist der Umstand, daß das Fundgebiet der britischen Barren

[1]) British Museum, A Guide to the Antiquities of the Early Iron Age, S. 124 f.; Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte, Art. „Crawford Castle" (Bremer).

Digitized by Google

eng umschrieben ist auf einen Teil Südenglands; es wird besonders hervorgehoben, daß sie in den dem Kontinent zunächst liegenden östlichen und südöstlichen Grafschaften fehlen. Auch in Frankreich scheinen sie nicht vorzukommen, sonst wären sie Déchelette, der sich ausführlich mit den englischen beschäftigt [1]), gewiß nicht entgangen.

Andererseits ist aber zu erwägen: Wenn bei den Aufräumungsarbeiten auf der Wartburg überhaupt nichts derartiges gefunden worden wäre und man hätte, um dem Großherzog eine Freude zu machen, einen Schwurschwerterfund frei konstruieren müssen, dann hätte man sich doch mittelalterliche Schwerter verschafft oder wenigstens solche imitiert und nicht Camellen genommen, die nur eine entfernte Ähnlichkeit mit Schwertern haben. Ich möchte es also für wahrscheinlich halten, daß ein Fund von elf Eisenbarren auf der Wartburg gehoben wurde, und dies gab die Anregung, ihn zu den 13 Schwurschwertern zu vervollständigen.

Er steht übrigens nicht so isoliert da, wie es den Anschein hat. Prof. Dr. W. Schulz-Halle macht mich auf einen noch unbekannten Fund von 5 Eisenbarren der Wartburgform von Heiligenstadt im nordwestlichen Thüringen aufmerksam. Da er im Begriff ist, ihn zu veröffentlichen, will ich ihm nicht vorgreifen und beschränke mich auf diese Notiz. Ferner erinnert er an die Funde von der Altenburg bei Niedenstein, Bez. Hessen-Kassel [2]) und von Gettenau, Oberhessen [3]). Bei den Niedensteiner sechs Exemplaren ist zwar die Klinge bedeutend schmäler ausgezogen als bei denen von der Wartburg, im übrigen aber stimmen sie soweit überein, daß man sie ihnen unbedenklich an die Seite stellen kann; mit der Altenburg freilich kann man sie nicht ohne weiteres zusammenbringen, wie Hofmeister es tut, denn der Fundort liegt 3 km von ihr entfernt; Beifunde fehlen. Die 10 Exemplare von Gettenau, die einem großen Fund mit vielen anderen Dingen angehören (nach Anthes Mitte des 2. Jahrh. nach Chr.) möchte ich nicht, wie Anthes meint, für Pflugschare, sondern auch für Barren halten. Sie weichen aber so stark von der Wartburgform ab, daß sie einen anderen Barrentypus repräsentieren. Da ich hier keine Abhandlung über Barren geben, sondern nur den Wartburgfund bekannt machen und besprechen will, können sie aus der Betrachtung ausscheiden. Dasselbe gilt von den bekannten schweren Schweizer Eisenbarren (z. B. Heierli, Urgeschichte der Schweiz, S. 331, Fig. 320), die man als Halbfabrikate für Schwerter zu deuten pflegt.

Nimmt man den Wartburgfund als authentisch an, dann tritt sofort ein neues Moment in den Vordergrund, nämlich die Frage, ob auf der Wartburg eine keltische Gipfelburg bestanden hat. Sie würde dann der nördlichste Vorposten der befestigten keltischen Grenzzone sein [4]). Allerdings besteht kaum Hoffnung, etwaige Reste von ihr zu finden, denn der Rand der Burg ist später mit Gebäuden vollständig besetzt gewesen und die Erde der Burgfläche ist bei den Restaurierungsarbeiten bis auf den Felsen abgetragen worden. Insofern würde sich der Barrenfund gut eingliedern, als auch die englischen Depots öfter in einem Burgwall vergraben worden sind.

[1]) Manuel II, 3. Teil, S. 1558 ff.

[2]) H. Hofmeister: Römische Pflugscharen? (Germania I, 1917, S. 42—43, Abb. 2).

[3]) E. Anthes: Jahresbericht der Denkmalpflege im Großherzogtum Hessen. 1910 bis 1913 (1914), S. 50, Taf. 4; Derselbe: VII. Bericht der Römisch-germanischen Kommission 1912 (1915), S. 157—158, Abb. 78.

[4]) A. Götze: Die vorgeschichtlichen Burgen der Rhön und die Steinsburg. Mannus II, Erg.-Bd. (1911), S. 11ff., S. 86ff. Derselbe: Die Steinsburg bei Römhild. Prähist. Zeitschr. XIII (1921), S. 23ff.

Digitized by Google

Eine Silberfibel der spätrömischen Zeit von Leuna, Kr. Merseburg.

Ihre Einordnung und Bedeutung.

Von Walther Schulz.

Mit 12 Abbildungen im Text.

Dem hochverehrten Altmeister gedachte ich Tabellen zur Latènezeit Mitteldeutschlands, das Ergebnis jahrelanger Arbeit, zu überreichen. Leider

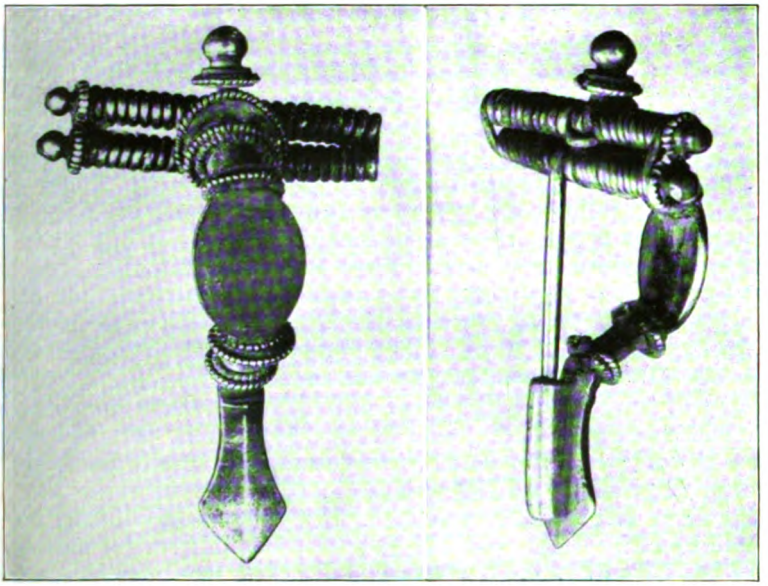


Abb. 1. 1/1.

aber können diese fertiggestellten Tabellen jetzt noch nicht gedruckt werden. So bringe ich nur eine kleine Gabe dar.

Unsere Silberfibel, Abb. 1, wurde bei Erdarbeiten von einem Arbeiter gefunden und bildete den Anlaß zu der Grabung im Frühjahr 1926, der wir verschiedene, z. T. sehr reich ausgestattete Gräber dieses schon bekannten

Digitized by Google

Begräbnisplatzes einer Adelsfamilie verdanken [1]). Die Nachuntersuchung an Stelle des zerstörten Grabes ergab noch eine Gruppe von drei Tongefäßen, darunter eine Terra sigillata-Schale, Reste eines Glasgefäßes, Sporen und Pfeilspitzen aus Silber, Bronzeschnalle, kleine Bronzereste und einen Kamm. Es handelte sich also um ein Mannesgrab.

Die Silberfibel gehört zu Almgrens Gruppe VI, 2, zu den Fibeln, die aus der Fibel mit umgeschlagenen Fuß hervorgegangen sind [2]); die Verdoppelung der Spirale kennzeichnet sie als Zweirollenfibel. Die obere Spirale ist, wie bei diesen Fibeln üblich, an Stelle der Sehne der Armbrustfibel getreten. Die Achsen der Spirale bestehen aus Bronze (oder Kupfer), auf sie ist ursprünglich jederseits ein Endknopf aufgesteckt gewesen, der jedoch an der einen Seite bei beiden Spiralen abgebrochen ist. Die übereinander stehenden Endknöpfe sind an ihrer ausgekehlten Basis mit einem S-förmig geschlungenen geperlten Draht verbunden. Der Fibelkopf trägt gleichfalls auf einem aus dem Achsenhalter hervorstehenden Dorn einen aufgesteckten und durch Verhämmerung des Dornendes befestigten Knopf, der in einer Rille der Basis einen horizontal gerillten und quergekerbten Draht führt. Der Bügel trägt in der Mitte eine wohl aus dem Bügel herausgeschmiedete ovale Erweiterung, die ursprünglich mit einer Auflage besetzt war. Der ovale Umriß dieser Auflage ist noch auf der Platte zu erkennen. Aus Vergleich mit ähnlichen Fibeln können wir schließen, daß die Auflage aus gewölbtem, wahrscheinlich blauem Glasfluß bestand, der noch mit geperltem Draht eingefaßt war. Durch diese Ausschmückung stellt sich unsere Fibel zu Fibeln aus dem westlichen Ostseegebiete und aus Mitteldeutschland, die am Fußende und mitunter auch daneben auf dem Bügel eine Scheibe mit Glasflußauflage tragen [3]); an Stelle des Glasflusses tritt bei mitteldeutschen Goldfibeln Edelstein (Haßleben, Dwb. Weimar). Bei unserer Leunaer Fibel ist weiter der Bügel oberhalb wie unterhalb des Ovals mit geperltem Draht oder auch, am Kopfende, mit gedrehtem Draht besetzt. Dieser letztgenannte Draht liegt auf einer kleinen rundlichen Kopfplatte auf, deren oberer Rand zur Aufnahme des Drahtes ausgekehlt ist. Diese Kopfplatte bildet zugleich die Unterlage für den zweifach durchbohrten und, wie wir oben bemerkten, mit einem Dorn versehenen Achsenhalter, der in der Mitte eine Einbuchtung zum Festhalten des überspringenden Verbindungsdrahtes der oberen beiden Spiralen trägt (Abb. 2). Außerdem ist der Bügel oberhalb wie unterhalb des Ovals noch mit je zwei Perldrahtgruppen geschmückt. Jede Gruppe besteht aus zwei nebeneinander gelegten Perldrähten, über deren Zwischenraum ein dritter Perldraht gelegt ist. Dieser fehlt indes bei der Gruppe unmittelbar oberhalb des Ovals, vielleicht ist er hier verloren gegangen. Mit einer leichten Stufe, die Querkehle und Querrille trägt, setzt der Fuß an. Der flachdachförmige Fuß verbreitert sich beiderseits einschwingend nach unten und schließt winkelig ab.

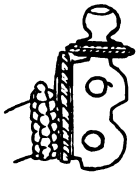


Abb. 2.

[1]) Die letzten Grabungen erwähnt: Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit II, 1926, S. 26. Grabung 1916: Führer durch das Provinzialmuseum Halle. S. 52, 53. Mannusbibliothek Nr. 22 („25 Jahre Siedelungsarchäologie"), S. 96 und S. 102. Grab des Britischen Museums: Götze-Höfer-Zschiesche: Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens, S. 13f., S. 394.

[2]) O. Almgren: Nordeuropäische Fibelformen. 2. Aufl. Mannusbibliothek Nr. 32.

[3]) Z. B. G. Kossinna: Nachrichten über deutsche Altertumsfunde, 1903, S. 59. E. Blume: Germanische Stämme zur römischen Kaiserzeit. Mannusbibliothek Nr. 8, S. 39. O. Almgren: a. a. O., Abb. 179, 180.

Digitized by Google

Der Nadelhalter ist an der Unterseite angesetzt und reicht nach unten über die größte Breite des Fußes hinaus.

Besonders die kleine Kopfplatte, die etwa nierenförmige Grundform hat, macht unsere Fibel zu einem wichtigen Verbindungsglied unter bestimmten Fibeln der Gruppe Almgren VI, 2.

Im Elbgebiete kennen wir einfachere Silberarmbrustfibeln, deren Fuß dem unserer Fibel im wesentlichen gleicht, und die am oberen und unteren Teil des Bügelbogens je zwei Perldrahtringe, entsprechend den Perldrahtringgruppen der Leunaer Fibel, tragen (so Abb. 3). Daß diese eine einfachere Vorform unserer üppiger geschmückten Fibeln von Leuna ist, steht außer Zweifel. Der Ersatz der Armbrustkonstruktion durch eine obere Rolle ist der Anlaß, zur Verdeckung des über dem Kopf hervortretenden Halters eine kleine Platte aufzulegen, die zugleich Träger für einen umgelegten oberen Schmuckdraht wird. Ohne eine derartige Verdeckung erhält man eine weniger befriedigende Kopfgestaltung, wie sie die dänische Silberfibel Abb. 4 zeigt, die aus der Erkenntnis der Unschönheit der Kopfgestaltung zum Ausgang der nordischen Fibel mit rechteckiger Kopfplatte wird, wie Salin und Åberg nachgewiesen haben [1]). Ich nehme also nicht mit Åberg an, daß bei dieser Fibel eine etwa halbrunde Kopfplatte als überflüssig verschwunden ist, sondern daß sie keine Kopfplatte gekannt hat. In dieser Hinsicht ist sie also typologisch noch vor unsere Leunaer Fibel zu stellen, wohin sie auch die Form des Nadelhalters weist; während andererseits ihre Spiralen (schon?) voneinander abgerückt sind, so daß eben durch die rechteckige Rahmenbildung die rechteckige Kopfplatte vorbereitet wird.

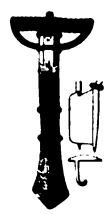


Abb. 3. Elbgebiet. 1/2. Nach Almgren.

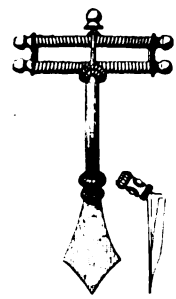


Abb. 4. Dänemark. 1/2. Nach Salin.

Hier muß nun noch eine verwandte Goldfibelgruppe eingeschaltet werden, die typologisch auf derselben Stufe steht. Es ist zunächst die Goldfibel von Sackrau, Schlesien Abb. 5 von derselben Grundform wie unsere Leunaer Fibel; in Nadelhaltergestaltung aber ist sie typologisch älter und steht z. B. der dänischen Fibel Abb. 4 näher. Auch bei ihr schmücken je zwei goldene Perldrahtgruppen den oberen und unteren Teil des Bügels, zwischen ihnen liegen fein geflochtene Drähte. Jede der Perldrahtgruppen besteht aus zwei nebeneinandergelegten Drähten mit einem darüber gelegten dritten geperlten Draht, der nur in der oberen Gruppe des unteren Bügelteils fehlt [2]). Bei einigen verwandten thüringischen Goldfibeln, die sich allerdings besonders in der mit Ovalplatte abschließenden Fußgestaltung unterscheiden, ist bei gleicher Ausschmückung des Bügels — wozu noch wie bei unserer Leunafibel ein Mitteloval kommt — gleichfalls gerade die oberste Perldrahtgruppe — ebenso

[1]) B. Salin: Altgermanische Thierornamentik, S. 46ff. N. Åberg: Franken und Westgoten in der Völkerwanderungszeit, S. 26ff. N. Åberg: Den nordiska folkvandringstidens kronologi. S. 10ff.

[2]) Die Abbildung bei Salin 102a ist in dieser Beziehung ungenau; vgl. dagegen die Abbildung Grempler: Der erste Fund von Sackrau, Taf. V, 11a, 11b. — Ich gebe daher den Kopfteil noch einmal Abb. 6 wieder.

Digitized by Google

wie die unterste am Fußansatz — durch einen aufgelegten dritten Perldraht hervorgehoben, so daß auch hier die Rollenhalterkonstruktion verdeckt wird (Goldfibeln von Haßleben, Dwb. Weimar, Mus. Weimar und angeblich Henschleben, Kr. Weißensee, Staatl. Mus. Berlin).

Eine Fortentwicklung aus der Richtung dieser Goldfibeln und unserer Silberfibel von Leuna gibt die Goldfibel von Sanderumgaard auf Fünen Abb. 7; auch bei ihr ist die schon stark vergrößerte Kopfplatte, die mit Goldkörnchen in Granulationstechnik besetzt und mit umgelegtem goldenen Perldraht versehen ist, immer noch nierenförmig gestaltet. Als nächste Form nenne ich bei Berücksichtigung der Kopfplatte die Sackrauer Dreirollenfibel aus Silber mit Goldblechbelag Abb. 8 und dazu die Abbildungen bei Grempler: Der I. Fund von Sackrau, Taf. V, 9a, b; der II. Fund von Sackrau, Taf. III, 1, 2; der III. Fund von Sackrau, Taf. VII, 3 [1]). Für manche Einzelheiten steht typologisch zwischen diesen Sackrauer Fibeln und den von Leuna und

Abb. 5. Sackrau, Schlesien. 1/2.

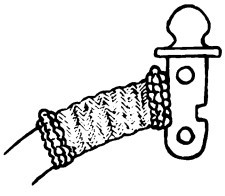


Abb. 6. Kopf zur Fibel Abb. 5.

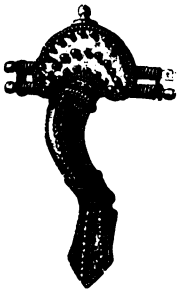


Abb. 7. Fünen. 1/2.

Abb. 8. Sackrau. 1/2.

Abb. 5, 7, 8 nach Salin.

Sanderumgaard die hier auf Abb. 12 wiedergegebene Zweirollenfibel von Sackrau, bei der der Verbindungsdraht zwischen den beiden übereinanderliegenden Rollenenden schon durch eine Leiste ersetzt ist; jedoch vermute ich bei der Gestaltung der Kopfplatte hier eine andere Beziehung und lasse sie daher zunächst beiseite.

Dann erst schließen sich die beiden südrussischen Fibeln Abb. 9 und 10 mit der etwa rund gestalteten Kopfplatte an, die allerdings wieder vor der Ausbildung der dritten Rolle sich abgezweigt haben müssen.

Alle die hier genannten Fibeln zeichnen sich durch reichen Schmuck aus. Zunächst vollständig trennen möchte ich von ihnen in bezug auf den Ursprung der Kopfplatte die schlichten Fibeln mit halbrunder (unten gerade abschließender Kopfplatte), deren ältestes Stück aus der Krim ich hier Abb. 11 wiedergebe.

[1]) Auch die goldbelegte Dreirollenfibel von Sackrau, Grempler: Der II. Fund von Sackrau, Taf. III, 3 ist hier in Hinblick auf die Kopfgestaltung zu nennen, doch gehört sie ihrer „Gesamtform nach zu Almgrens Gruppe IV, den „kräftig profilierten Fibeln", die immer schon das Bestreben zur Ausbildung einer Kopfplatte hatten, und von denen in älterer Zeit bereits besonders ausgeschmückte Formen aus germanischen Werkstätten hervorgingen. Neben diese Sackrauer Fibel tritt eine goldbelegte Dreirollenfibel derselben Gruppe von Litten, Kr. Bautzen: Abbildung Festschrift zur 25-Jahrfeier der Gesellschaft für Vorgeschichte . . zu Bautzen, 1926, Taf. XVIII, 2 u. 3.

Digitized by Google

Salin mag wohl recht haben, wenn er diese Kopfplatte von einer provinzialrömischen Form [1]) ableitet [2]); mindestens kann ich es nicht widerlegen. Diese Fibeln setzen bei kurzer Spirale mit überragender Kopfplatte ein, Ausschmückung mit Knöpfen und Drähten am Bügel ist erst spätere Zutat. Die Entwicklung läuft also hier ganz anders als bei unserer reichgeschmückten Gruppe. Die halbrunde Kopfplatte der Goldfibel von Sackrau Abb. 12 könnte

Abb. 9. Kiew. 3/8.

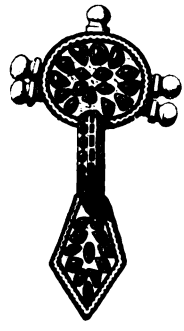


Abb. 10. Tschernigow, Rußl. 1/3.

Nach Salin.

auf eine Beziehung zwischen beiden Fibelgruppen hinweisen, eine Zwischenstellung nimmt auch die Fibel von Kalisch, Polen (Abb. Salin 21) ein. Es liegen aber nun auch Zweirollenfibeln mit winkligem Fußabschluß und kleiner halbrunder Kopfplatte vor, die typologisch etwa neben unserer Leunaer Fibel stehen: so eine Silberfibel aus dem Ungarischen Nationalmuseum in Budapest, abgebildet z. B. bei J. Hampel „Alterthümer des frühen Mittelalters in

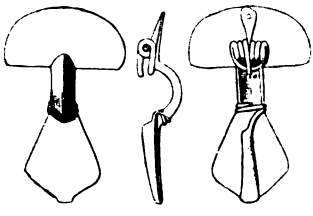


Abb. 11. Krim. 1/2.

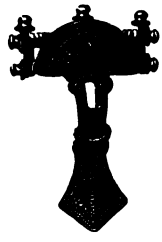


Abb. 12. Sackrau, Schlesien. 1/2.

Abb. 11 und 12 nach Salin.

Ungarn" III, 1905, Taf. 10, Abb. 2, eine aus Fünen, abgebildet bei N. Åberg „Den nordiska folkvandringstidens kronologi", Fig. 23. Nach ihnen könnte auch die halbrunde Kopfplatte im germanischen Gebiete aus kleinen Anfängen zu der Form wie Abb. 12 gewachsen sein. Während die reichgeschmückte Fibel mit gerundeter Kopfplatte nach kurzer Entfaltung abstirbt, hat die halbrunde Kopfplatte noch Jahrhunderte überdauernde Sortentwicklungen.

[1]) Wie Almgren Abb. 247, die aber doch wiederum auf die germanische Fibel Almgren 120—124 zurückgeht.

[2]) Altgermanische Thierornamentik, S. 10.

Digitized by Google

So hat uns die Leunafibel dazu verholfen, eine Fibelgruppe, die allerdings schon von Salin als „Sackrau-Typus" herausgehoben wurde, als Fibel mit Kopfplatte auch ihrer Entstehung nach von den gotischen Fibeln zu trennen, und ihre Entstehung nicht in den vielleicht mit fremder Überlieferung arbeitenden Werkstätten des germanischen Eroberungsgebietes am Schwarzen Meere, sondern, wie es nach den bisherigen Funden scheint, in dem germanischen Ausgangsgebiete Mittel- und Ostdeutschlands zu suchen. Wobei natürlich hier die Anregungen, die von der Berührung der Goten mit dem südlichen Kunstgewerbe ausgingen, nicht übersehen werden sollen; wie ja auch die Ursprungsform unserer Fibeln, die mit umgeschlagenem Fuße, von dort stammt.

Die Höhe germanischer Schmucktechnik schon vor den gotischen Einflüssen vom Schwarzen Meere her hat unser Altmeister einmal kurz gekennzeichnet: „Schon im ersten Jahrhundert nach Chr. kannten die Germanen Mitteleuropas Besatz von Bronze- und Silberschmuckſachen mit geperltem Silberdraht; seit dem zweiten Jahrhundert kamen Silberschnüre und Silberflechten auf, also Filigran. Und für dies so mühsam herzustellende Filigran wurde seit etwa 150 nach Chr. vielfach eine Vereinfachung der Verzierung angewandt, bei der dünnes Silberblech aufgelegt wurde, in das von rückwärts einfache Muster reliefartig eingestanzt waren" [1]). So braucht es uns nicht zu wundern, daß die schönsten germanischen Fibeln der spätrömischen Zeit ihre Entstehung und prunkvolle Ausgestaltung in den Werkstätten Altgermaniens gefunden haben.

[1]) Kossinna, Mannus-Ergänzungsband IV, 1925, S. 30f.

Digitized by Google

Ein Merowingergrab in der Burgauer Kiesgrube bei Jena.

Von Gustaf Eichhorn.

Mit 7 Abbildungen im Text.

An der Nordwestecke des Dorfes Burgau, dreiviertel Stunden südlich von Jena, befindet sich eine große Kiesgrube, die mehrere Jahre lang vor dem Kriege ausgeschachtet wurde, jetzt aber wieder zugeschüttet wird. In ihr sind ab und zu menschliche Skelette von den Arbeitern freigelegt worden. 1912 bei meinem erstmaligen Besuch dortselbst konnte ich feststellen, daß es sich um slavische Bestattungen handele. Die Toten waren in gestreckter Lage beerdigt, Schläfenringe, eiserne Messerklingen, auch eine längere Tüllen-Pfeilspitze wurden mir als bei den Skeletten gefunden vorgelegt.

Die erste Ausgrabung fand daraufhin vom 20. bis 24. Oktober 1913 statt. Drei Gräber wurden freigelegt, 1,45 m unter Bodenniveau. Das erste, 1,50 m lang, 0,75 m breit, unter einer Kalksteinplatte, war ein Männergrab, wie der kräftige Knochenbau des Skeletts erwies. Dabei fanden sich Reste eines Pferdeskeletts, sonst keine Beigaben. Das zweite Skelett war sehr zermürbt, nur die Röhrenknochen besser erhalten. Am vollständigsten war das dritte, das einer Frau unter 30 Jahren. Die Weisheitszähne waren noch nicht durchgebrochen. Das Skelett lag lang ausgestreckt, der Kopf im Westen auf dem rechten Backen, die Beine im Osten, Körperlänge 1,68 m. Es war im Rechteck von kopfgroßen Bruchsteinen umstellt, auf dem Brustkorb ein schwerer Stein, von einer Halskette zylindrische Glas- und einige abgeplattete Perlen, quer über den Bauch eine schmalklingige eiserne gestielte Sichel, den Griff nach der rechten Hand zu, die konkave Seite nach oben, am Griff Holzspuren, daneben ein kräftiges gestieltes Eisenmesser, vier bronzene Schläfenringe am Schädel. Zwischen den unteren Extremitäten breiteten sich schwarze Reste vermoderten Holzes aus, die Reste eines Holzbretts, auf dem die Tote gelagert war.

Weitere Ausgrabungen fanden im Jahre 1916 statt. Dieses Mal wurde bei einem slavischen Skelett (am 25. Februar) festgestellt, daß der Tote in einem Holzsarg bestattet worden war. Nach Abtragung des 1 m starken Ackerbodens und einer 50 cm starken Kiesschicht darunter stieß man auf eine schwarze Schicht moderigen Holzes über dem Schädel, oberhalb desselben und zur Seite der Arme, auch unterhalb des Skeletts, wie die weitere Grabung ergab. Nach diesen Spuren war der Holzsarg in der Mitte 93 cm breit, am Boden 50 cm. Als einzige Beigabe lag am linken Handgelenk eine gestielte eiserne Messerklinge quer zur Körperaxe. Die interessanteste war die Ausgrabung

Digitized by Google

am 5. und 6. IV. 1916. Im Westabhang der Ausschachtung wurden übereinander zwei Bestattungsschichten angetroffen: in der oberen, 25 cm unter der Oberfläche zwei slavische Bestattungen, wie üblich der Kopf im Westen, die Füße im Osten, die Toten in gestreckter Haltung, 1 m voneinander entfernt. Beide lagen mit dem Gesicht auf der linken Wange. Die Körperlänge des ersten 1,75 m. Auch über diesem Skelett und links daneben zeigten sich schwarze Holzreste. Bruchstücke eines gut gebrannten Topfes, ein kleiner Bronzering, verschiedene Bronze- und Holzstücke, eine eiserne Messerklinge auf der linken Seite in Beckenhöhe mit der Spitze nach unten lagen dabei. Das in gleicher Höhe und Richtung liegende zweite Skelett war das einer Frau. Zwei bronzene Schläfenringe auf der rechten Kopfseite und eine ganze Reihe gleicher blauer Glasperlen einer Halskette hatte sie im Leben getragen.

Ganz überraschend war die Freilegung des Skeletts in der untersten Schicht. 90 cm tiefer als die zwei slavischen Toten, im ganzen also 1,15 m unter Bodenfläche, kam ein Merowinger Frauengrab zutage.

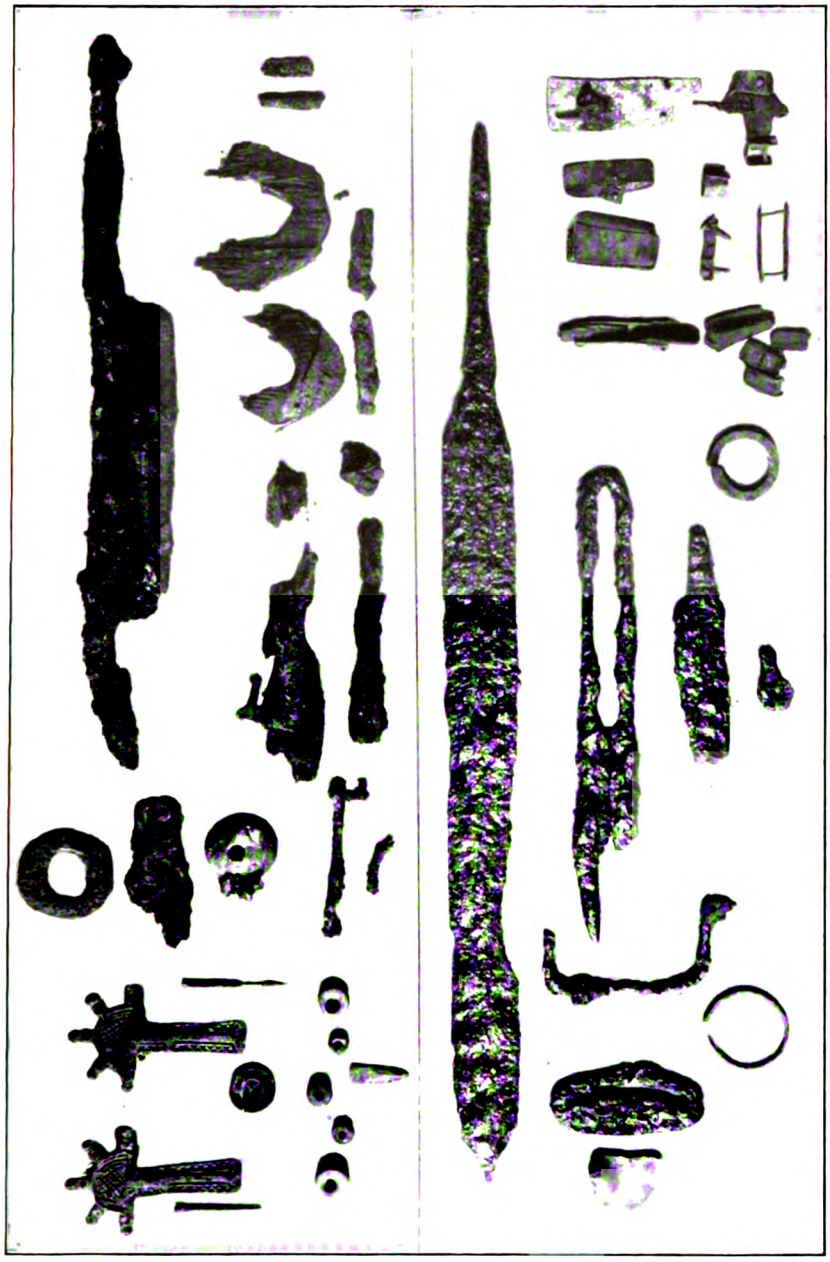
Das Grab war 1,80 m in den Boden eingetieft, die Seitenwände ungleich gerichtet, die eine senkrecht, die andere schräg, obere lichte Weite 1,60 m, Grabsohle 106 cm breit. Das Skelett war im ganzen gut erhalten. Der Kopf lag im Westen, seitlich auf dem linken Backen, die Füße im Osten, der Körper gestreckt, die Arme seitlich anliegend; am rechten Jochbogen zwei bronzene kleinere Nadeln, am Hals eine Scheibenfibel, von einer Halskette zwei Bernstein- und drei Millefiori-Glasflußperlen, am linken Oberschenkel ein langes gestieltes Eisenmesser mit Holzresten am Stiel, auf der Klinge im Eisenrost abgedruckte Stoffmuster, auf dem Becken Glasperlen, auf der rechten Seite am Becken zwei Merowinger Bügelfibeln mit Stoffresten auf der Unterseite, zwischen den unteren Extremitäten Holzreste mit Bronzebeschlägen, in Knöchelhöhe eine kleine silberne Riemenzunge und eine kleine silberne Schnalle, zu Füßen eine scheibengedrehte, dunkelgraue Schale mit schwarzglänzenden, senkrechten und gekreuzten Strichen auf mattem Grunde. Außerdem wurden dem Grab entnommen: eine weißkalkige durchlochte Kugel, das Bruchstück eines Schmuckrings aus Eisendraht mit einem schmalen Silberband umwickelt, ein Ohrring aus Bronzedraht, ein schwerer kleiner Bronzering, eine Eisenschere, ein Feuerstahl nebst Flintstück, eine gestielte Eisenmesserklinge, ein Webeschwert aus Eisen, mehrere Bronzebandklammern oval zusammengefaltet, Beschlagstücke (Schloß und Griff) eines Holzkästchens und bronzebeschlagene Holzfutteralstücke.

Die Anordnung dieser Beigaben und die Beschaffenheit einzelner Stücke erweist, daß die Tote in vollständiger Kleidung beigesetzt worden ist. Die Fibeln und Schmuckstücke lagen an der Stelle, wo sie die Tote im Leben getragen hatte. Die Scheibenfibel schloß am Hals den Brustschlitz, statt eines Gürtelverschlusses durch Schnalle hat sie den Gürtel mit zwei Bügelfibeln zusammengesteckt [1]), von einer Fußbekleidung stammen die kleine silberne Schnalle und Riemenzunge. Sie war ausgerüstet mit ihrem weiblichen Handwerkszeug: Schere, Messer, Feuerstahl wohl in einer Tasche, das größere Messer in einer besonderen Scheide aus gewebtem Stoff. Zu ihrer Beschäftigung gehörte die Weberei, daher das beigelegte Webeschwert; der tönerne Spinnwirtel üblicher Form fehlt, die weißkalkige Kugel könnte ihn ersetzt haben. Liebende Fürsorge hatte ein Gefäß mit Speise beigesetzt.

[1]) Vgl. A. Götze, Die altthüringen Funde von Weimar. S. 11.

Digitized by Google

Eisenmesser. Holzfutteralstücke. Kästchenschloß.



Bronzering. Schnalle. Kugel. Haken. Armband- Webeschwert. Feuerstahl.
Bügelfibeln. Scheibenfibel. Perlen. bruchstück. Flintstück.
Stecknadeln. Riemenzunge.

Ohrring. Kästchengriff. Schere. Messer. Ringöse. Eisenring. Bronzebandklammern.

Abb. 1. Beigaben des Merowinger Frauengrab in der Burgauer Kiesgrube bei Jena. $^{1}/_{3,5}$.

Digitized by Google

Ohne weiteres fällt die reiche Ausstattung der Toten auf. Sie gleicht denen in den Fürstengräbern zu Weimar. Für das Merowinger Grab ermöglichen die Fibeln und das Gefäß eine genauere Zeitangabe, in welcher die Tote beigesetzt wurde, nämlich I. Hälfte des 6. Jahrhunderts nach Chr. Da sich ein Teil der slavischen Bestattungen in ungefähr gleicher Tiefe wie das Merowinger Grab befand, drängt sich die Frage auf, ob die slavischen Männer und Frauen zu der Merowinger Herrin in einem bestimmten Verhältnis standen.

Als einen ganz besonders glücklichen Umstand habe ich angesehen, daß es mir möglich war, Spuren von Gewebestoffen im Rost abgedruckt, an den Fibeln sogar die durchtränkten Gewebereste selbst erhalten zu können.

Körperliche Reste.

Das Skelett erweist, daß die Tote eine große Frau war, mittleren Alters, von grazilem Knochenbau, dolichocephaler Schädelform, mit schmalem Gesicht.

Abb. 2. Schädel der Frau.

Der Schädel ist vollständig, dünnwandig, leicht. Über der rechten Schläfenbeinschuppe, schräg über das Jochbein verlaufende, 9 cm lange, 3 cm breite, durch Bronzeauflage grün verfärbte Stelle mit braunen schwarzen Flecken.

Stirnnaht in ganzer Länge erhalten. Schädelmaße: größte Länge = gerade Länge = 19,1; größte Breite 13,8; ganze Höhe 13,6; horizontalumfang 53 cm, Sagittalumfang 38,5 cm; vertikaler Querumfang 30,2 cm. Der Schädel ist demnach dolichocephal (Index 72,03), orthocephal (Index 71,2), das Gesicht ist schmal. Gesichtsbreite 12,3 (Jochbogenbreite), Gesichtshöhe 11,10 cm. — Stirn schmal (Stirnbreite 9,8 cm), hoch, steil gestellt, kugelig gewölbt, Stirnhöcker mäßig entwickelt, Glabella flach, Arcus superciliares kaum angedeutet. — Augenhöhlen breit oval, Queraxen ein wenig nach außen abfallend, Augenhöhleneingang gr. Breite 4,0; gr. Höhe 3,2 cm. Hypsiconchie (Index 87,5). — Nasenöffnung herzförmig, gr. Breite 2,4; Höhe 4,0; Nasenhöhe 5,0, mesorhin (48,0), Nasenbeine ungleich, rechtes bedeutend breiter als das linke. Nasenrücken leicht eingebogen. — Gebiß vollständig, 3 Schneidezähne (I., II. r. und II. l. oben) postmortal ausgefallen. Die Zahnkronen im ganzen klein. Der Oberkiefer überbeißend. Die Schneidezähne und die 1. und 2. Molaren stark horizontal abgekaut, die 3. Molaren schräg. An allen Molaren innen Zahnsteinansatz. — Zahnbogen breitoval. — Harter Gaumen hochgewölbt mit deutlicher Mittelsutur auf einem auffällig hervortretenden breiten Mittelwulst. Gaumenwandbreite 4,0; Gaumenlänge 5,2; der Gaumen demnach leptostaphylin (76,9). — Unterkiefer

Digitized by Google

zierlich. Distanz der Kiefernwinkel 120°, Ast schräggestellt, Kinn spitz, Protuberanz desselben stark hervortretend. Schneidezähne dicht gedrängt, der 2. r. um seine Axe schräg gedreht, reichlicher Zahnstein innen am II. r. Schneidezahn und r. Eckzahn.

Die femora auffällig schlank, 45,5 cm lang. — Die Schlüsselbeine stark gekrümmt.

Die Beigaben.

1. 2. Zwei gleichartige gerade Nadeln aus Bronze, im Querschnitt kreisrund. Die erste 4,6 cm lang, die obere Hälfte derselben und die Spitze mit grüner krustiger Patina umgeben, die Außenfläche der Patina zeigt eine schräge Musterung. Bei der zweiten fehlt

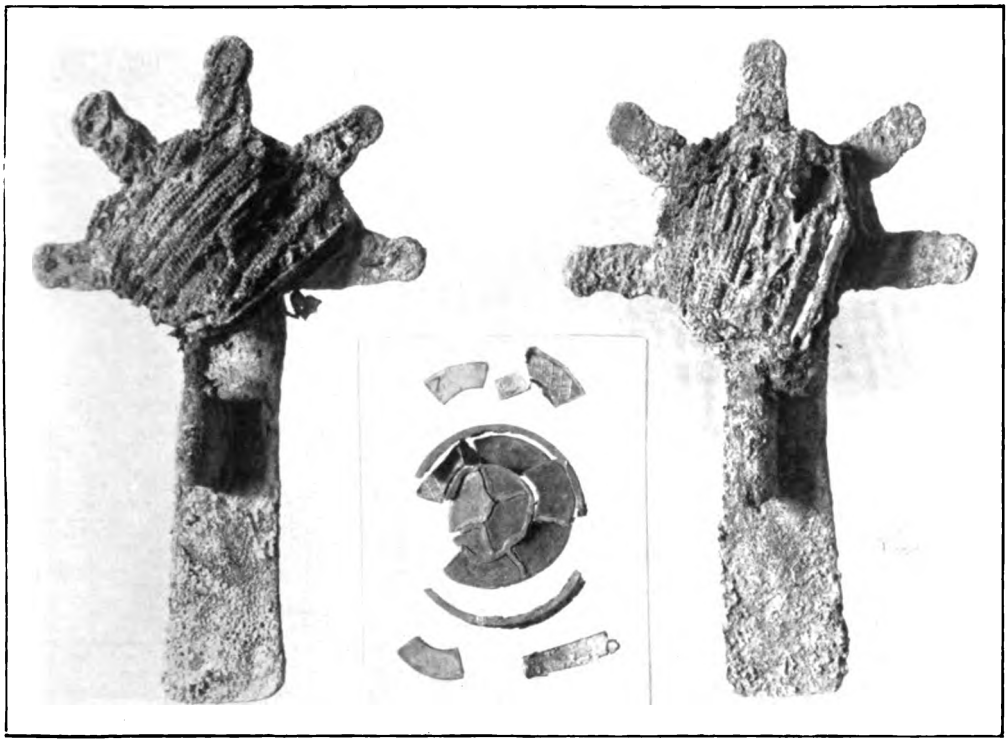


Abb. 3. Die Bügelfibeln mit Gewebereſten. Die Scheibenfibel zerlegt.

die Spitze, nur am Kopfende mit krustiger Patina in Würfelform. Lg. noch 4,1 cm, eine dritte gerade Nadel aus Bronze, Spitzenhälfte kupferig-rot, obere Hälfte grün-krustig patiniert, die obersten 8 mm breit gehämmert, oberes Ende fehlt.

3. Scheibenfibel aus Silber, kreisrund mit aufgelöteten silbernen, bandförmigen, Stegen in zwei konzentrischen Kreisen, am Außenrand glatt abschneidend. Speichenartige Stege im äußeren Ring, im inneren Kreis nicht zentriert. Steghöhe 3 mm. Die einzelnen Fächer ungleich, gefüllt mit 1 mm starken roten Glasstückchen, die mit karierten Goldblättchen unterlegt sind. Die Quadrate mit Leistchen umzogen, ihre Innenfläche mit vier Reihen von je vier Grübchen resp. Knötchen. Dm. der Scheibe 2,1 cm.

4. 5. Zwei Bügelfibeln aus Bronze gegossen, gleicher Form mit halbkreisförmiger Kopfplatte, schwach gewölbtem, bandförmigem Bügel. Am Außenrand der Kopfplatte fünf Doppelscheibenknöpfe aufsitzend, in der basalen Scheibe ein flacher, kreisrunder Almandin. Die Kopfplatte mit zwei konzentrischen Halbkreisleisten parallel dem Rand, die Fläche schraffiert durch sich rechtwinklig schneidende Furchen. Der Bügel in drei Längsstreifen geteilt, der Mittelstreifen glatt, von einer Furche jederseits begleitet, die seitlichen Streifen mit einem Zickzackmuster in Kerbschnitt. Die Ziermuster beider Fibeln stimmen

Digitized by Google

vollständig überein. Beide Fibeln sind demnach in einer Form gegossen. Von einem späteren Nachschneiden der Kerbschnitte ist nichts zu sehen. Länge der Fibel 8 cm; der Bügel 4,9 cm lang, oben 1,3 cm breit, am Fußende 1,5 cm. Breite der Kopfplatte 2,9 cm ohne Knöpfe, Länge der Knöpfe 9 mm, Höhe der Kopfplatte 2,0.

Auf der Rückseite ist die Kopfplatte mit einem dicken Klumpen angerosteten Gewebes bedeckt, so daß die Federung und die Nadel nur zu einem kleinen Teil sichtbar sind. Die Nadel ist aus Eisen, ihre Spitze liegt in der rinnenförmigen Nadelrast. Die Nadelrast bandförmig, 9 mm breit, 8 mm hoch.

6.—10. Perlen: 2 Stück aus Bernstein, abgeplattet, ringförmig, nicht ganz kreisrund. Die eine 1,7 cm im Dm., 1 cm hoch, das Loch 6 mm im Dm., die zweite 1,6 cm Dm., Loch exzentrisch 7 mm Dm. — 3 Stück Millefioriperlen aus Glasfluß: die eine Dm. 1,2, H. 7 mm, Lochdm. 3 mm, schokoladebraun mit gelben, sich kreuzenden Streifen, die zweite 1,1 Dm., 6 mm hoch, Lochdm. 2 mm, aus grünlich-grauem, durchscheinendem Glas mit hellgelben Zickzackstreifen verschiedener Breite, die gelben Zeichnungen noch mit schokoladebraunen dünnen Streifen überzogen, die dritte 1,0 Dm., 5 mm H., Lochdm. 2 mm, grau, undurchsichtig mit schokoladebraunen, verhältnismäßig breiten Streifen.

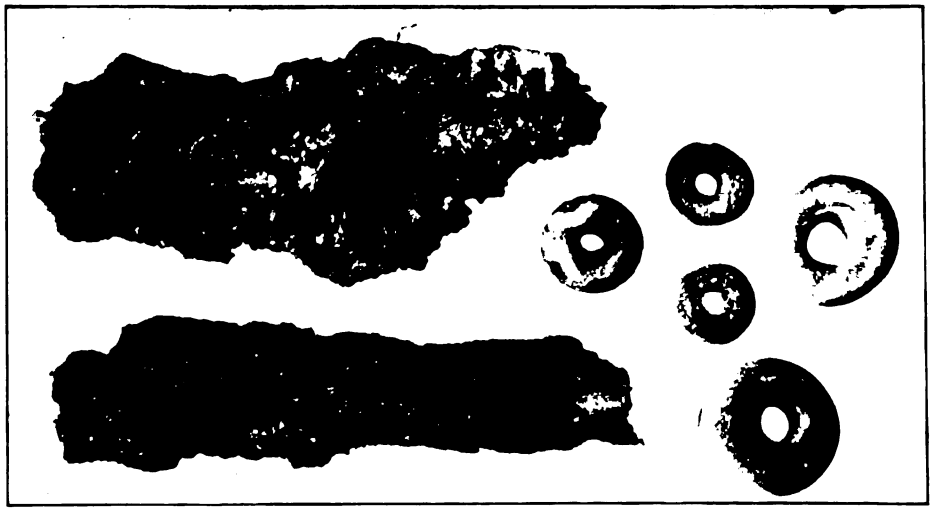


Abb. 4. Kleine Silberschnalle. Im Rost abgedrückte Gewebe-Reste. Perlen.

11. Kugel, weißkalkig, zum Teil mit Eisenrost bedeckt, in der Mittelaxe durchlocht, Axe 3 cm lang, oberer Lochdm. 7 mm, unterer 5 mm.

12. Schmuckring-Bruchstück, 2,6 cm langes Eisendrahtstück mit einem 2 mm breiten Silberbändchen in 12 Spiraltouren umwickelt.

13. Riemenzunge aus Silber, zweiteilig: längere obere Platte 2,9 cm lang, am Ende 9 mm breit, in der vorderen Hälfte dachförmig gebogen, der First nach rückwärts in zwei Schenkel sich spaltend, nahe dem gerade abgeschnittenen Ende in der Mitte ein Nietköpfchen; Unterplatte kürzer, platt, 1,8 cm lang, am Ende 9 mm breit, in spitzwinkliges Dreieck auslaufend. Dem Niet der Oberplatte entsprechend kleines kreisrundes Loch nahe dem Ende.

14. Schnalle aus Silber, klein, mit ovalem Rahmen. Der Rahmen verjüngt sich nach der Basis zu. Schnallenrahmenbreite 12 mm, Höhe 9 mm, im Lichten an der Basis 10 mm breit, Dorn vierkantig, Kanten abgerundet, ohne Spitze, Ende wie abgehackt, schwach gekrümmt sich über den Rahmen legend, Dornlänge 12 mm, Breite 2 mm. Die Schnalle lagert auf einem braunen Rostklumpen als Abschluß einer 12 mm breiten, bandförmigen platten Fläche. Auf dieser — den Abdruck des Riemens bedeutenden Stelle — 2 silberne, kreisrunde, gleichgroße Nietplättchen, 6 mm Dm., die Oberfläche des einen glatt, im Zentrum des andern der Nietstift sichtbar.

Die Unterseite und die Unterseite des rostigen Klumpens zeigen das leistenförmige, feinkörnige Stoffmuster, so daß das Schnällchen wie auf erhärteten Stoffalten aufliegt.

Digitized by Google

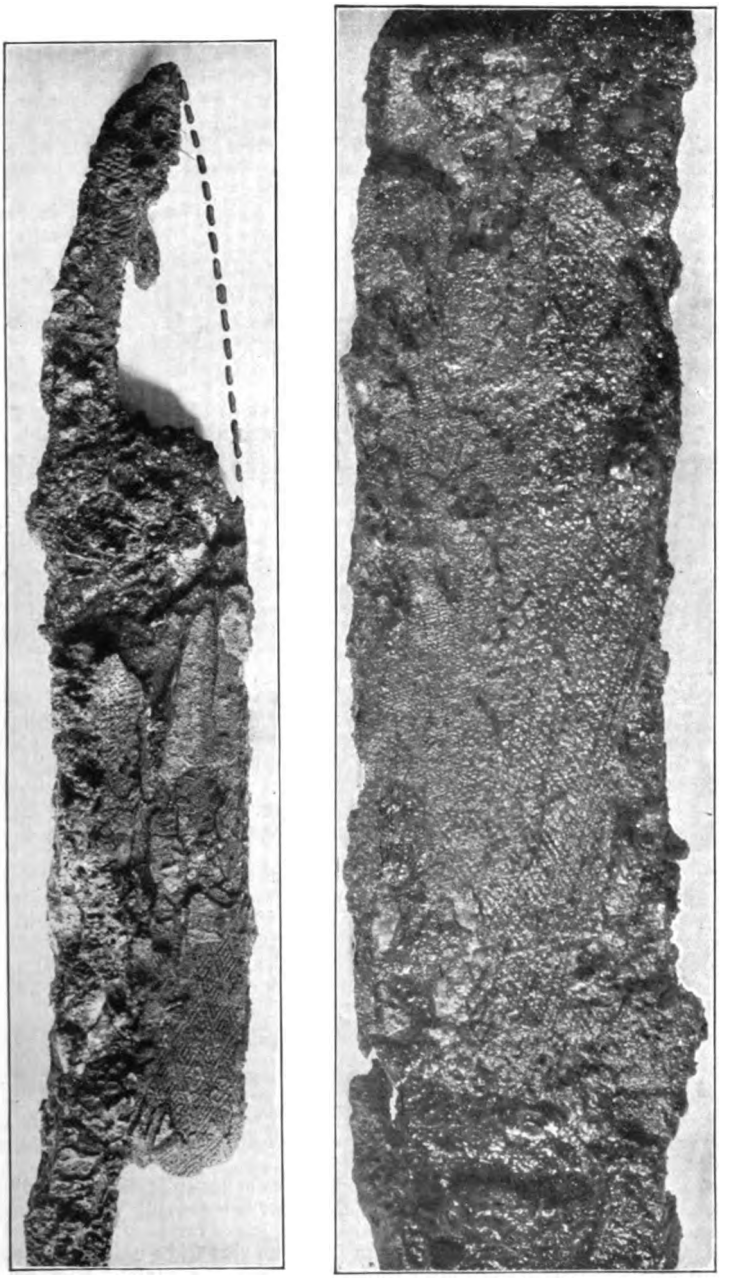


Abb. 5. Das große gestielte Eisenmesser mit Gewebespuren im Rost.

Digitized by Google

15. Ohr-Ring, offen, aus einem kreisförmig zusammengebogenen, sich zuspitzenden Bronzedraht, Drahtquerschnitt kreisförmig, Drahtstärke 3 mm; 4 cm vom spitzen Ende eine 3 mm lange (von einem Anhänger) blank gescheuerte, verdünnte Stelle.

16. Eisen-Messer mit langem Stiel; ganze Länge 33,5 cm, Klingenlänge 21,5 cm, Klingenbreite 3,8 am Ende, Rückenstärke 1 cm. Größte Griffbreite 1,5 cm. Rücken an der Spitze sich nach unten biegend; die Schneide gerade, am Griff rechtwinklig abschneidend. Auf der Klinge angerostete Gewebestoffmuster verschiedener Zeichnung in mehrfacher Übereinander-Schicht. (Rautenmuster, einfach sich rechtwinklig kreuzende feine Fäden).

17. Eisen-Messer, gestielt, die Spitze fehlt. Der Stiel stumpfwinklig am Rücken und an der Schneidenseite gegen die Klinge abgesetzt. Klinge noch 8 cm lang, Stiel 3,8, Klingenbreite 2,1, Rückenstärke 3 mm; am Stiel Holzreste.

18. Eisen-Schere lang, schmal. Lg. 21,7 cm, Griff 11,4 cm lang, in der Aufsicht geradlinig, in Seitenansicht sich von der Umbiegungsstelle von 1,5 cm Breite zu 4 mm am Klingenblatt verjüngend. Bogenspannweite 2,5 cm. Blätter 10,3 cm lang, schmal, bogenförmig am oberen Ende zum Griff abgehend, Breite hier 1,4 cm. Rücken in flachem Bogen zur stumpfen Spitze sich senkend; Schneiden gerade.

19. Feuerstahl breitbandförmig mit umgebogenen, sich verjüngenden, an den Enden eingerollten Armen. Lg. 7,3; Br. 1,8; 4 mm stark.

Das dazu gehörige Flintstück 3,7 cm lang, mit Retuschen an der einen Kante und bulbus.

20. Webeschwert aus Eisen; ganze Länge 49 cm. Spitze 2 cm lang mit bogenförmig sich einziehenden Seiten. Klinge flach, im Querschnitt flachlinsenförmig, am Griffende 3,4 cm breit, auf 2,8 cm sich verjüngend vor der Spitze. Griffangel allmählich sich verjüngend aus der Klinge hervorgehend. Grifflänge 15 cm, Griffangel im Querschnitt rechteckig, am Ende 6 mm breit, 3 mm dick.

Unsicher bezüglich ihrer Zugehörigkeit:

21. 22. Zwei bandförmige unverzierte Bronzeblechstreifen, die Enden zu einem Oval übereinandergelegt, im Lichten 4 cm zu 1,8, Breite des Bandes 11 mm, und bei dem einen durch 2 Bronzenieten vereinigt; das andere auseinandergesprengt, die 3 Nieten in einer Reihe durchgerostet und bis auf einen ausgefallen.

23. Kleines Bronzeband, 12 mm breit, mit den Enden übereinandergelegt, auf der Außenseite mit Punktkreisen viermal zwei nebeneinander mit einem alleinstehenden abwechselnd, im Lichten 12 mm.

24. Klammern aus Bronzebandstreifen zweierlei Art: entweder zwei gleiche rechteckige Stücke, an den Enden durch je einen Bronzenietstift übereinander in einiger Entfernung gehalten, dreimal vorhanden: die Bandstreifen 8 und 7 mm breit.bei 4,5; 3,5; 2,9 cm Länge, im Lichten 1,2 die Nietstiftlänge, bei dem längsten Stück stecken die Nietstifte in Holzresten; oder der Bandstreifen ist an der einen Seite umgebogen und nur an einem Ende mit zwei Nietstiften, 12 mm voneinander festgehalten, dreimal vorhanden: Bronzebandschenkel 4,2 cm lang, 1,5 cm breit; 1,6 cm lang, 1 cm breit; 1,3 cm lang, 6 mm breit. An dem einen ebenfalls Holzreste.

25. Zwei Holzstücken gleicher Art, aus einem 8 mm starken Brettchen hergestellt, in Form eines Bogens, der Außenrand mit einem 9,5 cm langen, 7 mm breiten Bronzeblechstreifen benagelt (5 bronzene Nägelchen) und an der Außenfläche mit einem mondsichelförmigen Bronzeblech (3 Nägel), die Nägel auf der Holzinnenseite umgeschlagen. Das Holzbrettchen flach gewölbt. Am Innenrand halb kreisrunder Ausschnitt. Dm. 2 cm.

26. Dicker Bronzering, in der Ringebene abgeplattet; 70 g schwer, äußerer Dm. 4,5 cm, 1,5 cm breit, 1,2 cm dick.

27. Eisenring, offen, aus einem vierkantigen Stab in einer Spiraltour zusammengebogen. Dm. 3,4, Ringstärke 5 mm.

28. Eisen-Öse, am Stiel Holzreste angerostet. gr. Lg. 3,3 cm; Ringdm. 1,8 cm.

Von einem Holzkästchen:

29. eine bronzene Schloßbeschlagplatte mit rechteckigem Schlüsselloch und darin eingerostetem Eisenstück und Holz, die Beschlagplatte rechteckig, 7,3 cm lang, 2,5 cm breit, mit je vier bronzenen Stiften an den Längsseiten;

30. und ein eiserner, zweimal rechtwinklig gebogener, schmalbandförmiger Griff, 7,5 cm lang, 3 cm Schenkellänge, an einem Ende der eiserne, ins Holz getriebene Stift angerostet.

31. Eiserner Haken, vierkantig, 4 mm stark, das eine Ende rechtwinklig abgebogen, das andere zu einer kreisförmigen Öse zusammengelegt. In der Öse steckt senkrecht ein drahtförmiger Stift.

Das Gefäß, auf der Drehscheibe hergestellt, dünnwandig, aus dunkelgrauem Ton, doppelkonisch, mit scharfer Bauchkante in 2 Drittel Höhe; der Unterteil vorgewölbt, der Oberteil durch eine Horizontalleiste in eine schmälere, schräg abfallende Schulter und sich

Digitized by Google

verjüngenden Hals gegliedert. Die Leiste flankieren zwei glänzend-schwarze Horizontalfurchen. Auf dem Halsteil senkrechte Striche in ungleichen Abständen, durchschnittlich 1 cm weit. Auf der Schulter Zinselzaunmuster, am Gefäßbauch nach dem Gefäßboden zu leicht gebogene Striche in unregelmäßigen Abständen, im Durchschnitt 1 cm.

Die Striche heben sich durch ihren Glanz vom mattgrauen Untergrund ab. Es sind mit Holzstäbchen schwach eingetiefte Furchen. Das Holzstäbchen war mit einer schwarzglänzenden Farbmasse vorher beladen. Die Striche sind flüchtig gezogen.

Mündungsdm.: 15,5. Umbruch in 10 cm Höhe, hier größte Breite 21,6; größte Höhe 14,5; Bodendm. 8 cm. Wandstärke am Halsteil 5 mm, im Bauchteil 7 mm.

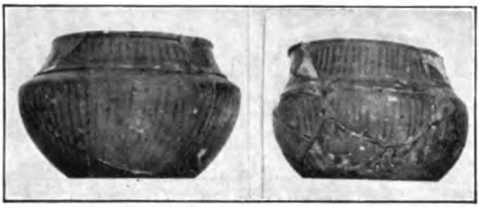


Abb. 6. Burgau

Abb. 7. Hermstedt.

Ein gleichartiges Gefäß und ein dabeiliegender tönerner Spinnwirtel ist unserem Museum aus Hermstedt unweit Apolda zugeführt worden. Es stammt aus einem Grab, welches in einem Steinbruch in der Nähe des Dorfes zufällig freigelegt worden ist.

Das Gefäß ist scharf gegliedert wie das Burgauer durch eine Schulterbauchkante, sie liegt aber etwas oberhalb des größten Dm., der Gefäßbauch ladet unterhalb dieser Kante noch ein wenig aus.

Die Zeichnung ist dieselbe auf den einzelnen Gefäßteilen, nur stehen die Striche enger, und sind die Bauchlinien senkrecht bis an den Boden geführt.

Mündungsdm.: = 15 cm, gr. Dm. 18,4 in 8 cm Höhe; gr. Höhe 13,4 cm, Bodendm. 9 cm.

Der Spinnwirtel aus Ton, graugelb, abgeplattet kugelförmig, im Querschnitt sternförmig durch 9 Fingerkuppeneindrücke am Umbauch. Dm. 3,1; H. 2,3; Lochdm. 8 mm.

Digitized by Google

Ein neuer Fund der Sirgensteiner Stufe in Westfalen und die Frage der Herkunft dieser Kultur.

Von Julius Andree.

Mit 4 Abbildungen im Text.

Am Südausgange des Dorfes Volkringhausen (Kr. Arnsberg) liegt in 16 m Höhe über der Hönne am rechten Ufer des Flusses eine kleine Höhle, die sich mit einem Eingang von 5,20 m Breite (a—b in Abb. 1) und 2,65 m Höhe nach SW öffnet. Die im Grundriß etwa viereckige Höhle erstreckt sich nur 5 m (im Durchschnitt) nach NO in den Felsen hinein, das Dach senkt sich rasch abwärts zum Ende der Höhle (Querschnitt c—d, Abb. 1). — Das Verdienst, hier zuerst Funde gemacht zu haben, gebührt Herrn Museumsverwalter K. Brandt-Herne, der mich auf die Höhle aufmerksam machte. Die Ausgrabung der Höhle fand Ostern 1928 statt. Die gesamten Funde befinden sich im Geologischen Institut der Universität Münster i. W.

Die Ausfüllung der Höhle war nicht mächtig. Der Boden war mit gelbbraunem, Kalksteingerölle führendem Höhlenlehm in 20—40 cm Dicke bedeckt (Abb. 1, Querschnitt c—d), der stellenweise, besonders aber an der SO-Seite und im hinteren Teil der Höhle stark versintert war. Eine Schichtung oder verschiedene Schichten konnten in der ganzen Ablagerung nicht beobachtet werden; es handelt sich also um eine einheitliche Ablagerung.

In der Höhlenausfüllung fanden sich eine Reihe von Tierresten und Artefakte. An Tierresten wurden festgestellt:

Rhinoceros antiquitatis (2 Ober- und 2 Unterkieferzähne),
Bos primigenius (2 Unterkieferzähne, 1 Astragalus),
Rangifer tarandus (mehrere Geweihbruchstücke),
Cervus elaphus (Fußknöchelchen, 3 Unterkieferzähne),
Canis vulpes (Zähne),
Meles taxus (Unterkieferbruchstück),
Lepus timidus (Beckenstück),
Arvicola amphibius (mehrere Unterkiefer, 1 Oberkiefer),
Vogelknochen.

Die Fauna ist mit wollhaarigem Nashorn und Rentier durchaus eiszeitlich; aus dem Hönnetale ist sie in fast gleicher Zusammensetzung aus der Balver und der Feldhof-Höhle bekannt.

Digitized by Google

An Artefakten waren zwar nicht viele, aber recht charakteristische vorhanden, die eine eindeutige Bestimmung des Fundinventars als Untere Sirgensteiner Stufe (1)[1]) zulassen.

Das beste Stück ist eine roh bearbeitete Handspitze (Abb. 2, 1 und 1a), etwa triangulär, aus einem grauen Kieselschiefergeröll hergestellt; die natürliche Gerölloberfläche ist auf beiden Seiten noch teilweise vorhanden. Auf der Oberseite sind beide Kanten retuschiert, auf der Unterseite nur die linke. Abb. 3, 1 und 4, zeigen zwei kleine Keilchen, ebenfalls grob

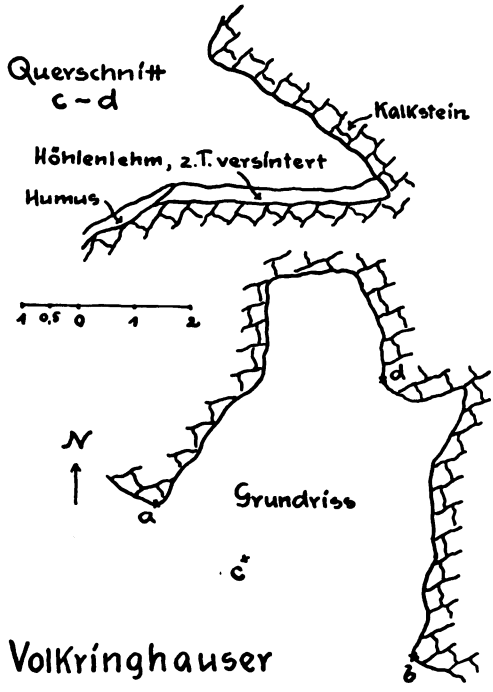


Abb. 1.

zugehauen, das eine (Abb. 3, 1) dreieckig und auf beiden Seiten bearbeitet, das andere (Abb. 3, 4) lang-oval mit flacher, nur mit einigen Abschlägen versehener Unterseite. Die übrigen Werkzeuge stellen in der Hauptsache einfache Schaber (13 Stück) von recht unterschiedlicher Größe (min. etwa 1 qcm) und Dicke dar, teils flach, ganz primitiv und fast ohne Retusche (Abb. 2, 2), teils ebenfalls flach, mit mehreren Schaberkanten, aber etwas feiner retuschiert (Abb. 2, 3 und Abb. 3, 5). Auch ein Schaber mit Hohlkerbe ist vorhanden (Abb. 2, 4). Andere Schaber — wie Abb. 3, 6 — sind dick, plump und nur mit einer Schaberkante versehen. Weiterhin kommen kleine Schaberkratzer vor: Abb. 3, 3, ungefähr dreieckig und hoch, Abb. 3, 2, in Form einer kleinen, flachen Klinge. Ferner wurden einige Kernstücke (aus Kieselschiefer und Feuerstein) und ein

[1]) Die Ziffern geben die Nummern des Literaturverzeichnisses auf S. 167 an.

Digitized by Google

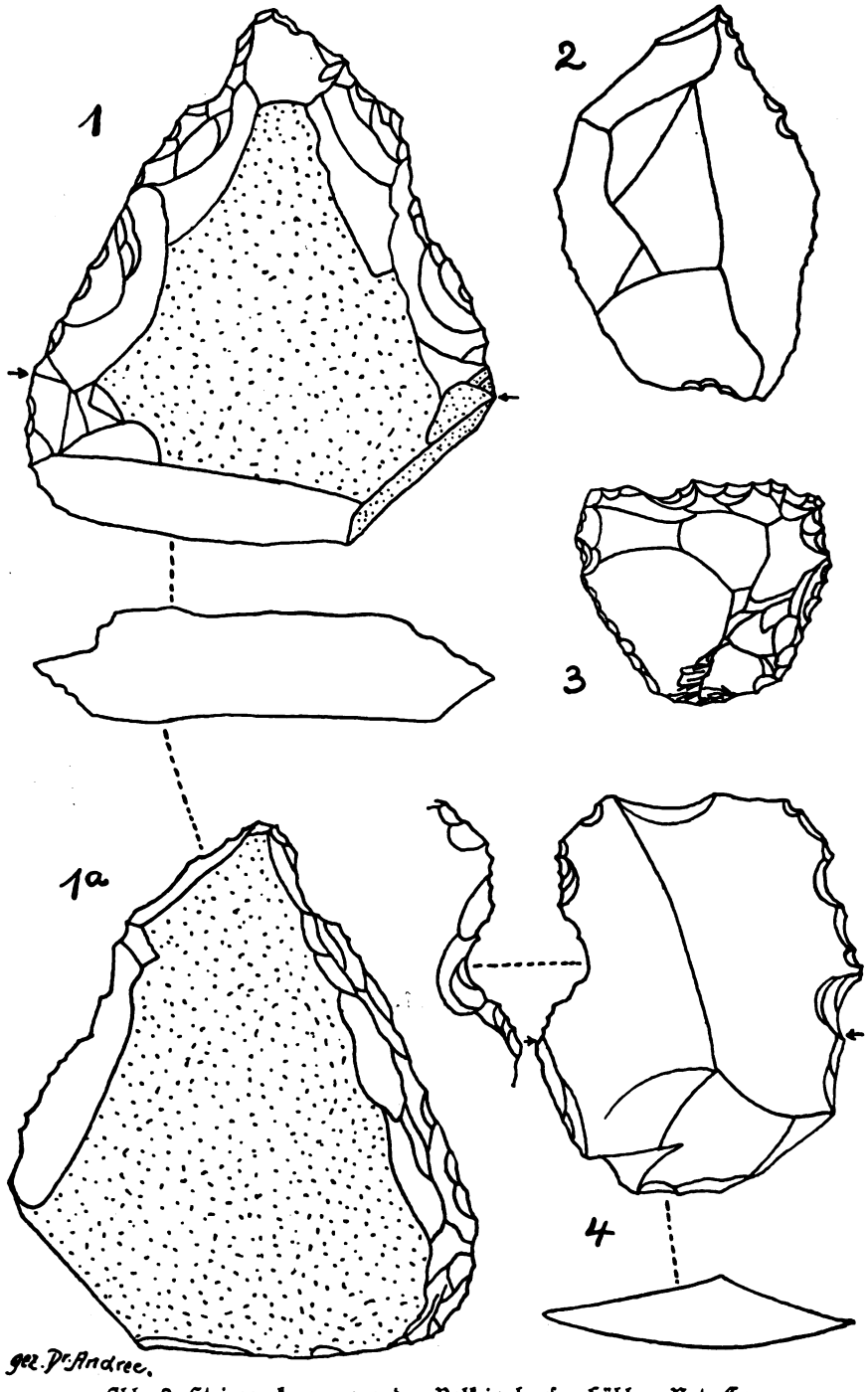


Abb. 2. Steinwerkzeuge aus der Volkringhauser Höhle. Nat. Gr.

Digitized by Google

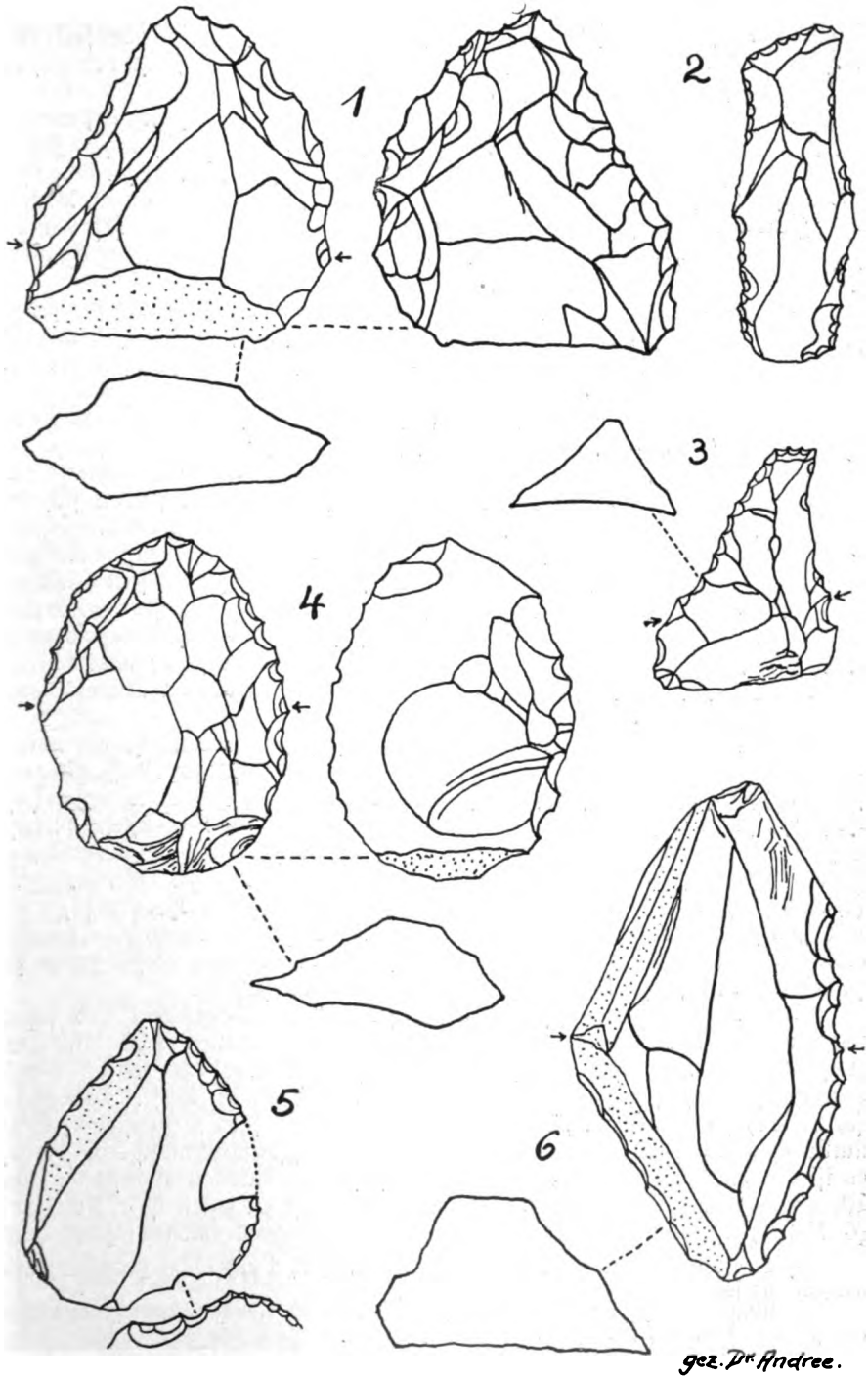


Abb. 3. Steinwerkzeuge aus der Volkringhauſer Höhle. Nat. Gr.

Digitized by Google

breiter Abschlagspan (aus Feuerstein) gefunden, die wohl ebenfalls als Schaber benutzt worden sind [1]). Im ganzen beträgt die Zahl der gefundenen Artefakte vierundzwanzig.

Sehr interessant ist der Fund von vier Knochenwerkzeugen, worauf ich jedoch an anderer Stelle im Zusammenhang mit einem ähnlichen Funde aus den Knochensanden der Emscher bei Gelsenkirchen i. W. näher eingehen werde [2]). Es handelt sich um eine Art Glockenschaber (aus einem Beckenbruchstück vom Nashorn hergestellt), einen Fellglätter, einen Pfriemen und um einen „Riemenstrecker", wie solche aus der Lindentaler Hyänenhöhle bekannt geworden sind (2).

Da die Anzahl der aufgefundenen Artefakte nur gering und die ganze Höhle recht klein ist, so ist ohne weiteres anzunehmen, daß es sich bei der Volkringhauser Höhle nur um einen vorübergehenden Aufenthaltsort des Menschen handeln kann.

Die Bedeutung der Artefakte besteht darin, daß hier einmal eine neue paläolithische Fundstelle aus Westfalen und zweitens eine solche der Unteren Sirgensteiner Stufe vorliegt, die wir im Hönnetale bereits aus der Balver und der Feldhof-Höhle kennen. Hier wie dort finden sich die charakteristischen primitiven Handspitzen, ferner die kleinen Keilchen, beide begleitet von einfachsten Schabwerkzeugen verschiedenster Art und Größe (1, S. 45 und 77). Bemerkenswert ist auch, daß zum ersten Male — abgesehen von den ganz wenigen Streufunden der Burschen-Höhle bei Binolen (1, S. 82) — in einer der in mittlerer Höhe über der Hönne gelegenen Höhlen sich ein umfangreicheres paläolithisches Material fand; aber wie in der Feldhof-Höhle fehlt jede Spur einer Kultur, die älter wäre als letzteiszeitlich (1, S. 94).

Das Fundinventar der Volkringhauser Höhle, die nunmehr als neues Vorkommen zu den schon bekannten der Unteren Sirgensteiner Stufe (Sirgenstein, Irpfel-Höhle, Kartstein, Buchenloch, ?Achenheim, Balver und Feldhof-Höhle [3])) hinzutritt, scheint mir erneut zu zeigen, daß die Sirgensteiner Stufe in zwei Abteilungen gegliedert werden muß (1, S. 60). Und diese Zweiteilung, in der sich entschieden ein Moment der Entwicklung zu erkennen gibt (1, S. 59/60), bringt uns wieder auf die Frage nach der Herkunft, nach der „Abstammung" der ganzen Kultur. Ich habe bereits in meiner Arbeit über die Hönnetal-Höhlen versucht, eine Art Lösung dieser Frage zu finden (1, S. 61/63). Ich möchte dazu weiteres ausführen.

Das Auftreten des „Primitiv-Mousterien" im Sirgenstein gab schon verschiedenen Autoren Anlaß, darauf hinzuweisen, welche Lücke kulturell zwischen dem Sirgensteiner „Primitiv-Mousterien" und der zeitlich direkt voraufgehenden, hochspezialisierten Kultur von Weimar klafft. Wiegers (6, S. 177) sagt darüber: „In der unteren Herdzone [des Sirgensteins] liegt natürlich kein absolutes, sondern nur ein relatives „Primitivmousterien" vor; es ist ein Rückschlag gegenüber dem viel höher entwickelten Mousterien der Weimarer Stufe, über dessen Ursache Sicheres nicht zu sagen ist". Soergel (4, S. 246/47) äußert sich über die ganze Frage folgendermaßen: „Mit dem

[1]) Von den abgebildeten Artefakten sind Abb. 3, 2, 3 und 5 aus Feuerstein, alle übrigen aus schwarzem oder grauem Kieselschiefer.

[2]) Altsteinzeitliche Funde aus Westfalen. VI. Über Knochenwerkzeuge aus dem Mousterien. Mannus, Zeitschr. f. Vorgeschichte.

[3]) Hierher gehören ohne Zweifel auch die Petershöhle bei Velden (Hörmann, Abh. Naturhist. Ges. Nürnberg Bd. XXI, 1923) und die Altendorfer Höhle (Mayr, Nachr. Deutsch. Anthrop. Ges. II. Jahrg., H. 4, 1927).

Digitized by Google

Moustérien setzt eine neue Epoche ein. Ein voller genetischer Anschluß an das Acheuléen ist meines Erachtens nicht einwandfrei nachzuweisen, hier liegt ein Schnitt innerhalb des Altpaläolithikum, der sowohl im westlichen als besonders im mitteleuropäischen Fundmaterial deutlich ist. Wie man die Kulturen im einzelnen benennt, ist dabei gleichgültig, wichtig ist die zeitliche Lage des Schnittes. Ein Vergleich der Markkleeberger und Wettiner Kultur mit der viel jüngeren von Taubach zeigt ihn am klarsten. Und ein weiterer Schnitt liegt im Zeitbereich des Moustérien selbst. Es ist nicht möglich, die sehr primitive Moustier-Kultur vom Sirgenstein genetisch der etwas älteren sehr hochentwickelten von Ehringsdorf anzuschließen. Für mich sind diese wiederholten Unterbrechungen auf dem Wege einer „Höherentwicklung" nicht Beweise für sogenannte, gar nicht verständlich zu machende Rückschläge, ich sehe in ihnen Zeugnisse für das wiederholte Auftauchen neuer Kulturen und neuer Kulturträger, für ein wiederholtes Einströmen neuer Rassen zur Zeit des Altpaläolithikums, einmal an der Wende Acheuléen—Moustérien, dann im Moustérien selbst".

Außer diesen auffälligen Unterschieden im Kulturinventar des gesamten Moustérien ist es hinlänglich bekannt, daß auch die westeuropäischen Stufen des Altpaläolithikums — Chelléen und Acheuléen I und II — nichts mit den mitteleuropäischen — Halberstädter, Hundisburger und Markkleeberger Stufe — gemein haben. Auf Grund dieser Tatsache trennt ja Obermaier (3) das westeuropäische Altpaläolithikum (mit Faustkeilen) von einem faustkeilfreien, zentral- und osteuropäischen „Prämoustérien" und unterscheidet ein „Moustérien von Acheuléenmorphologie" von einem Kleinmoustérien (mit Handspitzen und Bogenschabern), das in seinem Inventar keinen Einfluß des Acheuléen zeigt.

Einer solchen grundsätzlichen Trennung ist wohl sicherlich zuzustimmen. Mir scheint jedoch, daß nicht alle uns bekannten alt- und mittelpaläolithischen Fundstellen ohne weiteres in dieses Schema eingereiht werden können. Wir finden gerade in Deutschland Kulturen, die eine Sonderstellung einnehmen (vgl. 1, S. 62). Weimar-Taubach-Ehringsdorf ist in dieser Beziehung zu bekannt, als daß ich näher darauf einzugehen brauchte. Markkleeberg hat Faustkeile und eine ausgezeichnete Klingenindustrie. Auch von Hundisburg kennen wir einen schönen Faustkeil. Die beiden letztgenannten Fundkomplexe sind also kein „faustkeilloses Prämoustérien".

Man geht demnach wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß Weimar, Markkleeberg und Hundisburg Sonderkulturen im Rahmen des „Prämoustérien" und „Kleinmoustérien" darstellen. Damit aber sind wir genötigt, für die Sirgensteiner Stufe, speziell für die Untere Sirgensteiner Stufe einen Anschluß an andere, ältere Funde zu suchen, um das Erscheinen einer gegenüber Weimar so primitiven Kultur wie der Unteren Sirgensteiner zwanglos erklären zu können.

Wir kennen nun eine Reihe von Fundstellen in Mitteleuropa, bei denen es sich in der Tat um ein sozusagen „normales" „Prä- und Kleinmoustérien" handelt, Funde aus allen Abschnitten des Eiszeitalters von der Mitte des vorletzten Interglazials an — von Rastenberg (5) sehe ich vorläufig ab —. Hier liegt vielleicht eine direkte Entwicklungsreihe von Halberstadt-Bilzingsleben (6, S. 164) über Wangen-Wettin-Rabutz bis zur Sirgensteiner Stufe

Digitized by Google

vor. Bei einer Einordnung der in Betracht kommenden Fundstellen in die Abfolge der Eiszeiten und Interglaziale ergibt sich folgende Tabelle:

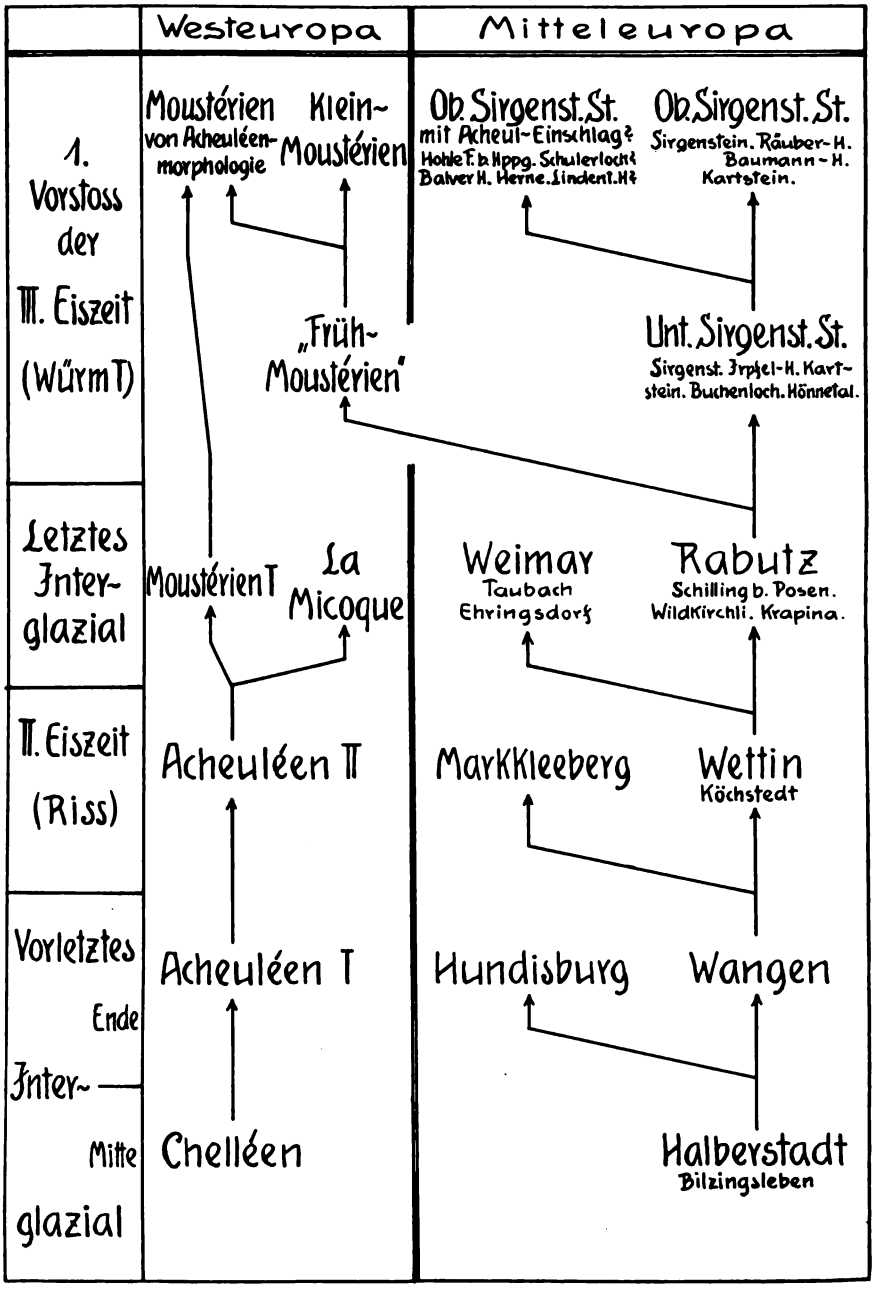


Abb. 4.

Digitized by Google

In der Tabelle heben sich deutlich die „Sonderkulturen" heraus und ebenso der Weg der evtl. direkten Entwicklung. Aber zugleich mit einer solchen Annahme tauchen auch wieder neue Probleme auf. Wie entstanden diese Sonderkulturen? In Markkleeberg zeigen sich Klingen vom Typ Levallois. Commont und Breuil betonen den acheuléenartigen Charakter der Werkzeuge von Ehringsdorf. Im Hohle Fels bei Happurg macht sich nach Birkner der Einfluß des Acheuléen geltend, im Schulerloch treten wiederum Levallois-Typen auf. Ist nun die Entstehung der Sonderkulturen von Hundisburg, Markkleeberg und Weimar auf Einflüsse des westlichen Chelléen-Acheuléen zurückzuführen oder entwickeln sich diese Kulturen völlig selbständig? Für Weimar-Taubach-Ehringsdorf könnte man eine Eigenentwicklung annehmen. Denn hier fanden sich die bekannten menschlichen Überreste, die — in den Kreis des Neandertalers gehörend — in diesem eine besondere Stellung einnehmen, d. h. mit anderen Worten: das Vorhandensein einer „Unterrasse" des Neandertalers in Ehringsdorf ist immerhin ein Hinweis auf die Wahrscheinlichkeit, daß diese Unterrasse eine eigene, selbständige, von den übrigen gleichaltrigen verschiedenen und unbeeinflußte Kultur besaß. Für Hundisburg und Markkleeberg finden wir noch keine Lösung der Frage.

Und weiter: Gibt es überhaupt eine „Obere Sirgensteiner Stufe mit Acheul-Einschlag" oder liegt hier ebenfalls eine selbständige Entwicklung vor, die unbeeinflußt durch andere Kulturen entstand? Auch diese Frage muß vorläufig noch offen bleiben.

Bedenkt man die Länge der zur Verfügung stehenden Zeiträume und die doch immerhin nicht ganz unbeschränkte „Freizügigkeit" der diluvialen Menschenhorden, so liegt die Möglichkeit der Entwicklung selbständiger Kulturen wohl vor. Aber erst neue Forschungen, neue Grabungen, neue Funde können weitere Aufklärung schaffen.

Literaturverzeichnis.

1. Julius Andree, Das Paläolithikum der Höhlen des Hönnetales in Westfalen. Mannus-Bibliothek, Nr. 42. Leipzig 1928.

2. Auerbach, Geschichte der Stadt Weida. Bd. 1, Heft 2: Frühzeit und Mittelalter. Veröff. d. ortsgesch. Ver. in Weida, III. 1927.

3. Obermaier, „Moustérien". In Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte. Bd. 8.

4. Soergel, Die Gliederung und absolute Zeitrechnung des Eiszeitalters. Fortschritte der Geol. u. Pal., H. 13. 1925.

5. Derselbe, Ein altdiluviales Artefakt (?) aus Thüringen. Prähist. Zeitschr., Bd. 17. 1926.

6. Wiegers, Diluviale Vorgeschichte des Menschen. Bd. 1. Stuttgart 1928.

Digitized by Google

Ein Knochen mit Tierzeichnung aus dem Rheinland.

Von Carl Rademacher.

Mit 10 Abbildungen im Text.

Im Winter 1927 überbrachte der Landwirtschaftsbeflissene Herr Max-Josef Frings aus Köln dem Städtischen Museum für Vor- und Frühgeschichte zu Köln ein 10 cm großes Knochenstück (Abb. 1), das er bei einer Grabung nach karolingischen Scherben in der Nähe des Eselsbaches, Gemarke Loden-Giesenheide, auf dem Gute des Herrn Hubert Poßberg in Hilden bei Düsseldorf gefunden [1]) hatte. Zugleich mit diesem Knochen war ein kleiner

Abb. 1. Photographische Aufnahme des Knochens von Hilden.

Feuersteinabsplitz, 2,8 cm groß, mit bearbeiteter Spitze zum Vorschein gekommen (Abb. 2), etwas später ein weiterer Absplitz aus demselben gelben Silex mit Randschärfung an einer Seite.

Eine erstmalige Besichtigung der Fundstelle (Abb. 3) durch den Berichterstatter fand bald darauf statt und wurde in Gegenwart des Entdeckers die Lage des Knochens und des Feuersteins festgestellt. Nach der geologischen Beurteilung des Geländes am 23. Mai 1928 durch Herrn Dr. Wehrli gab das Geologische Institut der Universität Köln folgende Begutachtung ab:

[1]) Die Aussagen des Herrn Frings diesen Fund betreffend wurden ehrenwörtlich abgegeben und sind im Fundarchiv des Museums niedergelegt.

Digitized by Google

Geologische Begutachtung der Knochenfundstelle nördlich Hilden.

Von Dr. H. Wehrli, Köln.

Die Fundstelle befindet sich 500 m nördlich Dickhaus am linken Ufer des Eselsbaches in etwa 48 m Höhe (17 m über dem Rheinwasserspiegel). Sie liegt auf der unteren Mittelterrasse in versumpftem Gelände. Eine Schürfung an der Fundstelle, die etwa 60 cm tief reichte, förderte nur feine geschichtete Quarzsande zutage und vereinzelte Feuersteinstücke. In etwa 50 cm Tiefe traf man auf starke Grundwasserführung. Die Ablagerungen der Sande und die Bildung der Terrassenoberfläche erfolgte nach den Untersuchungen von Fliegel und H. G. Steinmann nach dem größten Vorstoß des skandinavischen Eises (nach der zweiten Vergletscherung). Nach Bildung der fraglichen Schicht fand keine erhebliche Erosion mehr statt.

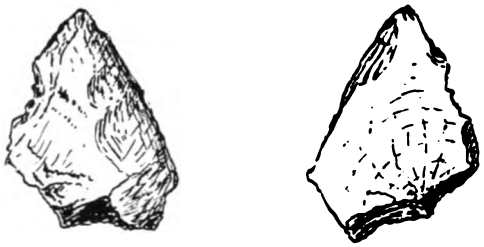


Abb. 2. Wiedergabe des spitzenartigen Absplisses mit Randbearbeitung von der Fundstelle des gravierten Knochens bei Hilden.

Die Versumpfung des Geländes scheint nach Ansicht des Verfassers, soweit nach der kurzen Besichtigung geurteilt werden darf, vom Eselsbach herzurühren; kann also jüngeren Datums sein.

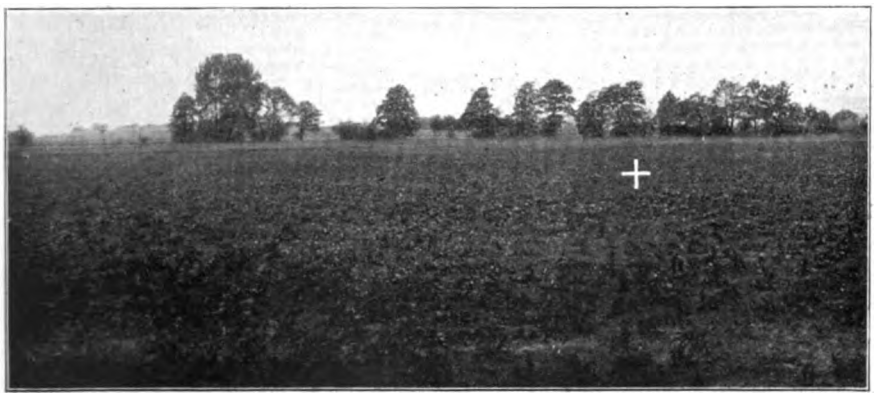


Abb. 3. Fundstelle des Knochens mit + bezeichnet. Im Hintergrunde die Erhebungen der Mittelterasse.

Der Knochen findet sich also in diluvialen Ablagerungen, die kurz nach der zweiten Vergletscherung gebildet wurden. In Frage käme noch, daß wir es hier mit einer Ablagerung des Eselbaches zu tun haben, doch scheint nach Ansicht des Verfassers die reine Quarzsandbildung dagegen zu sprechen. Es bleibt nur noch die Möglichkeit bestehen, daß der Knochen in späterer Zeit an diese Stelle gekommen ist.

* * *

Untersuchung und Beurteilung des Fundstückes fand im Städt. Museum für Vor- und Frühgeschichte statt unter stetiger Mitarbeit des Herrn

Digitized by Google

Reg.-Baurat Erich Rademacher, der auch eine Nachbildung des Knochens mit den Zeichnungen, letztere allerdings in etwas verstärkten Umrißlinien zur besseren Einsichtnahme anfertigte (Abb. 4).

Was den Knochen an sich angeht, so läßt sich leicht erkennen, daß es sich um ein Rippenbruchstück handelt, und zwar einer Hirschrippe [1]), eine Ansicht, der sich auch Prof. Dr. Janson, Direktor des Städtischen Museums für Naturkunde zu Köln anschloß. An mehreren Stellen sind Schnitt- oder Sägestellen deutlich erkennbar, an der einen Seite zwei Einschnitte, ein kleinerer und ein größerer. Durch den größeren konnte der Knochen an dieser Stelle ehemals von der ganzen Rippe abgebrochen werden. Ein ähnlicher Einschnitt befindet sich auch an dem gegenüberliegenden Ende. Er ist nicht so tief, weshalb hier der Abbruch gewaltsamer erfolgen mußte (vgl. Abb. 5).

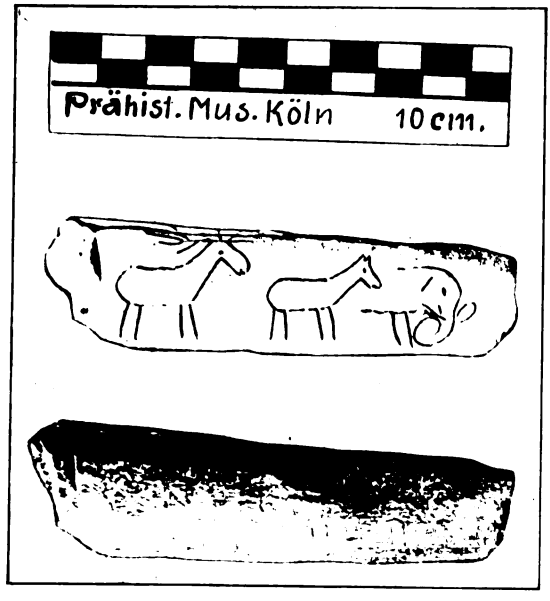


Abb. 4. Photographische Wiedergabe der Nachbildung des Knochens von Hilden.

Das Rippenstück macht kaum den Eindruck eines rezenten Knochens; Fossilität liegt jedoch auch nicht vor.

Nur eine der beiden Rippenseiten trägt leicht eingeritzte Zeichnungen, Gravuren; die andere Seite ist leer.

Zunächst bei den beiden erwähnten Schnittflächen steht ein geweihtragendes Tier. Art des Kopfes und der ganzen Gestalt sowie des Geweihes deuten auf einen Hirsch oder Elch. Das Geweih ist stark zurückgelegt (wohl

Abb. 5. Die Schnittflächen an dem Knochen von Hilden.

[1]) Zum Vergleich dienten Hirschrippen und anderes osteologisches Material im Museum für Naturkunde.

Digitized by Google

des zur Verfügung stehenden Raumes wegen). Durch das bloße Auge ist dieser Hirsch mit allen Einzelheiten gut erkenntlich.

Vor diesem Tiere steht ein anderes, ohne Geweih, die ganze Gestalt dem ersten ähnlich, so daß man an eine Hirschkuh gemahnt wird. Diese Ansicht findet ihre Stütze in einer Hirschkuhzeichnung aus dem französischen Paläolithikum[1]) (vgl. Abb. 6).

Auch dieses zweite Tier ist dem bloßen Auge leicht sichtbar.

Vor diesen Hirschgravuren befindet sich eine dritte Tierzeichnung, deren Charakter mit bloßem Auge schwer erkennbar ist. Deutlich sieht man jedoch die beiden Vorderbeine, die untere Bauchlinie sowie weitere undeutliche Linien. Bei Benutzung eines Vergrößerungsglases werden die Umrißlinien des Kopfes, ein Rüssel sowie zwei nach auswärts gebogene Linien, welche die Zähne darstellen, erkenntlich, so daß wohl in dieser Gravur eine Mammutzeichnung vorliegt, die allerdings nur den Vorderteil des Tieres umfaßt. Zu diesem Ergebnis gelangten auch die (unabhängig voneinander) vorgenommenen Beobachtungen der Herren Reg.-Baurat E. Rademacher und Studienrat Dr. Lindermann-Jülich. Vgl. Abb. 3.

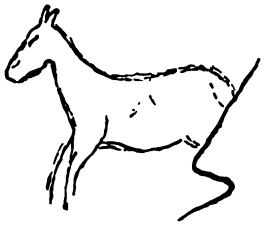


Abb. 6. Hirschkuhzeichnung aus Pielle, Taf. 41.

Durch diese Zeichnungen erhält der Fund für die rheinische Frühkunst eine gewisse Bedeutung, eine Bedeutung, die um so größer zu bewerten ist, als das Rheinland und überhaupt Deutschland bisheran ziemlich arm an eiszeitlichen und nacheiszeitlichen Gravuren überhaupt sind. Aus dem Rheinland selbst liegen bis jetzt vier Stationen eiszeitlicher Kunst vor, auf die hier

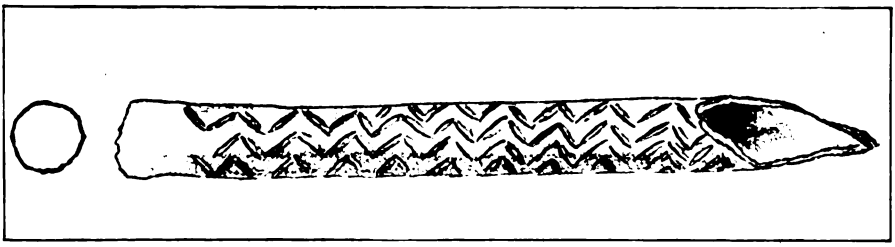


Abb. 7. Verzierter Vogelknochen von Steeden an der Lahn.

kurz hingewiesen sei. Es sind dies die Funde von Oberkassel, Martinsberg bei Andernach, Wildscheuer bei Steeden a. d. Lahn und Mainz. Letztere Station lieferte Bruchstücke zweier weiblicher Aurignacien-Statuetten[2]). In der Wildscheuer bei Steeden entdeckte R. R. Schmidt einen Vogelknochen (Abb. 7) mit viereckigem Wolfzahnornament; dieser Fund wird ebenfalls dem jüngeren Aurignacien[3]) zugeschrieben. In der Magdalénien-Freiland-

[1]) Piette, L'art pendant l'âge du renne, Bildtafel XLI, eine Tierzeichnung auf einem Knochenstück, die er als „biche" (Hirschkuh) bezeichnet. Sie hat mit der Kölner Gravur große Ähnlichkeit, d. h. was die Charakteristik des Tieres als solches angeht.

[2]) Ernst Neeb, Eine paläolithische Freilandstation bei Mainz. Prähistor. Zeitschrift 1924, S. 1—8 und Mainzer Zeitschrift 1922—24, S. 108—112.

[3]) Vgl. Obermeyer, Der Mensch aller Zeiten, S. 278; R. R. Schmidt, Deutsches Paläolithikum, S. 78—85; Her. Heck, Die Stratigraphie der Wildscheuer, neue Ausgrabungsergebnisse. Die Eiszeit, 1924, S. 103—106.

Digitized by Google

station auf dem Martinsberg bei Andernach fand sich ein aus einem Stück Hirschgeweih gearbeiteter Vogelkopf [1]), wohl Griff eines Gerätes. Eine Spitze aus Knochen, auch vom Martinsberg, mit eingraviertem Ziermuster in Stabmanier, gehört nicht zur eigentlichen Kunst. Ebenfalls nicht ein Glätter mit ähnlichen Strichverzierungen [2]) aus der Magdalénienstation des Kartsteins. Die Fundstelle des letzten Kunstgegenstandes sind die Skulpturen von Oberkassel. Im Grabe, unbedingt zu den Skeletten gehörig, befanden sich zwei Gegenstände, von denen der eine von Verworn als Pferd [3]) bezeichnet, nach den neuesten Untersuchungen von Breuil [4]) und Kühn als Bruchstück eines Tierkörpers erkannt, dazu ein Glätter aus Knochen, der in einen Tierkörper endigt. Auch dieser Fund gehört in die Stufe von Madeleine. Hiermit sind die eiszeitlichen Kunstwerke des Rheinlandes erschöpft. Für Deutschland treten noch hinzu die Zeichnung eines Rennlieres [5]) (?) auf einem Hirschgeweihstück von der Schussenquelle (echtes Magdalénien), die Gravierung eines Pferdekopfes auf einer Kalksteinplatte, Gravierung eines Mammuts [6]) an der Klausenhöhle bei Neu-Essing in Bayern. Aus den Höhlen bei Nördlingen sind 1914 Ritzungen von drei Tierzeichnungen auf Kalksteinplatte bekannt geworden, die Birkner [7]) behandelt hat und endlich ein Knochenstab mit Bruchstück oder Zeichnung eines Menschen mit Tierschwanz [8]) von Kauertsberg bei Nördlingen. An eiszeitlichen Gravuren sind demgemäß in Deutschland bis jetzt bekannt Gravuren von vier Menschen, davon drei Frauen, Zeichnung eines Pferdes und eines Mammuts. Bruchstück eines großen Tieres (nicht gewiß was für eines), Wolfszahnornament und einfache Zierstriche.

Rechnet man dazu noch die bekannten Gravuren vom Schweizersbild bei Schaffhausen und aus dem Kesserlerloch bei Tayngen, so ist das ganze Rheingebiet von der Quelle bis zur Mündung erschöpft. Aus der ersten Nacheiszeit, dem Mesolithikum liegen bis jetzt keinerlei Funde vor.

Was das Alter der Kölner Gravur anbetrifft, so sind zur Gewinnung eines Urteils zwei Gründe maßgebend, zuerst ein rein äußerlicher, dann ein innerlicher, aus dem Kunstwerk selbst abzuleitender, d. h. also ein kunsthistorischer.

Was den äußerlichen Grund betrifft, so wurde schon gesagt, daß der Knochen nicht direkt als fossil angesprochen werden kann, er ist in das Nacheiszeitalter zu versetzen, wohl in den Beginn der Mittelsteinzeit. Dieses könnte zu der geologischen Lage, über die das Nötige bereits gesagt wurde stimmen. In der Nacheiszeit hatte der Hirsch eine außerordentliche Bedeutung und bildete das Hauptjagdwild des damaligen Menschen, der nicht mehr in Höhlen hauste. Schon aus dem Magdalénien sind Freilandstationen

[1]) Vgl. R. R. Schmidt, Deutsches Paläolithikum, S. 88—90; Obermeyer, Der Mensch aller Zeiten, S. 276.

[2]) Vgl. b) Obermeyer, Der Mensch aller Zeiten, S. 276; a) C. Rademacher, Die Ausgrabungen des Kartsteins. Prähistor. Zeitschrift 1911, Tafel 10.

[3]) Verworn, Bonnet und Steinmann, Der diluviale Menschenfund von Oberkassel.

[4]) Breuil und Kühn, Über diesen Fund in Ipek, 1927, S. 193. Jahrbuch der prähistorischen und ethnologischen Kunst.

[5]) Vgl. Obermeyer, Der Mensch aller Zeiten, S. 289, Fig. 182; R. R. Schmidt, Diluviale Urgeschichte, Tafel 23, Fig. 16.

[6]) Ipek 1926, S. 29—32. Eine Mammutdarstellung aus Süddeutschland.

[7]) Vgl. Birkner, Beitrag zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, XIX, S. 16; von demselben, Paläolithische Kunst aus dem Ries — Bayern. Ipek 1928.

[8]) Auch von Birkner veröffentlicht, vgl. Anm. 3.

Digitized by Google

am Rhein (Martinsberg, Oberkaſſel) bekannt. In der ſpäteren Zeit bildeten ſie die Regel. Das Hildener Stück gehört einer Station an, die nicht weit davon beſtanden hat, da Rollſpuren weder an dem Knochen noch an den Steinen ſichtbar ſind.

Dieſe äußeren Umſtände ſprechen dafür, die Gravur von Hilden nicht dem Eiszeitalter zuzuſchreiben.

Ein Vergleich der Hildener Gravur mit dem hiſtoriſchen Entwicklungsgang der Paläolithkunſt wird ebenfalls Hinweiſe auf das Alter desſelben bringen.

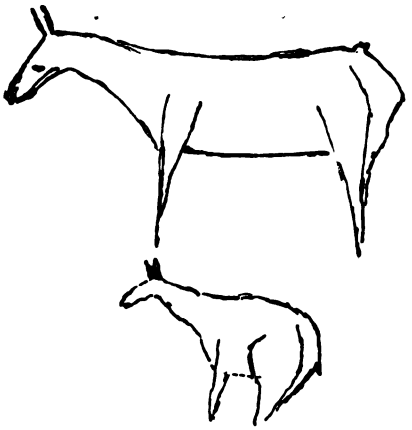


Abb. 8. Steppeneſel auf der Kalkſteinplatte vom Schweizerbild nach Dr. Nueſch.

Zunächſt liegt auf der Hand, daß ein Kunſtwerk vorliegt, das, ganz allgemein, mit der eiszeitlichen Kunſt in gewiſſer Beziehung ſteht. Die Gravuren ſind außerordentlich fein eingeritzt, aber mit ſicherer Hand. Es ſind keine ausgeführten Kunſtwerke, ſondern nur leicht hingeworfene Umrißzeichnungen, Skizzen.

Ein Vergleich mit dem Wollen und Können der europäiſchen Eiszeitkunſt [1]), auch wenn es ſich um bloße Skizzen handelt, ergibt jedoch die Tatſache, daß die damaligen Künſtler das darzuſtellende Tier nicht einfach als ſolches auffaßten, ſich nicht mit den Umriſſen, wodurch das Tier als ſolches kenntlich wurde, begnügten, ſondern dasſelbe in einer dem Weſen des betreffenden Tieres beſonders eigentümlichen Situation wiedergaben, das Renn im Lauf, beim Äſen, den Hirſch im Lauf, ebenſo das Pferd und andere Tiere.

Auf einem franzöſiſchen Knochenſtück [2]), das wie das Kölner nur ſkizzenhaft ausgeführte Gravuren enthält, ſieht man zur Linken ein trotz aller Skizzenhaftigkeit ſehr charakteriſtiſch ausgeführtes Renn im Lauf, dem ein kleiner dargeſtelltes Renn folgt. Daran ſchließt ſich eine Gruppe anderer Tiere, ſehr ſkizzenhaft hingeworfen, noch von Linien einer zweiten Tierzeichnung überſchnitten. Die Beine der Tiere ſind meiſt auch nur durch einfache Striche angedeutet, was beſonders bei der dritten Gruppe deutlich in die Erſcheinung tritt, wie auf dem Kölner Stück. Beine und Tiere überhaupt erſcheinen jedoch ſehr viel lebenswahrer und der Situation, die dem Künſtler vorſchwebte, abgepaßt, als die Gravuren des Hildener Stückes, auf dem jedes Bein nur durch einen einzigen Strich angedeutet iſt.

Auf einer franzöſiſchen Gravur [3]) findet ſich eine Tierzeichnung, die von Piette als „biche„ Hirſchkuh, bezeichnet iſt (Abb. 6). Auch hier flüchtige Skizze, aber der Unterſchied des Kunſtwollens tritt ſofort ins Auge.

[1]) Vgl. Girod et Massénat, Les stations de l'age du renne dans les Vallées de la Vézère et de la Correge und Piette, L'art pentant l'age du renne.

[2]) Tafel XXIV, Abb. 1, aus Girod et Massénat, Les stations de l'age du renne dans les Vallées de la Vézère et de la Corrège.

[3]) Tafel XLI, Piette, L'art pendant l'age du renne.

Digitized by Google

Wie schon gesagt, sind einige deutsche Gravuren in einfachen Umrißlinien vorhanden, auch aus dem Rheingebiet der Schweiz. Das bekannte weidende Renntier vom Keßlerloch stellt ein ausgeführtes Kunstwerk im obigen Sinne dar. Aus dem Schweizerbild steht die Kalksteinplatte (Abb. 8) mit den zwei Steppeneseln und dem Renn der Kölner Gravur wohl bedeutend näher. Die Hauptfigur der Platte, ein groß gezeichneter Steppenesel [1]), unter diesem ein kleineres, aber flott gezeichnetes Tier derselben Art. Aber bei diesen Tieren, deren Beine ebenfalls nur durch Striche, aber nicht durch einen Strich wie bei den Hildener Knochen, angedeutet sind, erkennt man

Abb. 9. Stein von Kamilsko, Ostpreußen. Nach H. Kühn, Ipek 1927.

dennoch ein gewisses Vorschweben, das Ahnen der Situation, die zu den Tieren gehört.

Die Gravur von Hilden atmet einen anderen Geist. Eine Zeit tritt daraus entgegen, in der die Eiszeitkunst längst ihren Höhepunkt überschritten hatte. Es ist der Geist, wie er auf späteren Tiergravuren im Norden bekannt ist. Erwähnt sei hier die Zeichnung eines Rüsseltiers auf dem Stein von Kumilsko, Ostpreußen (Abb. 10). Diese Gravur wird für neolithisch [2]) angesehen, die Beine hier ebenfalls durch einen Strich angedeutet.

Alles spricht dafür, die Kölner Gravur wohl dem Entwicklungsgang der eiszeitlichen Kunst zuzuschreiben, sie aber in eine spätere Zeit zu versetzen.

[1]) Dr. Nuesch, Das Schweizerbild.

[2]) Vgl. Kühn, Der Mammutstein von Kumilsko, Kreis Johannisburg, Ostpreußen. Ipek 1926.

Digitized by Google

Noch in späteren Zeiten hat sich die Vorliebe, auf Geräten und anderem Tierzeichnungen anzubringen, auch im Rheinland erhalten. Das Kölner Museum für Vor- und Frühgeschichte besitzt einen 9,2 cm langen, 6,7 cm breiten eiförmigen Stein mit Höhlung, der schon als Gießlöffel angesprochen ist, obschon seine eigentliche Bestimmung unklar sein dürfte. Er stammt von Freilingen bei Blankenheim i. d. Eifel. Auf der Rückseite hat dieser Stein ebenfalls eine Zeichnung (Abb. 10), wieder ein Tier, in Strichmanier.

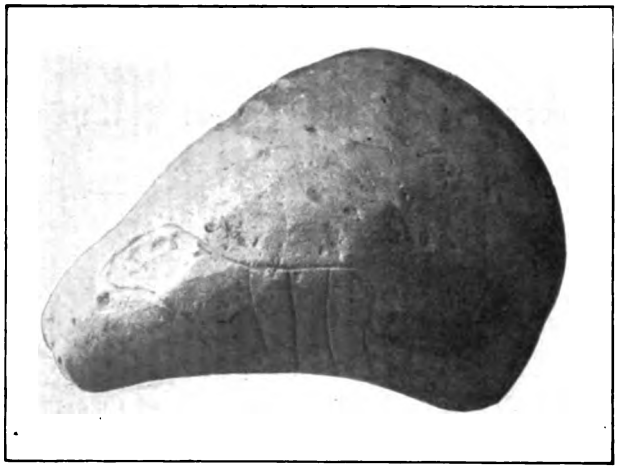


Abb. 10. Stein von Freilingen bei Blankenheim i. d. Eifel. (Museum für Vor- und Frühgeschichte Köln.)

Der mit dem Hildnerknochen gleichzeitig gefundene Feuerstein bildet einen spitzenartigen Abschlag von 2,1 cm Länge, 2,2 cm Breite an der unregelmäßigen Basis. Auf der einen Seite finden sich an der Spitze eine Art Flächenretouche, die andere Seite ist durch kleine Schläge wenig bearbeitet. Die Rückseite des Steines ist nicht bearbeitet. Wahrscheinlich liegt ein Gerät vor, das als Pfeilspitze Verwendung finden sollte oder gefunden hat (Abb. 8).

Der später gefundene Feuerstein, das Bruchstück eines kleinen Knochens einer Randschärfung, dürfte ebenfalls dem Mesolithikum [1]) angehören.

[1]) Das frühe Mesolithikum ist neuerdings gerade im Rheinland durch zwei neue Funde vertreten, wovon der eine, ein lorbeerblattähnliches Gratbeil, ebenfalls aus dem Bezirk Düsseldorf stammt. Der andere Fund ist ein typ. mesolithisches Faustkeil aus der Umgebung von Köln.

Digitized by Google

Germanische und gallische Kulturen am Niederrhein.

Unter besonderer Berücksichtigung neuer Mittel-Latène-Funde.

Von Erich Rademacher.

Mit 13 Abbildungen im Text.

Der liebenswürdigen Aufforderung, an der Kossinna-Festschrift mich zu beteiligen, gedachte ich durch eine typologische Untersuchung über die keltischen Pufferringe der Frühlatènezeit zu entsprechen. Ich beabsichtigte damit anzuknüpfen an die bekannte Schrift Geheimrat Kossinnas über: Die goldenen Eidringe und die jüngere Bronzezeit in Ostdeutschland. (Mannus VIII, 1917, Heft 2/3).

Der Gedanke, den scheinbar so typisch keltischen Puffer- oder Endstollen-Hals- und Bronzering als Entlehnung aus dem Germanenkreise darzustellen, wird manchem zunächst sonderbar erscheinen. Da aber dieselben Gedankengänge auch für das jetzt gewählte Thema eine Rolle spielen, möchte ich ganz kurz über das Verhältnis germanischer und gallischer Kulturen folgendes sagen. Als eine ganz besondere Eigentümlichkeit der keltischen Kultur springt ihre Aufnahmefähigkeit für fremdes Gut sowohl sachlicher als geistiger Art hervor. Immer und immer wieder findet sich diese Erscheinung in der Abfolge keltischer Vorgeschichte — und Geschichte. Von außen dringt eine Sache irgendwelcher Art — ein Ding, eine Sitte — in das Keltengebiet ein, um dort begierig aufgenommen und meist mit Eigenem weiterverarbeitet zu werden. Das ist hier für die Vorgeschichte so deutlich weit stärker als bei anderen Kulturen zu belegen, daß eine ganz besondere Veranlagung vorbestehen muß. Einige Beispiele seien genannt. Der Latènestil stammt aus Griechenland, wurde wenigstens durch Einwirkung klassischer Kunst geweckt; das keltische Münzwesen ist barbarische Nachahmung des griechisch-mazedonischen; die Sitte der Wagengräber stammt aus Etrurien, desgleichen der keltische Streitwagen (essedum) selbst, ebenso die Sitte, den Toten Bratspießbündel mitzugeben. Von Norden, aus dem Germanengebiet stammt der Wendelring, was genugsam bewiesen ist.

Diese Vielseitigkeit, die Sucht nach neuen Dingen, ist für den Keltenkreis typisch — sagt schon Caesar.

So sollte hier nachgewiesen werden, daß auch die Pufferringe germanischem Gut, eben den Eidringen entlehnt sind. Vorstufen in der Hallstattzeit gibt es nicht; die früheste Latènestufe (mit Masken- und Tierkopffibeln) führt sie noch nicht. In der frühen germanischen Eisenzeit sind die Abkömmlinge der Eidringe Bronzeringe mit kleinen und großen Schalen (Thüringen, Jahres-

Digitized by Google

schrift der sächsisch-thüringischen Länder, 10, 1911, S. 118 und Köthen Prähist. Zeitschrift 9, 1917, S. 64).

Von diesen Formen müssen die Pufferringe herstammen, da sie bis spät noch stets die besonderen Eigenschaften dieser zeigen, so z. B. die gegeneinandergekehrten Schalen. Dazu zeigt rein typologisch die Verwilderung der Form von Anfang an (Waldalgesheim!), daß es sich um eine Weiterentwicklung einer auf keltischem Gebiet nicht vorkommenden Form handelt. Sogar das Zusammenwachsen der Schalen oder Puffer, wie es häufig ist, ist bei einem nordischen Stück aus Hannover, dessen Zeichnung ich der Liebenswürdigkeit von Herrn Dr. Gummel verdanke, vorweggenommen. (Siehe A. U. H. V., S. 5.)

Diese schon zu langen Bemerkungen habe ich mir nur gestattet, weil ich später in gleichem Sinne auf noch ungeklärte Beziehungen in der Keramik zu sprechen komme.

In letzter Stunde vor Inangriffnahme obiger Arbeit, deren Vorbereitung und Stoffsammlung schon Jahre alt ist, geschahen an zwei Stellen unserer Kölner Gegend — links- und rechtsrheinisch bedeutsame Funde der Mittellatènezeit — die ersten typischen und beobachteten. Da diese Grabfunde Neues bringen — weniger überhaupt, als für uns; und da sie den Anschluß an mitteldeutsche Funde, die auch von Kossinna bearbeitet sind, so wurde eine erste, noch vorläufige Bekanntgabe als Ergänzung meiner Germanengräberchronologie im Mannus 1922 für wichtiger als anderes gehalten. Während die Spätlatènegräber unserer Germanen schon einigermaßen in obiger Arbeit behandelt sind, sollen hier die früheren, bislang noch wenig deutlichen Latènestufen besprochen werden.

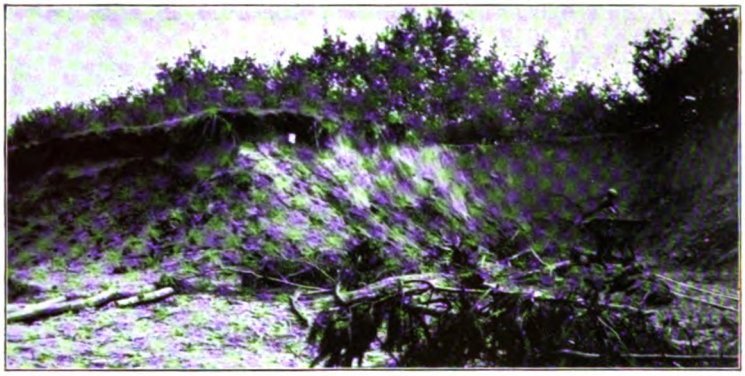
Die Tafel bringt außer diesen neuen Funden noch Lichtbilder der schon 1922 in Zeichnungen von mir veröffentlichten, ferner ein Bild nach einem Abguß, den wir der Freundlichkeit Prof. Lehners vom Bonner Provinzialmuseum verdanken (Abb. 8). Es handelt sich um ein Brandflachgrab von Siegburg-Mülldorf, das auf dem anderen Ende des weitgestreckten Grabfeldes gefunden ist, dessen einem Ende die in der Arbeit 1922 erwähnten kaiserzeitlichen Gräber entstammen.

Die neuen Funde stammen von Altenrath bei Donrath, von der Wahner Heide (Abb. 1, Nr. 2, 3, 4, 11). Sie sind als Zufallsfunde in einer Sandgrube zutage gekommen. Die Anlage der Gräber zeigt Abb. 1. Es sind kesselförmige Gruben, rund 60 cm tief, in dem die Urne steht. Knochen und Fibeln liegen in der Urne. Einmal (Abb. 4) lag ein flacher Stein über dem Gefäß (Steinkreise von rund 1 m Durchmesser über der Urne sind beobachtet?). Die Töpfe standen ziemlich hoch, daß verschiedentlich der Rand völlig abgepflügt ist, eine bei germanischen Urnenfeldern sehr oft beobachtete Lage. Das Gelände ist eine flache Sandterrasse, die der Sülz parallel läuft. Ein sehr geeignetes Wohn- und Grabgelände, das auch eine ausgedehnte Siedlung der Untergrombacher Kultur lieferte mit mehrfachen Herdpflastern. Durch Abspülung des sehr losen Sandes liegen die Wohnkulturen 20—30 cm unter der jetzigen Oberfläche und sind durch Ackerbau verschleppt.

Das zweite Feld liegt in Köln selbst, im neuen Grüngürtel bei Efferen. Hier ist bis jetzt nur ein Grab gefunden, das die beiden prachtvollen, gedrehten Gefäße mit einer Mittellatènefibel ergab (Abb. 12, 13).

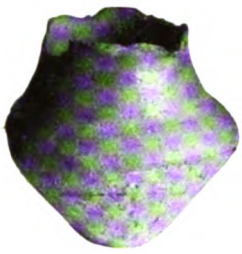
Zur Fundbeschreibung ist folgendes zu sagen: Abb. 2 ist das erste der Altenrather Gefäße. Grautonig, Handarbeit, ohne Rand 30 cm hoch, mit ziemlich scharfem Umbruch, eingeritzter Kreuzschraffur auf der Schulter, weitem

Digitized by Google

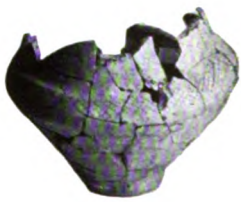


1

10



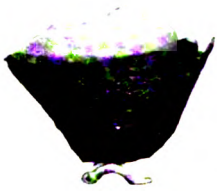
9



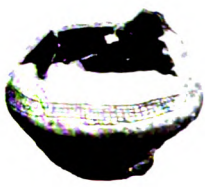
2

6

5



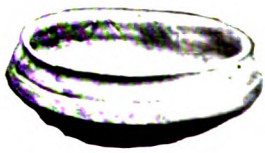
3



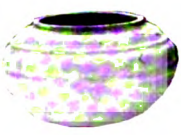
4

7

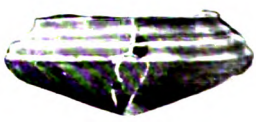
8



11



13



12

Abb. 1. Grab Altenrath, bez. d. viereckiges Papierblatt. Abb. 10. 9. Mülheim bei Köln; 2, 3, 4, 11 Altenrath; 5, 6 Fliegenberg bei Troisdorf; 7 Roisdorf; 8 Siegburg-Mülldorf; 12, 13 Köln.

Digitized by Google

abgesetzten konischen Hals. Rand völlig abgepflügt. Diese Gefäße erinnern an keltische Latèneformen, so an die Latèneflaschen, aber die ganze Art, die Schlankheit und Weite, sowie Kürze des Halses weit mehr an germanische Gefäße. Die niedersächsischen Felder, bis zur Mark hin haben solche Formen und es scheint fast, als ob diese Gestaltung aus dem Germanenkreise nach Süden gekommen ist. Vergleichbar ist in den keltischen Formen nur der mittelrheinische Strich. Mit den typisch keltischen Flaschen linsenförmigen Körpers hat er wenig gemein. Er ist offenbar älter. Zu gleichem Typ gehört Abb. 9 und 10 von Mülheim bei Köln. Ein zweiter Typ ist Abb. 3. Das Gefäß ist mit neu hinzugekommenen Scherben jetzt zusammengesetzt. Es ist schlank, hoch, 40 cm, doppelkonisch mit scharfem Umbruch und ausgeschwungener Halslippe. Derselbe Typus liegt vor in Abb. 5 und 6 vom Fliegenberg (siehe Mannus 1922), Abb. 7 vom Vorgebirge bei Roisdorf (Nachbestattung in einem endsteinzeitlichen Hügel.

Ähnlich diesem wird wohl auch Abb. 4 gewesen sein. Der Rand fehlt. Sehr eigentümlich ist die Verzierung, von der nachher zu handeln sein wird.

Abb. 8 ist ein schwarztoniges, geschmauchtes, 28 cm hohes, fast schon schlauchförmiges Gefäß von Siegburg-Müllorf.

Abb. 9 ist ebenso wie 10 schon im Mannus 1922 gezeichnet. Es sind typisch germanische Latèneformen der Frühzeit aus der Mülheimer Gegend bei Köln.

Dazu treten nun neu: Abb. 11 von Altenrath. Eine flache Schale, aber mit starkem konischen Halse mit den typischen Drehscheibenwulsten und Riefen, Umbruch scharf, Drehscheibenarbeit, brauntonig; 30 cm Durchmesser. Ferner von Köln die beiden Abb. 12 und 13. 12 eine ähnliche Schale wie 11 und 13 ein Napf mit stark eingezogenem Halse, beide mit scharfem Umbruch. Feinste Drehscheibenarbeit, feinstgeschlämmter Ton bräunlich-schwärzlicher Farbe, 13 mit braunroter, ganz dunkler Oberschicht, 12 wohl ehedem schwarz gewesen. 13 hatte schwach nach oben eingezogenen Boden, so daß sich ein ganz schwacher Standring bildete, der aber von dem Unterteil des Gefäßes oben nicht abgesetzt war. Nur der Boden lag höher als der Ring. Die letzten drei Gefäße gehören zu einer Art, wie sie bisher nur in Thüringen bis Leipzig und in wenigen Stücken bis in die Elbegegend gefunden sind. Vgl. Kossinna, Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft, ferner Reallexikon, und Nordischer Kreis, dort auch Literatur.

Derartige Gefäße sind bislang im Keltengebiet nicht gefunden. Ihre Form erklärt sich aus der Übernahme der Drehscheibentechnik auf Gefäße der Formen 2 mit dem scharfen Umbruch. Wie alle diese Drehmuster sind die Riefen technisch bedingt und besagen über die Zusammengehörigkeit wenig. Sie treten in der Latènezeit in der Marnekultur schon auf und halten sich bis weit in die Kaiserzeit.

Ganz allgemein ist man bislang der Meinung gewesen, daß derartige Gefäße keltischen Ursprungs seien, wenigstens aber aus dem Keltenkreise entlehnt seien. Unsere Gräber zeigen zweifellos die Nähe der keltischen Kultur — denn die Drehscheibe ist ohne Zweifel südlicher Herkunft. Das ist genugsam durch das lange Festhalten des Germanenkreises an der Handarbeit — bis in die Kaiserzeit — bewiesen. In der Zeit der hier besprochenen Drehscheibengefäße muß aber der südlichste Teil der Germanen, der mit den Kelten in Berührung kam, die Drehscheibe, wenigstens zeitweise übernommen haben. Anders kann ich die Zusammenhänge nicht erklären, solange nicht eine deut-

Digitized by Google

liche keltische Früh- bis Mittellatènekultur gefunden ist, die diese Gefäße führt. Es bleibt bis jetzt nichts übrig, als sie eben für germanisch zu halten.

Während man also in dem abgesetzten konischem Halse eine germanische Form erblicken möchte — hier fehlt es noch sehr an Einzelarbeiten — gibt uns die Drehscheibe die keltische Technik. Sie bedingt die Riefen- und Wulstausbildung aus sich heraus.

Als dritter sehr interessanter Punkt bleibt die Herkunft des scharfen Umbruchs bei den Gefäßen unserer zweiten Reihe. Er erinnert unwillkürlich an die germanischen doppelkonischen Urnen der späten Bronzezeit, die gelegentlich bis in den Jastorfer- und Wessenstedt-Stufen hineinreichen. Auch in dem niederrheinischen keltischen Hügelgebiet, das den Germanen am nächsten liegt, ist er in der späteren Hallstattzeit vorhanden, ganz offenbar als Eindringling von Osten. Es fehlt ihm ganz die ausschwingende Lippe. Der Umbruch ist dann auch im anschließenden germanischen Formenvorrat zu finden. Ebenso ist er in der Frühlatènezeit der Trier-Hermeskeiler Gegend (Museum Trier) vertreten, dann sehr stark ausgeprägt in der Marnekultur (vases carenées, vgl. Reallexikon Frankreich und Marnekultur mit Tafel). Anschließend führt ihn zur Mittellatènezeit unsere südgermanische Brandflachgräbergruppe, nunmehr von Köln bis Thüringen. In der Spätlatènezeit kommt er bei Schalen, die sich von der Form 11 und 12 ableiten auch vor; zudem gibt es kleine Näpfe derselben Art (Museum Köln).

In prachtvollen, fast papierdünnen kleineren Stücken, höchstens 15—18, meist nur 10 cm hoch, findet es sich in der sog. belgischen Ware, die nach allgemeinem Urteil eine auf der germanischen, alten Formgebung beruhende, aber mit römischer Technik arbeitende, einheimische Töpferei darstellt. Diese Ware ist am Rhein im ersten Jahrhundert nach Chr. häufig. Aus ihr haben späte — 3. Jahrhundert — Töpfe von Worms den scharfen Umbruch, die ihrerseits auf die Entwicklung der fränkischen Keramik starken Anteil haben. Gleichzeitig taucht er in Mitteldeutschland (Thüringen a. a. O.) wieder auf. Die fränkische Ware führt ihn stark.

Im ganzen fehlt es noch sehr an genauen Belegen, man könnte ebensogut an germanisches wie auch keltisches Kulturgut denken. In letzterem Falle wäre die Form mit der ausgeschwungenen Lippe eine keltische Erfindung der frühen Latènezeit —, die aber merkwürdigerweise nur in der den Germanen nahen Nordwestzone auftritt. Denkbarer ist deshalb der andere Fall, daß den uralten germanischen doppelkonischen Gefäßen, die höher und bewegter formende spätere Zeit den ausschwingenden Rand hinzufügte.

Das Gefäß 8 möchte man wegen seiner Formlosigkeit und dem Anklang an die späten schlauchförmigen Gefäße für das späteste der dargestellten halten (vielleicht schon bis 100 vor Chr.).

Nach dieser Besprechung der Gefäße, die allein im Zusammenhang mit Form und Technik unverkennbare Entwicklungsreihen mit gut deutlicher Zeitbestimmung durch Formverwandtschaft in mancher Richtung zeigt, kommen Einzelheiten und Beigaben an die Reihe.

Die Verzierung auf Urne 4 liegt dem Geschmack der Zeit entsprechend auf der Schulter. Solche Schraffenbänder sind überall gebräuchlich, genau gleiches ist mir leider nicht bekannt. Mitteilungen oder Veröffentlichungen wären von Bedeutung. Einfache, schrägschraffierte Bänder sind in den Germanengrabfeldern von Karow (Mark) (Museum Köln) und anderwärts nicht selten. Wichtig könnte das Band werden als Vorläufer der in breiten Zonen liegenden Stempelbänder auf den Schlauchgefäßen der belgischen Ware. Da

Digitized by Google

diese belgischen Gefäße ohne jeden Zweifel von dem Typus, Abb. 6, 5, 7, 8 abstammt, wäre ein Vorläufer des Zierbandes ganz einfach zu erklären. Das Band ist nämlich dadurch wichtig, daß es sich in künstlerischer Auffassung von den meisten früheren Zierbändern unterscheidet: Es zeigt keine Verzierung, sondern ist selbst Verzierung; es zeigt keine regelmäßigen Linien irgend eines Musters, wie Schräg- oder Wechselschraffen, horizontale Linien u. dgl., sondern es ist lediglich ein aufgerauhtes, anders wirkendes Band auf der Gefäßwand. Damit ist es genau dasselbe wie die belgischen Bänder mit ihrer Stempel- und Rolltechnik.

An Beigaben sind zunächst die Fibeln wichtig. Abb. 3, also der hohe Typ mit Umbruch führt eine eiserne Fibel mit vier Windungen, runden Bügel und Nadelhalter, dessen Aufbiegung nicht erhalten ist. Von einem Ansatz des Fußes am Bügel nach Mittellatèneschema ist nichts vorhanden. Sie wird also dem Frühlatènetyp angehört haben.

Abb. 11 hatte eine eiserne Mittellatènefibel mit vier Windungen runden Querschnitts. Bügel und Fuß viereckig. Der zurückgebogene Fuß ist mit zwei Lappen um den Bügel herum gehämmert. Nadelhalter fehlt. Nach Ergänzung etwa 10 cm lang.

Das Kölner Grab (Abb. 12 und 13) lieferte eine bronzene Mittellatènefibel mit 6 Windungen und aufgesetzten Bronzekugeln. Erhalten ist nur die eine Kugel auf dem Bügel, in der man die Öffnung zum Einstecken des zurückgebogenen Fußes der Fibel bemerkt. Die Kugel ist von unten aufgeschnitten und über den Bügel (und Fuß) festgehämmert. Über den Typ siehe Reallexikon, nordischer Kreis, dort auch Abbildung.

Daß diese Fibeln nicht absolut zeitbestimmend sind, ist klar. Sie können der frühen und der mittleren Latènezeit, sowie beide der letzteren angehören. Wichtiger sind Scherben einer kleineren Schale von braunem Ton in feinster Drehscheibenarbeit mit halbkugelig eingewölbten Omphalos und senkrechtem, kurzen Hals über schwächerem Absatz. Der Rand leicht nach außen gebogen. Sie gehört zu Abb. 7 (Vorgebirge bei Roisdorf). Solche Scherben sind keltisch; zwei genau gleiche mit weißer Bemalung hat das Neuwieder Museum aus keltischem Latène 1 Wohnplätzen. Die Bemalung mit weißer Farbe ist zeitbestimmend. Damit wäre für Gefäße des Typs 5, 6, 7 das fünfte Jahrh. vor Chr. sicher belegt. Die Frühlatènefibel bei 3 schließt sich gut an. Die Mittellatènefibeln bei Abb. 11, 12, 13 desgleichen. Sie geben für diese Gefäße keine neue Zeitansetzung. Sie reichen bis ins zweite Jahrhundert. Abb. 8 schließt sich der Form nach an und leitet zu den Gefäßen des 1. Jahrhunderts vor Chr. über. Abb. 11, 12 sind die Vorläufer der bekannten Schüsseln mit Randrillen, wie sie das germanische Spätlatène unserer Gegend so oft geliefert hat. Siehe meine Arbeit über die Germanengräber, Mannus 1922. Zwischenformen mit schon abgeschwächtem verkleinerten Rande sind in Scherben von Roisdorf und Fühlingen bei Köln im Kölner Museum vorhanden.

Vorhanden ist weiter noch von Altenrath aus einem zerstörten Grab ein Scherben mit abgerundetem konischen Halse nach Typus 1. Verloren ist mindestens ein Grab mit einem schwarzen Drehscheibengefäß wie Abb. 13 mit Wulsten und Riefen. Auch weitere Funde sind nicht unwahrscheinlich. Nach all' den Zufallsfunden sind wissenschaftliche Untersuchungen nötig, die zur Zeit eingeleitet werden. Über die Anlage der Gräber ist kaum neues zu erwarten, aber weitere Funde werden hoffentlich neue Aufschlüsse bringen. Desgleichen geht die Überwachung der Erdarbeiten im Grüngürtel bei Köln weiter. Auch hier sind weitere Funde wahrscheinlich. Immerhin schien eine

Digitized by Google

vorläufige Bekanntgabe dieser Neufunde von besonderer Bedeutung, da sie für unsere Kenntnis der Ausbreitung der bisher bekannten germanischen Kulturen der hier betrachteten Zeit wichtig sind.

Wesentlich ist vor allem, daß sich immer deutlicher eine Zone zwischen Germanen und Kelten herausrückt, die teils keltisch ist — Mehrener Typus und seine Fortsetzung nach dem Saalegebiet; teils germanisch ist, eben unsere hier betrachteten Gräber. Die keltischen sind Hügelgräber mit Skelettbestattungen. Sie verraten durch ihre Wendelringe und wohl auch in der Keramik germanischen Einfluß. Die zweite Gruppe sind unsere germanischen Brandflachgräber, deren Drehscheibentechnik südliche, d. h. hier also keltische Beeinflussung zeigt.

Die Grabanlage selbst ist ebenfalls von Interesse. Es ist wesentlich, daß die Gräber der mitteldeutschen wie rheinischen Germanen der Latènezeit Brandgräber mit Bergung der Brandknochen in einem oder mehreren Gefäßen haben. Die Brandschüttungsgräber, wie sie in der frühen Kaiserzeit — etwa von 80 nach Chr. an — auftreten (vgl. meine Arbeit Mannus 1922) sind am Rhein eine völlig neue Sache. Diese Brandschüttungsgräber müssen also auf Einfluß von außen zurückgehen, d. h. also vom Osten her. Nach meinen Ausführungen in der oft angezogenen Schrift sehe ich darin den Einfluß der an den Rhein gezogenen Elbsweben. Wieder ist von Wichtigkeit, daß die Brandschüttungsgräber durchaus nicht alleinherrschend werden, sondern daß am Rhein beide Bestattungsarten nebeneinander bestehen. Es scheint sogar, als ob im zweiten und dritten Jahrhundert die Gefäßbestattungen der hier älteren Art sich langsam wieder durchsetzen. Hier fehlen aber noch weitere Bestätigungen des bisherigen Funde. Die nach Besprechungen mit Prof. Schumacher-Mainz geäußerte Meinung, daß die Brandschüttungsgräber offenbar östlicher Herkunft nach wieder erfolgter Seßhaftmachung aufgegeben seien, bleibt vorerst noch als Arbeitshypothese bestehen. Festzustellen ist jedenfalls auch jetzt noch, daß in der Früh-Mittel-Spätlatènezeit bis jetzt nicht ein einziges Brandschüttungsgrab vorliegt. Auch die frührömischen, augusteischen und späteren Gräber mit zwar römischen Beigaben, die sich aber durch die Waffen als nicht römisch ausweisen, sind niemals Brandschüttungsgräber. Die frühesten sind solche mit domitianischen Sigillaten.

Damit wäre der Schluß unserer heutigen Betrachtungen erreicht. Hoffen wir, daß der Erweiterung unserer Kenntnis von den südlichen Germanen mehr und noch deutlichere Funde folgen. Immerhin ist es chronologisch und typologisch ein Gewinn, daß wir heute imstande sind, auch für die Latènezeit eine Entwicklungsreihe der Keramik geben zu können, die besser und deutlicher ist als die Andeutungen, die wir bislang hatten.

Wir haben jetzt die rheinische, im besonderen die niederrheinische Entwicklung von der Steinzeit an allmählich so aneinanderhängen können, daß Lücken erheblicher Art nicht mehr bestehen. An Siedlungslücken ist nicht mehr zu denken. Es wäre auch bei dem Charakter des Rheinlands als fruchtbares Durchzugsland und Eröffnungsgebiet aller möglichen Kulturen von Norden, Osten, Süden und Westen nicht sehr wahrscheinlich gewesen.

Immerhin ist noch vieles an aufklärenden Funden für wesentliche Einzelheiten zu erhoffen, die die Bezüge nach Nord und Süd aufhellen. Mit dieser Hoffnung sei hier beschlossen.

* * *

Digitized by Google

Nachschrift. Nach Drucklegung ist noch ein weiterer, sehr wichtiger Fund von Altenrath hinzugekommen. Es ist ein Grab ohne Gefäß, aus einer flachen Grube von 50 cm Tiefe. Knochen und Beigaben lagen fest zusammen in einem flachkugeligen Haufen, so daß Beisetzung in Stoff- oder Lederbeutel anzunehmen ist. Zwischen den Knochen lag eine große eiserne Mittelatènefibel mit vier Windungen. Der zurückgebogene Fuß umfaßt mit zwei Lappen den Bügel von oben. Der Nadelhalter ist abgebrochen und war nicht in dem Grab. Unmittelbar über der Fibel, von der starke Oxydreste in einem Streifen auf die Unterseite angerostet sind, lag eine große (10cm Durchmesser) bronzene Zierscheibe mit kleinem (1,6 cm groß, 6 mm hoch) Mittelbuckel. Sie hat den Leichenbrand mitgemacht, wie auch die Fibel, von der je ein Stück fehlt. Es ist wahrscheinlich, daß die Scheibe auf der Fibel befestigt war. Die Art der Befestigung ist bei der Beschädigung der Fibel und der Platte leider nicht mehr mit Sicherheit festzustellen. Dieses Vorkommen steht bei uns bislang ganz allein. Solche großen Scheiben aber, besonders auf Fibeln, sind ganz gewöhnlich bei Funden aus dem Kreise von Jastorf im Hannoverischen. Wir haben hier einen neuen und schönen Beweis sowohl für die zeitliche Ansetzung, als für die Herkunft unserer Germanengräber (Literatur vgl. Schwantes u. a. über die Stufen Wessenstedt, Jastorf u. s. f.). Weiter möchte ich kurz angeben, daß vom Fliegenberg, ebenfalls bei Atenrath auf der Wahner Heide, zahlreiche Scherben aus einer Latènesiedlung ins Kölner Museum kamen. Es handelt sich um Gefäße, die den mitteldeutschen der Braunschweiger Gegend, sowie den Harpstedtern ähneln. Genaueres wird noch folgen. Die neue Latènesiedlung hat, wie Eisenschlacken und stark verbrannte Steine zeigen, Eisenschmelzen betrieben. Diese bis jetzt noch nicht auf bestimmte Zeit festzulegende Industrie erklärt das erstaunliche Festhalten der Germanen an der öden Heide, die ihren Raseneisenstein, Ton, Quarzit als Zuschlag, sowie Holzkohle reichlich lieferte.

Digitized by Google

Germanenfunde der Latènezeit am nördlichen Niederrhein.

Von Rudolf Stampfuß.

Mit 7 Abbildungen im Text.

Im Laufe des vorigen Jahres erhielt die Gesellschaft für Niederrheinische Vorgeschichtsforschung Kenntnis von vorgeschichtlichen Funden auf einer Dünenkuppe, dem sog. „Sommerberge" in Wittenhorst, Gem. Haldern, Kreis Rees.

In der in dem Berge befindlichen Sandgrube war ein zonenkeramischer Grabfund (ein geschweifter Becher, Feuersteinkratzer und Messer, Dornpfeilspitze und Feuersteinabschläge) zum Vorschein gekommen, der weitere Beobachtung des Geländes veranlaßte.

Die diesjährige eingehende Untersuchung der Fundstätte brachte bis jetzt 32 Brandgrubengräber der Latènezeit, die für die Kenntnis dieser Zeitstufe am Niederrhein von großer Bedeutung sind, da bislang keinerlei gesicherte latènezeitliche Funde bekannt geworden sind. Deshalb hielt ich eine kurze Mitteilung über diese wichtigen Funde, die weite Ausblicke auf die benachbarten Gebiete eröffnen, für geboten. Für eine Gesamtbehandlung des Fundplatzes ist einesteils der Raum zu knapp bemessen, andernteils das bisherige Material noch zu dürftig.

Ich greife deshalb lediglich drei charakteristische Grabfunde heraus, um an Hand dieser einige Fragen der niederrheinischen Latènezeit zu erörtern. Wegen der Kürze der Zeit und des Fehlens jeglicher Spezialliteratur ist mir eine abschließende Behandlung vorerst noch nicht möglich.

Für wertvolle Hinweise bin ich Herrn Karl H. Marschalleck, Tübingen zu Dank verpflichtet.

Die Fundstelle liegt in einer spitzwinkligen Wegegabel auf einer Flugsandkuppe, die im Norden nach der Niederung zu, wohin sie steil abfällt, von einer Sandgrube angeschnitten wird.

Bei den Gräbern handelt es sich ausschließlich um Brandgrubengräber, d. h. die gesamten Rückstände des Scheiterhaufens, wie Holzkohle, Leichenbrand, Gefäß- und Metallreste sind in wirrem Durcheinander in der Grube beigesetzt. Mitunter ist der größte Teil des Leichenbrandes in einem Gefäß oder auf dem Boden der Grube in einem geschlossenen Knochenlager gesondert gesammelt, darüber aber befinden sich stets noch verstreute Knochenreste, im Feuer zersprungene Gefäßscherben und Metallbeigaben, dazu grobe Holzkohlenstücke und Brandasche des Scheiterhaufens.

Wir haben es hier neben reinen Brandgrubengräbern auch mit Übergangstypen zu reinen Knochenlagern oder umgekehrt zu tun.

Digitized by Google

Die Form der Gruben ist größtenteils rund, mitunter kommen auch O-W orientierte ovale Gräber vor. Die Tiefe der Gruben schwankt von 15 bis 60 cm.

Grab 15 (Abb. 1). Runde Brandgrube, 10 cm unter der Oberfläche beginnend, von 60 cm Durchmesser und 53 cm Tiefe. Auf dem Boden der Brandgrube befand sich das Hauptknochenlager e, durchsetzt mit Scherben eines Rauhtopfes mit gewelltem Rande. Über dieser Knochenschicht inmitten zahlreicher Scherben des Rauhgefäßes lag das weitmundige, rötlichbraune Gefäß d mit eingezogenem Rande und abgesetztem Fuß. Dieses enthielt nur wenig zarte Knochen. Über dieser Schale fand sich ein größerer Bodenteil des schon erwähnten Rauhtopfes c und zahlreiche Scherben des gleichen Gefäßes b.

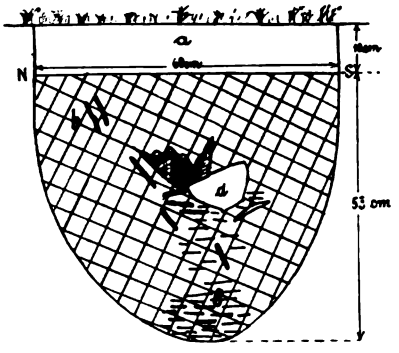


Abb. 1. Schematischer Durchschnitt durch Grab 15. a = Deckschicht aus Flugsand. b = Brandgrube mit Rauhtopfscherben durchsetzt. c = Unterteil des Rauhtopfes. d = Weitmundige Schale (Nachbestattung). e = Hauptknochenlager der älteren Bestattung.

Es handelt sich bei diesem Grabe um zwei Bestattungen aus verschiedenen Zeitperioden. Die ältere Bestattung, zu der das untere Knochenlager und der Rauhtopf mit Wellenrand gehören, ist bei Vornahme der Nachbestattung zerstört worden. Die Scherben des zerstörten Gefäßes und zum Teil auch die Knochen der Bestattung wurden wirr durch die Grube zerstreut und darin das mit Leichenbrand gefüllte Gefäß d beigesetzt.

Der Rauhtopf mit gewelltem Rande von hellbrauner Farbe (Abb. 4), der sich aus den zahlreichen Scherben fast ganz wieder herstellen ließ, gehört dem Harpstedter Stil (s. u.) an. Das weitmundige Gefäß der Nachbestattung (Abb. 5) müssen wir zu unseren Spätlatènegräbern stellen.

Die von diesem Grabe gemachte photographische Aufnahme ist leider nicht scharf genug, so daß ich auf eine Wiedergabe verzichten mußte und hier lediglich eine schematische Umzeichnung des Grabdurchschnittes geben kann.

Grab 16, dessen Bestattung in dem abbröckelndem Rande der Sandgrube zum Vorschein kam, liegt 25 cm unter der Oberfläche, hat 65 cm Durchmesser und etwa 70 cm Tiefe. In 50 cm Tiefe, genau in der Mitte der Brandgrube, befand sich das weitmündige Gefäß (Abb. 6), das nach Westen geneigt war. Dicht daneben nach Osten zu fand sich ein bis zur Unkenntlichkeit zerstörtes Eisenfragment, das möglicherweise ein Gürtelhaken gewesen sein kann. Nach Norden, dicht neben dem Gefäß fand sich die Eisenfibel (Abb. 7, 2). In der Situla und im Aschenmantel der Brandgrube fanden sich zahlreiche, gut verbrannte Knochen. Zwischen den Knochen des Gefäßes lag der eiserne Nagel (Abb. 7, 3)

Grab 30 (Abb. 2) zeigte 35 cm unter der Bodenoberfläche eine von Osten nach Westen orientierte ovale Brandgrube von 90 zu 65 cm Durchmesser und 28 cm Tiefe. Die Brandgrube war stark mit kleinen Knochenstückchen durchsetzt. In ihrem oberen Teile fanden sich eine Reihe stark gebrannter Gefäßscherben vor. Auf dem Boden der Grube stand inmitten eines dichten Knochenlagers d ein Drillingsgefäß.

Digitized by Google

Die einzelnen Gefäße des durch durchbohrte Tonstege verbundenen Drillingsgefäßes (Abb. 3) sind bauchig mit scharfem Schulterknick und haben einen schräg ausbiegenden Rand. Die Farbe des gut geglätteten Gefäßes ist braun mit hellgelben und rötlichen Flecken. Auf dem Rande des einen Gefäßes fand sich die eiserne Paukenfibele (Abb. 7, 1).

Die unten durch eine Wandung geschlossene Pauke trägt noch eine kleine Aufsatzpauke. Die an die Pauke ansetzende Rolle hat 10 Windungen und eine obere Sehne. Der gerundete Nadelhalter ist offen. Durch die eine Hälfte der Rolle ist eine kleine, im Querschnitt rechteckige eiserne Achse gesteckt.

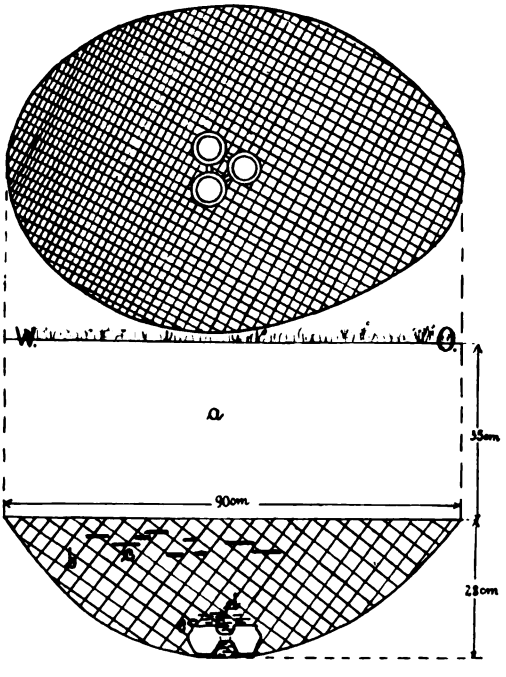


Abb. 2. Schematische Skizze des Grabes 30 in der Aufsicht und Seitenansicht. a = Deckschicht aus hellgelbem Flugsand. b = Brandgrube. c = Vereinzelte Scherben. d = Hauptknochenlager mit Drillingsgefäß. e = Eiserne Paukenfibel.

Das Drillingsgefäß des Grabes 30 (Abb. 3) zeigt bei Betrachtung der einzelnen Gefäße noch rein junghallstättische Formen; die bauchigen Gefäße mit Schrägrand sind für die zweite Hallstattstufe (Hallstatt D) bezeichnend. Das Gefäß ist ein Unikum, das sicherlich unter Einfluß der späten Lausitzer Kultur (Göritzer und Billendorfer Stil) entstanden ist. Jedenfalls sind mir aus anderen Zeit- und Kulturstufen keinerlei ähnliche Gefäße bekannt.

Zu näherer Datierung dieses Grabfundes können wir die im gleichen Grabe gefundene eiserne Paukenfibel[1]) (Abb. 7, 1) heranziehen. Bei diesem Stück sitzt auf der Pauke noch eine Aufsatzpauke. Eiserne Paukenfibeln sind aus dem Hallstattgebiet nicht bekannt, sodaß wir es hier mit einer germanischen Nachbildung zu tun haben. Das Auftreten einer oberen Sehne, die den Hallstattfibeln unbekannt ist, deutet vielleicht schon auf Frühlatèneeinfluß. Jedenfalls bezeugt die durchgesteckte Eisenachse ihrerseits wieder den hallstättischen Charakter der Fibel. Wir können sie mit Vorbehalt sehr wahrscheinlich bei uns noch in den Beginn des 5. Jahrh. hinein datieren. Wenn wir dagegen Mittellatèneeinflüsse annehmen, so müssen wir mit der Datierung bis ins dritte vorchristliche Jahrhundert hinaufgehen.

Der hohe gerauhte Topf mit kantig nach innen eingebogenem, durch Fingernageleindrücke verziertem Rande (Abb. 4) aus der zerstörten älteren Bestattung des Grabes 15 gehört typologisch zu den jüngsten Typen des

[1]) Tischler, Korrespondenzblatt für Anthropologie, 1885, S. 159. Beltz, Zeitschrift für Ethnologie 45, 1913, S. 693 f.

Digitized by Google

Harpstedter Gefäßstils [1]). Am Niederrhein sind diese Gefäße bisher stets nur in Hügelgräbern angetroffen worden und schienen mit dem Ende der Hallstattzeit, dem Abbruch der Grabhügel, ihr Ende gefunden zu haben. Das Auftreten dieser Gefäße in Brandgrubengräbern zeigt ihr Hineinreichen bis in die Latènezeit, doch ist die untere Grenze wegen der bislang noch spärlichen Funde nicht mit Sicherheit anzugeben. Typologisch zeigt nach der nach innen abgeschrägte Gefäßrand jüngere Merkmale als die bisher bekannten Hallstatttypen. Es würde sich diese Beobachtung mit westfälischen Funden des gleichen Stils decken, die von Krebs [2]) bis in die Latènezeit hinaufdatiert wurden.

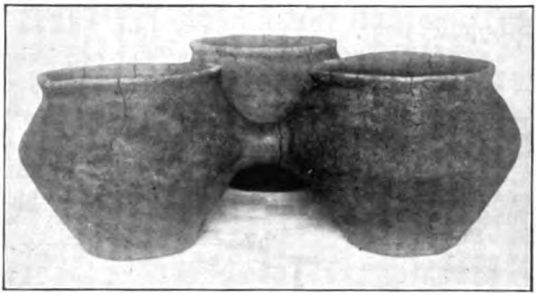


Abb. 3. Drillingsgefäß aus Grab 30. 1/4 nat. Gr.

Das weitmundige Gefäß mit eingezogenem Rande und abgesetztem Fuß (Abb. 5) aus der oberen Bestattung des Grabes 15 können wir nach den anderen datierbaren Gräbern des Fundplatzes in die Spätlatènezeit setzen. Es ist also möglich, daß die untere Bestattung noch bis in die Mittellatènezeit hineinreicht. Jedenfalls muß bei Anlage der oberen Bestattung die darunterliegende Bestattung schon längere Zeit in Vergessenheit geraten sein, da sie sonst der Zerstörung nicht anheimgefallen wäre.

Für die Spätlatènezeit wichtig ist der Grabfund 16, weil er neben einem Gefäß eine datierbare Eisenfibel geliefert hat. Das rötlich-braune, gut geglättete weitmundige Gefäß (Abb. 6) lädt in einer kleinen Randlippe aus. Der abgesetzte Fuß ist schwach nach innen eingedellt, der Rand kantig. Wir müssen diese Form mit den spätlatènezeitlichen Situlen, die uns in einem weiteren Grabe in einem stark verzogenem Stück gegeben ist, in Verbindung bringen. Bei unserem Gefäß sind die Formen gerundeter, doch lassen die noch schwach abgesetzte Schulter und der verdickte Rand trotz der weiten Mündung die typologische Zugehörigkeit erkennen.

Abb. 4. Rauhtopf mit gewelltem Rande aus Grab 15. 1/4 nat. Gr.

[1]) Stampfuß, Das Vordringen der Germanen usw. Mannus 17, 1925.
[2]) Krebs, Die vorrömische Metallzeit im östlichen Westfalen. Mannus-Bibliothek Nr. 38. 1925.

Digitized by Google

Die bis auf den fehlenden Nadelhalter und den übergreifenden Fuß erhaltene Eisenfibel (Abb. 7, 2) gehört dem Mittellatènetypus an [1]). Die Fibel gehört zu Variante B Kostrzewskis [2]) und leitet bereits zu Variante C über. K. H. Marschalleck [3]) bezeichnet diese Fibel als „entwickelte Mittellatènefibel", die er in die Zeit von 200 bis 50 vor Chr. datiert. Typisch ist die Knickung des Bügels über der Spirale, die bereits den Beginn einer Stützfalte zeigt.

Den Übergriff des Fußes über den Bügel zeigen die in Grab 26 erhaltenen Reste einer gleichen Fibel (Abb. 7, 4b), die nur statt vier sechs Windungen der Rolle aufweist. Das Ende des Fußes umfaßt den Bügel beiderseitig bandförmig.

Der weiterhin in diesem Grabfund zum Vorschein gekommene Eisennagel (Abb. 7, 3) ist für chronologische Fragen bedeutungslos.

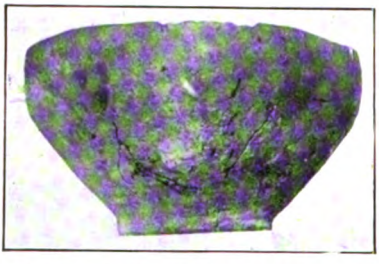


Abb. 5. Weitmündiges Gefäß aus Grab 15. Nachbestattung 1/4 nat. Gr.

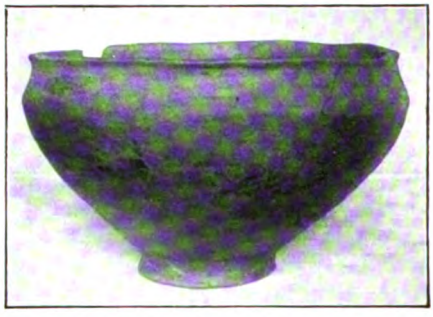


Abb. 6. Weitmündiges Gefäß aus Grab 16. 1/4 nat. Gr.

Kulturgeschichtlich sind diese drei kurz besprochenen Funde für unser nördliches Niederrheingebiet von größter Bedeutung, da sie uns erstmalig gesicherte Zeugnisse der germanischen Besiedlung der Latènezeit liefern. Durch das Auftreten von frühlatènezeitlichen Brandgrubengräbern, also Flachgräbern, wird der deutliche Abbruch der niederrheinischen Grabhügel zu Ende der Hallstattzeit dokumentiert. Somit finden die Untersuchungen Rademachers [4]) ihre volle Bestätigung auch in unserer näheren Heimat und der alte Streit über das Hineinreichen der Grabhügel des Niederrheins bis in die römische Kaiserzeit kann als endgültig beigelegt angesehen werden.

Nicht einmal ein Hineinreichen der Hügel bis in die Frühlatènezeit erscheint möglich, da die grundsätzliche Änderung der Grabsitte sich schon zu Ende der Hallstattzeit in Grabhügeln bemerkbar macht. In einem Grabhügel des Diersfordter Hügelgräberfeldes ist ein Brandgrubengrab beobachtet worden, das als der erste Vorläufer dieser neuen Grabsitte erscheint.

Für die Frühlatènezeit sind auf dem Felde charakteristisch Rauhtöpfe mit gewelltem Rande, wovon bisher ein vollständig erhaltenes Gefäß und mehrere Scherben eines weiteren Stückes vorliegen, sodann Rauhtöpfe mit

[1]) Beltz, Zeitschrift für Ethnologie 43, 1911, S. 682ff.
[2]) Kostrzewski, Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit. S. 17/18, Abb. 2.
[3]) K. H. Marschalleck, Das Latènegräberfeld bei Cammer, Prähistorische Zeitschrift XVIII, H. 3/4.
[4]) C. Rademacher, Chronologie der Niederrheinischen Hallstattzeit. Mannus IV, 1912.

Digitized by Google

glattem Rande, von denen die Fundstelle mehrere gut erhaltene Gefäße geliefert hat. Bei diesen Gräberfunden ließ sich verschiedentlich eine Störung durch jüngere Brandgruben nachweisen, die zum Teil die älteren Gruben überschnitten. In der Mittellatènezeit scheint auf dem Felde nicht bestattet worden zu sein, da gesicherte Gräber mit Mittellatènefunden nicht vorliegen und die Spätlatèneleute das Vorhandensein der älteren Bestattungen nicht mehr gekannt haben müssen, da sie diese z. T. gestört haben. Bei einer durchgehenden Belegung des Feldes würde die Erinnerung an die älteren Bestattungen bei den ansässigen Bewohnern erhalten geblieben sein und eine kontinuierliche Belegung des Feldes im Gefolge gehabt haben.

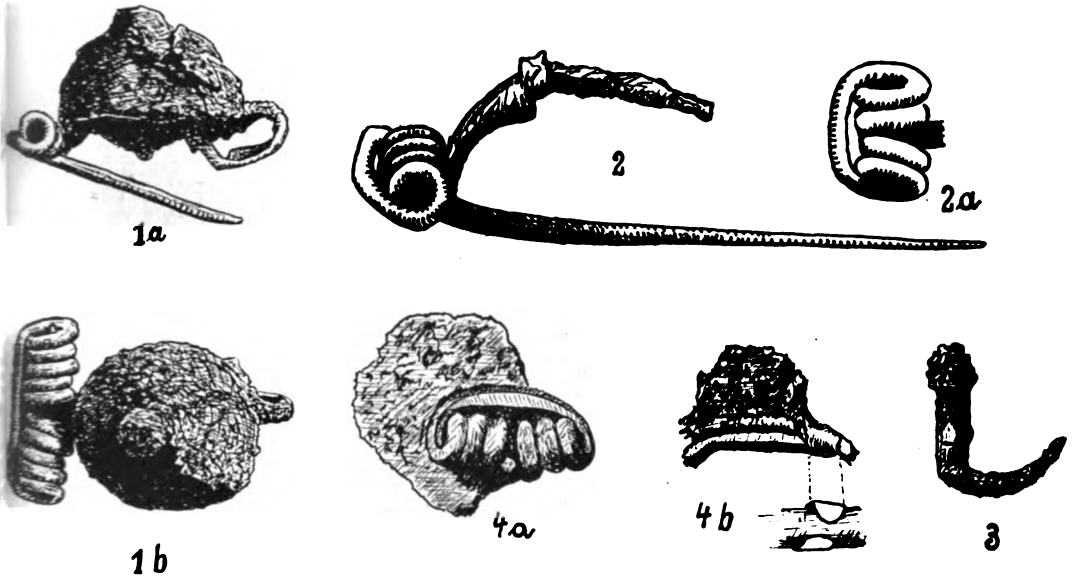


Abb. 7. 1a u. 1b. Paukenfibel aus Grab 30 in Seiten- und Aufsicht. 2. Mittellatènefibel aus Grab 16. 2a. Detailzeichnung der Rolle in Aufsicht. 3. Nagel aus Grab 16. 4a u. 4b. Fibelrolle und Bügelrest aus Grab 26. Alles Eisen. Nat. Gr.

Die spätlatènezeitlichen Gräber ergaben an Keramik eine Situla und mehrere weitmundige Gefäße, z. T. mit stark eingezogenem Rande. An weiteren Beigaben aus Gräbern, die keine datierbare Keramik geliefert haben, möchte ich noch einen westgermanischen Zungengürtelhaken und ein blaues Glasarmband erwähnen.

Es scheint sich um westgermanische Funde zu handeln, wenn auch die Sitte der Brandgrubengräber in etwa dagegen sprechen würde. Doch deuten die in vielen Gräbern gesondert gesammelten Leichenbrandreste auf westgermanische Knochenlager hin. Zur endgültigen Entscheidung dieser wichtigen Fragen müssen wir weiteres Material abwarten. Mir kam es lediglich darauf an, diese, wenn auch erst spärlichen, so doch bedeutsamen Funde der weiteren Bearbeitung zugänglich zu machen.

Zuletzt möchte ich nicht verfehlen, meinen Hambornern Mitarbeitern und besonders Herrn Lehrer Ludwig, der die Zeichnungen für diese Arbeit fertigte, meinen wärmsten Dank auszusprechen.

Digitized by Google

Die hannoverſch-engliſchen Henkelgußurnen der Völkerwanderungszeit.

Von Fritz Roeder.

Mit 15 Abbildungen im Text.

Auf den ſächſiſchen Grabfeldern zwiſchen Weſer- und Elbemündung wie denen Englands werden Tongefäße, die mit Henkeln oder primitiveren Tragvorrichtungen verſehen ſind, verhältnismäßig ſelten gefunden. Aus dieſer Tatſache dürfen wir nicht den Schluß ziehen, daß ſolche Ware überhaupt nur ausnahmsweiſe hergeſtellt wurde: da ſie vorwiegend dem Hausgebrauch diente und in der Form meiſt ſchlicht und einfach blieb, während für die eigentlichen Aſchenurnen allmählich ein reicher und kunſtvoller Sonderſtil entwickelt wurde, mußte ſie für ſakrale Zwecke ungeeignet erſcheinen.

Gemäß der Geſtalt der Handhaben ſind drei Gefäßgruppen zu unterſcheiden. Der älteſte Typ zeigt ſchmale, kantige Vorſprünge, die mit Daumen und Zeigefinger aus dem weichen Ton herausgezogen wurden: dieſe Naſen haben meiſt ein Loch (von etwa Stricknadeldicke), durch das ein Faden gezogen werden konnte, um das Tragen zu erleichtern; ohne Durchbohrung ermöglichten ſie feſteren Griff. Als Beiſpiel vom Kontinent führe ich eine Urne aus Weſter-Wanna an (mit durchlochter Naſe), Hamburg, Muſeum für Völkerkunde 1903:400 (nach neuer Numerierung W.-W. 171) [1]; analoge engliſche Gefäße reproduziert G. B. Brown, The Arts in Early England Bd. IV, London 1915, Taf. CXXXVIII Fig. 3 und 4, gegenüber S. 505.

Einem jüngeren Entwicklungsſtadium gehören Gefäße mit wohl ausgebildeten Henkeln an, die entweder geſchweift oder geknickt ſind. Die erſtere Abart bedarf keiner Beſprechung, mit der letzteren müſſen wir uns eingehender befaſſen.

Für ſie iſt charakteriſtiſch, daß ſie immer nur einen Henkel beſitzt, und daß deſſen ſchräg aufſteigender Aſt von der Verzapfungsſtelle in der Gewandung des Gefäßes bis zum Knick durchbohrt iſt; eine maſſive, horizontale Strebe verbindet den Mündungsteil mit dem Urnenrande. Die hierher ſicher zu rechnenden Stücke ſind alſo — mit einer Ausnahme, die mir bekannt geworden [2]) — ſämtlich Henkelguß- oder Tüllenurnen. Die genügende

[1]) Publikation und genaue Einordnung in die Weſter-Wanna-Keramik behalte ich mir für meine Arbeit über die Tutulusfibel vor; die Urne enthielt u. a. Fragmente dieſer Fibelgattung, und zwar vom Ortbrook-Typ.

[2]) Ein nicht durchlochter, geknickter Henkel aus grauem Ton, mit an beiden Enden erhaltenen Verzapfungen, befindet ſich in der Sammlung des Gutsbeſitzers H. Krönke in Wolfsbruch bei Dornbuſch, Kr. Kehdingen. Einzelheiten über Herkunft uſw. dieſer ſächſiſchen Altſachen ſiehe unten. — Eine Erklärung für die auffällige Seltenheit ſolcher Henkel werde ich ſpäter zu geben verſuchen.

Digitized by Google

Weite der Tülle an dieſen dem niederſächſiſch-angelſächſiſchen Kulturkreiſe entſtammenden Gefäßen, von denen zunächſt nur die Rede iſt, geſtattete, daß der Henkel nicht nur als Griff, ſondern auch als Ausgußrohr benutzt werden konnte. Eine Mündung von der modernen Tonwaren oder auch den römiſchen Kleeblattkrügen eigentümlichen Art kannten weder die Sachſen noch überhaupt die Germanen.

Abb. 1. Altenwalde (Kr. Lehe); Cuxhaven, Reinecke-Sammlung A 3:86 (1/4). N[icht] v[eröffentlicht].

Wie bei allen Henkelgefäßen iſt die Tülle nur ein zuſätzliches Element, das an gängigen Formentypen angebracht wurde[1]); nach ſolchen iſt daher das kontinental- und inſular-ſächſiſche Belegmaterial[2]), ſoweit es ſein Erhaltungszuſtand erlaubt, zu ordnen:

Altenwalde (Kr. Lehe); Cuxhaven, Reinecke-Samml. A 3:86; Abb. 1; bisher nicht veröffentlicht. Topf aus grauem Ton, von mittlerer Entwicklungsſtufe der Serie Weſter-Wanna A 6; Maße: Geſamthöhe zwiſchen 11 und 13 (je nach der Randſtelle), Höhe der Schulter 5,2, oberſte Weite (ohne Henkel) 9, Weite des Bauches 13,5, des Bodens 6, der Tüllenöffnung 1,3 cm;

[1]) Eine Parallele bieten die Glasſtücke, die man in die Wände oder Boden der Fenſterurnen einſetzte.

[2]) Bei ſeiner Bereitſtellung wurde ich gütigſt unterſtützt von den Leitern und Beamten des Provinzial-Muſeums in Hannover, der Prähiſtoriſchen Abteilungen der Muſeen für Völkerkunde in Berlin und Hamburg, der Dr. Reinecke-Sammlung der höheren Staatsſchule in Cuxhaven und des Department of British and Mediæval Antiquities des Britiſchen Muſeums in London; cand. phil. Hans Lange in Berlin gab mir Auskunft über die dortigen Urnenfragmente, und Hans Müller-Brauel in Zeven geſtattete mir gern die Veröffentlichung der von ihm ſelbſt gehobenen, in ſeiner Sammlung befindlichen Elsdorfer Urne. Ich ſpreche allen Herren meinen verbindlichſten Dank aus. — Die Literatur über die Henkelgußurnen verzeichnet A. Plettke, Urſprung und Ausbreitung der Angeln und Sachſen. Beiträge zur Siedlungsarchäologie der Ingväonen (Die Urnenfriedhöfe in Niederſachſen, herausgeg. von C. Schuchhardt, Bd. III Heft 1), Hildesheim und Leipzig 1921, S. 49 Anm. 24—28. Nachzutragen ſind Stellenangaben aus den Schriften engliſcher Archäologen, die gegebenenorts die inſular-ſächſiſche Henkelgußurne von Great Addington (Northamptonſhire) beſprechen und ſie außer Baker auch zu den kontinental-ſächſiſchen Funden in Beziehung ſetzen: R. S. Baker in den Proceedings of the Society of Antiquaries of London, Sec. Series, Bd. IX, London 1881—83, S. 322f. (Fundbericht mit Abbildung); R. A. Smith in The Victoria History of Northamptonshire Bd. I, London 1902, S. 242f. und A Guide to the Anglo-Saxon and Foreign Teutonic Antiquities (des Brit. Muſeums), London 1923, S. 21 (mit Abb., Taf. II Fig. 2, gegenüber S. 20); E. Th. Leeds, The Archaeology of the Anglo-Saxon Settlements, Oxford 1913, S. 97; und Brown, a. a. O. Bd. IV S. 508, 587 und 781 (mit Abbildungen der engliſchen und Perlberger Urne, Taf. CXXXIX Fig. 6 u. 7, gegenüber S. 507). — Plettke hat ſich a. a. O. S. 49 mit einer Aufzählung der Belege, die zu ſeiner Kenntnis gekommen waren, begnügt; dazu war er berechtigt, denn für die eigentliche Typologie der ſüdelbiſchen Keramik konnten ihm die ſächſiſchen Henkelgußurnen neue Geſichtspunkte nicht bieten: ihnen eignet ja, wie ich oben ſchon bemerkt habe, keine typologiſche Sonderſtellung. Gerade dieſer Abſchnitt gehört nach meiner Anſicht zu den beſten und wertvollſten Teilen ſeines Buches: für die Löſung der ſchwierigen Aufgabe, aus der Fülle des wenig differenzierten Materials die Haupttypen herauszuſchälen und deren geſetzmäßige Abwandlungen innerhalb einer Spanne von drei Jahrhunderten zu beſchreiben, hatte ihm ſein Lehrer Guſtaf Koſſinna das wiſſenſchaftliche Rüſtzeug mitgegeben. Plettke hätte gewiß auch unſere Altſache als ſiedlungsarchäologiſches Leitfoſſil gewertet, wenn ihm nicht die Exiſtenz des engliſchen Belegſtückes entgangen wäre.

Digitized by Google

zu den Ornamenten (soweit sie die Abb. nicht zeigt): unter dem Henkel Rosette von eingedrückten Punkten, auf der Bodenfläche ein Kreuz; über den Inhalt der Urne nichts bekannt.

Perlberg, Gemeinde Wiepenkathen (Kr. Stade); Hannover, Prov.-Mus. 1853: 7689; Abb. 2. Topf aus grau-braunem Ton, von demselben Typ wie der vorhergehende, nur etwas jünger, da er reicher ornamentiert ist und nicht mehr einen runden, sondern schon ziemlich markierten Schulterumbruch besitzt (Wester-Wanna A 6/A 7); Maße: Gesamthöhe 13, Höhe der Schulter 7, oberste Weite (ohne Henkel) 10, Weite des Bauches 13,5, des Bodens 6,5—7, der Tüllenöffnung 0,8 cm; über den Inhalt der Urne nichts bekannt.

Wester-Wanna (Kr. Hadeln); Hamburg, Mus. f. Völkerkunde 1902: 9 (nach neuer Numerierung W.-W. 43); Abb. 3. Kanne aus grau-braunem Ton, dem Typ Wester-Wanna A 7 sich noch stärker nähernd als die Perlberger Urne, also die typologisch späteste der ganzen Gruppe: der verhältnismäßig engmündigere Hals ist gegenüber dem Bauch mit seinem

Abb. 2. Perlberg (Kr. Stade); Hannover, Prov.-Mus. 1853: 7689 (1/4).

Abb. 3. Wester-Wanna (Kr. Hadeln); Hamburg, Mus. f. Völkerkunde 1902: 9 oder W.-W. 43 (etwa 1/4).

bereits fast eckigen Umbruch nur noch schwach abgesetzt; Maße: Gesamthöhe 16,5, Höhe der Schulter 7, oberste Weite (ohne Henkel) 9,7, Weite des Bauches 15, des Bodens 7,5, der Tüllenöffnung 0,4 cm. Der Henkel steigt, um die Kannenform zu wahren, ziemlich senkrecht an; seine zur Urne genau wagerecht stehende Brücke trifft jene etwas unterhalb des oberen Randes. — Die Ornamentierung ist reich, wenn auch im ganzen noch altertümlich: man beachte z. B. auf dem Umbruch die ovalen Daumeneindrücke mit schmalen, ungleichmäßig langen Wulsten in der Mitte und umrahmt von Punktornamenten; die Brücke hat an Verzierungen ein liegendes Kreuz zwischen je einer Querrille, und die Tüllenöffnung ist von einem Rillensechseck umgeben (siehe die Abbildung der Urne in Liegestellung bei Plettke, a. a. O. Taf. XLI Fig. 5 b). — Das Gefäß ist mit Sicherheit als Frauenurne anzusehen, denn es enthielt neben kalzinierten Knochen und Zähnen 43,1: ein eisernes Messer mit Griff, in drei Teilen, und 43,2: Perlschlacken.

Altenwalde (Kr. Lehe); Berlin, Museum für Völkerkunde I l 443; Abb. 4; bisher nicht veröffentlicht. Scherbe mit Tüllenhenkel aus schwarzgrauem, grobem Ton mit rauher Außen- und Innenseite; Maße: größte Höhe des Fragments 4,9, größte Breite 5,1, Weite der Tüllenöffnung 0,5 cm. — Für eine Rekonstruktion der Gesamtform reicht das Stück nicht aus; doch

Digitized by Google

bietet es nach der Meinung Langes genügend Anhaltspunkte, um es mit einer gewiſſen Sicherheit zu der von Plettke, a. a. O. Taf. XXXVII Fig. 2 abgebildeten Urne aus Quelkhorn, Kr. Achim (Hannover, Prov.-Muſ. 7866) zu ſtellen: der Hals iſt gegenüber dem Bauchteil nicht abgeſetzt, und nach hochliegendem, ſtumpfem Umbruch fällt der untere Teil des Gefäßes in energiſcher Neigung ſchräg abwärts; es würde alſo in die Serie Weſter-Wanna A 8 einzureihen ſein. Ich ſtimme dem Vorſchlage Langes durchaus bei und verweiſe auf die von mir veröffentlichte Urne aus Heeslingen, Kr. Zeven (Zeven, Samml. Müller-Brauel 301) [1]), die der unſrigen ebenſo nahe geſtanden haben muß wie jene Quelkhorner. Da ihnen allen der ſtark flaſchenartige Hals der ſpäteren Exemplare dieſes Typs fehlt, ſtellen ſie, auch in Anbetracht ihrer primitiven Verzierungen, innerhalb desſelben ein verhältnismäßig frühes Entwicklungsſtadium dar: die Heeslinger Urne hat uns eine gegoſſene Schalenfibel bewahrt, die in die Zeit kurz nach 400 zu ſetzen iſt. — Beifunde ſind nicht vorhanden.

Elsdorf (Kr. Zeven) [2]); Zeven, Samml. Müller-Brauel 1483; Abb. 5 (Zeichnung Müller-Brauels); bisher nicht veröffentlicht. Fragment eines

Abb. 4. Altenwalde (Kr. Lehe); Berlin, Muſ. f. Völkerkunde I 1 443 (1/2). N. v.

Abb. 5. Elsdorf (Kr. Zeven); Zeven, Samml. Müller-Brauel 1483 (1/4). N. v.

Topfes aus grau-braunem, mit Kies gemengtem Ton; erhalten ſind die untere Hälfte und von der oberen Teile, von denen der am weiteſten hinaufreichende den Tüllenanſatz bewahrt hat; Maße: größte Höhe 13, Höhe der Schulter 6—7, Weite des Bauches 18, des Bodens 11, der Tüllenöffnung an der Bruchſtelle 3,5 cm. — Das Gefäß, das Müller-Brauel bis zur Höhe von 13 cm einwandfrei reſtauriert hat (ſiehe ſeine Zeichnung), muß engmündig geweſen ſein und gehört ſicher zu einem lokalen, bis jetzt nicht bekannten Typ. Ganz nahe verwandt iſt eine zweihenklige Urne aus Gran-

[1]) Die ſächſiſche Schalenfibel der Völkerwanderungszeit als Kunſtgegenſtand und ſiedlungsarchäologiſches Leitfoſſil (Göttinger Beiträge zur deutſchen Kulturgeſchichte, Göttingen 1927), Taf. V Fig. 5; dazu S. 35 f. und 41.

[2]) Über dieſen ſächſiſchen Friedhof, 10 Minuten von dem Wall der Burg Elsdorf, iſt nach den Angaben Müller-Brauels, in deſſen Sammlung das Inventar ſich befindet, folgendes zu bemerken: Die Urnen, etwa 70, ſaßen in Richtung Oſt-Weſt, aber nicht in ſtreng reihenweiſer Ordnung wie auf der ebenfalls von ihm kürzlich entdeckten Begräbnisſtätte Sittenſen (nordöſtlich von Elsdorf); ſie ſind zum Teil ganz ſchlicht, zum Teil verziert, und zwar mit einfachen Rillen und Strichen, aber auch mit beginnenden und ausgebildeten Buckeln. Die Beigaben, im ganzen ſpärlich, beſtehen aus Perlen, eiſerner Lanzenſpitze, Spinnwirteln aus Ton; in einer ſchönen Urne mit Hakenkreuz, 1478, fand ſich der Halsreſt eines lauchgrünen, rillenverzierten römiſchen Glaſes, das nach Unterſuchung des Wallraf-Richartz-Muſeums in Köln um 450 zu datieren iſt, aber eher der zweiten als der erſten Hälfte des Jahrhunderts zugewieſen werden muß.

Digitized by Google

stedt bei Selsingen (Kr. Bremervörde) [1]), Samml. Müller-Brauel 1978; da sie ohne Beigaben war, kann sie zur Datierung der Elsdorfer Henkelgußurne, die selbst nur kalzinierte Knochen und einen undefinierbaren Eisenrest enthielt, nicht beitragen. Ob andere Granstedter Exemplare hier noch einzuordnen sind, darüber wird weitere Untersuchung Sicherheit bringen.

Vom Galgenberg bei Sahlenburg (Amt Ritzebüttel); Hamburg, Mus. für Völkerkunde 1887 : 108; Abb. 6; bisher nicht veröffentlicht. Topf aus rötlich-grauem Ton, weitmündig, mit rundlichem, über der Mitte liegendem Umbruch und etwas ausladendem, scharf abgesetztem Hals; für den Typ, der wegen seiner praktischen Verwendbarkeit gewiß tatsächlich sehr häufig war, gibt es trotzdem oder besser — gerade deshalb — meines Wissens keine Parallelen: sie verbot es, ihn für Beisetzungen zu verwenden; Maße: Gesamthöhe 12,6, Höhe der Schulter 7, oberste Weite (ohne Henkel)14,5, Weite des

Abb. 6. Vom Galgenberg bei Sahlenburg (Amt Ritzebüttel); Hamburg, Mus. f. Völkerkunde 1887 : 108 (1/4) N. v.

Abb. 7. Wolfsbruch bei Dornbusch (Kr. Kehdingen); Berlin, Mus. f. Völkerkunde L 21 (1/2). N. v.

Bauches 16, des Bodens 6,7, der Tüllenöffnung etwa 2 cm; zu den Ornamenten (soweit auf der Abb. nicht sichtbar): auf der Brücke 5 schwache Querrillen; über den Inhalt der Urne nichts bekannt.

Wolfsbruch bei Dornbusch (Kr. Kehdingen); Berlin, Museum für Völkerkunde L 21; Abb. 7 (Zeichnung Langes); bisher nicht veröffentlicht. Durchlochter Henkel aus grauem, fein geschlemmtem und hart gebranntem Ton mit deutlich sichtbaren Einzapfstellen; Weite der Tüllenöffnung oben 0,7, unten 0,5 cm; nicht wie die übrigen Belege von einer Grabstätte stammend, sondern Stück eines Siedlungsfundes [2]).

Fundort unbekannt (aber sicher ein Friedhof aus dem Amte Ritzebüttel); Cuxhaven, Reinecke-Sammlung A 3 : 92; Abb. 8 und 9; bisher nicht veröffentlicht. Fragmentarische Kanne aus dunkel-schwarzem, feinem Ton,

[1]) Der Friedhof ist von Müller-Brauel erschlossen; das sehr wichtige Fundmaterial ruht zum Teil in seiner Sammlung, zum Teil in der des Kreises Bremervörde.

[2]) Über die Fundumstände usw. machte mir Herr Gutsbesitzer H. Krönke in Wolfsbruch, der mich in liebenswürdiger Gastlichkeit bei sich aufnahm, folgende Angaben: Auf einer Wiese, nordwestlich vom Gutshause, stießen die Arbeiter, die dort für die später abgerissene Ziegelei Ton gewannen, in einer Tiefe von 1 m auf eine große Menge sächsischer Tonsachen. Diese wurden dem Berliner Museum als Leihgabe überlassen, dann auf Anforderung zurückgesandt; in Berlin befindet sich nur noch der durchbohrte Henkel. Die Sammlung in Wolfsbruch, offenbar nur ein kümmerlicher Rest des großen Fundes, umfaßt ein sächsisches Gefäß mit ausgebrochenem Hals, Tonscherben mit sächsischen Ornamenten, tönerne Netzbeschwerer und den oben erwähnten massiven Henkel. Der Inhalt des Tongefäßes, der, wie die Untersuchung zeigte, nicht aus Leichenbrand, sondern Erde und Kohlenstücken bestand, die großen Netzbeschwerer und die Wahrnehmungen der Arbeiter geben die Gewißheit, daß wir es in diesem Falle mit Siedlungsfunden zu tun haben.

Digitized by Google

von mittlerer Entwicklungsſtufe der Serie Weſter-Wanna A 6; aſſoziiert mit zwei zuſammen 6,5 cm langen, verkohlten, aber gut erhaltenen, runden Holzſtücken, die wohl den Stöpſel bildeten; Maße: Geſamthöhe 22, Höhe der Schulter 9, oberſte Weite (ohne Ausguß) etwa 15, Weite des Bauches 20, des Bodens 10,5, der Tüllenöffnung 3 cm. — Dieſe Brandurne, ein Zeugnis für die hochentwickelte Keramik der Sachſen, fällt aus der Reihe der bisher beſprochenen Gefäße heraus: ſie hatte gegenüber der Tülle noch einen Henkel, der, wie die erhaltene Anſatzſtelle zeigt, nicht durchbohrt war; ob er geſchweifte oder geknickte Form hatte, läßt ſich nicht mehr entſcheiden. Daß das Gefäß aber eine Variante und Weiterbildung der gewöhnlichen Henkelgußurne darſtellt, beweiſen der immer noch eckige Knick des ſonſt gefälliger und nicht ſo ſteif wie früher geſtalteten Ausgußrohres und die Beobachtung, daß ſich dieſes mit der Öffnung gegenüber dem Urnenkörper genau dem Griff von Daumen und

Abb. 8 und 9. Fundort unbekannt; Cuxhaven, Reinecke-Samml. A 3: 92 (1/4). N. v.

Zeigefinger anpaßt: es hat alſo ſeinen Charakter als Handhabe, wenn auch in rudimentärer Form, bewahrt.

Great Addington (Northamptonſhire); London, Brit. Muſeum 83: 8—10: 1; Abb. 10. Kanne aus gelblich-grauem Ton mit folgenden Maßen: Geſamthöhe 19,2, Höhe der Schulter etwa 8, oberſte Weite (ohne Henkel) 9,5, Weite des Bauches 18, des Bodens 7 cm; die Tülle mit ihrem rundlichen Kopfaufſatz, der als Mundſtück zu erklären iſt, hat genügende Weite, um als Ausgußrohr dienen zu können. — Die Urne, deren Inhalt lediglich aus kalzinierten Knochen beſtand, wurde an der Straße von Ringſtead nach Great Addington (ſüdweſtlich von Thrapſton) gefunden, und zwar 6 Fuß tief in einem Hügel, der das Tal des Fluſſes Nene überragt. — Sie ähnelt in ihrer Geſamtform der Weſter-Wannaer Kanne, beſitzt aber an in die Augen fallenden, unterſchiedlichen Zügen bauchigen Unterteil und lang ausgezogenen Hals; dieſer letztere Zug nötigt uns, ſie dem auch ſonſt in England nachgewieſenen Typ Weſter-Wanna A 6a zuzurechnen. Nach Plettke, a. a. O. S. 44f. ſtellt 6a eine Weiterentwicklung von Form 6 dar und iſt — auf dem Kontinent — um 400 anzuſetzen. — Auch die Ornamente berechtigen, das Gefäß für ſächſiſch zu halten: ſo das wulſtartige Flechtband, das den Halsanſatz

Digitized by Google

markiert und sich in doppelter Fortsetzung um den Fuß des Henkels legt, wie die Winkelbänder auf dem Bauche, auf dem vorstehenden Rande und der Brücke [1]; den in Reihen angeordneten Tiefstich auf dem Henkel habe ich allerdings bei sächsischen Urnen noch nicht beobachtet, doch kann ich ihn belegen durch ein Gürtelbeschlagstück von dem jüngst entdeckten Friedhof Bliedersdorf (Kr. Stade) [2]. — Ich habe mich um den Nachweis des sächsischen Charakters unseres Gefäßes besonders bemüht, da es in der Tat auf den ersten Blick einen fremdartigen, d. h. nicht-sächsischen, Eindruck macht — eine Tatsache, die mich veranlaßte, mir die Frage vorzulegen, ob es nicht mit skandinavischen Henkelgußurnen in Verbindung zu bringen sei [3].

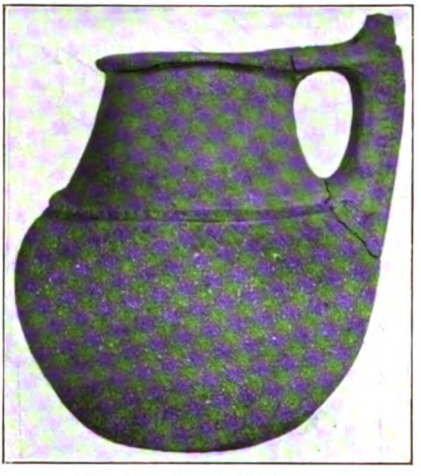


Abb. 10. Great Addington (Northamptonshire); London, Brit. Mus. 83 : 8—10 : 1 (1/4).

Aus der vorgelegten Fundstatistik ergeben sich eine Reihe gesicherter Schlußfolgerungen und wohl begründeter Vermutungen.

Das Henkelgußgefäß wurde von den Sachsen nur als Frauenurne verwandt [4]: das ist selbstverständlich bei einem Haushaltungsgerät; zudem bestehen die Beigaben in dem einen Falle, in dem solche ursprünglich vorhanden waren und auch gerettet sind, in Küchenmesser und Perlen.

Es mag sehr wohl häufiger gewesen sein, als die Fundziffer glauben lassen könnte: die Urnen sind mit ein paar Ausnahmen Prunkstücke, gewiß von der Besitzerin hoch gewertet; ein schlichtes Gebrauchsgefäß zur Aufnahme ihrer Gebeine zu bestimmen, wird man vermieden haben.

Die Sachsen stellten es seit dem letzten Viertel des 4. Jahrhunderts her, und zwar von vornherein in vollentwickelter Gestalt, d. h. mit einer auch wirklich als Ausgußrohr verwendbaren Tülle: die Belege, nach dem

[1]) Letztere auf unserer Abb. leider nicht sichtbar, doch vgl. die von Baker a. a. O. S. 322 gegebene.

[2]) Aus Bronze; Stade, Mus. d. Geschichts- und Heimatvereins 1821 f. — Die Grabung, in vorbildlicher Weise von W. Wegewitz-Ahlerstedt durchgeführt, hat ein gutes Ergebnis gezeitigt.

[3]) Zentralbelgien, Nordostfrankreich und Holland haben bisher keine Belege geliefert; diese sind von den nordgallischen Friedhöfen der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts, deren Keramik wenigstens nur schwachen sächsischen Kultureinfluß verrät, vielleicht überhaupt nicht mehr zu erwarten; für Holland dagegen ist bei seinem Reichtum an sächsischen Gefäßen mit künftigem Nachweis durchaus zu rechnen.

[4]) Es ist sicher, daß alle Belegstücke, natürlich mit Ausnahme des Dornbuscher, als Aschenurnen oder Fragmente von ihnen anzusehen sind. Da sie von bekannten Urnenfeldern kommen, bliebe nur die Alternative, sie für Beigefäße zu halten, die man in die mit Leichenbrand gefüllten Urnen tat oder neben ihnen aufstellte; doch differieren sie von letzteren — und unseren Gefäßen — dadurch, daß sie klein und ohne Verzierungen sind (vgl. M. Mushard, Palaeo-Gentilismus bremensis, Handschrift der Öffentlichen Bibliothek in Oldenburg Cim. I. 108, S. 104 f. und H. Runde im Jahrb. d. Prov.-Museums zu Hannover, Hannover 1907, S. 28). Wo Skelettbestattung in Frage kommen könnte, also besonders in England, ist die Entscheidung, ob Aschenurnen oder Beigefäße vorliegen, nicht so einfach.

Digitized by Google

Typ glücklicherweise meist datierbar, beginnen, als die Serie Wester-Wanna A 6 ihre mittlere Entwicklungsstufe erreicht hatte, und setzen sich dann gleich in solcher Zahl fort, daß der Einwand, es liege Zufall der Überlieferung vor, nicht stichhaltig ist.

Die englische Urne, die letzte in der Reihe, ist in die 2. Hälfte des 5. Jahrhunderts zu setzen: vor dieser Zeit ist nach unseren sonstigen Zeugnissen Bestattung einer Frau im Nenetal undenkbar. Mit seinem bauchigen Unterteil und seiner engen Mündung hat sich das Gefäß von dem frühesten auf dem Kontinent nachgewiesenen, dem aus Altenwalde, noch nicht sehr weit entfernt: also blieben auch die elegant gestalteten Exemplare unserer Gattung, die eben für praktische Zwecke verfertigt wurde, in ihrer Grundform konstant, wenn man will, archaisch, und mieden die barocken Umrißlinien und Verzierungen der späteren typischen Brandurnen.

Und nun zuletzt das für mich wichtigste Resultat: Im Verein mit anderen siedlungsarchäologischen Leitfossilien beweist die sächsische Henkelgußurne von Great Addington, daß das spätere Mittelanglien ursprünglich von südalbingischen Sachsen erobert wurde, die den Wash als Einfallstor und die in ihn mündenden großen Flüsse als Aufmarschwege benutzten. Das ist eine Tatsache, von der die schriftlichen Quellen nichts berichten.

Weitere Schlüsse erlaubt das hannoversch-englische Material, wenigstens isoliert untersucht, nicht. Es gibt keine Antwort auf die Frage, die sich dem Betrachter des Gefäßtyps sofort aufdrängt: wie kamen die Sachsen auf die eigentlich widersinnige Idee, den Griff zugleich als Ausgußtülle zu gestalten? Zudem war die ganze Einrichtung doch recht unpraktisch: falls das Gefäß zu hoch gefüllt war, lief die Flüssigkeit nicht nur durch die Tülle, sondern auch über seinen Rand. Und weiter: ist der Gedanke ihr geistiges Eigentum? da auch andere Germanen Tüllenurnen kannten, läge dann Konvergenz der Erscheinungen vor; usf. Aber den Versuch, dieses Knäuel von Fragen vollkommen zu entwirren, kann ich jetzt nicht unternehmen: dafür steht mir der Raum nicht zur Verfügung, fehlen mir wohl auch noch die genügenden Unterlagen. Wenn ich hier doch wenigstens andeute, in welcher Richtung sich meine künftigen Untersuchungen bewegen sollen, auch Ergebnisse vortrage, die ich für gesichert halte, leitet mich dabei vornehmlich der Wunsch, zu erneuter fruchtbarer Diskussion anzuregen [1]).

Über die Zweckbestimmung des Röhrenhenkels hat sich zuletzt

---

[1]) Beim Nachweis des weit verstreuten außersächsischen Materials, das ein einzelner auch nicht annähernd erfassen kann, sind mir in entgegenkommender Weise bisher behilflich gewesen für Westgalizien (im Dzieduszycki-Mus. in Lemberg) Wladimir Antoniewicz-Warschau, für Schlesien das Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau, für Posen das Kaiser-Friedrich-Museum in Posen, für Ostpreußen das Prussia-Museum in Königsberg, für Westpreußen das Museum für Naturkunde und Vorgeschichte in Danzig, für Pommern die Prov.-Samml. Pomm. Altert. in Stettin und das Stralsunder Heimatmuseum für Neuvorpommern und Rügen, für Schweden das Statens Historiska Museum in Stockholm und für Norwegen die Universitetets Oldsaksamling in Oslo und das Stavanger Mus. — Fehlanzeigen erhielt ich (in beweiskräftiger Anzahl) für Mitteldeutschland von dem Stadtmuseum in Guben, der Landesanstalt für Vorgesch. in Halle a. d. S., dem Heimat-Museum in Cöthen (Anhalt), dem Märkischen Mus. in Berlin, dem Altmärkischen Museum in Stendal und dem in Salzwedel; und schließlich teilte mir R. Beltz mit, daß ihm keine Tüllenurnen aus Mecklenburg bekannt geworden sind.

Moderne Henkelgußgefäße, z. B. ungarische, auf die mich Walther Schulz hingewiesen hat, lasse ich außer acht, da ich über ihre Geschichte noch nichts habe ermitteln können.

Digitized by Google

W. Petzsch geäußert, in einem Aufsatz über Neuerwerbungen des Stralsunder Museums von der Insel Rügen, Prähist. Zeitschr. Bd. XVII (1926) S. 233ff. Er veröffentlicht dort eine westgermanische Mäanderurne, auf Hiddensöe gefunden, deren Henkel in ganzer Länge durchbohrt ist. Nach Form und Ornament gehört das Gefäß in die frühe Kaiserzeit[1]). Der Henkel wurde, folgert Petzsch — mit Recht — namentlich aus dem geringen Durchmesser der Tüllenöffnung, nicht als Ausgußrohr benutzt. „Es könnte sich [dagegen] um ein Gefäß zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten handeln, bei denen Luftzutritt bei gleichzeitigem Zudecken des Gefäßes wünschenswert war, also etwa bei Getränken, die einem Gärungsprozeß unterworfen wurden (z. B. Met)"; a. a. O. S. 235. Bei den skandinavischen und sächsischen Gefäßen der Völkerwanderungszeit, den Nachkommen dieses kaiserzeitlichen Typs, deren Verwendung als Gußurnen auch Petzsch für wahrscheinlich hält, sei der ursprüngliche Zweck der Durchbohrung zugunsten eines anderen in den Hintergrund getreten, oder wenigstens mit einem anderen kombiniert worden.

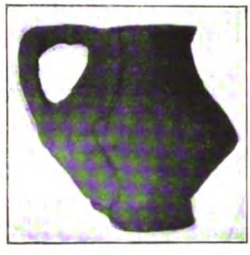


Abb. 11: 1/4.

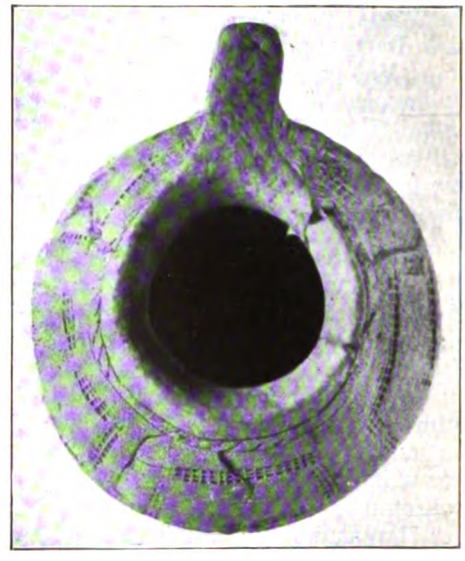


Abb. 12: 1/2.

Abb. 11 und 12. Noßwitz (Kr. Glogau); Breslau, Schles. Mus. f. Kunstgewerbe u. Altert. 214 : 27. N. v.

Ich will mich mit gewissen Einwänden, die man gleich erheben könnte, sodem, daß die Gefäße wegen ihrer kleinen Dimensionen für solche Zwecke nicht sehr brauchbar gewesen seien, nicht weiter aufhalten: das ostgermanische Material, das Petzsch nicht kannte, bringt eine ganz andere Lösung, an deren Richtigkeit kein Zweifel bestehen kann.

Die sächsischen geknickten Henkel sind, wie ich oben betont habe, mit einer Ausnahme stets auch durchlocht. Diese Tatsache, für die irgendein Grund vorliegen müßte, gab mir Anlaß, folgende Erwägungen anzustellen: Man konnte den Tüllenhenkel nur in der Weise formen, daß man die weiche Tonmasse um einen runden oder kantigen [Holz]stab knetete; er gab dann

[1]) Es kann als Einzelbeleg nicht beweisen, daß unser Gefäßtyp den Westgermanen in der Kaiserzeit geläufig war. Die Sachsen, die einzigen Westgermanen, bei denen in der folgenden Periode die Henkelgußurne in Brauch war, hatten sie ‚wie wir gesehen haben, nicht aus heimischen Vorformen zu voller Entwicklung gebracht: sie müssen die zugrunde liegende Idee, fertig, von einem anderen Zweige der Germanen erborgt haben, gewiß den Nordgermanen. Darüber weiter unten.‚

Digitized by Google

dem Henkel zugleich auch einen ſtarken Halt, erleichterte ſeine Einzapfung in die Gefäßwand und hielt ihn während des weiteren Herſtellungsprozeſſes feſt in ſeiner Lage, um ſchließlich beim Brennen zu verkohlen; ohne ſeine Verwendung mußte es überhaupt ſehr ſchwer ſein, einen geknickten Henkel an einem Gefäß anzubringen. Dann war dieſer letztere Zweck vielleicht der primäre, war die Henkelgußurne, wie ſo häufig, eine Erfindung, bei der man eine beiläufig gemachte Erfahrung zweckmäßig ausnutzte.

Martin Jahn, mit dem ich dieſen Erklärungsverſuch beſprach, konnte mir aus ſeiner imponierenden Kenntnis des oſtdeutſchen Materials die Beweisſtücke beibringen. Das wandaliſche Südoſtgermanien der Kaiſerzeit iſt das Urſprungsgebiet der Vorform (bzw. der Vorformen) der Henkelgußurne. In dieſem Kulturkreis verfertigte man Gefäße mit geknicktem Henkel, deſſen Durchbohrung nicht die Wandung erreichte:

Noßwitz (Kr. Glogau); Breslau, Schleſ. Muſeum für Kunſtgewerbe und Altert. 214:27; Abb. 11 und 12; bisher nicht veröffentlicht. Krug, 1916 in einem Urnengrabe gefunden, aus hellgrauem Ton, mit ſpätem Rädchenmuſter; Maße: Höhe 10,5, oberſte Weite 6 cm, der wagerechte Aſt des Henkels iſt 3,5, der aufſteigende 4,5 cm lang. — Der Kniehenkel hat im aufſteigenden Aſt ein winziges Loch von 0,2—0,3 cm Durchmeſſer, das etwa 4 cm in den Henkel hineingeht, aber vor der Gefäßwandung endigt. — Zeitſtellung: Ende des 2. Jahrhunderts.

Abb. 13. Ludwigsdorf (Kr. Oels); Breslau, Schleſ. Muſ. f. Kunſtgewerbe u. Altert. 304:02 (1/2).

Ludwigsdorf (Kr. Oels); Breslau, Schleſ. Muſeum für Kunſtgewerbe und Altert. 304:02; Abb. 13. Henkelbruchſtück, gefunden in einer Siedlungsgrube des 4. Jahrhunderts, aus gut gebranntem, ſchwarzgrauem Ton, mit eingefurchten und eingeglätteten Strichmuſtern; Maße: Größte Höhe 9, Weite der kantigen Tüllenöffnung 0,6 cm. — Die Durchlochung, nicht in der Mitte befindlich und ſchräg nach außen gehend, endet faſt an der Kante der Bruchfläche und kann bei dem unverletzten Henkel nicht viel weiter gegangen ſein (vgl. Mannus, Ergänzungsband IV, Leipzig 1925, S. 151 und Tafel XVII Fig. 8).

Aus dieſer erſten Vorform entwickelte ſich folgerichtig die zweite, als man einen Stab von der ganzen Länge des aufſteigenden Henkelarmes wählte: nun erfüllte jener, mit der Verzapfung in die Gefäßwand eingeſetzt, ſeine Funktion als Strebepfeiler erſt vollkommen. Auch ſolche Gefäße ſind in Südoſtgermanien bezeugt, z. B. aus dem der Zeit von 150—250 n. Chr. angehörenden Gräberfelde von Przeworsk, einer Kreisſtadt in Weſtgalizien (zwiſchen Krakau und Lemberg) [1]).

Die ſüdlichen Oſtgermanen übermittelten die Idee in dieſem Entwicklungsſtadium ihren Stammesverwandten im nördlichen Teilgebiet [2]).

[1]) Die genauen Nachweiſe über dieſe Gefäße und andere, auf die ich unten nur kurz Bezug nehme, werde ich in meiner geplanten ſpäteren Abhandlung bringen.

[2]) Über die Abgrenzung der beiden oſtgermaniſchen Kulturkreiſe in der Spätlatène- und römiſchen Kaiſerzeit vgl. die treffliche Schrift von W. La Baume, Vorgeſchichte von Weſtpreußen, Danzig 1920, S. 77ff., wo er die Ergebniſſe der Forſchungen Koſſinnas, Jahns, Blumes und Koſtrzewſkis überſichtlich zuſammenfaßt und kritiſch wertet (dazu die Fundkarte, Abb. 69, S. 54).

Digitized by Google

Als Beispiel möge dienen die westpreußische Urne aus Podwitz (Kr. Kulm); Museum Danzig; Abb. 14; bisher nicht veröffentlicht [1]). Kaiserzeitliches Gefäß mit Tupfenverzierung; Höhe 12, oberste Weite (ohne Henkel) 9 cm. — Der röhrenartige Gang im Henkel hat zwar oben einen Durchmesser von 0,7 cm, verengt sich dann aber so wesentlich, daß er Flüssigkeit kaum durchließ.

Abb. 14. Podwitz (Kr. Kulm); Museum Danzig (1/4). N. v.

Eine Henkelkanne aus Hinterpommern, das noch in den nordostgermanischen Kulturkreis einzubeziehen ist, bezeichnet, soweit meine Kenntnis des Materials reicht, die westliche Grenze des Geltungsbereiches unseres Untertyps: Neu-Lobitz (Kr. Dramburg); Stettin, Prov.-Samml. Pomm. Altert. 3362a (vgl. Monatsblätter d. Ges. f. Pomm. Gesch. u. Altertumsk. 1894 S. 39ff. mit Abb. auf S. 40 Fig. a; die Durchbohrung des Henkels wird nicht erwähnt).

Ob schon die Ostgermanen auch den nächsten Schritt taten und in bewußter Zweckmäßigkeit die enge Röhre zur Gußöffnung ausweiteten, vermag ich nicht mit Sicherheit zu entscheiden: die Photographien, nach denen ich urteilen muß, zeigen ja nur den Durchmesser der Röhre beim Austritt, wo er sich gegenüber dem Innern häufig verbreitert. Für wahrscheinlich halte ich es nicht, sondern glaube, daß erst die Nordgermanen der Völkerwanderungszeit die Endform schufen. Auf jeden Fall verdankten diese die Idee überhaupt den verwandten germanischen Stämmen, die im vorletzten und letzten Jahrhundert vor Chr. aus Südskandinavien nach Nordostdeutschland übergesiedelt waren, und mit denen sie in kultureller Verbindung blieben.

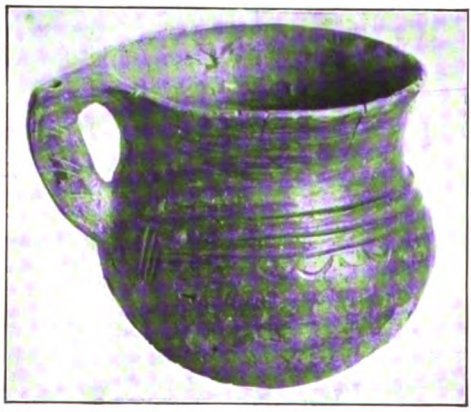


Abb. 15. Tveitene, Brunlanes, Vestfold; Oslo, Universitetets Oldsaksam. C. 13073 (etwa 1/2).

Die Henkelgußurne ist in Dänemark auf dem ganzen Gebiet von Jütland bis Bornholm, in Schweden auf Gotland und in Schonen zum Vorschein gekommen; und in Norwegen erstreckt sich ihr besonders reiches Fundgebiet vom Osloer bis zum Drontheimer Fjord. Die Universitetets Oldsaksamling in Oslo besitzt allein 10 Exemplare, die in der Hauptsache, wie die übrigen skandinavischen Belege, dem 4. Jahrhundert zuzuweisen sind. Björn Hougen, der Konservator des Museums, hat sie auf meine Bitte genauer untersucht und festgestellt, daß zwei von ihnen noch die von mir postulierte zweite Vorform repräsentieren, so C. 13073 aus Tveitene, Brunlanes, Vestfold (Abb. 15).

[1]) K. Tackenberg-Breslau lenkte zuerst meine Aufmerksamkeit auf dies Belegstück.

Digitized by Google

Von Norwegen brachte dann im letzten Viertel des 4. Jahrhunderts eine neue, nach Süden ſich wendende Kulturwelle die vollendete Tüllenurne zu den Sachſen zwiſchen Weſer- und Elbemündung [1]).

Hier hatte, ſtreng genommen, die Idee das Ende ihrer Wanderung erreicht, nachdem ſie, im wandaliſchen Kulturkreis geboren, erſt nördliche, dann weſtliche und ſchließlich ſüdliche Richtung genommen hatte. Die Übertragung von Sachſen nach England iſt prinzipiell anderer Art: geſchah durch eine Völkerwelle, die nicht lediglich eine beſtimmte Idee, ſondern die Geſamtkultur in das Kolonialgebiet trug.

Die Henkelgußurne hat ſich als ein wichtiges Leitfoſſil erwieſen — nicht ſo ſehr für Völker-, ſondern gerade für Ideenwanderung innerhalb der germaniſchen Welt: der glückliche Umſtand, daß die dem Gefäßtyp zugrunde liegende Idee einer zweckbedingten und daher für uns durchſichtigen Abwandlung unterlag, hat uns inſtand geſetzt, ihr auf ihrem Wege zu folgen. Das iſt, wie mir ſcheint, z. B. bei der Fenſterurne nicht möglich, da ſie, ſoweit erkennbar, nicht mit einem einheitlichen, ſich in gerader Linie entwickelnden Gedanken verknüpft war [2]).

Vermehrung des Materials und genaue chronologiſche Fixierung der einzelnen Belegſtücke, namentlich der oſtgermaniſchen, werden uns gewiß noch einen bedeutenden Zuwachs an Erkenntnis bringen, aber das Hauptreſultat des letzten Teiles dieſer Unterſuchung, glaube ich, nicht umſtoßen.

[1]) Über den Austauſch von Kulturgütern, der ſich in der Völkerwanderungszeit zwiſchen Norwegen und Sachſen vollzog — mochte er nun auf Handel oder z. T. auf Niederlaſſung von Sachſen in Norwegen beruhen — vgl. H. Schetelig im Mannus Bd. III, Würzburg²1911, S. 65 und K. Schumacher, Siedelungs- und Kulturgeſchichte der Rheinlande Bd. III Teil I, Mainz 1925, S. 41.

[2]) Vgl. die Monographie von H. v. Buttel-Reepen, Über Fenſterurnen; beſonders Teil II, Oldenburg. Jahrbuch Bd. XXXI (1927) S. 248ff.

Digitized by Google

f) Schweiz.

Die schnurkeramischen Totenhäuser von Sarmenstorf.

Von Hans Reinerth.

Mit 17 Abbildungen im Text.

Auf einer langgestreckten, kurzweg Berg genannten Höhenzunge, die sich mit etwa 120 m steil aus ihrer Umgebung heraushebt, liegt östlich der Gemeinde Sarmenstorf im schweizerischen Kanton Aargau ein ausgedehntes Grabhügelfeld in rund 650 m Meereshöhe, dessen Erforschung sich die Historische Vereinigung des Seetales zur Aufgabe gemacht hat. Nach einer ersten Grabung im Jahre 1925 beauftragte mich die Historische Vereinigung mit der Leitung der Ausgrabungen, die ich gemeinsam mit R. Bosch im Juni 1926 und besonders im Juli 1927 in mehrwöchentlicher Arbeit durchführen konnte.

Das Gräberfeld, in dem prächtigen Hochwald des Zigiholzes gelegen, umfaßt 21 äußerlich kenntliche Grabhügel (Abb. 1), von denen bisher sechs vollständig und einer teilweise freigelegt wurden. Es handelt sich fast ausschließlich um Grabstätten der schnurkeramischen Kultur der jüngeren Steinzeit und vereinzelte Anlagen und Nachbestattungen aus der Hügelgräber-Bronzezeit. Damit erlangt das Gräberfeld als die südlichste bisher bekannte Bestattungsstätte des schnurkeramischen Kulturkreises besondere Bedeutung. Weit mehr noch verdient aber der Aufbau der Grabhügel Beachtung, der für die Beurteilung der schnurkeramisch-nordischen Bestattungsgebräuche der Jungsteinzeit ganz neue Perspektiven eröffnet.

Aus der Fülle der Ausgrabungsbefunde, die in dem Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 1929, Heft 1 und 2 zu ausführlicher Darstellung gelangen, greife ich hier die Totenhäuser heraus.

Die erste dieser Bauten trafen wir 1926 in dem Grabhügel 3 an. Es war ein kleiner, nur 42 cm hoher Hügel mit einem Durchmesser von 4,2—5,6 m. Unter einer Aufschüttung von 20 cm hellgelbem Lehm lagen die Reste der hufeisenförmigen Grabkammer, des Totenhauses. Ihre Wände in 35—40 cm Dicke waren aus unbehauenen Bruchsteinen und Diluvialgeröll mit größter Sorgfalt errichtet. Die Höhe betrug zum Teil noch 35 cm. Während die Ostwand gut erhalten vorlag und hier nur drei Bausteine aus der ursprünglichen Lage abgerutscht waren, fanden sich bei der Westwand nur die untersten Steine in ursprünglicher Lagerung. Auf der Südseite stand die Grabkammer offen. Auf der Nordseite ist die Mauer durch eine absichtlich ausgesparte (innen 30, außen 40 cm weite) Öffnung unterbrochen. Der

Digitized by Google

Boden der Grabkammer war mit dünnen, 2—4 cm starken Steinplatten sorgfältig ausgelegt. Auf dem Plattenboden, südlich bis 1,50 m darüber hinausgreifend, lag eine 10—16 cm starke Aschenschicht, die mit Kohlenstückchen, oben auch stark mit Lehm durchsetzt war. Sie enthielt hart an der Ostwand (Abb. 2 bei a) die fast vollständig vergangenen Reste des verbrannten Toten und der mitverbrannten Beigaben, von denen sich lediglich ein kleiner, außen grellrot überzogener Tonscherben heben ließ.

Der Innenraum des Totenhauses hatte eine Länge von 1,60 m und eine größte Breite von 1,50 m. Für die Ergänzung der ursprünglichen Anlage

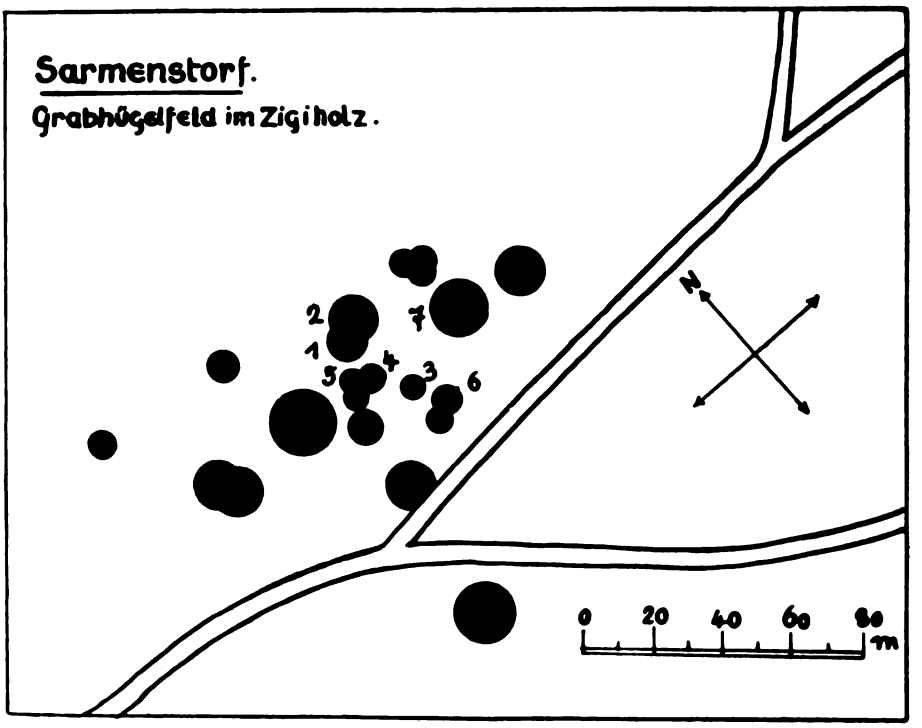


Abb. 1. Plan des Grabhügelfeldes von Sarmenstorf.

geben zwei, in der Mitte der offenen Südseite über dem Bodenbelag aufgesetzte, dicke Steinplatten einen wichtigen Anhalt, die wahrscheinlich als Unterlage eines senkrechten Firstpfostens auszulegen sind. Auch drei weitere Steinplatten, die in der Verlängerung der beiden Wandlinien (eine auf der Ost-, zwei auf der Westseite) in einem Abstand von 50 bzw. 30 und 80 cm vor diesen liegen, sind vielleicht als Stützen senkrechter oder schräg gestellter Pfosten anzusprechen und würden dann bei einem Vorgreifen der Seitenwände bzw. des Daches eine kleine Vorhalle ergeben.

Die Ergänzung dieses symbolischen Totenhauses, das in seinem Aufbau vielleicht den Häusern der Lebenden entspricht, in seinen Ausmaßen aber zweifellos sehr stark verkleinert vorliegt, kann sich nur in einer Richtung bewegen. Eine Überwölbung der Grabkammer in Steinbau ist ausgeschlossen, dazu reichen die vorhandenen Steine bei weitem nicht aus. Außerdem wären

Digitized by Google

zu einer solchen Anlage größere Steinplatten notwendig gewesen, die nur in geringer Zahl vorliegen. Daß auf der Steinmauer eine, wenn auch niedrige, senkrechte Pfostenwand aufgesetzt war, halte ich ebenfalls nicht für möglich, da in diesem Falle, wie die weiter unten beschriebenen Totenhäuser zeigen, die Pfosten in den gewachsenen Boden oder doch jedenfalls in die Steinmauer eingesetzt worden wären, und dafür sind keinerlei Anzeichen vorhanden. So bleibt lediglich die Ergänzung in der Form eines Dachhauses (Abb. 3), bei

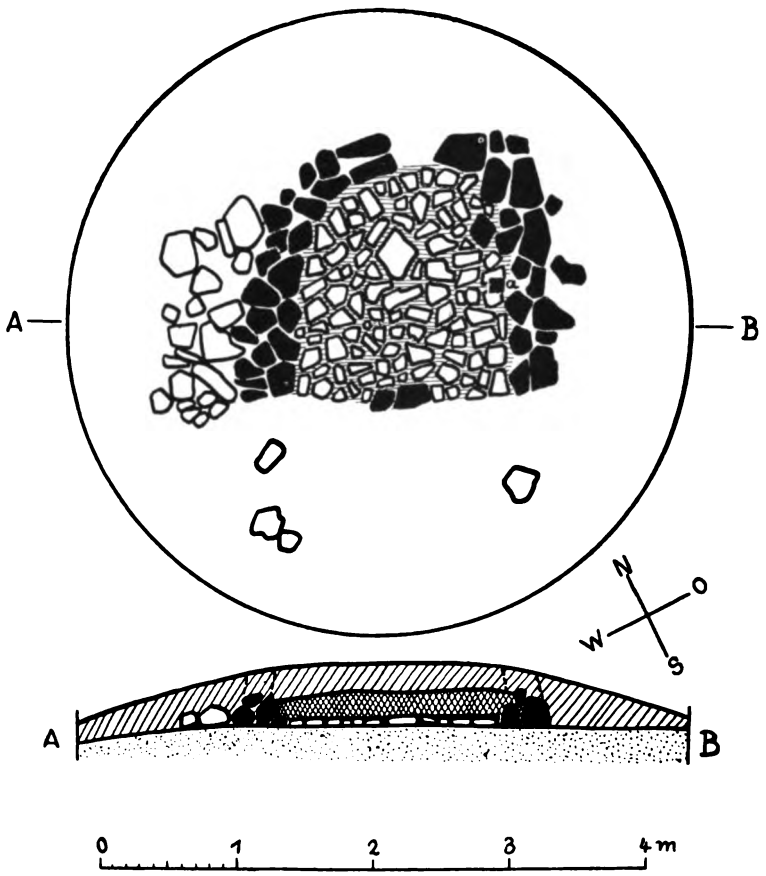


Abb. 2. Hufeisenförmiges Totenhaus im Grabhügel 3.

dem, etwa wie in dem frühbronzezeitlichen Totenhause von Leubingen [1]), auf der niedrigen Steinmauer ein aus Bohlen oder Balken gebildetes Firstdach aufruht, dessen Firstbalken von zwei senkrechten, starken Pfosten getragen wird, die auf den Steinplatten in der Mitte der offenen Südseite und in der ausgesparten Lücke der Nordwand saßen. Dabei ist nicht ausgeschlossen, daß dieses Dach unter Einbeziehung der den Seitenwänden vorgelagerten Steinstützen über den mit Platten belegten, eigentlichen Innenraum vorgriff und einen kleinen Vorraum von etwa 1 m Breite überdeckte.

[1]) D. Höfer: Der Leubinger Grabhügel. Jahresschr. f. d. Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder V. 1906. S. 1—59 und Taf. I—IV.

Digitized by Google

Dem Totenhaus in Grabhügel 3 in Form und Aufbau ganz ähnlich, doch sehr viel kleiner ist die Grabkammer in Hügel 5 (Abb. 4). Auch hier

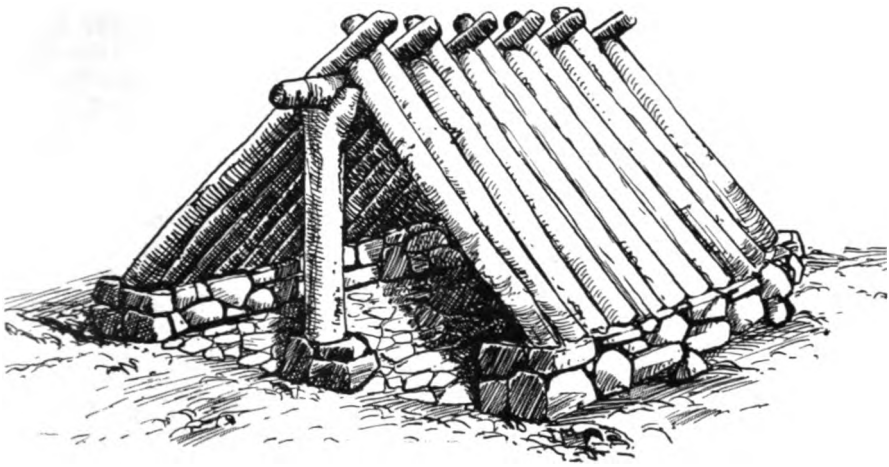


Abb. 3. Rekonstruktion des Totenhauses in Hügel 3.

umgibt eine, etwa 40 cm hohe und durchschnittlich ebenso breite Steinmauer in Hufeisenform eine Fläche von 0,90 m Länge und 0,75 m größter Breite, die diesmal aber nicht mit Steinplatten belegt ist. Das Innere der Kammer ist wieder mit einer Brandschicht von 15 cm Stärke angefüllt, die ursprünglich wohl auch die Reste des verbrannten Toten und der Beigaben enthielt, die aber mit Ausnahme der Reibplatte einer Getreidemühle nicht mehr zu erkennen waren. Indessen erlaubt es die Gleichartigkeit des Hügelaufbaus und der Bestattungsart mit den Befunden in den gut datierten Nachbargrabhügeln auch dieses symbolische Totenhaus des Hügels 5 der schnurkeramischen Kultur der jüngeren Steinzeit zuzurechnen. Die Nachbestattung eines Kindes (Körperbestattung in Hockerform), die dicht westlich an die Grabkammer anschließt und mit drei Bronzearmringen und einer Rippennadel vom Übergang der

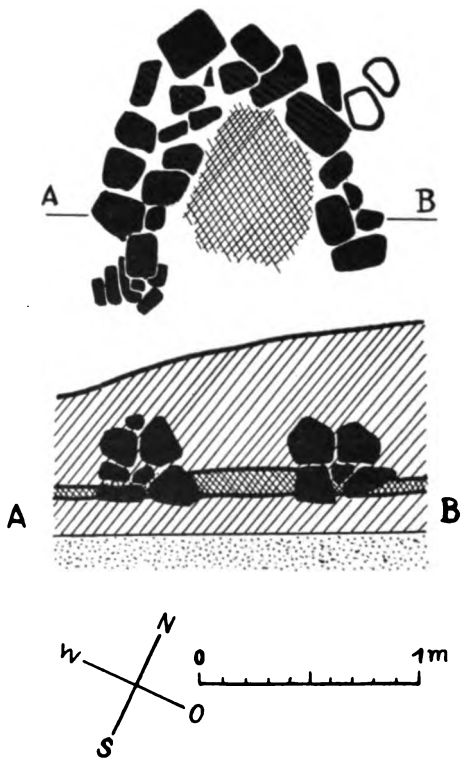


Abb. 4. Grabkammer in Hügel 5.

Digitized by Google

Stufe C zu D der süddeutschen Bronzezeit ausgestattet ist, besagt nebenbei, daß die Anlage des Totenhauses zumindest vor diesem Zeitpunkt erfolgt sein muß.

Auffällig ist bei der Grabkammer des Hügels 5 das Fehlen der Steinunterlagen bzw. des in der Steinmauer ausgesparten Platzes für die Firstträger. Auch Pfostenspuren waren an den fraglichen Stellen nicht zu erkennen. Das Dach scheint hier lediglich durch Verzapfung der Firstenden der Sparrenbalken gebildet worden zu sein. Bei der geringen Breite des Raumes (höchstens 75 cm) ist das auch ohne weiteres möglich.

Der gleichen Hufeisenform der Grabeinbauten, diesmal nicht durch eine Steinmauer, sondern durch Pfostenausfüllungen bezeichnet, begegnen wir in Grabhügel 1. Dieser Hügel gehört mit einem Durchmesser von 11 m und einer Höhe von 90 cm zu den größeren Hügeln des Gräberfeldes. Unter einer Hügelaufschüttung aus hellgelbem Lehm von 0,7—1,8 m Mächtigkeit

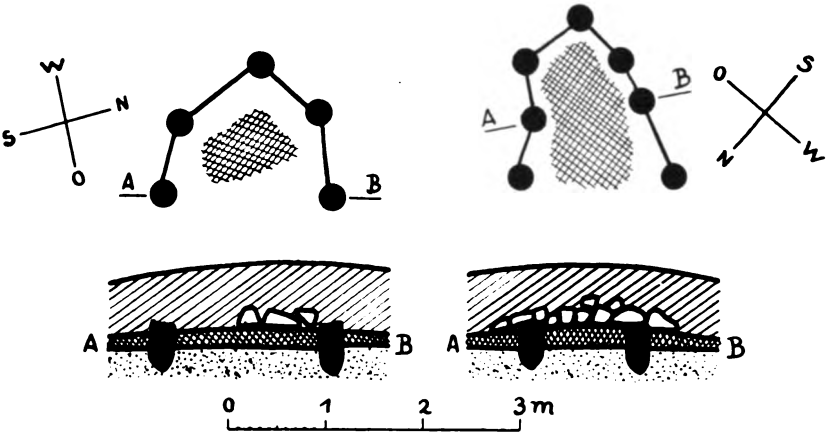


Abb. 5. Hufeisenförmige Totenhäuser im Hügel 1.

fanden sich drei selbständige Steinsetzungen. Die größte dieser Steinsetzungen nahm mit einem Durchmesser von 2,5 m die Mitte des Hügels ein, die anderen beiden lagen in der Nähe des Südrandes. Bei allen Steinsetzungen waren die Steine der Mitte bis zu 30 cm über den randlichen Partien erhöht. Sie zeigten das typische Bild einer eingestürzten, nach unten, wie auch seitlich verschobenen Steinlage. Unter zweien der Steinsetzungen fanden sich, abgesehen von der den ganzen Hügel bis fast zum Rande durchziehenden, bis zu 25 cm starken Brandschicht, sorgfältig aufgehäuft die Reste der verbrannten Toten und der mitverbrannten Beigaben in der Form zahlreicher, oft winzig kleiner, außen rot überzogener Tonscherben. Diese eigentlichen Bestattungsanlagen waren in beiden Fällen von einer Reihe von Pfostenausfüllungen in Hufeisenform umgeben, die sich in dunkler Färbung klar aus dem hellen Lehmboden hervorhoben und Durchmesser von 25—30 cm aufwiesen. Die Bestattungsanlage der Hügelmitte (Abb. 5, 2) weist sieben, die der Südseite (Abb. 5, 1) fünf Pfostenausfüllungen auf. Wir haben also hier den gleichen Vorgang wie bei Grabhügel 3 und 5 nur mit dem Unterschied, daß hier statt einer Steinmauer eine starke Pfostenwand das Totenhaus umgibt.

Der Innenraum des Totenhauses der Hügelmitte hat eine Länge von

Digitized by Google

1,50 m und eine größte Breite von 1,30 m; bei dem Totenhause der Südseite betragen diese Maße 1,20 und 1,40 m. Die Größenverhältnisse sind also ähnliche wie bei der Grabkammer in Hügel 3.

Sehr schwierig gestaltet sich die Frage des ursprünglichen Aufbaus, da sich von der Wandfüllung (etwa senkrecht nebeneinander gestellten Brettern oder Bohlen) nichts erhalten hat. Es ist möglich, daß die starken Pfosten oben, sicher in geringer Höhe, durch kurze Pfosten verbunden waren, auf denen das bis zum Boden herabreichende, aus Balken gebildete, zeltartige Dach auflag (Abb. 6). Diese Ausdeutung würde das Fehlen des vorderen Firstträgers erklären und sie ist die wahrscheinlichere. Man könnte aber auch annehmen, daß die Pfosten zu einer niedrigen senkrechten Wand gehörten, deren Füllung sich nicht erhalten hat. In diesem Falle würde das Dach der

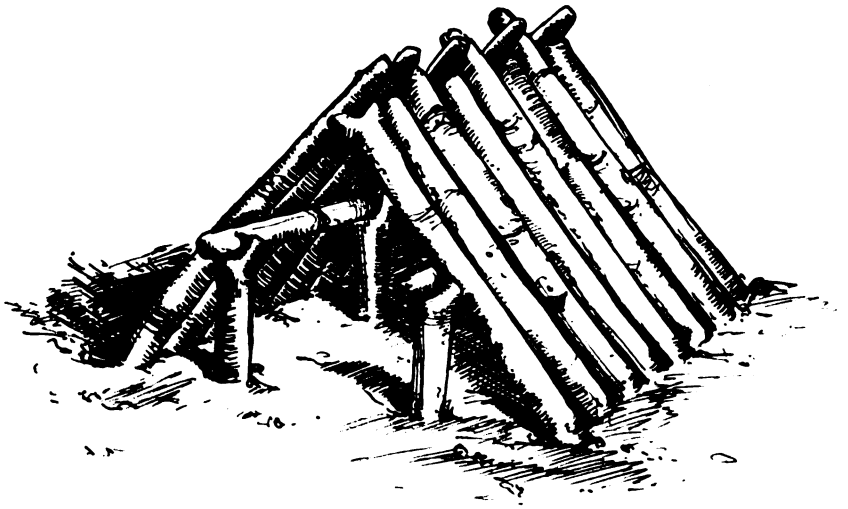


Abb. 6. Rekonstruktion eines Totenhauses (Hügelmitte) aus Hügel 1.

Wand aufsitzen, das Fehlen des vorderen Firstträgers wäre dann aber schwer verständlich. Da sich die Spuren von Wandbrettern unter gleichen Bedingungen in dem darüber liegenden Grabhügel 2 erhalten haben, so spricht ihr vollständiges Fehlen in Grabhügel 1 auch eher für die ersterwähnte Rekonstruktion. Diese allein ergibt einen Bau, der bei Verwendung von Dachbalken imstande ist, die Steindecke und die Hügelaufschüttung zu tragen, mit der die Totenhäuser überdeckt waren.

Die offenen Seiten der beiden Grabhäuser zeigen fast genau in entgegengesetzter Richtung: die des Totenhauses der Hügelmitte weist nach Nordwesten, während sich das Totenhaus der Südseite nach Südosten öffnet. Auch bei den Grabkammern der Hügel 3 und 5 besteht in dieser Hinsicht keine Übereinstimmung.

Neben manchen Unterschieden in der Bauweise und auch in der Größe haben die bisher aufgezählten vier kleinen Totenhäuser des Sarmenstorfer schnurkeramischen Gräberfeldes doch sehr viel Gemeinsames: alle zeigen Hufeisenform und alle umschließen in ihrem Innern den Leichenbrand und die Reste der verbrannten Beigaben. Es handelt sich durchweg um Häuser, die

Digitized by Google

den Lebenden nicht genügend Raum zu wohnlichem Aufenthalt geboten hätten, die also nur symbolische Anwendung gefunden haben. Trotzdem halte ich einen Rückschluß auf die Hausform der Lebenden, also in diesem Falle auf die Häuser der Träger der schnurkeramischen Kultur, für berechtigt. Freilich mit der Einschränkung, daß die in den Gräbern angewendeten Hausformen bei den Lebenden vielleicht längst schon durch andere, fortgeschrittenere Bauten ersetzt worden waren und uns hier eine weit ältere Hausform durch die Tradition festgehalten wurde.

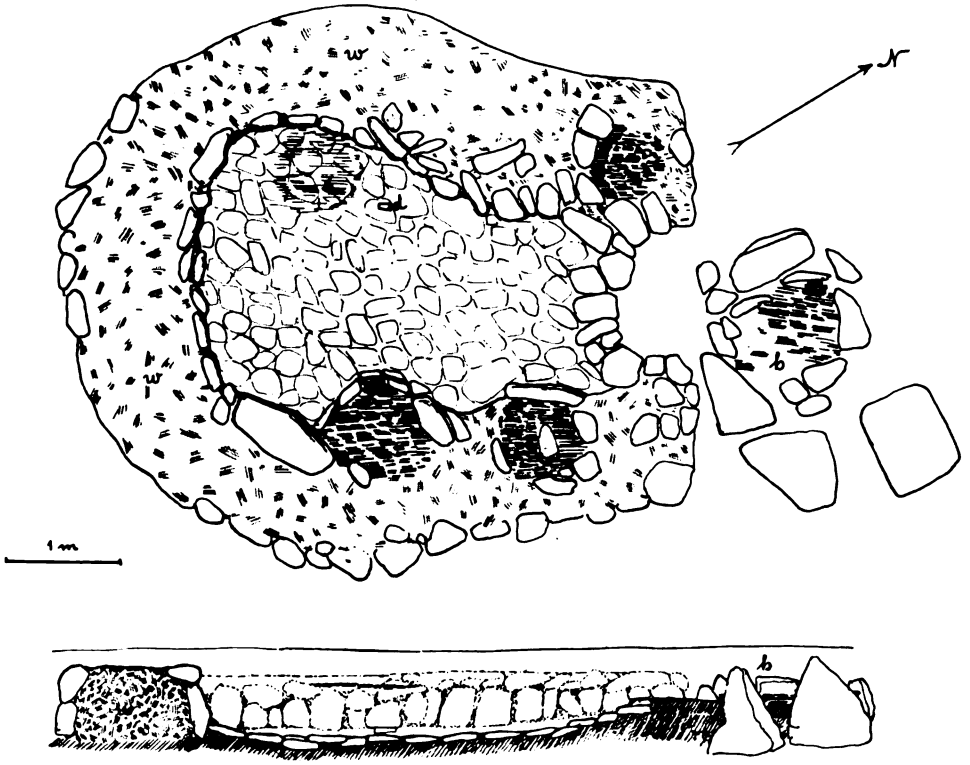


Abb. 7. Klein-Meinsdorf, Haus 2. (Nach Knorr.)

In dieser Ansicht bestärken mich die wenigen verfügbaren, jungsteinzeitlichen Parallelen. Das Totenhaus im Grabhügel 3 hat — freilich in größere Maße übersetzt — sein genaues Gleichstück in den Häusern von Klein-Meinsdorf bei Plön in Holstein, die Knorr 1907 aufgedeckt hat[1]). Hier wie dort umgibt eine Grundmauer hufeisenförmig den Innenraum, dessen Boden teilweise oder ganz (Haus 2) mit Steinplatten belegt erscheint (Abb. 7 und 8); hier wie dort müssen wir, wie Schulz für Meinsdorf sehr richtig betont[2]) uns das Dach unmittelbar auf der Grundmauer aufruhend denken.

[1]) Fr. Knorr: Hausreste neolithischer Zeit bei Klein-Meinsdorf, Ksp. Plön, Mitt. d. Anthropol. Ver. in Schleswig-Holstein. XVIII, 1907, S. 3—13 und Taf. I—III. — Für die Überlassung der Druckstöcke zu Abb. 7, 8 und 10 habe ich dem Kieler Museum vaterländ. Altertümer (Herrn Kustos C. Rothmann) bestens zu danken.

[2]) W. Schulz: Das germanische Haus. Würzburg 1913, S. 83.

Digitized by Google

Die flachen Steinblöcke und Steinsetzungen im Innenraum der Klein-Meinsdorfer Häuser werden wir, ähnlich wie die Steinplatten unseres Totenhauses in Grabhügel 3 z. T. als Unterlagen der Firstpfosten ansprechen müssen. Die Herdstellen liegen vor der offenen Schmalseite und scheinen anzudeuten, daß auch hier, wie einmal in Sarmenstorf, das Dach auf der Giebelseite weiter vorgriff. Freilich sind die Meinsdorfer Häuser gut doppelt bis dreimal

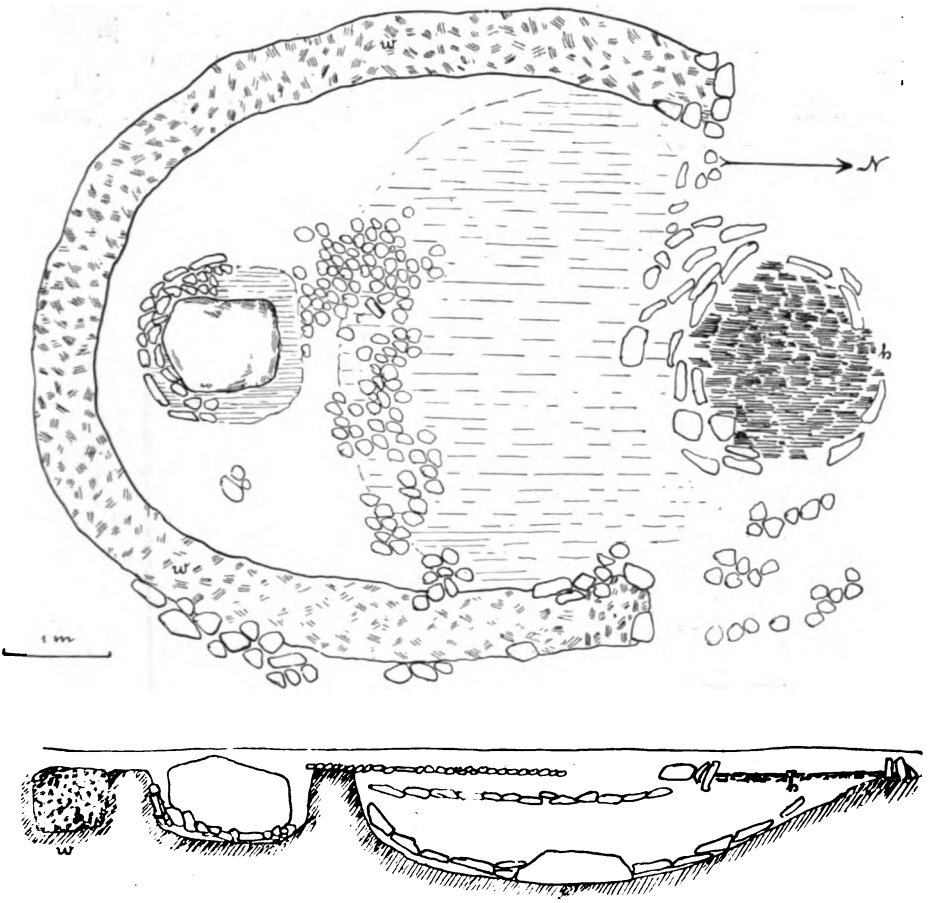


Abb. 8. Klein-Meinsdorf, Haus 3. (Nach Knorr.)

so groß als die Sarmenstorfer Grabkammern. Der Innenraum der hier abgebildeten Häuser 2 und 3 mißt 3,7 : 2,5 bzw. 1,5 m und 5,1 : 4,0 m. Es handelt sich eben in diesem Falle um die im praktischen Gebrauche der Lebenden stehenden Bauten einer Siedlung und das rein Symbolische der Sarmenstorfer Totenhäuser tritt bei dieser Gegenüberstellung besonders klar in Erscheinung.

Die Klein-Meinsdorfer Bauten gehören der Megalithkultur, und zwar der Zeit der dünnackigen Feuersteinbeile bzw. der Dolmen an. Trotzdem dürfen wir die Hufeisenform der Meinsdorfer Wohnhäuser nicht als typisch für den nordischen Kulturkreis der jüngeren Steinzeit annehmen, auch wenn eine

Digitized by Google

Siedlung bei Norskog [1]) in Upland, dem Beginn der Ganggräberzeit angehörend, fast genau die gleichen Hausgrundrisse, allerdings in Pfostenbau, geliefert hat. Denn im nordischen Kulturkreis wird sehr bald das Rechteckhaus mit und ohne Innenteilung, wie es sich schon aus der Form der Steinkammern und Steinkisten der Grabstätten erschließen läßt, herrschend und hält sich in allen späteren vorgeschichtlichen Perioden (Trebus, Alt-Friesack, Buch, Römerschanze bei Potsdam usw.). Schuchhardt weist daher mit Recht das hufeisenförmige Rundhaus dem westischen Kulturkreis der jüngeren Steinzeit zu [2]) und führt sein Erscheinen im Norden auf alte, auch in der Töpferei und in den frühen Beilformen kenntliche Beziehungen zum Westen zurück. Rundbauten sehr ähnlicher Form finden wir in großer Zahl besonders

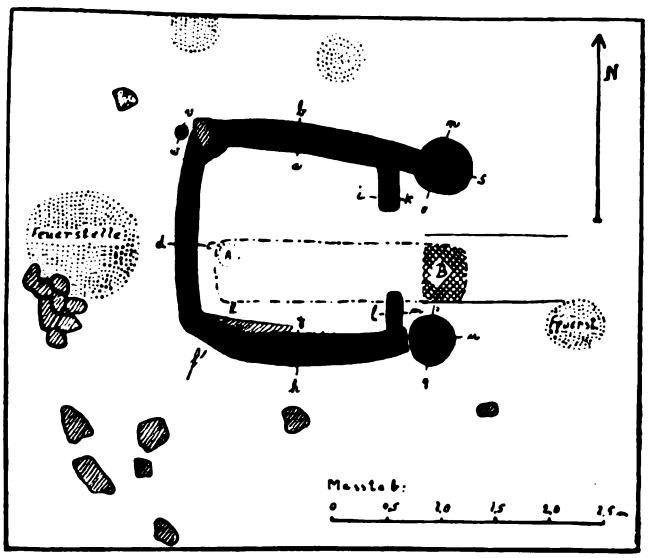


Abb. 9. Haldorf. (Nach Bremer.)

in Spanien und Frankreich [3]). Wir haben also in dem hufeisenförmigen Wohnbau für den nordischen Kreis eine alte, sehr bald durch das Rechteckhaus verdrängte Bauform zu sehen. Daß das Rechteckhaus in seiner Entstehung indessen an die Hufeisenform anknüpft, ist dadurch nicht ausgeschlossen.

Für diese Annahme scheint mir der von W. Bremer 1922 [4]) in Haldorf, Kreis Melsungen, aufgedeckte Hausgrundriß zu sprechen, der auf diesem kleinen Umweg auch mit den Totenhäusern von Sarmenstorf in Verbindung steht. Bremer fand, ebenfalls in einem Grabhügel, auf der Höhe des Amselberges bei Haldorf die Reste eines nach seiner Auslegung in Blocktechnik errichteten Hauses, dessen Wandungen in mehrfach verschobenem Verlauf einen Innenraum (von 1,60 m bzw. 1,70 m Länge und 1,65 m Breite) und eine kleine Vorhalle umschlossen (Abb. 9). Das Haus gehört nach den darin enthaltenen

[1]) Lindquist: Fornvännen XI, 1916, S. 164 ff.
[2]) C. Schuchhardt: Alteuropa, 2. Aufl. 1926, S. 130 und derselbe: Vorgeschichte von Deutschland, München 1928, S. 53—56.
[3]) Déchelette: Manuel I, S. 348.
[4]) W. Bremer: Ein Haus und Grab der jüngeren Steinzeit bei Haldorf, Kr. Melsungen. Germania VI, 1923, S. 110 ff.

Digitized by Google

Kleinfunden der schnurkeramischen Kultur an; Bremer möchte die in dem Hause enthaltene Brandbestattung indessen nicht mit dieser, seiner Meinung nach etwas älteren Wohnstätte in Beziehung setzen. Die Kleinheit des Hauses, das in seiner Größe fast genau dem Sarmenstorfer Totenhause aus Hügel 3 entspricht, scheint mir aber auch hier auf ein zum Zwecke der Bestattung, vielleicht auf einem früheren Siedlungsplatze, errichtetes Totenhaus hinzudeuten. Die Übereinstimmung des Haldorfer Grundrisses mit jenem von Sarmenstorf und andererseits von Klein-Meinsdorf (besonders Haus 4) ist

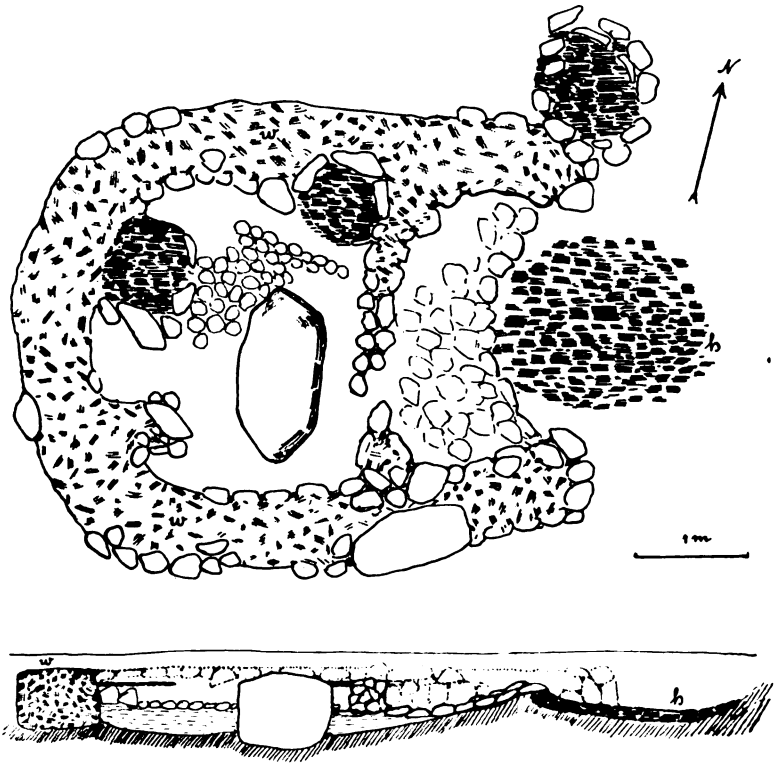


Abb. 10. Klein-Meinsdorf, Haus 4. (Nach Knorr.)

augenfällig (Abb. 10). Wenn Bremer dagegen für Haldorf hochgehende, senkrechte Wände in Blocktechnik annimmt und das Haus als Megaron bezeichnet, so ist dadurch schon wahrscheinlich gemacht, daß die Form des Rechteckhauses hier an die ältere Hufeisenform anknüpft und das Wandhaus mit Firstdach einfach eine fortentwickelte Stufe des Dachhauses ist.

Für das vollentwickelte Rechteckhaus bietet das Gräberfeld von Sarmenstorf wieder ein gutes, und zwar das für die Kultur der Schnurkeramik bisher einzige, bekannte Beispiel dieser Art. Auch hier handelt es sich um ein Totenhaus, das in einem der größten Hügel des Gräberfeldes (Durchmesser 14,5 m, Höhe 1,6 m), in dem Hügel 2, errichtet worden ist. Dieser Hügel überlagert den etwas kleineren Hügel 1, der die beiden Pfostenbauten in Hufeisenform enthielt; sein Inhalt ist demnach, wenn auch

Digitized by Google

kein allzugroßer, zeitlicher Abstand angenommen werden muß, jünger als die Totenhäuser des Grabhügels 1.

Der Ausgrabungsbefund in dem Grabhügel 2 war der folgende [1]): Unter einer geringen Aufschüttung von hellem, gelbem Lehm, von höchstens 0,7 m lag hier ein gewaltiger Steinmantel von 9 m größter Länge und 6 m größter Breite (Abb. 11). Seine randlichen Teile befanden sich, wie die sorgfältige Auswahl und Ineinanderpassung der einzelnen Steine zeigt, zweifellos

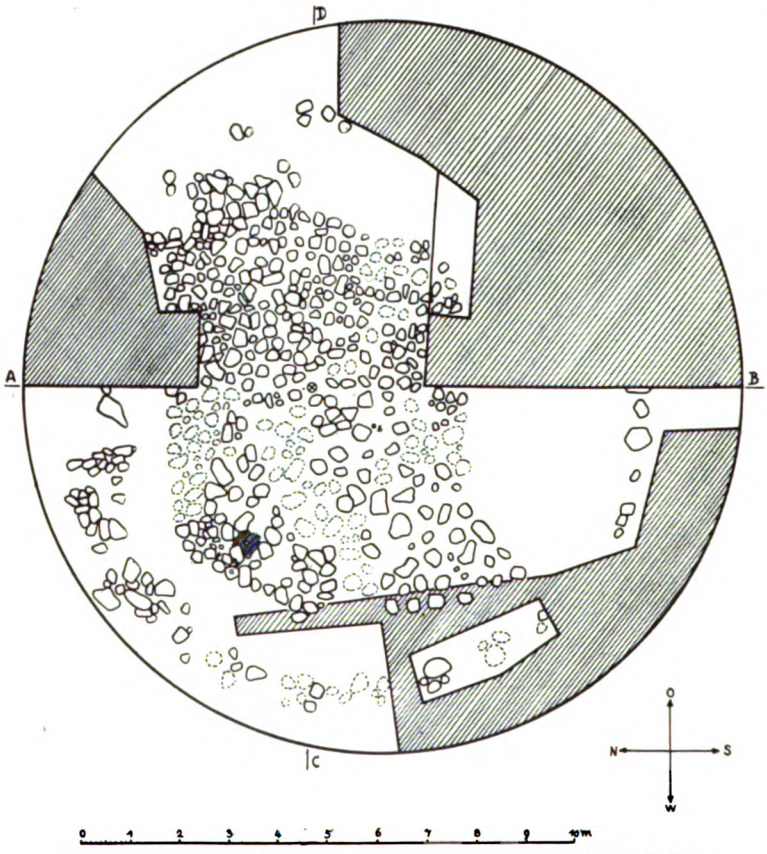


Abb. 11. Sarmenstorf, Grabhügel 2. Steinmantel und Steinkranz.

in der ursprünglichen, nur kaum veränderten Lagerung. Die mittlere Partie ist dagegen vielfach nach unten und seitlich verschoben und erweckte so bei der ersten Freilegung den Eindruck, als ob mehrere, zeitlich vielleicht nicht zusammengehörige Steinsetzungen vorhanden gewesen wären. Die Mitte des Steinmantels ist, wie die gut erhaltenen Teile der Osthälfte des Hügels gezeigt haben, eingestürzt und liegt zum Teil tiefer als die Randpartien. Die Größe der verwendeten Steine schwankt sehr, die größten Stücke haben eine Länge von 60 cm. Die Form des Steinmantels erinnert an ein an den Ecken abgerundetes unregelmäßiges Rechteck.

[1]) Vgl. auch Anzeiger für Schweizer Altertumskunde. 1929, Heft 1.

Digitized by Google

Sarmenstorf
Zigiholz.

Grabhügel der Jüngeren Steinzeit
mit eingebautem Pfostenhaus.

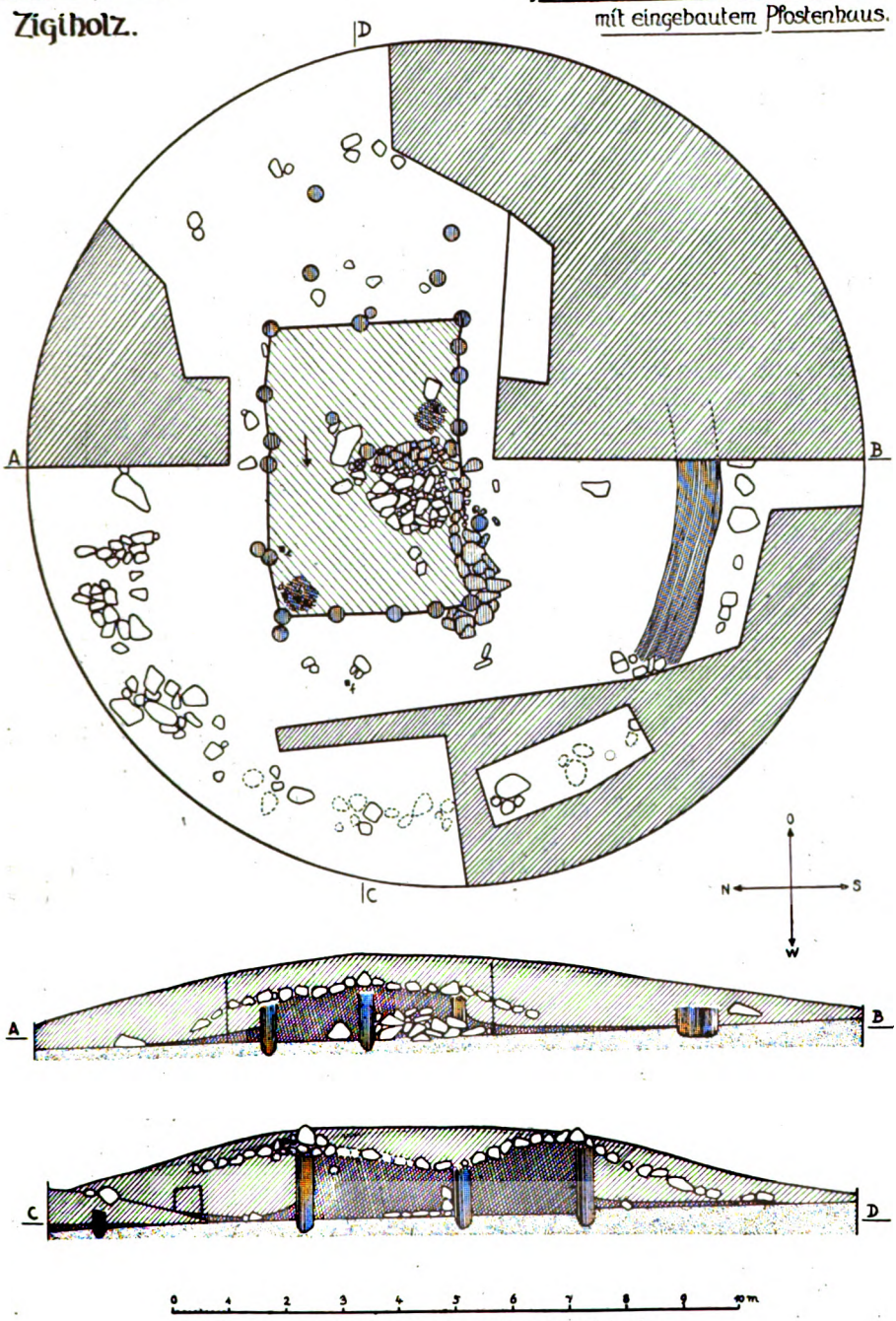


Abb. 12. Sarmenstorf, Grabhügel 2. Totenhaus.

Digitized by Google

Ein Steinkranz, zusammengesetzt aus kleinen und großen Steinen, die oft in Haufen angeordnet erscheinen, umzieht rings den Hügel.

Unter dem Steinmantel folgte in der Mitte des Hügels eine starke Brandschicht (Asche, Kohlenstücke, in den oberen Teilen mit Lehm untermischt) von 0,8—1,2 m Mächtigkeit, die eine streng rechteckige Fläche von 4,9 : 3,3 : 5,0 : 3,3 m deckte. Außerhalb dieser Fläche war die Brandschicht nur in einer Stärke von 5—20 cm vertreten und lag keineswegs dicht unter dem Steinmantel, sondern durch eine Lehmaufschüttung bis zu 1,0 m Mächtigkeit von diesem getrennt. Das durch die mächtige Brandschicht bezeichnete Rechteck war von 19 aus dem hellen Lehmboden klar hervortretenden Pfostenausfüllungen umgeben (Abb. 12), die 19 zum Teil doppelt gestellten, 20—30 cm starken, senkrechten Pfosten entsprechen. Diese Pfosten bildeten das tragende Wandgerippe eines Grabhauses und ihre Zwischenräume, die 0,15—1,50 m betragen, waren, wie ein nur 4—8 cm breites, immer wieder unterbrochenes Gräbchen zeigt, durch senkrecht nebeneinander gestellte Bretter gefüllt, die unten nur wenig in den gewachsenen Boden eingetieft, oben an der Pfette befestigt waren. Die Pfosten griffen bis zu 20 cm in den gewachsenen Boden ein und waren leicht zugespitzt. Auf der nach Osten gekehrten Schmalseite fehlte das Gräbchen der Bretterwand; möglicherweise ist diese Seite des Grabhauses offen gewesen oder die Spuren der Spaltbretter haben sich hier nicht erhalten. Vier weitere Pfostenfüllungen, die in einigem Abstand vor dieser Ostseite liegen, deuten auf eine Vorhalle, die scheinbar nicht umwandet, sondern nur mit einem auf dem Boden aufruhenden Firstdach überdeckt war.

Das Innere des Grabhauses ist durch eine aus Steinplatten errichtete Zwischenwand von 30—40 cm Breite und einem davor gestellten Pfosten in zwei Räume geteilt. Ein ursprünglich hochgestellter Türstein von 80 cm Länge grenzt diese Zwischenwand gegen die Verbindungstüre ab, die eine Breite von 90 cm aufweist. Der vordere, kleine Raum, mißt 2,2:3,3 m; der rückwärtige 2,8:3,3 m. Die Südwand des größeren Raumes ist in ihrem unteren Teil aus Steinen errichtet. Zwischen den beiden, feuersicheren Steinwänden liegt, wie wohl auch in den Häusern der Lebenden, eine sorgfältig aus Steinplatten errichtete Herdstelle.

Im vorderen, kleineren Raum fand sich unter verbrannten Knochenresten ein Feuersteinmesser; im großen Raum, ebenfalls in der eingefüllten Brandschicht, konnten die Reste eines außen ziegelrot überzogenen Schnurbechers, eines weitmundigen Gebrauchsgefäßes und eines mit Fingereindrücken verzierten Scherbens gehoben werden, die die zeitliche Zuteilung in die schnurkeramische Kultur vom Ende der Jungsteinzeit ermöglichen.

Spuren des Daches haben sich — wenn man eine den Pfostenausfüllungen gleichende dünne dunkle Lage unter Teilen des randlichen Steinmantels nicht in diesem Sinne deuten will — nicht erhalten. Da aber der eingesunkene Steinmantel der Brandschicht, die das Innere des Hauses füllt, unmittelbar aufliegt, so scheint das Dach ohne Zwischenlage mit Steinen bedeckt worden zu sein. Außerhalb der Hausfläche ist der Steinmantel überwiegend ungestört. Die randliche Profillinie des Steinmantels in dem Nord-Südschnitt (A—B in Abb. 12) muß demnach, falls das Dach wie bei der starken Belastung durch Steine und Hügelaufschüttung anzunehmen ist, aus Bohlen oder Brettern bestand, auch der Böschung des Daches ungefähr entsprechen. Wir erhalten auf diesem Wege eine Firsthöhe von etwa 2 m über dem

Digitized by Google

gewachsenen Boden. Die Höhe der Seitenwände würde bei dieser Annahme 1 m nicht überstiegen haben; während die Giebelseiten bis zu 2 m Höhe ansteigen.

Nach diesen Befunden erfolgte der Aufbau des Hügels in folgender Art: Auf einem gewaltigen Scheiterhaufen, der nach der Verteilung der Brandschicht eine Fläche von etwa 9 : 11 m deckte und sich nach der Untersuchung von E. Neuweiler vorwiegend aus Buchen- und Erlenholz zusammensetzte, wurde der Tote mit allen Beigaben verbrannt. Darauf errichtete man auf der Brandstätte die Wände eines rechteckigen Hauses, indem man 20—30 cm starke, senkrechte Pfosten in den gewachsenen Boden leicht einrammte, durch Pfetten miteinander verband und ihre Zwischenräume mit senkrecht nebeneinander gestellten Spaltbrettern füllte (Abb. 13). Im Innern zog man eine Zwischenwand unten aus Steinen, oben vielleicht aus Stangen

Abb. 13. Rekonstruktion des rechteckigen Totenhauses in Hügel 2.

und Rinde und errichtete in dem sich dadurch ergebenden größeren, rückwärtigen Raum eine Herdstelle aus Steinplatten. Die vorher schon sorgfältig gesammelten Knochenreste der Toten mit den noch erkennbaren Teilen der Beigaben legte man in den großen, ebenso in den kleinen Raum an je einem Platze nieder und füllte dann das ganze Haus mit einer heute noch über meterhohen Aschen- und Kohlenschicht. Nach außen schrägte man die Wände des Grabhauses durch eine erste Anfüllung von Lehm ab, und zwar so, daß die Böschung dieser Aufschüttung dem Gefälle des Daches entsprach. Dann legte man das Dach aus Brettern oder Bohlen und ließ diese über die Wandpfetten hinweg bis zum Boden herabgreifen. Eine besondere Befestigung war in diesem Falle überflüssig. Nachdem auch die Giebelseite verschlossen und auch hier eine erste Lehmlage angeschüttet war, legte man den Steinmantel über das Totenhaus und wölbte durch weitere Lehmauffüllung den Grabhügel. Auf der Südseite grenzte man diesen durch eine Palisade auf kurzer Strecke besonders ab und legte den Steinkranz an seinen Rand.

Totenhäuser ähnlicher Art fehlen uns für die schnurkeramische Kultur bisher vollständig und auch in den wenigen, bisher bekannt gewordenen Siedlungen dieser Kultur ist nur einmal ein auch unvollständiger Hausgrundriß

Digitized by Google

aufgedeckt worden, bei Schelitz in Thüringen [1]), der als mutmaßlich Ovalhaus mit keinerder Sarmenstorfer Bauten in Beziehung gesetzt werden kann. Für Süddeutschland und die Schweiz fehlen Siedlungen der Schnurkeramik scheinbar ganz, ich habe aber an anderer Stelle [2]) zu erweisen versucht, daß die Aichbühler Keramik, die wir in zahlreichen Siedlungen von Oberschwaben über den Bodensee in die Schweiz vorgreifend, im ganzen schweizerischen Mittelland bis an den Neuenburger See finden, als Siedlungskeramik der Schnurkeramiker aufzufassen ist und damit ergibt sich auch für das Sarmenstorfer Rechteckhaus die Möglichkeit eines Vergleichs mit den Wohnstätten der Lebenden.

Unter den älteren Aichbühler Siedlungen der Schweiz hat freilich nur

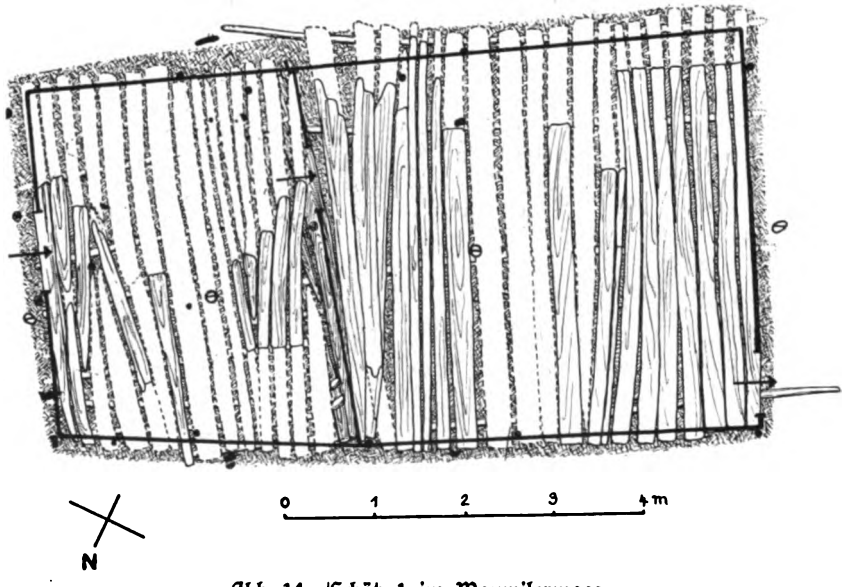


Abb. 14. Schötz 1 im Wauwilermoos.

das Pfahldorf von Schötz I im Wauwilermoos einen Hausgrundriß geliefert, dessen Freilegung im Jahre 1904 wir J. Meyer und Heierli, dessen mustergültige wissenschaftliche Veröffentlichung indessen P. E. Scherer verdanken [3]). Es handelt sich um ein typisches Rechteckhaus von 8,0 bzw. 7,9 : 4,5 bzw. 3,9 m, das in zwei Räume, einen kleinen vorderen (etwa 3 : 4 m) und einen größeren rückwärtigen Raum (etwa 5 : 4,5 m) gegliedert ist [4]) (Abb. 14). In beiden Räumen war der Balkenboden mit einem Lehmestrich überdeckt, der kleine Raum enthielt eine Herdstelle. Reste der Umwandung haben sich nicht erhalten oder sind wenigstens nicht beobachtet worden.

[1]) E. Amende und E. Frauendorf: Eine schnurkeramische Wohngrubei n der Flur Scheldit̃z bei Rositz. Jahresschr. f. d. Vorgeschichte d. sächs.-thür. Länder. XIV, 1926. S. 27 ff.

[2]) H. Reinerth: Chronologie der jüngeren Steinzeit in Süddeutschland. Augsburg 1923. — Derselbe: Die jüngere Steinzeit der Schweiz. Augsburg 1926.

[3]) J. Heierli und P. E. Scherer: Die neolithischen Pfahlbauten im Gebiete des ehemaligen Wauwilersees. Mitt. d. Naturforsch.-Gesellsch. Luzern. IX. 1924.

[4]) H. Reinerth: Die jüngere Steinzeit der Schweiz. S. 77 ff., Abb. 12—14.

Digitized by Google

Trotz der größeren Maßverhältnisse ist die Gleichartigkeit in Form und Aufbau bei dem Sarmenstorfer und dem Wauwiler Rechteckhaus unverkennbar.

Auch das von Sulzberger ausgegrabene Moordorf im Weiher bei Thayngen [1]), das jüngere Aichbühler Keramik (nordisch-westische Mischkeramik) führt, hat zwei Hausgrundrisse ergeben. Beide Häuser sind rechteckig und von senkrechten Wänden umstanden (Abb. 15). In einem der Häuser konnte Sulzberger eine Zweiteilung in einen kleineren und einen größeren Raum feststellen. Der kleinere Raum enthielt die Herdstelle, die mit Steinen und Lehm etwas erhöht über dem Fußboden angelegt war. Die Ausmaße der einen Hütte betragen 6 : 3,5 m, die der anderen 5,3 : 3,2 m. Die beiden Häuser unterscheiden sich wie in ihrer Form und Gliederung, so auch im Ausmaß nur sehr wenig von dem Sarmenstorfer Totenhaus.

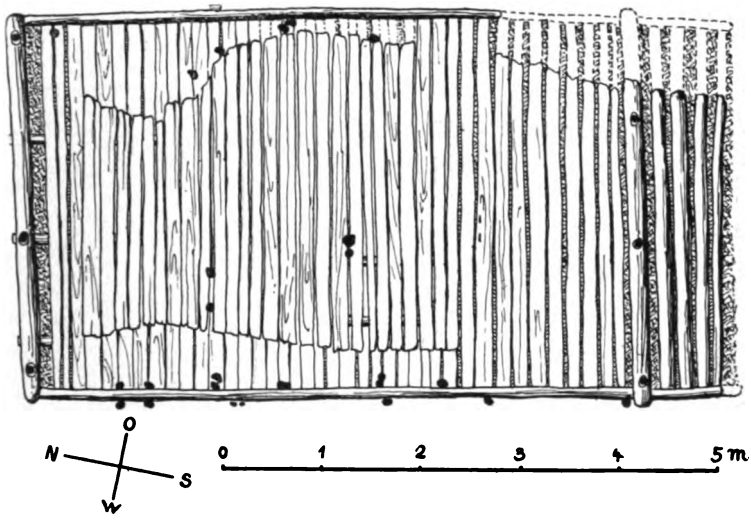


Abb. 15. Weiher bei Thayngen. (Nach Sulzberger.)

Rechteckbauten gleicher Art hat auch das Moordorf Schötz 2 im Wauwilermoos ergeben, das J. Meyer, besonders 1910, teilweise aufdeckte [2]). Über eine Gliederung des Innenraumes sind hier aber keine Beobachtungen vorhanden. Eine der Hütten mißt etwa 5 : 6,5 m, nähert sich in der Größe also auch dem Sarmenstorfer Hause.

Die reichsten Parallelen bieten indessen die Steinzeitdörfer des oberschwäbischen Federseemoores, von denen Riedschachen und Aichbühl vom Urgeschichtlichen Forschungsinstitut Tübingen in den Jahren 1919—1923 vollständig aufgedeckt wurden [3]). Hier erscheint das zweiräumige Rechteckhaus als Wohntyp; alle Wohnbauten sind ausnahmslos in dieser Form errichtet. Alle Häuser sind senkrecht umwandet, von einem Giebeldach

[1]) R. Sulzberger: Das Moorbautendorf „Weiher" bei Thayngen. Mitt. d. Antiquar. Gesellsch. Zürich. XXIX. 1924. S. 163 ff.

[2]) Heierli-Scherer: Die neolithischen Pfahlbauten im Gebiete des ehemaligen Wauwilersees. S. 154 ff.

[3]) H. Reinerth: Das Federseemoor als Siedlungsland der Vorzeitmenschen. Schussenried 1922.

Digitized by Google

überdeckt und zerfallen in einen kleinen vorderen Raum, der den Backofen, und einen größeren rückwärtigen Raum, der die offene Herdstelle dicht neben der Verbindungstüre der beiden Stuben und außerdem oft eine Schlafbank enthält (Abb. 16). Die ältere Siedlungsschicht (mit älterer Aichbühler Keramik) führt große Rechteckbauten von durchschnittlich 8 m Länge und 5 m Breite (Abb. 17), die jüngere Siedlungsschicht (mit jüngerer Aichbühler Keramik) etwas kleinere Rechteckhäuser von durchschnittlich 6,5 : 4 m. Auch diese haben zwei Räume: Küchenraum und Schlafraum. Die Wände waren bei allen Häusern aus senkrecht nebeneinander gestellten Spaltbrettern oder Bohlen gebildet; die Wandpfosten und Firstträger, ebenso die eingestürzten Teile des schilfbedeckten Giebeldaches sind mehrfach erhalten geblieben.

Alle bisher erschlossenen Hausgrundrisse der Aichbühler Kultur zeigen damit auf deutschem wie auf schweizerischem Gebiet eine so auffallende Über-

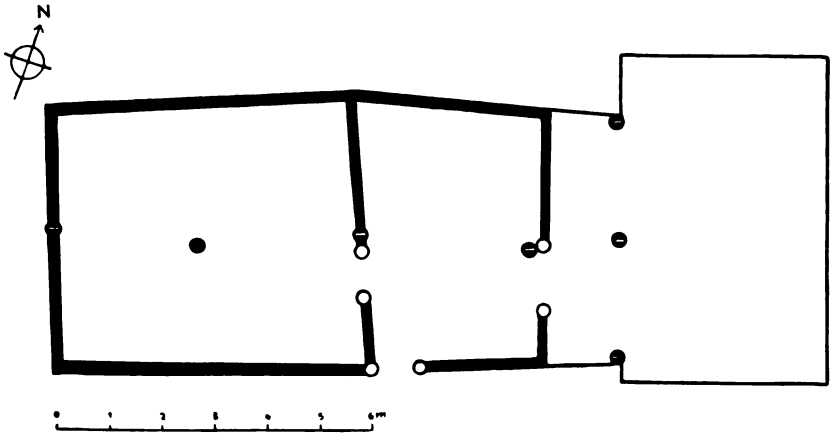


Abb. 16. Rechteckhaus (H. 2) aus dem Pfahldorf Riedschachen im Federseemoor. (Nach R. R. Schmidt.)

einstimmung mit dem Totenhause aus dem Hügel 2 in Sarmenstorf, daß die Zuteilung zu ein und derselben Kultur dadurch an Wahrscheinlichkeit bedeutend gewinnt. Rechteckform, Pfostenbau, Zweiräumigkeit, senkrechte Wände und Firstdach kehren in allen Fällen gleichmäßig wieder. Für den Oberbau finden wir in Sarmenstorf, wie bei den Häusern von Aichbühl und Riedschachen, die Wand aus senkrecht nebeneinander gestellten Brettern gebildet und selbst die Herdstelle treffen wir in den oberschwäbischen Moor- und Pfahldörfern an der gleichen Stelle hart an der Zwischenwand im großen Raum, genau wie in Sarmenstorf angebracht.

Wenn wir die Größe des Sarmenstorfer Totenhauses in Betracht ziehen, so müssen wir es zeitlich der jüngeren Aichbühler Kultur (der nordisch-westischen Mischkultur der Schweiz) zuteilen. Denn der älteren Aichbühler Kultur fehlen Häuser in so kleinem Ausmaß vollständig. Diese zeitliche Einsetzung würde sich auch mit der Zeitstellung der schweizerischen Schnurkeramik sehr gut decken [1]). Da wir aber bei Totenhäusern gerade in der Größe die häufigste Abweichung

[1]) H. Reinerth: Chronologie der jüngeren Steinzeit. S. 8 ff. und S. 67 ff. — Derselbe: Die jüngere Steinzeit der Schweiz. S. 143 ff. und Zeittafel im Anhang.

Digitized by Google

von den Häusern der Lebenden nachweisen können, so läßt sich dieses Merkmal wissenschaftlich nicht auswerten.

Nehmen wir für das Sarmenstorfer Totenhaus die vordere Giebelseite als offen an, so erhalten wir statt des vorderen kleinen Raumes eine breite Vorhalle, die bloß auf drei Seiten von Wänden umgeben ist. Wir haben damit eine typische Megaronform. Sicher ist diese Auslegung jedoch nicht und das Fehlen der Wandbretter auf der einen Giebelseite kann auch durch die schlechtere Erhaltung bedingt sein. War diese Seite aber tatsächlich offen, so finden sich genaue Parallelen auch in den aufgezählten Siedlungen der

Abb. 17. Modell des Rechteckhauses von Riedschachen-Pfahldorf (Haus 2).

Aichbühler Kultur nur ganz vereinzelt. So einmal im Hause 1 des Pfahldorfes Riedschachen, das statt des kleinen vorderen Raumes ebenfalls eine Vorhalle aufweist und dann wieder in dem von mir 1927 teilweise aufgedeckten Moordorf Taubried bei Buchau. Bei den Lebenden scheint diese Form des einräumigen Rechteckhauses mit Vorhalle also nur noch vereinzelt in Gebrauch gestanden zu haben und die zeitliche Reihe, die das hufeisenförmige Haus an dem Beginn der Entwicklung, das einräumige Rechteckhaus mit Vorhalle auf die zweite Stufe und das zweiräumige Rechteckhaus in voll entwickelter Form auf die höchste Entwicklungsstufe des Wohnhauses im nordischen Kulturkreis der jüngeren Steinzeit stellt, scheint damit eine Bestätigung zu erhalten. Auch die Annahme, daß die Totenhäuser überwiegend Bauformen zeigen, die bei den Lebenden längst nicht mehr oder doch nur vereinzelt im Gebrauch stehen, würde dadurch bekräftigt werden.

Auf Grund der Sarmenstorfer Befunde wird man, gestützt auf die eindeutige Überlagerung der Grabhügel 1 und 2 und im Vergleich mit der als Parallele allein in Frage kommenden Entwicklung in Norddeutschland

Digitized by Google

und Skandinavien, auch für die schnurkeramische Kultur der jüngeren Steinzeit drei zeitlich zu trennende Formen der Wohnbauten unterscheiden dürfen: ein älteres, einräumiges Dachhaus mit hufeisenförmigem Grundriß, auf das zunächst ein einräumiges Rechteckhaus mit senkrechten Wänden, Firstdach, Ante und Vorhalle und schließlich ein gleichartiges, aber zweiräumiges Rechteckhaus folgt, bei dem die Vorhalle schon als umwandeter Raum mit einbezogen ist. Ob dabei die Erfindung der senkrechten Wand und damit des Rechteckhauses mit Firstdach der schnurkeramischen Kultur zuzuschreiben ist, läßt sich aus Mangel an Funden, vorerst nicht entscheiden. Dieser für den Wohnbau aller späteren Zeiten richtunggebende Fortschritt kann sich ebensogut im nordischen Megalithkreis vollzogen haben und von der schnurkeramischen Kultur nur übernommen worden sein. Da aber das Rechteckhaus mit Firstdach letzten Endes nichts anderes ist als ein erhöht auf Wände gestelltes Dachhaus und diese Wände als niedrige Grundmauer auch in dem hufeisenförmigen Dachhause schon vorhanden sind, so ist der entscheidende Schritt, wie der Grundriß von Haldorf zeigt, kein allzu großer.

Nicht minder wichtig erscheint mir aber die durch die Sarmenstorfer Aufschlüsse gegebene Erkenntnis, daß die schnurkeramische Kultur auch auf dem Gebiete des Wohnbaus sich, wie das Kossinna von jeher betont hat, als ein unlöslicher und selbst in ihren äußersten Vorposten noch unverfälschter Teil des nordischen Kulturkreises der jüngeren Steinzeit erweist.

Digitized by Google

Zur Chronologie des Schatzes von Nagy St. Miklós.

Von Walter Schmid.

Mit 8 Abbildungen im Text.

Der Goldschatz wurde im Jahre 1799 in Nagy St. Miklós im Temeser Banat in Südungarn beim Ausheben einer Grube im Hofe eines Bauern gefunden und schließlich von Kaiser Franz I. für das kaiserliche Münzen- und Antikenkabinett in Wien gekauft. Über die näheren Fundumstände ist nichts bekannt geworden; doch darf man den Schatz eher als Depotfund denn einen Grabfund betrachten. Er enthält keine Fibeln oder Gegenstände, die als Schmuck des Körpers gedient haben könnten. Den Inhalt bilden 23 Goldgefäße: 7 Krüge, 10 Schalen, 1 Vase, 2 Pokale, 2 Becher und ein Trinkhorn (1).

Die Zuweisung des Fundes in die Zeit Attilas hat Hampel im Jahre 1885 veranlaßt, die Entstehung des Schatzes noch zur Zeit des bosporanischen Reiches anzunehmen. Hernach sei er in die Hände der Goten gelangt, nach der Zertrümmerung des Gotenreiches im Jahre 375 fiel er den Hunnen als Beute zu; nach dem Tode Attilas sei er in den Besitz der Gepiden gekommen, die ihn dann im 5. Jahrhundert einem gepidischen Fürsten ins Grab mitgegeben hätten. Das Christusmonogramm auf den Schalen hat im Jahre 1894 Hampel bewogen, mit der Datierung ins 6. Jahrhundert hinaufzurücken. Géza von Nagy (2) setzte den Schatz in das 7. oder 8. Jahrhundert und diesen zeitlichen Ansatz in das 8. Jahrhundert hat schließlich im Jahre 1905 auch Hampel übernommen (3). Dadurch geriet der Schatz in den Bereich der Awaren oder Bulgaren.

Ich will nicht Stellung nehmen zu den Arbeiten ungarischer Kunsthistoriker und Philologen, vor allem Supkas, die in den Inschriften alttürkische Kerbschrift sehen und eine sehr enge Verwandtschaft dieser Schriftzeichen mit den alttürkischen Kerbschriftzeichen der Jenisei-Gegend erkennen wollen. Dieser Annahme ist durch die Arbeiten Vilh. Thomsens und Hans Heinrich Schäders der Boden entzogen worden mit der Feststellung, daß eine methodische Entzifferung der eingekratzten Zeichen derzeit überhaupt nicht möglich ist (4).

Jos. Strzygowski (5) sucht die Heimat des Schatzfundes in Mittelasien und datiert ihn in das 8./9. Jahrhundert. Strzygowski macht sich das unsichere epigraphische Fundament Supkas über die alttürkischen Schriftzeichen zu eigen und weist den Fund als alttürkische Arbeit dem altaischen Kulturkreise zu. E. H. Zimmermann (6) nimmt an, daß die Künstler des Schatzes barbarisierte Griechen aus dem Umkreise des Kaukasus seien, vielleicht aus der Chersones, und daß der Schatz in der Zeit von 870—890 verfertigt wurde.

Digitized by Google

Der letzte Bearbeiter des Schatzes, H. Mötefindt (7) zieht für die Datierung vor allem zwei Pokale Abb. 1 des Fundes heran, versucht sie in die Entwicklungsreihe der Meßkelche des Abendlandes zu stellen und dem 12. Jahrhundert zuzuweisen, und sowohl das Alter der Inschriften auf den Gefäßen als auch die Zeit der Vergrabung des Schatzes im 12. Jahrhundert festzulegen. Eigentlich hat Mötefindt in seiner Arbeit eine Monographie der Entwicklung des frühmittelalterlichen und romanischen Kelches gegeben, doch hat seine Untersuchung die einfacheren Vorbilder aus dem Osten, die noch keinen Knauf haben, gar nicht zum Vergleiche herangezogen, ebensowenig jene Form, bei der sich die Knaufbildung schüchtern ankündigt (8). An diese Formen schließt erst der Kelch von Drap in Albanien an, dessen zeitliche und typologische Stellung Mötefindt verkannt hat.

Die Annahme eines westlichen Elements in einem Schatze, dessen Gesamtcharakter orientalisch ist, hätte Mötefindt vor allem stutzig machen sollen. Tatsächlich darf man die Pokale von Nagy St. Miklós nicht mit dem Kelche des hl. Bernhard von Citeaux vergleichen, wie die Gegenüberstellung der beiden Gefäße bei Mötefindt, S. 388 selbst lehrt. Die beiden Pokale von Nagy St. Miklós haben einen ganz anderen Charakter, sowohl in der Bildung des Fußes, des Wulstes als auch in der Form der Schale, für den augenblicklich noch Vergleichsmaterial fehlt; eine derartige antike Form gibt es nicht, weder in den Silberbechern, noch in Ton- oder Glaskelchen. Sie muß daher außerhalb des klassischen Kulturgebietes am Beginn des frühen Mittelalters gebildet worden sein. Man darf die beiden Pokale innerhalb des Schatzes von Nagy St. Miklós zeitlich am ehesten mit den beiden glatten Bechern 11, 12 (10) zusammenstellen, deren einzige Verzierung Perlenreihen am unteren Rande und auf beiden Seiten des Mündungsrandes bilden. Diese Perlenreihe haben die Becher mit dem Kruge Nr. 1 gemeinsam, der wegen seiner einfachen Ausstattung zeitlich an den Anfang der Reihe der Krüge gestellt werden muß (11). Die Pokale werden daher in ihrer Form sich nicht den romanischen, sondern hellenistisch-sassanidischen Formen anschließen und werden mit den Bechern Nr. 11 und 12, dem Kruge Nr. 1 und dem ebenfalls ohne Parallele dastehenden Rhyton (Nr. 17) (12) wegen ihrer einfachen glatten Form den ältesten Grundstock des Schatzes bilden.

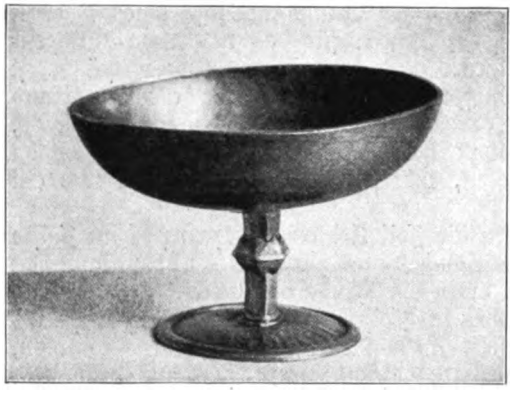


Abb. 1. Pokal. Wien, Hofmuseum. Nach Riegl-Zimmermann, Späträm. Kunstindustrie II, Fig. 20.

Der Versuch einer chronologischen Fixierung des Goldschatzes von Nagy St. Miklós muß daher von anderen Gesichtspunkten ausgehen. Bereits den älteren Bearbeitern des Fundes, vor allem Hampel, ist die stilistische Verschiedenartigkeit des Schatzes aufgefallen, die bei einem Depotfunde, in dem man Älteres und Jüngeres vermischt findet, nur natürlich ist. Ein Charakteristikum des Schatzes bildet weiters das Fehlen der Zellenverglasung, die

Digitized by Google

den älteren benachbarten Funden von Petrossa, Apahida und Szylágy-Somlyó eigentümlich ist; einzig das Trinkhorn Nr. 17 ist mit spärlicher Zellenverglasung verziert. Die farbige Belebung der Gefäße suchte man durch den Gegensatz glatter und gerauhter Flächen zu erzielen, bei einigen Gefäßen auch durch rotbraunen Kitt, bei der Vase Nr. 19 und der Schale Nr. 21 durch farbigen Emailschmuck.

Die Krüge bilden die ältere Gruppe unter den Gefäßen des Schatzes (13). Alle haben die gleiche Form spätantiker Krüge. Diese Form haben auch die sassanidischen Kunsthandwerker übernommen, doch sind die weichlichen Konturen der Krüge von Nagy St. Miklós, wie Zimmermann S. 97 bemerkt, ein deutliches Zeichen später Entstehung. Mit Ausnahme der beiden Krüge 3 und 4 ist allen gemeinsam das Ornament der Sternrosette am Wulste. Die Sternrosette ist kein klassisches Motiv; Strzygowski dürfte Recht behalten, der sie aus dem hellenistisch-persischen Kulturkreise herleitet (14). In der Form des einfachen Vierblattes erscheint sie zuerst an gotischen Arbeiten (15). Die Krüge von Nagy St. Miklós tragen sie in bald einfacher, bald reicher Form, ihre Auflösung und Weiterentwicklung zeigt der Krug Nr. 7 (16). Die achtzackige Sternrosette, der Blütenstern auf dem Triumphbogen des Tempietto langobardo der Herzogin Peltrudis in Cividale (S. Maria in Valle) zeigt bereits die Form des 8. Jahrhunderts (17). Einen gemeinschaftlichen Bestandteil der Ornamentik der Krüge bildet ferner die Blattpalmette sowohl in einfacher als auch in reicherer Ausführung, deren Blätter auf einzelnen Krügen fächerartig ausgebreitet und mit Randfiederung versehen sind. Doch bietet die Blattpalmette keine Handhabe zu einer feineren Datierung, wohl aber eine Verzierung des Kruges Nr. 2, das sog. Zangenornament (18). Es ist die „gotische Form" des lesbischen Blattkyma, das eine lineare Umbildung erfahren hat (Abb. 2 und 3). Es erscheint zum erstenmal auf dem Grabmal des Theoderich († 526) in Ravenna, um das Jahr 763 noch auf einem Türsturz der Basilika von Pfeddersheim bei Worms, die der bekannte Architekt und Erbauer des Klosters Lorsch, Bischof Chrodegang von Metz errichtet hat (19).

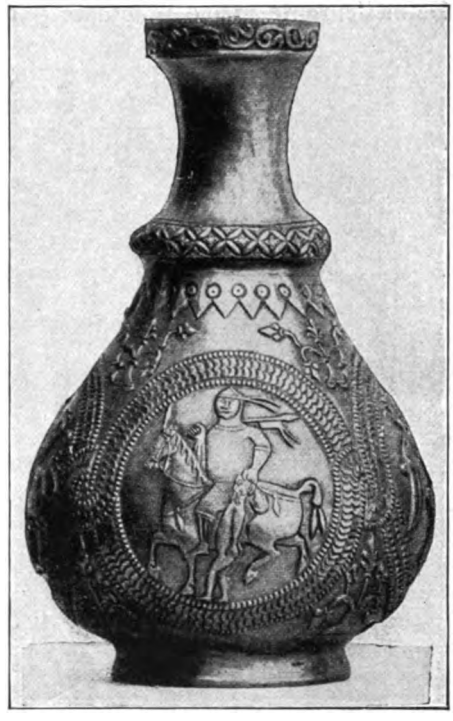


Abb. 2. Goldkrug mit Zangenornament. (Wien, Hofmuseum, Schatz von Nagy-Szent-Miklos.)

Zum Ornamentenschatz der Krüge gehört schließlich die Palmettenranke, die auch an dem, abweichend von der übrigen Ornamentik mit einem Kettenmäander verzierten Kruge Nr. 3 erscheint und diesen Krug sowie den Krug Nr. 4 mit den übrigen Krügen verbindet. Dieses weitverbreitete

Digitized by Google

Ornament ist besonders im pontischen Kulturkreise heimisch. Bei den Krügen Nr. 2, 3, 6 und der Schale Nr. 8 von Nagy St. Miklós erscheint die Palmettenranke sowohl am Rande der Krüge, und zwar als Ranke von mehr naturalistischen Formen, als auch als Einfassung der Medaillons, hier jedoch schon in einer mehr abstrakten Gestalt, die in ihrer weiteren Stilisierung ungezwungen zu der Stabranke der Schalen Nr. 10, 13 und 14 führt. Die Umwandlung der Stabranke zur Arabeske zeigt die Ornamentik der Stierköpfe auf den Schalen Nr. 13, 14, 15, 16, auf der Schale Nr. 19 und besonders am inneren Boden der Schale Nr. 21 (20). Daß jedoch die Umwandlung der Palmettenranke in die Stabranke zeitlich keinen großen Raum in Anspruch nimmt, zeigt die Schale Nr. 8, an deren Griff die Palmettenranke, an deren Rand die Stabranke vorkommt. Die Umbildung der spätantiken Ornamentranke während der justinianischen Epoche und zugleich ihre Wandlung zur Arabeske hat Alois Riegl (21) an der Ornamentik der Hagia Sofia festgestellt (21).

Abb. 3. Goldkrug mit Zangenornament. (Wien, Hofmuseum, Schatz von Nagy-Szent-Miklos.)

Gibt schon das gotische Zangenornament einen festen terminus ante quem, so bietet die Darstellung des Kruges Nr. 2 ein weiteres chronologisches Hilfsmittel. In einem Kreismedaillon erscheint ein Reiter, dessen Aussehen von dem der orientalischen Reiter auf Krügen stark verschieden ist (22); er ist mit Schuppenpanzer, Arm- und Beinschienen bekleidet (Abbildung 2). Die gleiche Rüstung wird wiederholt auf den Wandgemälden der Grabkammern von Kertsch in der Krim abgebildet (23). Nach der Tracht kann es daher nur ein Herrscher aus dem pontischen Gebiete sein. Er trägt jedoch einen Spangenhelm, der von der spitzen Form der Helme von Kertsch verschieden ist. Die Zwischenräume zwischen den Spangen sind mit Platten verkleidet, die Spangen hält eine Deckplatte zusammen und der Stirnreif trägt eine Verzierung oder eine Reihe von Edelsteinen.

Die Spangenhelme dieser Form, deren Vorbilder im Orient liegen, bilden eine engumschriebene Gruppe. Ihre Maße sind fast auf den Millimeter gleich, sie scheinen aus demselben Fabrikationszentrum zu stammen, gemeinsamen gotischen Ursprungs zu sein und erscheinen in Gräbern vom Ausgang des 5. Jahrhunderts bis um 600 (24). Die Chronologie der Spangenhelme stimmt demnach mit jener des gotischen Zangenornamentes überein.

Das Kreismedaillon 2a des Reiterkruges stellt einen Kampf dar, in dem ein Greif einen Hirsch erbeutet (Abb. 3). Die Jagd des Löwen auf den Hirsch ist ein bekanntes antikes Motiv; in Skythien wurde der Löwe geflügelt, in der sassanidischen Kunst zu einem Greifen umgeformt. Wichtiger ist die

Digitized by Google

Darstellung des Medaillons 2c, die mit dem Medaillonbild des Kruges 7 zusammenhängt. In dieser Darstellung hat Appelgren-Kivalo (25) ein indisches Garudabild erblicken wollen: Garuda entführt eine Naga, nach der indischen Variante der Ganymedsage, in der Ganymed mit Prometheus verschmilzt. Schäder (26) hat diese Annahme bestritten, der Vogel mit seinem stark stilisierten Gefieder sei lediglich ein Adler, obwohl der Vogel Ohren, ein Attribut des Greifes trägt, und der Jüngling, den er mit den Klauen umarmt, als Naga wenigstens den Schlangenkopfputz tragen müßte, während er in der Linken eine Fackel, in der Rechten eine Schale emporhalte. Eine Verwendung indischer Züge hätte zwar seit der Eroberung des baktrisch-indischen Reiches im 3. nachchristlichen Jahrhundert durch die Sassaniden nichts Ungewöhnliches an sich. Doch spricht das starke Übergewicht des hellenistischen Wesens in diesem Medaillonbilde, einer Umstilisierung der antiken Ganymeddarstellung des Leochares von Samos dafür, daß diese Darstellung nie in Innerasien geschaffen wurde, sondern nur im Bereiche der byzantinischen Kultursphäre am Bosporus.

Abb. 4. Goldkrug mit Reiterlandschaft (Schmalseite). (Wien, Hofmuseum: Schatz von Nagy-Szent-Miklos.)

Die übrigen Medaillonbilder der Krüge führen ebenfalls in den Bereich der vorderasiatischen Welt. Auf einem geflügelten Vierfüßler reitet ein orientalisch gekleideter fürstlicher Jäger mit einer Blattkrone, der einen Pfeil auf ein Raubtier abschießt; oder der Reiter bekämpft den Kentauren, auf dem er sitzt (Umbildung des Motivs Herakles und Nessos?) oder der Reiter schwenkt ein schleierartiges Tuch mit beiden Händen über seinem Haupte (27) (Abb. 4). Alle diese Darstellungen sind Variationen des in der sassanidischen Bildnerei bevorzugten Motivs der Löwenjagd des Königs. Es sind sassanidische Arbeiten, die jedoch unter hellenistischem Einflusse entstanden sind, wie das Storchenidyll (Abb. 4) am Halse des Kruges Nr. 7 bezeugt, ein Bild voll frischen Lebens, das sich an die besten Arbeiten alexandrinischer Gefäße oder Terrasigillatabecher der augusteischen Zeit anlehnt.

Die Medaillons der Krüge sind innerlich verwandt mit den Bildern auf den Schalen Nr. 19 und 21 (Abb. 5 und 6), die sassanidische Fabelwesen mit Teilen des Greifen, Löwen und Stieres darstellen; ihre Gleichzeitigkeit bezeugt das beiden gemeinsame Ornament der Stabranke. In der Ornamentik, die zuweilen auch eine merkwürdige Kombination von Palmettenformen und Stabranken zeigt, stehen die Schalen den Gefäßen mit den Stierköpfen nahe, die sonst in ihrer Form für sich allein stehen (Abb. 7). Diese Prunkgefäße, die kaum praktische Verwendung hatten, gemahnen an assyrische Vorbilder, an die Stiere mit menschlichem Haupt. An der Schale Nr. 10 hat man in der unterbrochenen Ranke die Auflösung des Stabrankenornamentes erblicken wollen. Doch läßt sich der Unterschied in der technischen Ausführung am leichtesten damit erklären, daß die besser gearbeitete Schale mit guter Stabranke vom Meister der Werkstätte stammt,

Digitized by Google

Abb. 5. Goldnapf mit fünf Kreisen aus Stabranken. (Wien, Hofmuseum, Nagy-Szent-Miklos.-Schatz.)

Abb. 6. Schale in Gold. (Wien, Kunsthistorisches Hofmuseum.)

und dem Gesellen als Vorbild diente. Dasselbe kann man auch von den Schalen Nr. 9 und 10 mit den Inschriften sagen. Die Schale des Meisters trägt am Rande eine Ranke mit durchgehendem Fluß, bei der Nachbildung des Gesellen zerfällt die Ranke in lauter Unterabteilungen.

Digitized by Google

Große Meinungsverschiedenheiten knüpfen sich an die Inschriften auf den Gefäßen. Nach V. Thomsen und H. H. Schäder (28) gehören die Inschriften drei Gruppen an. Eine methodische Entzifferung der auf den Gefäßen eingekratzten Schriftzeichen hält V. Thomsen vorläufig überhaupt nicht für möglich, ebensowenig eine zufriedenstellende Lösung der in Schrift und Sprache griechischen Inschriften auf den beiden einander gleichen flachen Schalen 9 und 10, die in der Ausführung byzantinisch-christlichen Einfluß zeigen, deren mangelhafte Erhaltung jedoch keine zusammenhängende Lesung zuläßt. Nach der Form des Christusmonogramms dürfte sie nach Rossis Annahme der Zeit vom 4. bis zum 6. Jahrhundert angehören. Nur die Inschrift auf der sog. Builaschale erlaubt eine systematische Entzifferung (Abb. 8).

Abb. 7. Stierkopfschale.

Die Unterseite der Builaschale enthält ein Medaillon mit der üblichen schematischen Darstellung eines Kampfes zwischen zwei Fabeltieren (Abb. 6). Das Ornament der Schale ist jedoch bereits abstrakt geworden, der Rankencharakter vollständig geschwunden. Eine Arabeske mit dem Kreuzmotiv füllt den von der Inschrift umschlossenen Kreis und auch der Körper der Tiere ist mit ornamentalen Motiven bedeckt (29). Sowohl nach Ornament- als Schriftcharakter ist die Builaschale das jüngste Stück des Schatzes.

Abb. 8. Boden der Buila-Butaul-Schale. (Wien, Hofmuseum. Nagy-Szent-Miklos-Schatz.)

Die in deutlichen griechischen Buchstaben des 8. Jahrhunderts verfaßte Inschrift lautet: Builа zoapan tesi dygetygi Butaul zoapan tagrogi itzigi tesi. Hampel (30) hat es trotz eingehender und in vielem zutreffender Würdigung der einzelnen Bestandteile der Inschrift vermieden, eine Übersetzung des Textes zu geben. Erst V. Thomsen (31) hat die seiner Meinung nach in alttürkischer Sprache verfaßte Inschrift übersetzt: Der Zoapan Buila hat die Schale vollendet, die vom Zoapan Butaul zum Aufhängen passend gemachte Schale. Diese Übersetzung befriedigt schon durch die innere Unwahrscheinlichkeit des Inhaltes nicht, da sie voraussetzen würde, daß die Schale beim Tode Butauls noch unvollendet war und erst Buila die Schnalle und die Inschrift anfertigen ließ. Demgegenüber hat E. H. Zimmermann (32) nachgewiesen, daß die Kreiszone mit der Inschrift im Innenfelde nicht ge-

Digitized by Google

sondert gearbeitet, sondern aus dem Kern der Schale herausgetrieben, demnach keine spätere Zutat ist, wie sie nach der Lesart Thomsens sein müßte.

Der Wert der Inschrift liegt jedoch in den Namen, die in ihr vorkommen. Buila und Butaul werden zoapan genannt, Würdenträger, Häuptlinge; diese Amtsbezeichnung lebt heute noch im Namen zupan, Gespan fort. Thomsen sieht in Buila den alttürkischen Namen Boila (33) und möchte in der Schale Beziehungen zu türkischen Bulgaren erkennen, die seit dem Jahre 827 vom Unterlauf der Donau her ihre Herrschaft über Teile des östlichen Ungarn ausdehnten und im Jahre 868 die christliche Religion annahmen. Er sieht im Einfall der Ungarn 890—900 den Grund und Zeitpunkt für die Vergrabung des Schatzes. Die türkische Form des Amtstitels ist jedoch zoupan (ζουπάνος Konst. Porphyrog.), während die Builainschrift die Form zoapan zeigt. Der Würdentitel zupan kommt aber nicht allein in türkischer, sondern auch in awarischer Sprache vor. In der Gründungsurkunde des Stiftes Kremsmünster vom Jahre 777 wird unter den geschenkten slawischen Hörigen auch der jopan Physso genannt. Diese awarische Form jopan ist in den Vokalen gleichlautend mit dem zoapan der Builaschale. Buila und Butaul haben daher nicht unter türkbulgarischer, sondern unter awarischer Herrschaft im 8. Jahrhundert gelebt. Sie waren wahrscheinlich Zupane an der Theiß, denn der Name tesi (*Τῆσα ὁ ποταμός*) kommt zweimal vor und die Bezeichnungen dygetygi, tagrogi, itzigi werden sowohl nähere Bezeichnungen der Landschaften längs des Flußlaufes der Theiß als auch das Verwandtschaftsverhältnis der Beiden enthalten. Die Builaschale wurde also während der Awarenherrschaft des 8. Jahrhunderts angefertigt und befand sich im Besitze awarischer Zupane. Der Goldfund von Nagy St. Miklós ist daher ein awarischer Schatz.

Die Awaren haben im Jahre 568 Pannonien und Norikum von den Langobarden übernommen. Ihre Hauptsitze lagen in der Tiefebene zwischen der Donau und Theiß; für ihre Raubzüge hielten sie mehrere Heerstraßen besetzt, gegen Deutschland den Heerweg längs der Donau, nach Italien die alte römisch-pannonische Straße, auf der sie im Jahre 610 gegen die Langobarden zogen, und die östliche Straße über Singidunum-Belgrad und Adrianopel, um nach Byzanz zu gelangen. Zur Behauptung dieser Straßen bauten sie große Ringe, in Norikum an der Mündung des Kampflusses und bei Königstätten östlich von Tulln; ein campus Avarorum lag in Krain (34). Im Sommer 626 unternahmen die Awaren im Bunde mit den Persern einen großangelegten Feldzug gegen Byzanz; die Belagerung Konstantinopels dauerte mehrere Monate, blieb aber ohne Erfolg. Keinerlei archäologische Bedenken erheben sich gegen die Annahme, daß bei diesem gemeinsamen Waffengange die Sassaniden den Awaren Geschenke gemacht haben, von denen ein Teil (Krüge und Schalen) in den Schatzfund von Nagy St. Miklós gelangt sein kann. Auch Kaiser Konstantin Pogonatos, der im Jahre 677 mit dem Kagan der Awaren Frieden schloß, sandte ihm Geschenke. Von Christianisierungsversuchen hören wir nur, daß Rupert von Salzburg seit 696 seine Missionstätigkeit im Awaren- und Slawenlande beginnen wollte, ebenso um 712 Emmeram von Regensburg, daß jedoch keiner von beiden seine Absicht durchführen konnte. Von byzantinischen Bekehrungsversuchen verlautet nichts. Nachdem Tassilo von Bayern die Awaren im Jahre 788 zu Hilfe gerufen hatte, schickte wohl Tudun, ein awarischer Statthalter 795 Gesandte zu Karl dem Großen, um seine Unterwerfung anzubieten und ließ sich sogar zu Aachen feierlich taufen (35). Aber das Schicksal seines Volkes

Digitized by Google

konnte diese politische Taufe nicht aufhalten. Im Jahre 796 wurden die Awaren, in deren Gefolge sich auch Gepiden befanden, aufs Haupt geschlagen und zogen sich hinter die Theiß zurück (36). Bei dieser Gelegenheit wurde der Schatz von Nagy St. Miklós (bisher der einzige bekannte awarische Schatz) nach Dazien gerettet und höchstwahrscheinlich zur Zeit des Bulgarenkans Krum (802—815), der bei einem Überfalle die Awaren vernichtete und die Überlebenden als Gefangene wegführte, vergraben (37).

Ich fasse zusammen. Der Ornamentenschatz des Goldfundes von Nagy St. Miklós vereinigt helleniſtische, germanische, sassanidische und auch christliche Elemente, die nur im Grenzgebiet zwischen westlicher und östlicher Kultur zusammengeflossen sein können. Der Fabrikationsort kann wegen der griechischen Inschriften und wegen des Überwiegens orientalischer Vorbilder nur im Gebiete des Bosporus liegen. Nach dem Abzuge der Ostgoten im Jahre 488 nach Italien gewann die seit dem Beginne des 3. Jahrhunderts blühende, von helleniſtischen Elementen stark beeinflußte sassanidische Kunst auch in den Fabriken am Pontus das Übergewicht. Bis Sackrau in Schlesien und bis Wolfsheim bei Mainz kann man die Erzeugnisse des sassanidischen Kunsthandwerks im Handel verfolgen (38). Im Jahre 652 vernichteten die Araber das neupersische Reich und knickten die Blüte der sassanidischen Kunst. In dieser Periode ,und zwar in ihrem späteren Abschnitte ist der Schatz von Nagy St. Miklós entstanden. Die Form der Krüge ist zwar spätantik, doch verraten gegenüber den straffen Formen der rein sassanidischen Krüge die weichen Konturen der Krüge von Nagy St. Miklós eine spätere Entstehung; der älteste wird der Reiterkrug mit dem gotischen Zangenornament sein.

Die ornamentale Dekoration des Schatzes bestreiten Ranken, Palmetten, häufig in der Verbindung von Palmettenranken. Das Ornament durchläuft die einzelnen Stadien der Entwicklung in fast lückenloser Folge von mehr naturalistischen Formen bis zum rein geometrischen Gebilde. Auch die Umbildung der Stabranke zur abstrakten Arabeske der neuorientalischen Kunst macht die Entstehung des Schatzes in nachjustinianischer Zeit wahrscheinlich. Seinem Inhalte nach bildet der Goldfund von Nagy St. Miklós einen Prunkschatz; die Vasen und Schalen, besonders die stierköpfigen, waren nicht für den praktischen Gebrauch bestimmt, sondern auf rein dekorative Wirkung berechnet. Der Schatz enthält ältere und jüngere Bestandteile. Die chronologischen Merkmale sichern, wie gezeigt worden ist, seine Entstehung im Verlaufe des 6. bis 8. Jahrhunderts.

Literatur.

1. W. Arneth, Gold- und Silbermonumente des k. k. Münz- und Antikenkabinetts. Wien 1850. — Jos. Hampel, Der Goldfund von Nagy-Szent-Miklós sog. „Schatz des Attila". Budapest 1885. — Ein sorgfältiges Literaturverzeichnis bietet Hugo Mötefindt, Der Schatzfund von Nagy-Szent-Miklós, Ungar. Jahrbücher V. 1925, S. 364ff.
2. J. Hampel, Keresztény emlékek a régibb közepkorból Arch. Ért. XIV, 1894, S. 34. — Géza von Nagy, Die Hunnenherrschaft, in Alex. Szilágyis Geschichte der ung. Nation, I, 1895, S. CCCXXXII (ung.).
3. Jos. Hampel, Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn, I. Bd. S. 26, 59f., 153ff., 627—662, 815f. Beschreibung des Fundes II, S. 401—423, III, Taf. 288—319.
4. Hans Heinrich Schäder, Vilhelm Thomsens Gesammelte Abhandlungen, Ungar. Jahrb. 1925, S. 77—98. Diese ausführliche zusammenfassende Darstellung des Lebenswerks Thomsens enthält auf S. 97 einen Auszug von Thomsen, Une inscription de la trouvaille d'or de Nagy-Szent-Miklós, Mitt. der dän. Ges. d. Wissensch. 1917, S. 325—353. Vgl. dazu noch H. H. Schäder in den Ungar. Jahrb. 1925, S. 452.

Digitized by Google

5. Joſ. Strzygowski, Altai-Iran und die Völkerwanderung. S. 54ff.
6. Al. Riegl — E. H. Zimmermann, Die ſpätrömiſche Kunſtinduſtrie nach den Funden in Öſterreich-Ungarn, II, S. 79ff.
7. H. Mötefindt, Der Schatzfund von Nagy-St. Miklós, Ung. Jahrb. V, S. 388f.
8. Die älteren Vorbilder des Kelches bei Smirnov, Öſtliches Silber (Vostočnoje serebro), T. 96. 194—209, T. 97. 198—200, T. 99. 203—211, T. 100. 212. Dieſe Formen haben noch keinen Knauf. Den Beginn der Knaufbildung veranſchaulichen ſehr gut die Kelche bei Smirnov, T. 100. 213. 214 — der Rand iſt mit ähnlicher Ranke verziert wie Krug 3 von Nagy St. Miklós; die gleiche Palmettenranke iſt als Randornament auch bei den Kelchen T. 96. 195. 196 verwendet, ebenſo bei dem Kelch von Belorečenskaja bei Maikop (Kuban), Smirnov T. 130. 325, deſſen Knauf in der Mitte des Griffes lieat. Der Kelch von Belorečenskaja beſchließt die Gruppe, an die unmittelbar die Kelche von Drap (Strzygowski, Altai-Iran T. 1 u. 2, Mötefindt, a. a. O., S. 380, Abb. 6, 7) anſchließen und zu den Kelchen des Meiſters Cundpald (Mötefindt, a. a. O., S. 380, Abb. 4), des hl. Chrodegang (Mötefindt, Abb. 5) und des Herzogs Taſſilo in Kremsmünſter (um 780; Abb. Riegl-Zimmermann, a. a. O., T. 22—25, Mötefindt, S. 380, Abb. 2) hinüberleiten. — Zu den älteſten Kelchformen gehört noch der Kelch von Traprain in Schottland. Vgl. Drexel: Der Silberſchatz von Traprain. Germania IX, 1925, S. 122ff., Abb. 1.
9. Die Zählung der Gefäße erfolgt nach der Anordnung Hampels; abgeb. Goldfund, S. 28, Abb. 18, Alt. des M.-A. III, T. 306, Riegl-Zimmermann, a. a. O., II, S. 90, Fig. 84. Die beiden Becher von Nagy St. Miklós haben eine entfernte Ähnlichkeit mit den Bechern von Hermopolis, Arch. Anz. 1899, S. 130, Abb. 14 und von Perm, Smirnov, Öſtliches Silber, T. 67f., 114, 115. Einen Vorläufer der Pokale dürfte der bunte Glasbecher in der Beſchreibung römiſcher Altertümer des Konſuls C. A. Nieſſen, T. 1 Nr. 10 darſtellen.
10. Hampel, Goldfund S. 8, Fig. 1, Alt. M. A. III, T. 289. Riegl-Zimmermann, a. a. O., II, T. 31.
11. Hampel, Goldfund, S. 35, Fig. 24, Alt. M. A., T. 310. Riegl-Zimmermann, a. a. O., II, S. 91, Fig. 87.
12. Hampel, Goldfund, S. 8—25, Fig. 1—13, Alt. M. A., III, T. 288—302. Riegl-Zimmermann, a. a. O., II, S. 87—91, Fig. 81—83 und T. 31—39.
13. Strzygowski, Altai-Iran, S. 246.
14. A. Goetze, Gotiſche Schnallen S. 24, Fig. 24 u. T. XV, Fig. 1. Reihen ſchräggeſtellter Blätter kommen häufig auf germaniſchen Keilſchnittbronzen vor.
15. Hampel, Goldfund, S. 20—24, Fig. 10—13, Alt. M. A., III, T. 299—302; Riegl-Zimmermann, a. a. O., II, S. 88 u. 89, Fig. 82 u. 83. T. 38, 39.
16. Albrecht Haupt, Die älteſte Kunſt, insbeſondere die Baukunſt der Germanen, I. Aufl., T. 29. Weſentlich anders iſt die Roſettenform des 9. bis 10. Jahrh., Dalton, Byzantine art and archaeology, S. 18, Fig. 9, S. 21ff, Fig. 130ff.
17. Hampel, Goldfund, S. 9—13, Fig. 2—5, Alt. M. A. III, T. 290—294; Riegl-Zimmermann, a. a. O., II, T. 32 u. 33.
18. K. Schumacher, Frühmittelalterliche Steinſkulpturen aus den Rheinlanden. Altert. heidniſcher Vorzeit V, S. 269, T. 48. — Ein ähnlicher Krug, doch mit der Darſtellung eines altertümlichen Greifes, wurde in Pawlowka, Gouv. Charkow gefunden, Smirnov, Öſtliches Silber, T. 49. Fig. 83. — E. H. Zimmermann, II, S. 105 berichtet, daß das Zangenornament ſich zweimal auch an Kirchen des Kaukaſus, alſo im gotiſchen Bereich findet, einmal an einer angeblich 830 entſtandenen Kirche.
19. Vgl. die Abb. bei Hampel, Goldfund S. 9 bis 18 und S. 28 bis 41, Alt. M. A. III, T. 290—318; Riegl-Zimmermann, a. a. O., S. 87—100 und T. 32—47. — Mit dem Erſcheinen der Stabranke wandelt ſich das Sternmuſter der Krüge von Nagy St. Miklós zur Roſette.
20. Al. Riegl, Stilfragen, S. 280ff
21. Abb. bei Hampel, Goldfund, S. 10, Alt. M. A., III. T. 290. Riegl-Zimmermann, a. a. O., II, T. 32.
22. Kondakov-Tolſtoj-Reinach, Les antiquitès de Russie meridionale S. 35, Fig. 33, S. 416, Fig. 373. M. Ebert, Die frühmittelalterlichen Helme von Baldenheimertypus, Präh. Zeitſchr. I, S. 69, Abb. 3; M. Ebert, Ein Spangenhelm aus Ägypten, Präh. Zeitſchr. I, S. 163ff.; M. Ebert, Südrußland im Altertum, S. 335, Abb. 115.
23. E. Liſt, Die Spangenhelme von Dio, Jahrbuch der Zentralkomm., N. F. I, S. 262. H. Gröbbels, Der Reihengrabfund von Gammertingen, S. 7ff.
24. Nach einem Exzerpte bei Mötefindt, a. a. O., S. 367.
25. H. H. Schäder, Zur Beſchriftung des Schatzfundes von Nagy St. Miklós, Ungar. Jahrb. 1925, V, S. 451.

Digitized by Google

26. Vielleicht ist das Schleiertuch eine Umbildung des Nimbus, der bei der Darstellung einer Löwenjagd hinter dem mit der Blätterkrone geschmückten Haupt des sassan. Königs erscheint, Kondakov-Tolstoj-Reinach, a. a. O., S. 414, Fig. 372. Doch erscheinen auf dem Wandgemälde der im Jahre 1873 entdeckten Katakombe von Kertsch tanzende Frauen ebenfalls mit Schleiern ober dem Haupte; Kondakov, a. a. O., S. 35, Fig. 33.
27. Ung. Jahrb. V, 1925, S. 448. Von der Inschrift liegen bisher drei Lesungen vor, a) von Hampel: *διὰ ὕδατος ἀναπλύσων ἀφίεις πάντων ἁμαρτῶν*: Wenn Du durch Wasser Dich reinigst, wirst Du befreit von allen Sünden. Diese Formel würde das Gefäß als Taufschale bezeichnen, ebenso die Lesung b) von Bruno Keil: *χρ(υστὸς) μετὰ ὕδατος ἀν(θρώπους) ἀπέλυσ(ε)ν ἀνείς τὸ ν(έ)ον πν(εῦμα) ἅγιον*: Christus hat mit Wasser den Menschen erlöst, emporsendend daraus den neuen heiligen Geist. c) Sotiriu (Strzygowski, Altai-Iran, S. 245) betrachtet das Gefäß als Eucharisterion; derartige Dedikationsschalen werden noch heute in den griechischen Kirchen an den Wänden aufgehängt. Sotiriu liest: *Δεαύδατος ἀνάπαυσον αὐτὸν εἰς τό(πο)ν ζω(ντω)ν χρ(ύστε)*. *Μάλιτον*: Deaudatos (Name des Verstorbenen). Bringe ihn zur Ruhe an den Ort der Lebenden, Christe. Maliton (Name des Stifters der Schale). Man ist versucht, in Deaudatos den ostgotischen Namen Theodahatus zu erkennen.
28. Riegl-Zimmermann, a. a. O., II, S. 99, Fig. 91, 92, T. 47.
29. Hampel, Goldfund, S. 47ff.
30. Vgl. Anm. 5. Schäder selbst deutet a. a. O. S. 97 das Hypothetische der Schlüsse Thomsens an.
31. Riegl-Zimmermann, a. a. O., II, S. 94.
32. Hampel, a. a. O., S. 50 sieht in Buila einen gotischen (ähnlich Baduila) oder gepidischen Namen; C. Diculescu, Die Gepiden I, S. 240f. betrachtet Buila als Deminutivform zu ad. Buo, wie Baduila zu Badwa. Butaul sei gep. Butaulf vom got. Bua, wie agls. Botwulf und got. Athaulf. Peisker weist in seinen Grundzügen der slawischen Altertumskunde, deren Korrekturbogen er mir gütig zur Verfügung stellte, auf die donaubulgarischen Denksteine von Aboba-Pliska hin, auf denen neben dem gemeintürkischen Würdentitel zoupan, jopan auch bojla, boilas, bolias als Prinzentitel vorkommt. Vgl. H. und K. Škorpil, Altbulgarische Inschriften, Arch. epigr. Mitt. aus Österreich-Ungarn, XIX, S. 238ff. Dazu noch Konst. Porphyr., de cerim. II, 47. — G. Nagy sieht in Buila und Butaul ebenfalls awarische Fürsten, da der Name Boila in der Grabinschrift des Kiil-Taghin-Khagan († 731) vorkommt. Vgl. Hampel, Alt. M. A. I, S. 157. Als im altbulgarischen Besitz befindlich betrachtet den Schatz auch Protić, La tradition d'art sassanide chez les anciens Bulgares, Bull. de l'institut arch. Bulgare IV, 1926/27, S. 218ff.
33. *Τῆσαν τὸν ποταμόν* in der Inschrift des Kan Omortag zwischen 819—829; E. Kalinka, Antike Denkmäler in Bulgarien, Schriften der Balkankommission, antiquar. Abt. IV, Sp. 78. Im 1. Jahrh. vor Chr. Pathisos (Strabo VII, 5, 2 p. 313).
34. Slov. Ober-Awaren. Sehr oft werden die Awaren mit den Hunnen verwechselt; sie werden deshalb nach einer volksetymologischen Umbildung Hunde, Hundsköpfige, *κυνοκεφαλαί*, slov. pesjani, pasjeglavci genannt. Hundsheim bei Mautern an der Donau, Unzmarkt (Hundsmarkt) in Steiermark, Heunburg (Obrovo) in Kärnten, Hundsdorf (Pesjanes) in Krain bedeuten Awarensiedelungen, ebenso die Hundskirchen in Steiermark und Kärnten. Doch dürften diese erst als Zwangssiedlungen durch Karl den Großen entstanden sein. Vgl. dazu L. Hauptmann, Entstehung und Entwicklung Krains IV. Das awarisch-fränkische Krain, historischer Atlas der Ostalpenländer, S. 337ff. Über die Reste des Awarenwalles am Burgstallberg bei Tulln vgl. E. Polaschek, Die Tab. Peut. usw. Jahrb. f. Landeskunde von Nied. Öst. N. F. XXI. 1928. S. 36.
35. M. G. SS. I. 181. Annales Laurissenses zum Jahre 795.
36. Die awarische Beute wurde auf 15 Ochsenwagen fortgeführt. Vgl. W. Erben, Die Waffen der Wiener Schatzkammer, Zeitschr. f. hist. Waffenkunde, VIII, S. 361ff.
37. C. Diculescu, Die Gepiden, S. 235ff.
38. H. Grempler, Der Fund von Sackrau. I. Taf. IV. Fig. 6. K. Schumacher, Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande, III, S. 31: Der Goldfund von Wolfsheim mit einem Brustschmuck mit dem Namen Artachschatar, des Begründers der Sassaniden-Dynastie Ardaschir I (241). — A. Alföldi, Der Untergang der Römerherrschaft in Pannonien, II, S. 21 et passim und N. Fettich, Das Kunstgewerbe der Awarenzeit in Ungarn, S. 42, bemühen sich vergeblich eine selbständige awarische Nomadenkunst zu konstruieren.

Digitized by Google

h) Siebenbürgen.

Ein Knochenidol vom Priesterhügel bei Brenndorf, Siebenbürgen.

Von Hermann Schroller.

Mit 3 Abbildungen im Text.

Bei den Ausgrabungen, die ich im Frühjahr dieses Jahres auf dem Priesterhügel bei Brenndorf machte, kam ein Knochenidol zum Vorschein. Es war leider ein Oberflächenfund und wurde wahrscheinlich bei Probegrabungen im Herbst letzten Jahres zutage gefördert und damals als wertlos weggeworfen.

Die Bedeutung des Stückes besteht darin, daß es das erste auf siebenbürgischem Boden gefundene Knochenidol ist.

Auf dem Priesterhügel liegen zwei verschiedene Kulturen vor [1]). Eine bemalt-keramische Schicht wird von einer nicht bemaltkeramischen überlagert, die nach dem Ort ihres reichsten Vorkommens „Schneckenbergkultur" [2]) genannt wird. Beide Kulturen kennen die Idolplastik.

Es erhebt sich nun die Frage, welcher von beiden Kulturen das Knochenidol zuzuteilen ist.

Die Frage gewinnt dadurch an Bedeutung, daß bereits früher ähnliche Idole in Bulgarien gefunden wurden und daß jetzt bei neueren Grabungen auch nördlich der Donau in Muntenien einige Stücke herauskamen.

Bevor ich diese Fragen anschneide, will ich eine kleine Schilderung der beiden auf dem Priesterhügel vorliegenden Kulturen geben.

Die bemaltkeramische Schicht ist durch die Arbeiten von Jul. Teutsch gut bekannt. Sie zeichnet sich durch eine reiche Idolplastik aus. Die Steinbohrung ist in dieser Erösd-Priesterhügelgruppe nicht bekannt; infolgedessen haben auch die Stiellöcher der Hirschhornhacken rechteckige Formen [3]), wie sie durch Ausschneiden mit Feuersteinmessern entstehen. Die Pfeilspitzen der bemalten Keramik haben die Form gleichschenkliger bis gleichseitiger Dreiecke mit gerader Basis [4]) und bestehen aus Feuerstein oder seltener aus Obsidian. Die Steinbeilchen sind sog. einseitige Flachbeile mit rechteckigem Querschnitt. Hervorzuheben sind ferner die Tonstempel oder Pintaderas.

Die Pfeilspitzen der Schneckenbergkultur sind kleiner als die der bemalten Keramik und weisen an ihrer Basis stets eine starke Einbuchtung auf, so daß

[1]) Jul. Teutsch: Prähistorische Funde aus dem Burzenlande. Mitt. d. Anthropol. Gesellsch. Wien. 1900, S. 197.

[2]) Publiziert ist sie insbesondere vom Gesprengberg und Steinbruchhügel. Siehe Jul. Teutsch a. a. O., S. 191—194 und Jul. Teutsch: Die spätneolithischen Ansiedelungen mit bemalter Keramik am oberen Laufe des Altflusses. Mitt. d. Prähist. Komm. Bd. I. Wien 1903, S. 393.

[3]) Prähist. Funde, S. 200, Fig. 187.

[4]) Die spätneolithischen Ansiedlungen. S. 367, Fig. 3.

Digitized by Google

richtige Widerhaken entstehen [1]). Die Steinbohrung ist bekannt [2]) und die Hirschhornhaken zeigen runde Durchbohrung. Neben den einseitigen Flachbeilen treten symmetrische Beilchen mit rechteckigem Querschnitt auf [3]). Zu erwähnen sind noch die typischen halbmondförmigen Steinmesser [4]).

Das Idol hat eine Länge von 6,9 cm. Es ist aus einem Knochen gebildet, dessen unteres Gelenkende noch deutlich erkennbar ist, obwohl es etwas angeschliffen wurde, um eine Standfläche zu schaffen. Der obere Gelenkkopf ist durch zwei in der Mitte zusammenstoßende Flächen so abgeschliffen worden, daß diese als Wangen- und Ohrpartien eines Kopfes aufzufassen sind, während die Nase durch den scharfen Grat gebildet wird, der an der Spitze deutlich vorspringt. Auch die Rückseite des Kopfes ist abgeschliffen worden und verleiht ihm dadurch ein fast prismatisches Aussehen (vgl. Abb. 1c).

Die Stirn grenzt sich von der Gesichtsseite durch scharfe Kanten ab, während sie ins Hinterhaupt mit einer Rundung übergeht (Abb. 1c). Im übrigen hat man dem Stück die natürliche Form gelassen. Der Knochenkörper zeigt in der Vorderansicht rechts von der Mitte eine starke Kante, während links von der Mitte eine bedeutend schwächere zu erkennen ist (Abb. 1a). Wahrscheinlich handelt es sich um einen Mittelhandknochen des Bären.

Hervorzuheben ist, daß der Verfertiger sichtlich die Tontechnik auf den Knochen hat übertragen wollen, und daß unser Idol den sog. Vogelkopfidolen nachgeformt wurde. Wie aus dem Tonköpfchen durch einen Fingerdruck die Nase hervorgepreßt wird und dadurch zugleich Wangen und Ohrenumriß entstehen, so ist auch bei unserem Stück nur auf die Ausbildung der Nase und den Umriß der Ohren Wert gelegt. Augen und Mund sind genau wie bei den Vogelkopfidolen unseres Gebiets nicht vorhanden. Auch die Standfläche erinnert an eine Gattung von Idolen, die ausgesprochenen Standsockel besitzen [5]).

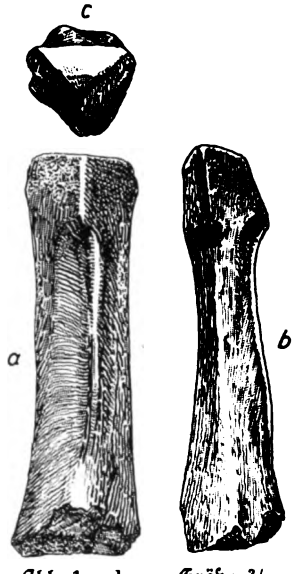


Abb. 1 a, b, c. Größe 3/4. (Die Zeichnung verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn J. v. Sebestyén-Köpecz.)

Wir müssen versuchen, durch Berücksichtigung der Fundumstände bei den übrigen „prismatischen" Knochenidolen [6]) Anhaltspunkte für die Datierung unseres Stückes zu gewinnen.

Prismatische Knochenidole sind aus Bulgarien bekannt. R. Popow bildet zwei Stücke von dem Hügel Dénew bei Salmanovo ab [7]). Ein anderes Stück gibt Cilingirov wieder [8]).

[1]) Prähistorische Funde, S. 191, Fig. 54, S. 194, Fig. 80—82 und: Die spätneolithischen Ansiedlungen, S. 393, Fig. 144, 145, 151, 155.
[2]) Prähistorische Funde, S. 194, Fig. 76, 77, 96—102.
[3]) Prähistorische Funde, S. 194, Fig. 78.
[4]) Prähistorische Funde, S. 192, Fig. 67—69.
[5]) Prähistorische Funde, S. 197, Fig. 130; die spätneolithischen Ansiedlungen, S. 370, Fig. 19b und c.
[6]) Vgl. Stefan: „Figurines prismatiques".
[7]) R. Popow: Le tumulus de Dénew près du village Salmonovo. In: Bulletin de la société Archéologique Bulgare IV, 1914, S. 210, Abb. 207.
[8]) Starinar: 1906, Fig. 12.

Digitized by Google

Während sich die ersten bekannt gewordenen Stücke auf Bulgarien beschränkten, wurden diese Figuren neuerlich auch nördlich der Donau gefunden. Bei den Grabungen in Căscioarele in Muntenien fand Stefan gleich fünf solcher Idole [1]), denen sich als sechstes noch weiter nördlich unser Idol vom Priesterhügel anschließt.

Während von den erwähnten bulgarischen Fundstellen stratigraphische Beobachtungen nicht vorliegen, hat Stefan zwei Schichten trennen können.

Leider ist in seiner Publikation nicht bei allen Stücken ersichtlich, welcher Schicht sie entstammen, jedoch hat er festgestellt, daß drei seiner prismatischen Knochenidole in der unteren Schicht sich fanden, während zwei in der oberen herauskamen. In der oberen Schicht wurden ferner drei brettförmige Knochenidole gefunden [2]), wie uns ähnliche durch die Arbeiten von Popow u. a. aus den bulgarischen Tumuli wohlbekannt sind.

Neuerdings sind brettförmige Knochenidole außer bei Căscioarele auch sonst auf rumänischem Boden gefunden worden, und zwar in Sultana [3]) und Gumelnița [4]). Hierdurch, sowie durch daselbst aufgefundene Modelle von Rechteckhäusern und teilweise durch die Keramik schließt sich diese Muntenische Gruppe an die bemaltkeramische bulgarische an und verbindet sie zugleich mit der Dobrudscha (Cernavoda). In vielem jedoch zeigt diese neuerschlossene stein-kupferzeitliche Kultur Rumäniens eine Eigenentwicklung, die uns beispielsweise ein Großteil der Keramik verrät.

Infolgedessen können wir die dort vorgefundenen Schichten („untere und „obere") nicht einfach den bemaltkeramischen von Erösd-Priesterhügel oder Cucuteni irgendwie gleichsetzen. Die obere Schicht enthält beispielsweise neben stein-kupferzeitlichen Sachen auch jünger bronzezeitliche, nur konnten diese Perioden stratigraphisch nicht getrennt werden und sind nun in der „oberen" Schicht zusammengefaßt.

Ebenso scheint die ältere Schicht Elemente zu bergen, die vielleicht älter sind als Cucuteni A. Es entsprechen die Gefäße von Căscioarele [5]) Gefäßen von Troja I [6]).

Daneben finden sich aber viele Objekte, die dem Kreis der bemalten Keramik entlehnt sind. Zu erwähnen sind da zunächst die Feuersteinpfeilspitzen mit gerader Basis, die die Form von gleichschenkligen Dreiecken haben. Sie kommen in beiden Schichten vor [7]). In die ältere Schicht werden die einseitigen Flachbeile mit rechteckigem Querschnitt gehören [8]). Die Tonidole zeigen z. T. dieselben Formen wie unsere siebenbürgischen und dürften ihnen demnach auch zeitlich entsprechen. Zu erwähnen ist ein Stück, das in Ton gebildet, die Form unserer prismatischen Knochenidole nachahmt [9]) und mit zwei ähnlichen Tonidolen von Kodja-Dermen [10]) verglichen werden kann.

[1]) Gh. Stefan: Les fouilles de Căscioarele. In: Dacia: II. Bd., 1925 (Bukarest): Recherches et Découvertes arch. en Roumanie. S. 190, Fig. 44, Nr. 4—8.

[2]) Gh. Stefan: opus cit. S. 190, Fig. 44, Abb. 1—3.

[3]) J. Andriesescu: Les fouilles de Sultana. Dacia I, S. 105, Taf. 36, 37.

[4]) Vladimir Dumitrescu: Fouilles des Gumelnița. In: Dacia II. S. 88, Fig. 66, Nr. 2—5.

[5]) Gh. Stefan: op. cit. S. 161, Fig. 22, Nr. 2 und 4.

[6]) W. Dörpfeld: Troja und Ilion I. Die Keramik der verschiedenen Schichten. Von Hub. Schmidt, S. 248, Fig. 109, S. 250, Fig. 114.

[7]) Gh. Stefan: op. cit. S. 148, Fig. 5, Nr. 1—18.

[8]) Gh. Stefan: op. cit. S. 148, Fig. 5, Nr. 19—24.

[9]) Gh. Stefan: op. cit. S. 179, Fig. 40, Nr. 4.

[10]) R. Popow: Der Hügel Kodja-Dermen bei Schumen. S. 139, Fig. 144 A und B.

Digitized by Google

Schließlich gehören noch die Hirschhornhämmer mit rechteckig geschnittenem Stielloch [1]) in die ältere Schicht.

Für den Beginn der jüngeren Schicht ist sehr wichtig, daß die brettförmigen Knochenidole sämtlich in ihr gefunden wurden. Diese Idole entsprechen typologisch denen von Cucuteni B, wie ja auch die Hauptmasse der bulgarischen bemalten Keramik in diese Periode fällt. Von den prismatischen Knochenidolen wurden drei in der unteren und zwei in der oberen Schicht gefunden. Sie sind demnach älter als die brettförmigen Knochenidole. Auch typologisch müssen sie vor dieselben gesetzt werden, da sie den vollplastischen oder nur halb schematisierten Stücken der älteren Stufen nachgebildet sind. Nach Form und Material gehören sie in eine Übergangszeit, die der Übergangsstufe A—B in Cucuteni entspricht [2]).

Die bemalte Keramik des Priesterhügels gehört nach dem Schema von Cucuteni der A- und der A—B-Stufe an. Die reine B-Stufe hat sich nicht entwickeln können, sondern wird durch die Schneckenbergkultur ersetzt [3]). Unser Idol entstammt also der bemaltkeramischen Schicht, und zwar deren oberer Grenze, an der sie sich mit der Schneckenbergkultur berührt.

Ein stratigraphischer Vergleich mit Muntenien und Bulgarien ergibt folgendes: Die untere Schicht von Căscioarele entspricht der bemaltkeramischen Schicht der Priesterhügel-Erösdgruppe oder Cucuteni A und A—B. Die Anfänge können unter Umständen noch weiter zurückreichen. Die obere Schicht von Căscioarele entspricht in ihren ältesten Lagen unserer Schneckenbergkultur. Da während dieser Zeit keine Verbindung mit den südlichen Gebieten bestand, besitzt sie keine brettförmigen Knochenidole, wie Muntenien und Bulgarien.

[1]) Gh. Stefan: op. cit. S. 194, Fig. 48, Nr. 1, 2, 6.

[2]) Hub. Schmidt: Die Ausgrabungen von Cucuteni und Sarata-Monteoru im Lichte der ägäischen Vorgeschichte. Jahrb. d. dtsch. Archäol. Instituts 1924, S. 350.

[3]) H. Schroller: Hausbau in der jungsteinzeitlichen bemalten Keramik. Tagungsberichte d. dtsch. Anthropol. Gesellsch. (Tagung Köln). Leipzig 1928, Tafel S. 94.

Digitized by Google

Lausitzische Elemente in Griechenland.

Von V. Gordon Childe.

Mit 4 Abbildungen im Text.

Je mehr man die lausitzische Kultur studiert, desto mehr gewinnt man den Eindruck ihrer gewaltigen Ausbreitungskraft. Als geschlossenes Ganzes ist die fragliche Kultur bekanntlich bis in die Mittelslovakei vorgedrungen[1]). Viel weiter nach Süden machen sich kräftige Einflüsse aus demselben Kreise bemerkbar, und zwar derart, daß man sie nur durch Völkerverschiebung erklären darf.

Zuerst erscheinen in manchen der spätbronzezeitlichen Urnenfelder Nordungarns[2]) offene Schüsseln mit gerillten Rändern, wie Seger, Schlesiens

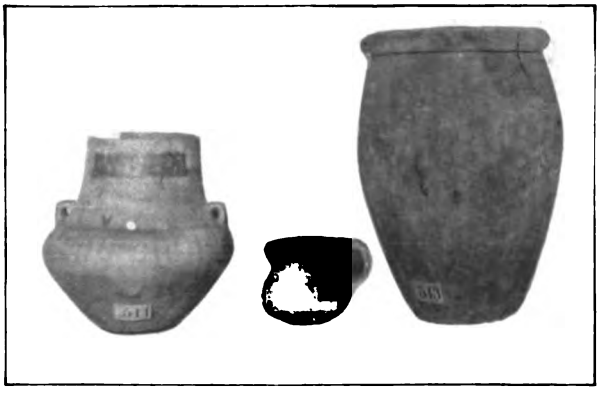


Abb. 1. Grabgefäße aus Mohi Pußta, Museum Kosice (Kaschau). (Eigene Photographie.)

Vorzeit, XIII, Taf. II, 11, Henkeltassen mit glattem Hals und schräg gerillter Schulter, ersichtlich aus Typen wie Seger, a. a. O., Taf. II, 7, „rauhe Töpfe", und auch Amphoren (Abb. 1). Die zwei erstgenannten Formen kommen dann wieder in der vierten obersten Ansiedelung auf dem Schutthügel von Tószeg vor, wo sie offenbar ein fremdes Element darstellen[3]). Noch in den großen

[1]) Reallexikon, II, S. 88.

[2]) Meist ungenügend publiziert; in den Museen von Kaschau, Debrecen usw. zu sehen.

[3]) Ergebnis der unter Dr. L. Marton und Dr. Tompa in 1927 unternommenen Ausgrabungen; siehe Childe, Revue des Musées, 3me année, Nr. 13 (1928).

Digitized by Google

Urnenfeldern des Banats[1]), wohl in den späteren Gräbern, findet man ähnliche Typen, mit deren Auftreten man das Ersetzen des schönen „pannonischen" eingeritzten Ornamentes durch Rillenverzierung in Zusammenhang bringen möchte. Und technisch entspricht die sämtliche oben genannte Keramik durchaus der späteren, dunkelgefärbten lausitzischen Ware Mährens und Ostböhmens.

Als Begleiterscheinung dieses in der Keramik sich wiederspiegelnden Vordringens der lausitzischen Kultur läßt sich die plötzliche Umwandlung der ungarländischen Bronzetypen, bzw. Bewaffnung, ungezwungen deuten.

Abb. 2. Scherben aus Vardaroftsa. Photographie von W. A. Heurtley.

Statt der Streitäxte und der Rapierschwerter[2]) der mittleren Bronzezeit treten jetzt massenhaft Hohlkelte und Hiebschwerter auf. Nur durch Bevölkerungswechsel kann man das Ersetzen der praktischen Schaftlochäxte durch die Tüllenbeile erklären, ein Typus, dessen Erfindung wohl dem lausitzischen Kulturkreise zuzuschreiben ist[3]). Die Gleichzeitigkeit dieser Neuerungen in der Bewaffnung mit der oben geschilderten Umwandlung der Keramik ist dadurch bewiesen, daß in der obersten Schicht zu Tószeg mit den gerillten

Abb. 3. Bruchstücke von Tassen und Schüsseln aus Vardaroftsa.

Gefäßen ein beinerner Knopf gefunden wurde, der mit genau demselben Muster verziert ist, das für die spätbronzezeitlichen Schwerter Ungarns geradezu charakteristisch ist[4]).

Das so bewiesene Vordringen lausitzischer Völker nach Süden läßt sich jetzt, dank der Ausgrabung der englischen Schule unter Herrn Heurtley im Vardartal, bis nach Macedonien verfolgen. Dort hat Heurtley zu Vardaroftsa[5]) einen geschichteten Hügel ausgegraben, der die Reste mehreren Perioden, darunter auch der mykenischen, enthielt. Die spätmykenische Ansiedlung,

[1]) In Museen von Arad und Vršac zu sehen.
[2]) Vattina (Milleker, A Vattinai östelep, Taf. I), Zenta (Arch. Ert., XVIII, S. 287).
[3]) Childe, Antiquity, II (1928), S. 38.
[4]) Z. B. Hampel, XXII, 5; CI, 3; cf. Márton, Arch. Ert., XXIX (1909), S. 411.
[5]) Antiquaries' Journal, VII (1927), S. 44 ff.

Digitized by Google

deren Ruinen eine Stärke von 5,50 m ausmachen, endet in einer Brandkatastrophe. In der darüber gelegenen Brandschicht und unmittelbar darüber, noch mit fortdauernden Scherben spätmykenischer Vasen, kam eine Keramik zum Vorschein, die der mykenischen sowie der alteinheimischen Überlieferung als gänzlich fremd und sogar barbarisch gegenübersteht; sie stellt augenscheinlich die Erzeugnisse jener Eroberer dar, die die mykenische Siedelung verbrannt hatten.

Die fremde Keramik ist hauptsächlich durch eine Rillenverzierung gekennzeichnet, die genau der oben erwähnten aus Ungarn entspricht. Ebenso gleicht der schwarze oder graue Ton mit wohlpolierter Oberfläche dem der südöstlichen lausitzischen Kultur vollständig. Dazu kann man unter den Scherben Bruchstücke von Schüsseln mit gerilltem Rand und von Tassen mit glattem Hals und schräggerillter Schulter, genau so wie in Tószeg, erkennen. Als dritter Haupttypus ist ein kraterartiges Gefäß mit zwei tordierten Henkeln zu nennen, das stark an die Pfeilerurnen[1]) von den der lausitzischen nahe verwandten Höttinger und Knowizer Kulturen erinnert.

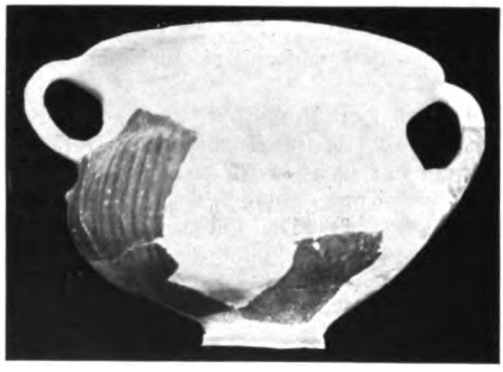


Abb. 4. Restaurierter Krater aus Vardaroftsa. Photographie von W. A. Heurtley.

Das Vardartal bietet den einzigen Weg, durch welchen Völkerscharen in die Ägäis vordringen können. Es liegt also auf der Hand, die Träger der barbarischen Vardaroftsakeramik mit einem der nordischen Völker zu identifizieren, deren Einbruch, durch Wechsel in Tracht (Fibeln) und in der Bewaffnung (Hiebschwerter) schon in der Übergangszeit angedeutet, wohl den Untergang der mykenischen Welt herbeiführt. Und tatsächlich sind lausitzische Spuren in Griechenland selbst wahrnehmbar. Heurtley hat schon gezeigt, wie stark die barbarische Tradition der Vardaroftsagattung auf die älteste geometrische Keramik Nordgriechenlands gewirkt hatte; und jene, wie wir gesehen haben, stammt vielleicht aus Ostmitteleuropa. In dem Peloponnes selbst, in dem im Jahre 1915 gefundenen Schatz von Tiryns[2]), sind Elemente nachzuweisen, die aus demselben Kreise stammen. Ich denke nicht so sehr an die zwei Griffzungenschwerter (von denen das eine, ein sehr langes, dem Typus I

[1]) Reallexikon, V, Taf. 129; Schránil, Vorgeschichte Böhmens und Mährens, Taf. XXIX, 7.

[2]) *Ἀρχαιολογικὸν Δελτίον*, ιι (1916) *παράρτημα*, S. 13 f. Abbildungen ungenügend; die folgende Schilderung beruht auf eigenen Beobachtungen in Athen; eine vollständige Veröffentlichung durch Karo soll in Athenische Mitteilungen erscheinen.

Digitized by Google

nach Kossinna entspricht), als an die aus gedoppeltem Golddraht verfertigten Zylinder, die ihre Gegenstücke in böhmischen und ungarländischen Funden aus der späten Bronzezeit haben[1]), und vor allem an die mit wohl nordischem Bernstein versehenen Räder. Die Bernsteinperlen tragenden Speichen (kreuzförmig) sind mit einem aus zehnmal gewundenem Doppeldraht gebildeten Zylinder umgeben, dessen einzelne Windungen durch senkrecht und schräg gestellte Drahtstücke zusammengeflochten sind, nach genau derselben Technik, die für die bekannten „geflochtenen Achterzierscheiben" aus Ostböhmen[2]) verwendet wurde. Ich zweifle nicht, daß diese Gegenstände sowie die Schwerter aus dem Norden, und zwar aus Ostmitteleuropa gekommen sind oder jedenfalls nach nordischen Mustern gearbeitet waren. Sie werden also ein Element des nördlichen Stromes andeuten, der die mykenische Kultur niederlegt, um die hellenische zu schaffen.

Die Frage, mit welchem Namen man die eben beschriebenen Eindringler bezeichnen darf, laß ich beiseite. Es genügt zu zeigen, daß Einflüsse aus dem lausitzischen Kulturkreise bis nach Griechenland sich erstrecken. Doch darf ich noch bemerken, daß kein Zwang besteht, mit Penka[3]) die Lausitzer mit den Griechen zu identifizieren, weil der Anteil der Illyrier an der „dorischen Wanderung" allgemein anerkannt ist[4]).

[1]) Z. B. Arch. Ert., XXVII, S. 59 ff.
[2]) Abgebildet zuletzt bei Schránil, Vorgeschichte, Taf. XXVIII, 29.
[3]) MÄGW., 1897, S. 47.
[4]) Vgl. z. B. S. Casson, Macedonia, Thrace and Illiria, S. 309 ff.

Digitized by Google

k) Irland.

Ein Wikingerschwert mit deutschem Namen aus Irland.

Von Adolf Mahr.

Mit 5 Abbildungen im Text.

Am 31. Mai 1928 erwarb die Altertümersammlung des Irischen Nationalmuseums ein eisernes Wikingerschwert, das durch seinen ganz ausgezeichneten Erhaltungszustand, durch einen an der Parierstange angebrachten Namen und durch seine Auffindungsverhältnisse bemerkenswert ist.

Das Schwert (Abb. 1) hat eine gesamte Länge von 92,8 cm, wovon 79,3 auf die Klinge entfallen. Wenn man eine unwesentliche Beschädigung an der Spitze in Betracht zieht, hat die Länge ursprünglich genau 93 cm betragen.

Die, romantisch sog., Blutrinne setzt gleich unterhalb der Parierstange mit 2,6 cm Breite ein und verläuft bis 8 cm oberhalb der Spitze. Ein großer Teil der ursprünglichen Schneideränder ist auf beiden Seiten noch erhalten. Die Parierstange (Abb. 2) ist 11 cm breit, langgestreckt elliptisch und in der Mitte am breitesten (1,7 cm). Ihre Höhe daselbst beträgt 1,3 cm. Sie ist mit Silber plattiert. An den Kanten und gegen die Enden zu ist diese Silberauflage mit feinen, eingeschlagenen parallelen Querstrichlein verziert. Auf der Vorder- und Rückseite befindet sich eine gleichartige (aber nicht identische) eingeschlagene Verzierung, die auf die Pflanzenranke zurückgeht und mit einer Kupferlegierung (Messing?) gefüllt gewesen sein mag. Es ist aber wahrscheinlicher, daß diese Niellierung durch eingepreßte oder eingehämmerte Drähte hergestellt wurde, denn die ein wenig kleeblattartigen Blüten oder Blätter der Ranke sind nur konturiert und ihr Inneres wird von der Oberfläche der Silberauflage selbst eingenommen.

Auf der Oberseite der Parierstange befindet sich (Abb. 3), eingeschlagen und zweifellos mit einer Kupferlegierung als Füllmasse eingelegt, zwischen zwei kleinen Kreuzen der Name + HILTIP REHT + in lateinischen Buchstaben. Die mittleren Buchstaben sind höher als die in den Ecken. In den Ecken der Unterseite der Parierstange, die von der Silberauflage ebenso vollständig bedeckt ist wie die Oberseite, ist links und rechts ein gleichartiges Zeichen (Abb. 4) eingeschlagen.

Ob die kleine Erweiterung des Schlitzes der Parierstange, durch den der Griff hindurchgesteckt ist, und die auf unserer Abb. 3 deutlich zu sehen ist, zu einer Befestigung der Parierstange (etwa durch Verkeilung oder einen Stift; auch Lötung wäre nicht undenkbar) diente, läßt sich nicht erkennen. Es

Digitized by Google

ist aber nicht sehr wahrscheinlich, und ich kenne eigentlich keine derartigen Befestigungsvorrichtungen an solchen Schwertern. Da der Schlitz im Höhenschnitt rechteckig, nicht trapezförmig ist, wird er unten durch den Griff ganz ausgefüllt und das ist eben an der oberen Öffnung nicht mehr der Fall, da sich der Griff verschmälert.

Der Griff ist oberhalb der Parierstange 8,6 cm lang, verschmälert sich allmählich von 3 zu 1,8 cm Breite und ist ganz flach (unten 0,4, oben 0,2 cm

Abb. 1. Schwert von Ballinderry II. 1/9. Th. H. Mason phot.

Abb. 2. Griffteil des Schwertes von Ballinderry II. 1/3. Th. H. Mason phot.

dick). Der Griffbelag ist nicht mehr vorhanden. Vermutlich bestand er aus mit Leder überzogenem Holze.

Wie der Knauf, der jetzt ein bißchen schlottert, befestigt war, läßt sich ziemlich sicher vermuten: der Griff läuft im Inneren des Knaufes offenbar in eine kleine Verbreiterung aus, gegen die sich zwei Stifte mit breiten Nagelköpfen stützen, die auf der Unterseite des Knaufes eingeschlagen sind. Die Griffangel reicht nicht durch den Knauf hindurch; dieser ist oben an der Spitze ganz homogen.

Der Knauf fühlt sich so schwer an, daß er unbedingt aus Metall bestehen muß. Denn die Silberauflage allein könnte einen beinernen Knauf nicht so gewichtig machen. Der untere Teil des Knaufes wiederholt in kleineren

Digitized by Google

Ausmaßen die Form der Parierstange und zeigt auch die gleiche Verzierung der Silberauflage: vorne und rückwärts eine Pflanzenranke mit einem die Mittellinie des ganzen Schwertes betonenden Querstrich, sowie oberhalb und unterhalb davon die eingeschlagene Strichelung, die an den gekrümmten Seitenflächen die ganze Umbiegung bedeckt. Die Silberauflage erstreckt sich auch auf die fünffach gegliederte Knaufbekrönung, deren mittleres Blatt auf der einen Seite, ziemlich an der Basis, ein monogramm- oder kronenartiges Zeichen (ähnlich unserer Abb. 4 und offenbar von dem pflanzlichen

Abb. 3. Parierstange des Schwertes von Ballinderry II. 3/4.
Th. H. Mason phot.

Muster abgeleitet) trägt. Auf der Rückseite ist diese Stelle stark verrostet, so daß sich nichts erkennen läßt. Strichelung bedeckt auch den größten Teil der Silberauflage auf der Knaufbekrönung. In den vier Furchen, die ihre Blätter trennen, befand sich, einer Verschnürung ähnelnd, Silberdraht, von dem heute nur noch Reste vorhanden sind. Der Knauf ist unten 5,7:2 cm breit, in halber Höhe 6:1,9 cm breit und mißt 3,6 cm Höhe.

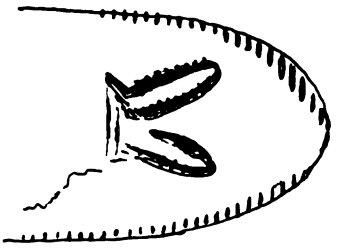


Abb. 4. Von der Unterseite der Parierstange. Doppelte nat. Gr.

Das ganze Schwert zeigt die übliche schwarze Patinierung von eisernen Fundstücken aus Mooren und vielfach noch die glatte Oberfläche, die wir als „Glühspan" oder „Feuerpatina" bezeichnen. Auf der Klinge sieht man einige kleine silbrig glänzende Partikelchen. Ob hier Ätzung oder Niello vorlag, oder ob sie einfach angeroſtet sind, ist noch nicht mit Sicherheit entschieden. Diese Verzierung oder Merkung der Schwertklingen durch die von A. L. Lorange (Den yngre jernalders svaerd, Bergen 1889) sog. „falsche Damaszierung" erscheint bisweilen auch auf recht frühen Stücken, wird aber dann erst im 10. Jahrhundert häufiger.

Die Scheide (Holz, Leder, oder beides) fehlt. Ansonst ist das Stück zweifellos eines der besterhaltenen Wikingerschwerter und das beste bisher in Irland gefundene.

Das Schwert wurde Anfang Mai 1928 im großen Torfmoor Ballinderry Bog gefunden und zwar anläßlich Reinigung von Entwässerungsgräben durch das Arterial Drainage Office der Commissioners of Public Works, Dublin. Die durch Schlamm und Pflanzenwuchs vielfach verlegten Gräben wurden gereinigt, dabei auch je nach Bedarf etwas erweitert und vertieft. Ein solcher Graben bildet die Grenze zwischen townland Ballinderry,

Digitized by Google

parish (Kirchspiel) Kilcumreragh und townland Kilnahinch, parish Kilmanaghan, beide in der Barony Clonlonan, County West Meath im Inneren Irlands gelegen. Die nächste größere Stadt, Moate, ist etwa 3 km entfernt (s. die Karte Abb. 5).

In der Längenmitte dieses Grabens stieß ein Arbeiter in etwa 1,5 m Tiefe, vom oberen Grabenrand gerechnet, auf die Spitze des Schwertes. Durch vorsichtiges Weitergraben legte er das ganze Schwert bloß, welches schief im Grunde stak, mit dem Knaufe auf dem grauen Ton (marl) aufliegend, der den Untergrund des Torflagers bildet.

Der Fund, über den wir glücklicherweise sehr bald durch Mr. H. S. Upton M. R. I. A. in Coolatore, Moate, und Prof. R. A. S. Macalister Nachricht erhielten, schien nach der ersten Beschreibung der Auffindungsverhältnisse auf einen Bestattungsplatz hinzudeuten, zumal von einem Hügelchen die Rede war, das der Kanal durchschneidet und solche im alten Irland gerne für Beerdigungsplätze benützt wurden. Auch hieß es, daß Knochen mit dem Schwerte gefunden worden seien.

Die Überraschung war daher groß, als ein Besuch der Örtlichkeit die wahre Natur des Fundes erkennen ließ. Das Hügelchen von ovalem Grundriß, etwa 10 m Länge, 7 m Breite und 1,5 m Höhe über Grund, welches nach allen Seiten sanft verläuft, erwies sich nämlich als ein Crannog. Der Einschnitt des Grabens ließ größere und kleinere Steine erkennen, die unmöglich auf natürliche Weise hierhergekommen sein können und solche lagen auch auf der Oberfläche des frischen Aushubes verstreut umher, wie sie die Werkleute aus dem Wege geräumt hatten. In der Grabenwand staken noch Pfähle und gespaltene Holzplanken in wirrem Durcheinander und solche nahmen auch vor dem Beginn der Ausräumungsarbeit die jetzt mit Wasser gefüllte Grabensohle ein. Der Arbeiter beschrieb recht deutlich, wie Knüppel und Planken in Wechsellagerung und sich mehrfach kreuzend eine Art Plattform zu bilden schienen, auf der Steine lagen. Pfähle und andere Holztrümmer mit Verzapfungskerben lagen reichlich umher, so daß die Deutung der Fundstelle als Wohnstätte in sumpfigem Gelände außer Zweifel steht. Als solche kann nur ein Crannog in Frage kommen: die größeren Steine, die Pfähle, Knüppel und Planken bildeten eine Substruktion, kleinere Steine und Lehm, wohl auch Planken, den Fußboden.

Die ganze Anlage erstreckt sich beiderseits unter dem Hügelchen weiter und ist durch späteres Torfwachstum überdeckt worden. Ohne ausgedehntere Abgrabung lassen sich die Einzelheiten der Anlage, ihre Begrenzung (Palisade?) usw. nicht beurteilen. Verlandete Crannogs pflegen sich als hellgrüne Flecken von runder oder mehr ovaler Form vom umliegenden bräunlicheren Grunde abzuheben, weil die organischen Nährstoffe der Kulturschichten den Pflanzenwuchs begünstigen. Doch sind sie gewöhnlich ebenso flach wie die Umgebung und ein so deutlich ausgeprägtes Hügelchen spricht dafür, daß hier ein ganz stattliches Gebäude oder eine Gruppe solcher bestanden haben muß.

Die mit dem Schwerte zusammen aufgefundenen Knochen und andere neu aufgefundene erwiesen sich, nach der Häufigkeit geordnet, als solche von Rindern und Kälbern, Schweinen und Schafen, manche davon von recht jungen Individuen. Sie und die Hölzer: Eiche (quercus robur), Esche (fraxinus excelsior) und eine Weidenart (salix *sp.*) sind meist mit bläulichem Vivianit (Eisenphosphat) überzogen, dessen Phosphor von der Zersetzung von Knochen stammt und dessen Eisen ein normaler Konstituent dieser Sumpfböden ist.

Digitized by Google

Im Aushub fand ich noch ein kleines Bruchstück eines Beinkammes, wie solche in den frühmittelalterlichen Crannogs häufig vorkommen.

Der Fundplatz ist nur 1,5 km nordwestlich von Ballinderry Loch entfernt, einem kleinen See, dessen Wasserstand in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts durch Entwässerungsarbeiten im ganzen Ballinderry Bog, der zwei Fundstellen I, II umschließt, beträchtlich erniedrigt wurde. Dabei stellte sich nämlich das Vorhandensein eines großen Crannog[1]) heraus, der von einer Palisade aus Eichenholzpfählen eingefriedet war. Ungeheure Massen von Hirschgeweih und Knochen von Hirsch, Rind, Schaf usw. bedeckten den ganzen Platz und wurden damals als Dung verkauft. Neben zwei Einbäumen und dem Bruchstücke einer Harfe aus Holz fanden sich Waffen und viele Kleinfunde der typischen Crannog-Hinterlassenschaft. Nur wenig von all dem gelangte schließlich ans Museum, darunter viele eigentümliche vierkantige Nadeln aus Bein mit an den Kanten angebrachten Strichelchen (solche und ähnliche Verzierungen bedeckten aber auch teilweise die Breitseiten), die zuerst sogar für Ogham-Schriftdenkmäler gehalten worden sind. Unter den Funden im Nationalmuseum befindet sich auch ein ziemlich kleines eisernes Schwert, dessen Glockenbügel doch zweifellos Latèneform zeigt, mag auch die Klinge von der üblichen Latène-Schwertklinge etwas abweichen[2]). Leider ist seine Vergesellschaftung mit den anderen Funden aus diesem Crannog (Ballinderry I) nicht ganz so sicher, wie es Armstrong anzunehmen scheint. Das Schwert wird wohl aus den gleichen Erdbewegungen stammen, steht aber unter den übrigen Funden vereinzelt da. Es ist schade, daß die prächtig verzierten Schwertscheiden und die Schwerter aus dem Crannog von Lisnacroghera in Co. Antrim, der ganz wild abgegraben wurde, wie Armstrong richtig bemerkt, infolgedessen auch nicht ganz zweifelsfrei für die latènezeitlichen Anfänge der Packwerkbauten in Irland herangezogen werden können, was gerade in Hinblick auf unser Wikingerschwert für die Frage der Kulturkontinuität an einem einzelnen Siedelungsplatze von einigem Interesse wäre.

Obwohl man bei einer Betrachtung der ganzen Frage, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, zum Schluß kommen wird, daß die Anfänge der Crannogs doch schon in die Latènezeit anzusetzen sein dürften, sind wir nicht berechtigt, unseren Crannog I mit Sicherheit weiter als bis ins 5. Jahrh. n. Chr. zurückzudatieren. Und soweit der Musealbestand und die publizierte Literatur noch ein Urteil zulassen, hat er auch keine Wikingerfunde ergeben, sondern nur die gleichzeitige Hinterlassenschaft der einheimischen Bevölkerung. Der neue Crannog (Ballinderry II) wird einstweilen nur durch das Schwert datiert.

Wie kommt aber nun diese germanische Waffe festländischer Herkunft überhaupt in die Wohnstätte eines Gälen? Denn daß hier ein Wikingerhaus vorliegt, kann als ausgeschlossen gelten.

Es ist weniger die Auffindung im fernen Irland, die überrascht. Wikingerfunde sind in Irland nicht gerade selten und irische Fundstücke in Norwegen sind womöglich noch häufiger, wie ein Blick auf die norwegische Literatur, besonders die Jahrbücher des Museums in Bergen, beweist. Diese lebhaften Wechselbeziehungen kriegerischer und friedlicher Art und ihre Wirkungen

[1]) W. G. Wood-Martin, The Lake Dwellings of Ireland. Dublin 1886, S. 205f.
[2]) E. C. R. Armstrong, The La Tène Period in Ireland. The Journal of the Royal Society of Antiquaries of Ireland 53 (1923), 19; Taf. I:2.

Digitized by Google

auf die Kunst und das Kunstgewerbe des europäischen Nordens, sowohl bei Germanen, wie bei Kelten, sind wohlbekannt.

Immerhin besaßen wir bisher noch keinen Wikingerfund so tief aus dem Inneren Irlands und das Stück ist schon um des Fundortes willen erfreulich. Was aber am meisten überrascht, ist die Auffindung der Waffe mit dem offenkundig südgermanischen Namen in einem keltischen Packwerkbau, wohin sie, wie sich zeigen wird, nur durch nordgermanische Vermittlung gelangt sein kann. Es ist meines Wissens das erste Mal, daß ein solches Stück in einer keltischen Fundschichte gehoben worden ist. Und es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß es bei dem Besitzwechsel ganz mit friedlichen Dingen zugegangen ist.

Bevor wir indes diese Frage zu beantworten versuchen, muß Altersstellung und Herkunft des Schwertes genauer bestimmt werden, wobei es sich auch als nötig erweisen wird, einen Blick auf die Geschichte Irlands zur Wikingerzeit zu werfen.

Die Typologie der Wikingerschwerter ist durch die Arbeit vor allem norwegischer und dänischer Fachgenossen gut klargestellt worden und wir besitzen eine vorzügliche Zusammenfassung aus neuerer Zeit in dem Buche, das Jan Petersen diesen Waffen (nebst Lanzenspitzen und Streitäxten) sowie ihrer Verbreitung und Entwicklung in Norwegen gewidmet hat[1]). Petersen unterscheidet unter ihnen 26 Typen, die er mit Buchstaben (A-Z, Æ), möglichst genau der zeitlichen Aufeinanderfolge der einzelnen Typen entsprechend, bezeichnet. Unser Stück gehört seinem Typus K an, den er ins 9. Jahrhundert setzt und über den er S. 105 ff. ausführlicher handelt. Ich kann mich daher auf diesen Hinweis beschränken. Der Typus kommt im Norden nur in Norwegen vor (Petersen zählt 13 Funde auf) und fehlt in den anderen skandinavischen Ländern. Dagegen findet er sich häufiger südlich von Dänemark und weist mit seinem Ursprung unzweifelhaft auf das fränkische Gebiet am Rhein, wo er im 8. Jahrhundert entsteht. In der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts kommt er durch die Wikingerzüge nach Norwegen, wo er um die Jahrhundertmitte schon feste Wurzeln faßt.

Wir kennen jetzt innerhalb dieses Types bereits eine ganze Anzahl von Schwertern, die in der Verzierung durch Pflanzenranken und im Vorhandensein eines Namens an stets der nämlichen Stelle, der Oberseite der Parierstange, eine solche Übereinstimmung aufweisen, daß man sie zu einer Gruppe zusammenfassen kann. Petersens S. 110 ausgesprochene Ansicht, daß sie auf ein enger zu umschreibendes Erzeugungsgebiet zurückgehen, gewinnt durch den neuen Fund von Ballinderry II umso mehr an Sicherheit, als das gleich zu besprechende *Hartolfr*-Schwert von Kilmainham mit unserem neuen Schwertfund bis in Einzelheiten übereinstimmt.

Diese Schwerter sind, von entfernter hierher gehörigen Stücken abgesehen, die folgenden:

Ein Stück aus Frankreich (Petersen l. c. S. 108), Name: HLITER;

Gravraak, Melhus, in Søndre Trondhjem (Petersen l. c., S. 106, Fig. 89), Name: HLITER;

eines der Schwerter[2]) aus dem Gräberfelde Kilmainham-Islandbridge,

[1]) Jan Petersen, De norske Vikingesverd. En typologisk-kronologisk Studie over Vikingetidens Vaaben. Videnskapsselskapets Skrifter, II. Hist.-Filos. Klasse, 1919, Nr. 1. Kristiania 1919.

[2]) George Coffey und E. C. R. Armstrong, Scandinavian objects found at Island-bridge and Kilmainham. Proceedings of the Royal Irish Academy, 28, Sect. C,

Digitized by Google

heute Vororten des westlichen Dublins, das in den 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts zerstört wurde. Klinge dreimal gebrochen. Jetzt im Nationalmuseum Dublin. Name: HARTOLFR;

dazu das neue Stück aus Ballinderry II; Name: HILTIPREHT.

Eine recht nützliche Zusammenstellung der Verbreitung einiger der Typen wikingerzeitlicher Schwerter in England und Schottland verdanken wir dem Direktor des London Museum, Wheeler, der eine kleine Monographie[1]) über das wikingerzeitliche London und Britannien zur Wikingerzeit geschrieben hat. Wheeler hält die Typeneinteilung Petersens für etwas zu weitgehend, wenigstens soweit der britische Stoff in Frage kommt, und begnügt sich mit 7 Typen. Das Schwert von Ballinderry II entspricht seinem Typus IV, der auch von den äußeren Hebriden belegt ist und den er als „substantially Frankish", mit der Blütezeit von 850—950, bezeichnet. Wie sich die verschiedenen Schwerter seiner Typen II (9. Jahrh.), V (spätes 9. Jahrh.) und VI (frühes 10. Jahrh.) auf das großbritannische Wikingergebiet verteilen, zeigt deutlich seine Verbreitungskarte auf S. 14. Kilmainham-Islandbridge erscheint hier (die Karte enthält auch den Ostrand Irlands) als wichtiger Fundort für seinen Typus II. Die Gesamtzahl der Schwerter aus diesem Gräberfelde ist ziemlich groß; Coffey und Armstrong bilden nur die prächtig verzierten Stücke ab, die sich in folgender Weise auf Petersens Typen verteilen: Typ D = Coffey-Armstrong Taf. IV: 3 und das Stück S. 112, Fig. 2; Typ E = IV: 4; Typ H = IV: 1,2; endlich Typ K = IV: 5 (das oben erwähnte Gegenstück zum Ballinderryschwert). Aber auch die nicht abgebildeten Stücke schließen sich mehr oder minder enger diesen Typen an, die Wheeler S. 32 „distinctively Norwegian" nennt. Denn 330 Stücke dieses Wheelerschen Typs II stammen aus Norwegen, viele auch aus Schweden, keines aus Dänemark. Ihre Fundstellen auf den britischen Inseln liegen an der Route der norwegischen Invasionen und sie fehlen in England, das damals von den Dänen, nicht den Norwegern, heimgesucht wurde.

Die auf den ersten Blick vielleicht überraschende Tatsache, daß die Namen auf diesen Schwertern in lateinischen Buchstaben, nicht in Runen, geschrieben sind, erklärt sich also aus der fränkischen Herkunft dieser Stücke. Die Runenschrift war wohl bei den Wikingern noch im 9. Jahrhundert in Gebrauch — wir kennen 4 Runenschriften aus Irland (R. A. S. Macalister, The Archaeology of Ireland, London 1928, S. 339) —, die Angelsachsen hatten sie aber schon im 8. Jahrhundert ziemlich aufgegeben[2]) und die Franken schrieben natürlich erst recht in lateinischer Schrift. Die Namen auf den Parierstangen unserer Schwerter sind nämlich nicht die Namen der nordischen Krieger,

---

No. 5 (1910), S. 113, Taf. IV:5. — Die Funde von Islandbridge, Kilmainham, Royal Hospital und Kingsbridge gehören, wie die genannten Verfasser dargetan haben, einem größeren zusammenhängenden Friedhofbereich von etwa $^4/_5$ km Längserstreckung an. Nach dem Zeugnis der Schwerter scheint dieser Gräberbezirk, der offenbar aus losen Gruppen bestand, zeitlich nicht weit über das Jahr 900 herunterzureichen. Man bezeichnet die Nekropole am besten als Kilmainham-Islandbridge.

[1]) R. E. Mortimer Wheeler, London and the Vikings (London Museum Catalogues I). London 1927. — Daselbst viel an älterer Literatur.

[2]) Die von John Gage, Sepulchral Stones found at Hartlepool in 1833 (Archaeologia 26, 1836, p. 479—482) besprochenen und Taf. 52 abgebildeten Runeninschriften, deren Namen er HILDDIGYTH und Hildithryth liest (wie sie ein heutiger Germanist lesen würde, weiß ich nicht; der zweite Name ist gewiß weiblich) kommen für Namenszusammenhänge natürlich nicht in Frage. Gage weist darauf hin, daß St. Hilda († 680) in Hartlepool ein Kloster stiftete.

Digitized by Google

die sie schließlich trugen, sondern die der Waffenschmiede oder ihrer Schule[1]) und wir haben Grund anzunehmen, daß die Namen berühmter Schmiede auch auf Schwertern angebracht wurden, die weniger berühmten Werkstätten entstammen. Wir kennen einen gewissen + VLFBERH + (Ulfberht), dessen Namen auf den Klingen zahlreicher Schwerter eingestempelt oder „damasziert" ist, die sich vom Frankenreich und über Skandinavien[2]) bis ins ostbaltische Gebiet[3]) verteilen. Dieser Ulfberht hat zwischen 900 und 950 irgendwo im Frankenreich gearbeitet. Die Schwerter des 9. Jahrhunderts tragen den Namen meist auf der Oberseite der Parierstange; gelegentlich erscheint er aber auch auf der Vorderseite derselben, so auf einem Schwert mit goldplattiertem Griff aus Grabhügeln mit Leichenbrand bei Buxtehude in Hannover der Name BENEDICT...I[4]).

Auf meine Bitte hin hatte Herr Professor R. Much in Wien die große Freundlichkeit, mir brieflich folgende Aufschlüsse über die Namensform *Hiltipreht* zu geben. Er schreibt: „Sie haben also gewiß recht, wenn Sie den Namen zu dem bei Schönfeld, Wörterbuch[5]) belegten *Hildibertus* stellen. Es ist eine Frage für sich und für unseren Fall belanglos, wie man sich das Verhältnis von *preht, breht,* ahd. *brecht* in Namen zu *perht, berht* jetzt *bert* (vgl. Albrecht: Albert) vorstellt. Ein altgerm. *berhta-* »licht, hell, glänzend« ist aus allen jüngeren Sprachen des Germanischen gesichert, hat außerdem auch außergermanische Entsprechungen wie cymr. *berth* 'hübsch' aus *ber(k)to.* Die Form mit *re* statt *er* betrachtet man wohl allgemein als jüngere Entwicklung, wie ja auch aus agl. *beorht* engl. *bright* geworden ist. Da es aber auch ein nhd. *brehen* 'aufleuchten, glänzen' gibt, wo diese Stellung *re* alt ist, wie weitere Verwandtschaft zeigt, ließe sich unmittelbar zu einem alten Synonym *brehta-* neben *berhta-*, gelangen. Hier ist das, wie gesagt, gleichgültig. Sehr bemerkenswert dagegen ist die Tatsache, daß die Schreibung *Hiltipreht* den Namen einem bestimmten Gebiet zuzuweisen gestattet, und zwar mit voller Bestimmtheit. Der Name ist in dieser Gestalt oberdeutsch, d. i. alemannisch oder bairisch (dabei Österreich eingeschlossen). Ich möchte bei Kollegen anfragen, ob etwas über Eisenindustrie und Waffenausfuhr aus Schwaben oder Baiern im früheren Mittelalter bekannt ist. Mir fällt hier *Noricus ensis* (aus Horaz?) ein und die Bemerkung des Annoliedes 389 dazu: *Noricus ensis, daz diudit ein swert beierisch!*

Aus den vorstehenden Erwägungen typologischer und philologischer Natur wird es von vorneherein höchst wahrscheinlich, daß das Schwert einem

[1]) Nur ausnahmsweise erscheinen beide Namen auf einem Stück, so auf einem Seramasax der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts aus Sittingbourne, der sich im Britischen Museum befindet (R. A. Smith, British Museum: a Guide to the Anglo-Saxon and Foreign Teutonic antiquities, 1923, p. 95, Fig. 116). Der Eigentümer ist Gebereht (vielleicht Sigebereht), der Verfertiger nennt sich BIORHTELM.

[2]) Vgl. Lorange, l. c. S. 16, 64; Petersen, l. c. S. 128, 132, 140, 141, 143, 149, 151, 156.

[3]) Vgl. die beiden wichtigen Beiträge Max Eberts „Zu den Beziehungen der Ostseeprovinzen mit Skandinavien in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts" und „Ein Schwert mit tauschierter Klinge von Lümmada auf Oesel" in: Baltische Studien zur Archäologie und Geschichte, hg. von der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands (Arbeiten des Baltischen vorbereitenden Komitees für den XVI. archäologischen Kongreß in Pleskau 1914). Berlin 1914, S. 117—139 und 147—157.

[4]) Altertümer unserer heidnischen Vorzeit, IV, Taf. 60: 1. Petersen l. c. S. 109 rechnet das Stück zu seinem Typ K, also zur gleichen Klasse wie unsere zwei irischen Stücke mit Namen. Doch ist es dann eine etwas abweichende Ausprägung des Typs.

[5]) M. Schönfeld, Wörterbuch der altgermanischen Personen- und Völkernamen. Heidelberg 1911.

Digitized by Google

Wikingerzug entstammt und nicht etwa fränkische Ausfuhr nach Irland darstellt.[1] Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die Kelten, deren Bewaffnung den gefürchteten Hieb- und Wurfwaffen der Nordmänner zweifellos unterlegen war und deren Chronisten die schreckliche Wirkung dieser Waffen eindringlich beschreiben, sich nicht gleichartige Schwerter aus denselben kontinentalen Werkstätten zu beschaffen wußten, aus denen die Wikinger sie durch Raub und Handel bezogen. Regerer Verkehr mit dem Festlande bestand ja schon durch die zahlreichen Wechselbeziehungen, die die Geistlichkeit unterhielt, und die irischen Kleriker müssen also viel gottgefälligere Leute gewesen sein, als manche ihrer teutonischen Amtsbrüder, die mit dem Schwerte bekanntlich recht gut umzugehen wußten. Die Seltenheit solcher Waffen in angelsächsischen Funden scheint auch zu beweisen, daß die Wikinger den Schiffsverkehr scharf kontrollierten, besser gesagt: es lag ein guter Teil des Handels von vornherein in der Hand der Wikinger selbst. Die Eigenart der damaligen Verhältnisse wird von Ebert (Zu den Beziehungen der Ostseeprovinzen l. c. S. 123) mit treffenden Worten beleuchtet: „... die Wikinger sind Krieger und Kaufleute, Seeräuber und Eroberer.... Die diesen Worten heute zugrundeliegenden Vorstellungen treffen auf die Wikingerzeit nicht ganz zu. Der soziale Gegensatz zwischen Kriegerstand und Kaufmannstand im Mittelalter existiert in jener Zeit im germanischen Norden nicht. Neben Ackerbau, Schmiedehandwerk und Jagd sind Krieg und Handel, natürlich der Großhandel, das einzige des freien Mannes Würdige. Eine ausgebreitete Handelstätigkeit führte auf und über das Meer. Das war bei dem damaligen Zustande der Schiffahrt ein gefährliches Unternehmen. Die Sprache unterscheidet deshalb nicht zwischen Kaufmann und Seefahrer. Sie nennt beide farmadr (= Seefahrer)... Wo Handel, Krieg und Schiffahrt in einer Person vereinigt sind, nicht selten in der Person eines Mächtigen, denn auch die Fürsten waren Kaufleute, da werden bei derselben Gelegenheit oft Handel und Krieg in einer uns befremdlich erscheinenden Art gleichzeitig betrieben...“

Da die irische Schmiedekunst gerade damals auf einem Höhepunkt stand und der skandinavischen zweifellos nicht nur künstlerisch, sondern auch technisch mindestens ebenbürtig war, bleibt es immerhin merkwürdig, daß die Iren solche Schwerter nicht wenigstens nachahmten und auch später — soweit die Denkmäler einen Schluß zulassen — ihre Bewaffnung nicht gleich wirkungsvoll gestalteten. Der Begriff „wirkungsvoll“ ist hier natürlich von diesen eindruckvollen skandinavischen Waffen abgeleitet. Denn schließlich sind die Iren doch zuletzt dieser Eindringlinge Herr geworden. Es war also wohl mehr die ungewohnte Kampfesweise, die den Nordmännern durch zwei Jahrhunderte ihre Erfolge sicherte: die Seeherrschaft und die Fähigkeit, überall ihre tüchtigen und flinken Schiffe zu zimmern, das blitzschnelle Auftauchen, Leichtbeweglichkeit auch zu Lande, überlegene Taktik und die rücksichtslose Energie im entscheidenden Augenblick, Eigenschaften, die die irischen Annalisten immer wieder betonen und die den Eindruck lähmenden Entsetzens erklären, den die Wikinger überall, nicht nur in Irland, verbreiteten. Es wiederholte sich hier offenbar ein ähnlicher Vorgang, wie er sich bei den ersten Zusammenstößen der Römer mit den Kelten und dann mit den Cimbern und Teutonen abgespielt hat. Neben diesen kriegerischen Ereignissen gehen aber die friedlicheren Beziehungen einher, ganze Mischbevölkerungen entstanden und allmählich versiegte auch das Nachströmen unverbrauchter Elemente aus der Heimat.

Der tiefe Eindruck, den der Wikingerschrecken auf die Zeitgenossen

Digitized by Google

machte, wird unmittelbar gegenwärtig aus einem kleinen keltischen Vierzeiler am Rande einer Handschrift, die sich jetzt unter den Schätzen der Klosterbibliothek St. Gallen befindet. Es ist die lateinische Grammatik Priscians, die ein Flüchtling von Irland herüberbrachte und der Vers lautet[1]: ‚Bitterkalt stürmt der Wind heute nacht, er peitscht des Ozeans weißes Wellenhaar; nicht fürchte ich, daß die wütenden Norweger heute nacht auf der irischen See einherjagen.'

Daß solche Leute auf den Besitz guter Waffen geradezu erpicht waren, versteht sich von selbst. Schon Karl der Große hat strenge Edikte gegen den Verkauf von Waffen an die Normannen, Slaven und Awaren erlassen und in der Folgezeit hören wir des öfteren, „daß die Normannen, die in das Frankenreich eingebrochen waren, mit den geraubten Schätzen in den fränkischen Städten einen förmlichen Markt abhielten, um in den Besitz fränkischer Waffen zu kommen" (Ebert, l. c. S. 137). Ziehen wir nun die oberdeutsche Form des Namens *Hiltipreht* in Betracht, so erinnern wir uns unwillkürlich an das, was Lorange schon 1889 gesagt hat: „Par le Rhin et le Danube cette région (nämlich der Osten des Frankenreiches) a reçu ses traditions de la Styrie, et son marché principal a peut être été Duerstede près de l'embouchure du Rhin, ville où les Vikings s'établirent de bonne heure par concession des empereurs . . ." (S. 64) und „Un groupe (nämlich von Schwestern) orientale (ou austrasien) aurait été chercher son acier en Styrie ou plus tard à Siegen, et ce métal travaillé à Passau ou Solingen aurait gagné la mer par le Danube et le Rhin . . ." (S. 80).

So ist also ganz gewiß unser Schwert durch die Hand eines heidnischen Wikings wieder in den Besitz eines Christen, diesmal eines keltischen Christen, gekommen.

Sehen wir nun zu, ob die historischen Nachrichten uns erlauben, an ein bestimmtes Ereignis anzuknüpfen[2]).

Das erste Auftreten der Wikinger auf irischem Boden fällt um das Jahr 795. Schon 793 war das berühmte northumbrische Kloster Lindisfarne von ihnen verwüstet worden. Wenig später tauchen sie, längs der schottischen Westküste herabkommend (wo sie Skye plünderten), in der irischen See auf und brennen die Kirche einer Insel nieder, die offenbar das heutige Lambay (Lamb-ey = Schafsinsel), etwas nördlich der Dublin Bay, ist (s. die Karte Abb. 5). Von da ab sind sie durch zwei Jahrhunderte der Schrecken aller Länder des nordwestlichen Europas und darüber hinaus. Im Jahre 807 besetzen sie die Insel Inishmurray vor der Küste von Sligo und machen von da aus Streifzüge tief nach Roscommon hinein. Auch im Süden erscheinen sie, so 811 in Münster.

Waren das alles erst noch vereinzelte Überfälle gewesen, so beginnt um 832 mit der Festsetzung des berühmten Wikings Thórgestr (von den

[1]) Thesaurus Palaeohibernicus, ed. Stokes und Strachan, II, 290.

[2]) Eine gute Übersicht der Geschichte Irlands zur Wikingerzeit bietet neuerdings das Büchlein von A. Walsh, Scandinavian Relations with Ireland during the Viking period. Dublin 1922 (daselbst die ältere Literatur). Wichtige Vorarbeiten haben A. Bugge (Contributions to the history of the Norsemen in Ireland, Christiania 1909 und Bidrag bidet sidste Afsnit af Nordboernes historie i Irland [Aarbøger for Nordisk Oldkyndighed og Historie 1904, p. 248—315]), sowie W. G. Collingwood (Scandinavian Britain. London 1908, Society for the Promotion of Christian Knowledge 1908) geleistet. Fürs Sprachliche sind Carl J. S. Marstranders und H. Zimmers Arbeiten wichtig. Die Archäologie zusammenfassend bei R. A. S. Macalister, The Archaeology of Ireland, London 1928, 331—343.

Digitized by Google

Iren Turgeis genannt) in Armagh die planmäßige Niederlassung. Um 834 finden wir sie überall fest an den Küsten eingenistet, besonders an den Flußmündungen, von wo sie stromaufwärts die Niederlassungen brandschatzen konnten.

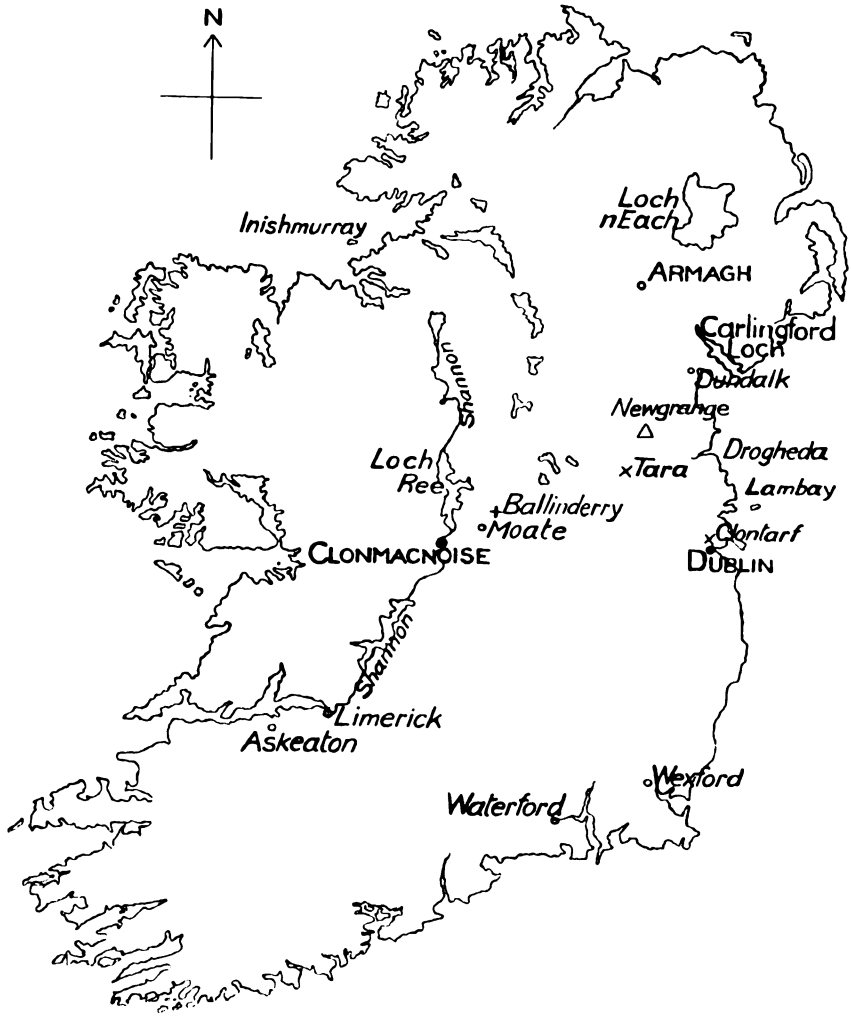


Abb. 5.

Thórgestr warf sich zum König der Wikinger auf. Auf Loch n'Each (Lough Neagh) und Loch Ree unterhielt er Flotillen, um die reichen Klosterniederlassungen der Umgebung heimzusuchen. Diese haben im alten Irland etwa die Rolle der späteren Städte gespielt. Damals traten nun die Vorläufer dieser Städte selbst als feste Wikingerniederlassungen ins Leben: 836 Dublin, 840 Linn Duachaill (zwischen Drogheda und Dundalk), Limerick, bald auch Waterford und Wexford. Vorher waren diese Orte wohl nur

Digitized by Google

„raths" (ring-forts, vgl. Argentoratum), der einheimischen Bevölkerung gewesen. 844 oder 845 bemächtigte sich Mael-Shechlainn (Maelsechnaill), als I. dieses Namens später *árd-rí* (Hoch-König) von Irland, Thórgestrs durch eine Kriegslist und ließ ihn ertränken.

Die Iren erzielten mehrere Erfolge über die Norweger, die seit 849 auch mit den dänischen Neuankömmlingen zu kämpfen hatten; diese plünderten 851 die norwegischen Plätze Dublin und Dundalk und siegten in der dreitägigen Seeschlacht in Carlingford Loch.

Ragnarr Lodbróks Geschlecht regierte aber doch seit 852 oder 853 in Dublin und die Flottenstreifzüge erstreckten sich über den ganzen Westen Großbritanniens. Dieser norwegischen Zeit Dublins gehört zweifellos das Gräberfeld von Kilmainham-Islandbridge an, beiläufig bemerkt der einzige Friedhof, den wir kennen. Die Wikingerzeit ist sonst nur durch Einzelfunde vertreten. Das hängt nun zum Teil gewiß mit der noch ungenügenden archäologischen Erschließung des Landes zusammen. Vielleicht hat aber Macalister (l. c. S. 338) recht, wenn er meint, daß die Eindringlinge stets sehr bald die irischen Gewohnheiten und Gebräuche (dann wenigstens in allen friedlichen Beschäftigungen!) annahmen, die Fundarmut also nur scheinbar ist. Denn so chaotisch die Zustände nach den zeitgenössischen Berichten sich darstellen, so war doch gerade das 9. Jahrhundert eine der Blütezeiten irischer Kunst und Kultur[1]).

Schon zu Thórgestrs Zeit hat ein äußerst fruchtbringender Austausch von Kulturgütern eingesetzt und es entstand durch Heiraten[2]) eine ganze Mischbevölkerung, die sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite schlug. Damals begleitete der irische Prinz Lorcan, König von Meath, die norwegischen Seekönige Óláfr und Ivarr, die als Ragnarr Lodbróks Söhne gelten, auf ihrem Räuberzuge zu den Königsgräbern von Newgrange, Dowth und Knowth. Diese Grabschändung in der seit der Bronzezeit geheiligten altirischen Königsnekropole am Boynefluß hat bei den Iren einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Noch heute gilt dem Volke jedes deutliche Anzeichen gewalttätiger Graberöffnung oder von Zerstörung überhaupt, soweit sie nicht anglonormannisch ist, als ein Beweis für das Wüten der Dänen. Wir haben aber gesehen, daß die Hauptrolle dabei eher den Norwegern zufiel[3]).

Von 783—913 herrschten ruhige Verhältnisse, da die Norweger mit den Dänen und beide unter sich beschäftigt waren. Die Wikingerzüge hatten vielfach in heimischen Streitigkeiten ihren Grund und solche pflanzten sich natürlich in die eroberten Länder fort. Das große Hochkreuz der Kloster-

[1]) Über die unverwüstliche Lebenskraft der Gälen gerade in dieser Zeit vgl. W. Bremer, Die Stellung Irlands in der europäischen Vor- und Frühgeschichte (Festschrift des Röm.-Germ. Central-Museums zu Mainz, 1927, S. 171 ff.).

[2]) Besonders auch seitens der herrschenden Klassen, um die Ansprüche des Schwertes durch Familienbeziehungen zu legitimieren. Oft genug waren irische Clanhäuptlinge oder Stammeskönige mit ihren germanischen Gegnern verschwägert oder gar blutsverwandt. Genau das gleiche „Einheiraten" in die legitime Erbfolge durch tatkräftige Eroberer hat sich abgespielt, als die Latènekelten sich in die matriarchalische Gesellschaftsordnung des vorarischen Irlands eindrängten. Derlei wiederholt sich immer bei Usurpatoren.

[3]) Die Iren unterschieden scharf zwischen den Dänen, die sie meist „schwarze Fremde" (*Dubh-ghaill*) nannten und den Norwegern, die sie als „blonde Fremde" (*Fionn-ghaill*) oder als *Lochlannaigh* (Leute von Lochlann-Norwegen) und anderweitig bezeichneten. Der häufige Familienname *Doyle* (auch *Mac Dowell*) geht auf den Namen für die Dänen, *Mac Loughlin* wohl auf den für die Norweger zurück. Andere Namen, die noch aus dieser Zeit überleben, sind *Mac Auliffe* (Óláfr), *Mac Iver* (Ivarr), *Mac Manus* (Magnus), *O'Higgins* (Wiking) usw.

Digitized by Google

siedlung Clonmacnoise (errichtet 914) bewahrt die Erinnerung an diese Zeit, in der die Wikinger (902—916/19) sogar aus Dublin weichen mußten (Endtermin der Nekropole Kilmainham-Islandbridge?). Das Jahr 919 bringt den Höhepunkt der Wikingerherrschaft. In jeder Küstenstadt sitzt ein nordischer Kleinkönig, in den Seen waren ganze Flotten stationiert, von 920—950 ist das Königreich Dublin mit dem skandinavischen Königreich Northumbria eng verknüpft.

Wir übergehen das wirre Hin und Her, das nach dieser Zeit den Niedergang der Wikingerherrschaft bezeichnet. Der Sieg des Hochkönigs Mael-Shechlainn's II. bei Tara, dem Sitz der Hochkönige (980) und der Sieg Brian's (der ihn stürzte und beerbte) in der berühmten Schlacht von Clontarf (1014), nach deren Ende er selbst erschlagen wurde, brachen endgültig die Macht der Nordmänner. Von da ab wurden sie langsam assimiliert und hielten sich als eigene Bevölkerung unter kleinen Scheinkönigen nur in einigen Küstenstädten bis zur englischen Invasion 1169. Sie haben unverwischbare Spuren im Lande hinterlassen.

Um nun unser Schwert von Ballinderry II in diesen Zusammenhang einzureihen, bieten sich zwei Möglichkeiten. Das Stück kann den Shannon aufwärts, von Limerick gekommen sein. Schließt dieser Fluß doch von seiner Trichtermündung bis hoch in den Norden das ganze Innere in geradezu idealer Weise durch eine ganze Perlenkette von Seen auf, die er durchströmt und die mit unzähligen Inseln ebenso viele Schlupfwinkel boten. Hochberühmte reiche Klöster und Abteien wie Ardach (Ardagh), Clonfert, Clonmacnoise luden da zu Besuchen ein. Wir haben sogar von Askeaton, am unteren Shannon, ein Wikingerschwert (Nationalmuseum Dublin). Doch ist es ein etwas jüngerer Typus als Ballinderry II, vom Ende des 9. Jahrhunderts. Limerick (nordisch *Hlymrek*) wurde wohl zu Thórgestrs Zeit gegründet, war aber erst im 10. Jahrhundert wichtig und Hauptort eines dänischen oder dänisch-norwegischen Reiches.

Da erscheint es mir näherliegend, unser Schwert aus der Mitte des 9. Jahrhunderts mit einem historischen Ereignis in Zusammenhang zu bringen, das gut bezeugt ist. Thórgestr nuterhielt, wie wir gesehen haben, etwa zwischen 839—845 eine Flotte auf Loch Ree. Während dieser Zeit hat sich ein Raubzug nach dem unfern gelegenen Clonmacnoise abgespielt, von dem uns berichtet wird, daß Thórgestrs Weib Audr (irisch Ota) die Kathedrale in einen heidnischen Tempel umzuwandeln trachtete und vom Hochaltare aus ihre „oracular responses *(a frecartha)*" gab[1]). Dieser Zustand dauerte 3 Jahre und endete 844 oder 845 durch den Untergang Thórgestrs.

Nun ist die Entfernung zwischen unserem Crannog von Ballinderry II (den man angesichts seiner relativen Kleinheit, der offenkundigen architektonischen Sorgfalt und der Nähe des großen Crannoges I ungezwungen als eine strategische Sicherung des letzteren auffassen kann) nur 22 km in der Luftlinie.

Es war also wohl einer von den Mannen Thórgestrs oder Audrs selbst, der dieses Schwert mit sich gebracht hat.

Wie es dann in den Besitz der Kelten kam, ob durch Handel oder als Beutestück, das auszumalen, ist nicht mehr Sache der Archäologie, sondern der Phantasie.

[1]) Walsh, l. c. S. 2 nach *Cogadh Gaedheal re Gallaibh* (The War of the Gaedhil with the Gaill) ed. J. H. Todd. London 1867.

Digitized by Google

2. Zusammenfassungen.

a) Aus der Urgeschichte des Menschen.

Die Kultur des Neanderthalers.

Von Eduard Beninger.

Es ist nicht leicht, sich aus der heutigen Literatur ein einheitliches Bild über die Neanderthalerkultur zu verschaffen. Die Meinungen der Fachleute gehen so weit auseinander, daß dem Außenstehenden oft Zweifel ob der gesunden Basis der Diluvialforschung aufstoßen. Jedem Bemühen, eine „objektive" Darstellung zu geben, die alle Anschauungen zu Wort kommen läßt, setzen sich unüberbrückbare Schwierigkeiten entgegen. Daraus erklärt sich auch, warum in den gangbaren Handbüchern immer wieder dieselben typologischen Exkurse vorgebracht werden. Nun ist es aber gerade mit der ausschließlichen typologischen Chronologiebestimmung bei der Breitklingenkultur sehr schlecht bestellt. Und es liegt eigentlich in der Natur der Sache, daß die typologischen Normen, die zur Handhabung geboten werden, doch erst aus der stratigraphischen Sachlage geschöpft werden müssen. Die Formenlehre ist das stereotype Ablesen der Adjektiva; sie ist nichts anderes als der Versuch, die grundsätzlichen Probleme ausschmückend zu umschreiben; sie ist die Wissenschaft, die gegebenen Tatsachen noch irgendwie anders verständlich zu machen und zu charakterisieren. Es scheint, als ob heute noch diese Seite der Diluvialforschung die Prähistoriker am meisten interessiert. Im folgenden soll versucht werden, den Stand der Forschung in den wichtigsten Punkten zu präzisieren.

Die im Jahre 1856 in der Feldhofener Grotte im Neandertale bei Düsseldorf aufgefundenen menschlichen Skelettreste boten die entscheidende Veranlassung zur Erkenntnis einer diluvialen Menschenrasse. Nach der in den Naturwissenschaften geübten Schaffung von Nomenklaturen erhielt sie den Namen nach dem Fundort, also homo neanderthalensis. (Das th erklärt sich aus der damaligen Orthographie. Es ist daher richtig zu sagen: Die Neanderthaler Schädelkalotte stammt aus dem Neandertal.) Die nachträgliche Bezeichnung homo primigenius wurde merkwürdigerweise gerade von den Deutschen aufgebracht (sie ist heute natürlich sachlich nicht mehr zu halten) und wurde durch die Autorität von Schwalbe in der deutschen Literatur gebräuchlich, während in der ausländischen Literatur die normale Benennung homo neanderthalensis weitaus überwiegt.

In Mitteleuropa ist die Breitklingenkultur die bisher älteste, sie ist gleichzeitig mit der ältesten Faustkeilkultur in Westeuropa anzusetzen. Bezüglich der relativen Chronologie können wir nur Aufschlüsse aus der geologischen Lagerung erwarten. Als sichersten Ausgangspunkt nehmen wir nicht die unvermischte Anfangskultur, sondern die Mischkultur Moustérien.

Eine von allen Forschern übereinstimmende geologische Fixierung der eiszeitlichen Neanderthalerkultur (der Mischkultur Moustérien) ist bis jetzt

Digitized by Google

erst in Südeuropa geglückt, dagegen noch keineswegs in Mitteleuropa, wo die betreffenden Profile die verschiedensten Interpretationen erdulden müssen. Beginnen wir daher mit Spanien, und zwar mit dem wichtigen Aufriß von Castillo. Dort finden sich zwei durch eine Warmzone voneinander getrennte Renhorizonte. Alle Forscher sind sich darüber einig, daß hier das Profil die Abfolge Rißeisenzeit—Rißwürminterglazial—Würmeinszeit repräsentiert. Da hier die Mousterienstraten in der unteren Kaltzone liegen und in die Warmzone hineinreichen, ist in Südeuropa die Neanderthalerkultur einwandfrei in Riß und Rißwürm fixiert.

Anders wird die Situation in Mitteleuropa beurteilt, wo der Sirgenstein zur Diskussion steht. Auch hier finden sich zwei Nagetierschichten, die voneinander durch einen Horizont mit Waldfauna getrennt sind. Sieht man in Castillo die Hochstände zweier Vereisungen vertreten, so erkennen die deutschen Geologen und Obermaier die Beweiskraft der gleichen Situation im Sirgenstein nicht an. Ihre Gründe dafür sind die, daß sie der Gleichsetzung einer Nagetierschicht mit einer Eiszeit, obwohl sie immer nur mit Mousterien und Magdalenien verankert auftritt, nicht zustimmen; oder daß sie, durch das Auftreten des elephas antiquus in Südeuropa während Rißwürm bestärkt, eine ausgesprochen interglaziale Fauna auch für dieselbe Zeit in Mitteleuropa verlangen und demnach auch die Vertretung des Penckschen Rißwürminterglazials durch die Lößverlehmungszone der Aurignacschwankung bestreiten. Dadurch, daß die deutschen Geologen die untere Nagetierschicht von Sirgenstein nicht als Riß anerkennen, kann Obermaier nicht überzeugt werden, daß die Warmschicht von Castillo mit Mousterien gleichzeitig sei mit der Aurignacschwankung von Sirgenstein und demgemäß das Mousterien auch in Mitteleuropa in Riß fixiert wäre.

Es kommt also nur noch in Betracht, ob es in Mitteleuropa eine einwandfrei als Riß datierte geologische Schicht gibt, die eine Kultur enthält, die als Mousterien angesprochen werden könnte. Dafür darf Markkleeberg herangezogen werden, das von allen Geologen nie eine andere Klassifizierung als Riß erhielt. Leider läßt sich aber gerade hier keine Einheitlichkeit bezüglich der typologischen Klassifizierung erzielen. Die Industrie mit klassischen Handspitzen und schönen Fäusteln wurde von den französischen Typologen, früher auch von Obermaier als Mousterien angesprochen. Da Obermaier das Mousterien in Mitteleuropa nicht in Riß fixiert, bezeichnet er jetzt Markkleeberg als Prämousterien. Auch Soergel hält es für älter als Taubach; Wiegers nennt es Acheuléen, damit er nicht gezwungen ist, das eiszeitliche Mousterien dem mit warmer Fauna nachfolgen zu lassen. Man kann also die Gleichsetzung von Markkleeberg mit der unteren Nagetierschicht von Sirgenstein nur umgehen, wenn man Sirgenstein jünger als Riß macht. Anerkennt man die Beweiskraft der unteren Nagetierschicht von Sirgenstein für Riß, dann ist diese mit Markkleeberg gleichzeitig und somit auch die Industrie von Markkleeberg ein Mousterien, wie dies Bayer annimmt.

Demnach muß also folgendes Resumé abgegeben werden. Obermaier nimmt eine Fixierung des Mousterien in Riß nur in Südeuropa an, hält es also hier für älter als in Mitteleuropa: nach ihm rückt der Neanderthaler von Südeuropa in der Richtung gegen die Expansion der Eismassen vor, so daß er Mitteleuropa im Rißwürm erreicht. Das ist für ihn deshalb möglich, weil er 1. die untere Nagetierschicht von Sirgenstein nicht mit Riß identifiziert und 2. weil er Markkleeberg typologisch als Prämousterien klassifiziert. Diese zwei Stützpunkte sind auch für die deutschen Geologen zur ähnlichen

Digitized by Google

Beurteilung der Situation maßgebend. Bei ihnen tritt aber noch folgendes Argument hinzu. Sie parallelisieren jeden Löß mit einem Hochstand der Vereisung, Löß I also mit Riß. Da das Moustérien erst nach Löß I folgt, fixieren sie Acheuléen II ins Riß, worauf nach ihrem Schema das warme Moustérien und endlich die eiszeitliche Mischkultur käme. Daher legen Soergel und Wiegers Taubach und Krapina ins Rißwürm. Dagegen klassifiziert Bayer das einwandfrei rißzeitliche Markkleeberg mit Moustérien und fixiert die untere moustérienführende Nagetierschicht von Sirgenstein mit Riß. Da das Ilmien für ihn ins Mindelriß fällt, in Castillo das Moustérien aber noch ins Rißwürm hineinreicht, leitet er die Ausbreitung der Neanderthalrasse von Mitteleuropa nach Südeuropa, wo sie sich teilweise noch bis in die Warmphase hält, als in Mitteleuropa bereits der Aurignacmensch herrscht.

Wir können die Neanderthalerkultur bis in die große Zwischeneiszeit (MR.) zurückverfolgen. Freilich stoßen wir auch hier auf Meinungsverschiedenheiten der Forscher. Soergel trennt Taubach und Chelléenhorizont, da er Taubach ins Rißwürm setzt; für ihn gibt es sogar eine dritte Warmzeit, repräsentiert durch Mauer. Deshalb führt er auch die hypothetische Günseiszeit Pencks noch weiter, um die drei Zwischeneiszeiten Mauer, Chelléen und Taubach placieren zu können. Anders Wiegers, der bei drei Eiszeiten natürlich keinen Platz für eine eigene Mauer-Zwischeneiszeit hat. Bei ihm wird Mauer daher präglazial. Für die Einschaltung von Mauer, Chelléen und Taubach in eine Zwischeneiszeit spricht nach Bayer die englische Cragserie, die nach demselben Gewährsmann die scheinbaren faunistischen Widersprüche von Mauer und Chelléenhorizonten durch das Auftreten der Etruscusfauna und Antiquusfauna beseitigt. Mauer repräsentiert eben das frühe, Chelléen das späte Stadium der großen Zwischeneiszeit. Die Fixierung von Taubach ins Rißwürm erfolgt von seiten jener Forscher, die das Moustérien mit warmer Fauna konsequent dem mit kalter Fauna nachfolgen lassen, obwohl gerade im Profil von Taubach die Aurignacschwankung dem Fundniveau überlagert ist. Auch Obermaier steht auf dem Standpunkt, daß das warme Moustérien Spaniens älter sei als das kalte in Westeuropa, während Bayer die typologisch gleichstehenden Kulturen im Süden für jünger hält, Castillo also die Fortsetzung von Taubach darstellen muß.

Die obere Abgrenzung der Neanderthalerkultur erfolgt in jener Zeit, in der sich ein Hiatus innerhalb der europäischen Diluvialkulturen fühlbar macht. Es ist dies die Zeit der Entstehung von Löß II, aus der nur unsichere und atypische Klingen bekannt sind. Soergel und Werth verlegen allerdings das Moustérien in Löß II, da sie ja Acheuléen II im Riß fixieren. Eine zeitlang schien es, als ob das Aurignacien bis in jene zweite Lößphase hinabreiche. Veranlassung dazu gab der Sirgenstein. Nun hat es aber hier mit der Abtrennung der Moustérienschichten von den Aurignacstraten eine eigene Bewandtnis. Im Profil von R. R. Schmidt trennt die untere Nagetierschicht die Herdzone VII mit Moustérien von der Herdzone VI mit „Frühaurignacien", die also der Niageterschicht knapp aufgelagert ist und bis zur Herdzone II mit Solutréen in eine zusammenhängende Lehmschicht (e) fällt. Nun zeigt sich aber, daß die Basis dieser e-Schicht noch Lemminge enthält, also faunistisch sehr an die Rißfauna sich angliedert. Das spricht schon gegen die Klassifizierung der Herdschicht VI als Aurignacien. Schaut man sich hierauf die Artefakte an, so wird man im archäologischen Material keine zwingenden Anhaltspunkte für die Klingenkultur finden (vgl. Bayer, Der Mensch im Eiszeitalter I, S. 68, 1927). Sirgenstein VI dürfte also noch dem Moustérien

Digitized by Google

zugehörig sein. Stimmt dies, so gehört der große Trennungsstrich nicht wie bei R. R. Schmidt zwischen die Herdzonen VII und VI, sondern zwischen VI und V, da erst Herdzone V (keine Lemminge, Auftreten des Hirsches) das Aurignacien enthält. Die Deutung der Herdzone VI als Frühaurignacien durch R. R. Schmidt hat Bayer früher veranlaßt anzunehmen, daß ein Uraurignacien auf die westeuropäische Faustkeilkultur gedrückt habe und so eine mitteleuropäische Breitklingenkultur entstanden sei. Heute sprechen aber alle Erwägungen dafür, daß der Cromagnonmensch erst in der Aurignacschwankung aus dem Osten nach Mitteleuropa eingewandert ist (Willendorf reicht mit den Stufen 1—4 in die Göttweiger Verlehmungszone). Es erreicht also das Moustérien nur in Südeuropa den letzten Eisvorstoß, während in Mitteleuropa die obere Nagetierschicht bereits den Aurignacmenschen aufzeigt.

Bezüglich der schwierigen Frage der Genetik der Neanderthalerkultur wollen wir uns nur kurz äußern. Neuerdings liegt eine interessante Beantwortung von Obermaier vor. Er nimmt zwei verschiedene Ursprünge für das Moustérien an: das Kleinmoustérien und das Moustérien mit Acheuléenmorphologie. Seine Ausführungen über das Kleinmoustérien decken sich mit unseren Ansichten über das Ilmien, während sein Moustérien mit Acheuléenmorphologie doch nur die spätere Vermischung der Faustkeilkultur und Breitklingenkultur sein könnte, der Vorläufer der späteren Mischkultur Moustérien. Auch zwischen der Neanderthalerkultur und der jungpaläolithischen Klingenkultur werden verwandtschaftliche Beziehungen vermutet, besonders von O. Menghin. Unserer Ansicht nach nimmt der Neanderthaler eine isolierte Stellung innerhalb der Diluvialkulturen ein, nicht nur vom Standpunkt europäischer Verhältnisse aus gesehen.

Was die Typologie der verschiedenen Entwicklungsstufen der Neanderthalerkultur betrifft, ist es angezeigt, an fixen Nomenklaturen festzuhalten. Das eiszeitliche Moustérien ist bekanntlich eine Mischkultur, deren Komponenten die Faustkeilkultur und die Breitklingenkultur liefern. Die unvermischte Breitklingenkultur mit warmer Fauna wird am besten mit Ilmien bezeichnet, denn der Name „Prämoustérien" wirkt deshalb störend, weil damit gerade die unvermischte Breitklingenkultur sinnwidrig gekennzeichnet wäre. Der Typenschatz des Ilmien ist nur negativ bestimmbar. Damit gewinnt die Bezeichnung „faustkeilfrei" tiefere Bedeutung, da das einzig Positive die ausschließliche Wahl breiter Klingenabschläge darstellt. Während also die Haupttypen der Faustkeilkultur aus einem Kernstück gearbeitet sind, schlägt der Neanderthaler vom Knollen erst breite Klingen ab, um diese dann erst zu bearbeiten. In Ehringsdorf finden sich nun Klingen, die eine so weit vorgeschrittene Bearbeitung zeigen, wie sie später im Moustérien nicht mehr anzutreffen ist. Dagegen ist im Ilmien keine einzige Breitklinge als Prototyp des klassischen Racloirs anzusprechen. Dieser entwickelt sich erst im Gefüge des Spätacheuléen. Es ist überhaupt verfehlt, im Ilmien alle Typen der Mischkultur Moustérien vorgebildet sehen zu wollen. Denn die älteste Neanderthalerkultur zeichnet sich gegenüber den Hochkulturen der Faustkeilträger und der Cromagnonmenschen gerade durch ihre Typenarmut aus. Es ist heute nicht mehr daran zu zweifeln, daß der Neanderthaler die „primitivste Menschenrasse" des Diluviums darstellt. Wenn ihm und seiner Kultur ein Erfolg beschieden war, so ist dies seiner konstitutionellen Anpassungsfähigkeit an das eiszeitliche Klima des Moustiervorstoßes (Riß) zuzuschreiben.

Vermischungen der Faustkeil- und Breitklingenkultur zeigen sich ziemlich zeitlich, schon gegen Ende des großen Interglazials (wie ich dies an der

Digitized by Google

Industrie von Krapina ausführlich gezeigt habe). Geschlossene Vorstöße gelingen der Faustkeilkultur aber erst in der Zeit ihrer Acheuléenausprägung. Der Einfluß der Faustkeilkultur auf die Breitklingenkultur kann sich äußern: in der Übernahme der Oberflächenretusche; in der Ausbildung der Breitklinge mit Schaberkante zum Racloir durch Anpassung an den lanzeloiden Fäustel des Acheuléen; in der Annäherung der Handspitze an den gespaltenen Faustkeil; und in dem schon verhältnismäßig zeitlichen Aufnehmen des Fäustels selbst (Markkleeberg!), der zwar niemals die Form der Acheuléengenetik gewinnt, sondern nur den gröberen Vorstufen nachstrebt. Die ersten Einflüsse der Breitklingenkultur in die klassische Faustkeilkultur zeigen sich am besten in den Levalloistendenzen. Bei diesen Überschneidungen siegt aber jedenfalls immer die Breitklingenkultur, sicherlich vor allem wegen des Fortbestehens der Neanderthalrasse, die die höher stehende Faustkeilkultur verarbeiten konnte. Über die genetische Zuteilung eines Artefaktes sagt die Retusche nichts Entscheidendes aus, sie kann nur den Niederschlag fremder Einflüsse nachweisen. Die beiderseitige Bearbeitung, die totale Übermuschelung der Oberfläche stammt gewiß aus der Faustkeilkultur, wird aber vom Neanderthaler rasch aufgegriffen.

Eine reinliche Abgrenzung ist bei der Bezeichnung Primitivmoustérien geboten. Dieses ist nämlich ein chronologisch fortgeschrittenes Stadium der Mischkultur Moustérien, jedoch mit technischem Rückschritt (z. B. im Sirgenstein). Das „Prämoustérien" liegt ihm also weit voraus.

Das klassische Acheuléen ist in Mitteleuropa nicht mehr vertreten. Es ist ein Verdienst von R. R. Schmidt, daß er Karststein und Hundisburg (die Hauptstützpunkte der Ansichten eines mitteleuropäischen Acheuléen) als Pseudoacheuléen kennzeichnete. Sie stellen Mischprodukte dar und sind als solche zu werten. Den stärksten Einfluß der Faustkeilkultur auf die mitteleuropäische Breitklingenkultur weist die Klausennische auf. Obermaier nimmt für die „überraschende Schönheit dieses Spätacheuléens" östliche Einflüsse an, da sie in Frankreich „keine unmittelbaren Parallenen besitzt". Unserer Ansicht nach ist dies auch nicht zu erwarten. Westeuropa liefert in dieser Zeit bei Überschneidungen der beiden Kulturen eine Faustkeilkultur unter Beeinflussung der Breitklingenkultur, während die Klausennische den Einfluß der Faustkeilkultur auf die Breitklingenkultur zeigt. Kösten, das Obermaier ebenfalls für diese Beurteilung heranzieht, konnte schon deshalb nie eine Rolle spielen, da das Fehlen eines Profiles und auch jeglicher aufklärender Fauna Fragen typologischer Natur nicht zuließ. Nachdem aber jetzt Wiegers Abbildungen mehrerer Artefakte veröffentlichte, kommt Kösten für die Neanderthalerkultur überhaupt nicht mehr in Betracht.

Die Vermischungen der beiden Kulturen zeitigen also je nach der Grundlage, nach der Genetik der beeinflußten Industrie verschiedene Resultate: auf der einen Seite die Phasen von Krapina bis Klausennische, auf der anderen die Einbrüche des Neanderthalers in La Micoque und Levallois. Dies hängt mit den logischen Gesetzen der Kulturkampfausgleichung zusammen. Wichtig aber ist jedenfalls, daß der physische Träger stets der Neanderthaler wurde, wenn ihm auch geistig das selbständige kulturelle Höherstreben abgesprochen werden muß.

Digitized by Google

Zur Keltenfrage.

Von Pedro Bosch-Gimpera und Georg Kraft.

Mit 4 Abbildungen im Text.

Der vorliegende Aufsatz ist hervorgegangen aus dem Vergleich der Ergebnisse langjähriger Arbeiten der beiden Verfasser, Untersuchungen, die unabhängig voneinander und unter ganz verschiedenen Bedingungen und Gesichtspunkten ausgeführt, sich gleichwohl in ihrem Resultat so auffällig und mühelos decken, daß darin trotz der fast übergroßen Schwierigkeiten, die in der Methode, noch mehr in dem gegenwärtigen Stand der Forschung auf diesem Gebiete liegen, eine Gewähr für die Sicherheit der hier vorgetragenen Anschauung und für ihre Berechtigung als die eines neuen Gesichtspunktes zu sehen ist. Soweit es sich um spanische Verhältnisse (mit Ausnahme der Chronologie von Terrassa) handelt, zeichnet P. Bosch-Gimpera, für den Rest G. Kraft; die Beweisführung im einzelnen, besonders die archäologischen Grundlagen sind in folgenden, bereits erschienenen Arbeiten vorgelegt:

P. Bosch-Gimpera:

L'estat actual de la sistematització del coneixement de la primera Edat del ferro a Catalunya (Anuari del Institut d'estudis Catalans VI, 1915—20, S. 586 ff.).

Els Celtes i les cultures de la primera edat del ferro a Catalunya (Butlleti de la Associació Catalana d'Antropologia, Etnologia i Prehistòria III, 1925, S. 207 ff.). Die Grundlinien dieser Arbeit sind auch enthalten in:

Die Vorgeschichte der Iberer. Mitt. Anthrop. Ges. Wien 1925, S. 91—95.

Artikel „Pyrenäenhalbinsel — Eisenzeit" in Ebert, Reallexikon.

G. Kraft:

Die Stellung der Schweiz innerhalb der bronzezeitlichen Kulturgruppen Mitteleuropas. Anzeiger f. Schweiz. Altertumskunde 1927/28.

Beiträge zur Kenntnis der Urnenfelderkultur in Süddeutschland (Hallstatt A). I. Die Herkunft der rheinischen Urnenfelder. Bonn. Jahrb. 131, 1927.

Die Kultur der Bronzezeit in Süddeutschland. Augsburg 1926.

Hierin sind auch verschiedene frühere Aufsätze über diesen Gegenstand zitiert. — Über die Chronologie des Urnenfelds von Terrassa, die französischen Urnenfelder usw. wird demnächst berichtet werden. Bezüglich der späthallstättischen Kulturen (Hufeisenschwerter) wird im folgenden die Ansicht von P. Bosch wiedergegeben.

Ein Versuch, die Herkunft der Kelten aufzuklären und ihre ältesten Wohnsitze festzustellen, d. h. die philologisch-historischen Überlieferungen und Rückschlüsse mit den Bodenfunden zur Deckung zu bringen und auf Grund der Archäologie über die Grenze der geschichtlichen Überlieferung hinaus in die Vorzeit einzudringen, muß von dem Lande ausgehen, in dem die Kelten zuerst in das Licht der Geschichte treten, nämlich von Spanien[1]). Hier

[1]) Über Kelten und keltische nachhallstättische Kultur in Spanien siehe: Bosch, Los Celtas y la arqueologia celtica en la peninsula ibérica (Boletin de la Sociedad española de excursiones, Madrid 1921) und dessen Auszug in Bosch, Die Kelten und die keltische Kultur in Spanien (Mannusbibliothek Bd. 22), ferner den Artikel „Pyrenäische Halbinsel D" in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte. Die ethnologische Frage der historischen Kelten in Spanien wird ausführlicher in einem im Druck befindlichen Werk über die Ethnologie Spaniens vom selben Verfasser behandelt.

Digitized by Google

erscheinen die Kelten zu Beginn des 6. Jahrhunderts v. Chr. als Träger einer Kultur, die sich an diejenige der Späthallstattzeit des Rheintals unmittelbar anschließt, und in Spanien eben diejenigen Gebiete — und nur diese — bedeckt, welche die älteste historische Überlieferung (Periplus) Stämmen zuweist (Berybraces, Cempsi, Saefes), welche wohl den Kelten Herodots entsprechen; vom Stammland abgeschnürt hält diese Kultur ihren hallstättischen Charakter zähe bis tief in die Latènezeit hinein fest („posthallstättische" Kultur mit Hufeisenschwertern, Gürtelbeschlägen usw.). Da die ältesten Funde in Spanien mit denen im Ursprungsgebiet übereinstimmen und in Spanien unvermittelt und geschlossen auftreten, ist eine Volks-

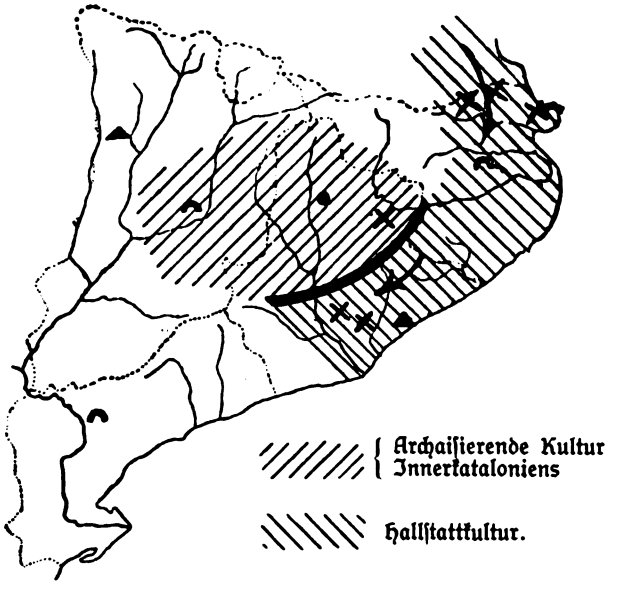


Abb. 1. Katalonien in der ersten Eisenzeit. × Grab, ● Siedlung, ⌒ Höhle, ▲ Einzelfund.

wanderung, nicht nur eine Kulturübertragung anzunehmen; die Späthallstattkultur am Oberrhein und in seiner Nachbarschaft muß daher von einer keltischen Bevölkerung getragen worden sein.

Diese hier genannte keltische Invasion in Spanien war zwar die stärkste und für die spanische Geschichte wichtigste, nicht aber die erste, wie im folgenden auszuführen ist. Während der Weg der späthallstättischen Stämme über die Westpyrenäen in den Norden, Westen und in die Mitte der Halbinsel führte, dringen nämlich einige Jahrhunderte vorher andere Fremdlinge über die Ostpyrenäen nach Katalonien ein, besetzen die fruchtbaren Ebenen nahe der Küste des Mittelmeeres und vermischen sich schließlich mit der einheimischen Bevölkerung, den Nachkommen des Volkes der neolithischen Grottenkeramik. Archäologisch handelt es sich um Urnenfelder mit streng durchgeführtem, einheitlichem Grabritus (Urne mit Schale oder Stein zugedeckt, fast keine Beigaben, auch nicht an Gefäßen), deren Keramik sich in eine ältere und eine jüngere Gruppe, besonders gut vertreten in Terrassa bzw. Anglès, gliedern läßt. Die Belegung des Urnenfriedhofs von Terrassa

Digitized by Google

gestattet in Übereinstimmung mit der Formenanalyse eine nochmalige Teilung der älteren Stufe in 2 Unterperioden, die im Stilcharakter genau der süddeutschen frühen bzw. älteren Hallstattzeit (A, B bzw. Bronzezeit E, F) entsprechen, also wohl etwa gleichzeitig wie diese, ins 12., 11. und 10. Jahrhundert v. Chr., anzusetzen sind.

Zu beachten ist es, daß die von diesen Fremdlingen mitgebrachte katalanische Urnenfelderkultur sich kulturell und geographisch wohl begrenzen läßt (Abb. 1). In den bergigen Gebieten des Landes bleibt eine archaisierende Kultur bestehen, welche sich als Abkömmling der steinzeitlichen Grottenkultur erweist und in der Grotte von Vilaplana (Prov. Lérida), dem Wohnplatz Marlés (nördliche Prov. Barcelona, im Gebiet von Berga)[1]) und dem Grab Turó de les Mentides bei Vich, nördliche Prov. Barcelona) vertreten ist. In dieser innerkatalanischen Kultur treten nur vereinzelte Gefäße der Urnenfelderkultur auf, so daß sie als ein wenig bedeutender Einfluß von der Küste her anzusehen sind.

Dagegen von den östlichen Pyrenäen an (Alberestette) und gleich bei ihren Pässen (Coll Perthus: Nekropole von Agullana und Coll Banyuls: Nekropole von Vilars) über die Küste (Nekropole Punta del Pi und Grotte im Mont Bufadors bei Port de la Selva in der Prov. Gerona und Einzelfund bei Argentona in der Prov. Barcelona) sowie in den Ebenen der Prov. Barcelona (Terrassa, Sabadell) oder in leicht von den Ebenen der Prov. Gerona zugänglichen Gebieten (Cova de Clorá, Nekropolen Anglés und Gibrella bei Capsech) breitet sich die Urnenfelderkultur sehr rein aus (Abb. 1, 2, 3).

Die genaue südliche Grenze dieser Kultur ist vorläufig noch nicht bekannt; doch muß sie einen mächtigen Einfluß auch südlich von Barcelona ausgeübt haben, und es läßt sich fragen, ob nicht in Zukunft vielleicht noch andere Gruppen der Urnenfelderkultur im innern Ebrotalgebiet entdeckt werden. Auf jeden Fall gibt es dort einheimische (iberische) Kulturgruppen, die stark von der Urnenfelderkultur beeinflußt werden (Sena in der südlichen Prov. Huesca; die Ansiedlungen und Gräber Escodines und S. Cristòfol bei Mazaleón in der Prov. Teruel; verschiedene Grotten in den Bergen von Tivisa, Prov. Tarragona [2])).

Da mit diesen Urnenfeldern auch Haustiere neu in Katalonien einwandern [3]), ferner die fruchtbaren Ebenen nahe der Küste bevorzugt werden, kann es sich nicht nur um eine kriegerische Besetzung, sondern um eine wirkliche Einwanderung handeln.

In Südwestfrankreich sitzen Verwandte dieser katalanischen Urnenfelder in großer Anzahl (Sammlungen Narbonne, Toulouse). Die ganze Gruppe beiderseits der Pyrenäen dürfte dem Königreich Narbo des Periplus entsprechen; Narbo (Narbonne) ist „ferocis maximum regni caput". In der zweiten Eisenzeit wird dieses Gebiet durch Ausdehnung iberischer Stämme und Kultur bis zur Rhone teilweise iberisiert — der Periplus berichtet die Zerstörung von Narbo durch die Iberer—, was den völligen Verlust der historischen Erinnerung an diese Fremdlinge erklären kann.

[1]) Ebert, Reallexikon, „Pyrenäenhalbinsel", Taf. 140 b.

[2]) Diese Kulturgruppen wurden bis jetzt sehr spät datiert (5. Jahrhundert, s. Bosch, Pyrenäenhalbinsel in Ebert, Reallexikon). Nunmehr läßt es sich fragen, ob diese zeitliche Ansetzung nicht geändert werden muß und die betreffenden Kulturgruppen nicht noch der richtigen Hallstattzeit zugeteilt werden sollen.

[3]) Rosell i Vilá, Origen de la raça bovina marinera. Butll. d. Assoc. Catal. d'Antrop., Etnol. i Prehist. II, 1924, S. 69 ff.

Digitized by Google

a

b

c

d

e

Abb. 2 Gefäße aus dem Urnenfeld von Punta del Pi. Prov. Gerona. Höhe a) 24 cm, b) 9,5 cm, c) 9 cm, d) 18 cm, e) 27 cm.

Digitized by Google

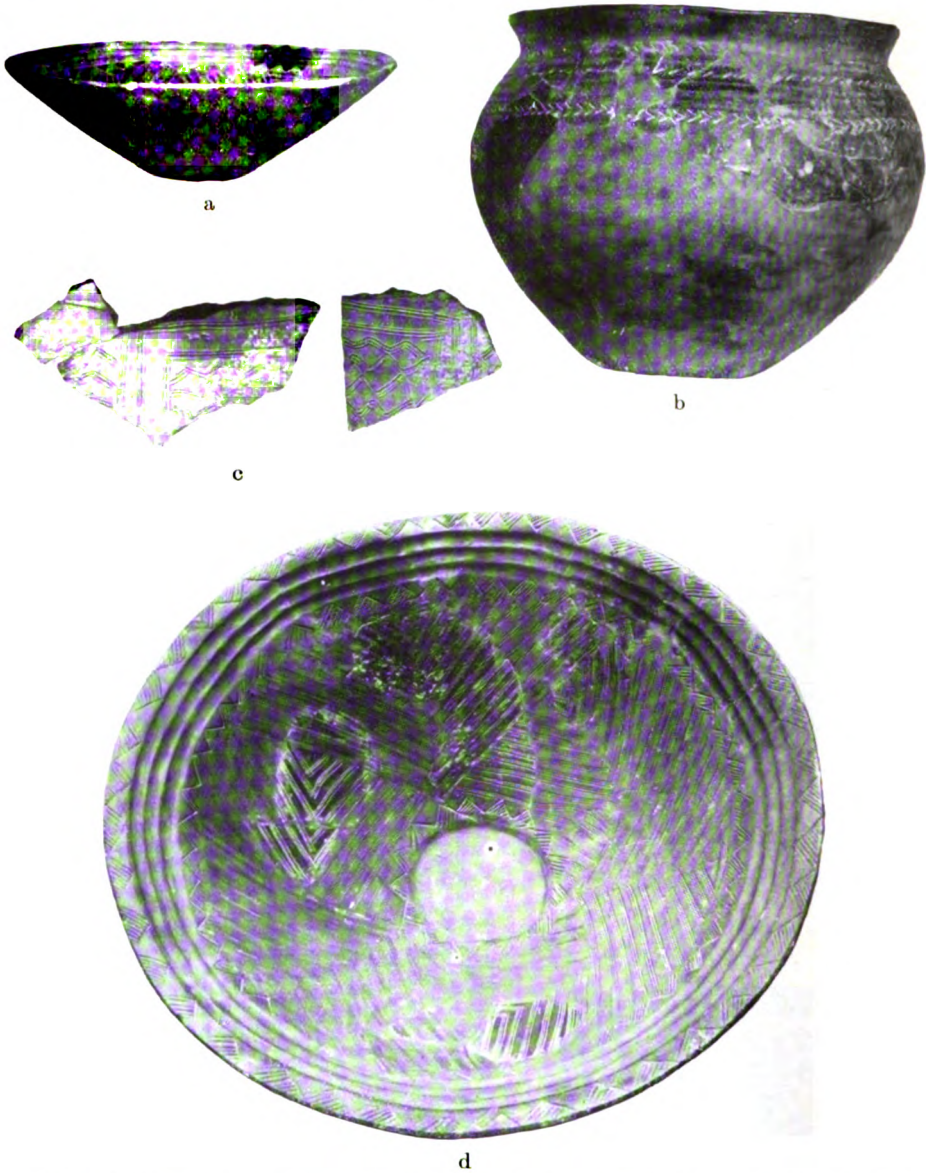


Abb. 3. Gefäße aus der Grotte Cova del Llorá. Prov. Gerona (a und d, b) und Cau del Duc. Prov. Gerona (c). Höhe a, d) 10 cm, b) 31 cm.

Das Gebiet der geſchilderten katalaniſchen Urnenfelder iſt vollkommen frei von Funden der anfangs genannten keltiſchen Späthallſtattkultur Spaniens, wie vollends keine Anhaltspunkte für ein noch ſpäteres Eindringen galliſcher Volksſtämme bzw. der Latènekultur vorliegen. Trotzdem — und dies iſt der ſprachliche Ausgangspunkt der folgenden Ausführungen — finden ſich

Digitized by Google

im Wohngebiet der katalanischen Urnenfelder und ihrer Einflußsphäre eine Reihe typisch keltischer Ortsnamen, wie z. B. Besalú, Verdú, Salardú (mit -dunum gebildet) oder Vulpellac, Gaussac (mit -acum) [1]), die also nur auf jene Invasion zu Beginn der Hallstattzeit zurückgehen können. Die Sitte der Einwanderer, große, geschlossene Friedhöfe anzulegen, läßt auf ebenso organisierte Wohn- und Wehranlagen rückschließen, welche Träger solch stolzer, sonst allerdings erst aus späterer Zeit überlieferter Namen sein konnten. Die Bevölkerung der katalanischen Urnenfelder waren also in sprachlicher Hinsicht Kelten.

* * *

Woher kommen nun diese Urnenfelder und wie erklärt sich ihr keltisches Volkstum, während doch die süddeutschen Urnenfelder dieser Zeit einer Einwanderung aus Österreich-Ungarn und Ostdeutschland („Lausitzische Kultur" im weiteren Sinne) entsprechen, also illyrischer Nationalität waren, die oberitalischen Urnenfelder (Terramaren u. a.) den Italikern zugeschrieben werden? Mit dieser Fragestellung sind wir über den Bereich der geschichtlichen Überlieferung hinausgelangt und müssen nunmehr mit archäologischen Mitteln weiterzufinden trachten.

Bei aller Geschlossenheit des Ritus zeigt eine Formenanalyse der katalanischen Urnenfelder mehrere Komponenten auf, von denen hier die hauptsächlichsten genannt seien:

1. Eine Zylinderhalsurne von Punta del Pi (Rumpf) von der Art des typischen tiroler und süddeutschen breiten Typus; gut ausgeführte Riefen wie auf der Lausitzer Keramik, besonders auf der Innenseite von Tellern; treffliche, straffe Profilierung; Braun- bis Schwarzfärbung.

Abb. 2a, 2b, 3b.

2. Die Schulter der erwähnten Urne von Punta del Pi trägt außer Riefen noch ein Zickzackmuster, in Ritztechnik ausgeführt; zahlreiche andere Gefäße weisen ähnliche geradlinige Muster derselben Technik auf, besonders schön ein Teller von Llorá. Von Gefäßformen gehören hierher ein weitmündiger, niedriger Eimer, ferner einfache Gefäße mit strenger Dreigliederung des Körpers in Hals, Schulter und Bauch, z. T. mit schräg gerieftem Umbruch.

Abb. 2a, 2c, 3a, b, c, d; dreigegliederte Gefäße z. B. in Ebert, Reallexikon, „Pyrenäenhalbinsel", Taf. 141c.

3. Terrassa, der reichste und bestuntersuchte Fundplatz, ähnelt in der Gesamtheit seiner Formen wie seines Ritus, z. B. in der Urne mit doppelkonischem Körper, hohem, konischem oder zylindrischem Hals und Schrägrand oberitalischen Friedhöfen der ersten Eisenzeit — Bologna, Bismantova (Golasecca scheint Anglès zu entsprechen). Das zahlreiche Auftreten des Mäanders in reiner Form und seine Ausführung in mittelbreiten Rillen weist in dieselbe Richtung.

Terrassa ist zum Teil abgebildet in Anuari VI 1915—1920 und in Ebert, Reallexikon, Pyrenäenhalbinsel, Taf. 140c, 141; vgl. Abb. 2c (Stufenmuster).

Die erstgenannten Bestandteile (Zylinderhalsurne, Riefen usw.) gehören offenbar den aus dem östlichen Mitteleuropa ins Rheingebiet einströmenden „lausitzischen" Urnenfeldern an. Aber deren Merkmale sind in Katalonien nie rein vorhanden, vielmehr immer gemischt mit den oben an zweiter Stelle genannten Stileigentümlichkeiten; woher kommen nun diese?

[1]) W. Meyer-Lübke, Das Katalanische (Heidelberg 1925) S. 160 ff.

Digitized by Google

Verfolgen wir die Urnenfelder auf ihrem Wege von Ostdeutschland und Österreich nach Westen, so bleibt ihr Charakter bis ins mittlere Süddeutschland (Main, Neckar, obere Donau) im ganzen ziemlich rein erhalten; im Rheintal dagegen und in den Pfahlbauten (Züricher See) mischen sich in den Funden andere Elemente bei, die sich besonders in reicher geradliniger Strichverzierung äußern. Ihre höchste und reinste Ausbildung erfahren diese Verzierungsweisen in der Irdenware der Pfahlbauten des Alpenvorlandes, wo sie nicht nur auf kleinen Gefäßen, sondern auch auf Zylinderhalsurnen auftreten, die in ihrer östlichen Heimat nur Riefen und Rillen aufweisen. Diesen letztgenannten schweizerischen Urnen entspricht die von Punta del Pi in Katalonien; andere der unter 2 genannten Strichmuster finden in savoyischen Pfahlbauten und benachbarten Fundstellen Entsprechendes. Der Eimer und das dreigegliederte Gefäß sind Eigentümlichkeiten rheinischer Urnenfelder. Trotz aller Lücken des Materials ist auf Grund der angedeuteten Merkmale die Aufstellung einer bodenständigen, savoyisch-schweizerisch-rheinischen („westalpinen", „Rhone-") Kulturgruppe der späten Bronzezeit möglich, die durch die von Osten einströmenden „lausitzischen" Urnenfelder z. T. überlagert wird und nur als Komponente in deren Kultur weiterlebt, in den Pfahlbauten dagegen sich gegen die Eindringlinge behauptet, ja die Oberhand gewinnt. — In diesem Zusammenhang sind auch Anklänge der katalanischen Urnenfelder an zentralfranzösische Friedhöfe wie Pougues zu erwähnen. Inwieweit Frankreich in der Bronzezeit dem Rhonekulturgebiet zuzuteilen ist, muß noch untersucht werden; das Schwergewicht der Entwicklung liegt aber zweifellos an der Rhone.

An 3. Stelle ist oben u. a. der Mäander als Charakteristikum der katalanischen Urnenfelder erwähnt; er tritt in den gleichzeitigen Funden Frankreichs (wohl mit Ausnahme des Nordens) regelmäßig auf und dürfte mit oberitalischen wie schweizerisch-südwestdeutschen Vorkommnissen in Beziehung stehen. Da die archäologisch-ethnographischen Verhältnisse des südlichen Vorlandes der Westalpen noch sehr umstritten sind — z. B. hält Hubert die Träger der Golaseccakultur für Protokelten —, ich andererseits hoffe, hierüber bald genauere Studien vorlegen zu können, gehe ich hier nicht näher darauf ein und betone nur, daß es sich bei den unter 3 genannten Elementen um nahe Verwandte der zweiten (westalpinen) Gruppe handelt.

Bestimmend für die katalanischen Urnenfelder sind also die Formen, Verzierungen und Techniken der savoyisch-schweizerischen, „westalpinen" Pfahlbauten. Da nun das Volkstum der katalanischen Urnenfelder keltisch war, muß auch die Bevölkerung der spätbronzezeitlichen „westalpinen" Pfahlbauten als keltisch angesprochen werden. Die großen, gewerbereichen Pfahlbauniederlassungen, deren eine mehrere Zehntausende von Fundgegenständen liefert, und die zu derselben Bevölkerung gehörigen, befestigten Höhensiedlungen können wohl ähnliche Namen auf -dunum, -acum getragen haben, wie sie in Katalonien bis heute erhalten sind. Der Weg dieser Bevölkerung von den Westalpen zu den Pyrenäen ist durch entsprechende Funde in der Provence, wie in der Champagne bis in die Gegend von Paris gekennzeichnet. Eine andere Frage ist freilich, ob sich mit dieser Bevölkerung das gesamte damalige keltische Volkstum erschöpfte (s. u.).

* * *

Digitized by Google

Woher stammt jene Pfahlbaubevölkerung? Wie ist ihr Verhältnis zu den benachbarten bronzezeitlichen Bevölkerungsgruppen? Wie verläuft die Weiterentwicklung in der Hallstattzeit? Kennen wir die historischen Vorgänge im einzelnen?

Im oberen Rhonetal und in seinen Nachbargebieten blüht in der frühen, älteren und mittleren Bronzezeit eine außergewöhnlich reiche und dichte Kultur, deren Elemente teils der bodenständigen westeuropäischen Bevölkerung angehören, teils durch die Völkerwanderungen am Übergang von der jüngeren Steinzeit zur Bronzezeit aus der aunjetitzischen Kultur Ungarns (nicht so sehr Böhmens) und den pyrenäischen Gruppen (Glockenbecher, Megalithgräber) herzugebracht sind. Unmittelbar nordische Einflüsse bzw. Einwanderungen gehen am Ende des Neolithikums bis in die Westschweiz (und wohl auch nach Ostfrankreich), zuerst die Rössener Kultur (Reinerths „älteres Aichbühl" der Schweiz), dann die Schnurkeramik, sind aber bislang im Wallis, dem Entstehungszentrum dieser Kulturgruppe, noch nicht nachgewiesen. Parallelen treten teils am Oberrhein, noch mehr in Oberitalien auf, wohin besonders in der älteren Bronzezeit gewisse, nur in diesen beiden Gebieten bekannte Geräte die Verbindung herstellen.

Die Brücke von der älteren zur späten Bronzezeit (Pfahlbauten) ist durch Verwahrfunde und einzelne Formenreihen, noch mehr durch die Gleichheit des Stilempfindens („geradlinige Strichverzierung") gegeben. Irgendwelche Neueinwanderung von Völkern im Rhonegebiet vor dem Eintreffen der „lausitzischen" Urnenfelder sind jedenfalls bisher nicht festzustellen. Man kann daher beide große kulturelle Erscheinungen — die frühe, ältere und mittlere Bronzezeit des Rhonetals und die spätbronzezeitlichen westalpinen Pfahlbauten — als zeitliche Stufen einer und derselben Kultur ansehen, für die der Name „Rhonekultur" zutrifft. Die Rhonekultur der frühen Bronzezeit (Walliser Kultur) ist demnach als keltisch anzusprechen; in ihr hat sich zu Beginn des zweiten vorchristlichen Jahrtausends die Grundlage des keltischen Volkstums gebildet.

Diese „Urkelten", eine scharf umrissene, in jeder Hinsicht hervorragende Kulturgruppe, stellen also volklich eine Mischung indogermanischer (aunjetitzischer, vielleicht auch Rössener und schnurkeramischer) und westeuropäischer (voriberischer) Elemente dar. Die erstgenannte Kultur ist auch in der Bronzezeit Oberitaliens, Ungarns und Griechenlands stark vertreten; da ferner die ältere Bronzezeit Oberitaliens und des Wallis identische, eigentümliche Züge aufweist, stimmen die archäologischen Ergebnisse mit der Sprachforschung, die eine sehr nahe Verwandtschaft gerade der Kelten und Italiker fordert, überein. Um den Beginn der Eisenzeit hört die Sprachverwandtschaft auf; denn das Wort für dieses Metall ist beiderseits grundverschieden, und zwar im keltischen ein illyrisches Lehnwort (Pokorny). Auch dies harmoniert vorzüglich mit der Vorgeschichte, da die „lausitzischen", d. h. „illyrischen" Urnenfelder des östlichen Mitteleuropa, die wir oben auf ihrem Zuge am Ende der Bronze- und zu Beginn der Eisenzeit nach Westen bis in die Pfahlbauten verfolgt haben, in Italien völlig fehlen.

Daß in der Aunjetitzer Kultur die Wurzeln für Kelten wie Italiker liegen, hat Gustaf Kossinna seit langem erkannt und immer wieder betont.

Während sich im Rhonetal und in seiner weiteren Umgebung keltische Kultur und keltisches Volkstum formten, wohnten in der Nachbarschaft andere Stämme, von denen die am meisten bekannten ihre Toten — wie

Digitized by Google

zeitweise auch die „Kelten" des Jura — in Grabhügeln bestatteten. Diese Sitte ist außerordentlich weit verbreitet, die Abarten des Ritus und der Beigaben jedoch so verschiedenartig, daß eine völkische Geschlossenheit der Erbauer unwahrscheinlich ist, besonders beim Vergleich mit der Rhonekultur, die in den einzelnen Formen wie im Gesamtstil von ihrem Auftreten an bis an die Schwelle des Mittelalters (s. u.) so geschlossen und eigenartig bleibt, daß ein einheitliches, kraftvolles Volkstum als Träger zu fordern ist. Ähnliches wie für die Grabhügelleute gilt wohl auch für einen Teil der bronzezeitlichen Bewohner Oberitaliens; hier wie dort handelt es sich um Urbewohner, die am Übergang von der jüngeren Steinzeit zur Bronzezeit „indogermanisiert" wurden, — die Zuteilung zu einem besonderen Volk ist aber heute und vielleicht überhaupt unmöglich, da die Völkerbewegungen der späten Bronzezeit mit diesen Gruppen ein Ende machten, ehe der Griffel eines Historikers ihre Namen der Nachwelt überlieferte. Was insbesondere den Satz anbelangt, daß die Grabhügelleute, etwa der Schwäbischen Alb, Kelten bzw. Urkelten gewesen seien, so ist zunächst daran festzuhalten, daß die katalanischen Urnenfelder, auf denen unsere Untersuchung basiert, in Grabritus, Siedlungsland und Geräten keinen Anklang an die genannten Hügelgräber erkennen lassen, auch bisher keinen Kerbschnitt geliefert haben; bezüglich des letzteren möchte ich aber darauf hinweisen, daß er in den französischen Funden in einer späten Abwandlung neben dem Mäander und — degeneriert und spärlich — in der iberischen Mischkultur Kataloniens auftritt. Vielleicht möchte man in einem Teil der Grabhügelleute den einen der beiden sprachlichen Zweige der Kelten suchen; für einen Beweis dieser These oder auch nur für eine fruchtbare Diskussion sehe ich aber heute noch keine Unterlage gegeben [1]).

Werfen wir nunmehr noch einen kurzen Blick auf die Fortbildung der spätbronzezeitlichen westalpinen Pfahlbaukultur. Befruchtet durch die aus den „lausitzischen" Urnenfeldern aufgenommenen Elemente entwickelt sie sich trotz der Aussendung der katalanisch-südfranzösischen Urnenfelder zu höchster Blüte, beherrscht die ganze kulturelle Fortentwicklung in den genannten Gebieten und beeinflußt darüber hinaus — zum mindesten durch Export von Waren — auch die nord- und ostdeutschen Kulturen, vielleicht auch Oberitalien. — Die Kulturgruppen der rheinischen Hallstattzeit sind einesteils Abkömmlinge der Urnenfelder (Gehring-Kehrig; Mehren), anderenteils Verschmelzungsprodukte von Urnenfelder- und Grabhügelbevölkerung (Gündlinger-, Alb-Salem- und Koberstädter-Gruppe). Zwar lebt in letzteren die aus den „lausitzischen" Urnenfeldern herstammende östliche Formgebung und Verzierung ebenso sehr fort wie Elemente der Grabhügelkultur, beides aber tritt zurück hinter Einwirkungen der Pfahlbaukultur, die den Unterschied von den gleichzeitigen Erscheinungen des Ostalpengebietes (Kalenderberg) bedingen. Infolgedessen darf man auch im Volkstum dieser Hallstattgruppen West- und Südwestdeutschlands ein mehr oder minder starkes Vorwiegen des „keltischen" Elementes annehmen. — Im Rhonegebiet selbst ist inzwischen die Stilentwicklung rasch und radikal vorgeschritten und hat durchaus eigenartige Formen (z. T. nach fremden Vorbildern) erzeugt (durchbrochene Brustplatten, Tonnenarmbänder; Keramik unverziert!). Hier werden infolge der Wohlhabenheit sehr bald Metallwaren, zunächst wohl aus etruskischen, dann aus griechischen Werkstätten eingeführt, hier bildet sich infolgedessen der

[1]) Es ist vor allem zu untersuchen, wie sich die beiden großen Untergruppen der frühen und älteren Latènezeit (Marne; Rhein-Rhone) zu dieser Frage verhalten.

Digitized by Google

Späthallstatt- bzw. Frühlatèneſtil aus, zu deſſen Trägern infolge einer kulturellen oder volklichen Nordwärtsbewegung nun auch die Fürſten des Rheintals gehören. Vielleicht geſtatten ſpätere Unterſuchungen, alle genannten hallſtattzeitlichen Gruppen (ſogar einſchließlich der weſtlombardiſchen Friedhöfe) als „weſtalpin", d. h. als „keltiſch" zuſammenzufaſſen und der illyriſchen, oſtalpinen Hallſtattkultur entgegenzuſtellen [1]).

Daß die ſpäthallſtättiſchen Kulturen mit Hufeiſenkurzſchwertern Kelten ſind, war der Ausgangspunkt unſerer Unterſuchungen geweſen. In der folgenden erſten Hälfte der Latènezeit verlieren ſich in den Stürmen der Keltenwanderungen die archäologiſchen Zuſammenhänge der einzelnen Gruppen, wenigſtens nach dem heutigen Stand der Forſchung. Was aber bleibt und ſich trotz der politiſchen Unruhen, ja ſogar trotz des griechiſchen Imports und des hierdurch erzeugten La-Tène-Stils, trotz der römiſchen Okkupation und aller Romaniſierung hält und nach dem Abklingen des klaſſiſchen Einfluſſes als bodenſtändiges „keltiſches" Element wieder ſein Haupt erhebt, um ſich mindeſtens bis ins frühe Mittelalter nachweiſen zu laſſen, iſt nach W. Unverzagt [2]) jene geradlinige Strichverzierung, die wir von der frühbronzezeitlichen Rhonekultur an in ungebrochener Stärke verfolgt haben. Dieſe Kontinuität eines ſtiliſtiſchen Grundcharakters über drei Jahrtauſende hinweg iſt ſicherlich eines der bemerkenswerteſten Kulturphänome in der Geſchichte Europas überhaupt. Da ſie nur möglich iſt, wenn ſich in dieſem Stilmerkmal die tiefſten Grundkräfte einer geſchloſſenen Kultur ausſprechen, können wir hierin die Eigenart dieſer Kultur — zunächſt hinſichtlich des archäologiſchen Stils — erfaſſen, deren Stärke in einer unübertroffenen Klarheit der Ornamentik bei konſervativer Formgebung liegt, ein Erbe des weſteuropäiſchen, neolithiſchen Elements. Zugleich möchte ſich hier ein Vergleich mit den Ergebniſſen der Sprachforſchung bezüglich des Stils der Sprache ermöglichen laſſen, wo, ſoviel ich ſehe, dieſelben Charaktere ſchon längſt erkannt ſind; auch bei der Verzierung der Walliſer Dolche der Frühbronzezeit, der Pfahlbaugeräte der ſpäten Bronzezeit, der Tonnenarmbänder der ſpäten Hallſtattzeit läßt ſich von „esprit" reden.

Über die geſchichtlichen Vorgänge im einzelnen iſt nach dem Charakter der archäologiſchen Quellen kaum jemals etwas Genaueres auszuſagen; liegen doch ſogar vergleichbare Erſcheinungen, die ſich in vollhiſtoriſcher Zeit abſpielen wie die Entſtehung des fränkiſchen Volkstums, im Dunkeln. Mehr läßt ſich nur über die Begleiterſcheinungen der anfangs beſprochenen beiden Kelteneinfälle nach Spanien und der Entſtehungsvorgänge der Rhonekultur ausſagen. Die letzteren fallen in jene großen Völkerwanderungen, die am Ende der jüngeren Steinzeit von Norden, Südweſten und Südoſten über Mitteleuropa hereinbrachen und mit ſeiner „Indogermaniſierung" endigten. Die folgende reine Bronzezeit iſt eine Periode ruhiger Entwicklung, bis gegen Ende des 2. vorchriſtlichen Jahrtauſends die ganze Alte Welt wieder von großen Umwälzungen erſchüttert wird (Seevölker gegen Ägypten, Zerſtörung des Hettiterreichs, „Doriſche" Wanderung uſw.), zu denen die Weſtwanderung der „lauſitziſchen" Urnenfelder und als letztes Glied die gleichgerichtete Wanderung einiger weſtalpiner Pfahlbaugruppen nach Frankreich

[1]) Vielleicht laſſen ſich auch die Urnenfelder ſo zuſammenfaſſen: oſtalpin (oſtdeutſch) = illyriſch, ſüdalpin = italiſch (Terramaren), weſtalpin = keltiſch (hier aber anſcheinend meiſt mit Skelettgräbern vermengt).

[2]) Prähiſtor. Zeitſchr. XVI, 1925, S. 123—165. Studien zur Terra sigillata mit Rädchenverzierung.

Digitized by Google

und Katalonien gehören. Nach der kurzen Ruheperiode der mittleren Hallstattzeit zeugen die Heuneburgen Süddeutschlands und die Besiedelung unwirtlicher Gebirgsgegenden (Taunus, Hunsrück, Eifel) wiederum von unruhigen Zeiten und von Einengung des Lebensraumes. Abgesehen von einer etwaigen Nordwärtsbewegung der Rhonekulturen kommt diesmal der Hauptstoß zweifellos von Nordosten, von den Germanen, die unaufhaltsam an den Rhein vordringen. Germanische Schmuckformen (Wendelhalsringe) werden

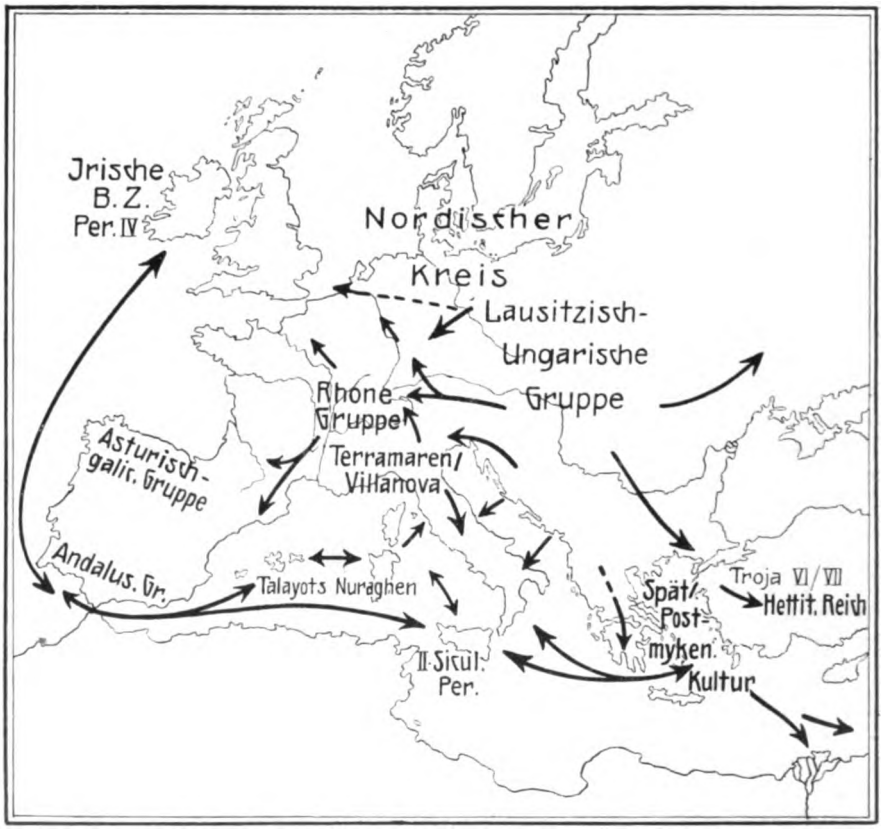


Abb. 4. Europa am Ende des 2. Jahrtausends vor Chr.

nicht nur wie in der Spätbronzezeit ins keltische Gebiet importiert, sondern werden dort heimisch, vielleicht erstmals getragen von einzelnen germanischen Streifscharen, zu denen die „Germani" im Südosten des spanischen Tafellandes gehören könnten[1]). Germanische Blutsbeimischung in dieser Zeit würde auch das nordische Aussehen der Kelten zur Zeit ihrer Zusammenstöße mit den indogermanischen Mittelmeervölkern wie ihre plötzliche Aktivität im 6., 5. und 4. Jahrhundert verstehen lassen. Der Parallelismus der beiden erstgenannten großen Wanderungen zu Ende des 3. und wieder des 2. Jahrtausends mit

[1]) Über den germanischen Charakter der „Germani" siehe E. Norden, Die germanische Urgeschichte in Tacitus Germania (Leipzig und Berlin 1920), S. 389ff. und Bosch, Die Vorgeschichte der Iberer, Mitteilungen d. Wien. Anthrop. Gesellsch. 1925, S. 85.

Digitized by Google

anderweitigen ähnlichen Erscheinungen, z. B. in Griechenland und in Italien, ist so vollkommen wie die Zugehörigkeit der späthallstättischen Keltenwanderung nach Spanien zu den Kelten- und Germanenstürmen der historischen Zeit.

* * *

Zur Ergänzung der bisherigen, rein archäologischen Untersuchung der Rhonekulturen muß gleichsam als Stichprobe noch die Frage nach der Geeignetheit dieses Gebietes als Siedlungsland des vorgeschichtlichen Menschen und ferner die nach seiner Bedeutung in historischer Zeit gestellt werden. Auf beides ist eine positive Antwort zu geben. Zu Beginn der geschichtlichen Zeit läßt sich hier der Stamm der Burgunder nieder, aus dem während des ganzen Mittelalters das Königreich Burgund hervorblüht. Die immer oder zeitweise hierzu gehörenden Landschaften sind etwa dieselben, die als Heimat der vorgeschichtlichen Rhonekulturen anzusprechen sind, nämlich die Täler der obersten Rhone, der Saone und des Doubs, der Jura und die angrenzende Westschweiz. Schon in der jüngeren Steinzeit saß hier eine Untergruppe der westeuropäischen Bevölkerung, die den Grundstock der neolithischen Pfahlbaubevölkerung abgegeben hat. Diese Länder sind für den vor- und frühgeschichtlichen Menschen darum so ausgezeichnet als Siedlungsgebiet geeignet, weil sich hier infolge des Kalkgehalts des Bodens (Jura) bzw. der Trockenheit des Klimas (Wallis) niemals Urwald befand, also immer Siedlungsland und Verkehrswege vorhanden waren. Die Grenzen der Kulturgruppen, die hier ihr Zentrum hatten, wechselten verständlicherweise im Laufe der Zeiten recht bedeutend; beispielsweise gehört das Oberrheintal manchmal dazu oder die Champagne. Die vorgeschichtlichen Klimaschwankungen stimmen mit den oben genannten drei Hauptwanderungszeiten wohl überein. Das Ende der jüngeren Steinzeit ist zugleich ein Höhepunkt der trockenwarmen subborealen Periode, wodurch sich vor allem der starke Verkehr über die Westalpen in dieser Zeit erklärt; mit dem Ende des 2. Jahrtausends setzt das feuchtere Klima allmählich ein; kurz vor der Latènezeit beginnt jene große Klimaverschlechterung, welche die nordischen Moorforscher als „Cimbulwinter" ansprechen, in der man die Ursache für die Auswanderung der Germanen aus ihren nordischen Wohnsitzen sucht.

* * *

Die westalpine Bronzezeit wurde früher manchmal den Ligurern zugeschrieben. Schriftstellernachrichten bezeugen die Ausbreitung dieses Volkes um 600 v. Chr. bis zur Rhonemündung, Ortsnamen bis weit in das Vorland der Westalpen. Andererseits ist es aber bisher unmöglich, den Ligurern eine spezifische Kultur zuzuschreiben und das stimmt durchaus mit den Schilderungen der Alten von dem wilden Charakter dieses Bergvolkes überein. Wenn die Bronzezeit der Westalpen ligurisch, die Hallstatt- und Latènezeit keltisch wäre, so müßte sich dies an den Funden zeigen lassen, was nicht der Fall ist, ganz abgesehen von dem Zeugnis der katalanischen Urnenfelder für den keltischen Charakter der westalpinen Bronzezeit. Dagegen ist es wohl möglich, daß die Ligurer in der jüngeren Steinzeit eine weitere Verbreitung gehabt haben, vielleicht sich auch am Ende der Hallstattzeit zeitweise wieder bis zur Rhone ausdehnten, wie dies die Iberer zur selben Zeit und ebenfalls auf Kosten der südfranzösischen Kelten taten. Zur sprachlich-geschichtlichen Seite der Ligurerfrage vgl. die neueste Darstellung bei Stähelin, Die Schweiz in römischer Zeit, wonach auch den Namen von

Digitized by Google

Orten mit ligurischer Endung wie denen der Walliser Stämme keine allzugroße Bedeutung zugemessen werden darf.

* * *

Mit der Einführung dieses neuen Gesichtspunktes in die Vorgeschichte, der Rhonekulturen und — unabhängig davon — ihres keltischen Volkstums, ist naturgemäß mehr ein Anfang gemacht, als daß alle Fragen gelöst wären. Ich verdeutliche diesen Sachverhalt für die Fernerstehenden, indem ich eine kleine, beliebig herausgegriffene Blütenlese von Problemen anschließe:

Bedeutung der Verbreitungsgrenze der spezifisch mittel- und nordeuropäischen Bronzebeile (nicht in Spanien, Süditalien usw.) in ethnographischer Hinsicht und ihre Erklärung (Campignien? Feuersteinbeile? — Indogermanen?)

Zugehörigkeit, Volkstum, Schicksal der Bretagnekulturen (nordische Bootäxte, Kragenfläschchen neben westlichem Grundstock)? der Seine-Oise-Marne-Kultur (Hammeräxte)? wobei die letzte Herkunft dieser Äxte auch noch zu klären ist (s. elamitische Äxte).

Die westeuropäischen Stilelemente in der Schnurkeramik; die archäologischen Beziehungen zwischen westeuropäischen und nordischem Kulturgebiet in der jüngeren Steinzeit (z. B. Steinkisten), die in der Bronzezeit zugunsten der Ägäis geringer werden.

Besiedlung Süd- und Mittelfrankreichs in der älteren und mittleren Bronzezeit (Abkömmlinge der Megalith- und Rhonekulturen?).

Formenkunde, Zeitfolge und Ausdehnung der Rhonekulturen in Frankreich (und Italien), z. B. Herkunft des Mäanders in der Spätbronzezeit, seine Beziehungen zum Mäander Italiens und zu der nordischen Importware; Verschiebungen in der Verbreitung der Hallstattschwerter usw.

Verhältnis der westlombardischen ersteisenzeitlichen Kulturen zu den französischen.

Herleitung der späthallstättischen Kultur mit hufeisenschwertern im einzelnen, ebenso der gleichzeitigen Champagnekultur (Jogassien) und deren Schicksal (England?).

Herkunft der Latènekultur, ihre Beziehungen in Waffen, Werkzeugen usw. zu den griechischen und karthagischen Kolonien und zu den Iberern.

Die Beziehungen der Marnekultur (Frühlatène) zu den südfranzösischen Urnenfeldern, zu den Rhonekulturen; der Hallstattcharakter ihrer Keramik in Form, Farbe und Verzierung gegenüber dem Latènestil der gleichzeitigen Ware östlich und südöstlich davon. —

Auch wenn diese Fragen einmal in ihrem archäologischen Teil geklärt sind, was durchaus im Bereich der Möglichkeit liegt, dürfte es angesichts der vielfachen Mischungen und fließenden Grenzen nicht angehen, von jeder einzelnen Kulturgruppe, geschweige denn von einem einzelnen Fund (Siedlung, Grab) jeweils anzugeben, ob sie „keltisch" oder „illyrisch" sind; vollends kann in Grenzgebieten nichts über Sprache und Rasse ausgesagt werden (vgl. die Bulgaren von heute!). Es empfiehlt sich, in der Vorgeschichte schlechthin geographische und nicht sprachlich-geschichtliche Bezeichnungen für die Kulturgruppen anzuwenden.

Was aber feststeht und als Basis für weitere Forschungen dienen kann, sind die Ergebnisse der Einzeluntersuchungen beider Verfasser:

Die Einwanderung der katalanischen Urnenfelder im 12. oder 11. Jahrhundert v. Chr. aus dem Gebiet der Hallstattkultur und ihr keltisches Volkstum.

Das Vorhandensein großer, geschlossener, stilistisch zusammenhängender Kulturen in der Bronzezeit im obersten Rhonetal und in seiner Nachbarschaft.

Die Beziehungen der katalanischen Urnenfelder zu den spätbronzezeitlichen Rhonekulturen (Pfahlbauten), woraus deren keltisches Volkstum gefolgert wird.

Die Methode aber, mit der diese Ergebnisse gewonnen sind, ist die „siedlungsarchäologische", die Gustaf Kossinna als erster systematisch und mit bahnbrechendem Erfolg auf ein ähnliches Problem, das der Herkunft der Germanen, angewandt hat.

Digitized by Google

Völkerwanderungen vor der Völkerwanderungszeit in Schlesien.

Von Martin Jahn.

Mit 3 Karten im Text.

Seit langem hat die Vorgeschichtsforschung erwiesen, daß vor der geschichtlich bezeugten Völkerwanderung zahlreiche Wanderungen von Völkern stattgefunden haben, daß die Völkerwanderung, welche die Historiker mit dem Einfall der Hunnen in Europa im letzten Viertel des 4. Jahrhunderts n. Chr. beginnen lassen, nur ein Glied einer langen Kette von Völkerbewegungen bildet und daß sie trotz ihrer weitgreifenden Ausdehnung an Bedeutung und Ausmaß hinter manchen früheren vorgeschichtlichen Völkerwanderungen zurücksteht.

Die Bewohner Schlesiens nahmen auch an der historischen Völkerwanderung teil. Die silingischen Wandalen verließen zu Anfang des 5. Jahrhunderts zum größten Teil ihr Heimatland, dem sie eine hochentwickelte Kultur gebracht hatten. Nur zu bald gingen sie auf ihrer Wanderung in Spanien, von dem germanischen Brüderstamm der Westgoten vernichtet, unter. So heldenhaft auch die Waffentaten der Germanen auf ihrer Wanderung gewesen sein mögen, so bar allen Kriegslärms war ihr Aufbruch aus Schlesien. Kein dräuender Feind trieb sie aus ihren alten Sitzen. Freiwillig zogen sie, gedrängt von ihrer altererbten Wanderlust, um bessere Lande zu gewinnen. Soweit die zurückbleibenden Reste der Silingen die herrenlos gewordenen Äcker nicht mehr bestellen konnten, fiel das kultivierte Land wieder der freien Natur anheim und verwilderte. Erst lange nach dem Abzuge der einstigen Besitzer, im Laufe des 6. Jahrhunderts, fanden sich neue Siedler aus dem Osten ein, slawische Stämme, in deren Volkstum die germanischen Reste allmählich aufgingen.

War auch dieser Bevölkerungswechsel von weittragender Bedeutung und sind seine Folgen noch bis in unsere Tage spürbar, so verlief er, wie gesagt, ohne Kampf, undramatisch und, abgesehen von der Auswanderung der Wandalen, in einem so langsamen Tempo, daß die Feder des Chronisten keinen Anlaß fand, über ihn zu berichten.

Viel kämpfereicher, lebensvoller und spannender sind die Völkerbewegungen, die sich früher auf schlesischem Boden abgespielt haben. Daß von ihnen der Geschichtsschreiber nicht berichtet, liegt nicht an dem Fehlen packender Handlungen in diesem Völkerdrama, sondern daran, daß sich das Drama fern von dem Gesichtskreis der Geschichte abgespielt hat und daß seine Geschehnisse erst von der modernen Vorgeschichtswissenschaft in mühsamer Mosaikarbeit, durch Zusammenstellung und Verwertung der Bodenfunde, wieder ans Licht gezogen worden sind.

Digitized by Google

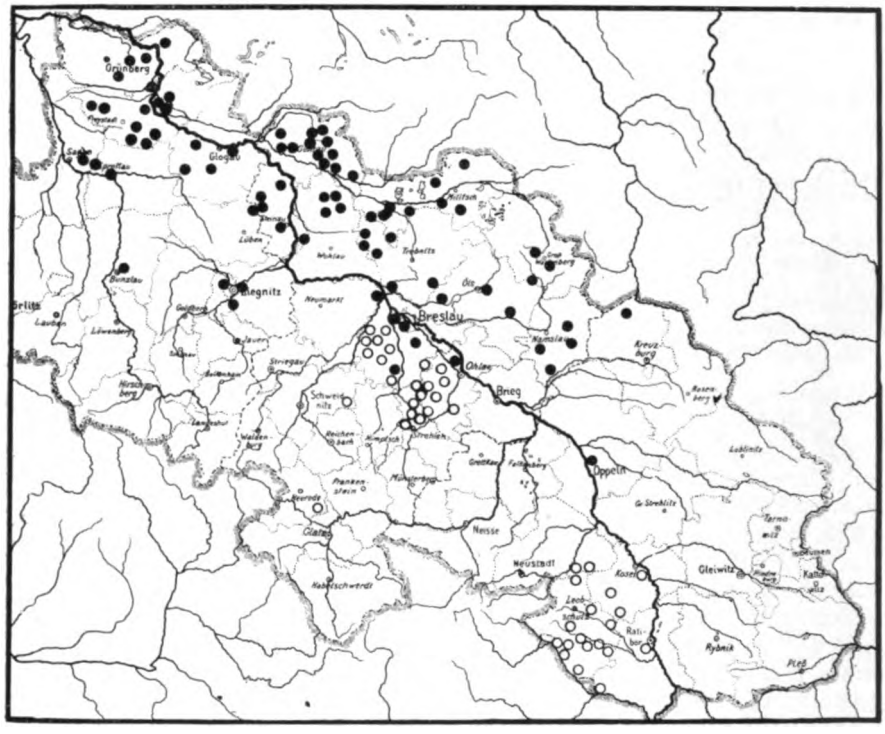


Abb. 1. Verbreitung der baſterniſchen (●) und der keltiſchen (○) Funde in Schleſien. Nach Angaben von Tackenberg, Peterſen und v. Richthofen gezeichnet von F. Geſchwendt.

Ich will hier nicht von den erſten Menſchen ſprechen, die zur Eiszeit ſchleſiſche Erde betraten, nicht von den Jägerſcharen der mittleren Steinzeit, die ſchleſiſche Gefilde durchzogen, auch nicht von den zwei Ackerbau treibenden Völkern, die zur jüngeren Steinzeit vom Donaugebiet und von Norden in unſer Land kamen und ſich hier miſchten, oder von dem Einfall der wanderluſtigen „Glockenbecherleute“ am Schluſſe der Steinzeit, ſondern ich will gleich zu der Epoche übergehen, die von allen Zeiten menſchlichen Daſeins die meiſten Umwälzungen in den Beſiedlungsverhältniſſen Schleſiens aufweiſen kann, in der die verſchiedenartigſten Stämme ſich den Beſitz des ſchleſiſchen Bodens ſtreitig machten, in der ein Kommen und Gehen von Völkern wie nie ſonſt in unſerem Landesteil nachweisbar iſt. Dieſe ausgeſprochene Völkerwanderungszeit Schleſiens beginnt mehr als 1000 Jahre vor der hiſtoriſchen Völkerwanderung und umfaßt etwa die letzten 6 Jahrhunderte v. Chr. Geburt. Ich will verſuchen, in kurzen Zügen zu ſchildern, zu welchen Ergebniſſen die neueſten Unterſuchungen der ſchleſiſchen Vorgeſchichtsforſchung auf dieſem Gebiet geführt haben, und werde die etwas verwickelten Siedlungsverhältniſſe durch Karten erläutern.

Etwa zwei Jahrtauſende lang hatte ein zahlreiches, regſames Volk faſt unangefochten die Gefilde Schleſiens und der Nachbarländer bewohnt. In der jüngeren Steinzeit hatte es ſich durch Verſchmelzung zweier grundverſchiedener Stämme gebildet, während der Bronzezeit hatte es den alten

Digitized by Google

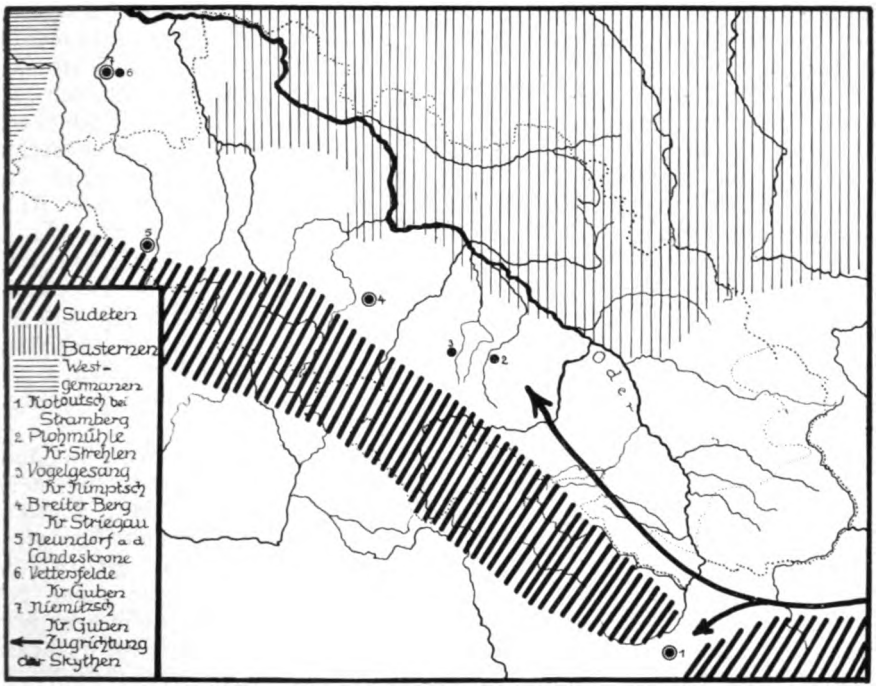


Abb. 2. Verbreitung der Skythenfunde in Ostdeutschland. Gezeichnet von F. Geschwendt.

Brauch der Körperbestattung allmählich aufgegeben und die Totenverbrennung eingeführt. Unzählbar sind seine Friedhöfe, die Urnenfelder, die noch heute in der schlesischen Erde ruhen. Lange Zeit hat sich die Forschung um die Feststellung der Nationalität der Urnenfelderbevölkerung bemüht. In dem Streit der Meinungen hat sich die Auffassung Kossinnas fast völlig durchgesetzt, daß es sich um Angehörige der illyrischen Völkergruppe handele. Dieses so seßhafte Volk bebaute seine Äcker, versah sein Vieh und mehrte in langer, fast ununterbrochener Friedenszeit sein Gut und Blut. Nur Stammesfehden störten mitunter die friedliche Entwicklung seiner Eigenart. Erst in der Eisenzeit zog sich schweres Kriegsgewölk über den Fluren der ostdeutschen Illyrier zusammen. Von Nordosten, von der Weichselmündung her setzte der Sturm ein. Das ostgermanische, lebensfrische und tatenlustige Geschlecht, von dem die Steinkistengräber und Gesichtsurnen zeugen, und das am ehesten mit den Basternen der antiken Quellen gleichgesetzt werden kann, drängte nach Süden vor und gewann den Illyriern in zähem Kampfe einen Gau nach dem anderen ab. Das überalterte, im langen Frieden verweichlichte Volk mußte dem kraftstrotzenden jugendlichen Feind, dem die eigenen Fluren für seine Volksmenge zu eng wurden, weichen oder sich seiner Oberhoheit beugen. Im 6. Jahrhundert v. Chr. pochten die andringenden Germanen auch an Schlesiens Grenzen [1]). Nicht kampflos gaben die Einheimischen das Land preis. Ihre eingeäscherten Burgen wie die Schwedenschanze und der Kapellenberg von Oswitz bei Breslau geben Kunde von dem damaligen

[1]) K. Tackenberg, Die frühgermanische Kultur in Schlesien. Altschlesien, I. S. 121 ff.

Digitized by Google

schweren Ringen um Schlesiens Boden [1]). Auch hier überwand der Angreifer den Verteidiger. Trotzdem kam der Siegeslauf der Basternen innerhalb Schlesiens zum Stehen, offenbar weil sie genügend Land für ihre Volksgenossen erobert hatten. Unsere Karte (Abb. 1) zeigt die Ausbreitung der ältesten germanischen Funde innerhalb unserer Provinz. Allein der Nordostteil Schlesiens wurde von ihnen besetzt. In Mittelschlesien bildet die Oder die ungefähre Grenze ihres Machtbereiches; nur wenige Funde liegen noch südlich des Stromes. Die fruchtbare mittelschlesische Lößebene ist fast leer von frühgermanischen Funden. Desto dichter sind die rechts der Oder liegenden Sand- und Waldgebiete von ihnen besetzt. Auch der Nordzipfel Oberschlesiens ist noch in ihr Siedlungsgebiet einbezogen worden. Die schlesische Oberlausitz hingegen, die südlichen Teile Nieder- und Mittelschlesiens und fast das gesamte Oberschlesien verblieben dem Restteil der Illyrier, die hier noch etwa anderthalb Jahrhunderte hindurch ihr Volkstum selbständig bewahrten, wenn sich auch bald starke Beziehungen und friedlicher Kulturaustausch zwischen beiden Machthabern Schlesiens anbahnten.

Jedoch sollte die neue Friedenszeit nicht lange währen. Etwa 50 Jahre nach dem Eindringen der Basternen, gegen 500 v. Chr., brauste eine neue Kriegswelle über den stark geschwächten Reststaat der Illyrier dahin. Diesmal kam sie aus dem Südosten. Völlig anders geartet in Kultur, Sitte und Kampfesweise war der neue Feind, auch sein Kriegsziel ein anderes. Skythische Reiterscharen überfluteten wie ein Heuschreckenschwarm die Gaue der Illyrier. Urplötzlich erschienen sie; schwer waren sie zu treffen wegen ihrer Schnelligkeit und ihrer hauptsächlich auf Fernwirkung berechneten, den Einheimischen fremdartigen Waffen. Unheimlich müssen die neuen Eindringlinge auf die illyrischen Bauern gewirkt haben, ganz ähnlich wie die Mongolen des Mittelalters, denen auch erst nach schwerer Verwüstung des Landes auf schlesischer Wahlstatt nachhaltiger Widerstand geleistet werden konnte. Von ihrer Heimat in Südrußland hatten sich die Skythen bis nach Ostgalizien ausgedehnt und waren dann immer am Nordrand der Karpathen und Sudeten entlang ziehend nach Schlesien und der Lausitz eingefallen (Abb. 2). Bezeichnend ist es, daß die skythischen Funde aus schlesischem Boden fast sämtlich aus Waffen bestehen [2]). Die Skythen begnügten sich nicht damit, die Einheimischen auf freiem Felde zu schlagen, wo sie dank ihrer Kampfesart leicht die Oberhand gewannen, sie belagerten auch die illyrischen Festungen und zerstörten sie, wie Grabungen auf den Burgwällen vom Breiten Berg bei Striegau und von Niemitzsch bei Guben erwiesen haben, wo sich zahlreiche skythische Bronzepfeilspitzen in den Schuttresten der Burgen gefunden haben. Die Sudeten durchquerten sie nicht. Ist doch das Durchstreifen von gebirgigem Gelände für berittene Truppen, deren Kampfwert nur in der Ebene voll zur Geltung kommt, beschwerlich und gefährlich. Nur durch die Lücke zwischen den Karpathen und Sudeten, durch die mährische Pforte stießen sie vor und bestürmten die illyrische Festung auf dem Kotoutsch bei Stramberg im Kuhländchen [3]). Ebenso wie das Gebirge mieden die Skythen die weiten Fluren

[1]) H. Seger, Schlesische Festungen aus der Bronzezeit. Schlesische Monatshefte I, 1, 1924, S. 27 ff.

[2]) M. Jahn, Die Skythen in Schlesien. Schlesiens Vorzeit, N. F. IX, S. 11 f.

[3]) Die verdienstvolle Arbeit von G. Stumpf, Die Vor- und Frühgeschichte des Kuhländchens in der Festschrift des ersten Kuhländler Heimatfestes in Neu-Titschein 1927 vermittelte mir die Kenntnis davon, daß in dem Burgwall auf dem Kotoutsch, welcher der jüngsten Lausitzer Kultur angehört, ebenso wie auf dem Breiten Berge eine ganze Anzahl skythischer Pfeilspitzen gefunden worden ist. A. a. O. S. 15—18 u. Taf. III, 13 u. VIII, 31.

Digitized by Google

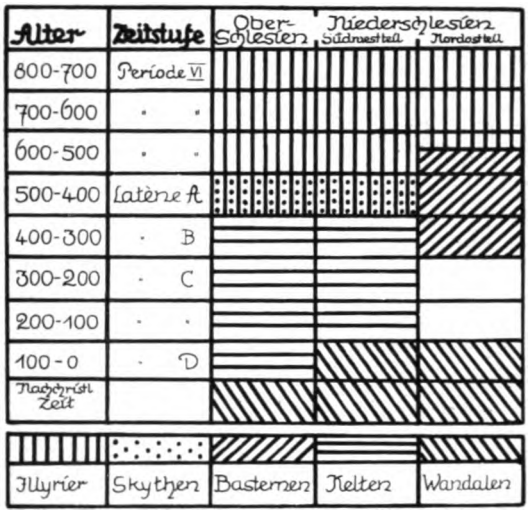


Abb. 3. Zeit- und Völkertafel der vorchristlichen Eisenzeit Schlesiens. Gezeichnet von F. Geschwendt.

basternischen Machtbereiches, auf den sie schon in Galizien trafen und den sie klüglich auf ihrem Vorstoß nach Deutschland umgingen. Gegen die neugeschaffene und unerschütterte Großmacht dieser kampferprobten Germanen konnten die unsteten Steppenvölker nichts ausrichten. So suchten und fanden sie denn zwischen dem Gebirgsrande und dem Basternengebiete die Stelle geringsten Widerstandes bei den eben erst in ihrer kriegerischen Kraft gebrochenen Illyriern Schlesiens und der Lausitz. Halt machten die Skythen erst in der Mark dort, wo sie auf ein zweites machtvolles Staatengebilde stießen, auf die Westgermanen. So erklärt sich die lange und schmale Form des Vorstoßgebietes der Skythen, das fühlerartig bis zur Mitte Deutschlands vorschnellte. Während die Basternen bei ihren früheren Kämpfen mit den Illyriern neues Siedlungsland erstrebten, gingen die Skythen offenbar mehr auf Raub und Beute aus. Trotz ihrer siegreichen Züge, die nach den Funden ins 5. Jahrhundert v. Chr. zu setzen sind, lassen sich keine skythischen Siedlungen und Gräberfelder in Ostdeutschland nachweisen. So plötzlich wie sie kamen, so schnell verließen sie offenbar auch wieder das Land. Seßhaft wurden sie nach unserer bisherigen Kenntnis nicht. Wenn sie auch die Illyrierreste militärisch vernichtend schlugen, so entrissen sie ihnen nicht dauernd Land und Freiheit. Vielmehr besitzen wir Anzeichen dafür, daß auch nach den Skythenstürmen noch selbständige Illyrier westlich des Basternenreiches gesessen haben.

Den Untergang fanden diese letzten Reste des einst so machtvollen Illyriervolkes um 400 v. Chr. durch einen dritten Feind, der aus einer dritten Gegend einwanderte: die Kelten. Sie hatten zu Beginn des 4. Jahrhunderts Böhmen und Mähren besetzt und waren sofort von diesem neu eroberten Gebiet über die Sudeten nach Mittelschlesien und Oberschlesien vorgestoßen, wo sie sich hauptsächlich der fruchtbaren Lößlandschaften bemächtigten. Auch das gewaltige Festungssystem im Zobtengebiete konnte ihnen nicht standhalten. Die Illyrier gingen im Kampf mit den Kelten zugrunde oder wurden

Digitized by Google

den neuen Machthabern untertänig. Von ihrem Volkstum erkennt man in den ältesten schlesischen Keltengräbern noch Spuren, die aber nur zu bald verschwinden [1]). Unsere Karte (Abb. 1) zeigt die Ausdehnung des Keltengebietes, das sich bis zur Oder erstreckte und hier an das Basternenreich grenzte. Es ist bemerkenswert, daß Schlesien Jahrhunderte lang politisch in zwei Teile getrennt war und daß die Oder die Grenze bildete, nicht wie heute der Sudetenkamm. Überhaupt spielen in der Vorzeit Gebirge nicht in dem gleichen Maße wie in der Neuzeit eine Rolle als natürliche Grenze. Sowohl für den Illyrierstaat wie für das Keltenreich waren die Sudeten keine Scheidelinie, sondern das eigentliche Rückgrat des Staatswesens. Beiderseits des Gebirges wohnten Angehörige desselben Stammes, Genossen desselben Blutes. So unnatürlich diese Längsteilung der geographischen Einheit Schlesiens auf den ersten Blick erscheinen mag, so wiederholt sie sich doch im frühen Mittelalter unter ganz anderen Verhältnissen. Auch damals gehörte Schlesien links der Oder zur böhmischen Krone und an dem schlesischen Strom wurden Grenzfestungen gen Osten gegen die Polen errichtet. Die keltischen Fundplätze gliedern sich klar in zwei Gruppen, eine mittelschlesische, die von den aus Böhmen gekommenen keltischen Bojern bewohnt war, und eine oberschlesische, die sich dem mährischen Keltenstaate der Volker angliedert. Die Schicksale der beiden keltischen Teilstämme Schlesiens sind nicht ganz die gleichen. Doch ehe wir sie verfolgen, wenden wir uns noch einmal den Basternen zu.

Noch etwa 100 Jahre, nachdem die Kelten die Erbschaft des illyrischen Reststaates angetreten hatten, sind die Basternen rechts der Oder nachweisbar, dann hören ihre Siedlungen und Gräberfelder auf. Ungefähr 250 Jahre lang hatten sie Nordostschlesien bewohnt, dann packte sie ihr alter Wandertrieb von neuem und gegen 300 n. Chr. verließen sie ihre Sitze, um südostwärts neuen Landen zuzustreben (Abb. 3). Was der äußere Anlaß war, der diese Ostgermanen zu neuer Wanderung trieb, ist mit Sicherheit nicht zu erweisen. Politischer oder militärischer Druck der keltischen Nachbarn, an den man zuerst denken könnte, spielte kaum eine Rolle; denn die Kelten hatten damals ihre Blütezeit schon überschritten und besaßen nicht mehr die Kraft oder das Ausdehnungsbedürfnis, die von den Basternen freigegebenen Gebiete zu besetzen. Diese verwilderten und verödeten daher. Eher könnten mehrfache Mißernten den Germanen ihr Land verleidet haben. Noch wahrscheinlicher scheint es mir jedoch, daß die Basternen von dem Gebiete der Skythen angelockt wurden, von deren Reichtum sie genug gehört und während der Skythenvorstöße gesehen hatten. Das Skythenreich, das eben noch seine Kriegerscharen bis ins Herz Deutschlands entsandt hatte, sank immer mehr zusammen. Was lag da näher, als daß das noch aufwärts strebende Nachbarvolk der Basternen sich an seine Stelle setzte und so als erste Germanenwelle bis an die Pforten der antiken Welt und der klassischen Kultur brandete.

Mit dem Abzug der Basternen hört das Zweimächtesystem, das seit dem 6. Jahrhundert vor Chr. in Schlesien geherrscht hatte, auf. Die Kelten sind vom 3. Jahrhundert ab die alleinigen Bewohner des Landes; freilich dehnten sie, wie schon erwähnt, ihre Sitze nicht auf das Gebiet rechts der Oder aus, das herrenlos blieb. Etwa zwei Jahrhunderte dauerte diese keltische Alleinherrschaft in Schlesien. Dann kam eine neue Umwälzung im schlesischen Siedlungsbild. Ein viertes Volk heischte Anteil am schlesischen

[1]) In einer Zusammenstellung der keltischen Funde Schlesiens gedenke ich demnächst die obigen kurzen Andeutungen näher darzulegen.

Digitized by Google

Boden. Wieder war es ein Germanenstamm, die Wandalen, die um 100 v. Chr. von Norden her kamen, hauptsächlich die Oder aufwärts ziehend eindrangen und Nieder- und Mittelschlesien besetzten. Sie begnügten sich aber nicht wie einst die Basternen mit dem östlichen Teil Schlesiens, den sie so gut wie menschenleer vorfanden, sondern überwältigten auch die mittelschlesischen Kelten westlich der Oder. Starke keltische Stilelemente in den ältesten mittelschlesischen Wandalengräbern scheinen dafür zu zeugen, daß viele Kelten, besonders Handwerker, die sich nicht mehr rechtzeitig flüchten konnten, den Wandalen als Sklaven dienen mußten. Die gesamte jetzige Provinz Niederschlesien, soweit sie überhaupt bewohnt war, gehörte also seit dem letzten Jahrhundert zum Siedlungsgebiet der Wandalen, die ein halbes Jahrtausend hier seßhaft geblieben sind [1]). Ähnlich wie die Basternen machten die Wandalen vorerst etwa an der jetzigen oberschlesischen Grenze Halt. Dem oberschlesischen Keltenvolk war daher die Selbständigkeit ein Jahrhundert länger beschieden. Die keltischen Funde des letzten Jahrhunderts v. Chr. sind in Oberschlesien sogar bei weitem zahlreicher als die früheren. Man kann wohl daraus schließen, daß beträchtliche Teile der mittelschlesischen Kelten vor den Wandalen nach Oberschlesien ausgewichen sind und sich dort niedergelassen haben. Erst etwa mit dem Beginne unserer Zeitrechnung verschwindet das Keltentum auch aus Oberschlesien und die Wandalen besetzen allmählich diesen letzten Teil der schlesischen Erde, die nun Jahrhunderte lang völlig unbeschränkt von Germanen bewohnt war.

Damit ist das große Völkerringen um Schlesien beendet; nur noch Verschiebungen innerhalb der Germanenstämme selbst fanden in den nächsten Jahrhunderten statt. Die Wandalen machten Schlesien zu einem religiösen, kulturellen und Verkehrsmittelpunkt von überragender Bedeutung, der nach allen Himmelsrichtungen weithin nur noch von Germanenländern umgeben war. Dieser große Enderfolg der vorhistorischen Völkerwanderungen sollte dann leider durch die historische Völkerwanderung so gut wie völlig wieder zunichte gemacht und Schlesien wieder der Verödung und einem kulturell niedriger stehenden Volkstum preisgegeben werden.

---

[1]) M. Jahn, Die Gliederung der wandalischen Kultur in Schlesien. Schlesiens Vorzeit, N. F. Bd. VIII, S. 20 ff.

Digitized by Google

Grundsätzliches zur Erschließung urgeschichtlicher Wanderungen.

Von Helmut Preidel.

Daß die Urgeschichte von Haus aus eine historische Wissenschaft ist, wird heute von niemandem mehr ernstlich bestritten. Nur darüber ist man sich vielfach noch nicht klar geworden, in welchem Ausmaße sie Erkenntnisse vermitteln kann. Um diese Frage zu klären, müssen die ihr zur Verfügung stehenden Quellen, in der Hauptsache also die Bodenfunde, auf ihre Wertigkeit untersucht werden.

Eine kürzlich erschienene Arbeit [1]) nennt als Quellen Einzelfunde, Siedlungsfunde, Grabfunde und Verwahrfunde. Wie aber bereits Sudete II (1926), S. 30 ausgeführt ist, müssen Bodenfunde, d. h. alle jene Spuren, die von urzeitlichen Menschen herrühren, kritisch in zwei Gruppen eingeteilt werden, in bewegliche Funde oder Altsachen und in unbewegliche Funde oder Bodendenkmäler. Jede dieser Gattungen ohne die notwendige Ergänzung durch die andere bilden für sich Einzelfunde, beide gemeinsam, d. h. Altsachen und ein Bodendenkmal, jene Fundarten, die man als Grab-, Siedlungs- oder Sammelfunde zu bezeichnen pflegt.

In einer kurz vor seinem Tode abgefaßten Arbeit [2]) hat Hoernes in programmatischer Art für die Deutung eines Bodenfundes drei Hauptfragen aufgestellt, die Jacob-Friesen in seinem Buche (S. 102) in Sätze gekleidet hat:

1. Was ist der Gegenstand und wozu ist er geschaffen?
2. Wie alt ist der Gegenstand?
3. Wo ist der Gegenstand beheimatet und warum wurde er gerade an jener Stelle gefunden?

Diese Aufstellung ist nicht ganz klar. Der letzte Satz muß unbedingt lauten: Wo sind annähernd gleiche Gegenstände gefunden worden und warum wurde dieser gerade an jener Stelle gefunden? Auch dann ist die Fragestellung noch nicht fehlerfrei, es sei denn, man erblickt in den „Gegenständen" Bodenfunde schlechthin.

In Wirklichkeit kann man natürlich diese Grundfragen nicht so streng auseinander halten, da Altsachen und Bodendenkmäler eine besondere Stellung einnehmen. Während nämlich Bodendenkmäler am Orte von Menschen angelegt worden sein müssen, besteht diese Gewähr für Altsachen nicht. Sie können in der Nähe, aber auch in weiter Ferne gefertigt sein und nur durch

[1]) Jacob-Friesen, Grundfragen der Urgeschichtsforschung. Hannover 1927, S. 92 ff.
[2]) Die Kultur der Gegenwart, ihre Entwicklung und ihre Ziele, III. Teil, 5. Abtlg. Leipzig und Berlin 1923, S. 340.

Digitized by Google

einen Zufall, der nicht immer mit urgeschichtlichen Menschen in Beziehung zu stehen braucht, in die Erde gekommen sein. Ein gewisser Quellenwert kommt ihnen nach der Wahrscheinlichkeit erst zu, sobald in der Nachbarschaft gleichalte und zum gleichen Typus gehörige Stücke gefunden worden sind, jedoch absoluter Quellenwert, sobald sie mit einem Bodendenkmale verbunden vorkommen. Wenn die Fundumstände einwandfrei sind, bieten sie die Gewähr, daß die Erzeuger, ihnen nahestehende Menschen oder auch Zeitgenossen schlechthin die Altsachen niedergelegt oder hinterlassen haben.

Wie schon angedeutet, spielt die Urheberfrage die „Genealogie" des Fundstückes nach Hoernes in der Urgeschichtsforschung die größte Rolle. Jeder urgeschichtliche Bodenfund gehört in den Kreis der Lebensäußerungen urgeschichtlicher Menschen. Die Tatsache, daß jeder Bodenfund individuellen Charakter zeigt, kann nur auf die individuell ausgebildeten bezw. verschiedenen Anlagen der Urheber zurückgeführt werden, letzten Endes also auf somatische Grundlagen oder auf solche, die Lebensgemeinschaften oder Beziehungen hervorgerufen und gepflegt haben. Was die Kunstgeschichte längst als Ausdrucksform des schaffenden Menschen erkannt hat, das muß in gewissem Ausmaße auch die Urgeschichte sich zu eigen machen. Jeder Bodenfund muß ihr eine Ausdrucksform des Urhebers sein. Wie die Kunstgeschichte aus der Ähnlichkeit der Ausdrucksformen auf die Verwandtschaft der Künstler in somatischer oder vitaler Hinsicht schließt, so kann dies auch die Urgeschichte auf ihre Unterlagen dem Kausalitätsgesetze entsprechend anwenden.

Das gemeinhin allgemein verständliche, annähernd gleiche Ausdrucksmittel einer Lebensgemeinschaft ist die Sprache. Gemeinsame Muttersprache, im einzelnen wieder fein abgestuft nach Aussprache, Sprechton, Wortinhalt, Wortstellung, Satzbau u. a., ist das vornehmste Merkmal einer Volksgemeinschaft, deren ungleiche Blutzusammensetzung und ungleiche Anlagenausbildung die Unterschiede hervorgerufen hat, die selbst die „Erziehung" nicht vollständig ausgleichen konnte. Daneben treten natürlich noch andere Ausdrucksformen in Erscheinung, darunter solche, die die Differenzierung deutlicher noch als die Sprache zum Ausdruck bringen. Das Bild, das so eine Lebensgemeinschaft in ihren Äußerungen widerspiegelt, wird also trotz der vielen gemeinsamen Züge nicht so einheitlich sein, entsprechend den somatischen Grundlagen. Neben Ausdrucksformen, die für diese oder jene engere Gemeinschaft kennzeichnend sind, wird es solche geben, die der gesamten Gruppe eigen sind, schließlich noch solche, die über den Rahmen hinausgehen.

Da die Urgeschichte es ebenfalls nur mit Ausdrucksformen von Menschen zu tun hat, kann auf ihre Methoden auch die an einem Beispiele der Gegenwart verdeutlichten Anwendungen des Kausalitätsgesetzes übertragen werden. Das wichtigste Kriterium zur tatsächlichen Erschließung einer Volksgemeinschaft fehlt ihr zwar, doch kann sie es nicht nur ersetzen, sondern auch noch feinere Unterschiede wahrnehmen.

Bodenfunde, die in der äußeren Erscheinungsform einander ähneln oder einander nahezu gleichen, faßt die Forschung in dem Begriffe Typus zusammen, vorausgesetzt, daß annähernde Gleichzeitigkeit im Sinne von Montelius, d. h. annähernd gleichalte Herstellung nachweisbar ist. Wenn man nun der räumlichen Verbreitung gleichzeitiger Typen nachgeht, wird man finden, daß einzelne von ihnen nur in einigen engen Gebieten vorkommen, andere darüber hinaus in zwei oder mehreren so gekennzeichneten Gegenden und schließlich solche, die überall auftreten, innerhalb oder außerhalb des zugrunde liegenden Raumes. Für diesen angenommenen Formen-

Digitized by Google

kreis sind diese Typen dann atypisch, auch solche, deren Hauptverbreitungsgebiet außerhalb des Formenkreises zu suchen ist. Die Verbreitungsgebiete der einzelnen Typen und Typengruppen werden sich gewöhnlich nicht scharf abgrenzen lassen, da sie in den Randzonen vielfach ineinander übergreifen werden.

Wendet man nun auf diese Verhältnisse das Kausalitätsgesetz an, so muß man jeden einzelnen Vertreter eines Typus mit einem gewissen, nicht näher bestimmbaren Anlagenkomplex in Verbindung bringen, den gesamten Typus mit eng verwandten Anlagenkomplexen der Urheber oder letzten Eigentümer. Um die Frage Eigentümer oder Urheber entscheiden zu können, falls nicht die Fundgattung den Zweifel erübrigt, bedient man sich wie die meisten Naturwissenschaften des Analogieschlusses: Wo die meisten Vertreter eines Typus nachweisbar sind, dort werden sie gefertigt sein. Jene Stücke also, die für eine Gegend nicht kennzeichnend sind, werden als Niederschläge eines Güteraustausches zu betrachten sein, auch in den Gebieten, die als Grenzzonen zu bezeichnen sind. Die Verteilung der nicht atypischen Typen zeigt also die Verteilung der entsprechenden Anlagenkomplexe der Urheber oder Eigentümer in Abstufungen, die nur auf engere oder losere Lebensgemeinschaften bezogen werden können, zweifelsohne auch auf Artgemeinschaften. Die Forschung nennt diese Gruppen Kulturkreise, Kulturprovinzen oder Kulturgebiete.

Dieses Verfahren, das in einer gewissen Zeitstufe die Kultur- bezw. Bevölkerungsverhältnisse einer Gegend erkennen läßt, ist natürlich jederzeit anwendbar, wie als erster Kossinna vor mehr als 30 Jahren erkannt hat. Was hier in großen Zügen abzuleiten versucht wurde, hat ihm die Erfahrung gelehrt: scharf umgrenzte Kulturgebiete decken sich zu allen Zeiten mit bestimmten Völkern oder Volksstämmen.

Schon im vorigen Jahrhundert hat Montelius nachgewiesen, daß die Erscheinungsbilder eines Typus nicht nur untereinander individuelle Züge tragen, sondern auch so weitgehende Veränderungen zeigen, daß man bereits von einem neuen Typus sprechen muß. Mehrere solcher Typen einer bestimmten Form hat er in der Weise zusammengestellt, daß die Existenz des einen Typus aus den anderen erklärlich war. So erhielt er eine typologische Reihe, die ihm zeigte, in welcher Stufenfolge die einzelnen Typen dieser Formenreihe sich entwickelt haben. Indem er diese Reihen untereinander verglich, konnte er feststellen, daß im selben Zeitraume einige rascher, andere wieder sich langsamer entwickelt hatten. Die ersteren nannte Montelius empfindlich, die letzteren minder empfindlich. Diese qualitativen Unterschiede sind namentlich auf Material und Bestimmung zurückzuführen. Im allgemeinen kann man mit Montelius sagen, daß solche Formenreihen bezw. Typen am empfindlichsten sind, denen die höchste Ausdrucksform, der größte Kunstwert, eigen ist. Dabei ist die Beobachtung zu machen, daß die Entwicklung auch vom Alter abhängt. Je weiter nämlich Bodenfunde zeitlich zurückreichen, desto langsamer werden sie sich entwickeln. Diese Tatsache erklärt einerseits das Kriterium der Empfindlichkeit, je ursprünglicher ein Typus ist, desto weniger Kunstwert ist ihm beizumessen, andererseits aber nur die Anwendung des Kausalitätsgesetzes, da auch alte Typen, deren individuelle Ausdrucksformen höher anzuschlagen sind, gegenüber jüngeren und minder einzuschätzenden Typen das gleiche Verhältnis zeigen.

Wenn ein Typus auf einen gewissen Anlagenkomplex zurückzuführen ist, dann wird die Veränderung innerhalb der Formenreihe auf eine

Digitized by Google

Veränderung der Anlagen der Urheber fußen. Die Ursache dafür wäre also zu untersuchen. Nach den bisherigen Erfahrungen können hier nur in Betracht kommen:

1. Ausbildung bereits in Wirksamkeit getretener Anlagen,
2. Erweckung vorhandener, aber bisher nicht in Wirksamkeit getretener Anlagen durch Intuition oder durch Einflüsse von außen,
3. Vermengung vererbter Anlagen infolge vorausgegangener Blutmischung nach den Vererbungsgesetzen.

Diese Aufstellungen lehren deutlich, daß die rassische Zusammensetzung einer Urhebergruppe einen nicht geringen Einfluß auf die Ausprägung ihrer Lebensäußerungen hat. Wenn als Rasse eine größere Gruppe von Menschen bezeichnet werden kann, die durch gleiche Anlagen gekennzeichnet sind, werden bei strenger Inzucht immer nur wieder die gleichen Anlagen in Erscheinung treten, es sei denn, daß die intensive Inanspruchnahme einige Anlagen auf Kosten anderer besonders pflegt. Auch die Erweckung schlummernder Anlagen durch Erfindung oder durch Hinweise von außen, also Lernen bei Artgenossen oder bei anderen, Erlernen infolge geänderter Lebensbedingungen u. a. m., dürften eine Rolle spielen. Immerhin aber werden sich die Anlagen hier nicht in dem Maße umbilden können, wie in einer Lebensgemeinschaft, die fremdes Blut in sich aufgenommen hat. Dort werden in der Geschlechterfolge alle Anlagen der Komponenten in den mannigfachsten Zusammensetzungen hervortreten. Dieser ständige Wechsel der Anlagen wird zwar durch das Gemeinschaftsleben in seiner Auswirkung abgeschwächt, wird aber dennoch die Ausdrucksformen entsprechend umbilden. Die Entwicklung wird um so rascher vor sich gehen, je mehr rassische Komponenten an der Ausbildung der Urheber beteiligt waren.

Wenn man die Kulturkreislehre mit der Tatsache der Formenentwicklung in Verbindung bringt, gelangt man zu der siedlungsarchäologischen Methode, die Kossinna vor mehr als einem Menschenalter gefunden hat. Die einfachste Anwendung dieser Arbeitsweise verlangt, die Verbreitung der einzelnen Typen einer empfindlichen Formenreihe geographisch festzustellen. Entweder findet man, daß Typen der Reihe räumlich annähernd gleiche Verbreitung zeigen, oder daß einzelne Typen in verschiedenen Gegenden auftreten, einerseits im Zusammenhange mit dem ursprünglichen Verbreitungsgebiete, andererseits ohne die Sicherstellung eines solchen. Im ersten Falle spricht man von der Behauptung eines Kulturgebietes, im zweiten von einer Ausbreitung und im letzten von einer Abwanderung.

Die Kulturausbreitung kann in der Weise vor sich gehen, daß in dem neugewonnenen Gebiet neben den neuen noch gleichalte Typen fremder Entwicklungsreihen auftreten. Das ist beispielsweise auch in den schon genannten Grenzzonen der Fall, wo das zahlenmäßige Verhältnis ungefähr das gleiche sein wird. Die Intensität der Durchdringung eines fremden Kulturgebietes spiegelt die Entwicklung wider. Bald werden nämlich die einen Typen die anderen verdrängen unter gleichzeitiger Veränderung der Grundformen, so daß man sie der ursprünglichen Formenreihe als Nebenserie beiordnen müssen wird. Schließlich wird sich das dahin auswirken, daß entweder eine Verschmelzung mit den entsprechend abgewandelten heimischen Typen eintritt oder daß diese überhaupt zu bestehen aufhören.

Die Kulturausbreitung kann sich aber auch noch anders auswirken. Mit dem Auftreten von Typen einer Formenreihe in einem fremden Kulturgebiete kann das Verschwinden der gleichalten Typen der ursprünglich hier

Digitized by Google

beheimateten Formenreihe verbunden sein. In diesem Falle wird die Entwicklung zunächst ähnlich wie im Mutterlande erfolgen. Später aber wird es auch hier zur Ausbildung einer Nebenserie kommen.

Eine Teilwanderung oder Abwanderung eines Kulturgebietes wird sich in ähnlicher Weise auswirken, soweit es sich um das Eindringen und um die Entwicklung der führenden Formenreihe handelt. Wenn das Neuland nicht unmittelbar dem Mutterlande benachbart ist, spricht man von einer Teilwanderung. Um eine Abwanderung endlich handelt es sich, sobald im ursprünglichen Verbreitungsgebiet der kennzeichnenden Formenreihe keine Fortentwicklungen mehr nachweisbar sind, diese vielmehr in einer anderen Gegend auftreten. Die Abwanderung tritt um so klarer zutage, falls in der alten Heimat eine fremde Kultur sich ausbreitet.

Wie sind nun diese Verhältnisse im Sinne des Kausalitätsgesetzes zu verstehen? Das Bestehen einer Formenreihe innerhalb bestimmter Grenzen kann nur dahin gedeutet werden, daß der Anlagenkomplex der Urheber sich den Vererbungsgesetzen gemäß entfaltet hat. Jedes Hinzukommen ursprünglich fremder Anlagen müßten die Ausdrucksformen anzeigen. Von einer ungestörten Entwicklung könnte dann keine Rede sein.

Die Erwerbung neuen Kulturlandes durch Eindringen von Teilen einer Formenreihe in ein fremdes Kulturgebiet kann solange auf Handelsniederschläge zurückgeführt werden, solange man keine Unterlagen dafür hat, daß die Vertreter der Typen nicht in der Gegend hergestellt worden sind. Neben den Formen der angenommenen Formenreihe müßten die ursprünglich hier allein heimischen parallel erscheinen. Die Annahme der einen oder der anderen Reihe durch die Bevölkerung setzt schon voraus, daß eine gewisse Beeinflussung ihrer Anlagenkomplexe vorausgegangen sein muß, eine Annäherung der Lebensgemeinschaften der Urheber. Die erfahrungsgemäß bald in Erscheinung tretende Ausbildung von Nebenserien, von denen die eine die kräftigere sein wird, zeigt, daß ihr eine intensivere Veränderung des Anlagenkomplexes vorausgegangen ist, die nur auf somatischer Grundlage fußen kann, auf Vermischung mit der älteren Bevölkerung. Die Überlegenheit eines Anlagenkomplexes in qualitativer oder quantitativer Hinsicht spiegelt sich dann in dem Absterben einer Formenreihe wieder. Das allmähliche Durchdringen und das langsame Aufsaugen einer Lebensgemeinschaft durch eine andere innerhalb eines bestimmten Gebietes nennt man Kolonisierung.

Erfolgt die Erwerbung neuen Kulturlandes in der Weise, daß die ursprünglich hier heimische Formenreihe gleichzeitig verdrängt wird, also ein Eindringen gewisser Anlagenkomplexe in eine ursprünglich fremde Lebensgemeinschaft mit einer Anzahl fremder Anlagen, ohne daß diese Urhebergruppe in Hinkunft die ursprünglichen Ausdrucksformen weiterbildet, so muß dem notwendig auf eine gewaltsame Verdrängung oder Unterdrückung der früher hier wohnenden Bevölkerung vorausgegangen sein. In der Regel entstehen in solchen Gebieten später ebenfalls von der ursprünglichen Formenreihe abzweigende Typen. Mitunter kann dies soweit führen, daß die späteren Ausdrucksformen überhaupt nicht mehr die Eigenart der Eroberer widerspiegeln werden. Aus der Intensität der zugrunde liegenden Veränderung der Anlagen der Urheber ist dann zu ersehen, auf welche Ursachen das zurückzuführen ist, auf bloße Umbildung infolge geänderter Lebensbedingungen oder auf die Aufnahme fremden Blutes. In diesem Falle ist in erster Linie an die unterworfene oder nicht zur Gänze verdrängte Urbevölkerung zu denken.

Digitized by Google

Die Deutungen der Teilwanderungen und Abwanderungen von Kulturen im Sinne des Kausalitätsgesetzes ergeben sich nach dem Vorstehenden von selbst. Hervorzuheben wäre nur noch, daß Wanderungen in fundleere Gebiete nicht notwendigerweise die Beibehaltung der ursprünglichen Formenreihe zur Folge haben müssen. Im Gegenteil wird sich auch hier bisweilen eine Nebenserie herausbilden, die einerseits auf eine durch die Einflüsse der natürlichen Lebensbedingungen hervorgerufene Umbildung der Anlagen zurückgehen kann, andererseits aber auch auf die Aufnahme fremden Blutes. Dieses letztere wird man namentlich dann annehmen müssen, sobald die späteren Erscheinungsformen Merkmale stilfremder Elemente äußern werden. Das fundleere Gebiet wird dann nicht unbesiedelt gewesen sein.

Zum Schlusse sei noch die Frage aufgeworfen: Welche Umstände müssen gegeben sein, um von der Ausbreitung, Teilwanderung und Abwanderung einer urgeschichtlichen Lebensgemeinschaft sprechen zu können? Theoretisch genügt die Verbreitung einer empfindlichen Formenreihe vollständig. Die Anwendung fällt aber nicht immer leicht, da das vorläufig verfügbare Material in vielen Fällen nur aus wenigen Stücken besteht. Grundbedingung ist, daß die typologische Ableitung richtig ist. Auch falls dann nur ein Vertreter einer Formenreihe in einem fremden Kulturgebiete erscheint, kann man beispielsweise von einer Teilwanderung der entsprechenden Lebensgemeinschaft sprechen, wenn die Umstände das rechtfertigen. Vor allem gehört hierzu das Vorhandensein von Weiterbildungen, die eine Nebenserie einleiten, oder die die Umbildung der heimischen Formenreihe hervorrufen, vorausgesetzt, daß diese und die eingedrungene nicht nahe verwandt sind. Dann ist der Annahme, daß nur wenige Auswanderer die betreffenden Altsachen mitgebracht haben der Boden entzogen, weil einmal eine intensivere Änderung der Ausdrucksformen bezw. der entsprechenden Anlagenkomplexe in urgeschichtlicher Zeit nur auf Blutmischung zurückgeführt werden muß, die sich natürlich in einem solchen Ausmaße nur äußern kann, wenn die gesamte Lebensgemeinschaft in Mitleidenschaft gezogen wurde, um so mehr, als es sich um die Aufnahme völlig fremder Anlagen handelt.

Was hier in großen Zügen anzudeuten versucht worden ist, muß natürlich noch in jeder Beziehung ausgebaut werden, stellen diese Zeilen ja nur den Entwurf einer großen Arbeit dar, die zu ganz ähnlichen Zielen führen wird, wie sie Kossinna bereits vor mehr als 30 Jahren auf anderem Wege gewonnen hat.

Digitized by Google

II. Vorgeschichte und Nachbarwissenschaften.

1. Anthropologie.

Anthropologische Aufgaben aus der Vor- und Frühgeschichte Süddeutschlands.

Aus dem Kaiser Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik. Berlin-Dahlem.

Von Eugen Fischer.

Dem Teil Anthropologie, der sich mit den Rassen der Vergangenheit oder weiter zurück mit den Fragen der Entstehung des Menschen, der Ausbreitung der ersten menschlichen Gruppen und ähnlichen Fragen beschäftigt, fließt sein gesamtes Arbeitsmaterial, die Fundstücke, einzig und allein von der vorgeschichtlichen Forschung zu. So darf die Anthropologie nicht fehlen, wenn ein Festband einen Führer auf vorgeschichtlichem Gebiet feiern will, einen Mann, der ein arbeits- und erfolgreiches Leben der Forschung und dem Kampf für seine Forschungsergebnisse gewidmet hat. Und gerade heute, wo der Anthropologie in der Reichshauptstadt durch die weitblickende Tatkraft der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft eine neue, glänzende Arbeitsstätte geworden ist, will diese in der Zahl der Glückwünschenden nicht fehlen. Aber leider war es dem Verfasser in dem noch in Organisation begriffenen Institut nicht möglich, ein Fertiges, eine Lösung vorzulegen, er muß sich damit begnügen, skizzenhaft auf Fragen hinzuweisen, an deren Lösung er arbeitet und die er einmal zu bringen hofft. Zur Lösung aber ist die Hilfe der prähistorischen Forscher nötig und so ist wohl diese Darstellung hier gestattet, zumal sich das Ganze auf die Rassenmerkmale unserer Heimat bezieht, die ja dem Jubilar stets besonders am Herzen lag.

Die folgende Überlegung hat zum Ausgangspunkt und Inhalt zunächst nur gewisse früh- und vorgeschichtliche Rassenfragen Süddeutschlands, aber ähnliche und entsprechende Fragen tauchen überall auf.

Aus den gesamten vor- und frühgeschichtlichen Rassentypen Deutschlands ist eigentlich nur eine Form schon vor Jahrzehnten so klar beschrieben und benannt worden, daß ihre Anerkennung bis heute weiter besteht, A. Eckers „Reihengräber-Typus". Es ist erstaunlich, wie scharf Ecker diesen Typus anthropologisch herausgearbeitet hat, wenn wir gleichzeitig sehen, wie phantastisch und irrig die Kenntnisse der damaligen Zeit über „Hügelgräber" (Hallstattzeit), über Kelten usw. waren. Die Reihengräber Süddeutschlands, also die Friedhöfe der Alemannen, Franken, Bajuvaren usw. reichen schon aus geschichtlich erst halberhellter Zeit hinein ins volle Licht geschichtlicher Tage. Um 260 dürften die Alemannen die letzten Römerreste rechtsrheinisch vernichtet haben, bis ins 7. und 8. Jahrhundert gehen die Reihengräber, in diesen späten Bestattungen die ersten christlichen Symbole bergend.

An diese Reihengräber knüpft sich nun die wichtigste Frage, die die rassenkundliche Erforschung der heutigen süddeutschen Bevölkerung uns stellt.

Digitized by Google

Schon Ecker selbst setzt den langgebauten Schädeln aus den Reihengräbern als schroffen Gegensatz die runden Formen der heutigen Schädel derselben Landschaft gegenüber. Ich lege dabei Wert darauf, zu betonen, daß es sich nicht um die Indexziffer handelt, sondern um die gesamte Form in vielen anatomischen Einzelheiten, die Ecker gut gesehen und deutlich beschrieben hat. Wenn ich im Folgenden von dolichocephal und brachycephal spreche, tue ich es nur der Einfachheit halber, dieses einzelne Merkmal aus mindestens ebenso wichtigen anderen herausgreifend.

Woher kommen die heutigen Brachycephalen, etwa im oberrheinischen Alemannengebiet, wenn ich mich auf dieses beschränken soll. Nach der Alemannen- und späteren Franken-Einwanderung fand nachweisbar keine neue irgendwie massenhafte Einwanderung statt. Also schlug wohl die alte vorgermanische Bevölkerung im Typus wieder durch? Aber dann müßte vor der Ankunft der Eroberer eine sehr starke Bevölkerung dagesessen haben, von den Einrückenden mindestens in den Weiberstämmen geschont und dann sozusagen restlos aufgeheiratet worden sein, sonst erklärte sich der Wechsel nicht. Wissen wir doch, daß in den Reihengräbern oft 70—100% Dolicho- und Mesocephale liegen, denen in der heutigen Bevölkerung bis über 60% Brachycephale gegenüberstehen. Die Gräberfunde aber aus den drei oder vier Jahrhunderten jener Alemannenzeit sind unter sich ganz einheitlich. Sollte die alte Bevölkerung daneben eine andere Art Bestattung gehabt haben, von der wir noch gar nichts ahnen, die nicht in einem einzigen Fund auf uns gekommen ist? Nein! Sie muß unter der Neuangekommenen gelebt haben und begraben sein. Die schönen Ausgrabungen in Holzgerlingen [1]) zeigen auch positiv durch die Beigaben, daß Herren und Knechte im selben Friedhof lagen. Leider sind die Schädel nicht so erhalten, daß man die Frage entscheiden kann, ob sie, wenigstens durchschnittlich dieselbe oder verschiedene Schädelform hatten.

Auch die Erscheinungen der Vererbung erklären die Sachlage nicht, Hauschild versuchte diese Art Deutung. Die Ungleichheit im Verschwinden der Reihengräber-Schädelform und im Erhaltenbleiben der hellen Haar- und Augenfarben, der nordischen Nasenform usw. wird durch keine Annahme von Dominanz in der Vererbung oder Luxurieren eines Merkmals in der Kreuzung befriedigend erklärt.

Man versucht eine andere Deutung. Die alte Bevölkerung soll durch die Eroberer in die unwirtlicheren Gegenden zurückgedrängt und später wieder, sagen wir vorgesickert sein. Man betrachte z. B. die Wagnerschen Karten [2]) über die Verteilung der alemannischen Funde in Baden und vergleiche sie mit den Fundkarten aller früheren Perioden. Der Schwarzwald war bis weit in die Täler herunter immer siedelungsfrei. Eine scharfe Grenzlinie zeigt die Niederlassung der Alemannen. Etwa dieselbe Grenze haben aber alle vorigen Siedler ebenfalls innegehalten. Nicht nachträgliches Vordringen der in den Schwarzwald zurückgeschobenen Reste talabwärts, sondern umgekehrt aufwärts gerichtete Besiedelung des Schwarzwaldes durch Rodung von den Alemannen-Wohnplätzen aus im Dienste von Klöstern und Herren hat den Schwarzwald besiedelt, erheblich später als die ersten Gegenden. Und die heutigen Siedler sind ebenso brachycephal wie die, die auf damaligem Reihengräberboden sitzen.

[1]) Walther Veeck, Der Reihengräberfriedhof von Holzgerlingen. Fundber. aus Schwaben, N. F. III. 1926.

[2]) E. Wagner, Fundstätten und Funde . . . . in Baden. Bd. I. Tübingen 1908.

Digitized by Google

Endlich ein dritter Erklärungsversuch, auf Ammon zurückgehend, will zur Deutung der auffälligen Befunde Auslesevorgänge verantwortlich machen. Die Langschädeligen, als geistig eigenartig Veranlagte, sollen Generation um Generation nach den Städten ausgewandert sein. Aber wir haben im Land heute noch die Blonden, die Großen, die Langgesichtigen. Kann sich etwa die Schädelform allein auslesen?

Das Problem ist heute noch völlig dunkel. Zur Lösung wäre zunächst die Frage in Angriff zu nehmen, wann und wie schnell sich der Umschwung vollzogen hat. Hier fehlt jedes Material. Die christlich gewordenen Alemannen und Franken begruben ihre Toten in denselben Kirchhöfen, in denen seitdem bis heute, also jetzt 1000 Jahre lang, die Menschen ihre Ruhe finden. Da haben die Neuankömmlinge die Alten unter dem Boden zerstört und die Hand des Forschers darf an geweihte Stätte nicht tasten. Aber es sei hier besonders betont, wie ungeheuer wichtig es wäre, wenn von aufgelassenen früheren christlichen Friedhöfen oder von ehemaligen Beinhäusern Schädelmaterial zu tage käme. Und es sei hier die dringende Bitte um Bergung solchen Materials an alle Stellen gerichtet, die in Betracht kommen. Ist es nicht wunderbar, daß wir heute in Schädelsammlungen außerordentlich viel mehr neolithische oder frühgermanische Schädel haben als früh- und spätmittelalterliche. Man kennt eigentlich nur die wenigen mittelalterlichen Schädel, die Ranke und Dilenius beschrieben haben, vielleicht noch einige Beinhausschädel.

Wenn ich schon beim Bitten um Lieferung von Material bin, möchte ich das gerne von den Vorgeschichtsforschern auch noch auf die Archäologen ausdehnen. Wenn der Anthropologe die Vertreter dieser beiden Nachbarwissenschaften sicher auch oft enttäuscht, weil er einzelnen Schädeln keine jene interessierende Diagnose ansehen kann, so ist doch jeder einzelne Schädel ausnahmslos des Aufhebens unbedingt wert, ihre wachsende Zahl und künftiges Vergleichsmaterial werden uns doch noch einmal in den Stand setzen, dem spröden Material Antwort abzuringen.

Doch zurück zu unseren oberdeutschen Rassefragen.

Steht das „Wann" der eigenartigen Erscheinung fest, kommt erst die schwierige Frage des „Wodurch". Da kommen alle die schwierigen Probleme der Konstanz der Schädelform, der Vererbung, der Kreuzung, des Luxurierens und der Umweltwirkung in Betracht. Alle diese würden durch Material der obigen Art der Lösung nähergeführt werden können, so daß hier Forschungen auf räumlich und zeitlich beschränktem Gebiet doch hinführen würden zur Gesamtwissenschaft vom Menschen.

Wie erwähnt, sollten hier keine Ergebnisse berichtet werden, aber vielleicht hilft die dargestellte Überlegung doch dazu, Grundlagen zu schaffen für die Lösung der Fragen und vielleicht werden Glückwünsche für einen Forscher nicht für allzu unbescheiden gehalten, auch wenn sie ausklingen in eine Bitte um Hilfe an eben die Wissenschaft, der er sein Leben lang gedient hat.

Digitized by Google

Natürliche Stammeskunde als Hilfswissenschaft der Vorgeschichtsforschung.

Von Hermann Albert Prietze.

Jede Wissenschaft hat den Beruf, dem Leben und der Gegenwart zu dienen. Eine Wissenschaft um ihrer selbst willen ist Spielerei Vereinzelter. Die Wahrheit, die die Wissenschaft fördern will, wird nur dann Wahrheit, wenn sie einer Gemeinschaft fruchtbar wird.

Für keine Wissenschaft gilt dies mehr als für die Geschichtswissenschaft und niemand hat dies klarer erkannt als Kossinna, der seinem Buch den Titel gab: „Die Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft!"

„Je tiefer Erkenntnis werden soll, um so größer muß auch Liebe ja Leidenschaft sein", sagt Goethe. Woher sollten wir aber Liebe und Leidenschaft für die Erforschung der Vergangenheit nehmen, wenn nicht aus der Gemeinschaft, in der wir leben? So ist denn auch unter dem Wahlspruch Kossinnas, der wohl bei allen seinen Schülern und Anhängern bewußte Aufnahme gefunden hat, die Vorgeschichtsforschung in Deutschland in einer Weise aufgeblüht, wie es selten einer Wissenschaft beschieden gewesen ist; und wenige andere Wissenschaften mögen sein, die unter diesem Zeichen eine größere Zukunft haben.

Der gegenwärtige Stand der Vorgeschichtsforschung ist zu vergleichen mit einem gewaltigen Brückenbau über den Strom der Zeit, wo am jenseitigen Ufer, in der Vorzeit, das Fundament der Brückenpfeiler mit Sorgfalt und heiliger Gewissenhaftigkeit gelegt wird, wo nichts vergessen wird, was dem Bau Festigkeit verbürgt, und wo auch die unscheinbarste Arbeit nicht gescheut wird, um der Grundlagen sicher zu sein. Damit nun aber beide Brückenhälften sich zum vollendeten Ganzen entgegenwölben können, bedarf es auch auf dem diesseitigen Ufer eines Pfeilerwiderlagers, das dem jenseitigen in allen Teilen entspricht und ihm an Festigkeit nicht nachsteht.

Manches ist auch hier schon bedacht worden, aber ein Unerläßliches fehlt noch. Geschichte wie Vorgeschichte handeln vom Menschen und von Menschenarten. Drüben am anderen Ufer bemüht man sich, die Menschenarten, deren Nachlaß man im Boden findet, immer genauer zu erfassen, immer mehr zu gliedern und zu unterteilen. Schon genügt die Unterscheidung von Nord-, Ost- und Westgermanen längst nicht mehr, überall entwickeln sich stammeskundlich zu unterscheidende Gruppen, ja man geht kühn dazu über, historisch beglaubigte Stämme der Völkerwanderungszeit aus den Bodenfunden zu erschließen. Wie anders das Bild auf dem diesseitigen Ufer!

Digitized by Google

Hier fehlt es bisher noch so gut wie ganz an der Erforschung der natürlichen Gebilde, welche jenen Stammesgruppen entsprechen. Die Wissenschaft, die hierzu berufen wäre, nämlich die Anthropologie, scheint im Gegenteil ihren Beruf darin zu sehen, das Vorhandensein solcher Entsprechungen zu leugnen. Sie kennt nur hypothetische „Rassen" oder vielmehr Rassenbestandteile, die keine örtliche Begrenzung und keine genauere Beschreibung gestatten. Die sogenannte Nordische Rasse, in welche die deutschen Stämme der Vorzeit nach den meisten Rasseforschern ausmünden, ist nach deren Ansicht ein so unbestimmtes Gemisch von „Erbmassen" auch anderer, ganz fremder Rassen, daß man auf dieser Grundlage sicher niemals eine Brücke in die durch Spaten und Schrift erhellte Vergangenheit wird schlagen können.

Nicht viel besser steht es mit der volkskundlichen Forschung, die in ganz merkwürdiger Blindheit für das Naturgegebene, ihre Arbeitsgebiete nach zufälligen politischen Grenzen absteckt und in dieser Zwangsjacke natürlich das aller Volkskunde zutiefst liegende verfehlen muß. Eine einwandfreie Volkskunde z. B. Rheinlands oder Westfalens ist nicht möglich, wenn man nicht fühlt, wie sehr verschieden die in diesen Gebieten lebenden Stammesgruppen sind und wie wenig ihre Grenzen mit denen des politischen Gebietes übereinstimmen. Was soll man in dieser Hinsicht gar z. B. von einer Braunschweigischen Landeskunde erwarten, die ein zwischen Karlshafen an der Weser und Neuhaldensleben an der Ohre verzetteltes Gebiet umfassen will!

Vor 8 Jahren wies ich zum ersten Mal darauf hin [1]), daß es nicht nur dem Fachgelehrten, sondern auch jedem einigermaßen Begabten möglich sei, wirkliche, daß heißt in naturwissenschaftlichem Sinne objektiv nachweisbare Stammesgrenzen im größten Teil Deutschlands und wahrscheinlich auch in den anderen europäischen Ländern festzustellen. Ich belegte dies in mehreren Aufsätzen, von denen drei im Mannus erschienen sind, an der Hand von praktischen Beispielen [2]). Aber wo sich eine falsche Theorie erst einmal festgesetzt hat, bedarf es längerer Zeit, ehe die Binde von den Augen fällt. Dabei nehme ich keineswegs in Anspruch, der erste gewesen zu sein, dem diese Tatsache bekannt wurde. Schon Goethe hat in seinen Tag- und Jahresheften die „höchst merkbare Verschiedenheit der menschlichen Gestalt" auf seiner Reise von Weimar nach Pyrmont beobachtet. Hermann Allmers gibt in seinem Marschenbuch ebenfalls deutliche Hinweise auf die körperliche Verschiedenheit der in den Elb- und Wesermarschen angesiedelten Stämme, Richard Linde desgleichen für dasselbe Gebiet und für die Lüneburger Heide. Solche Beobachtungen können selbstverständlich nur durch Vergleichung bei ausgedehnten und oft wiederholten Reisen wissenschaftlich fruchtbar werden. Eine theoretische Rassenkunde kann man allenfalls in seinem Studierzimmer schreiben, nicht aber eine Stammeskunde, dazu ist heute noch eigene genaue Beobachtung an Ort und Stelle erforderlich. Was würde man von einem Zoologen sagen, der im Gegensatz etwa zum Altmeister Brehm, Tierarten beschreiben wollte, die er nicht einmal in Abbildungen, geschweige

[1]) Natur und Volkstum von H. A. Prietze. Verlag Gebr. Hartmann, Hannover-Linden.

[2]) Stammesgrenzen in Niedersachsen. Zeitschrift Niedersachsen, Verlag C. Schünemann in Bremen. Jahrg. 1922, Heft 19. — Die naturwissenschaftliche Grundlage völkischer Weltanschauung. Zeitschrift Deutschlands Erneuerung. Verlag von J. F. Lehmann, München 1922, Heft 12. — Haarfarbe als Rassenmerkmal. Deutsche Zeitung vom 13. März 1924. — Dr. Hans Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, Besprechung. Mannus, Bd. 16, Heft 1/2. — Was man von den Bückeburgern lernen kann. Mannus, Bd. 17, Heft 4. — Die wissenschaftliche Bewertung von Schädelfunden. Mannus, Bd. 18, Heft 4.

Digitized by Google

denn in der Natur gesehen hätte? In neuerer Zeit scheint die Notwendigkeit solcher örtlichen Feststellungen allgemeiner eingesehen zu werden. Das zeigt sich darin, daß einerseits neue „Rassen" zwischen die bisher anerkannten eingeschoben werden, anderseits darin, daß mehr und mehr die Möglichkeit zugegeben wird, daß sich hier und da auf dem Lande noch Splitter alter reiner Stämme erhalten haben könnten. Demgegenüber kann nur immer wieder aufs neue betont werden, daß das altbesiedelte Deutschland und zum Teil auch das Kolonialland rechts der Elbe ein klares Mosaik von reinen Stammesgebieten ist, in dem selbst die größeren Städte nur dann eine Ausnahme bilden, wenn sie auf der Grenze von verschiedenen Stammesgebieten liegen oder wie Berlin ihren Zuzug aus dem ganzen Reich erhalten. Demnach muß es also sehr wohl möglich sein, diejenige wissenschaftliche Bestimmtheit in die Rassen- und Stammeskunde zu bringen, die von der Vorgeschichtsforschung erstrebt und zum Teil schon erreicht worden ist.

Es bleibt vielleicht noch die Frage offen, ob die heute beobachteten Volksstämme durch Abstammung mit jenen der Vorzeit verwandt, d. h. identisch sind. Mit anderen Worten, ob nicht ursprünglich einheitliche und in geschlossenem Verbande wandernde und siedelnde Stämme sich durch fremden Zuzug oder auch durch einen inneren Umwandlungsprozeß so verändert haben könnten, daß eine Vergleichung der Körperlichkeit und Geistigkeit zwischen damals und heute nicht mehr statthaft wäre. Für die Identität spricht, abgesehen von der biologischen Gesetzmäßigkeit, auf die ich hier nicht eingehen kann, vor allem die Tatsache, daß in den heutigen Stammesgebieten ein fast gleicher Menschentyp auf der ganzen Fläche angetroffen wird. Keine Abschwächungen nach der Grenze zu, sondern erst dort ein scharfer Sprung zum Nachbarstamm hinüber! Was sich als räumlich gleich erweist, muß auch zeitlich gleich sein! Denn wäre mit der Zeit eine Veränderung vor sich gegangen, so hätte sie auf der ganzen Fläche in gleichem Sinne stattfinden müssen, was aber weder durch Vermischung mit den wieder in sich verschiedenen angrenzenden Stämmen noch durch Klima oder Bodenbeschaffenheit erklärt werden könnte. Letzteres deshalb nicht, weil in den meisten Fällen sich das Stammesgebiet auf Flachland und Hügel- oder Gebirgsland verteilt, ohne daß sich dies im Typ der Bewohner ausprägt.

Die unbedingte Beharrlichkeit des Stammestypus glaube ich außerdem in meinem, die Schwaben behandelnden Aufsatz im Mannus [1]) überzeugend dargetan zu haben. Die dort beigegebenen Abbildungen zeigen für fünf Jahrhunderte die Unveränderlichkeit eines Typs von unverkennbarer Eigenart, wobei ich erwähne, daß das Bild Syrlins keineswegs das einzige vom Chorgestühl des Ulmer Münsters ist, das den Schwabentyp für die damalige Zeit bezeugt. In Ulm haben sich von je verschiedene Stämme berührt, aber doch, wie wir heute feststellen, keinen neuen Mischtyp gebildet! Die natürliche Entstehung eines neuen Stammestyp ist nach biologischen Gesetzen an so zahllose genaue Voraussetzungen gebunden, daß sie nur in ganz außergewöhnlichen Fällen als möglich angenommen werden darf. Man denke dabei an die Sorgfalt, mit der der Tierzüchter arbeiten muß, wenn er eine neue Rasse züchten will; wie sollten in der freien Natur gleiche Vorbedingungen stattfinden?

Weitere Beweise ergeben sich aus der genaueren Erforschung der Stammesgrenzen von selbst. Die Sicherheit, mit der sich an Hand des jetzigen Befundes die alten Nachrichten über germanische Stämme entwirren lassen,

[1]) Die wissenschaftliche Bewertung von Schädelfunden. Mannus, Bd. 18, Heft 4.

Digitized by Google

wird dies bestätigen. So habe ich in einem anderen im Mannus erschienenen Aufsatz [1]) die vielumstrittene Frage, wo das Land der Cherusker gelegen habe, an Hand der heutigen Stammesgrenzen im Leinetal dahin entscheiden können, daß das Kernland dieses Stammes zwischen Hannover, Hameln, Göttingen und Münden gesucht werden muß. Ich füge, mehr um Anregung als um Endgültiges zu geben, hier einiges weitere hinzu.

Ein häufig genannter germanischer Volksstamm sind die Bructerer. Tacitus erwähnt sie gelegentlich des Feldzuges des Germanicus vom Jahre 15 n. Chr. zwischen oberer Lippe und Ems. Später sollen sie nach demselben Schriftsteller von den benachbarten Stämmen vernichtend geschlagen worden sein. Angrivarier und Chamaven sollen in ihr Land eingedrungen sein. Die Nachricht des Tacitus scheint aber sehr übertrieben zu sein, denn der Angelsachse Beda erwähnt die Bructerer im 7. Jahrhundert noch im alten Gebiet. Dann erst verschwindet der Stammesname, die Bructerer werden ein Teil des Sachsenvolkes. Der heutige Befund zeigt nun einen sehr gleichmäßigen, reinen Stammestyp innerhalb einer sehr weitgesteckten Grenze, die etwa durch folgende Punkte angegeben wird. Östlich bei Lippspringe beginnend über Paderborn ins Sauerland mit südlichstem Punkt etwa bei Plettenberg. Von dort nach Hattingen an der Ruhr, weiter über Essen, Dorsten, Coesfeld, Lengerich nach Osnabrück. Diese Stadt ist schon teilweise Emsländisch. Die Nordgrenze dann über Melle nach Bünde, die Ostgrenze westlich Bielefeld vorbei nach Lippspringe zurück. (Die Westgrenze Essen-Lengerich bedarf noch einer genaueren Festlegung.)

Der Stamm füllt also das ganze westfälische Becken aus und reicht tief ins Sauerland hinein. Bemerkenswert ist sein Übergreifen über den Osning nach Norden bei Melle und Bünde, während Bielefeld schon ausgesprochen engerschen Typus aufweist. Als körperliche Merkmale dieses Stammes mögen genannt sein: Besonders weiße Hautfarbe, meist aschblondes Haupthaar und rötlicher Bart, mehr breite als hohe Stirn, flachliegende langgeschnittene Augen, sichelförmige Kinnbackenlinie. Der Typ ist so ausgeprägt, daß eine Verwechslung mit Angehörigen der benachbarten Stämme kaum möglich und es fast unbegreiflich ist, daß er von der anthropologischen Wissenschaft noch nicht gewürdigt worden ist, zumal er sich millionenfach wiederholt.

Da dieser Stamm das ehemalige Gebiet der Bructerer ausfüllt, muß er solange als identisch mit ihnen angesehen werden, als nicht eine Verdrängung durch andere Stämme nachgewiesen ist. Von der Seite der Engern her ist dies jedenfalls nicht geschehen, denn deren westliche Grenze ist noch wie zu des Tacitus Zeiten der Osning. Daß aber die an der mittleren Ems zu suchenden Chamaven, die als die anderen Besieger der Bructerer genannt werden, sich des gesamten Landes der Bructerer bemächtigt hätten, ist schon deshalb höchst unwahrscheinlich, weil die Bructerer noch im 7. Jahrhundert genannt werden. Mehr im Bereich der Möglichkeit liegt es, daß die Bructerer nach Süden und Westen vordringend, den Stamm der Marsen in sich aufgenommen haben. Eine leichte Beimengung eines anderen Typus in der Gegend von Dortmund und Hagen möchte darauf hindeuten. Im allgemeinen spricht auch die große Zähigkeit und Seßhaftigkeit des Bructerers (Westfalen) gegen die Annahme, daß eine Verdrängung oder freiwillige Abwanderung stattgefunden hat. Dem steht nicht entgegen, daß sie freigewordenes Land an ihren Grenzen in Besitz genommen haben, wie es besonders beim Sturz des Römerreiches an ihrer Westgrenze der Fall gewesen sein wird. Man

[1]) Was man von den Bückeburgern lernen kann. Mannus, Band 17, Heft 4.

Digitized by Google

glaube auch nicht, daß die Industrie von heute wesentliche Verschiebungen der Stammesgrenze verursacht hat. Kaum kann von einer Vermengung an der Grenze die Rede sein. Da die den Bructerern benachbarten Rheinländer bei Duisburg grundverschieden von dem oben beschriebenen Typus des Bructerers sind, so kann diese Tatsache leicht bestätigt werden. Ich hatte einmal Gelegenheit bei einem Maiumzug, fast die ganze Arbeiterschaft von Duisburg-Ruhrort an mir vorbeiziehen zu lassen und konnte zu meiner eigenen Verwunderung nicht ein einziges westfälisches Gesicht ausfindig machen.

Beda erzählt, daß im 7. Jahrhundert die Bructerer von den Altsachsen (antiqui saxones) unterworfen worden seien. Diese Nachricht führt zur genaueren Feststellung des Kernstammes der schon zu des Tacitus Zeiten so angesehenen und mächtigen Chauken. Die Chauken auf der Landkarte richtig unterzubringen, hat den Geschichtsforschern von je große Schwierigkeiten gemacht. Meistens findet man sie in den äußeren Winkel zwischen Weser- und Elbmündung hineingeschoben. Es ist aber offenbar ausgeschlossen, daß in den uneingedeichten Marschen der Küste oder im Moor und Heide des dortigen Binnenlandes ein so menschenreicher Stamm, wie die Chauken doch gewesen sein müssen, ansässig gewesen ist. Ebensowenig können wir sie in der Lüneburger Heide vermuten, wo der diluviale Sand auch früher nur eine spärliche Besiedlung zugelassen haben kann. Es bleibt dann also nur noch das Land zu beiden Ufern der Weser, das durch fruchtbaren Boden ausgezeichnet, wohl als Sitz des führenden Stammes angesprochen werden kann. Dies Gebiet, welches die Grafschaften Hoya und Diepholz und das Bistum Verden umfaßt, ist nun urkundlich das Land der Altsachsen. Die Hauptthingstätte muß im Mittelpunkt des Landes bei Hoya vermutet werden. In dem Ortsnamen Mallen bei Hoya kann jener Markloh (Malloh-Mallen) wiedergefunden werden, wo sich zur Zeit Karls des Großen die Abgesandten aller sächsischen Stämme zu versammeln pflegten. Wenn diese Vermutungen nun auch zur Gewißheit würden, so schwebten sie doch in der Luft und hätten wenig praktischen Erkenntniswert, wenn wir nicht durch diese Feststellungen ein lebendiges Bild von dem bekämen, was die Altsachsen und Chauken einst gewesen sind. Das erhalten wir sofort, wenn wir die heutige Bevölkerung studieren und dabei feststellen, daß auch jetzt noch ein völlig einheitlicher Stamm dort ansässig ist. Es sind sehr groß gewachsene Leute mit starkem Knochenbau und markanten Gesichtszügen. Die Verständigkeit und charaktervolle Ruhe ihres Wesens entspricht dem, was Tacitus von den Chauken zu rühmen weiß.

Die südliche Grenze des Stammgebietes ist auf einer Linie von Sachsenhagen nach Petershagen zu finden. Wiedensahl, der Geburtsort Wilhelm Buschs gehört noch ins Altsächsische, während das eine halbe Wegstunde südlich gelegene Niederwöhren den zierlicheren Bückeburger Typ mit den gelbbraunen Haaren aufweist. Die nördliche Grenze ist dicht vor Bremen, die östliche Grenze folgt etwa dem Tal der unteren Leine und Aller, das sie bei Rethem überschreitet. Die westliche Grenze bedarf noch der Festlegung, ich vermute sie an der Hunte. In diesem Zusammenhang darf vielleicht noch die Vermutung ausgesprochen werden, daß der Name Chauken oder Hugen, wie sie in der angelsächsischen Dichtung heißen, mit der Bezeichnung der Thingstätte als hug zusammenhängt. Es liegen ja die Orte Hoya, Averhoi und der „tumulus walenihug„ des Markloh in diesem Gebiet. Eine gleichartige Namensentstehung läßt sich für die Bructerer aus bruoga = Wroge = Gericht, für die Tongern aus thing, für die Angeln und Engern aus angel =

Digitized by Google

Zingel = Versammlungsring und vielleicht für die Cherusker aus haruch = heiliger Bezirk, annehmen.

Zur Klärung der Thüringer-Frage möge folgender Beitrag dienen: Ein langgestrecktes einheitliches Stammesgebiet beginnt südlich Öbisfelde, die Städte Königslutter, Weferlingen, Schöningen, Oschersleben einschließend, und nördlich des Harzes auf der Linie Vienenburg-Osterwieck, zieht sich über Halberstadt, Aschersleben, Eisleben um den Harz herum bis Sangerhausen, dann weiter nach Süden, die Gegend von Eckartsberga mit späterer Siedlung überspringend, bis Jena und Weimar. Südlich Jena bei Lobeda ist eine alte Volksgrenze gegen wendisches Gebiet, die später überwunden wurde mit dem Erfolg, daß der Stamm sich heute bis an den Thüringer Wald bei Saalfeld und Ilmenau ausdehnt. Die Ansiedlung auf sehr fruchtbarem Boden, wie auch die energische und kluge Art dieses hochgewachsenen Menschenschlages, ferner der Umstand, daß der alte Herzogssitz Weimar in seinem Gebiet liegt, dürfte wohl zu der Annahme berechtigen, daß dies der führende Stamm des alten Thüringer Reiches gewesen sei, zumal der nördlichste Teil dieses Gebietes im Mittelalter „Nord-Thüringgau" genannt wird. Die anderen in die heutige Provinz Sachsen von Norden her eingewanderten Stämme kommen schon deshalb weniger in Betracht, weil ihr Gebiet viel geringeren Umfang hat. Die Stoßrichtung nach Süden läßt sich gerade im Gebiet jenes erstgenannten Stammes deutlich erkennen. Sehr bemerkenswert ist es, daß die Grenze dieses Stammes von Norden nach Süden quer durch den heutigen Freistaat Thüringen hindurch geht. Es ist also durchaus falsch, die heutigen Thüringer als einen einheitlichen Stamm zu beschreiben und zu beurteilen, wie es meistens geschieht. Der Bewohner von Weimar ist ein ganz anderer Mensch als der des nur 15 km entfernten Erfurt. Auch die Gegend von Mühlhausen ist wieder ganz anders besiedelt als die von Weimar und Erfurt, eine Tatsache, die Goethe schon beobachtete und die ihn zu seiner oben erwähnten Eintragung in sein Reisetagebuch veranlaßte.

Diese kurzen Hinweise dürften hinlänglich dartun, wie außerordentlich ertragreich die Erforschung der heutigen Stammesgrenzen für die Vorgeschichtsforschung werden kann. Die Richtungslinien, die durch die Arbeit des Spatens erschlossen werden, gehen nun nicht mehr ins Leere, sondern lassen sich nach Erforschung des gegenwärtigen Bestandes an feste Tatsachen anknüpfen, die auch nach rückwärts eine Probe für die Richtigkeit der vorgeschichtlichen Daten abgeben. Daneben muß sich das Interesse für die Vorgeschichte ganz ungeahnt beleben, wenn das schematische Gerippe, das sich aus den Bodenfunden aufbauen läßt, mit Fleisch und Haut einer lebendigen Anschauung der zugehörigen Volksstämme umkleidet wird. Was fangen wir mit Namen wie Bructerer, Chauken, Cherusker usw. an, wenn wir nicht wissen, welcher Art diese Menschen waren? Konstruieren läßt sich nichts Lebendiges, zur wahren Einsicht können wir also nur kommen, wenn wir im Lebendigen von heute das Vergangene wiedererkennen.

Digitized by Google

2. Volkskunde.

Die vorgeschichtlichen Graburnen im Volksglauben.

Von Paul Sartori.

Wie gewissen Werkzeugen der Steinzeit bei den verschiedensten Völkern ein Ursprung aus der Höhe zugeschrieben wird — sie sind als „Donnerkeile" im Gewitter herniedergefahren — so ist der Glaube ziemlich verbreitet, daß die vorgeschichtlichen Tongefäße, die man aus dem Boden holt, aus der Tiefe der Erde emporgewachsen seien.

Im westfälischen Münsterlande sagt man, in jeder Urne, die man ausgrabe, finde sich eine Spalte, die von dem Erdbeben bei der Kreuzigung Christi herrühre[1]). Die Wahrnehmung, daß solche Urnen, wenn sie ans Tageslicht kommen, zunächst weich und bröckelig sind wie der Boden, der sie umgibt, und daß sie oft von Pflanzenwurzeln ganz zerfressen erscheinen, hat die Meinung nahegelegt, daß sie selbst Erzeugnisse der Natur seien. Man glaubt das z. B. in Schlesien, Sachsen und Polen, und eine Bautzener Chronik spricht die Ansicht aus, daß sich ihre Erzeugung dadurch verrate, daß der Boden anschwelle und Hügel bilde, als sei die Erde schwanger geworden[2]). In Ostpreußen meint man, diese gebäre sie namentlich im Mai[3]). So empfiehlt auch der Probst Trogillus Arnkiel zu Apenrade in seinem Buche „Cimbrische Heyden-Begräbnisse" (Hamburg 1702, III, cap. 8) als bequemste Zeit zum Ausgraben den Frühling, und schon im Jahre 1589 erzählt Peter Albinus von den Lausitzern bei Lübbenau, sie seien der Meinung, daß solche Töpfe nur im Sommer gegraben werden könnten, weil sie außerhalb dieser Zeit bis zu zwanzig Schuh tief in der Erde lägen, im Sommer und um Pfingsten herum aber nicht tiefer als eine Elle[4]). Zum Töppelberg in der Nähe von Trebnitz pflegten im Anfang des 18. Jahrhunderts die Umwohner am Johannistage zu wandern, um danach zu suchen[5]).

Unzählige Graburnen sind jahraus jahrein nicht nur dem Ackerbau und sonstigen Erdarbeiten, sondern auch dem Unverstand und der Zerstörungslust der Kinder zum Opfer gefallen. Manchmal zeigten sie wohl ihre Funde dem Förster oder sonst einem Vertrauensmann, aber wenn sie dann ausgelacht wurden, hielten sie es für ihre Pflicht, das unnütze Zeug kurz und klein zu schlagen. Seitdem sie in der Schule über den Wert auch dieser Bodenschätze unterrichtet werden, geben sie doch wohl besser acht und bemühen

[1]) Münsterische Geschichten, Sagen und Legenden. Münster 1825, S. 177.
[2]) Haupt, Sagenbuch der Lausitz 1, S. 25
[3]) Tettau und Temme, Die Volkssagen Ostpreußens usw. S. 285.
[4]) Niedersachsen 32 (1927), S. 197.
[5]) Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien 2, S. 240.

Digitized by Google

sich, ihrem Lehrer rechtzeitig von etwaigen Entdeckungen Mitteilung zu machen. Erwachsene, denen eine solche Aufklärung noch nicht zuteil geworden ist, hoffen auch heute noch wie in früheren Zeiten in den alten Töpfen auf einen Schatz, und nur von diesem Gesichtspunkte aus messen sie ihnen Wert bei. Als in den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts der Dr. J. H. Nünning, ehemaliger Kanonikus zu Dreden im westfälischen Münsterlande, in der dortigen Gegend nach Urnen grub, da wußten zwar seine gebildeten Freunde das Unternehmen zu würdigen, so daß es ihm eine beträchtliche Anzahl von Glückwunschgedichten eintrug, aber die Bauern hielten ihn einfach für einen Schatzgräber. Betrüger wußten sich die Sucht nach Reichtum zunutze zu machen, indem sie den Leuten einredeten, die Erhebungen im Heideboden seien ein Zeichen, daß dort Geld vergraben sei, das durch gewisse Teufelsbeschwörungen gehoben werden könne[1]). Auch heute noch, wenn Erdarbeiter an Lippe und Emscher zufällig auf eine Urne stoßen, ist ihr erster Gedanke Geld oder Gold. Wenn sie nichts finden, fällt das Gefäß ihrer Enttäuschung zum Opfer. Ähnliches berichtet Paul Rau von den deutschen Bauern an der Wolga, die in den Kurganen ihrer Gegend nach Schätzen suchen und dabei auf Altertümer stoßen[2]). Irdenes Geschirr zerschlagen sie, Metallgerät zerbrechen sie, und zwar auf der Stelle. Als Grund dafür geben sie an, sie wollten erfahren, aus welchem Material das Ding gemacht sei. Rau ist aber wohl mit Recht der Meinung, daß in Wirklichkeit, wenn auch nicht immer bewußt, vielmehr der Wunsch maßgebend sei zu prüfen, ob der Gegenstand nicht etwa geheime, zauberische Eigenschaften besitze. Ist er kaput, so ist alles in Ordnung. Hier würde also bei der Hebung der Bestattungsreste nach tausendjähriger Ruhe bei den Lebenden dasselbe Gefühl walten, das sie an so vielen Orten der Erde bestimmt, die Besitztümer des Toten bei oder unmittelbar nach seiner Bestattung zu zerstören.

Wenn hochgespannte Hoffnungen enttäuscht werden, so hat aber auch wohl der Teufel seine Hand im Spiele. Der Berg Rinau, auf dem einst die alten Herren Samlands saßen, barg der Sage nach in seiner Tiefe die Asche der verbrannten Leichen der Gebieter mit ihren kostbarsten Schätzen. Im Jahre 1524 gruben mehrere gewesene Mönche nach und sahen große Töpfe und auf jedem einen schwarzen Hund, aus deren Maule tödlicher Dampf kam und sie verscheuchte. Es gelang ihnen, den Zauber zu bannen und sieben dieser Töpfe nach Königsberg zu bringen. Als man sie hier öffnete, hatte der Teufel das Geld darin verwandelt, so daß man nichts als kleine Kohlen, Menschenknochen und Asche fand[3]) Auch von den Scherben alter irdener Gefäße, die man auf dem Bulkescher Hattert fand, und ihrem Inhalt glaubte das Volk, es seien vergrabene Schätze, die der Teufel in Asche verwandelt habe[4]).

Zu der Annahme, daß die Urnen menschliche Überreste enthielten, führte ja der Augenschein. Im Heidegelände des westfälischen Münsterlandes konnte es wohl vorkommen, daß der Bauer, wenn er Sand für seinen Schafstall holte, den Wagen voll kleiner Knöchelchen hatte, die aus vernichteten Urnen herrührten. Solche Fundstätten werden vom Volksmunde gewöhnlich

---

[1]) Nünning, Westfälisch-münsterländische Heidengräber. Aus dem Lateinischen übersetzt von E. Hüsing. Coesfeld 1855, S. 64.
[2]) Hessische Blätter für Volkskunde 23 (1924), S. 41.
[3]) Tettau und Temme, a. a. O., S. 180.
[4]) Müller, Siebenbürgische Sagen 2, S. 87.

Digitized by Google

als „Kirchhöfe", „Heidenkirchhöfe", „Hunnenkirchhöfe" bezeichnet. Nicht gerade häufig wird es wohl vorkommen, daß solche Örtlichkeiten mit ehrfurchtsvoller Scheu behandelt werden. So wurde bei Kalau in der Nähe der Kolkwitzer Mühle mitten im freien Felde ein Platz vom Besitzer heilig gehalten und niemals beackert. Das Gebot ging vom Vater auf den Sohn über, aber niemand wußte warum. Im 18. Jahrhundert grub man nach und fand Urnen und menschliche Gerippe „von ungeheurer Größe"[1]). Nach dem Volksglauben im schlesisch-polnischen Grenzgebiete sind vorgeschichtliche Urnen-Gefäße, in denen die Asche verbrannter Hexen verscharrt wurde[2]). In Westfalen in der Steinfurter Gegend geht die Rede, die „Heiden" (gemeint sind wohl die Zigeuner) hätten ihre über sechzig Jahre zählenden Alten getötet, zerhackt und samt einem Lämpchen in große Töpfe getan, die man noch häufig aus der Erde grabe[3]). Man nimmt auch öfters an, daß in den Graburnen noch die Seelen Verstorbener weilten[4]). Wenn das Landvolk beim Torfstich auf dem Erdinger Moose Flaschen und Töpfe findet, so hält es diese für Gefäße, in die man unreine Geister hineinbenediziert und dann versenkt habe. Man hütet sich sie zu zerschlagen und damit den darin liegenden Unhold zu befreien[5]). Dagegen ist man in Cornwall der Meinung, wenn eine in einem Hünengrabe gefundene Urne in ein Haus gebracht werde, so werde die Person, deren Asche sie enthalte, es heimsuchen. Sie muß daher zerbrochen und die Stücke versteckt werden[6]). In Lintern (Kr. Bersenbrück) fand ein Bauer auf dem Goldberge eine Urne, nahm sie mit nach Hause und stellte sie in der Anrichte auf. Des Nachts glaubte seine Frau einen Heidenlärm zu hören, und um sie zu beruhigen, mußte der Mann mitten in der Nacht die Urne forttragen und zertrümmern. Dann war Ruhe im Hause[7]).

Das Volk kann sich schlecht mit dem Gedanken befreunden, daß die in den Urnen gefundenen Gebeine von Menschen gewöhnlichen Schlages herrühren sollten. In einer ja auch sonst häufig festgestellten Neigung rätselhafte Gegenstände aus dem Gefühl einer unheimlichen Scheu heraus in übertriebenen Maßen zu sehen, glaubt man die Graburnen auf Riesen zurückführen zu müssen. Nach Sylter Sage beerdigen die Riesen ihre im Kampfe gegen die Zwerge Gefallenen, nachdem sie ihre Asche in Töpfe getan und Waffen und Schätze darauf gelegt haben[8]). Im Jahre 1594 zerschlug man die Steine von zwei Hünengräbern auf dem Gute Züssow nicht weit von Greifswald und fand dabei angeblich viele ungeheuer große menschliche Körper. Sie maßen 11 bis 16 Schuhe und lagen alle in einer Reihe, und zwar so, daß zwischen jedem ein Krug stand, der mit Erde gefüllt war[9]). Auch in Riesenbetten bei Oldesloe (Holstein) fand man ungeheure Knochen und schwarze Töpfe mit Asche und Gebein. Herzog Adolf II. († 1164) sollte diese heidnische Bestattung verboten haben[10]). Knochenfunde in den schon erwähnten Kurganen der Wolga erregen ebenfalls entweder wegen ihrer erschrecklichen Größe oder wegen ihrer selt-

---

[1]) Haupt, a. a. O. 1, S. 25.
[2]) Globus 95, S. 342.
[3]) Kuhn, Westfälische Sagen 1, S. 106.
[4]) Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde 13/14, S. 113, Anm. 6.
[5]) Rochholz, Schweizersagen aus dem Aargau 2, S. 394.
[6]) Courtney, Cornish feasts and folklore. S. 169.
[7]) Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg² 1, S. 275 f.
[8]) Globus 73, S. 149.
[9]) Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen, S. 164 f.
[10]) Am Urds-Brunnen 6 (1888/89), S. 44.

Digitized by Google

samen Kleinheit Staunen. In Wirklichkeit handelt es sich jedesmal um Reste von Menschen mittleren oder niedrigen Wuchses[1]).

Häufiger bringt man die Urnen mit den Zwergen in Beziehung. Man schreibt diesen ihre Anfertigung zu[2]). Auf Sylt heißen sie Önnererskpottjüg, auf Amrum Traaldaasker[3]). Daß in den „Aschpötten" die Überreste der Unnerêrsken ruhen, glaubt man in Pommern[4]), bei den Wenden des Spreewaldes[5]) und in Westfalen. Sie heißen hier daher Heidenpötte, Heidendink, Aulkenpötte, Alkenpötte[6]), im Saterlande Olkerspött[7]). Ein Urnenfeld bei der Domäne Buchholz (Kr. Ober-Barnim) liegt auf den sog. Zwergbergen[8]) und in Lindenberg (Beeskow) heißen alte Grabhügel die „Luttkenberge"[9]). In Ostpreußen glauben manche, die Graburnen seien die Gefäße, deren sich die Unterirdischen (Barstucken) bedienten und die sie entweder ihren Freunden zur Benutzung in jener Welt mit ins Grab gesetzt hätten oder die dort zurückgeblieben seien, als sie ihre bisherige Behausung in dem Hügel verlassen hätten[10]). Nach der Meinung der Wenden im Spreewalde haben die Lutchen, als die Glocken kamen, „Vergang genommen", sind in ihr Geschirr hineingekrochen und darin gestorben[11]). An den kleinen Knochen kann man sehen, wie klein sie waren, und an den kleinen Henkeln, wie kleine Finger sie hatten. „Wo man so viele Schüsseln oder Näpfe ineinander- oder zusammengestellt findet, da hatten sie ihre Küche, da findet man noch die Kohle, so setzt man ja noch bei dem Aufwaschen die Schüsseln zusammen." „In den „Dingern" mit einer Querwand hatten sie auf einer Seite Knödeln, auf der anderen Schlippermilch. In den großen Töpfen haben sie geschlafen, und in denen solche Löcher sind, haben sie Zeck gespielt, sind immer durch die Löcher durchgelaufen"[12]). Vielleicht hat die Asche in den Urnen auch zu dem Glauben an die Schmiedekunst der Zwerge beigetragen. Weil die Urnen als ihr Hausrat gelten, halten es in der Lausitz die Landleute vielfach für gottlos, sie auszugraben[13]). Erst recht hütet man sich einen solchen Topf mutwillig zu zerstören. Als einst jemand einen mit kleinen Knochen gefüllten zerschlagen hatte, den man

[1]) Hessische Blätter für Volkskunde 23, S. 42. — In der Gegend, wo einst im südlichen Bornu der jetzt verschwundene Stamm der Sô wohnte, fand man 1906 zwei Tongefäße, die nach Aussage der Eingeborenen einem Begräbnisplatze aus der „Riesenzeit" angehören sollten. Auch hier ergaben Messungen an den Knochen, die man in einem der Töpfe fand, keine ungewöhnlich großen Maße. Man hatte zu den Riesentöpfen riesige Menschen konstruiert: Globus 91, S. 51.

[2]) Wolf, Deutsche Märchen und Sagen, S. 181 (Niederlande). Hansen, Sagen und Erzählungen der Sylter Friesen, S. VIII. XV. Globus 83, S. 237f. (Mark und Lausitz). — Besonders bekannt ist eine Zwergensage geworden, die sich an den bronzezeitlichen Grabhügel von Peccatel unweit Schwerin, Mecklenburg, knüpfte. Siehe Birger Nerman: Folktraditioner, arkeologiskt bestyrkta in Etnologiska Studier tillägnade N. E. Hammarstedt. 1921, S. 220ff.; doch vgl. dazu R. Beltz in Eberts Reallexikon für Vorgeschichte, Bd. 10, 1927, S. 64 (Peccatel).

[3]) Müllenhoff, Sagen aus Schleswig-Holstein, S. 283.

[4]) Jahn, a. a. O., S. 76.

[5]) Schulenburg, Wendische Volkssagen. S. 276, 280, 286.

[6]) Kuhn, Westfälische Sagen 1, S. 113, 194; 2, S. 17. Schönhoff im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 33 (1907), S. 50f.

[7]) Zeitschrift des Vereins für Volkskunde (Berlin) 3, S. 386; Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, S. 424.

[8]) Mannus 5, S. 114.

[9]) Schulenburg, Wendisches Volkstum, S. 169, Anm. 3.

[10]) Tettau und Temme, a. a. O., S. 285.

[11]) Schulenburg, Wendische Volkssagen, S. 280f.

[12]) Ebenda, S. 282.

[13]) Haupt, Sagenbuch der Lausitz 1, S. 25.

Digitized by Google

in einem Berge bei Hemmingstede (Holstein) gefunden hatte, kam er darüber ganz von Sinnen. Die Leute sagten: „Were de Pott ganz gebleven, so were Rat, nu averst nich“[1]). Übrigens halten die Einwohner von Guernsey die Dolmen für Häuser der Feen, weil man so viel Töpfergeschirr darin findet[2]).

Sehr verbreitet, namentlich im nordwestlichen Deutschland, ist die Sage vom „Heidenkönig“, der in einem goldenen Sarge oder in mehreren (gewöhnlich drei) begraben sein soll[3]). Man fand an den Stätten solcher Sagen, wenn überhaupt etwas, gewöhnlich nur eine Urne mit Asche. Aber ohne Gold kann die Phantasie des Volkes schlecht auskommen[4]). Auch im „Königsgrabe“ bei der Gielsdorfer Mühle (Kr. Ober-Barnim) soll ein alter König in einem goldenen Sarge oder in einer goldenen Urne begraben sein[5]). Am meisten nähert sich den Schilderungen der Sage vom Heidenkönig noch der Befund in dem berühmten „Königsgrabe“ von Seddin in der Westpriegnitz. Darin sollte ein König in einem dreifachen Sarge liegen. Zutage kam zunächst ein Steingewölbe, dann eine riesige Tonurne und in dieser die eigentliche Bestattungsurne aus Goldbronze mit den Brandresten des Toten[6]).

Wie so vielen Dingen, die mit dem Tode und dem Toten in Berührung gekommen sind, wird auch den Graburnen eine kräftigende und befruchtende Wirkung zugeschrieben. Von einem Acker bei Boberg (Gem. Billwärder), auf dem immer eine Unmenge kleiner Scherben von zerstörten Grabgefäßen herumlagen, behauptete der Besitzer, daß, soweit diese Scherben angetroffen würden, der Boden merklich fruchtbarer sei als da, wo sie fehlten[7]).

Wenn in dergleichen Urnen Milch aufgestellt wird, so gibt sie mehr Sahne und Butter; wenn man die Hühner daraus saufen läßt, so nehmen sie sehr zu und werden nie krank; wenn man das Korn vor dem Aussäen hineinschüttet, so gibt es reichlichere Ernte[8]). Wie Arnkiel berichtet, haben Ärzte die Grabkrüge und ihren Inhalt zu Medikamenten verwandt. „Es hat“ — so sagt er — „Herr Hanß Adolff Fabian, fürstlicher Kirchspiel-Vogt zu Barchstet bey Hamburg, mir Anno 1695 zu Schleßwig erzählt, daß ein Artzney Doctor aus Holland dem Friederich Heydmann zu Barchstet versprochen, für jeden Grab-Krug einen Ducaten zu geben, so er zur Artzney gebrauchen wolte. Es ist bekandt, daß die Artzney Doctoren aus den Mumien oder Egyptischen balsamirte Todten-Cörpern bewehrte Artzneyen zubereiten sollen“[9]). In beiden Fällen wird wohl das hohe Alter der Heilmittel (ob-

[1]) Müllenhoff, a. a. O., S. 283.

[2]) Sébillot, Le Folk-Lore de France, 4, S. 27.

[3]) Münsterische Geschichten usw., S. 176f. Bügener, Münsterländische Grenzlandsagen, S. 71, 73. Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde 22, S. 79. Zeitschrift für Volkskunde (Berlin) 27, S. 159.

[4]) Von einer Tonurne, die am Ende des 16. Jahrhunderts in Cornwall in einer Steinsetzung gefunden worden war, erzählte man schon drei Jahre später, daß sie vergoldet und mit Buchstaben beschrieben gewesen sei. W. Copeland Borlase, Naenia Cornubiae, S. 151.

[5]) Mannus 5 (1913), S. 115.

[6]) Globus 79, S. 275; A. Kiekebusch: Die Vorgeschichte der Mark Brandenburg, in Landeskunde der Provinz Brandenburg, Bd. III, S. 380ff., besonders S. 384, Anm. 1. Weitere Literatur in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. 11 „Seddin“.

[7]) 22. Bericht der kgl. Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für die Sammlung und Erhaltung vaterländischer Altertümer. Kiel 1862, S. 13.

[8]) Tettau und Temme, a. a. O., S. 285. Müllenhoff, a. a. O., S. 283. Drechsler, Sitte usw. in Schlesien 2, S. 240. Arnkiel, Cimbrische Heyden-Begräbnisse (Hamburg 1702), III, cap. 9, § 4—6.

[9]) Arnkiel, a. a. O., III, 9, 3. Über „Mumie als Heilmittel“: A. Wiedemann in der Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde 3 (1906), S. 1ff.

Digitized by Google

gleich wenigstens bei den Mumien viel Betrug mit unterlief) ihre Bedeutung und ihr Ansehen gesteigert haben.

Von dem, was außer der Asche und den Knochenteilen noch als Beigaben in Gräbern und Urnen gefunden wird, haben die kleinen Töpfchen Aufmerksamkeit erregt, die man früher Tränenkrüge zu nennen pflegte, weil man glaubte, daß die Hinterbliebenen zu Ehren des Toten ihre Tränen in sie gesammelt und den Abgeschiedenen mitgegeben hätten. So wird auch von den wendischen Lutchen erzählt, wenn sie ihre Toten verbrannt und in der Erde beigesetzt hätten, so hätten die nächsten aus der Freundschaft sich solche Näpfchen unter die Augen gehalten, die Tränen darin aufgefangen und sie um die großen Töpfe herumgesetzt[1]). Sonst haben wohl nur noch die kurzen dicken „Pfeifen" Eindruck gemacht, die man früher auch oft in Gräbern, auch neben Urnen[2]) und beim Pflügen auf dem Acker fand und den Zwergen zuschrieb[3]). Sie werden daher im Emslande Oulkenpfeifen genannt[4]). In Irland sollen sie von den Cluricaunen herrühren[5]). In Nordengland heißen sie fairy pipes[6]). In Limburg Feeënpijpjes, und das Volk glaubt, daß Riesen, Feen, Elfen und Erdmännchen daraus geraucht hätten[7]). Vielleicht dürfen wir mit diesen Pfeifen Sagen in Verbindung bringen wie die von einem Hofe in Wambel (Dortmund). Hier soll einst von durchziehenden Zigeunern ein Weib lebendig begraben worden sein. Die Alte mußte sich in hockender Stellung in ein tiefes Loch setzen, man gab ihr eine brennende Pfeife in den Mund und stieß sie mit den Worten:

„Krup unner, du ollet Wunner,
Du büst de Welt ken nütte män"

in das Loch, das dann zugeworfen wurde[8]). Wie oben angeführt, sah man anderswo in Westfalen (in der Steinfurter Gegend) in den Graburnen Behälter für die Reste der getöteten, über sechzig Jahre alten Heiden, die darin samt einem „Lämpchen" beigesetzt worden seien[9]). Vielleicht war auch dies Lämpchen in Wirklichkeit eine jener „Pfeifen".

---

[1]) Schulenburg, Wendische Volkssagen, S. 280.
[2]) Jahrb. d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforsch. 33 (1907), S. 52. Unklar ist die Bemerkung eines dort angeführten Gewährsmannes: „Werden die Pfeifen neben einer Urne gefunden, so sagt man: da liege ein Aulke (ein Gemeiner) begraben".
[3]) Wolf, Deutsche Märchen und Sagen, S. 181 (65).
[4]) Jahrb. f. niederdeutsche Sprachforschung 33, S. 50.
[5]) Grimm, Irische Elfenmärchen, S. XVI.
[6]) Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, S. 521.
[7]) Zeitschrift für rheinische und westfälische Volkskunde 4, S. 128.
[8]) Ebenda 6, S. 65.
[9]) Kuhn, Westfälische Sagen 1, S. 106.

Digitized by Google

Gleitsteine Norddeutschlands und ihre Beziehungen zu religiösen Anschauungen der Vorzeit.

Von Martin Schultze.

Mit 3 Abbildungen im Text[1]).

In der Übersicht, die Wetekamp über die erratischen Blöcke der Mark Brandenburg gegeben hat, sagt er von dem nördlichsten aller brandenburgischen Wanderblöcke, der auf dem Gute des Landesdirektors von Winterfeldt zu Menkin, Kreis Prenzlau, liegt, daß das Vorhandensein einer Gletscherschlifffläche ihm den volkstümlichen Namen Schlitterstein verschafft habe[2]). Was hier als Gletscherschlifffläche angesehen wird, ist eine an der Südseite des Steines vorhandene flach muldenartige Rinne, die von der Oberkante des Steines bis nach unten verläuft. Der Augenschein lehrt, daß diese Einsenkung wenigstens in ihrer jetzigen Ausbildung nicht durch Gletscherschliff hervorgerufen sein kann. Allerdings muß sie in das Gestein langsam eingeschliffen sein. Das zeigen deutlich die Schleifspuren, die die Rinne aufweist. Dieses Ausschleifen muß sich aber bis in die jüngste Zeit fortgesetzt haben. Denn während der gesamte Stein an der Oberfläche gleichmäßig verwittert ist, fehlt bei der muldenförmigen Rinne jede Verwitterungsspur und sie zeigt ein glänzendes Aussehen, als sei sie eben frisch poliert worden. Nun ist der Name Schlitterstein auch nicht als volkstümliche Deutung einer geologisch ganz anders aufzufassenden Entstehung der Rinne dem Block gegeben worden, sondern der Stein wird tatsächlich noch heute von der Jugend der umliegenden drei Orte, Menkin, Bergholz, Grimme als Schlitterstein benutzt und verdankt einzig diesem Brauch seinen Namen. Das Herabschlittern erfolgt sitzend, aber so, daß man dabei einen rundlichen Feldstein als Unterlage nimmt und auf diesem nach unten abrutscht. So erklärt sich aus diesem Brauch Entstehung wie poliertes Aussehen der Rinne.

Derartige Steine, an die sich ein gleicher Brauch knüpft, sind durch Rütimeyer bekannt geworden und werden als Gleitsteine bezeichnet[3]). Sie kommen vielfach in der Schweiz, ebenso Frankreich vor, und der Zusammenhang dieses noch heute fortlebenden Brauches mit uralten religiösen Riten der Vorzeit scheint erwiesen. Aus diesem Grunde dürfte auch dem Vorkommen dieses Brauches in Norddeutschland Beachtung zu schenken sein.

[1]) Abb. 1. Aufnahme des Herrn Lehrers Schönfeld in Klötzin. Abb. 2 und 3. Aufnahmen des Verfassers.

[2]) Wetekamp, in Beiträgen zur Naturdenkmalpflege. Bd. VI, 1916, S. 51; dazu R. Hundt in Naturwissenschaftl. Wochenschr. 1920; ferner auch Zeitschr. des Heimatbundes Mecklenburg 1920, S. 6. (Wiedergabe des Wetekampschen Berichtes.)

[3]) L. Rütimeyer, Ur-Ethnographie der Schweiz. Basel 1924, S. 368ff.

Digitized by Google

Ich gebe nun eine Übersicht der von mir bislang für die Provinzen Westpreußen, Pommern, Brandenburg sowie für Mecklenburg ermittelten Gleitsteine, deren Zahl sich mit der Zeit noch vermehren dürfte, sobald einmal diesem Gegenstand größere Aufmerksamkeit gewidmet werden wird.

A. Provinz Westpreußen.

Teufelstein zwischen Groddek und Belno, Kreis Schwetz, beschrieben Zeitschrift des historischen Vereins Marienwerder, Heft 31, 1893, S. 1 f. von A. Treichel. Nach demselben läßt die Gleichmäßigkeit der Oberflächen auf künstliche Bearbeitung schließen. Der Stein mißt 28 Schritte im Umfang und 8 Fuß in der lichten Höhe. Infolge stufenartiger Absätze auf der Westseite wird die Besteigung des Scheitels ermöglicht. Der Scheitel hat 8 Fuß im Quadrat und zeigt Einhöhlungen, welche an die der Rügener Opfersteine erinnern. Auffallend ist der lichte Streifen an der Westseite, wo der sonst bemooste Granit in hellem Rot schimmert. Generationen von Hirtenkindern haben diesen Streifen poliert, indem sie erst den Stein erklommen und dann voller Freude herabrutschten.

Die Beschreibung ist nach Treichel gegeben. Nach H. Klose: Unsere erratischen Blöcke, Berlin 1913, S. 31 heißt er bei der polnischen Bevölkerung auch Bischofstein [1]). Ob dieser Stein noch erhalten ist, konnte von mir nicht ermittelt werden.

B. Provinz Pommern.

Glitschstein zu Klötzin, Kreis Schivelbein [2]), Abb. 1. Den folgenden Bericht verdanke ich Herrn Lehrer Schönfeld in Klötzin, der auch auf meine

Abb. 1. Glitschstein zu Klötzin, Kr. Schivelbein. Der helle Streifen in Mitte der Gleitbahn ist durch das Herabgleiten entstanden.

[1]) Zu der an den Stein sich knüpfenden Sage vgl. Klose, a. a. O. S. 31.

[2]) Deckenstedt, Zeitschr. f. Volksk., Bd. II. Leipzig 1890. S. 236. Haas: Blätter für Pomm. Volksk. III, S. 143. Haas in XI. Jahresber. d. geogr. Ges. Greifswald, S. 58. Nicht zugänglich war mir die Beschreibung in Pomm. Heimat, V, Nr. 6.

Digitized by Google

Bitte in freundlichster Weise die vorliegende Aufnahme des Steines angefertigt hat. Danach liegt der Stein nördlich von Klötzin auf dem Felde des jetzigen Bauernhofbesitzers Albert Klander an einem Privatfeldweg in einem Grunde im Acker und ist als Naturdenkmal unter Schutz gestellt. Quer über den Stein läuft ein Verwitterungsriß. Die Oberfläche bildet eine fast dreieckige Plattform mit einer Basis von etwa 1 m Länge und etwa 80 cm Seitenlängen. Die senkrechte Höhe beträgt etwa 1,50 m, der Umfang an der Erdoberfläche 16,60 m und die Länge der Gleitbahn 4,50 m. Herr Schönfeld brachte ferner von alten Leuten in Erfahrung, daß bei Feldarbeiten in der Nähe des Steins Frauen und Mädchen mit Vorliebe den Stein herabrutschten, wobei es üblich war, einen Holzpantoffel oder ein Strohbündel beim Herabgleiten sich unterzulegen. Der Besitzer der Feldmark teilte weiter mit, daß in früherer Zeit die Gleitfläche durch häufigen Gebrauch so spiegelblank war, daß sie wie poliert erschien. Neben dem Herabgleiten kommt heute, aber nicht so häufig, auch noch das Hinunterspringen im Spiel vor. Damit erübrigt sich die Auffassung, der Stein habe seinen Namen davon, daß man bei dem Versuch, ihn zu erklimmen, wieder herunterglitt [1]).

C. Mecklenburg-Schwerin.

In Serrahn bei Krakow lag früher nicht weit vom Hofe ein Stein, „Glietsteen" genannt. Er wurde beim Schloßbau in das Schloß vermauert. Nach Mitteilung alter Leute sind die Jungens früher auf diesen Stein „rupstägen und daalrutscht". An diesen Stein knüpfte sich die Sage vom Feldherrn, der schwört. Serrahn hatte früher noch mehrere Sagensteine, „den Kreetsteen und Bradsteen", auf dem der Teufel seine Großmutter gebraten haben soll. Diese Auskunft verdanke ich Herrn Prof. Dr. h. c. R. Wossidlo in Waren.

D. Provinz Brandenburg.

1. Schlitterstein von Menkin, Kreis Prenzlau, (Abb. 2). Der Stein liegt halbwegs zwischen Menkin und Grimme hart an der Grenze der Feldmark Bergholz. Die Höhe beträgt 1,60 m, der Umfang 16 m. Der Sage nach verdankt er dem Wurfe eines Riesen, der die Kirche in Bergholz zerstören wollte, seine jetzige Lage [2]).

2. Schlitterstein von Rossow, Kr. Prenzlau. Derselbe lag etwa 7 km von dem Menkiner entfernt an der Grenze der Feldmarken Rossow und Wetzenow [2]). Leider ist er vor mehreren Jahren gesprengt. Die Stelle, wo er lag, heißt jedoch heute noch „der Schlitterstein". Auch von ihm pflegte die Jugend, allerdings nicht sitzend, sondern in hockender Stellung, herabzugleiten. Auf dem Stein sollen Eindrücke gewesen sein wie von einem Pferdefuß und Hühnerfuß. Der Sage nach hat auf ihm der Teufel mit seiner Großmutter getanzt. Auch sollen in alter Zeit auf ihm die Hexen herabgeschlittert sein. Der Stein wurde mit abergläubischer Scheu betrachtet und als bei dem erstmaligen Sprengungsversuch die Sprengung mißlang, erschien dies als keine

[1]) L. Kortlepel: Schivelbeiner Geschichte und Geschichten. Schivelbein, S. 183f. Auch die hier wiedergegebene Sage ist in dieser Fassung wohl zum Teil dichterische Ausschmückung.

[2]) Beide Steine sind beschrieben durch Schultze: Von Steinen und Opfersteinen im Heimat-Kalender Prenzlau, 1926, S. 111ff. M. Schultze: Zwei Gleitsteine in der Uckermark in Brandenburg. Zeitschr. f. Heimatk. 1926, S. 84f.

Digitized by Google

gute Vorbedeutung, so daß man mehrere Jahre von einem weiteren Versuch abstand [1]).

Abb. 2. Schlitterstein von Menkin, Kr. Prenzlau. Das Herabgleiten hat auf der linken Seite des Steins eine muldenförmige Vertiefung ausgeschliffen. Die Gleitfläche ist glänzend gegenüber der sonst den Stein bedeckenden dunklen Verwitterungsschicht. Der geradlinige Grasstreifen hinter dem Stein bezeichnet die Grenze zwischen Menkin und Bergholz.

Abb. 3. Schlitterstein von Zernikow, Kr. Ruppin. Die dunklen Flecke auf dem Stein sind Fußtapfen eben heruntergeschlitterter Kinder.

[1]) Die Lage des Steins ist Heimatkal. Prenzlau, 1926, nicht richtig angegeben. Er lag an der Grenze der beiden Besitzungen von Bettac und Grensing nördlich vom Dorf Wetzenow, rechts des Weges Wetzenow-Zerrenthin.

Digitized by Google

3. Der Schlitterstein in Zernickow, Kreis Ruppin, (Abb. 3). Hier befindet sich an der Dorfstraße vor dem Kirchhof ein Findling, dessen Höhe 0,80 m, obere Länge Süd-Nord 1 m, untere Länge Süd-Nord 2 m und Länge der Gleitbahn 1,35 m beträgt. Auf der Oberfläche, und zwar der südlichen Seite, befinden sich drei schalenförmige Vertiefungen von 5 cm Breite und 1½ cm Tiefe. Zwei weitere können auf natürliche Auswitterung zurückgehen. Von ihm pflegt die Jugend meist stehend herabzuschlittern. Der Sage nach hat ihn ein Riese gegen die Kirche in Zernickow geworfen und die fünf Vertiefungen sind Eindrücke der Riesenhand [1]).

Durch die bisher ermittelten Gleitsteine ist die Verbreitung dieses Brauchs über ein Gebiet, das von der Weichsel bis zur Elbe reicht, erwiesen. Vermutlich werden dieselben sich aber auch westlich der Elbe nachweisen lassen. Wucke nennt in Frauenbreitungen auf dem Marktplatz zwischen Forsthaus und Schule einen Basaltblock, „den Glitt- oder Kroatenstein" [2]). Über diesen Stein teilt Herr Pfarrer Scheller in Breitungen mir mit, daß der Stein noch heute auf dem Marktplatz von Breitungen (ehemals Frauenbreitungen) liegt. Woher der Name „Glittstein" komme, sei nicht bekannt. Da der Stein sehr glatt sei und die Kinder zum Auf- und Abrutschen einlade, so liege eine Beziehung des Namens zu Gleiten nahe. Noch heute spielten die Kinder sehr gern an diesem Basaltblock. Der Stein ist erwähnt in den Bau- und Kunstdenkmälern Thüringens und wird hier als Malzeichen des im frühen Mittelalters gehegten Gerichtes aufgefaßt. Es scheint sich auf Grund der Mitteilung um einen wirklichen Gleitstein zu handeln.

Möglicherweise sind noch weitere Steine den Gleitsteinen zuzurechnen, bei denen in der Literatur nur ein Herüber- oder Herauf- und Herunterspringen angegeben ist. Wie das Beispiel von Klötzin zeigt, könnte die Sitte des Gleitens sich in ein Springen gewandelt haben. So teilt Treichel über den Karten- oder Hochzeitsstein auf der Feldmark Fröde im Kreise Stargard mit [3]), daß die Harkerinnen, wenn bei ihrer Tätigkeit die Reihen auf den Stein hinführen, im Wettstreit auf den Stein springen des Glaubens, daß die, der der Sprung zuerst gelingt, noch in dem gleichen Jahre heirate. Hier scheint noch eine Spur von Erinnerung an die sexual-kultische Bedeutung, die sich einst mit diesen Bräuchen verknüpfte, vorhanden. Von dem Hexenstein beim Tannenkamp zu Wolgast wird erzählt, daß die Kinder früher über denselben hinüberzuspringen pflegten in dem Glauben, daß sie dann beim Vogelwerfen und Würfelspiel gewinnen würden [4]).

Daß diesen an Steine sich knüpfenden Bräuchen eine sexual-kultische Bedeutung zukam, ist, wie bereits erwähnt, durch ihre heute noch in Frankreich fortlebende gleiche Bedeutung so gut wie sichergestellt. Dabei ist es nicht erforderlich, daß der Brauch im Herabgleiten bestand. Der Sinn des Vorgangs konnte dabei nur der sein, in möglichst innige Berührung mit dem Stein zu kommen. Dies wurde auch durch Reiben bestimmter Körperteile, wie des Nabels, an dem Stein erreicht, wie hierüber mannigfach Berichte

---

[1]) K. E. Haase: Sagen aus der Grafschaft Ruppin und Umgegend. Neu-Ruppin 1887, S. 54f.

[2]) Wucke: Sagen der mittleren Werra. 2. Aufl. von Dr. H. Ullrich-Eisenach 1891. Nr. 618.

[3]) Zeitschr. d. hist. Vereins Marienwerder. 31. Heft. Marienwerder 1893, S. 2f.; vgl. dazu Blätter für deutsche Vorgeschichte. Leipzig, Heft 3, S. 15.

[4]) A. Haas: Pommersche Sagen, 3. Aufl. Leipzig-Gohlis 1921, Nr. 150.

Digitized by Google

aus Frankreich vorliegen [1]). Da scheint es nun nicht unwichtig, daß auch in Norddeutschland bis vor kurzem noch an einen Stein ein bewußt ausgeübter Fruchtbarkeitsritus sich knüpfte. Es handelt sich um den jetzt gesprengten Block von Virchow im Kreise Dramburg, vom Volke „der breite Stein" genannt, der, wie sich bei seiner Sprengung ergab [2]), die Deckplatte eines neolithischen Grabes bildete. Wie nun Haas in seinen Sagen berichtet, fanden sich junge Eheleute, falls ihre Ehe kinderlos geblieben war, zur Neumondszeit bei demselben ein [3]). Ich richtete an Herrn Hauptlehrer Küsel in Virchow die Bitte, wenn irgend noch möglich, genaueres hierüber in Erfahrung zu bringen. Derselbe teilte folgendes mit: Der Stein wurde bei Neumondszeit — und zwar in der zweiten Hälfte zum zunehmenden Mond — von kinderlosen Ehepaaren aufgesucht. Sie erstiegen den Stein, setzten sich auf denselben und gingen dann siebenmal um ihn herum. Während dieser Handlung durfte kein Wort gesprochen werden, auch mußten die Betreffenden unausgesetzt an ihren Wunsch denken, sonst war ein Erfolg fraglich. Wiederholung war nicht möglich.

Im Zusammenhang mit diesem Brauch steht wohl auch die an den einst bei Putgarten auf Wittow befindlichen Teufelstein sich knüpfende Sitte. Hier pflegten alle Brautpaare, wenn sie aus der Kirche kamen, vom Wagen herunterzusteigen und mit den Hochzeitsgästen dreimal um den Stein zu gehen [4]). Ebenso soll auch vor dem bekannten Buskamen zu Göhren ein Hochzeitstanz aufgeführt worden sein [5]).

In allen diesen Gebräuchen werden wir Fruchtbarkeitsriten zu sehen haben. Der dreimalige Umgang um den Teufelstein bei Putgarten scheint dem siebenmaligen Umgang um den Virchower Stein zu entsprechen und wenn Samter berichtet, daß in verschiedenen Gegenden Englands das Brautpaar über einen Stein springen muß [6]), so erinnert diese Sitte an das glückverheißende Springen der Knaben über den Hexenstein bei Wolgast. Nun teilt Samter ferner als eine indische und esthnische Sitte mit, daß Braut oder Bräutigam auf einem Stein stehen müssen [7]). Eine ähnliche Sitte scheint auch in Pommern noch nachweisbar. Im Kreise Stolp und auf Rügen ist ein Pfänderspiel verbreitet, das „auf dem breiten Steine stehen" genannt wird. Der Betreffende spricht: Hier steh' ich ganz allein auf einem breiten Stein, und wer mich lieb hat, holt mich ein. Dabei kann eine Dame nur von einem Herrn und umgekehrt ein Herr nur von einer Dame eingeholt werden [8]). Im Kreise Kolberg-Körlin findet sich ferner für Heiraten die Redensart „auf dem breiten Steine stehen". Die Bewohner von Zwilipp in diesem Kreise führen die Redensart darauf zurück, daß die Brautleute vor dem Altar auf einem breiten Steine stehen, der das Grabgewölbe der Zwilipper Pastoren

---

[1]) Heinrich Schoen: Alte Sitten in der Bretagne. Globus 1910. S. 326; vgl. dazu auch Rütimeyer, a. a. O., S. 374.

[2]) Vgl. dazu 6. Jahresber. d. Pomm. Gesellsch. Stettin 1833, S. 11. Balt. Stud. IX, S. 219; N. F. XV, S. 204; XVI, S. 195f. Monatsbl. d. Pomm. Gesellsch. 1904, S. 111. Haas: Blätter für Pomm. Volksk. II, S. 159, III, S. 143. Haas in XI. Jahresber. d. geogr. Gesellsch. Greifswald S. 58.

[3]) Haas: Pomm. Sagen 1921, Nr. 65; Klose, a. a. O., S. 29.

[4]) Haas: Blätter für Pomm. Volksk. VI, S. 123ff.

[5]) Haas in XI. Jahresber. d. Geogr. Gesellsch. Greifswald. S. 40.

[6]) E. Samter: Geburt, Hochzeit und Tod. Leipzig-Berlin 1911. S. 143.

[7]) E. Samter, a. a. O. S. 143.

[8]) Haas: Blätter für Pomm. Volksk. I, Nr. 1.

Digitized by Google

deckt [1]). Die Redensart und das Pfänderspiel wird jedoch kaum darauf zurückgehen. Eher wird man annehmen dürfen, daß das durch einen breiten Stein geschlossene Grabgewölbe der Zwilipper Pastoren vor den Altar gelegt wurde, damit die Brautleute auf einen breiten Stein zu stehen kamen, der noch dazu über einem Grabe sich befand, und daß man hier also uralten Anschauungen Rechnung trug. Auch der Stein zu Virchow wird „breiter Stein" genannt und war die Deckplatte eines Grabes, auch sonst kommt die Bezeichnung „breiter Stein" für Findlinge in Pommern des öfteren vor [2]).

Damit scheint erwiesen, daß an bestimmte Findlinge Fruchtbarkeitsriten sich knüpften. Solche Riten hatten nur dann aber einen Sinn, wenn man in dem betreffenden Stein den Sitz eines Fruchtbarkeitsdämons sah. Ob dieser mit manchen Findlingen verbundene Glaube vom Totenkultus seinen Ausgangspunkt nahm, wie der mit dem breiten Stein bei Virchow verbundene Ritus nahelegt, oder ob außer dem Totenkult noch andere Motive vorhanden waren, gerade unter Steinen Fruchtbarkeitsdämonen sich wohnhaft zu denken, bleibe dahingestellt. Bei einer Ackerbau und Viehzucht treibenden Bevölkerung mußten derartige Riten einen wesentlichen Teil des Kultus ausmachen, da von der Fruchtbarkeit von Pflanze, Tier, Mensch der gesamte Wohlstand abhängig war.

Schon Rütimeyer hat darauf hingewiesen, daß die Gleitsteine in enger Beziehung zu den Kindsteinen stehen müssen. Da ist es nun wieder beachtenswert, daß die Parallelen zu diesen Steinen der Schweiz in Pommern in den sog. Adebar und Schwansteinen sich finden. In der Literatur sind sie im allgemeinen oft erwähnt, eine genaue Zusammenstellung und vor allem Übersicht über ihre geographische Verbreitung fehlt leider bislang noch. Als Schwanensteine werden genannt ein Stein am Strande des Badedorfes Lohme [3]), ein Stein an der Mole des Saßnitzer Hafens und bereits gesprengte Steine am Crampas-Saßnitzer Strande [4]), ferner noch der bereits erwähnte Buskamen zu Göhren [5]); als Adebersteine ein großer Felsblock vor Breege auf Wittow [6]), ein Stein bei Wiek auf Wittow in der Ostsee hart am Strande [7]), der Findlingsblock bei Gristow im Kamminer Bodden [8]) und der Mäuschenstein bei Langendamm, Kreis Franzburg, am südlichen Ufer des Saaler Boddens [9]).

Diese Steine sind zweifellos unter die Kindsteine zu rechnen, zumal der Storch bzw. Schwan die Kinder nicht nur aus dem Meere holt und sie nur auf diesen Steinen trocknet, wie manchmal mitgeteilt wird [10]), sondern die Kinder sind unter diesen Steinen geradezu verborgen [11]). Diese Steine nehmen bisher in Norddeutschland eine isolierte Stellung ein und scheinen sich auf die Insel Rügen und das angrenzende Küstengebiet zu beschränken. Der nächste Kindstein, der mir bekannt ist, liegt im westlichen Deutschland in Unterwiddersheim, Kreis Büdingen, in Oberhessen [12]). Diese

[1]) Haas: Blätter für Pomm. Volksk. I, S. 166.
[2]) Deeke: Große Geschiebe in Pommern. XI. Jahresber. d. geogr. Gesellsch. Greifswald. S. 1ff.
[3]) Haas in XI. Jahresber. d. geogr. Gesellsch. Greifswald. S. 42f.
[4]) Haas, a. a. O. S. 44.
[5]) Monatsbl. d. Pomm. Gesellsch. 1890. S. 49f.
[6]) Haas: Rügensche Sagen. 3. Aufl. S. 156 und XI. Jahresber. S. 41.
[7]) W. Jahn: Volkssagen aus Pommern und Rügen. 2. Aufl. Berlin 1889. Nr. 497.
[8]) Kuhn und Schwartz: Nord. Sagen, Märchen und Gebräuche. Leipzig 1848, S. 13.
[9]) Haas: Pomm. Sagen 1921. Nr. 148.
[10]) Klose, a. a. O., S. 28.
[11]) W. Jahn: a. a. O. Haas: Rügensche Sagen. 3. Aufl. S. 155f.
[12]) Kunkel: Oberhessens vorgeschichtl. Altertümer. Marburg 1926. S. 228.

Digitized by Google

isolierte Stellung ist aber sicher nur darauf zurückzuführen, daß an einzelnen Orten durch günstige Umstände uralte Anschauungen sich bis in die heutige Zeit hinüberretteten.

Die Erzählungen von den unter Steinen verborgenen Kindern dürften sich nun erst aus der älteren Anschauung heraus, daß unter oder in dem Stein der Sitz des Frucht und Leben bringenden Dämons sei, allmählich gebildet haben, wie denn die auch bei Homer sich findende Meinung, daß der Mensch vom Stein oder Baume abstammen könne, bereits statt des Dämons seinen Wohnsitz nennt [1]).

Eines ist wohl aber sicher, daß der Mensch der Vorzeit nicht nur in den Gestirnen machtvolle Götter sah, sondern auch im Schoße der Erde, dem Reiche der Unterirdischen, dem auch alle angehörten, die vor ihm auf der Erde gewandelt, wirkende Mächte wußte, die auf Geburt und Tod, Wachstum und Vergehen bestimmenden Einfluß ausübten und deren verborgene Kraft man durch Kult und Ritus auf sich oder andere Wesen überleiten konnte, mit denen also in innigere Verbindung zu treten eher möglich war als mit den überirdischen Göttern.

Von den Slaven ist der Steinkultus ausdrücklich bezeugt [2]). Bei den östlich der Elbe liegenden Provinzen erhebt sich also die Frage, haben wir in den noch heute fortlebenden Gebräuchen eine die slawische Periode überdauernde Überlieferung zu sehen oder haben sich slavische Anschauungen in ihnen weiter erhalten. Daß hier nicht allein slavische Anschauungen vorliegen, lehrt der Gleitstein von Frauenbreitungen und der Kindstein in Oberhessen. Im Zusammenhang mit dem noch heute in Frankreich und der Schweiz in gleicher Weise fortlebendem Brauch und Glauben werden wir wohl nicht fehlgehen, in ihm die Reste uralter einst bei sämtlichen Indogermanen herrschender Ideen zu sehen.

[1]) Odyssee XIX, 163; Ilias XXII, 126; Hesiod: Theogonie 35.

[2]) Die Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit. Bd. 50. Helmolds Chronik der Slaven, S. 196. (I, 84).

Digitized by Google

3. Ortsnamenkunde.

Der Name des Großvenedigers.

Ethnologische Skizze.

Von Karl Felix Wolff.

Überall von den Gipfeln der Dolomiten und von den grünen Bergen des Hochpustertales erblickt man im Norden eine stolze, ebenmäßig gebaute, alles überragende Firnpyramide. Das ist der Großvenediger, ein 3660 m hoher, von einer ganzen Schar vergletscherter Trabanten umgebener Hauptgipfel der Alpen. Ihn verklärte früher die ganze Weihe völliger Einsamkeit und Unberührtheit. Die ladinischen Hirten, die von ihren Hochweiden aus mit einer gewissen Scheu die lange Kette eisblauer Gipfel im Norden den Horizont begrenzen sahen, nannten diese Fernerflucht die „gläsernen Berge" und hielten sie für unüberschreitbar. Unter den „gläsernen Bergen" ragte der Großvenediger durch besondere Höhe und Unnahbarkeit hervor. Die älteste Urkunde, auf der von ihm die Rede ist, bezeichnet ihn und seine Nebengipfel als „montes veneti".

Es ist oft versucht worden, diesen Namen zu deuten. Zuletzt hat darüber Eduard Büchlmann in den „Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins" gehandelt (Nr. 18 vom 30. September 1927). Er meint, der Volksstamm der Veneter sei „durchaus hypothetisch und so wenig real als die Sicht Venedigs vom Gipfel des Berges oder Bennennung desselben durch venezianische Kaufleute nach ihrer Vaterstadt". Büchlmann fährt dann fort:

„Einen interessanten Hinweis auf die richtige Deutung des Namens erhielt ich in St. Johann i. P. In der Nähe des Marktes liegt ein Bauerngut, dessen Besitzer nach dem Hof der „Venediger" benannt wird. Das alte Grundbuch weist nun den Namen „Fein-Oedinggut" auf..... Ohne irgendwie behaupten zu wollen, daß das Bauerngut Fein-Oeding mit dem Berge Venediger zusammenhängt, ist doch ein wichtiger Hinweis auf die Deutung des Bergnamens gegeben. Unzweifelhaft ist das Wort Oeding eine Form des Wortes Oede, das in den Bergen in unzähligen Haus-, Regions- und Namensbezeichnungen immer wiederkehrt. Schwieriger ist „Fein" zu erklären, mutmaßlich aber derselbe Stamm, der uns in Firn, Ferner entgegentritt..... Und welche Bezeichnung paßt besser für die ungeheure Eiswüste des Venedigermassivs? So erscheint im Namen Venediger keine wälsche Stammsilbe, sondern uraltes deutsches Sprachgut".

Hier kommt mir zunächst die Gleichung Fein = Firn aus lautlichen Gründen bedenklich vor. Ferner gilt es aber nicht nur den Namen des Berges, sondern auch den gleichlautenden Namen des Bauernhofes Venedig bei St. Johann im Pongau zu erklären. Daß diese beiden unmittelbar nichts

Digitized by Google

miteinander zu tun haben können, ist von Büchlmann richtig erkannt und ausgesprochen worden. Aber gerade das Wiedererscheinen desselben Namens in einer ganz anders gearteten Umgebung muß als auffällig bezeichnet werden. Der Pongauer Bauernhof liegt doch nicht in einer Einöde; warum führt er also denselben Namen wie der vergletscherte Berg, von dem er in der Luftlinie etwa 70 km weit entfernt ist?

Es wäre verdienstlich gewesen, wenn uns Büchlmann die Lage und die Besonderheiten des Venedigerhofes genau beschrieben hätte. Denn die Frage, die wir uns vorlegen müssen, ist diese: worin liegt jener gleichartige Örtlichkeitscharakter, der für dieselbe Bezeichnung in beiden Fällen bestimmend wurde? Ist etwa der Venedigerhof der höchste und letzte seiner Gemeinde? Oder war er es ehedem? —

Es sind jetzt gerade 20 Jahre, daß ich dem Namen „Venedig" in den Ostalpen nachspüre und immer wieder mußte ich erkennen, daß dieser rätselhafte Name an entlegenen Örtlichkeiten haftet. Da ist zunächst der Hof Venedig im Villnößtal, der am Ende des Tales liegt und als einer der ältesten gilt; hinter dem Hofe Venedig beginnt der große, unbewohnte Wald, der zu den Felsklippen der Geiseln hinaufzieht. Ein anderer Venedig-Hof (von den Ladinern Agnèsia genannt) liegt im Abteitale auf einer Landspitze, die von der Gader im Bogen umflossen wird. Die höchste Almweide im Val di Genova heißt Venèzia, — genau wie die Lagunenstadt. Ein Pian di Venèzia bildet die höchste Stufe der Val della Mare, einer Talbucht, die hier am Fuße des Ortlerstockes endigt. Eine Alpe Venègia liegt am Ende des Travignolotales, dort, wo die Wildnis der Paladolomiten beginnt.

Wo man aber den Hebel ansetzen müsse, um diesen seltsamen, immer wiederkehrenden Namen zu deuten, das wurde mir erst klar, als ich bei Friedrich Stolz über die Veneter las:

„Den Namen (dieses Volkes) hat G. Meyer (Berl. philol. Wochenschrift Nr. 9 und 10 vom Jahre 1892) nach dem albanesischen vent, mit Artikel vendi „Ort, Land, Heimat" als „die Eingeborenen" gedeutet" [1]).

In Venezia-Venedig haben wir es also mit einem zusammengesetzten Worte zu tun, dessen erstes Kompositionsglied „Land" bedeutet. Das zweite suche ich in lateinisch ins-tig-are „anstacheln", griechisch σ-τίγ-μα „Stich, Punkt", altindisch tig-má-h „spitzig", altpersisch tig-ra- „spitzig", avestisch tiγ-ri „Pfeil", gotisch s-tik-s, althochdeutsch s-tih „Stich, Punkt". Daß die Begriffe „Spitze", „Ecke" und „Ende" ineinander übergehen, ist bekannt. Nun paßt die Deutung „Spitze des Landes" ebensogut für den Großvenediger wie für Venedig an der Gader; der andere Begriff aber „Ende des (bewohnten) Landes" paßt für die Almweideneien Venezia und Venegia und für die Lagunenstadt, die eben auch am äußersten Ende des Landes liegt, wo zwar kein Berg oder Wald oder Gletscher, dafür aber das unübersehbare Meer beginnt.

Da die albanesische Sprache altillyrische Elemente enthält, so werden wir auch nicht daran zweifeln können, daß der mit Hilfe des Albanesischen gedeutete Name „Venezia-Venedig" jenem großen indogermanischen Volke zugeschrieben werden müsse, dessen südliche Stämme als *Ἰλλυριοί*, Illyrici, Illyrii aus der Geschichte des Altertums bekannt sind. Die Zugehörigkeit der adriatischen Veneter zu den Illyriern wird übrigens auch von Herodot (I, 196) ausdrücklich betont.

[1]) Friedrich Stolz: „Die Urbevölkerung Tirols", 2. Auflage, S. 102. (Wagner, Innsbruck, 1892.)

Digitized by Google

Und da der Name „Veneter" (Eingeborene) nach G. Meyers Deutung der allgemeinere ist, so wird er auch der ältere sein. Wie nahe dieses große Volk uns steht und wie innig es mit unserer Vorgeschichte verknüpft ist, das hat Gustaf Kossinna schon vor 17 Jahren mit klarem Forscherblick erschaut. Es war mir damals ein seelisches Erlebnis, als ich im „Mannus" (Bd. III und IV) Kossinnas lichtvolle Darlegungen über die Illyrier las, wie er sie von den Aunetitzern herleitete, die in den Sudetenländern wohnten, wie er ihre Ausbreitung beschrieb, wie er den Nordillyriern den Lausitzer Kulturkreis zuwies, wie er zeigte, daß der Name jener „Veneter" heute noch in der germanischen Bezeichnung der Slawen fortlebt (Weneder, Wenden).

So erscheint mir denn der Großvenediger mit einer eigenen Gloriole umgeben: an die drei Jahrtausende müssen vorbeigezogen sein, seitdem die ersten in die Alpen eindringenden Veneto-Illyrier zu dieser eisumpanzerten „Spitze des Landes" ehrfürchtig emporgeschaut und für sie einen Namen geschöpft haben aus derselben Sprache, die damals weithin durch das Donauland und durch die norddeutsche Tiefebene bis an den fernen Sinus Venedicus gesprochen wurde. Verklungen sind all die vielen illyrischen Namen, die an den ostdeutschen Gegenden gehaftet haben müssen, nur in der Südmark deutschen Landes, wo der ewige Firn der Alpen glänzt, hat einer der stolzesten Hochgipfel für alle kommenden Geschlechter die alte „venetische" Erinnerung bewahrt.

Nicht umsonst schrieb einst Ludwig Steub:

„Schön und wunderlich klingen die Namen in den rätischen Alpen!"

Digitized by Google

4. Religionsgeschichte.

Sturmgott und Sternengott.

Von Friedrich Solger.

Langsam aber stetig wächst in unserem Volke der Sinn dafür, daß der Glaube seiner Väter auch neben der Religionsgeschichte Palästinas noch des Kennens und Nachdenkens wert sei. Eifrige Forschung schafft den Schutt hinweg, der auf den Überlieferungen liegt, und leimt die Bruchstücke nach Möglichkeit zusammen. Der ernste Forscher, der so vorgeht, sieht mit Unmut auf die Menge derjenigen, die das unvollkommen erforschte Bild der alten Mythenwelt mehr oder weniger willkürlich ergänzen und dann Meinungen vertreten, die dem genaueren Kenner Entsetzen einjagen. Man kann nur zustimmen, wenn der germanistische Fachmann verlangt, daß man von germanischen Dingen etwas Tatsächliches wissen solle, wenn man über sie schreibt. Die Ehrfurcht vor unsern Ahnen soll uns hindern, ihnen Dinge anzudichten, die wir gern an ihnen sehen möchten, für die aber jeder Beleg fehlt. Aber auf der anderen Seite werden wir den Glauben unserer Altvordern niemals aus Urkunden ergründen können, wenn er nicht in uns selbst Widerhall findet. Sicher ist nicht alles in gleichem Grade germanisch, was in germanischen Überlieferungen Platz gefunden hat. Wir können eine Kritik des Überlieferten durch unser eigenes lebendiges Fühlen nicht entbehren.

Wenn nun die Dinge so liegen, daß die historische Forschung grundsätzlich unzureichend ist, um wirklichen Glauben zu erforschen, und das lebendige mythische Empfinden nicht sicher genug ist, um den Prüfstein der Überlieferung entbehren zu können für das, was ihm als germanisch gilt, dann wird der fruchtbarste Weg wohl der sein, daß der Blinde und der Lahme, der urkundlich forschende und der gläubig erlebende Deutsche sich zusammentun, statt daß der Blinde die Welt des Auges, der Lahme die Bedeutung des wirklichen Erwanderns der Dinge leugnet.

Gerade auf diesem Gebiete können nicht alle Kräfte der Erkenntnis in einer Persönlichkeit vereinigt sein. So wollen wir einander keinen Vorwurf daraus machen, daß wir von verschiedenen Seiten in das uns unbekannt gewordene Land des alten Glaubens vordringen, sondern wir wollen uns gegenseitig sagen, was wir dabei gefunden haben. Der eine wird Erkundungsstreifen unternehmen, die den Sieg noch nicht erringen, aber den Weg bereiten für den andern, der das große Heer nachführt, um den wirklichen Besitz des umkämpften Landes zu sichern. Der Bericht des Kundschafters wird auch nicht entwertet, wenn sich im Endkampf zeigt, daß er die Sachlage nicht überall richtig eingeschätzt hat. Nur freilich müssen diese Punkte dann berichtigt werden. Von solch einem Erkundungszuge möchte ich berichten. Die Augen, mit denen ich sehe, sind dabei die des Naturforschers, insbesondere des Geologen, dem es beschieden war, das innerlich erlebte Germanentum einmal

Digitized by Google

ganz von außen zu betrachten, ihm in zehnjährigem Aufenthalt in Ostasien Eindrücke aus einem ganz andern Volke gegenüberstellen zu können. Eindrücke, die die bei uns immer wieder übersehene Unterscheidung zwischen Glauben und Kirchenlehre erleichterten, da es in China wohl echten Glauben, aber kein eigentliches Kirchentum gibt.

Man kann nur von Dingen reden, für die man einen Sinn besitzt. Wir werden mythisches Denken nur verstehen, wenn wir selbst mythisch denken. Ich verstehe darunter den Trieb, Eindrücke der Außenwelt als den Ausdruck einer aus den Dingen der Außenwelt zu uns sprechenden Innenwelt aufzufassen. Wem beim Rauschen der Bäume im Sturm nichts im Unterbewußtsein klingt von einem Sprechen lebender Wesen, das da unverstanden zu uns dringt, dem wird aller Mythus stumm bleiben.

Gerade der Naturforscher scheint hierzu verurteilt zu sein. Ist nicht sein ganzes Forschen ein Kampf dagegen, daß mythisches Vorurteil ihn hindern könnte, die Wirklichkeit als ein unpersönliches Räderwerk von Ursache und Wirkung anzusehen und zu erkennen? Er betrachtet selbst den Menschen so, als ob er kein Innenleben hätte. Der Entschluß zu der tapfersten Tat ist ihm nichts anderes, als die Weiterleitung eines Reizes von Nerv zu Nerv, wobei er nicht zugeben kann, daß diese Weiterleitung nach anderen Gesetzmäßigkeiten vor sich gehe, als denen, die durch den Zustand der eingreifenden Atome gefordert werden. So scheint selbst das eigene Innenleben schließlich aus der Betrachtung ausgeschlossen. Der Naturforscher sieht als solcher grundsätzlich alle Welt von außen an. Aber indem er auch die eigene Persönlichkeit so betrachtet, fühlt er in jedem Augenblick, daß er eben nur als Persönlichkeit Erkenntnis erwerben kann, daß sein Forschen für ihn immer Angelegenheit des Innenlebens bleiben muß, weil es sonst aufhören würde, bewußt zu sein. Das eigene Ich bleibt ihm Mythus, d. h. eine zwar grundsätzlich auch von außen gesehene Welt, von der er doch sicher weiß, daß sie uns ihr Wichtigstes erst sagt, wenn sie als Innenleben aufgefaßt wird. So ist ihm der Mythus vom eigenen Ich unentbehrlich. Aber er empfindet gegenüber dem mythischen Selbstbildnis die Pflicht, in ihm keine Züge zu dulden, deren folgerichtige Auswirkungen anders aussehen müßten, als der Ablauf der Erscheinungen, die er in kühler Betrachtung von außen als „Wirklichkeit" vor sich hat. Sollte es ihm da so widersinnig sein, das Doppelbild der inneren und äußeren Schau auch durch die ganze Welt hindurch zu wahren? Er wird es nicht in seiner Forschung berücksichtigen, aber er kann es aus seinem menschlichen Weltbilde nicht ausschalten. Das unermüdliche Ticken der Uhr hat für mich immer etwas von der rührenden Treue des Herzschlags gehabt, der Tag und Nacht unser Lebensuhrwerk im Gange hält ohne Dank, und in der Emsigkeit beider fühle ich eine Verwandtschaft mit dem triebmäßigen Willen zum Schaffen, der aus dem Bauern spricht, wenn er mit immer gleicher Regelmäßigkeit alljährlich unser Feld bestellt. Das hindert mich nicht, das zwangläufige Ineinandergreifen der Räder im Uhrwerk zu erfassen, aber genau so zwangläufig geht der Herzschlag vor sich, und genau so zwangläufig drängt es den gesunden Bauer, seine Arbeit zu tun. Derselbe Glaube an die Einheit der Welt, der den Forscher treibt, alles „mechanisch" zu erklären, d. h. als Wirkung unbeirrbarer Gesetzmäßigkeiten, derselbe Glaube schafft auch wieder die Verwandtschaft zwischen Außenwelt und Innenwelt, die, von der inneren Erfahrung her gesehen, sich im Mythus ausspricht. Wenn diese Einheit der Welt mythisch durch eine göttliche Persönlichkeit ausgedrückt wird, dann hat der Naturforscher den „Glauben" an sie doch nur insofern verloren, als das Bild, das von ihr

Digitized by Google

in ihm lebt, ihm ein für allemal unzulänglich erscheint, eine von Menschen gemalten Kulisse, die der undarstellbaren Wahrheit nie gerecht wird, die ihm aber ihren tiefen Wert behält, solange sie der Widerschein dieser Wahrheit ist, gesehen mit einem inneren Auge, das unbewußt malt, was er von außen Zug um Zug bewußt zu erforschen versucht.

So fühlt sich vielleicht der Naturforscher gerade besonders verwandt dem Naturglauben seiner Vorfahren. Eben weil er die Unzulänglichkeit aller kirchlichen Bilder fühlt, werden die unzulänglichen Bilder früheren Glaubens jenen wieder mindestens ebenbürtig, und er steht andächtig vor der ungeheuren Kraft, mit der unsere Altvordern den Kampf um das Rätsel des sich frei fühlenden und doch geschichtlich gebundenen Lebens aufgenommen haben. Ist dies Leben in dieser Welt nur ein ungeheures Räderwerk, in dem aller Wille der Persönlichkeit nur Schein ist, oder ist dieser Wille eben das einzig Wirkliche, selbst da, wo er sich zum Glauben an das Gesetz, das ihn bindet, bekennt? Das sind zwei entgegengesetzte Ausgangspunkte des Mythus, und ihnen entsprechen zwei entgegengesetzte Typen des Mythus, der Sternengott und der Sturmgott.

Beides sehe ich auch im alten Germanentum miteinander kämpfen, mögen die Erforscher der Überlieferung entscheiden, ob diese imstande ist, das zu widerlegen!

Donar ist der reine Sturmgott, d. h. der Gott des Gewittersturmes mit Blitz und Donner, den Nerthusdienst kann ich nur nachfühlen, wenn ihm das Urgefühl von einer Gestirnsgottheit zugrunde liegt.

Solche Behauptungen lassen sich nicht eigentlich beweisen, man kann nur versuchen, klar zu sagen, was man meint. Die Frage ist dann, ob andere deutsche Seelen ebenso fühlen, die sog. exakte Forschung kann dazu nur sagen, ob in dem doch immer noch sehr weit bleibenden Maschenwerk der bekannten Tatsachen diese Auffassung widerspruchslos Platz findet.

Das Wesen des Sturmgottes liegt dabei nicht in seiner Verantwortlichkeit für den Gewittersturm allein. Der Sturmgott war, als er entstand, die Gottheit schlechthin, also hat seine Macht keine bestimmte Grenze, er wirkt in allem. Aber der Sturm ist gleichsam seine Offenbarung, aus ihm spricht er am eindringlichsten zum Menschen. Aus ihm gewinnen wir unser Bild von ihm, und dessen Hauptzug ist beim Sturmgott die Unberechenbarkeit der einzelnen Handlung. Frei schaltet Donar mit seiner Kraft nach seinem Willen. Gebunden ist er nur durch seine eigene Wesensart, deren Grundzug die Treue im Kampf ist. So war er dem Germanen als Persönlichkeit ganz verständlich. Er kämpft gegen die Riesen mit der Waffe, die schon dem Menschen der Steinzeit zur Verfügung stand, mit dem Steinhammer. Er tut es mit Kräften, die dem Germanen von altersher vertraut waren, mit Körperstärke und Angriffsmut. Ihm fehlt der nachdenkliche Sinn des andern Sturmgottes, Wodan, der jüngeren, verwickelteren Gestalt, die, eben weil sie mehr Geschichte in sich barg, später als die erfahrungsreichere zu ihm in die Beziehung des Vaters gebracht wurde. Es muß aber offenbar eine Zeit gegeben haben, in der nur Donar im Volke lebte und der Glaube an seinen Riesenkampf als das Bild für den eigentlichen und einheitlichen sittlichen Sinn alles Weiterlebens. Fromm sein heißt nicht, die Allmacht dieses Gottes preisen. Ein Kampf, der ihm Lebensinhalt ist, muß gegen ebenbürtige Feinde geführt gedacht sein, also kann Donar nicht allmächtig gedacht sein. Fromm sein heißt vielmehr, in diesem Kampfe als „frumber Landsknecht" Donar gegen

Digitized by Google

die Riesen beistehen, Gott bedingungslos gegen den Teufel verteidigen, und nicht etwa überlegen, zu welchem von beiden sich zu halten das Einträglichere wäre. Das ganze Menschenleben wird eine Wehrpflicht im Dienste des treuen Walters des Rechts. Hierin sehe ich das Urbild des gesamten germanischen Glaubens, alles indogermanischen Glaubens überhaupt, wenn man darunter den Glauben jenes Volkskernes versteht, der in den indogermanischen Völkern deren Verwandtschaft begründet und den ich mit der ursprünglichen nordischen Rasse gleichsetze. Indra in der indischen Sage, Herakles in der griechischen scheinen mir auf diese alte Auffassung zurückzugehen, beide durch spätere Entwicklung in den Hintergrund gedrängt wie auch Donar durch Wotan. Am reinsten kommt dieser Glaube zum Ausdruck und zur philosophischen Weiterbildung in der persischen Lehre von Ormuzd und Ahriman. Dort fehlt die Beziehung zu dem anschaulichen Bilde des Gewitters, aber der Geist des Sturmgottes weht durch die Lehre. Als Kampfplatz gegen den Ahriman hat Ormuzd die Welt geschaffen, als Mitkämpfer gegen ihn den Menschen. Wenn auch der Glaube an den endlichen Sieg des Guten alles durchzieht, so kann er doch hinausgezogen werden, wenn der Mensch durch böse Taten dem Bösen Raum gibt. Nichts von Regelmäßigkeit in diesem Kampfe! Immer muß man kämpfen, jeden Abbruch dem Teufel tun, unbekümmert darum, was die nächste Stunde bringt. Danach fragt man nicht. Es ist Sache der Klugheit und Vorsicht, mit der Zukunft nach Möglichkeit zu rechnen, aber man muß sie selbst erforschen, die Lehre sagt nichts darüber. Wer kann ahnen, ob Ormuzd-Donar selbst weiß, was der nächste Kampf bringen wird? Auch wenn er ihn überrascht, wird er ihn zu bestehen wissen.

Dem steht der Glaube an Sternengötter vollkommen andersartig gegenüber. Mit dem Sturmgott gemeinsam ist ihnen wohl die Beziehung zum Wetter. Aber während der Sturm den Kampf des Wetters zeigt, versinnbildlichen die Sterne die über dem Kampfe stehende Ruhe ewig gleicher Wiederkehr. Alles, was am Himmel die Aufmerksamkeit auf sich lenkt und in Beziehung zum Menschenleben gebracht werden kann, wiederholt sich in bestimmtem Rhythmus. Darum ist es für den Wissenden vorauszusehen. Warum aber diese Wiederkehr stattfindet, muß dem Menschen unverständlich bleiben, weil es seinem eigenen Wesen widerspricht. So entsteht eine Gottesgestalt, der man nicht nachfühlen kann, auf deren Handlungen man sich aber ihrem äußeren Geschehen nach mehr oder weniger sicher verlassen kann, wenn man ihre systematisch erforschten Gesetzmäßigkeiten gelernt hat. Neben der Gottheit bildet sich dadurch der Kreis der Wissenden heraus, der Priester, die, da sie das Tun der Gottheit voraussagen, in den Ruf kommen, daß sie deren Willen beeinflussen können. Wie man dieser Gottheit innerlich fernsteht, äußerlich aber festlegen kann, was sie tun wird, so gewinnt dann mit einer gewissen Notwendigkeit auch im Dienste dieser Gottheit das äußere Tun an Bedeutung gegenüber dem Geiste der inneren Zusammengehörigkeit, der Gott und Mensch im Donarglauben verband. Man sucht in eine Art Vertragsverhältnis zur Gottheit zu kommen. Wenn dessen einzelne Punkte streng beachtet werden, dann tritt auch die gewünschte Gegenwirkung vom Gotte aus ein. Der Ritus rückt an entscheidende Stelle.

Dieser aus der Erscheinungsweise der Gestirne folgende Gegensatz zum Sturmgott scheint mir nun seinen klaren Ausdruck zu finden im Nerthusdienst, wie ihn uns Tacitus schildert. Alljährlich zu einer bestimmten Zeit kommt die Gottheit im verhüllten Wagen durch das Land gezogen; nur Priester

Digitized by Google

und Todgeweihte wissen um das Geheimnis; denn die Diener, die den Wagen im heiligen Haine wieder reinigen, werden im heiligen See ertränkt. Nerthus oder Njördr erscheint bals als Mann, bald als Frau, ein weiteres Zeichen für seine Farblosigkeit als Person. Was er ist, weiß man nicht, nur was er tun wird, nämlich durch sein Kommen die Erde fruchtbar machen. Das aber wiederholt sich alljährlich. Kam Donar mit Sturmesbrausen, so kommt Nerthus als Friedensbringer, aber unheimlich steht dahinter das Menschenopfer, das diese Gottheit im Gegensatze zu Donar fordert.

Ich halte beide Gestalten in der naiven Seele für unvereinbar. Dasselbe Volk, das aus seinem Wesen heraus zu einer Gottesgestalt wie Donar kommt, kann unmöglich aus der gleichen Seele heraus zu Nerthus gelangt sein. Das haben wohl auch die Germanen empfunden, als sie längst die Verquickung der beiden Widersprüche gewohnt geworden waren. In der Sage vom Kampf der Asen und der Wanen scheint sich diese Erinnerung noch widerzuspiegeln. Donar, der Asa-Thor, wird in den Kreis der Asen gerechnet, Njördr in den der Wanen. Der Kampf zwischen beiden Kreisen endigt mit einem Friedensschluß, der durch Geiseln bekräftigt wird. Man kann den religionsgeschichtlichen Vorgang, den ich vermute, mythisch kaum treffender ausdrücken. Das schwer entwirrbare Gerank der späten germanischen Göttersagen ist eine Verflechtung von Sturm- und Sternengottheiten, und die widersprechenden Blüten, die oft dicht nebeneinander sitzen, werden uns erst verständlich, wenn wir den Ranken bis zu ihrer Wurzel folgen. Diese Wurzeln können nicht im gleichen Volk gelegen haben. Die eine muß von fremd her eingeführt sein. Es kann kaum ein Zweifel bestehen, daß dies die Wanen sind. Naturwissenschaftlich möchte ich das folgendermaßen begründen: Der Wanendienst setzt einen deutlichen Einfluß der Gestirne auf das Menschenleben voraus, d. h. eine starke Abhängigkeit des Wetters vom Kalender. In unserem Klima beschränkt sich diese Abhängigkeit auf den jährlichen Wechsel von Sommer und Winter, aber in jeder einzelnen Jahreszeit kommt in einem Jahre dies, im andern jenes Wetter vor. Anders im asiatischen Monsunklima. Da dreht sich das ganze Leben der Menschen um den Eintritt der Regenzeit, und wenn auch der Regen im einen Jahre reichlicher fällt als im andern, so ist doch die Zeit seines Eintretens eng begrenzt. Hier liegt die gegebene Quelle für die Entstehung eines Gestirndienstes, bezw. für einen Dienst wie den der Nerthus, während im Klima Deutschlands das ungleiche Wetter, das immer verschieden aussah und doch alljährlich im Durchschnitt die Menschen nährte, die gegebene Grundlage war, um eine Gottesgestalt entstehen zu lassen, deren einzelne Handlungen unberechenbar waren, deren Grundcharakter aber die Treue gegen die Menschen blieb.

Die Grundfrage der Priesterweisheit, die sich an den Sternendienst knüpfte, wäre danach die gewesen: Woran erkennt man das Kommen der sehnsüchtig erwarteten Regenzeit? Diese Zeit war es, in der die Gottheit zu den Menschen kam. Dann sproßte alles auf, aber nur für kurze Zeit, um bald wieder in Dürre zu versinken. Die Gottheit ließ die Menschen wieder allein. Es lag nahe, die Regenzeit mit einer Ehe zwischen Gottheit und irdischer Lebenskraft zu vergleichen, durch die die Erde fruchtbar wurde. So steht der Sage vom Riesenkampfe Donars die immer wieder anders eingekleidete Erzählung von der Gewinnung der Braut gegenüber als typisch für den Gestirnsglauben. Die Umstände, unter denen diese Braut gewonnen wird, sind dem Wissen der Sternkundigen entnommen, das immer reicher wurde, immer weniger von den Laien verstanden wurde. So gingen diese

Digitized by Google

Sagen von Mund zu Mund ohne tieferes Verständnis des mythischen Sinnes und wurden bei uns zum Märchen oder auch zur Heldensage, mit einem tüchtigen Einschlag von Sturmgötterblut in der Sage von Siegfried, der die Braut erringt, aber dann ermordet wird. Aus dem Südosten muß aus klimatischen Gründen der Sternenglaube gekommen sein, und ich möchte den Vorgeschichtsforschern die Vermutung unterbreiten, daß die Lausitzer Kultur ihn uns brachte, die ihre Toten verbrannte, aber ihnen das Vogelsymbol mit ins Grab gab als Sinnbild des Mondes, der dadurch, daß er in der Sonnenglut verbrannt wird, neues Leben gewinnt wie der Vogel Phönix.

Kirchengeschichtlich sind Asen und Wanen verdrängt worden durch mythische Vorstellungen, die die christliche Kirche nach ihrer eigenen Überlieferung aus der Gestalt eines jüdischen Stammesgottes abgeleitet hat, also aus ganz anderer Quelle. Aber für den wirklichen Glauben des lebenden Deutschen ist es doch vielleicht auch heute noch das eigentlich Kennzeichnende, ob er seinen Gott mehr als Sternengott oder Sturmgott denkt, ob er sich vorsorglich in ein Verhältnis zu ihm setzt, das ihm ein günstiges Verhalten der Gottheit gewährleistet, oder ob er ihm dient im Bewußtsein der Mitverantwortung dafür, daß das Reich des Guten komme.

Digitized by Google

Thors Bergung.

Von Wolfgang Schultz.

1. Die grundlegende Fassung (a) gab Snorri nach einer eddischen Dichtung, die sich durch die Skalden (b) bis in die Mitte des 10. Jahrhunderts zurückverfolgen läßt.

a) Skáldskaparmál 18 (Die jüngere Edda, übertragen von Neckel und Niedner, Jena 1925 = Thule II 20, S. 151f.): Loki hat sich verpflichtet, dem Geirrǫd den Þōr ohne Hammer und Kraftgürtel zu bringen. Þōrr kehrt aber vorher bei der Riesin Grīdr ein, und die leiht ihm Kraftgürtel und Eisenhandschuhe aus ihrem eigenen Besitze und ihren Stab, den Grīdarvǫlr (‚Stab der Grīd'). Von ihr gelangt Þōrr zum Flusse Wimur. Er umgürtet sich und stemmt den Stab der Grīd stromabwärts ein, während sich Loki an dem Gürtel festhält. Da schwillt der Strom, und als Þōrr in der Mitte ist, bricht sich das Wasser an seinen Schultern. Er sieht stromaufwärts in einer Schlucht Geirrǫds Tochter Gjǫlp auf beiden Flußufern stehen und das Anschwellen des Stromes verursachen. Er nimmt aus dem Flußbette einen großen Stein auf, wirft ihn nach ihr und spricht dazu: An der Quelle staut man, was quillt! Er trifft, und (der Strom läßt nach)[1]). Er bekommt eine Bergesche zu fassen und steigt so aus dem Wasser. Daher die Redensart: Die Bergesche ist Þōrs Bergung.

Snorri schreibt seine Edda um 1220. Die bei ihm eingelegten (hier im Auszuge weggelassenen) Visur zeigen, daß ihm eine ältere eddische Dichtung vorlag. Ihr Inhalt war schon dem Skalden Ulf Uggason bekannt, denn in seiner 987 vorgetragenen Húsdrápa verwendete er die Kenning ‚Wimurfurts Widgymnir' (Vīdgymnir Vimrar vaðs) für Þōrr. Auf etwa dieselbe Zeit führt auch die folgende skaldische Fassung.

b) Eilífr Goðrúnarson (Ende des 10. Jahrh.) in Skáldskaparmál 18 (= Jüngere Edda, a. a. O., S. 153—160): Loki veranlaßt zwar die Fahrt (v. 73), aber nicht er sondern Þjálfi begleitet den Þōr (v. 74). Es ist von Strömen der Riesin die Rede, die sie durchschreiten, aber es ist damit wohl nur der eine Fluß (Wimur) gemeint; er ist eiskalt (v. 77), sturmgepeitscht und führt Felsblöcke mit sich (v. 78). Der Wurf nach der ‚Quelle' der Riesin ist nicht herausgearbeitet. Auch der rettende Baum fehlt. Der Dichter spielt auf den Blutstrom aus Þorns Nacken an (v. 79) und vergleicht also die Flut, die der Riese Bergelmir überstehen mußte (Vafþrúðnismál 35), mit dem Anwachsen des Wimur, das Þōrr überstehen muß. Þjálfi hing in der Luft an Þōrs Schildriemen (skaunar a seil, v. 81). Es befremdet, daß Þōrr mit einem Schilde ausgerüstet ist, den er sonst nirgends, auch gegen Hrungnir nicht, führt. Wir werden darauf zurückkommen.

[1]) Wörtlich: Er verfehlte sein Ziel nicht. Im selben Augenblicke sah er sich am Lande, bekam eine Bergesche zu fassen und stieg so aus dem Wasser. — Das ist in sich uneben, fast widerspruchsvoll. Der in Klammern gegebene Gedanke fehlt ersichtlich.

Digitized by Google

Wie alt ist nun der Stoff? Wir nähern uns der Antwort durch Betrachtung zweier älterer Entlehnungen, einer esthnischen (2) und einer keltischen (3), die eine ältere Sagenform erschließen lassen und bis etwa zum Beginne des 8. Jahrhunderts zurückführen.

2. Kalewipoeg (verdeutscht von C. Reinthal, Dorpat 1857) XV, 386—446: Kalewipoeg hat sich zum Schlafe hingelegt. Da fühlt er erwachend Nässe und entdeckt alsbald die Quelle. Una de magicis virginibus, filia magi ventorum, conquiescebat in montibus gignebatque ex se undam calidam. Altero pede in hoc jugo, altero virgo stabat in illo. Da ergreift Kalewipoeg von ungefähr einen Stein und schleudert ihn in den Mittelpunkt der Quelle. In ipsum os crinitum fertur obseransque sic ostia tamquam obturamentum clausit canales. Vergeblich ruft die Getroffene nach Hülfe, sie stirbt und ihr Leib zerfällt. Sola pars media corporis amnem gignentis . . . exstat etiam hodie . . . E nigra saxi rima aquarum venae prodeunt. Nach vollbrachter Tat schläft Kalewipoeg wieder ein.

Der Mythos ist zur Ortssage geworden und an eine Gesteinsbildung geheftet, das Durchwaten des Stromes, der Zweck der Reise, fehlen. So gibt sich das Esthnische als entlehnt zu erkennen. Dennoch ist es wertvoll, denn es setzt eine Form der Sage voraus, die älter ist als die bei Snorri und Eilif. In der eddischen Dichtung geht Gjǫlp an þórs Steinwurfe noch nicht zugrunde, erst später im Geißenhause. Nach dem Esthnischen aber wird man auf eine einfachere Fassung schließen, nach der þórr es bloß mit der einen Riesin zu tun hat, der er mit dem Steinwurfe das Rückgrat bricht. Sie wird zu Stein wie Hrímgerðr, nur daß den Hati, ihren Vater, Helgi schon vorher tötete (Hhjǫrv. 30; vgl. 24).

Esthen, Finnen, Lappen haben auch die Geschichte von þórs Hammerverluste entlehnt (vgl. K. Krohn, Skandinavisk Mythologi, Helsingfors 1922; sein Schluß auf christliche Vorlage ist unmöglich). Es ist kaum anzunehmen, daß diese Entlehnungen erst über Island erfolgten; sie gehören einer Schichte an, die vor der Besiedlung Islands liegt.

3. Schluß der Fassung A von Mesca Ulad (‚Trunkenheit der Ulter'), die R. Thurneysen, Die irische Helden- und Königssage, Halle 1921, S. 473 ihrer Sprache nach den älteren Sagentexten freieren Stiles zuweist, die man wohl noch für das Ende des 8. Jahrhunderts ansetzen darf (ebenda S. 449): Die Ulter haben sich unter Cūchulains Führung trunken nach Temair Lochra verirrt, wo Crumþann Niaþ-Náir[1]) von Erainn sie in seinem Eichenhause aufnimmt, das nach der jüngeren Fassung ein Eisenhaus ist und in Glut gesetzt wird. Aber sie sprengen das Haus und erschlagen die Erainn, von denen nur ein Drittel entkommt, darunter Crumþann. Auf seiner Flucht begegnet dem Crumþann seine Ziehmutter, das Spruchweib Richis, und verheißt ihm Rache. Sie holen den Cūchulainn an einer Furt ein. Dort hebt Richis ihr Gewand hoch, so daß Cūchulainn vor Scham die Stirne in den Erdboden verbirgt, und Crumþann greift ihn an. Vergeblich warnt Læg, der Wagenlenker des Cūchulainn, seinen Herrn; so lang Richis so dasteht, will er sich nicht erheben. Da schleudert ihr Læg einen Stein ins Glied, daß sie mit zerschmettertem Rücken tot zusammensinkt. Jetzt erst steht Cūchulainn auf und schlägt dem Crumþann den Kopf ab.

[1]) ‚Enkel der Schande', d. h. eines Inzestes. Die zeitliche Festlegung des „historischen" Crumþann durch die irischen Synchronisten auf 8 vor Chr. werden wir schwerlich ernst nehmen dürfen, wenn auch schon Strabon und Spätere die betreffenden Sitten für Britannien bezeugen.

Digitized by Google

Entlehnt haben ersichtlich die Iren. Cūchulainn ist zu Wagen, während þōrr watet. Aber auf der Fahrt zu Utgarða-Loki läßt þōrr seinen Wagen bei dem Bauern (Gylfaginning 45). Der Wagenlenker Læg entspricht dem Loki, der auch bei þōrs Heimfahrt von Hymir sich am Wagen betätigt (Hymiskviða 38). Übrigens gehört der Kampfwagen mit dem Grauen und Rappen und dem Lenker Læg zu Cūchulains üblicher Ausrüstung (Thurneysen S. 91). Das Irische kam der Entlehnung auch dadurch entgegen, daß Cūchulainn den Gæ Bulga, die wunderbare Waffe, führt. Im übrigen ist viel verkümmert. Die Furt erfüllt keinen Zweck mehr, der Strom schwillt nicht an, von Richis geht nichts aus als eine moralische Wirkung. So ist es auch zwecklos geworden, daß der Wurf sie ins Glied treffen muß. Aber das Zerschmettern des Rückens ist geblieben und erfolgt wie auf der aus Kalewipoeg erschlossenen, voreddischen Stufe. Da Helgi den Hati vor Hrīmgerð tötet (s. o.), ist zu beachten, daß in Mesca Ulad dem Auftritte an der Furt der Kampf im Eichenhause vorangeht. Cūchulainn reißt, um sich und den Seinen Luft zu machen, das Dach im ‚Heldenlachssprung' mit sich, dann sprengt er die Türe mit einem Fußtritte und mit einem zweiten den Türrahmen, endlich stülpen die Ulter das Haus um. Das erinnert an die Aufnahme bei Geirrǫð im Geißenhause und daran, wie die Töchter Geirrǫðs den þōr auf dem Stuhle zum Dache emporheben, bis er sich mit dem Stabe der Grīð gegen die Dachsparren stemmt und den beiden Riesinnen den Rücken bricht. Zwei Abenteuer mit den Töchtern (Steinwurf, nach der einen, Brechen des Rückgrats — jetzt bei beiden), die im Grunde übrigens doch bloß einer sind, bereiten gut auf den Kampfe mit dem Riesen vor; liegt aber dieser Kampf voran, dann genügt um so leichterdaseine Abenteuer mit der einen Riesentochter. Ist das Eisenhaus der späteren Fassung ursprünglich ein Eichenhaus, so stünde ein Brand der Halle wieder Nordischem nahe; übrigens scheint es, daß bei Geirrǫð alles von Eisen ist. Daß Crumþann entrinnt und erst bei der Furt mit Richis erledigt wird, war für den Iren, der das Weib nicht als angemessenen Gegner seines Helden empfand, das Gegebene. Was bei Snorri am Anfange des Geirrǫð-Abenteuers steht, gehört, von der frühen keltischen Lehnform aus gesehen, ans Ende — die Heimkehr þōrs, der auch noch die übriggebliebene, verfolgende Gjǫlp vernichtet.

Der Stoff klingt im Irischen auch sonst an. In der Tāin bō Cualnge (Thurneysen S. 214—216) veranlaßt Cūchulainn eine Flucht seiner Feinde, und die Königin Medb deckt diese Flucht. Da muß sie ihren blutigen Harn lassen, der 3 Mühlgräben aufwühlt. Cūchulainn hätte sie dabei erschlagen können, will aber keine Frau töten (vgl. Thurneysen S. 350). Eine andere Stelle der Tāin (ebenda S. 144—148) handelt in vielfachen Abwandlungen davon, daß Medb, vor Cūchulainn fliehend oder den ausgebrochenen Stier verfolgend, einen oder mehrere Bäche überschreiten will, die alle gegen ihr Heer anschwellen; schließlich muß sie durch den Berg hindurch, in den man zu diesem Zwecke eine Schlucht eingräbt (vgl. die 3 Mühlgräben!).

Der Kampf des Cūchulainn an der Furt ist ein Hauptgegenstand der Tāin; Cūchulainn besteht an der Furt viele Gegner, einmal auch die Morrigän, die ihn in mehrfacher Verwandlung (Aal, Wölfin, Kuh) anfällt. Er beschädigt sie jedesmal, aber dagegen, daß sie ihm je einen Trunk von ihrer Kuh gewährt, wird sie später wieder heil (vgl. Thurneysen, S. 309 ff.). Man könnte daran denken, wie Achelōios (vgl. 4a) sein abgebrochenes Horn von Hēraklēs gegen das Horn der Ziege Amaltheia eintauscht.

Ein besonderer Zug ist Cūchulainns Schamhaftigkeit und das Verhalten der Richis. Das sind Umänderungen, die in der Richtung einer stark abweichenden Sage von Cūchulainn (Thurneysen S. 138 f.) liegen [1]). Die aufgehobenen Kleider erscheinen auch in

[1]) Bereits H. Zimmer, Der kulturgeschichtliche Hintergrund in den Erzählungen der alten irischen Heldensage, Berliner Sitzungsberichte der phil.-hist. Klasse IX (1911) 174—227 hat S. 207 f. auf sie hingewiesen, E. Kornemann, Die Stellung der Frau in der vorgriechischen Mittelmeerkultur (Orient und Antike Nr. 4), Heidelberg 1927, S. 26 ff. den Gegenstand in einem weiteren Zusammenhange behandelt.

Digitized by Google

der Entscheidungsschlacht des Kyros gegen die Mēder (Trogus Justinus I 6, 13ff.; vgl. 5a) und in der (zumindest lykisch beeinflußten) Sage von Bellerophontēs (Plutarchos, De virtute mulierum 9, S. 248 B), der selbst eine Art Flut herbeibringt, die die Weiber mit ihm zugleich zurückscheuchen. Cūchulainn wird, als er vor den Weibern den Blick niederschlägt, ergriffen und in bereitgestellten Wasserfässern abgekühlt. Es ist anzunehmen, daß dieser Auftritt in seinem Grundbestande recht alt ist und auf Mesca Ulad eingewirkt hat [1]).

Ein Blick auf diese Verhältnisse der in wirren Linien durcheinanderwogenden irischen Sagen war nötig, weil Mesca Ulad, wenn entlehnt, das uns beschäftigende Abenteuer Þōrs in der erschlossenen älteren Form bereits für das 8. Jahrhundert anzusetzen gestattet, was den schon aus dem Esthnischen gezogenen Schluß bestätigt. Es fällt auf, daß im Esthnischen und Irischen der Baum fehlt. Daß er auch bei Eilif fehlt, wird man nicht betonen dürfen, weil der Skaldenstil Schilderungen erschwert; auch der Steinwurf kommt bei Eilif zu kurz. In den Lehnformen aber ist mit Verkümmerung auch in diesem Zuge zu rechnen. Daß der Baum alt ist, wird sich aus den entsprechenden, viel älteren griechischen (4 a—c) und iranischen (5 a, b) Fassungen ergeben.

4. Die griechischen Fassungen knüpfen an den Kampf des Hēraklēs mit Achelōios an, den wir sonst erst aus den Trachinierinnen (v. 9ff., 510ff.) des Sophoklēs (um 400 v. Chr.) kennen, die auf das Epos *Οἰχαλίας ἅλωσις* zurückgehen. Sie sind dieser der Zeit nach späteren, inhaltlich wohl altertümlicheren Fassung gegenüber erweitert durch das feindliche Eingreifen der Hēra (a, b) und das Hinzutreten des rettenden Baumes (a, c). Aus dem Kampfe mit dem ‚Wassermann' um die Braut (Dēianeira) wird ein Sprung in den Strom und eine Flucht aus ihm (a), eine Seefahrt (b) oder eine Rettung aus den ‚Symplegaden' (c: Skylla und Charybdis). Das Bild des Durchquerens des Stromes (Meeres) liegt in allen drei Fassungen zugrunde, der Gedanke an anschließende Prüfungen oder Irrfahrten tritt hinzu (b, c).

a) Ilias XXI 1—384: Achilleus verfolgt die Trōer bis zur Furt des Skamandros und füllt dessen Strombett mit Leichen. Trotz des Einspruches des Stromes fährt er damit fort und springt vom steilen Ufer in ihn hinab. Da schwillt Skamandros an, wirft gleich einem Stiere brüllend die Leichen aus, ergießt sich in den Schild des Achilleus, und der Held verliert den Boden unter den Füßen. Achilleus sucht, sich an einer mächtigen Ulme zu halten, aber entwurzelt stürzt sie nieder, das Ufer zerklüftend. Jedoch ihr dichtes Wipfelgeäste hemmt den Strom und der längshingefallene Stamm wird dem Achilleus zur Brücke. Er schwingt sich an Land und verlegt sich aufs Laufen. Der Strom verfolgt ihn. Da betet er zu den Göttern um Hilfe. Poseidaōn und Athēnē fassen ihn tröstend an der Hand, freilich nur, um sogleich zum Olympos zu entschwinden, während Skamandros ihn weiter verfolgt und sogar den benachbarten Simoeis zu Hilfe ruft, allerdings ohne daß dieser antwortet oder erkennbar eingriffe. Da wird endlich Hēra besorgt und ruft den Hephaistos herbei. Er setzt die Flur in Flammen, Hēra entfesselt die Winde, der Skamandros beginnt zu kochen, bleibt stehen und bittet um Gnade.

---

[1]) Die Ähnlichkeiten des Zusammenhanges, in dem Cūchulainns Beschämung durch die Weiber jetzt steht, mit Mesca Ulad wird man nicht überschätzen dürfen. Einfluß von Mesca Ulad A auf die vorliegende Fassung in der Tāin ist ebenfalls wahrscheinlich. Immerhin sei verzeichnet, daß Cūchulainn vor der Beschämung die Söhne der Nechta Scēne an einer Furt erschlagen, ja einem davon mit einer Lanze das Rückgrat zerschmettert hat. Vor der nachstürmenden Nechta entflieht er; von einem Kampfe mit ihr ist nicht die Rede. Dann erbeutet er einen wilden Hirsch und ein Dutzend Schwäne. Sein zornwütiges Eintreffen in Emainn sagt das Spruchweib Leoborchan an (vgl. meine Besprechung von Thurneysens Buche in Zeitschrift für kelt. Philol. 1922, XIV, 301).

Digitized by Google

Sie wird ihm gewährt. Wie Achilleus dem Aufruhre der Elemente entrinnt, beschäftigt den Dichter nicht.

Die Ilias denkt sich D. Mülder, Die Ilias und ihre Quellen, Berlin 1910, S. 350, nicht vor dem letzten Viertel des 7. Jahrhunderts v. Chr. gedichtet; E. Bethe, Die Sage vom trojischen Kriege (Homer III), Leipzig 1927, S. III will sogar, daß die Ilias nicht vor 600 als einheitliches Kunstwerk komponiert ist. Als Vorlagen kommen nicht Lieder, sondern ältere epische Dichtungen in Frage, die der Dichter durch ‚Quellenhinweise' kenntlich zu machen pflegt (Mülder, S. 39ff.). Den Kampf mit dem Strome hat Mülder S. 230ff. behandelt. Der ‚Quellenhinweis' liegt in v. 190—199: Achilleus rühmt sich, um eben so viel stärker zu sein wie sein Gegner, wie Zeus stärker ist als Achelōios — der Gegner des Hēraklēs. Nur hier wird Achilleus ohne Namensnennung als ‚der Zeusentsprossene' eingeführt (v. 17), ja er bezeichnet sich als ‚Sohn des Zeus' (v. 184ff.). Auf Achilleus paßt es nicht, aber auf Hēraklēs. Soweit D. Mülder, der auch die Arbeitsweise des Dichters behandelt hat. Auf dieser Grundlage ergibt sich die Frage nach der Rolle der Hēra in der Vorlage. In der Ilias ist sie dem Achilleus hilfreich, in der Hēraklēsdichtung muß sie dem Hēraklēs (Achilleus) feindlich gewesen sein. Den Beweis erbringt b.

Es ist jedoch damit zu rechnen, daß Achilleus selbst schon näher zu Achelōios gehören mochte. Achelōios verwandelt sich vor Hēraklēs ähnlich wie Thetis vor Pēleus. Der Name Achelōios klingt an den des Achilleus an. Auch der Acherōn wird in diese Gruppe gehören. Der Achelōios ist Urstrom, alles andere Gewässer geht von ihm aus. In der Ilias ist der Skamandros für ihn eingesetzt, um den Auftritt trojisch zu machen.

b) Aus Ilias XIV 249—269, XV 13—33 und dem größeren Zusammenhange[1]) von XIV 153—XV 77 ergibt sich: Als Hēraklēs Ilios zerstört hat und heimschifft, versucht Hēra, den Zeus von der Fürsorge um seinen ihr verhaßten Sohn abzulenken und Spielraum zu gewinnen, um ihm zu schaden. Sie bringt den Gott des Schlafes auf ihre Seite, läßt sich von Aphroditē Liebeszauber verleihen und naht dem Zeus auf dem Olympos, von wo er die Geschicke der Welt lenkt und über die Heimkehr des Hēraklēs wacht. Von ihrem Reize verlockt vollzieht er mit ihr das Beilager und schläft ein. Das benützt nun Hēra, den Boreas wider Hēraklēs zu entsenden, der ihn in höchste Seenot bringt, die ihn nach der Insel Kōs verschlägt. Aber da erwacht Zeus, kommt dem Hēraklēs zu Hilfe und führt ihn nach schweren Kämpfen und Leiden wieder nach Argos zurück. Die Hēra bestraft er hart. Den Gott des Schlafes schützt vor ihm die Nacht.

Die ursprüngliche Dichtung war natürlich reicher an Zügen als das, was der Ilias über sie noch zu entnehmen ist (vgl. Mülder S. 125—144). Namentlich über die Seenot des Hēraklēs erfahren wir aus den ‚Quellenhinweisen' zu wenig. Es ist durchaus möglich, daß der rettende Baum in ungefähr derselben Art vorkam, wie in a und c. Hēra als Erregerin des Sturmes bestätigt unseren Schluß (a) auf Hēra als Verursacherin des Anschwellens des Skamandros. Die Winde entsendet sie auch in a, freilich zu anderem Zwecke. Daß Hēra einen Fluß erzeugt, kommt auch sonst vor (Ps. Eratosthenēs, Catasterismi 44). Hermēs legt ihr den Hēraklēs an die Brust; als sie das merkt, schleudert sie das Kind weg und die Milch bildet die Milchstraße. Dazu wird man stellen müssen, daß Hēraklēs sie an der rechten Brust

[1]) G. Neckel, Die Überlieferungen vom Gotte Balder, Dortmund 1920, S. 200ff. hat versucht, die *Διὸς ἀπάτη* als thrakisch anzusetzen. Ich gedenke, demnächst an anderem Orte zu zeigen, daß das nicht möglich ist. Die bisherigen Ergebnisse der Homerkritik führen eher auf boiotisch-argivische Herkunft.

Digitized by Google

mit seinem Pfeile verwundet (Ilias V 392ff). Schon die alte Dichtung kannte also den Schuß des Hēraklēs auf Hēra, und zwar gerade an die Stelle ihres Leibes, von der offenbar das Anwachsen des Stromes ausging.

Da Hēraklēs nach Kōs verschlagen wird, wo Hēraklēs-Kult und der Brauch des Bräutigams in Weiberkleidern (M. P. Nilsson, Griechische Feste, S. 451ff.) bezeugt und ältere karische Vorbevölkerung mit Mutterrecht anzusetzen ist (E. Kornemann, a. a. O., S. 25), wird mit entsprechenden Einschlägen zu rechnen sein.

c) Odysseia XII 403—449: Auf der Fahrt von Thrinakia wird Odysseus, weil seine Gefährten von den Kühen des Hēlios gegessen haben, schiffbrüchig, und der Süd treibt ihn auf einem aus Kiel und Mast seines Schiffes mit Hilfe eines Taues hergerichteten Notfahrzeuge zu Skylla und Charybdis zurück. Eben schlürft die Charybdis das Wasser ein, da ergreift er, um nicht in sie hinabgezogen zu werden, den Ast eines Feigenbaumes, der über das Wasser ragt, und wartet, an dem Baume hangend, bis die Charybdis sein Fahrzeug wieder von sich gibt. Er läßt sich auf das Fahrzeug fallen und entrinnt auch der Skylla, die ihn nicht bemerkt. Nach 9 Nächten landet er auf Ogygia bei Kalypsō.

Die Odysseia werden wir etwa ein Jahrhundert später als die Ilias ansetzen müssen. Sie enthält den Zug bloß mehr abgeblaßt. Jetzt ist es so, als ginge den Odysseus der Sturm des Zeus, den Hēlios erbeten hat, nur mittelbar an. Aber in einem sehr ähnlichen Falle von Seenot, der gleich folgt, ist Odysseus selbst das Ziel. Auf der Fahrt von Kalypsō weg erspäht ihn Poseidaōn, erregt den Sturm und zerschmettert sein Schiff. Auch diesmal reitet Odysseus auf einem der Hölzer (V 371) und rettet sich (mit dem Schleier der Leukothea) schwimmend: der Nord bläst ihn zu den Phaiaken. Man sieht wie Poseidaōn und Zeus (Hēlios) für Hēra, Odysseus für Hēraklēs stehen. Wie Hēraklēs nach vielen Leiden und Mühen nach Argos, kehrt Odysseus nach langen Irrfahrten nach Ithaka heim. Bei Odysseus werden sie uns erzählt, bei Hēraklēs fehlen sie. Dafür haben wir seine 12 Arbeiten, zu denen er immer von Neuem auszieht und die zum Teil selbst schon weite, reicher gegliederte Fahrten sind (vgl. z. B. die Nekyja).

Der Gesamteindruck von den griechischen Fassungen ist, daß der uns beschäftigende Zug in ihnen mit dem Einsetzen der Kunstdichtung bereits verklingt, daß er gleichsam bloß am Rande des zur Aufzeichnung Gelangten auftaucht.

5. Bei den iranischen Fassungen müssen wir, da das heimische Schrifttum zum größten Teile verloren ist, mit seiner Spiegelung in abgeleiteten Quellen arbeiten.

a) Hērodotos (425 v. Chr.) I 107, 108: Astyagēs träumt, daß seine Tochter Mandanē so viel harnt, daß die ganze Stadt davon erfüllt und ganz Asien überschwemmt wird. Wie die Mager den Traum auslegten, wird nicht genauer gesagt, aber ihre Auslegung bestimmt ihn, die Mandanē dem nicht ebenbürtigen Perser zur Frau zu geben. Danach träumt er, daß aus dem Schoße der Mandanē ein Weinstock wächst, der ganz Asien überschattet. Die Mager deuten das auf ihren Sohn, der an Stelle des Astyagēs König werden wird.

Der einheitliche Vorgang, den wir verfolgen, erscheint in der persischen Reichsgründersage (Kyros-Sage) bei Hērodotos in zwei, einander ergänzende Traumbilder zerlegt. Danach liegt es nahe, daß die 1. Traumdeutung bloß das Unheil (Flut), die zweite, schon bestimmter, den neuen Herrscher als Befreier von dem alten, bösen, und als die Rettung aus dem

Digitized by Google

Unheile vorausſagte[1]). Auch ſonſt tilgt die Flut das Geſchlecht der Sünde hinweg, wirkt reinigend. Der Glaube an die reinigende Kraft des Harnes im Aveſta und die reinigenden Flüſſe (‚Jordane') der Mandäer werden von den Mandavölkern und der nach ihnen benannten Mandans nicht zu trennen ſein.

b) Jānšāhs Geſchichte in Tauſend und einer Nacht (überſetzt von M. Henning, Reclam, Leipzig) IX 104—107: Jānšāh gelangt von den Affen weg nach Verluſt faſt aller Gefährten durch das Ameiſental zu einem Strome, in den er ſpringt, um ſeinen Verfolgern zu entrinnen. Aber die Strömung iſt ſo reißend, daß ſie ihn ebenſo zu zerreißen droht, wie ſie es mit ſeinem letzten, ihm gefolgten Begleiter tatſächlich tut. Er aber rettet ſich, indem er den Zweig eines Baumes erfaßt, der am anderen Ufer ſteht, und ſich ſo aus der ſcharfen Strömung zieht. Bald darauf erreicht er den Sabbath-Strom, der vor der Stadt der Juden vorbeifließt. Dieſer Strom fließt ſo ſchnell, daß er die Augen blendet, aber jeden Sabbath verſiegt er. Das wartet Jānšāh ab, worauf er das Flußbett durchſchreitet und die Stadt zu weiteren Abenteuern betritt.

Die Erzählungen in 1001 Nacht ſtammen zum großen Teile aus perſiſcher Überlieferung und gehen gelegentlich bis auf Pahlaviwerke zurück. Die Geſchichte von Jānšāh ſteht den durch jüdiſche Kreiſe vermittelten Abenteuern des Bulūqjā (vgl. J. Horovitz in ZDMG. 1901, LV 519—525) und den Reiſen Sindbad des Seefahrers nahe, in denen ſich auch ſonſt zahlreiche Anklänge an die Odyſſeia finden (vgl. meine Nachweiſe in OLZ. 1911, Sp. 353f. und 1918, Sp. 231f.). Daß ſie aus ihr entlehnt wären, iſt nach Lage der Dinge ausgeſchloſſen.

Offenbar iſt der Sabbathſtrom bei Jānšāh eine Doppelung des erſten Stromes mit dem Baume. Schon das Kyriakosgebet (5. Jahrh. n. Chr.) kennt den aus dem Urgrunde quellenden, nur jeden Sabbath überſchreitbaren Sandſtrom vor *Λιμνοθάλασσα*-Wüſtenbabylon, wo der König der Schlangen hauſt (R. Reitzenſtein, Das iraniſche Erlöſungsmyſterium, Bonn 1921, S. 77 ff.). Dieſem entſpricht im rechten Ginza V 3 (Lidzbarski S. 189 f.) der Karafiun, deſſen Mund ſich vor dem Manne vollendeter Gerechtigkeit zur Dichte eines Ameiſenſpältchens ſchließt. Öffnet der Drache in *Λιμνοθάλασσα* ſein Maul, ſo fängt er durch 7 Tage den Jordan auf. Man denke an die einſchlürfende Chimaira, bei der des Grundes ſchwärzlicher Sand ſichtbar wird (Odyſſeia XII 242f.).

6. Ergebniſſe werden über den hier erarbeiteten Tatbeſtand[2]) hinaus mit der Zeit wohl zu gewinnen ſein; einige Richtlinien, die ſich mir bereits zeigten, verſuche ich anzudeuten.

Daß bei Saxo Þōrkels Fahrt zu Útgarða-Loki und Geirrǫð zum Teil an die Odyſſeia anklingt (P. Herrmann, Saxo II: Kommentar, Leipzig 1922, S. 583 u. 590), kann den Weg einer Entlehnung der die Waſſernot verurſachenden Rieſin oder Göttin und des rettenden Baumes nach dem Norden

[1]) Daß die Flut vom ‚Backofen' (= vulva) des Weibes ausgeht, erzählt das arabiſche Fragment des Hippolytos zum Targum Geneſis VII 6 (überſetzt von Bonwetſch-Achelis, Bd. 1 der griechiſch-chriſtlichen Schriftſteller). Man vergleiche auch das Brotebacken bei UTnapištim.

[2]) Bisher hat man bloß die eſthniſche Faſſung gelegentlich herangezogen (z. B. E. Stucken, Aſtralmythen IV, Leipzig 1901, S. 263f.). S. R. Schröder, Thor im Dimurfluß, Braunes Beitr. 1927, LI, 35—40 berückſichtigt auch ſie nicht, und das von ihm verglichene Ägyptiſche gehört nicht herzu, da es ſich um das Löſchen eines Brandes und eine ganz andere Lage handelt.

Digitized by Google

nicht weisen. In der Odysseia fehlt ja Hēra als Verursacherin, und in der Ilias wird der Zusammenhang erst durch die Quellenkritik klar. Der literarische oder gelehrte Weg scheidet damit aus. Eine Beeinflussung solcher Art könnte auch nicht so leicht bis ins 8. Jahrh. hinaufreichen.

So bleiben die nichtliterarischen Wege. Man könnte z. B. an das Vorkommen des Polyphemos-Abenteuers in den Fornaldar-Sǫgur denken. „Uralte gemeinsame Überlieferung", wie P. Herrmann S. 590f. (dort auch die Nachweise) meint, liegt da nicht vor, sondern Zustrom aus dem Osten, wie schon die 1857 von J. Grimm zusammengetragenen Belege erkennen lassen. Es handelt sich frühestens um Erwerbungen der späten Wikingerzeit; die Fornaldar-Sǫgur liegen nach Snorri.

Ein älterer Weg wäre der, auf dem sich R. Reitzenstein, Weltuntergangsvorstellungen, Upsala 1924 (SA. aus Kyrkohistorisk Årsskrift) die Zerstückung des Ymir aus Manichäischem entlehnt denkt, oder auf dem nach A. Olrik der gefesselte Riese (Loki) aus dem Kaukasos bezogen wurde. Das Stichwort ‚Mandäer' ist bei 5 a (Mandanē) und 5 b (Sabbathstrom Jordan) gefallen. Wie immer die Dinge liegen mögen: auf den religiösen Einschlag, vielleicht die religiöse Grundlage, unseres Stoffes müssen wir achten.

Der religiöse Einschlag ist bei Þōr in diesem Falle sehr deutlich. M. Olsen hat in Germanica (E. Sievers zum 75. Geburtstage), Halle 1925, S. 247 bis 257 über Kǫrmt ok Qrmt im Zusammenhange mit dem Geißenhause (Gästehause) bei Geirrǫð gehandelt, freilich ohne auf die religiöse Seite einzugehen. Aber diese ‚beiden Wannenbäder' (Kerlaugar tvær), die Þōrr durchwaten soll und die sich im Zusammenhange mit der erglühenden Asenbrücke erhitzen (Grīmnismāl 29), sind nichts wesentlich Anderes als die Giftströme, die den Schlangensaal entlang fließen (Kǫrmt ok Qrmt gemäß M. Olsens Anschauung) und von den Meineidigen durchwatet werden (Vǫluspā 39, Gylfaginning 52). Sie haben gewiß reinigende oder strafende, kurz religiöse Bedeutung. Die Frage ist, wie weit das zu Þōr gehört.

Þōrr watet auch durch die Élivāgar und trägt dabei den Aurvandil im Eisenkorbe (iārnmeiss) auf dem Rücken (Skāldskaparmāl 17). Bei Eilif verdanken wir Þōrs Schild sichtlich diesem Korbe; man gebrauchte iārnmeiss auch als Schiffsnamen (vgl. ‚Ulls Schiff'). Der Baum fehlt zwar dabei und die nordischen Fassungen rücken dadurch von den homerischen ab, daß dort der Held keinen Begleiter hat; aber Aurvandill ist der ‚Wanderer' — wie Odysseus-Herakles — und eine sehr alte Gestalt, wie auch Þōrr selbst.

Diese Bemerkungen reichen nicht aus, die eben erst aufgeworfene und umgrenzte Frage zu lösen. Aber sie können vielleicht Anlaß werden, ihr noch weitere neue Seiten abzugewinnen und dadurch an die Lösung heranzukommen. Auf jeden Fall dürften sie geeignet sein, vor verfrühten Schlüssen zu warnen.

Digitized by Google

Oddi Helgason
und die Bestimmung der Sonnwenden im alten Island.

Von Otto Sigfrid Reuter.

Mit 1 Zeichnung im Text.

Unter den wertvollen Pergamenthandschriften, welche einst Brynjolf Sveinsson, Bischof von Skalholt auf Island, der Entdecker auch der älteren Edda, um die Mitte des 17. Jahrhunderts dem dänischen Könige Friedrich III. schenkte und von Island nach Kopenhagen gelangen ließ, befand sich vermutlich auch der jetzt als „Cod. 1812, 4to der Alten Kgl. Sammlung" bezeichnete Sammelband mehrerer Handschriften aus dem 12. bis 14. Jahrhundert. Der älteste Teil dieses Bandes, Blatt 24—33, aus dem Ende des 12. Jahrhunderts stammend, ist 1883 unter dem Titel „Ældsta delen af Cod. 1812 4to Gml. kgl. Samling", Kopenhagen, von Ludvig Larsson buchstabengetreu abgedruckt worden. Eine Wiedergabe dieses ältesten Teils, welche sich in der aus dem 15. Jahrhundert stammenden Handschrift 625 4to der Arnamagnäanischen Sammlung unter dem Titel Blanda findet, haben in den Jahren 1914 bis 1916 N. Beckman und Kr. Kålund als Rim I im 2. Teil der Sammlung Alfraedi Islenzk herausgegeben, wobei sie die Abweichungen gegen den von ihnen als L bezeichneten älteren Text des Cod. 1812 vermerkten. Durch diese Neuausgaben ist die alte Rymbegla, welche Steph. Björnsson 1780 zu Kopenhagen als Sammelband jener alten Zeitrechnungsschriften in einer für seine Zeit verdienstvollen Weise nebst lateinischer Übersetzung und einigen anderen wichtigen Beigaben veröffentlicht hatte, insbesondere in textkritischer Hinsicht überholt.

Der älteste Teil des Cod. 1812 gilt als eine der ältesten der jetzt bekannten isländischen Handschriften überhaupt und wird nach dem Urteile von Larsson nur von einer einzigen, nach Beckman von keiner anderen an Alter übertroffen. Nach des letzteren Untersuchungen haben wir in ihm eine um 1187 gefertigte Abschrift, welche letzten Endes auf eine um 1150 anzusetzende Urschrift zurückgeht; vgl. Beckman S. XCVIII, LXXX; Kålund S. CCXVI, CCX. Der Verfasser dieser mittelalterlich-kirchlichen Zeitrechnungskunde nennt als seine Quellen die schriftliche kirchliche Literatur, außerdem aber den Priester Bjarni Bergthorsson, gest. 1173, und Stiörnu-Oddi, d. i. Stern-Oddi, welche letzteren die isländische Volksrechnung vertreten sollen. Auf Bjarni mögen die Abschnitte zurückgehen, welche gegenüber der julianischen Rechnung die isländische Halbjahrsrechnung u. a. zum Gegenstande haben. Oddis Anteil dagegen ist genau abgegrenzt. Die alte Inhaltsangabe dieser Abhandlung nämlich führt als 20. Abschnitt Oddis Berechnung auf, Odda tala (Larsson S. 8; Beckman S. 6), welche inhaltlich und nach ihrer Ausdrucksweise aus

Digitized by Google

dem Rahmen der mittelalterlichen Schrift völlig herausfällt und ihrerseits wieder als inhaltlich ältester Teil dieser Abhandlung bezeichnet werden muß, wenn er auch von deren Verfasser selbst aufgenommen worden ist. Von diesen Beobachtungen und Berechnungen gehören dem Stern-Oddi sicher an: das Ansteigen der Mittagshöhen der Sonne von der Winter- bis zur Sommersonnwende, die Lage der Jahrpunkte und die Richtungen (Azimute) der Dämmerungsauf- und -untergänge ebenfalls von der Winter- bis zur Sommersonnwende. Keine dieser Beobachtungen findet in der übrigen Darstellung grundsätzliche Anwendung. Sie stehen vielmehr, ohne daß der kirchliche Verfasser davon Vermerk nimmt, in vollem Gegensatze zum gesamten Inhalte der kirchlichen Berechnungen, und man darf annehmen, daß der unbekannte Verfasser diese Überlieferung vom Stern-Oddi lediglich als eine Merkwürdigkeit in seine der Belehrung dienende Schrift aufgenommen hat. Hiernach ist Oddi als Quelle nur für den Teil anzusehen, der seinen Namen trägt, während Bjarnis Anteil sich in der Verbindung der neuen kirchlich-julianischen mit der isländischen Zeitrechnung äußert.

Das Odda-Tal ist nicht von Oddi selbst verfaßt; der Verfasser berichtet: „So berechnete Oddi, ließ aufgehen die Tagdämmerung; svo talde Stiornu Odde; enn taldi Oddi sva; let hann þa dag upp koma". Es ist nicht bekannt, ob diese Überlieferung mündlicher oder schriftlicher Art war. Oddi muß tot gewesen sein, als sie in die mittelalterliche Schrift Aufnahme fand. Möglicherweise war sie schon durch manche Köpfe und Hände gegangen und der Verfasser der Abhandlung von 1150 hatte eine schriftliche Vorlage. Dafür spricht, daß die Dämmerungsberechnungen und die Jahrpunkte ganz auf die Heiligentage des kirchlichen Kalenders bezogen sind, innerhalb dessen sie inhaltlich einen Fremdkörper darstellen. Nach dem Urteile des isländischen Kirchengeschichtschreibers Finn. Jonsson, in seiner Skiagraphia hor. isl. von 1780, ist eine alte mündliche Überlieferung von kirchlicher Seite in die vorliegende Form gebracht, also überarbeitet worden; Oddi selbst habe um 1000 gelebt.

Von Oddis Lebensumständen erfahren wir einiges aus dem Stiörnu-Odda-draumr, Stern-Oddis Traum, einer kleinen hübschen Saga, vielleicht des 13. oder 14. Jahrhunderts, halb Märchen, halb Saga. Oddi, Helgis Sohn, lebte im Hause des Thord auf Fellsmuli als dessen Arbeitsmann. Fellsmuli liegt nördlich vom Rauchtal, nicht allzuweit von der Nordküste Islands entfernt, auf etwa 65° 45′ nördlicher Breite. Die Sterne beobachtete er auf der Flachinsel im Beberfjord, wohin er von Thord zum Fischen geschickt wurde, auf etwa 66° 15′ nördlicher Breite, nicht weit vom Polarkreis, der damals etwas südlicher, auf 66° 26′ statt 66° 30′ wie heute, lag. Oddis Sternbeobachtungen sind nicht erhalten. Der Verfasser der Traumsaga setzt ihn in heidnische Zeit und nimmt ihn nicht für die Kirche in Anspruch. Weder im Besiedelungsbuch noch sonst im altisländischen Schrifttum finden Thord und Oddi Helgason Erwähnung.

In einer Abhandlung über Oddi und die Odda-tala setzt Björn M. Olsen (Afmaelisr. til Kålunds, S. 2, 3) Oddis Blüte um 1125 an und zwar mit der Begründung, daß der Sohn Sigurd des von 1171 bis 1180 beamteten isländischen Gesetzessprechers Styrkárr Oddason auf Fellsmuli um 1187 gewohnt habe, desgleichen um 1220 ein Mann namens Ivar, dessen Sohn vermutlich den Namen Oddi getragen habe, wenn auch die Sturlungensaga ihn nur unter dem Namen Odd kenne. Aber der Name Oddi ist im Altisländischen so geläufig, daß dieser einzige Grund, des Stern-Oddi Zeit

Digitized by Google

so spät anzusetzen, alles andere als überzeugend ist. Oddi war überdies ein geringer Werkmann im Hause des Thord. Gesetzessprecher pflegten nicht die Söhne armer einfacher Leute zu sein, zu denen Oddi Helgason gehörte. Die Begründung reicht nicht aus, Oddis Lebenszeit zu bestimmen.

Aus den astronomischen Angaben auf das Beobachtungszeitalter zu schließen, ist mißlich, weil wir nicht wissen, ob Oddi selbst es war, der seine Beobachtungen in Beziehung zum julianischen Kalender setzte. Galt diese Beziehung überhaupt für Oddis eigene Beobachtungen oder wurden diese fortgeführt, wofür mehrere Angaben sprechen, und erst zur Abfassungszeit der vorliegenden Überlieferung ins Julianische übertragen? Will man annehmen, daß der 15. Dezember wirklich der Wintersonnwende Oddis entsprach, von welcher seine Beobachtungen ausgingen und welche für ihn leichter zu beobachten war als die Sommersonnwende, so müßte man, nach Schrams Zodiakaltafeln berechnend, auf die 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts schließen, nicht aber, wie Bj. M. Ólsen will, auf die 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts.

Die Überlieferungen vom Stern-Oddi sind in Deutschland noch nicht zum Gegenstande einer Untersuchung gemacht worden. Pauls Grundriß erwähnt seiner, aber nur mit einer kurzen (irrigen) Inhaltsangabe. Sonst findet Oddi kaum Erwähnung; vgl. Weinhold, Altn. Leben S. 371. Müllenhoff, D. Alt. 4, 648. In der Rymbegla von 1780 hat St. Björnsson die Überlieferung wohlwollend, aber allzu flüchtig gewürdigt. Seitdem hat nur der isländische Astronom Eirikur Briem 1914 in Verbindung mit Bj. M. Ólsen eine sachliche, wenn auch nicht völlig durchgreifende Prüfung vorgenommen, auf welche sich als letzter Beurteiler A. Beckman in der erwähnten neuesten Ausgabe von 1916 stützt. In seiner wahren Bedeutung ist das in der Odda-Tala vorliegende Problem bisher nicht erkannt, noch weniger gewürdigt worden. In einer Arbeit über die Altnordische Volksastronomie werde ich auch dem mit Unrecht in der Geschichte der Astronomie nicht erwähnten isländischen Volksmanne gerecht zu werden versuchen. Im Folgenden beschränke ich mich auf die Untersuchung der arithmetischen Reihe, in welcher Oddi das Ansteigen der Sonnenmittagshöhen von der Winter- zur Sommersonnwende auszudrücken verstand.

Sie findet sich in Spalte 1 der S. 64 des Cod. 1812 (Larsson S. 30f.). Ich gebe den Text nach AM. 625, 4to Bl. 70 (Beckman S. 50), der, inhaltlich übereinstimmend, obgleich erheblich später geschrieben, doch in besserer Verfassung erhalten ist als selbst in 1812.

Solar ganghr vex ath syn halfu hvela solarinnar aa hinne fyrstu viko efter solhvorfin. Adra viko vex heilo hvela, þridiu viku halfu audhru, fiordu tveim hvelum, fimtu halfu þridia, settu III, siondu halfu fiorda, attu viku fiorum heilum, niundu halfu fimta, tiundu V, elleftu halfu setta, tolftu VI, þrettandu halfu VIIa, fiortandu enn halfu VIIa. Þa vex mesto aa þeim tveim vikum solar gangur, þviat þat er midmunda sol hvarfanna, ok verdr vikna mot þeira IIII nottum efter

Der Sonne Gang wächst zur Sicht um ein halbes Rad der Sonne in der ersten Woche nach den Sonnwenden. In der zweiten Woche wächst er um ein ganzes Rad, in der dritten Woche um 1½, in der vierten um 2 Räder, in der fünften um 2½, in der sechsten um 3, in der siebenten um 3½, in der achten Woche um 4 ganze, in der neunten um 4½, in der zehnten um 5, in der elften um 5½, in der zwölften um 6, in der dreizehnten um 6½, in der vierzehnten ebenfalls um 6½. Da wächst am

Digitized by Google

Gregorius messo. Fimtando viko vex solar ganghr VI hvelum heilum, XVIo halfu setta, XVIIdo fimm heilum, XVIIIdo halfu fimta, XIXdo fiorum, tuttugtu halfu fiorda, einne ok XX. þrimr, XXII. halfu þridia, XXIII. tveim, XXIIII. halfu audru, XXV. einu hvela, XXVI. halfu hvela. Þa er komit til solhvarfa um sumarit, ok þverr ath sliko moti ganga solarinnar, sem nu er talt um vauxtenn. Er um haustid crucis messa aa midmunda stad sol hvarfanna.

meisten in den zwei Wochen der Sonne Gang, weil es da ist mittzeits der Sonnwenden, und es wird jener Wochen Begegnung um 4 Nächte nach Gregoriustag. In der fünfzehnten Woche wächst der Sonne Gang um 6 ganze Räder, in der 16. um 5½, in der 17. um 5 ganze, in der 18. um 4½, in der 19. um 4, in der 20. um 3½ in der 21. um 3, in der 22. um 2½, in der 23. um 2, in der 24. um 1½, in der 25. um 1 Rad, in der 26. um ½ Rad. Da ist er gekommen zur Sonnwende im Sommer, und es nimmt ab in solchem Maße der Sonne Gang, so wie er nun nach seinem Wachsen gerechnet ist. Im Herbst ist Kreuztag in Mittzeitstätt der Sonnwenden.

Deutlich besteht dieser mittlere Abschnitt des Odda-Tal

1. aus einer reinen Beobachtungsreihe ohne Beziehung auf eine Zeitrechnung; das julianische Datum der beiden Wenden ist nicht angegeben;

2. aus einer Zutat des Bearbeiters, daß nämlich die ‚Mittzeit der Wenden' auf dem 4. Tage nach Gregorius und dem Kreuztag läge d. i. auf dem 16. März und dem 14. September alten Stiles.

Diese Mittzeiten der Wenden sind nicht ‚Tagnachtgleichen' genannt; sie sind lediglich die Zeitpunkte, in denen die Bewegung der Meridianhöhen die höchste Schnelligkeit erreicht. Die Gleichen als solche waren für Oddi und seine Vorgänger von keiner Bedeutung, von um so größerer dagegen für die Kirche, da von der richtigen Ansetzung der Frühlingsgleiche die richtige Ansetzung auch des Ostertermins abhing. Aus der kalendarischen Zutat des Bearbeiters erkennen wir aber, daß der Ausgangspunkt der Beobachtungsreihe, die Wintersonnwende, nach Oddi Helgason auf dem 15. Dezember a. St. angenommen wurde, die kalendarische Mitte zwischen dem 16. März und dem 14. September, die Sommersonnwende entsprechend auf dem 15. Juni.

Berechnet man mit Hilfe der Schramschen Zodiakaltafeln die Lage der Jahrpunkte in jenen Jahrhunderten, so ergibt sich, daß, im Gefolge der 4jährigen Schaltung des julianischen Kalenders, die Wendestunde der Sonne im Winter bereits seit 964 auf den 15. Dezember zu fallen begann, daß sie im Laufe des 11. Jahrhunderts völlig auf den 15. überging, um schon 1104 den 14. Dezember erstmalig zu erreichen. Dürfen wir annehmen, daß die kalendarische Zutat des Bearbeiters die Beobachtungsreihe Oddis julianisch richtig ausdrückt, so bestätigen Oddis messende Beobachtungen diese zunächst verblüffend genaue Bestimmung des Wendetages.

Diese Genauigkeit ist erzielt, ohne die klassische Gradeinteilung, durch unmittelbare Beobachtung der Mittagshöhen, und zwar durch die Anwendung eines am Himmel selbst gegebenen Naturmaßes, des scheinbaren Durchmessers der Sonne selbst.

Zur Nachprüfung des Oddischen Verfahrens und seiner Ergebnisse ist davon auszugehen, daß die von ihm beobachtete höchste Mittagshöhe am

Digitized by Google

15. Juni auch wirklich die höchste Abweichung der Sonne vom Gleicher und eine feste, in Jahrtausenden nur wenig veränderliche Naturtatsache bedeutet. Diese höchste Erhebung der Sonnenbahn über dem Südpunkte hat Oddi gemessen und ihren größten Abstand von der niedrigsten Sonnenlage am Mittage der Winterwende auf das 91fache des scheinbaren mittleren Durchmessers der Sonne bestimmt.

Oddi beobachtete hartsüdlich des Polarkreises. Der Unterrand der Sonne, durch Strahlenbrechung gehoben, schien gerade den Horizont zu berühren, der für Oddis Beobachtungen auf der Flachinsel nach Süden die günstigsten Bedingungen bot (vgl. die Karte bei Kälund, hist. top. Beskr. Isl. 2, 132). Wie 500 Jahre vor Oddi die Nordleute des Prokop nach immer dem gleichen Südpunkt ausspähten, um das erste Auftauchen der Sonne zu erkennen; wie 1300 Jahre vor Oddi die Nordleute des Pytheas die Stelle der Mitternachtssonne, den astronomischen Nordpunkt kannten, und zwar zu einer Zeit, als nach des Pytheas Bericht die Sonne ihn noch nicht berührte, so kannte auch der ‚gestirnkundigste Mann' Islands die Südnordlinie, den Grundstock aller messenden Beobachtung am Himmel, den Meridian. Wenn auch über Oddis Handwerkszeug nichts überliefert ist, so bezeugen doch seine Ergebnisse, die er von Woche zu Woche zusammenstellt, daß er das Maß des Sonnenhalbmessers, das halbe Rad, auf irgendeine sinnreiche, wenn auch einfache Weise festgelegt hat. Der bekannten mittelalterlichen Apparate bedurfte er dazu nicht. Ein vom Auge in feste Entfernung gebrachter Kerbstock genügte.

Zum Verständnis der Zahlenreihe Oddis ist zu beachten, daß sie aus Vermehrungsgrößen, aus Steigerungen um das Wochenergebnis besteht. Die Reihe $\frac{1}{2} + 1 + 1\frac{1}{2} + 2$ uff. ergibt am Schlusse der 13. Woche 91, am Schlusse der 26. Woche, in der Sommersonnwende, 182 Halbrad, d. i. Halbmesser der Sonne.

In der nachfolgenden Vergleichstafel finden sich in Spalte 1 die Beobachtungswochen samt ihrem julianischen Ausdruck angegeben; in Spalte 2 in Gradeinteilung der Stand der Abweichung der Sonne vom Gleicher, der in der 13. Woche in nördlicher Richtung überschritten wird; Spalte 3 vermerkt den wöchentlichen Unterschied der Abweichungsziffern in Spalte 2; diese Unterschiede, Steigerungsgrößen, finden sich in Spalte 4 umgerechnet in scheinbare mittlere Halbmesser zu 16′; Spalte 2 bis 4 dienen also dazu, die astronomische Wirklichkeit um das Jahr 1000 auf die Oddische Ausdrucksweise umzurechnen und mit den Halbmessern seiner arithmetischen Reihe in Spalte 5, mit den Halbrädern vergleichbar zu machen. Spalte 6 zeigt die Fehler der Oddischen Zahlenreihe ausgedrückt in Dezimalen des modernen Halbmessermaßes.

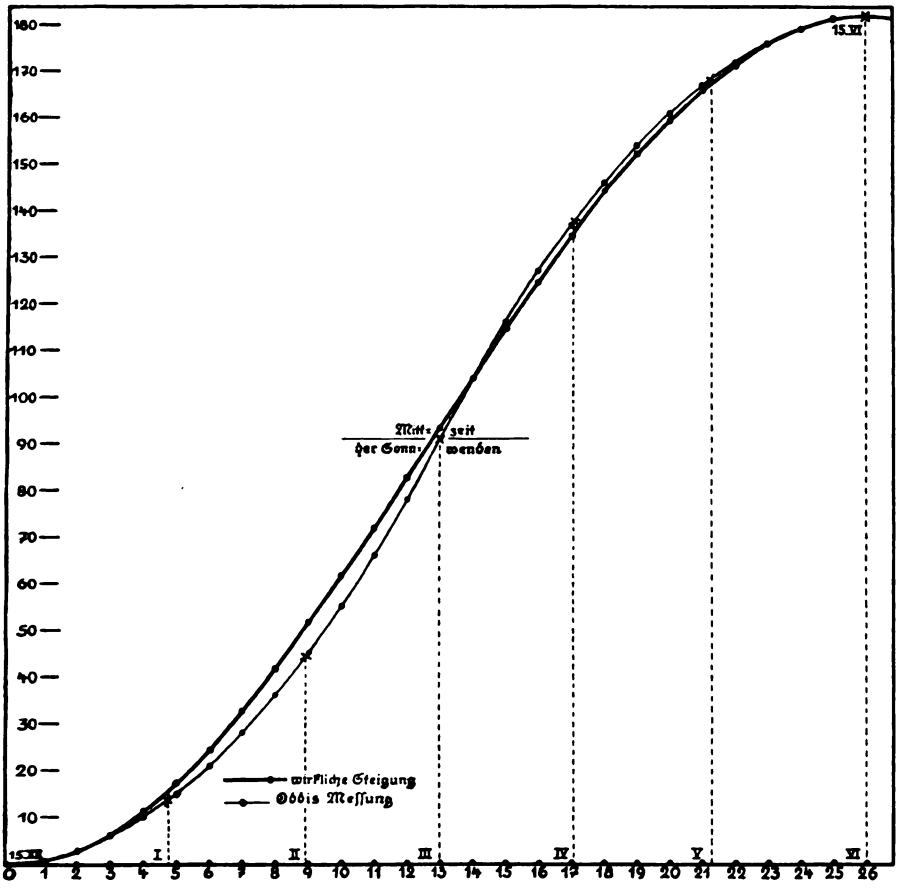
Der größte Fehler, in der 14. Woche, beträgt 2,69 Halbmesser der Sonne, d. s. $1^2/_3$ Grad, wie sich die Fehlerreihe überhaupt in der Zeit der größten Beschleunigung der Bahnsteigungen verstärkt; im übrigen sind diese Fehler bei einer Gesamtzahl von 176 Halbmessern, Sp. 8, geringfügig.

Der Grund für diese Unterschiede liegt aber wahrscheinlich nicht in Fehlern der Beobachtung, sondern in einer Überlegung Oddis vom Gange der Sonne. Er glaubte eine regelmäßige Bewegung zu erkennen und daher seine Beobachtungen, deren Genauigkeit ihm nicht genügte, durch die Theorie berichtigen zu müssen. Weil er die Regelmäßigkeit der Bewegung erkannte, hat Oddi ihre Gesetzmäßigkeit in einer arithmetischen Reihe auszudrücken gesucht, welche um so auffälliger erscheint, als sie ebenso wie die Beobachtung selbst in der gesamten mittelalterlichen Überlieferung, soweit diese uns bekannt ist, ohne Vorbild und Gegenstück ist.

Digitized by Google

In welchem Grade die Zahlenreihe Oddis nicht durch Überlegung gewonnen, ſondern wirklich auf einer ſehr ſorgfältigen Beobachtung beruht, ſpringt deutlicher ins Auge, wenn wir die aſtronomiſche Reihe (Sp. 4, Tabelle S. 330) mit der Oddis (Sp. 5) in maßgerechter Zeichnung vergleichen (Abb. 1).

Abb. 1. Schaulinien der wirklichen Steigung der Sonnenmittagshöhen und ihrer Meſſung durch Oddi Helgaſon.



Um die beiden Ausdrucksarten, die 182 Halbmeſſer Oddis und die Summe der aſtronomiſchen ſcheinbaren Halbmeſſer miteinander vergleichen zu können, da ſie in Wirklichkeit dieſelbe Größe, nämlich die Höchſterhebung der Sonnenbahn darſtellen ſollen, bringen wir ſie auf gleichen Nenner (Spalte 7 u. 9, Tab. S. 330). Der Höchſtpunkt der Kurve entſpricht mit 182 mm in der Zeichnung der Summe der ſüdlichen und nördlichen Abweichung der Sonne d. ſ. 2 mal 23° 34′, in deren Mitte die „Mittzeit der Sonnwenden" liegt. Tragen wir nunmehr auf der Wagrechten den Zeitraum, der für die 3 gleichen Ausdrücke ebenfalls gleich iſt, auf, und zwar ſo, daß wir für 1 Tag 1 mm, alſo für die 26 Wochen 26 mal 7 mm belegen, ſo ergeben ſich, wenn man die Steigungen der Sonnenbahnen nach Oddi und nach der aſtronomiſchen Wirklichkeit um 1000 (Spalte 7 und 9) einträgt, die beiden Schaulinien, welche auch dem Auge deutlich erkennen laſſen, in welchem Grade Oddis Zahlenreihe der aſtronomiſchen Wirklichkeit nahekam.

Digitized by Google

Tabelle. **Die Sonnenmittagshöhen Oddis im Vergleich mit der Wirklichkeit um 1000 u. Z.**

1		2	3	4	5	6	7	8	9
Woche und Jahrestag (jul.)		Abweichung der Sonne um 1000 u. Z.	Mithin wöchentliche Steigung um	Umgerechnet in Halbmesser der Sonne (1 = 16′)	Dagegen die Steigung nach Oddi um „Halbrad“	Fehlergröße der Oddischen Reihe in Halbmessern (1 = 16′)	Die Steigungskurven		
							nach Oddi (Spalte 5) in „Halbrad“	nach der Wirklichkeit (Sp. 4) in Halbmessern	Sp. 8 × 1,03 (182 : 176,72) vergleichbar Spalte 7.
Woche	Dez. 15.	— 23° 34′	— —	—	—	—	0	0,0	0,0
I	22	23 24	0° 10′	0,62	1	+ 0,38	1	0,62	0,64
II	29.	22 51	0 33	2,06	2	— 0,06	3	2,68	2,76
III	Jan. 5.	21 56	0 55	3,47	3	— 0,47	6	6,15	6,33
IV	12.	20 40	1 16	4,75	4	— 0,75	10	10,90	11,22
V	19.	19 5	1 35	5,93	5	— 0,93	15	16,83	17,33
VI	26.	17 13	1 52	7,00	6	— 1,00	21	23,83	24,54
VII	Febr. 2.	15 6	2 7	7,93	7	— 0,93	28	31,76	32,71
VIII	9	12 46	2 20	8,75	8	— 0,75	36	40,51	41,73
IX	16.	10 17	2 29	9,31	9	— 0,31	45	49,82	51,31
X	23.	7 39	2 38	9,87	10	+ 0,13	55	59,69	61,48
XI	März 2.	4 57	2 42	10,13	11	+ 0,87	66	69,82	71,91
XII	9.	— 2 11	2 46	10,41	12	+ 1,59	78	80,23	82,63
XIII	16.	+ 0 36	2 47	10,43	13	+ 2,57	91	90,66	93,38
XIV	23.	3 21	2 45	10,31	13	+ 2,69	104	100,97	103,99
XV	30.	6 4	2 43	10,19	12	+ 1,81	116	111,16	114,49
XVI	April 6.	8 43	2 39	9,93	11	+ 1,07	127	121,09	124,72
XVII	13.	11 11	2 28	9,24	10	+ 0,76	137	130,33	134,23
XVIII	20.	13 33	2 22	8,87	9	+ 0,13	146	139,20	144,37
XIX	27.	15 43	2 10	8,12	8	— 0,12	154	147,32	151,74
XX	Mai 4.	17 41	1 58	7,37	7	— 0,37	161	154,69	159,33
XXI	11.	19 24	1 43	6,43	6	— 0,43	167	161,12	165,95
XXII	18.	20 51	1 27	5,43	5	— 0,43	172	166,55	171,54
XXIII	25.	22 2	1 11	4,43	4	— 0,43	176	170,98	176,11
XXIV	Juni 1.	22 52	0 50	3,12	3	— 0,12	179	174,10	179,32
XXV	8.	23 26	0 34	2,12	2	— 0,12	181	176,22	181,51
XXVI	15.	23 34	0 8	0,50	1	— 0,50	182	176,72	182,02
26	182	2×23° 34′	47° 8′	176,72	182	—	182	176,72	182,02

Digitized by Google

Daß die Zahlenreihe Oddis unerfindbar ist und lediglich auf Grund genauer Beobachtungen entstanden sein kann, erhellt noch mehr, wenn man bedenkt, daß in den sechs Monaten von der Winter- bis zur Sommersonnwende die Sonne ihre 23,5° Abweichung derart zurücklegt, daß auf den 1. Monat nur 3,5°, auf den 2. Monat weitere 8, auf den 3. Monat jedoch 12 Grad entfallen, daß der 4. Monat die gleiche Schnelligkeit wie der 3. einhält, während im 5. die Sonne wieder nur 8 und im 6. Monat nur 3,5 Grade der Abweichung zurücklegt. Rechnet man diese Gradzahlen in Millimeter um (= 13,5 + 31 + 46,5 + 46,5 + 31 + 13,5) und fällt die Senkrechten dieser Schnittpunkte, so zeigt sich, daß sie die wagrechte Zeiterstreckung mit genügender Genauigkeit in die 6 Monate teilen.

Nach allem lassen die Schaulinien auch dem Auge deutlich werden, daß Oddi in seiner allzu regelmäßig und darum als erfunden wirkenden arithmetischen Reihe die unerfindbare Unregelmäßigkeit der wirklichen Ansteigung der Sonnenbahnen geborgen, daß er also unter seinen Beobachtungen das Naturgesetz gesucht hat. Selbst seine Fehler bezeugen den wissenschaftlichen Charakter seiner messenden Astronomie.

Oddi ist ganz unklassisch. Er kennt weder Grade, noch Gleicher, noch Abweichung. Er beobachtet nicht mit dem Gnomon. Seine Jahrform ist nicht die julianische. Auch seine Beobachtungswoche bezeugt nicht den julianischen Kalender; sie ist bereits ein Bestandteil der nichtjulianischen isländischen Halbjahrsrechnung (missseristal). Fragen wir, in welchem Verhältnisse seine Methoden und seine Ergebnisse zu denen des mittelalterlichen Abendlandes stehen, so ist zunächst seine Meßeinheit, der scheinbare Halbdurchmesser der Sonne zu prüfen.

Der scheinbare mittlere Durchmesser der Sonne beträgt 32′. Im Gradnetz wären mithin Oddis 45,5 Durchmesser, als größte beobachtete Abweichung betrachtet, $= 45{,}5^0 \times 32 : 60 = 24^0\,16'$. Oddi hätte also die Höchstabweichung von $23^0\,34'$ um 0,7 Grad zu hoch angenommen. Da diese Abweichung aber, wie wir sahen, eine gegebene Naturtatsache war, so liegt der Fehler nicht in der Beobachtung der höchsten Erhebung selbst, er muß vielmehr in der Meßeinheit, im ‚Rad' gesucht werden. Dieses hat nach Oddi in Gradeinteilung $23^0\,34' : 45{,}5 = 1414' : 45{,}5 = 31{,}077$ d. h. etwas über 31 Bogenminuten. Oddi hat aber nicht nach ganzen, sondern nach halben Rädern gemessen. Der mittlere scheinbare Halbmesser der Sonne beträgt nach moderner Messung 16′, Oddi dagegen hat ihn auf eine Meßgröße bestimmt, die im Gradmaß 15,5 Bogenminuten entspricht. Die Genauigkeit dieses Maßes, welches Oddi durch Beobachtung gewonnen hatte, tritt deutlich ins Licht, wenn man bedenkt, daß das gesamte Mittelalter mit Macrobius (Somn. Scip. 1, 20, 30) den Sonnendurchmesser auf $^1/_{216}$ ihrer Himmelsbahn, d. i. $^{360}/_{216} = 1^0\,40'$ und somit mehr als dreimal zu groß gerechnet hatte. Wenn Beckman gelegentlich bemerkt, daß die Zuverlässigkeit dieses Maßes doch von Honorius Augustodunensis, im 12. Jahrhundert, bestritten werde, so scheint hier ein Irrtum vorzuliegen. Auch der vielgelesene Honorius beweist an jener Stelle ausdrücklich durch Gründe, daß dieses dreimal zu große Maß das richtige sei; de phil. mundi 4,38. Beckman S. 120. Vgl. Beda, de temp. rat. 25 die Glossen, Kölner Ausgabe von 1588, Tom. 2,97. Das griechische Altertum freilich hatte den richtigen Wert nahezu gekannt; Aristarch bestimmte den scheinbaren Durchmesser der Sonne auf 30′. Aber davon wußte das Mittelalter nichts.

Digitized by Google

Die Ermittlung der wahren Jahrpunkte muß mit der Genauigkeit der Beobachtungen Oddis zusammenhängen. Von seinen europäischen Zeitgenossen hatte Oddi auch hierin keine Belehrung zu erwarten. Diese hielten mit unnachgiebiger Zähigkeit an den von Julius Cäsar bzw. dem nikänischen Konzil angesetzten Jahrpunkten fest und blieben auch in ihren erlauchtesten Vertretern dabei, daß das Evangelium diese Tage ($^{25}/_{12}$ und $^{24}/_{6}$ bzw. $^{21}/_{12}$ und $^{20}/_{6}$) fordere und daß die Prüfung durch den Gnomon die Richtigkeit ihres Ansatzes beweise: Beda, de temp. rat. 28, Honorius, imago mundi 2,84; Helperici, lib. de comp. 2. 31. Um 1200 tauchen die ersten Zweifel an der Richtigkeit der kirchlichen Jahrpunkte im Abendlande auf; Ginzel, Handbuch 3, 252. Die gregorianische Reform kommt 1582, nach Island um 1700.

Oddi Helgason ist nicht aus dem kirchlichen Mittelalter hervorgegangen; er steht auch nicht in ihm, sondern neben ihm, selbständig, wenn auch auf den Schultern einer vorkirchlichen messenden Astronomie des alten Nordens, deren weitere Zeugnisse ich demnächst vorlegen werde.

Ergebnis:

1. Oddi Helgason ist ohne klassische Schulung und unberührt von mittelalterlichen Einflüssen.
2. Seine Methode der unmittelbaren Beobachtung steht mit der abendländischen Wissenschaft (Gnomonik) im Widerspruch.
3. Seine Jahrform ist nicht die julianische.
4. Seine Sonnenhöhen sind nicht mit dem mittelalterlichen, sondern mit eigenem Werkzeug gewonnen.
5. Die scheinbare Größe des Sonnhalbmessers Oddis entspricht den modernen Messungen.
6. Das gesamte mittelalterliche Abendland rechnet mit einem dreimal zu großen Sonnhalbmesser.
7. Die arithmetische Reihe Oddis baut sich auf sorgfältiger Beobachtung der Beschleunigung und Verlangsamung der Sonnenbewegung auf.
8. Die Bestimmung der beiden Wendepunkte steht im vollen Gegensatz zu den astronomischen Ansichten des Abendlandes einschließlich Beda, Helpericus und Honorius, jedoch im Einklang mit der astronomischen Wirklichkeit um 1000.
9. Oddis Messung, das Bruchstück einer vorkirchlichen Astronomie, ist in ihren Methoden wie in ihren Ergebnissen der gesamten frühmittelalterlichen Astronomie des Abendlandes überlegen, mit deren Vordringen sie in Vergessenheit gerät.

Über die Bezeugung der nordischen Sonnwendbeobachtung bei Prokop und Pytheas, sowie in der Richtlegung der vorgeschichtlichen Gräber vgl. meinen Vortrag „Astr. u. Myth."; Mannus Bd. 18, 40ff.

Digitized by Google

Altgeweihte Stätten.

Archäologische Beiträge zur deutschen Rechtsgeschichte und Glaubensgeschichte.

Von Erich Jung.

Mit 14 Abbildungen im Text.

An einer Reihe frühmittelalterlicher Kirchen in Deutschland hat sich an der Schmalseite, und zwar regelmäßig an der westlichen, also an der Hauptstirnseite, die Vorhalle oder das Atrium erhalten. An anderen war es früher

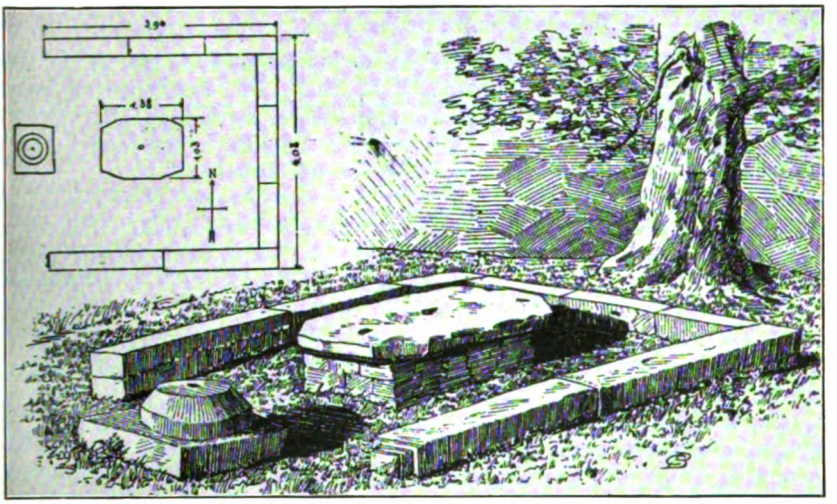


Abb. 1. Der Freistuhl zu Kaichen [1]).

nachweislich vorhanden, besteht aber nicht mehr. Erhalten hat es sich in Essen als ein offenes, jetzt nur noch aus zwei Flügeln im Norden und Süden bestehendes Atrium, ähnlich dem größeren und vollkommen erhaltenen vor St. Ambrosius in Mailand und St. Stephanus in Bologna. In anderen Fällen ist diese Vorhalle entweder später überdeckt worden oder auch von Anfang an überdeckt gewesen wie am Münster in Aachen, an St. Pantaleon

[1]) Vgl. Friedr. Thudichum, Geschichte des freien Gerichts Kaichen in der Wetterau.

Digitized by Google

in Köln (jetzt stark erneuert); halb vollendet an St. Emmeran in Regensburg und in Werden a. d. Ruhr. Diese Vorhallen dienten nicht kultischen Zwecken, sondern Handlungen der Verwaltung und der Rechtspflege; von der 943 vollendeten, an die Westseite der Salvatorkirche in Werden angebauten kleineren Peterskirche wird ausdrücklich berichtet, daß sie für die Sendgerichte bestimmt sei (Dehio). „Im 11. Jahrhundert entstand vor der Westfront ein vermutlich zweigeschossiges Paradies"; „diese Halle diente den klösterlichen Gerichts- und Verwaltungshandlungen" (Dehio). Diese sog. Paradiese, von denen sich besonders aus spätromanischer Zeit so wundervolle erhalten haben, wie z. B. in Maria-Laach, in Maulbronn, in Herrenalb, in Fritzlar, dienten dem Aufenthalt der Laien; vor allem wird im Paradies „auch das Gemeindegericht abgehalten" (Müller-Mothes).

Wo es an einer solchen Vorhalle fehlte, war der freie Platz vor dem Kircheneingang häufig der Ort der Gerichtshegung. Das ist vielfach schriftlich bezeugt [1]); aber auch durch die Denkmäler selbst, also archäologisch. Am Seitenpfeiler der Kirche in Dorlisheim im Elsaß ist ein Beil und eine abgehackte Hand zu sehen, flach erhaben aus dem Stein gemeißelt; offenbar als ein Zeichen, daß hier Urteile gesprochen wurden. Sehr häufig findet sich an Kirchenportalen oder sonst am Kirchenäußeren die Darstellung eines Löwen, der ein Lamm oder einen Widder zwischen den Vorderpranken hält; sichtlich nicht um dieses Lamm anzugreifen, sondern im Gegenteil um es zu beschützen. Der Löwe bedeutet in der kirchlichen Bildnerei ganz vorwiegend die Macht der Kirche und allgemein eine dem Christen freundliche Macht.

In den Mitteilungen des Aachener Geschichtsvereins, Bd. XII, 1890, S. 319, schreibt Stephan Beißel S. I.: „Viele alte Kirchentüren waren mit Bildern von Löwen verziert; diese Löwenbilder wird man aber mit den im Mittelalter an den Kirchentüren oder in den Vorhallen abgehaltenen gerichtlichen Verhandlungen in Beziehung zu setzen haben."

Wo der Löwe zubeißt oder kämpft, ist der Gegner regelmäßig sehr deutlich als Christenfeind gekennzeichnet; wie auf dem schönen Säulenfuß in München [2]), wo der Löwe den Heidenpriester mit den goldenen Armbändern [3]) und dem offenbar zur priesterlichen Tracht gehörenden Gürtel [4]) mit den vorn lang herabfallenden Enden im Rachen hält.

Schöne Beispiele jener die Unschuld beschützenden Löwen finden sich u. a. auf einer schief abfallenden Fensterbank der spätromanischen Westseite des Wormser Doms und in Königslutter (vgl. die Abbildung) [5]).

„Die Ansicht des Heidentums" schreibt Jakob Grimm, a. a. O., „verlangte zur Gerichtshaltung heilige Örter, an welchen Opfer gebracht und Gottesurteile vorgenommen werden konnten. Jene Opfer tilgte der Christenglaube, er ließ aber die alten Gerichtsstätten ungestört." F. Jostes und W. Effmann, Vorchristliche Altertümer im Gau Süderberge, S. 9: „Und so

---

[1]) Vgl. Kurt Burchard, Die Hegung der deutschen Gerichte im Mittelalter, Tübingen 1907. § 6. Die Frage nach der Dingstätte. Vgl. a. Jakob Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, andere Hälfte, 1826, S. 796.

[2]) Vgl. meine Abhandlung: Götter, Heilige und Unholde im Mannus 1928, Abb. 18.

[3]) Vgl. den Tempelschatz von Eberswalde und die betenden oder gewährenden Arme auf dem Steinbild an der Spitalkirche in Tübingen. Vgl. ebenda Abb. 33.

[4]) Der geknotete Gürtel hat deshalb heute noch Zauberkraft; vgl. R. Wiebel, Pfarrer in Basel, Lebende Quellen, in Heimatarbeit und Heimatforschung 1927; „so können sie mir nichts antun" (1924).

[5]) Die Königslutterer Löwen sind erneuert, aber sie sind genaue Nachbildungen der Urstücke, die, wenn auch in verstümmelter Form, noch an Ort und Stelle erhalten sind.

Digitized by Google

blieb denn Ramsede der religiöse Mittelpunkt des Gaues in christlicher Zeit, wie es auch als Gerichtsstätte in früherer Weise längere Zeit noch weiter bestand ...., weil es bereits in vorchristlicher Zeit ein Sammelpunkt des Volkes, eine heidnische Kultstätte bildete, die nach dem Namen zu schließen dem Wotan heilig war."

Der Zusammenhang von Glaubenspflege und Götterverehrung einerseits und Rechtspflege andererseits ist für alle höheren Glaubensformen ein sehr naheliegender und wesensgegebener; wegen des inneren Zusammenhangs von Recht und Sittlichkeit. Daher werden überall in den geschichtlichen Anfängen die Priesterschaften besonders mit Rechtspflegeakten betraut; bis zu der äußersten Folgerung, daß die Gottheit selbst das einzelne Urteil sprechen soll, im Gottesurteil. Karl Zeumer (Monumenta Germaniae Historica, Legum Sectio V., Formulae) hat eine Menge von Formeln zusammengetragen, wo diese amtliche Rolle des christlichen Priesters beim Gottesurteil genau umschrieben ist; bis zu bestimmten feierlichen Worten und Segnungen, die er sprechen muß. Der Priester soll, nach einer Handschrift des 9. Jahrhunderts, den Ort in der Vorhalle der Kirche bezeichnen (in atrio eclaesiae), wo die Feuerstätte eingerichtet werden soll, auf der der siedende Kessel geheizt oder das Eisen glühend gemacht werden soll, und die Gottheit wird angerufen: Justus es, domine, et rectum judicium tuum; erleuchte unsere Sinne und Herzen, damit wir die Wahrheit erkennen. Wenn einer (ebenda S. 703) des Diebstahls, des Ehebruchs oder irgend einer anderen Sache angeklagt ist und seinem Herrn oder dem Missus seines Herrn nicht gestehen will, so soll der Priester angetan mit den heiligen Gewanden, außer der Casula, in atrio eclesiae, feierliche Worte zu dem Angeschuldigten sprechen und dann den Platz für das Feuer und den Kessel bezeichnen. Auch bei dem Gottesurteil durch Kampf — judicium pugnae oder duellum, judicium campi — wirkte die Kirche mit. Daß später Staat und Kirche, besonders seit dem aufgeklärten Friedrich II. von Hohenstaufen, die Gottesurteile bekämpften, darf uns nicht verhüllen, daß vorher und zwar in zweifellos christlicher und verhältnismäßig später Zeit das Gottesurteil durch Kampf eine durchaus gerichts-verfassungsmäßige Einrichtung war. Das heute noch Kämpfrasen genannte Gelände in Marburg a. d. Lahn heißt in älteren Urkunden planities judicii domini landgravii. Otto der Große bot sich 963 dem Pabst Johann dem XII. gegenüber zum Gottesurteil des Zweikampfs, um sich von dem Verdacht des Treubruchs zu reinigen. Derselbe Kaiser läßt sogar die Frage, ob Enkel neben Söhnen des Erblassers zur Erbschaft berufen werden sollen, die trotz eines dafür sich aussprechenden Maifeldbeschlusses von 596 noch

Abb. 2. Königslutter, aus staufischer Zeit.

Digitized by Google

immer bestritten war, durch gerichtlichen Zweikampf (inter gladiatores) entscheiden; und Widukind von Corwey, der das berichtet, lobt dieses Verfahren als das der besseren Einsicht; nämlich anstatt der ebenfalls erwogenen Entscheidung der Frage durch Gesetz, also nach menschlicher Willkür. „Die fränkische Kirche", schreibt von Schwerin in seiner Neuausgabe der Brunnerschen Rechtsgeschichte, „hat nach der Bekehrung der Salfranken das Feuerordal des Kesselfangs christianisiert und mit kirchlichem Ritual ausgestattet." Und ein Aachener Kapitular von 809, also unter Karl dem Großen, verordnet ausdrücklich, daß alle an das Gottesurteil glauben sollten ohne zu zweifeln, absque dubitatione; daß sich schon damals Zweifel, erhoben, beweist ja freilich gerade dieses Kapitular. Im Jahre 1215 verbot die Kirche die Gottesurteile und im gleichen Jahrhundert schreibt dann Gottfried von Straßburg über das Gottesurteil des heißen Eisens, das Frau Isolde trotz ihrer Schuld unverletzt besteht.

In Gottes Namen, sie griff es an
Und trug es, daß sie's nicht verbrann.
Da war wohl offen erkläret,
Und all der Welt bewähret,
Daß der viel tugendhafte Christ,
Windschaffen wie ein Ärmel ist
.... Zum Trug wie zur Wahrhaftigkeit;

Obwohl ja in diesem Fall das Gottesurteil tatsächlich nicht getrogen hat; Frau Isolde hat rasch vorher mit dem als Bettler verkleideten Tristan, der sie von der Schiffsbrücke an Land trägt, ein Straucheln verabredet und kann nun durch diesen Fall ja wahrheitsgemäß schwören, daß sie außer im Arm ihres Gatten nur im Arm dieses Pilgersmannes gelegen habe. Sie hat also nicht, was in den oben erwähnten Formulae mehrfach der Priester befürchtet und zu bannen sucht, ein Chrysma, eine Zauberfalbe angewendet, und trotzdem das Gottesurteil bestanden.

Auch zu der Mitwirkung der Kirche beim Gottesurteil durch Kampf glaube ich einige Nachweisungen im Denkmälerbestande, also archäologische Erläuterungen, geben zu können. Daß die Stifterbilder im Naumburger Chor, die höchste Leistung der deutschen Bildhauerei und vielleicht darf man sagen der Bildhauerei des Mittelalters überhaupt, den Zweikampf darstellen, in dem Graf Dietmar fiel (Dietmarus comes occisus) hat meines Wissens zuerst Heinrich Bergner ausgesprochen. Die Erklärung wird heute [1]) zwar „als halb gescheitert angesehen, aber doch nur als halb". Die Darstellung an der Kirchentür in Großlinden, links vom Beschauer aus, unten am Beginn der Bogenrundung, kann ich auch bei erneuter Prüfung [2]) nur als die Darstellung eines Zweikampfes vor Zeugen ansehen. Die Köpfe in den Nischen sind meines Erachtens eine so kennzeichnende und so feststehende Darstellungsform für eine Zuschauermenge, daß keine andere Deutung möglich ist. Ich wies damals schon auf eine burgundische Schnalle mit dem Einzug Christi in Jerusalem hin und finde nun noch folgenden Hinweis von Paul Clemen [3]) auf eine Zeichnung im Codex D 117 der königlichen Bibliothek zu Madrid, Handschrift der leges Langobardorum, auf der „ein gerichtlicher

[1]) Vgl. den neuesten Beurteiler Leo Bruhns, Bildner und Maler des Mittelalters. 1928.
[2]) Vgl. mein Germanische Götter und Helden. 1. Aufl. S. 110.
[3]) Zeitschrift d. Aachener Gesch-Ver. 11. Bd.

Digitized by Google

Zweikampf dargestellt ist ... der Umstand ist nur durch eine Reihe symmetrisch gezeichneter Köpfe angedeutet."

Nicht mit gleicher Bestimmtheit, aber doch mit großer Wahrscheinlichkeit möchte ich die Deutung als Zweikampf auch für das neben stehend abgebildete Züricher Flachbild festhalten, bei der der eine der beiden Kämpfer (als Guido bezeichnet) den Bestimmungen der Mensur zuwider zum Langschwert (spatha) gegriffen hat, während nur das Kurzschwert, der sax oder der scramasax, kommentmäßige Waffe war. Es ist sicher ein ganz bestimmter geschichtlicher Vorgang dargestellt [1]).

Gerade im Münster zu Zürich finden sich, nicht weit von dieser Darstellung, auch im Innern der Kirche Bilder, die mit Dämonenbannung zu

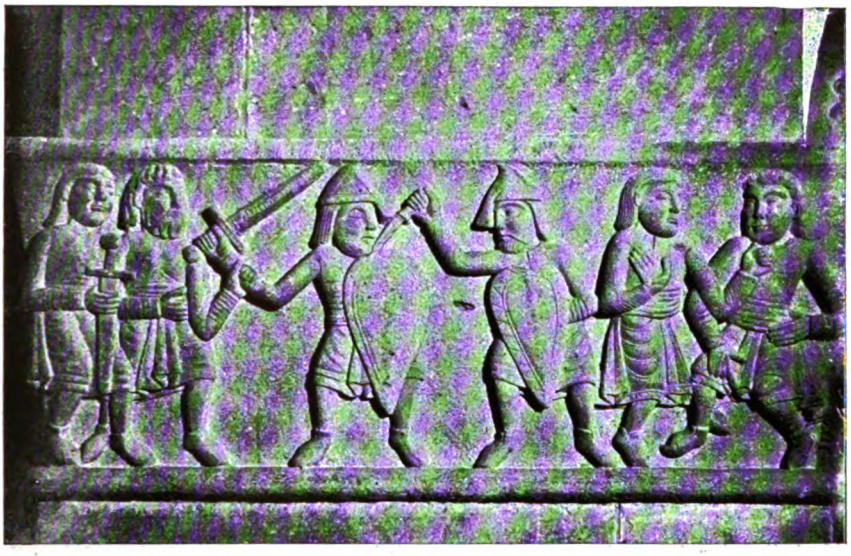


Abb. 3. Vom Großmünster in Zürich.

tun haben; also Darstellungen, wie sie sonst überwiegend an der Außenseite der Kirche und besonders als Abwehrzauber im Bogenfelde der Türe sich finden; „draußen sind die Hunde und die Gottlosen".

Ich bringe eine dieser letzteren Züricher Darstellung sehr ähnliche von der Mosel (vgl. Abb. 4). Ich wage die Behauptung, daß diese Darstellung eine ins Dämonische herabgezogene Weiterbildung der uralten Vorstellung ist, daß Tiere und besonders Vögel, in deren Gestalt ja die menschliche Seele dargestellt wird und das Geistige überhaupt (vgl. den Heiligen Geist), und deren Flugkünste sowohl als deren Ortssinn mit Recht als etwas wunderbares erscheinen, dem Menschen Gedanken einflößen; weise und gute, aber in späterer Vorstellung auch böse Gedanken. In der späten und vielfach entarteten skandinavischen Überlieferung vorchristlich germanischer Glaubensvorstellungen hat das

[1]) Guido von Ivrea, der 965 im Kampfe mit Herzog Burkhart von Alemannien fiel? Vgl. Art. Lindner, Die Baseler Galluspforte 1899; der übrigens eine symbolische Deutung vorzieht; die hier meines Erachtens ebenso gewaltsam ist wie die bekannte Umdeutung des hohen Liedes. — Zu dem Steinbild am Großmünster vgl. noch Mitteilungen der antiquar. Gesellschaft in Zürich, Bd. I, 1841.

Digitized by Google

bekanntlich die dichterisch schöne, aber deshalb wahrscheinlich auch schon bewußt mythologisch gestaltete Form angenommen, daß die Raben Hugin und Munin (Hauch gleich Spiritus, uralte Versinnbildlichung des Seelischen, und meinen) dem Göttervater Kunde von allen Dingen der Welt bringen. In der nordischen Hängemünze, die bei Prenzlau gefunden ist und dort aufbewahrt wird (Abb. 5), ist aller Wahrscheinlichkeit nach dieser Vorgang dargestellt; der Gott trägt den Schnurrbart, den man mit Recht als ein Kennzeichen oder Leitfundstück für nordische Herkunft ansehen kann, wie den geflochtenen Langzopf bei der Frauenhaartracht.

Die Verbindung der Rechtspflege mit der Kultstätte war also, solange das Gottesurteil bestand, schon unmittelbar vorgeschrieben durch die amtliche Mitwirkung des Priesters bei dem Gerichtsverfahren; sie hat aber noch wesentlich tiefere Gründe. Für alle höheren Glaubensvorstellungen — oder auch Vorstellungen von Begriffen oder Wesen, die einen höheren Wert und eine dauerhaftere Wirkung haben als das Einzelwesen und das eigene Leben —,

Abb. 4. Von der Burgruine Mürlenbach, Eifel; jetzt im Trierer Provinzialmuseum; Zeit?

ist eine engere Verbindung solcher Vorstellungen mit der Pflege und Überlieferung der Rechtsordnung ja wie oben schon gesagt, gegeben durch den Zusammenhang von Recht und Sittlichkeit [1]); für alle höheren religiösen Vorstellungen, d. h. für solche, bei denen das „Gefühl der Abhängigkeit", nach der wohl etwas zu engen Begriffsbestimmung von Schleiermacher, die Bestimmtheit zeigt, in der Leopold v. Schröder das Kennzeichen der höheren Ehrfurchtsformen sieht, nämlich die Vorstellung, daß dieses höhere und mächtigere Wesen irgendwie von einem verlangt, daß man sittlich gut handle; bei welcher Vorstellung man also nicht wie bei den niederen Formen wahllos auch feindliche und böse Mächte verehrt und ihnen huldigt, um sie günstig zu stimmen; wie nach dem grausamen Hohnwort Burkes im Prozeß gegen

[1]) Die auf einer bestimmten Kulturstufe notwendige Verweltlichung des Rechtslebens oder Zerschneidung seiner äußeren Zusammenhänge mit der religiös-sittlichen Überlieferung wird auf einer „mittleren" Entwicklungsstufe dahin übertrieben und überspannt, daß man die Zusammenhänge der Rechtsfindung mit dem obersten sittlichen Werturteil und mit dem sittlichen Werten im einzelnen Fall überhaupt leugnet; daß man das Rechtsfinden zu einer reinen Deduktive, zu einer bloßen Wortauslegung machen will; zu „einem Rechnen mit Begriffen", nach dem irreführenden, geradezu verhängisvollen Wort von Leibniz.

Digitized by Google

Warren Haſtings die Hindus dem britiſchen Eroberer einen Tempel errichteten, der zwiſchen den Tempeln der Lues und der Peſt ſtand.

In der römiſchen Rechtsgeſchichte wird uns berichtet, daß die Pflege und Überlieferung des Rechts die beſondere Aufgabe der Prieſterſchaften, der Pontifices war. Der Vorgang der Verweltlichung, daß dieſe beſondere Stellung der Prieſter gebrochen wurde, wird uns in der jedenfalls zugeſpitzten und legendenhaft ausgeſchmückten Form erzählt, daß der Geheimſchreiber eines Pontifex das Geheimbuch der Klageformeln geſtohlen und veröffentlicht habe. Auch bei den Germanen iſt mindeſtens die häufige örtliche Verbundenheit der Kultſtätten und der Gerichtsſtätten ſicher bezeugt. Wir brauchen deshalb nicht einmal auf die Einrichtung des Gottesurteils als den deutlichſten Beweis jener Verbindung von Rechtspflege und Glauben uns zu berufen, weil es immerhin nicht ganz ſicher iſt, obwohl meiner Meinung nach wahrſcheinlich, daß das Gottesurteil in vorchriſtliche Zeit zurückgeht.

Abb. 5. Hängebrakteat von Prenzlau; nach Hauberg, vom Münzkabinett in Kopenhagen „nordiſch, ob engliſch, ſkandinaviſch oder norddeutſch". Nach E. Bahrfeldt, Der Hackſilberfund von Alexanderhof erinnernd „an die eigentümliche Form der Wikingerköpfe auf den älteſten däniſchen Münzen".

Daß die germaniſchen Glaubensvorſtellungen zu den Glaubensformen höherer Art gehören, tritt, beſonders in den älteren Zeugniſſen, ſehr deutlich hervor [1]). Wenn Caeſar (bellum gallicum, Buch 6, Kap. 21) ſagt, die Germanen kennten keinen beſonderen Prieſterſtand, ſondern verehrten nur die Mächte, deren Wirkung ſie beobachteten und an ſich erführen, wie Sonne, Mond und das Feuer, ſo braucht das keineswegs als eine Verperſönlichung dieſer Kräfte aufgefaßt zu werden, ſondern kann einfach ein Erkennen und Verehren der Macht dieſer Naturkräfte bedeuten. Der Rechtsgeſchichtler Ernſt Mayer glaubt in den Hauptformen der Gottesurteile, bei denen das Feuer, das Waſſer und in den labil aufgeſtellten Raſenſtücken, die bei der leiſeſten Erſchütterung den darunter Durchgehenden erdrücken, die Erde entſcheiden ſollen, die Anrufung der drei Elemente Feuer, Waſſer, Erde zu erkennen [2]).

Das ehrwürdigſte Denkmal der deutſchen Glaubensgeſchichte, der Sonnenwagen von Thrundholm in Kopenhagen, zeigt eine vergoldete Scheibe, gezogen von einem Pferd; alſo er verrät eine Vorſtellung, die der Wahrheit etwas näher kommt als die völlige Vermenſchelung der Sonne im Helios, im griechiſchen Sonnengott. Daß das Feuer ein Sonnenzauber iſt, die Sonnenwärme herabbringt, iſt ja tatſächlich auch nur einfach richtig; denn nach unſerer heutigen wiſſenſchaftlichen Vorſtellung iſt ja der Brennſtoff Kohle und Holz tatſächlich nichts anderes als aufgeſpeicherte Sonnenwärme.

---

[1]) Der gut katholiſche Johann Nepomuk Sepp führt in der Einleitung zu ſeinem altbayeriſchen Sagenſchatz einen Ausſpruch ſeines Kollegen in der Paulskirche, G. F. Frörer, Deutſches Volksrecht im Mittelalter, Bd. 1, an: „Es gibt keine Form des Heidentums, die der chriſtlichen Wahrheit ſo nahe käme, als der Glaube unſerer Väter, der alten Germanen; ein edler, ſittlicher Geiſt weht durch denſelben . . . . ., weshalb der hl. Salvian aus Marſeille vorauskündigte, daß die Herrſchaft über die Welt an die germaniſche Nation gelangen werde." Und in der Vorrede zu ſeinem Buch, „Die Religion der alten Deutſchen", das allerdings als Stoffſammlung und auch in ſeinen Folgerungen ſtets mit der nötigen Kritik betrachtet werden muß, drückt Sepp ſich in der gleichen Richtung noch ſtärker aus.

[2]) Das Rad des Scharfrichters ſtellt die Scheibe des Sonnengottes dar, dem der Verbrecher geopfert wird (Hans Fehr).

Digitized by Google

Tacitus schildert die Glaubensvorstellungen der Germanen im 9. Kapitel. Er schreibt, den Germanen scheine es unverträglich mit der Größe der Himmlischen, die Götter in Tempelwände einzuschließen oder der Menschengestalt irgend ähnlich zu bilden. „Wälder und Haine weihen sie ihnen und mit den Namen der Götter bezeichnen sie jenes Geheimnis, das sie nur in Ehrfurcht schauen (secretum illud, quod sola reverentia vident). Das klingt an die höchststehenden Fassungen an; an das Faustische, „wer darf ihn nennen und wer bekennen"; oder an die Worte, mit denen der edle Römer Quintus Aurelius Symmachus im Jahre 383 seinen alten Glauben vor dem neuen Kaiser Valentinian dem Zweiten gegen die Christen verteidigt: „Zu denselben Sternen blicken wir empor, ein Himmel überspannt uns, eine Erde trägt uns ....es führt mehr als ein Weg zu dem großen Geheimnis".

Andreas Heusler, Die altgermanische Religion (Kultur der Gegenwart), S. 270 schreibt: „Ob das volkstümliche Christentum der bekehrten Massen edler, feiner, geistiger war als die verlassene Lehre, darf man nicht nur für das Merowingerreich bezweifeln. Im Heidentum hatte es keinen Teufel gegeben, und der war im neuen Volksglauben die Hauptperson".

Eine geschichtliche Tatsache, die die besondere Bedeutung des germanischen Glaubens- und Sittlichkeitsempfindens[1]) für die Entwicklung des Christentums schlagend beweist, wird nie genügend hervorgehoben. Man sagt wohl, nach dem Untergang der Antike hat das Christentum die europäische Gesittung wieder neu aufgebaut. Da müßte man unbedingt den Zusatz machen, das Christentum in germanischer Seele. Denn rund 450 Jahre, bevor der letzte große, vielleicht der wichtigste deutsche Stamm zum Christentum gebracht wurde, ist dieses in der Mittelmeerwelt herrschend geworden; in dieser, in der römischen Welt, hat das Christentum aber nicht einmal die Kraft gehabt, die vorhandene Kultur zu retten. Das Mittelmeerbecken, dieser Hauptschauplatz der antiken Kultur, wurde sogar durch den Islam dem Christentum zum größeren Teil wieder entzogen; und der Wiederaufbau der europäischen Gesittung oder die zweite Kulturepoche Europas, die christlich-germanische, entwickelte sich auf dem Nordseeabhang Europas, unter germanischen oder germanisch geführten Völkern.

Der Rat Gregors des Großen an den Abt Melitus vom Jahre 601, man solle die geweihten Stätten des alten Glaubens nicht zerstören, sondern nur umweihend verchristlichen und selbst die alten Volksfeste und Opferfeiern im wesentlichen bestehen lassen, mußte die örtliche Verbundenheit von Kultstätte und Gerichtsstätte befördern, weil eben solche Verbindung an diesen Stätten vorchristlicher Weihung vielfach schon bestand. Daß der Rat Gregors des Großen vielfach befolgt wurde, findet in den Denkmälern einen sehr deutlichen Ausdruck. Sehr häufig sind an christlichen Kirchen Unholde, Dämonen abgebildet, in Malerei und Steinbild; das ist nur so zu erklären, daß man die durch die frühere Kultstätte an dem Ort noch heimischen Heidengötter besonders zu bannen für nötig hielt; denn ohne Not hätte man sie, die man noch so sehr fürchtete, nicht an die Wand gemalt.

Selbst das vorchristliche Festmahl, das Gregor erhalten will und das sich in den Kirchweihfesten fortsetzt, findet an einigen Stellen einen denkmalhaften Ausdruck; am umfänglichsten an der Kapelle zu Belsen bei Tübingen (Abb. 6). Die Tierhäupter haben wohl vorchristlich eine kultische Verwendung, aber

[1]) Vgl. Eng. Mogk, Die heidnisch-germanische Sittenlehre im Spiegel der eddischen Dichtung. 1921.

Digitized by Google

nicht im Christentum. Nicht allzuweit von der Belsener Kapelle, an der Wurmlinger Kapelle unweit Tübingen, wurde noch bis zur Reformationszeit (bis 1530) auf Grund einer Stiftung der Grafen von Calv ein Festmahl gefeiert, bei dem die Tierhäupter und die abgezogene Stierhaut, auf der man sitzen mußte, eine besondere Rolle spielen. Das Sitzen auf der Stierhaut wird in den späteren Bußbüchern ausdrücklich als Heidenbrauch verboten [1]), auch gelegentlich des Verbots der Spurcalia in Februario, die wohl sicher ein germanisches und nicht ein antikes Fest bezeichnen [2]). An den Belsener Bildnereien fällt auf, daß das Männlein unten künstlerisch sehr viel schlechter und roher gearbeitet ist als die Tierköpfe. Es ist sicher nicht römischer Herkunft, wie Gotthold Gundermann es ansprechen wollte, als ein Bildnis der dort häufiger vorkommenden Göttin Herecura. Daß die Rockfalten zwischen den Beinen in dieser Weise weggewittert wären, ist schon naturwissenschaftlich unmöglich. Das Bild sollte den früher an dieser Stelle heimischen Heidengott darstellen und im Bilde bannen, wie die drei Gestalten am Turm in Hirsau; nur daß diese noch würdiger dargestellt sind; oder wie das Männlein in Illingen, Oberamt Maulbronn, in Rietheim, Oberamt Tuttlingen, in Lonsee, Oberamt Ulm; wo dem bärtigen Kopf ein dreigespaltenes Band aus dem Munde [3]) hängt, eine sehr häufige Darstellung, die ich nicht erklären kann, für die wir aber hier ausnahmsweise einen schriftlichen Beleg haben, daß sie etwas Heidnisches kennzeichnen soll; nämlich im Cod. Lat. 661 in Lüttich ist der Stammbaum Wodans mit Unterschrift gegeben und dabei Wodan bildlich in dieser Weise dargestellt.

Abb. 6. Belsen unweit Tübingen. Oben Widderköpfe, links unten Schweinsköpfe, rechts Rind.

Daß das Männlein an der Belsener Stirnseite so viel roher und unbeholfener gebildet ist als die künstlerisch verhältnismäßig ganz gut beobachteten Tierköpfe, ist aber vielleicht in folgender Weise zu erklären, was ich aber zunächst nur als Vermutung aussprechen will; daß man nämlich, wenn man den vorchristlichen Unhold im Bilde bannen wollte, die noch vorhandenen Steinbilder aus vorchristlicher Zeit zum Muster nahm, die zu ihrer Zeit wirklich den heidnischen Gott darstellen sollten. Und diese alten Steinbilder waren eben so unbeholfen aus dem aufgerichteten Pfahl, dem Truncus,

[1]) Vgl. Jac. Grimm, Über Thieropfer, Deutsche Mythologie, 1835, S. 27 ff.

[2]) Vgl. C. P. Caspari, Prof. der Theologie in Christiania, Die homilia de sacrilegiis: „Die Sacrificia Spurcalia sind Schweineopfer . . . ., das Fest wird kein römisches sondern ein germanisches sein, das Wort Spurcalia tritt zuerst Ende des 7. oder zu Anfang des 8. Jahrhunderts auf. — Februarius, Hörninch, Spurkel hat 28 Tage; Heberegister des Klosters Freckenhorst.

[3]) Vgl. Paul Keppler, Württembergische Kunstaltertümer, S. 363.

Digitized by Google

dem Menhir herausgeschnitten, der ursprünglich das Bild des Heiligtums vorstellte. Solche Bilder waren sicher auch in späterer Zeit noch da und dort erhalten oder wenigstens in der Erinnerung. Das doppelköpfige Steinbild von Holzgerlingen in der Stuttgarter Sammlung ist doch wohl sicher, schon wegen der Zweiköpfigkeit, als Götterbild anzusprechen [1]; ebenso wohl zwei andere, die im Schönbuch gefunden sind, die Paret gelegentlich beschreibt, von denen ich aber keine Abbildung kenne. Die oben erwähnten kleinen und ganz rohen Bilder an den Kirchen in Rietheim und Brackenheim würde ich für solche bewußte Nachahmungen irgendwie noch bekannter heidnischer Götterbilder halten. Auf dem südlichen Querschiffsgiebel der oben schon erwähnten Kirche zu Königslutter sitzt ein solches Männlein (Abb. 7), das auch noch ein Urstück sein könnte, also wirklich noch als ein Götterbild gemeint aus vorchristlicher Zeit [2], das also dort nur angebracht wäre, um es durch die Nähe der Kirche zu bannen und unschädlich zu machen. Auffällig ist besonders seine Legende, die in sich äußerst unwahrscheinlich ist und deshalb den Eindruck macht, als ob sie gerade nur erfunden wäre, um die vorchristliche Herkunft des Bildes zu verhüllen. Das Bildchen heißt nämlich der Holzwächter und es wird erzählt, es sei dort aufgestellt, um die Holzdiebe zu beobachten und abzuschrecken, die im benachbarten Stiftswald gerne stahlen.

Abb. 7. Königslutter.

In Schwaben ist die Vorstellung Wuotes-Heer, auch mit schwäbischem Umlaut von w zu m, Muotis-Heer, noch lebendig in der Einbildungskraft des Volks. In der offenbar sehr stark heidnisch umwehten Johanniskirche in Gmünd [3] erscheint der wilde Jäger gar an drei Stellen. „Daß der wilde Jäger irgendwie mit dem Totengotte Wodan zusammenhängt", beweist ja der norddeutsche „Wode" und der „Odinsjäger" in Jütland [4]. Daß der wilde Jäger auch in diesen Gegenden noch die weitere Rolle des Seelenführers spielt, dafür glaube ich einen archäologischen Beleg gebracht zu haben (vgl. Abb. 66/67 in „Germanische Götter und Helden"); in den zwei Säulenköpfen

[1] Siehe Abbildung im Mannus, 1927, S. 147.

[2] In Nienburg a. d. Weser sind an der Kirche, verhältnismäßig hoch, einige ganz merkwürdige Bildhauereien eingemauert, die auch hier in Frage kommen könnten; so auch W. Siebert, Die Martinskirche zu Nienburg, 1924; außen an der Kirche auch ein älterer Kreuzstein; als Weihekreuz, aber ursprünglich wahrscheinlich Bezeichnung einer Dingstelle am Ort.

[3] Vgl. Richard Hünnerkopf, Der wilde Jäger in Oberdeutschland. Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 1, 1927, S. 38 ff.; vgl. dazu jetzt die vortreffliche neue Sonderabhandlung von Walter Klein, Die St. Johanniskirche in Gmünd, 1928.

[4] Richard Hünnerkopf, a. a. O.

Digitized by Google

vom Michelsberg bei Kleebronn im Zabergäu, wo die wilde Jagd der ruhelosen Seelen unter dem Seelenführer und Lanzenkämpfer Wodan gegenübergestellt ist den Seelen, die dem Seelenführer und Lanzenkämpfer Michael gefolgt sind und nun, wie Tauben friedlich, in der ewigen Seligkeit leben. Hans Naumann, Christentum und deutscher Volksglaube, Zeitschrift für Deutschkunde, 1928, Heft 5, schreibt dazu: „Nur der längst nicht mehr verstandene Name Wode und schwäbisch Wuotes Heer" deuteten hier noch ältere germanische Vorstellungen an. „Der längst nicht mehr verstandene Name Wode"; freilich: aber wie versteht denn selbst heutiges Volk seine amtliche Kirchenlehre oder wie sehr mißversteht es sie[1]). Hans Naumann selbst weist darauf hin, daß vielfach das katholische Volk die Heiligen sehr gegen die

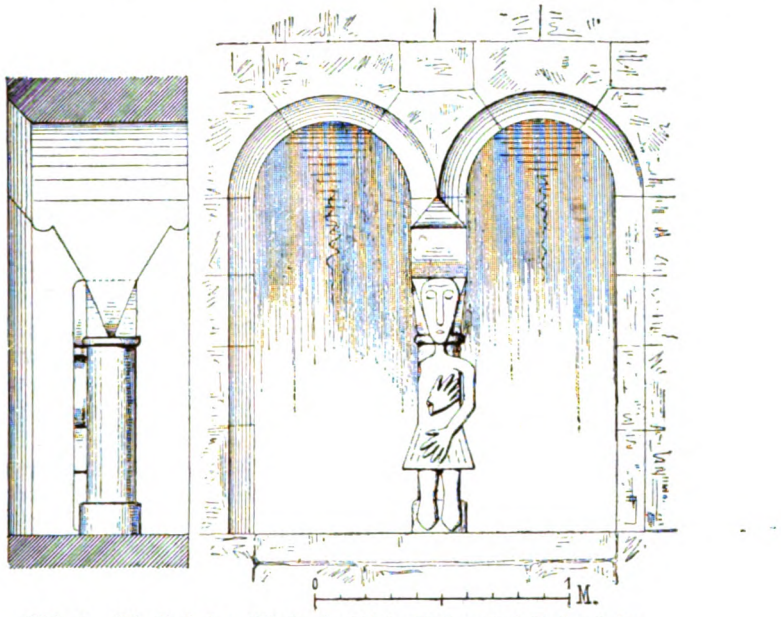


Abb. 8. Schalloch der Kirche in Niederkirchen bei Deidesheim.

amtliche Lehre der Kirche unmittelbar als Helfer anruft statt nur als Fürsprecher bei Gott. Also, daß die Vorstellungen sich im Laufe von anderthalb Jahrtausenden sehr gewandelt und verändert haben, beweist doch nichts dagegen, daß aller Wahrscheinlichkeit nach ein Zusammenhang besteht, wenn sich der Name und andere Besonderheiten des Sturmgottes und Seelenführers erhalten haben; selbstverständlich nun christlich beeinflußt dahin, daß dieser jetzt ein böser Geist ist, mit dem die Seelen der nicht zum Heil gekommenen Abgeschiedenen nun nächtlich durch die Lüfte fahren müssen. Ein sehr bekannter Archäologe, also ein einwandfreier wissenschaftlicher Beobachter, erzählte mir kürzlich folgenden Zug aus seiner Heimat Mecklenburg, den sein Vater noch selbst erlebt hat und ihm selbst erzählte: während einer Lebens-

[1]) Paul Drews hat das Schlagwort „Religiöse Volkskunde" geschaffen; vgl. Karl Reuschel, Deutsche Volkskunde, S. 21; in dem ersten Heft der damals gerade von Gießener Dozenten, Albr. Dietrich, Karl Helm, auch dem Verfasser dieses mitbegründeten Hessischen Blätter für Volkskunde.

Digitized by Google

gefahr bei einer Wasserüberfahrt habe sein Nebenmann ein Stoßgebet gesprochen, in dem der Name Wode vorkam. Entrüstet stellte ihn nachher der streng protestantische Gewährsmann zur Rede, worauf der andere erwiderte, nun wenn's nichts nützt, so schadet's doch nichts. Der Berichterstatter war ausgesprochen entrüstet über diesen heidnischen Aberglauben; um so einwandfreier ist sein Zeugnis [1]).

Wenn die Sachsenkaiser vor der Schlacht zur heiligen Lanze beten, also auf der höchsten Bildungsstufe ihrer Zeit stehende Männer und überzeugte Christen, so kann man das doch wohl nicht mit Hans Naumann aus einer primitiven Volksreligion allgemeinster Verbreitung erklären; und christlich ist diese Verehrung doch auch sicher nicht; wie schon die Versuche der Verchristlichung beweisen, die einander widersprechen; als Lanze des heiligen Mauritius, als Lanze des Hauptmann Longinus am Kreuz und als Träger eines Nagels vom Kreuz Christi.

Abb. 9. Schallloch der Johanniskirche in Gmünd (Schwaben).

Der Glockenklang ist besonders geeignet, die Dämonen zu verscheuchen; überhaupt Lärm, wie Peitschenknallen gegen Hexen in der Walpurgisnacht (noch heute in Lingelbach, s. Hessenld., Mai 1928), wie man mit Geschrei vince luna und Zusammenschlagen von Töpfen den Himmelslichtern helfen will und die Untiere verjagen, die sie bei Finsternissen zu verschlingen drohen. In Bußbüchern muß dieses Lärmen noch ausdrücklich verboten werden. Deshalb werden in den Schallöchern der Kirchtürme vielfach Dämonen abgebildet. Auf eine Nachricht in Albert v. Hofmanns geschichtlichem Reisebegleiter suchte ich einen kleinen Ort in der Nähe

[1]) Er war also völlig frei von germanistischer Liebhaberei für solche Dinge. Diese kann einem freilich einmal eine Beobachtung in der Erinnerung verschönen und zuspitzen. Ich erinnere mich bestimmt, daß mir vor langer Zeit einmal ein Germanist — es muß ein Gießener Behaghelschüler gewesen sein, der über hessische Mundarten arbeitete — folgendes Erlebnis aus dem Odenwald erzählt hat. Er sei in geringer Entfernung hinter zwei Einheimischen auf der Landstraße gegangen als es blitzte. Da hätten die beiden Bauern den Hut abgezogen, und einer habe nach der Richtung des Blitzens gesagt, da ist er hinaus. Auf die erstaunte Frage des Germanisten: wer denn? habe der Bauer geantwortet: der Wode. Ich habe mich vielfach um diese Sache bemüht. So u. a. bei einem der besten Kenner des Odenwalds, Archivrat Morneweg in Erbach; aber ich habe keinerlei Bestätigung gefunden. Ich darf also diesen Zug, als nicht zuverlässig genug bewiesen, nicht verwenden. — Der neugefundene Mithrasstein von Dieburg zeigt bekanntlich den Mithras ganz abweichend von allen anderen üblichen Darstellungen als Reiter. Prof. Behrens, der die maßgebende Sonderschrift über den Dieburger Mithrasstein geschrieben hat, zögert nicht, diese Besonderheit des Dieburger Mithrasteins auf den Einfluß einheimischer Vorstellungen zurückzuführen. Die Sagen vom wilden Jäger, anknüpfend an den Rodensteiner, sind ja im Odenwald alteinheimisch. — Edward Schröder hat übrigens einmal gesagt, die Ableitung des Namens Odenwald von Wodan sei trotz der abweichenden Namensform nicht ausgeschlossen.

Digitized by Google

von Deidesheim auf, wo eine solche Gestalt in den Schalllöchern steht. Sie ist einwandfrei durch die Teufelsohren als Dämon gekennzeichnet (Abb. 8). Und schon auf dem Hinweg von Deidesheim nach Niederkirchen fand ich folgende ganz nette volkskundliche Bestätigung. Ich fragte den Schrankenschaffner nach dem Weg nach Niederkirchen; er fragte mich nach Pfälzer Art sofort, was ich denn da wolle; er sei dort geboren. Ich antwortete, ich wolle mir die alte Kirche ansehen, besonders den Turm. Er sagte, ja da ist oben so ein Männle ausgehauen; das haben wir immer das Heidenmännle genannt und haben als Buben mit Steinen darnach geworfen. Also die Überlieferung von dem Dämon ist noch heute lebendig. Und das Bewerfen mit Steinen ist ein altes Kampfmittel gegen die Dämonen. Früher am Eingang des Doms in Trier, jetzt im dortigen Museum, steht ein schöner Marmortrumm, an dem man trotz schwerster Verstümmelung noch die Umrisse eines Frauenleibes erkennt. Es war ein Bild der Abgöttin Venus, das die den Dom besuchenden Pilger jahrhundertelang mit Steinen bewarfen.

In den Schallöchern der Johanniskirche in Gmünd steht ein Mann, der ein Kind frißt, also sicher ein Unhold, ohne daß man ihn näher deuten könnte; möglicherweise, in dieser Staufenzeit und bei ihren starken Berührungen mit Italien, in staufischem Stammlande, ist er schon antikisch beeinflußt, von Saturn (Abb. 9).

In Burgerroth in Franken steht einsam auf Bergeshöhe, fern von jeder Siedlung, auf einer Stelle reicher vorgeschichtlicher Funde, sicher einer vorchristlichen Kultstätte, die Kapelle der heiligen Kunigunde. In den Schalllöchern die nebenstehende Gestalt (Abb. 10). Das Bild soll wohl die heilige Kunigunde vorstellen, aber diese,

Abb. 10. Schallloch in Burgerroth.

Digitized by Google

die ja verhältnismäßig spät auftritt, hat sicher an dieser Stelle eine starke vorchristliche Vergangenheit. Sie hält in der Hand einen Ring, in der andern das heilige dreiflammige Zeichen. Der Ring spielt in einigen Fassungen der Legende eine gewisse Rolle; daß die Kaiserin ihren Trauring verliert und dadurch in den Verdacht des Ehebruches kommt. Die Lilie oder Flamme ist offenbar ein ganz besonders geweihtes Zeichen; es krönt die Szepter der Könige und umkränzt den Kronenrand. Hier aber hält die heilige Kunigunde die Lilie oder dreiflammige Kerze ganz kurz gefaßt, also offenbar nicht wie ein Szepter. Diese dreiflammige Kerze begegnet sehr vielfach noch in christlicher Zeit; so verbunden mit dem Kreuz am Kirchentor zu Weinsberg; besonders auf fällig und groß als einziger Schmuck eines Bogenfeldes in Bebenhausen; aber sie hat unzweifelhaft eine vorchristliche Weihebedeutung [1]).

Abb. 11.

In einem Bogenfeld in Eichel bei Wertheim führt das Lamm mit der Kreuzesfahne gegen ein Untier (Abb. 11); auf dem Bogenfelde aus Murrhardt (Abb. 12) führt das Lamm mit dem Kreuzeszeichen, von rückwärts her unter-

Abb. 12. Staufisches Bogenfeld aus Murrhardt, Württ.

stützt durch einen Priester mit dem Weihwedel, gegen das heidnische Sonnenzeichen, dessen Priester, langbärtig, noch in der Ecke angedeutet ist. Auf einem Bogenfelde der Kirche in Oberröblingen im Mansfelder Seekreis (Abb. 13) führt das Lamm, auch hier wie in Eichel durch die auffälligen Widderhörner als wehrhaft gekennzeichnet, von rückwärts unterstützt durch die segnende Hand eines Priesters, den Heerbann Christi gegen das Sonnenzeichen des Drehwirbels oder Hakenkreuzes, die die drehende oder rollende Bewegung sehr anschaulich verdeutlichen. Das Zeichen ist hier offenbar absichtlich etwas verhehlt, d. h. abweichend von der gewöhnlichen Form gestaltet, weil man

[1]) Professor Hermann Wirth kündigt im Anlageplan des 2. Bandes seines großen Werkes, der Aufgang der Menschheit, Diederichs 1928, zwei besondere Abschnitte über das Liliensinnbild an.

Digitized by Google

sich doch auch noch vor ihm fürchtete und es nicht in der richtigen Form an die Wand malen mochte, um es nicht dadurch herbeizurufen; so wie man den Teufel lieber nicht mit seinem richtigen Namen nennt, sondern Gottseibeiuns. Auf dem Bogenfelde in Haubersbronn (Abb. 14) führt das Lamm gegen die dreiflammige Kerze, deren Weihung also hier noch als feindlich empfunden wird, während andernorts die im Volke lebendige Heiligkeit des Zeichens auch christlich benutzt wird. Unter den Bildern des Bogen-Frieses in Schwärzloch bei Tübingen, die sicher etwas bedeuten, wahrscheinlich die Bannung des an dieser Stelle alteinheimischen Schwertgottes, spielt die Dreiflamme eine große Rolle.

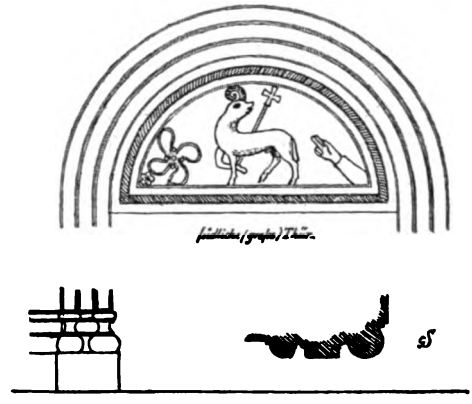


Abb. 13. Bogenfeld aus Oberröblingen, salisch oder frühstaufisch.

Die Lilie oder dreiflammige Kerze in der Hand der heiligen Kunigunde in Burgerroth, die an dieser Stelle irgendeine vorchristliche Gaugöttin verdrängt hat, genießt, wie schon gesagt, noch vorchristliche Weihung. Man hat den Dreiflamm auf die drei sichtbaren Mondphasen gedeutet; v. Amira, aber an der betreffenden Stelle ohne Belege, deutet sie auf dem Szepter als Zeichen des Königsfriedens. Nur soviel ist gewiß, daß der Dreiflamm Träger einer hohen Weihebedeutung ist, und die Weihung scheint irgendwie in besonderer Weise mit dem Rechts- und Staatsleben zusammen zu hängen.

Abb. 14. Bogenfeld aus Haubersbronn (Württ.)

Der Ruf Thejodute, Tojodute, Jodute, ist in niederdeutschen Rechtsquellen vielfach bezeugt als das Gerüfte bei gewaltsamem Frevel, das die handhafte Tat feststellen soll und Zeugen herbeirufen, daß der Rufer nun in rechter Notwehr sich der Gewalt erwehrt. So heißt es im Richtsteig Landrechts des 14. Jahrhunderts (Ausgabe von Homeyer), „so rufe Toyodute über deinen und des Landes verfesteten Mann, dann müssen dir das Gericht und die Dingpflichtigen folgen und Hilfe leisten". Das Wort bezeichnet aber auch eine Säule oder ein Standbild, das den Gerichtsplatz oder Alarmplatz bezeichnet, und zwar wird dieses die ursprüngliche Bedeutung sein; denn man

Digitized by Google

wird wohl eher den Alarmruf nach dem Alarmplatz als umgekehrt benennen. Diese Thejodutsäule hat sicher eine vorchristliche Vergangenheit. Heinrich v. Herford[1]) berichtet, daß die Sachsen im Jahre 1114 am Welfesholze nach ihrem Sieg über die verhaßten Franken das Bild eines bewaffneten und behelmten Mannes aufgestellt hätten, den die unwissenden Landleute den heiligen Thejodute genannt hätten. Eine andere Überlieferung erzählt, dieser Jodute sei ein Weidenstock gewesen, der in der Schlacht den Waffenruf, Waffenjo[2]) = mordjo (vgl. feurio), erhoben habe und so den Sachsen den Sieg gebracht habe. Kaiser Rudolf von Habsburg habe später wegen der damit getriebenen Abgötterei den Strunk wegnehmen und in eine dazu erbaute Kapelle setzen, also verchristlichen lassen. Der Stein steht aber heute noch als der sog. Hoyerstein, südwestlich Bergstätt in der Nähe des Welfesholzes, und hat heute noch seine Zauberbedeutung beim Landvolk. Diese ist sicher am letzten Ende vorchristlich; dieser Tyodut wird genau in der gleichen Weise als Siegeszeichen errichtet wie nach dem Bericht des Widukund von Corvey die Vorfahren der Sieger von 1114 nach ihrem Siege über die Thüringer vom Jahre 531 eine Irmensul errichtet haben. Die vorchristliche Bedeutung des Jodute wird weiter noch dadurch erhärtet, daß nach Jakob Grimm[3]) noch im späteren Mittelalter in Paderborn der Götze „Jodute" auf eine Stange gesteckt und dann von den Vornehmsten des Landes mit Prügeln herabgeworfen wird[4]). Die sprachgeschichtliche Erklärung des Wortes könnte nun äußerst aufschlußreich sein; aber leider gehen wie meist die Ansichten der Sprachforscher weit auseinander[5]).

Aber wenn Claudius von Schwerin in seiner Neuausgabe der Brunnerschen Rechtsgeschichte, S. 628, über die sprachgeschichtlichen Erklärungsversuche des Rufs kritisch bemerkt, was habe „man nicht alles in jenen schlichten Ruf hineingeheimnist", so ist eben die Voraussetzung, daß jener Ruf so schlicht sei, nämlich einfach Thiod Ut, also etwa Burschen heraus, bedeute, keineswegs sicher und vor allem ist Schwerin offenbar die wichtige Tatsache unbekannt, daß das Wort nicht nur den Alarmruf bedeutet, sondern und jedenfalls zuerst das Zeichen, die Säule, die auf dem Alarmplatz steht. Jener sprachgeschichtlichen Deutung steht eine andere gegenüber, die das Wort mit dem Götternamen Tiu, dem Gott des Gerichts, zusammenbringen will[6]).

[1]) Vgl. mein Irmensul und Rolandsäule, im Mannus 1925.

[2]) Mit ausgezogenem Schwerte und dreimaligen „Wopene jo" wurden die Dortmunder Grafschaftsbauern zur Gerichtsversammlung auf dem Wulferichskamp geladen; Aug. Meininghaus, Der alte Freistuhl zu Dortmund, S. 17; ebenda S. 15, daß in ältester Zeit die Femgerichte unmittelbar neben der Reinoldikirche stattfanden; der hl. Reinoldus trägt das Schwert, wie die Rolande, ohne einen Anhalt in seiner Legende; ebenso der hl. Patroclus in Soest; vgl. meinen Mannus-Aufsatz 1927.

[3]) Vgl. Ernst Mayer, Jodute (Rolandbild), Zeitschrift der Savignystiftung für Rechtsgeschichte, germanistische Abteilung, XLIV. Band, 1924.

[4]) Julius von Gierke (Deichrecht, Bd. I, S. 40) berichtet eine Art Beschwörungsformel beim Deichbauen gegen die Wasserfluten, früher anscheinend sogar mit Bauopfern (eingegrabenes Kind); O Tejodute de wei en de wo.

[5]) Müßte man nicht, angesichts der Verschiedenheit und Unsicherheit der schriftlichen Überlieferung, vor allem untersuchen, wie das Wort mundartlich ausgesprochen wird. Es lebt nämlich noch in der Sprache, wenn auch nicht mehr in der besonderen rechtlichen Bedeutung des Alarmrufs. So gibt es in Braunschweig eine Jodutenstraße und nach Heinrich Meier, Straßennamen der Stadt Braunschweig, Wolffenbüttel 1904, wird in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts dort ein Jodutenstein erwähnt. Ferner gibt es einen Jodutenstein bei Suderburg im Amte Bodenteich und bei Wilsede im Gericht Amelinghausen, auch bei Visselhövede.

[6]) Vgl. Ahrens, Über Namen und Zeit des Campus martius. Jahresberichte des Lyzeums Hannover 1871/72; Derselbe, Tigislege. Ebenda, 1870/71.

Digitized by Google

Die süddeutsche Form des Alarmrufs, Zetergeschrei, würde dazu passen; Tiu nach der Lautverschiebung gleich Ziu. Aber man kann ja sich wohl nicht in der Sache entscheiden, wenn man nicht im engsten Sinne Fachmann, also Sprachgeschichtler von Sonderfach ist. Man ist auch leider nicht in der Lage, die sich häufig widersprechenden Meinungen der Sprachforscher nachzuprüfen; während unsere archäologischen Beweismittel im Gegensatz dazu jedenfalls, wie man einmal hervorheben darf, den Vorzug haben, daß sie einfach vorgelegt werden und von jedermann nachgeprüft werden können[1]; ob z. B. der auf dem Helmbeschlag von Upland neben Odin herfliegende Rabe mit dem Ring im Schnabel so viel Ähnlichkeit hat mit dem ringtragenden Raben auf dem Bilde des heiligen Oswald mit dem Waller im grauen Mantel, daß man einen bildgeschichtlichen Zusammenhang als vorhanden ansehen darf; ob die Lanze bei Fuß und der wie witternd vorgestreckte Pferdekopf auf dem Reiterstein von Hornhausen und auf den erzenen Heiltumszeichen der späten Völkerwanderungszeit wirklich so typisch sind, daß sie zusammenhängen müssen, etwa durch sakrale Vorgeschriebenheit, oder ob sie nur zufällig so stark übereinstimmen. Recht auffällig ist doch jedenfalls, was die eben berührte Erklärung des Wortes Tijodut betrifft, daß in gewissen niederdeutschen Gegenden, vorwiegend ostfälischen, also gerade auch in dem Hauptverbreitungsgebiet der Rolande, der Gerichtsplatz der Tie heißt[2]. Richard Röthe hat einmal mündlich geäußert, die Ableitung von Tiu sei möglich, obwohl sie nach dem Lautverschiebungsgesetz nicht stimme; denn Eigennamen veränderten sich gelegentlich auch in einer anderen als der gesetzmäßigen Weise.

Brunner schreibt im 1. Band der zweiten Auflage der Rechtsgeschichte, noch von ihm selber besorgt, S. 201: „Als der Gott, unter dessen Schutz die vornehmsten Gerichtsversammlungen standen, ist vermutlich der Tiwaz, Tius, Ziu anzusehen, der in dieser Rolle bei einzelnen Stämmen den Beinamen Thingsus geführt zu haben scheint“.... „Es ist der Gott, nach welchem wir den Dienstag (Tag des Tiwaz) benennen, der nur niederländisch als Dingstag (Tag des Things) erscheint[3]“.

[1]) Vgl. zu dem Folgenden die Abbildungen in meinem Mannus-Aufsatz 1928.

[2]) Vgl. die Belege bei Ahrens, a. a. O., und bei mir Irmensul und Rolandsäule, S. 21.

[3]) Hans Naumann schreibt a. a. O. von einer volkstümlichen Vorstellung, die nicht christlich zu erklären ist: „Keine Göttin, höchstens ein primitives Gespenst“. Ja, läßt sich denn dazwischen eine feste Grenze ziehen. Es liegt doch einfach so, daß die siegreiche Glaubensform die Gestalten der überwundenen Götterlehre zunächst, nämlich solange man noch Wirkungen von diesen befürchtet, also noch an ihr Dasein glaubt, als böse Geister, Unholde, Dämonen bezeichnet; und später, wenn diese völlig verblaßt sind, als Gespenster, also als Hirngespinste. — Die Herkunft der abenteuerlichen Kümmernislegende aus vorchristlichen Bestandteilen ist freilich bisher nicht erweisbar. Aber die kirchenamtliche Erklärung (Schnürer), daß man nach dem Aufkommen des schmerzgequälten, unbekleideten Cruzifixus „in Deutschland alsbald die bekleideten, ruhig stehenden Christusbilder nicht mehr verstanden habe“ (Hans Naumann) ist sicher nicht zutreffend. In Hessen (vgl. die beiden sehr schönen Stücke in Marburg und Kassel), in Münster, in Braunschweig, hingen die bekleideten Christusbilder immer an der Kirchenwand, ohne daß jemand je gezweifelt hätte, daß sie Christus darstellen und ohne daß sich eine Kümmernislegende daran geknüpft hätte. Der bekleidete Gekreuzigte des Imerward in Braunschweig hieß allerdings früher die heilige Era. Dieser Name, der jetzt kirchenamtlich beseitigt ist, ist höchst auffällig. Man müßte nach der Legende dieser heiligen Era suchen, die natürlich völlig apokryph ist. — Die Weihebedeutung des Hufeisens ist ganz sicher vorchristlich. Ihre germanisch-mythologische Herkunft ist durch Sagen und in Denkmälern (vgl. die Karlssteine bei Harburg a. d. Elbe, Gudensberg in Hessen) verhältnismäßig sicher nachweisbar; trotzdem wird, und zwar religionsgeschichtlich ganz naturgemäß, das Hufeisen auch in christliche Legenden (Petrus) und in christlichen Aberglauben verwoben.

Digitized by Google

5. Klassische Archäologie.

Ein kretisches Ornament.

Von G. Rodenwaldt.

Mit 5 Abbildungen im Text.

Mit dem Erscheinen des Namens der Achäer auf hethitischen Contafeln, der die Ergebnisse der archäologischen Forschung bestätigt, beginnt die mykenische Kultur in das Licht der Geschichte zu treten. Noch aber schweigen die Urkunden über Kreta und spotten die kretischen Archive ihrer Entzifferung. Solange dies der Fall ist, gehört seine Kultur der Prähistorie an, und wir können ihr nur nahen mit den Methoden, die klassische Archäologie und Prähistorie miteinander gemeinsam haben. Reicher, üppiger und farbiger lassen die Funde der letzten Jahrzehnte diese Kultur vor uns aufblühen als die mancher Epochen, die im hellen Licht der Geschichte liegen. Zu der fast unübersehbaren und von Jahr zu Jahr wachsenden Fülle ihrer Ornamentik will dieser Beitrag ein bescheidenes Glied hinzufügen.

Die Sammlung des archäologischen Seminars der Universität Berlin besitzt einige kleine Fragmente kretischer Fresken als Proben ihrer Technik und Farben. Eins von ihnen ist, wie eine erneute Reinigung erkennen ließ, bei aller Zerstörung so glücklich fragmentiert, daß sich eine Variation eines in anderen Beispielen schon bekannten Ornamentes daraus gewinnen läßt [1]). Das in Abb. 1 nach einer Photographie wiedergegebene Stück mißt in seiner größten Länge 9,5, in der Breite 7,2 cm. Die Dicke des Stückes vermindert sich von unten nach oben von 2,3 auf 1,8 cm; vermutlich stieß der obere Rand des Ornamentes an einen in das Mauerwerk eingefügten Holzbalken an, gegen den hin die Kalkunterlage [2]) dicker herangestrichen war.

Den größten Teil der Fläche nimmt das satte Rot ein, das nach alter Tradition den Grund vieler mykenischer Ornamente bildet. Links ist der obere Teil eines schwarz umrissenen und schwarz gefiederten Blattes erhalten; neben ihm ist an der linken unteren Ecke noch der Rest eines zweiten erkennbar. Rechts befindet sich ein Teil einer Rosette mit blauem Außenrand, schwarzen Bögen [3]) und einer Umrahmung durch eine weiße Punktreihe. Der rote Punktkreis im Innern läßt auf eine rote Mitte schließen. Am oberen Rande erscheint rechts der Rest eines hellroten Kelches, der von einem weißen Bande ausgeht, umrahmt von dicken schwarzen Umrißlinien. Technisch ist zu be-

[1]) Es wurde dem Seminar seinerzeit mit anderen Fragmenten und Scherben von G. Loeschcke geschenkt, der sie — unbekannt wann — auf dem Burghügel von Knossos gefunden hatte. Die Abbildung erfolgt mit freundlicher Erlaubnis des Direktors der Sammlung, H. Noack.

[2]) Tiryns: Ergebnisse der Ausgrabungen des Instituts. II, 205.

[3]) Zur Form der Rosette vgl. Tiryns II, 57. Die kleinen Zwickel zwischen dem dicken schwarzen Außenkontur der Rosette und den Bögen sind schwarz ausgefüllt.

Digitized by Google

merken, daß nur die Rosetten aus dem roten Grunde ausgespart waren; die blauen Blätter, das Weiß des Bandes und das Hellrot des Kelches sind auf das Rot aufgesetzt. Daher ist die Spitze des inneren blauen Blattes abgesprungen und nur in ihrem Umriß erkennbar. Das Rot ist an einigen Stellen abgescheuert; besonders gelitten hat, wie stets, die schwarze Farbe.

Abb. 1. Fragment in Berlin.

Wie diese Reste zu interpretieren sind, lehrt die schematische Rekonstruktion Abb. 2. Es handelt sich um eine Abwandlung jenes Ornamentbandes, das ich aus einigen in Tiryns gefundenen Fragmenten herstellen konnte (Abb. 3) [1]). Es besteht aus ineinandergesteckten, blattartigen Gliedern, in deren Innerem sogenannte Papyrusblüten der fünfblätterigen Form sitzen, während auf dem Rand noch Teilblüten entspringen [2]). Ein ursprünglich rein lineares Ornament hat sich hier mit einem naturalistischen, wenn auch schon stark stilisierten Element verbunden. Es ist ein Zeugnis jener Phase der kretischen Kunst, in der „die zuerst lebendige formale Idee sich ein Vor-

[1]) Tiryns II, Taf. VI, 6—8; Rekonstruktion mit eingefügten Fragmenten S. 41, Abb. 11. Eine farbige Herstellung, zu der ergänzend die schönen Fragmente einer weiteren Variation aus Tiryns (a. a. O., Taf. VI, 1) herangezogen wurden, enthält Taf. III von Rodenwaldt, Die Kunst der Antike (Propyläen-Kunstgeschichte).

[2]) Für alle Einzelheiten der Formen vgl. Tiryns II, 44 ff.

Digitized by Google

bild der Natur sucht, um sich mit ihm zu vermählen"[1]). Die weiße Blattumrahmung auf rotem Grunde kommt aus der Tradition des abstrakten Ornamentes, das sich in Variationen bis in die frühminoische Periode zurückverfolgen läßt [2]). Die Blüten haben bereits eine Entwicklung in der figürlichen Wandmalerei durchlaufen [3]).

Die Rekonstruktion ist durch die Tiryntber Fragmente in allem wesentlichen gesichert. Fraglich könnte allenfalls sein, ob man nach Analogie einfacherer Bildungen in der Keramik die weiße Umrahmung, statt sie spitz zum Kelch hineinzuführen, durch einen runden Bogen verbinden und dementsprechend das Mittelblatt etwas verkürzen sollte. Bei der Rekonstruktion mußten ferner Stücke benutzt werden, die von verschiedenen Stellen des nicht ganz regelmäßig ausgeführten Bandes stammen. Im Original wird die Schwingung der Kurven glücklicher und eleganter gewesen sein.

In der kretisch-mykenischen Ornamentik herrscht eine Freude an der Variation. Das neue knossische Fragment bietet aber außer der zu erwartenden Abwechselung in Einzelheiten noch einen Unterschied, der das Ornament auf einer etwas früheren Entwicklungsstufe zeigt. In Tiryns tritt der rote Grund sehr viel stärker zurück. Das hängt damit zusammen, daß Blüte und Rosetten enger ornamental miteinander verbunden sind. Die äußeren Blütenblätter sowie die seitlich auf dem weißen Bande entspringenden Blätter folgen in ihrer Schwingung so nahe und genau der Rundung der Rosette [4]), daß gewissermaßen ein roter Kreis um die Rosette entsteht, der von den weißen Pünktchen umrahmt wird, die den äußeren Rand der Blätter besetzen. Auf dem neuen Fragment dagegen hat nicht nur die Rosette eine vollständigere Form, sondern die weiße Punktreihe ist als begleitende Umrahmung zu ihr gehörig; das Blütenblatt hat eine eigene und steilere Kurve, die sich von der Rosette entfernt und dem roten Grunde Raum gibt. Diese Stellung des Blattes ist aber diejenige, die den Blütenformen der figürlichen Wandgemälde entspricht, während die der Tiryntber Blätter zugunsten der Eingliederung in das Ornamentsystem umgebogen ist. Nächstverwandt dem neuen Ornament — von der verschiedenen Zahl der Blätter abgesehen — ist das große Reliefgefäß mit Papyrusdickicht in Knossos [5]), wo das Verhältnis zwischen Blüten und Rosetten ganz das gleiche ist. In Knossos spüren wir noch die Zusammengesetztheit aus zwei Elementen, und die Blüte hat noch ihr eigenes

[1]) L. Curtius, Die antike Kunst. II, 36.

[2]) Evans: Palace of Minos, I, 113, Fig. 80a, 6.

[3]) Vgl. z. B. Evans, a. a. O., II, 477, Fig. 285. Eine andere und einfachere Form des Ornaments enthält breite Blüten ohne Blütenblätter. Ein Beispiel aus einem figürlichen Fresko gibt Evans, a. a. O., 477, Fig. 285 B. Im Ornamentband erscheint es bisher nur, aber sehr häufig auf textilen Bortenmustern (Fyfe, Journ. R. Inst. Brit. Arch. X, 1902, 117, Fig. 40; vereinfacht in Tiryns, Tiryns II, Taf. VIII und auf einem unveröffentlichten Fragment aus Mykenai) und in der Keramik, z. B. Evans a. a. O. 476, Fig. 284 und Furtwängler-Loeschcke, Mykenische Vasen, Tafel XVI, 105. Eine dritte Blattform läßt die Spiralen sich nicht zusammenschließen, sondern frei enden, z. B. Evans, a. a. O. II, 485, Fig. 291, Furtwängler-Loeschcke, Mykenische Tongefäße, Tafel II, B. S. A. XXV (1921—23), Pl. 49. Daraus ist in der geometrisierenden Erstarrung der spätmykenischen Keramik die Form entstanden, die in Beispielen bei Furtwängler-Loeschcke, Mykenische Vasen, Tafel XXXIV, 343 und XXXIII 332 vertreten ist (vgl. Rodenwaldt, Arch. Anz. 1920, 14). Eingehender hoffe ich diese Formen in einer zusammenfassenden Bearbeitung der kretisch-mykenischen Textilornamentik behandeln zu können.

[4]) Der Verlauf des Blattes ist bei den Ornamenten Tiryns II, Taf. III 9 und Tafel VI 1 völlig gesichert; danach und nach den vorhandenen Ansätzen ließ sich die Rekonstruktion der Fragmente Taf. VI 6—8 vornehmen.

[5]) Evans a. a. O., II, 401, Fig. 231; Bossert, Altkreta², 179.

Digitized by Google

Leben; in Tiryns iſt ein einheitlicheres ornamentales Syſtem entſtanden. Ob man in dieſem Unterſchied mehr als eine Verſchiedenheit der Entwicklungsſtufe des Ornaments ſehen darf, iſt angeſichts der unmittelbaren Fortſetzung der kretiſchen Wandornamentik durch die des Feſtlandes fraglich. Vor allem darf man weitergehende Schlüſſe nicht ziehen, ehe das knoſſiſche Bei-

Abb. 2. Rekonſtruktion des Berliner Fragments.

ſpiel, das ſeinerzeit Hyfe [1]) ſkizziert, aber nicht richtig verſtanden hat, erneut aufgenommen und veröffentlicht iſt.

[1]) A. a. O. 125, Fig. 62. Ein zweites befindet ſich im Magazin des Muſeums zu Herakleion (vgl. Tiryns II, 44 A. 1 „from area of N. E. Hall„); es ſtammt von der linken Hälfte einer Blüte. Die Roſette iſt wie auf dem Berliner Fragment von einer hier unmittelbar auf dem Rande ſitzenden weißen Punktreihe umgeben. Aber auch der untere Rand des äußeren Blattes hat eine weiße Punktreihe wie die Tirynther Fragmente. Solche Details zeigen den ganzen engen Zuſammenhang und die feſte Handwerkstradition zwiſchen kretiſcher und feſtländiſcher Malerei. Vom Rand iſt auf dem zweiten Fragment in Herakleion nichts erhalten.

Digitized by Google

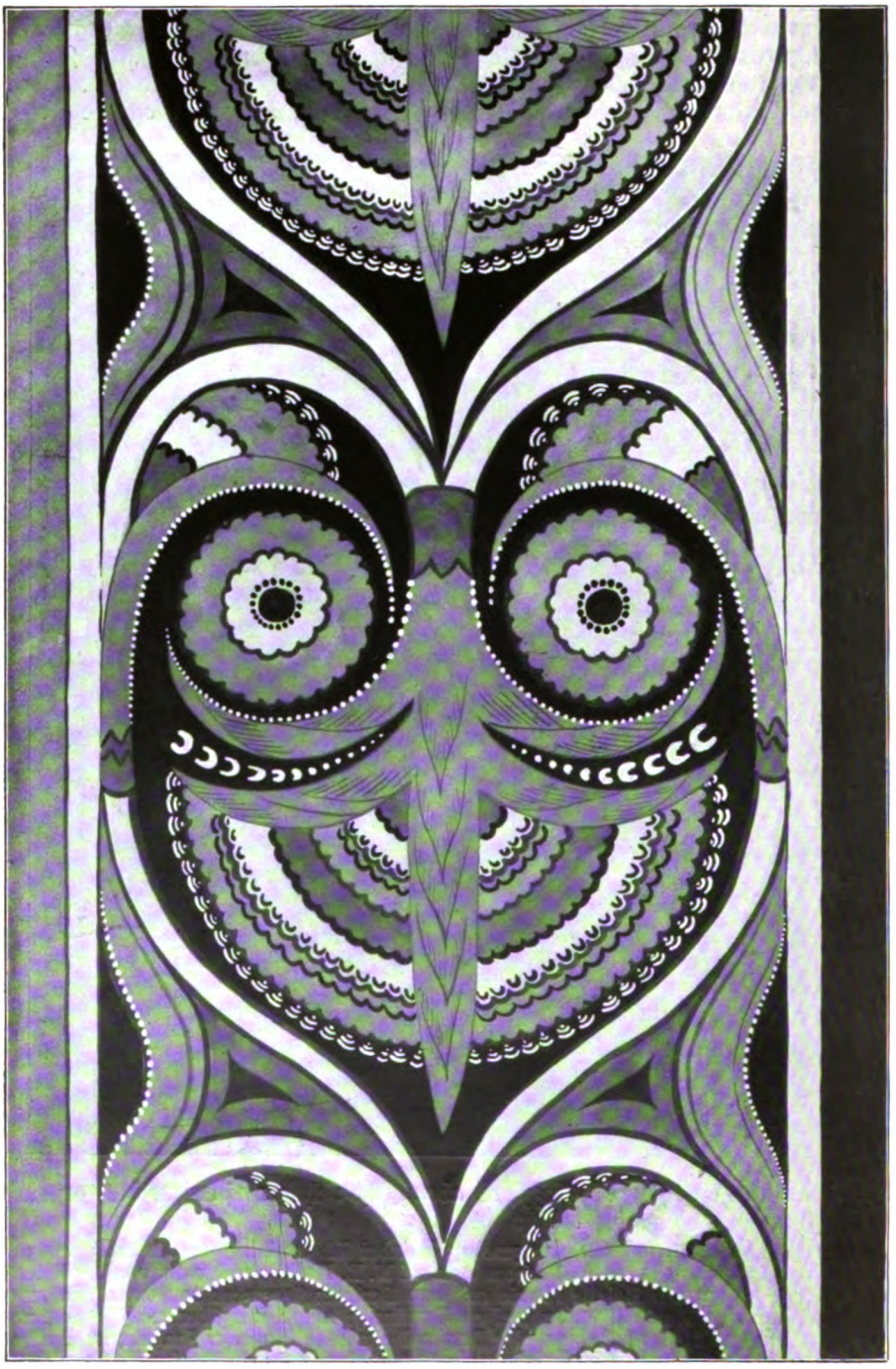


Abb. 3. Rekonstruktion eines Wandornaments aus Tiryns.

Digitized by Google

Die Roſette hat dort (Abb. 4) die gleiche Form gehabt wie auf dem neuen Fragment. Auf dem weißen Rand hat Fyfe ein Blattornament angedeutet, das ſich häufig, namentlich in der Toreutik, als Randſchmuck findet[1]). In Tiryns iſt keine Spur davon vorhanden; wohl aber erſcheint auf dem Berliner Stück links neben dem Kelch der Anfang eines feſten ſchwarzen Striches, der vielleicht zu einem derartigen Ornament zu ergänzen iſt. Für die Richtig-

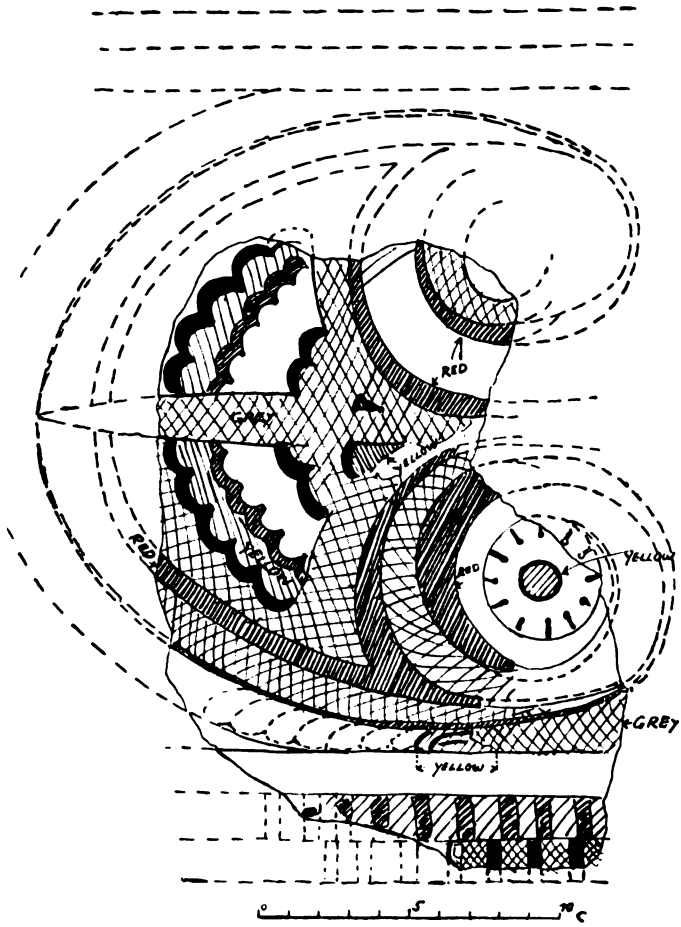


Abb. 4. Ornament aus Knoſſos.

keit der Rekonſtruktion von Fyfe ſpricht auch das Vorkommen des gleichen Motivs auf dem allerdings ſehr vereinfachten Blattmuſter eines Goldſtreifens aus Mykenai (Abb. 5)[2]).

Die Blütenkelche waren auf dem von Fyfe behandelten Stück gelb ebenſo wie auf dem Tirynther Muſter. Auf dem Berliner Fragment ſind ſie in dem helleren Rot gemalt, das in der kretiſch-mykeniſchen Malerei und

[1]) Z. B. Evans a. a. O., II, 639, Fig. 404.
[2]) Nach A. J. B. Wace, A Cretan Statuette in the Fitzwillian Museum, Pl. XII, 80a (vgl. S. 33).

Digitized by Google

Textilkunst eine besondere Rolle spielt und in der Verwendung ganz fest von dem dunklen Rot unterschieden wird [1]). Auch mit dieser Einzelheit werden wir in den Zusammenhang schon bekannter Ornamentik geführt; denn hellrote Blütenkelche finden wir an den Blumen der großen Doppelspirale, die sich in Tiryns aus zahlreichen Fragmenten rekonstruieren ließ [2]).

Es ist kein Zufall, daß dieses, Richtung und Bewegung so lebhaft betonende Ornament sowohl in der Keramik wie in der Wandmalerei beliebt war. Mit Recht ist die Torsion, die rotierende Bewegung, als das charakteristische Kennzeichen der Dekoration kretisch-mykenischer Keramik bezeichnet worden. Gehört doch Bewegtheit und Beweglichkeit zum Wesen des kretischen Stils überhaupt. In der erhaltenen Keramik stehen uns diese Eigenschaften

Abb. 5. Goldstreifen aus Mykenai.

besonders sinnfällig vor Augen. Aber einen ebenso bezeichnenden Ausdruck fanden sie in der Dekoration des Raumes [3]). Im Gegensatz zu Ägypten wird nicht jede Wand für sich komponiert, sondern in ungebrochenem Lauf ziehen sich die Figurenfriese und die sie begleitenden Ornamente, ohne die Ecken zu beachten, rings um den Raum herum.

[1]) Z. B. ist der Grund von Ornamenten stets dunkelrot und niemals hellrot. Als Grund von Textilmustern erscheint mit einer einzigen Ausnahme (Theben) stets Hellrot (die dunkelroten Stoffe des Tirynther Frauenfrieses haben kein Muster). Die Bänder der Feldereinteilung auf den Fußböden sind stets dunkelrot, während als Grund der Felder neben Blau und Gelb das helle Rot erscheint. Diese für den Eindruck sehr wesentliche Differenzierung ist auf der auch sonst wenig glücklichen farbigen Abbildung des Fußbodens im Hof des Megarons von Mykenai bei H. Bossert, Farbige Dekorationen, Taf.. XVIII, nicht beachtet.

[2]) Tiryns II, Taf. VII.

[3]) Vgl. Tiryns II, 218 ff.; Rodenwaldt, Fries des Megarons von Mykenai 64, A. 39. Während F. Matz, Die frühkretischen Siegel 90 ff., die Verschiedenheit der Raumdekoration in Ägypten und Vorderasien gut analysiert, hat er sich das Komplement zur Torsion der kretischen Keramik, das sich für die Raumdekoration nachweisen läßt, entgehen lassen. Der grundsätzliche Zweifel, den er 175, A. 3 unter Berufung auf das Labyrinthfresko ausspricht, ist unberechtigt. Dieses könnte einen besonderen Abschnitt wie die Nischen in der Nordfassade des Zentralhofes in Phaistos (Evans a. a. O., I, 373, Fig. 271) geschmückt haben. Aber auch Ausnahmen würden an dem überwiegenden Gebrauch, der durch erhaltene Ecken, durch die nachweisbare regelmäßige Verbindung von Figurenfriesen mit Streifenornamenten, endlich durch das völlige Fehlen von Ecklösungen bewiesen wird, keinen Zweifel erlauben.

Digitized by Google

Ornamentik und darstellende Kunst.

Von Nils Åberg.

Mit 8 Abbildungen im Text.

Ich habe mir folgende Frage gestellt: weshalb ist diese Blume stilisiert? Weil sie Ornament ist, und Ornamentik oft stilisiert. Was ist nun die Ursache der ornamentalen Stilisierung? Weshalb nimmt nicht die Ornamentik ihre Blumen direkt von den Wiesen her, weshalb muß das Natürliche erst unnatürlich gemacht werden, bevor es für die Zwecke der Ornamentik verwendbar wird?

Es gibt eine Stilisierung, deren Aufgabe es ist, durch ihre Übertreibung den natürlichen Eindruck zu verstärken. Wenn ein Künstler versucht, das Bild eines Raubtiers im Sprung wiederzugeben, so bildet er nicht das Tier ab, wie es in einem bestimmten Augenblick aussah, sondern er gibt ein in gewissen Hinsichten stilisiertes Bild von demselben. Ihm ist nicht das Tier, sondern das Tier im Sprung das Wesentliche, und daher vergrößert er den Sprung selbst, dehnt ihn gleichsam aus und übertreibt Momente, die damit zusammenhängen, reduziert dagegen, schematisiert oder unterdrückt Einzelheiten von untergeordneter Bedeutung. Er nimmt mit anderen Worten eine Stilisierung vor, die den natürlichen Eindruck verstärkt und somit ein wahreres Bild von der Natur gibt, als wie es ein gewöhnliches Menschenauge aufzufassen vermag.

Als einen direkten Gegensatz hierzu stellt sich die ornamentale Stilisierung dar, die nicht die Aufgabe hat, den natürlichen Eindruck zu verstärken, sondern sich vielmehr von der Natur entfernt, sich in der Richtung nach dem Unnatürlichen hin entwickelt. Wir wollen nun die Gesetze der ornamentalen Stilisierung untersuchen.

Die denkbar einfachste Ornamentik besteht in einer rhythmischen Wiederholung einer geometrischen Figur oder von Gruppen solcher, wie Punkte, Kreise, Dreiecke, Striche usw. In erster Linie muß also die Ursache des ästhetischen Genusses bei einer rhythmischen Wiederholung klargestellt werden. Weshalb singen Arbeiter eine eintönige Melodie, wenn sie eine schwere Arbeit ausführen, und weshalb singen Soldaten ein taktfestes Lied, wenn sie in geschlossenem Trupp marschieren? Weil sie eine gemeinsame Arbeit ausführen, welche erleichtert wird, wenn die Individuen sich zu einer Einheit, gleichsam zu einem Organismus zusammenschließen, beherrscht von einem einzigen Willen. Die Arbeiter haben gemeinschaftlich einen Stein zu heben, die Soldaten gemeinschaftlich ihren Trupp vorwärtszubringen. Der Rhythmus bindet sie zusammen, macht sie gleichzeitig handeln und suggeriert ihnen den Glauben, daß die Arbeit leicht sei; denn was rhythmisch vor sich geht, geht mit Leichtigkeit vor sich.

Digitized by Google

Der ästhetische Genuß bei dem Rhythmus, wie er in Tanz und Musik, in Ornamentik, in der gereimten und rhythmisch behandelten Sprache erscheint, hat seine Ursache in einer Empfindung davon, daß etwas mit großer Leichtigkeit vor sich geht. Das Leben selbst lehrt uns, daß die rhythmische Handlung die leichteste ist. Die körperlichen Lebensfunktionen gehen in großer Ausdehnung rhythmisch vor sich: der Herzschlag und Pulsschlag, das Atmen, die Bewegungen der Glieder bei einer gewohnten Arbeit. Aber auch der Gedanke will gern rhythmisch arbeiten. Er will von Ursache zu Wirkung laufen, ohne jähe Umschläge, ohne unvorhergesehene Momente, er will hinlaufen wie von Perle zu Perle an einer Perlenschnur. Die eingeübten Gedankenbahnen, wo das Kommende mit monotoner Gleichförmigkeit kommt, wo gleichartige Momente sich ständig wiederholen, sie sind für den Gedanken die leichtesten. Die Erfahrung zeigt somit, daß das Leben am leichtesten arbeitet, wenn es rhythmisch arbeitet. Daher gewährt der Rhythmus der Ornamentik Genuß, weil er gleichsam das Leben wiederspiegelt, wenn es mit spielender Leichtigkeit arbeitet. Ist also Ornamentik als Leben, als eine Wiederspiegelung menschlichen Lebens aufzufassen? Ist Ornamentik dasselbe wie eine Fläche beleben?

Gleichwie der Wüstenwanderer sich freut, im Sande eine Spur zu sehen, die ihm andeutet, daß die Unfruchtbarkeit der Wüste sich wandeln wird, wenn er sich gastlicheren Gegenden nähert, so mutet es auch das Auge an, eine leere Fläche durch ein Ornament belebt zu sehen. Die leere Fläche macht dem Auge den Eindruck der Unfruchtbarkeit, das Ornament ist gleichsam die Spur eines lebenden Willens, der über die Leere dahingeschritten ist; es bricht die Öde der Fläche und regt an, indem es den Gedanken an menschliche Ordnung und gesetzmäßige Organisation wachruft. Aus diesem Gesichtspunkt läßt sich also sagen, daß die Ornamentik das menschliche Leben wiederspiegelt.

Das Leben ist eine Organisation, beherrscht von einem einzigen Willen. Das gilt sowohl von dem eigenen Körper mit seiner Mannigfaltigkeit von Kräften, wie von dem Betätigungsfelde des Willens nach außen hin. Der Wille ordnet und beherrscht, die Organisation soll gehorchen und arbeiten ohne Widerstand, soll arbeiten mit spielender Leichtigkeit. Ornamentik ist eine Organisation, ist wie ein lebender Organismus, beherrscht von dem ornamentalen Willen. Die Ornamentmotive sind wie Zellen im Organismus, ihre Organisation besteht in rhythmischer Wiederholung, in symmetrischen Gruppierungen, in Feldereinteilung, Rahmen und Leistenwerk. Mit solchen Mitteln und anderen, die später zu schildern sein werden, beherrscht der ornamentale Wille sein Material und macht es sich untertänig.

Wie alles Lebende besitzt auch die Ornamentik gleichsam einen dunklen Trieb, zu wachsen und sich auszubreiten, üppiger und reicher zu werden. Die Grenze ihrer Expansion ist durch die Fähigkeit bedingt, das Material zu beherrschen. Das Wesentliche der Ornamentik sind nämlich nicht die Details, aus denen sie zusammengesetzt ist, sondern die Kraft, die die Details beherrscht und sie in eine gesetzmäßige Organisation hineinzwingt. Das Auge muß mit Leichtigkeit diese Gesetzmäßigkeit erkennen, muß sehen können, daß dort Einheit in der Mannigfaltigkeit ist, daß Ordnung und Gehorsam herrscht. Wird einer Ornamentik mehr Material zugeführt, als ihre Organisation zu beherrschen vermag, so entsteht eine Überladung, die zur Auflösung und zum Zerfall der Organisation führen kann. Beispiele hierfür bietet die Kunst der nordischen Völkerwanderungszeit.

Digitized by Google

Die ornamentale Organisation kann auf mannigfach verschiedene Weise vor sich gehen. Die Motive können bis ins kleinste geordnet werden, es kann ihnen aber auch größere Freiheit gelassen werden, sie können ungebunden durch Rhythmus und Symmetrie bleiben, so daß sie schließlich anscheinend ein vollständiges Wirrnis bilden. Dann bekundet sich gleichwohl die Organisation in der Art und Weise, wie diese Ornamentik, diese chaotischen Flecke in Felder eingeschlossen, von Rahmen und Leistenwerk gebunden oder durch das Spiel der Farben oder durch Schatten und Lichter zusammengehalten werden.

Ist Ornamentik als Leben aufzufassen, so braucht sie nicht auf die geometrischen Motive angewiesen zu sein, sondern kann auch ihre Motive direkt dem Leben entnehmen, der Welt der lebenden Organismen, also Pflanzen, Tieren, Menschen; man könnte hinzufügen Erzeugnisse menschlicher Arbeit, wie Vasen, Hausgeräte, Flechtbänder, die auch etwas von dem Leben in sich schließen, das sie schuf. Wenn die Ornamentik so das rein Geometrische verläßt und die lebenden Organismen in ihren Bereich zieht, erhebt sie sich gleichzeitig auf einen höheren Plan und erhält eine erhöhte Fähigkeit, die wechselnden Erscheinungen des Lebens wiederzugeben. Wir werden diese Entwicklungssteigerung in der lebensfrohen Kunst der klassischen Völker verfolgen.

Die klassische Ornamentik liebt die Pflanzenmotive. Bisweilen werden diese fast unmittelbar aus der Natur übernommen: Blätter und Zweige, Blüten und reife Früchte ohne oder mit geringer Stilisierung. Freie Natur bezeichnen sie gleichwohl nicht, die Organisation tritt in ihrer Zusammenstellung zu Sträußen, Kränzen und Girlanden hervor, die oft mit flatternden Bändern umwunden oder geknüpft sind. Die Organisation kann sich auch auf andere Weise geltend machen, beispielsweise, indem die Motive sich parallel zu einem zusammenhängenden Teppich ordnen oder fächerförmig von einem bestimmten Punkt ausstrahlen oder rhythmisch wiederholt und symmetrisch kombiniert werden.

Wird dagegen ein Pflanzenmotiv in die Ornamentik eingeführt, ohne irgendwie gruppiert zu werden, also in voller Freiheit, so tritt fast mit Naturnotwendigkeit eine Stilisierung desselben ein. Die Stilisierung tritt vielleicht nicht immer stark hervor. Vielleicht sieht man leicht, welcher Art die Blume angehört. Aber man sieht auch, daß die Blume nicht direkt von der Wiese hergenommen ist, sondern daß sie gelernt hat, zu gehorchen. Stilisieren ist, zum Gehorsam unter den ornamentalen Willen zwingen. Die Stilisierung spielt dieselbe Rolle wie das Ordnen bei Sträußen, Kränzen und Girlanden; eine Organisation hat sich dort betätigt, eine Wille hat dem Ganzen seinen Stempel aufgedrückt, dort ist nicht mehr freie Natur, es ist Natur, die zum Gehorsam gezwungen worden ist.

Der ornamentale Gehorsam ist ästhetisch ansprechend, weil er gleichsam einen Idealzustand abspiegelt, nach welchem der menschliche Wille hinstrebt: seine eigene Organisation so zu beherrschen, daß sie gehorcht und arbeitet ohne Widerstand, ohne unnötigen Kraftverbrauch, daß sie mit spielender Leichtigkeit arbeitet. Es gewährt einen Genuß, diesen Gehorsam unter eine Organisation in Ornamentik verwirklicht zu sehen.

Wenn Ornamentik ist, zum Gehorsam zwingen, und wenn Stilisierung ein Ausdruck für diesen Gehorsam ist, so erhebt sich die Frage, weshalb die Stilisierung nicht stets bis zu ihrer äußersten Grenze getrieben wird. Stehen nicht unter solchen Umständen die stilisierten Tierfiguren der germanischen

Digitized by Google

Völkerwanderungskunst ornamental höher als beispielsweise ein klassischer Vogel, der an einer Traube pickt, oder die vierfüßigen Tiere, die sich frei zwischen Blättern und Ranken bewegen? Es soll hier untersucht werden, wie weit die Stilisierung getrieben werden darf, ohne daß die ornamentale Organisation dadurch Schaden leidet.

In der klassischen Ornamentik kann die Stilisierung bisweilen zu reiner Geometrisierung getrieben werden. Eine Borte, die einen Eindruck von Festigkeit erwecken soll, wird oft mit Lotusblumen verziert, so stark stilisiert, daß sie fast in geometrische Figuren übergegangen sind. Hier wird nicht ein weiches und spielendes Rankenmotiv verwendet, weil eben die Borte hart sein soll wie eine eiserne Kette. Soll ein Pflanzenmotiv zur Anwendung kommen, so muß es also erst hart gemacht werden. Einen harten Eindruck aber macht die Geometrisierung, es liegt etwas von brutaler Kraft in einer derartigen Bezwingung eines lebenden Motivs.

Aber auch abgesehen von speziellen Zwecken dieser Art, ist die ornamentale Stilisierung keineswegs frei und willkürlich, sondern an bestimmte Gesetze gebunden. Man spricht, streng genommen, nur von Stilisierung lebender Motive. Die Stilisierung macht diese gehorsam, indem sie sie eines Teiles ihrer natürlichen Freiheit beraubt, sie in die Richtung zum Unnatürlichen hin zwingt. Dabei tritt jedoch eine allmähliche Minderung ihrer ursprünglichen Vitalität ein, die bei vollständiger Geometrisierung ganz verschwindet. Die Aufgabe der lebenden Motive war es jedoch, der Ornamentik Leben zuzuführen, und werden sie ihres Lebens durch zu starke Stilisierung beraubt, so ist ihre Aufgabe verfehlt, und die Ornamentik sinkt wieder hinab zum geometrischen Stil hin. Hieraus ergibt sich somit die Begrenzung der Stilisierung. Stilisieren ist zum Gehorsam zwingen, aber lebende Organismen können nur bis zu einem gewissen Grade bezwungen werden. Geht die Stilisierung weiter, so nimmt die Vitalität ab, und nimmt die letztere zu, so muß die erstere abnehmen. Durch eine solche Wechselwirkung kann die Ornamentik in einer geschickten Hand ein außerordentlich empfindliches Instrument bei der Wiedergabe der Lebenserscheinungen in ihren verschiedenen Abstufungen werden.

Die Vorliebe der klassischen Ornamentik für Pflanzenmotive hat ihren Grund darin, daß diese eine starke Stilisierung vertragen, also sehr gehorsam gemacht werden können, ohne ihre natürliche Vitalität einzubüßen. Anders die Tiermotive, die unter den Fesseln der Stilisierung bald ihre Lebenskraft verlieren. Die Tiere müssen daher gewöhnlich das meiste ihrer natürlichen Freiheit behalten. In klassischer Ornamentik werden gewöhnlich Tiere wiedergegeben, die entweder sich frei und ungebunden in einem gehorsamen Laubwerk bewegen oder so weit gezähmt worden sind, daß sie gelernt haben, Bänder und Girlanden emporzuhalten. Das Tiermotiv bleibt somit nicht mehr ein reines Ornament, es wird nur Gegenstand ornamentaler Komposition.

Die primitiven Völker besaßen nicht dasselbe Vermögen wie die klassischen, in ihrer Ornamentik die lebenden Motive zu verwerten. Ein Naturvolk konnte zwar solche unmittelbar aus der Natur hernehmen, gewöhnlich aber wurden sie rasch geometrisiert, so daß beispielsweise Tier- und Menschenbilder schließlich zu Zickzackbändern oder anderen mehr oder minder unverständlichen Figuren wurden. Es zeigt dies, daß das Gefühl für die Bedeutung der lebenden Motive gering war, wenn auch diese zunächst verhältnismäßig naturalistisch wiedergegeben wurden.

Digitized by Google

Von Interesse in der hier berührten Hinsicht ist auch die nordische Völkerwanderungskunst, die von klassischer Kultur her sowohl Pflanzen- als Tiermotive übernahm. Die Tiermotive wurden begieriger aufgenommen und besser verwertet, weil das Tier dem Menschen näher stand als die Pflanze und daher leichter dazu verwendet werden konnte, menschliche Verhältnisse wiederzuspiegeln. Die Pflanzen dagegen wurden kaum als lebend anerkannt, konnten mithin nicht auf dieselbe Weise dazu gebracht werden, Leben wiederzuspiegeln. Die lebenden Pflanzenmotive der klassischen Kunst wurden daher nicht aufgenommen; nur die zu Spiralen geometrisierte Akanthusranke gelang es einigermaßen zu verwerten. Aber nicht einmal die einfache Spiralranke ließ man immer als solche fortleben; sie zerfiel oft in ein Gewirr von zusammenhangslosen oder rein geometrisch gruppierten Spiralen, die alle Spuren von dem Leben des ursprünglichen Motivs verloren hatten. So sank die klassische Pflanzenornamentik bei den Barbaren herab zu einer geometrischen Dekoration, die schließlich zu Flecken wurde, bedeckt mit Spiralen und eingeschlossen in mittelst Rahmen und Leistenwerk gebundene Felder.

Ähnlich gestaltete sich die Entwicklung der Tierornamentik, die von den verhältnismäßig naturalistischen provinzial-römischen Vorbildern zu immer mehr stilisierten Formen ging, welche schließlich in ein sinnloses Geknäuel von Körpern und Gliedern zerfielen oder ein wirres Spiel von Schlingen bildeten. Es entstanden hier gleichsam Chaosflecke, die sich über alle erreichbaren Flächen auszubreiten drohten, und die nur mit Schwierigkeit in gebührenden Grenzen gehalten werden konnten. Zwischen diesem Chaos und den zusammenhaltenden Kräften der Komposition kam es zu einer starken Spannung, die dem Ganzen einen Eindruck von Leben und Aktivität verlieh. Die Ornamentik verlor jede Spur von dem Leben der tierischen Motive, erhielt aber Leben von anderer Seite her und ward so zu einem wirksamen Ausdrucksmittel für die starke und leidenschaftliche Gefühlswelt der Völkerwanderungszeit.

Nachdem die nordische Tierornamentik die Höhe von Verwirrung und Auflösung erreicht hatte, trat mit der Vendelzeit eine Renaissance ein, die zur Folge hatte, daß die zerfallenden Teile sich wieder zu ganzen Tierfiguren zusammenschlossen, andauernd gleich stark oder noch stärker stilisiert, aber doch mehr organisch zusammengehalten. Die Stilisierung nahm dann noch weiter zu, und die Wirkung der Ornamentik lag schließlich zu großem Teil in dem kühnen und eleganten Linienspiel. Das Leben der ursprünglichen Tiermotive wurde so auf ein Minimum reduziert, scheint aber doch nie ganz verlöscht worden zu sein. Es sieht aus, als habe man eine gewisse Befriedigung davon erfahren, daß dieses geometrische Linienspiel bei näherer Prüfung sich als aus einer Menge sehr gefügiger Tiere bestehend erwies.

Der Unterschied zwischen germanischer und klassischer Ornamentik tritt mit schlagender Schärfe bei einem Vergleich zwischen einer nordischen Tierfigur in jüngerem Vendelstil und einer klassischen Akanthusranke hervor. Der Germane stilisierte ebenso stark und ebenso elegant wie der klassische Künstler, aber ihm mangelte das Gefühl des letzteren für die Fähigkeit der lebenden Motive, Stilisierung zu vertragen. Das Pflanzenmotiv erkannte er nicht als lebend an, bediente sich also nicht desselben, aber er stilisierte das Tier ebenso stark wie der klassische Künstler die Pflanze stilisierte.

Bezeichnend für nordische Umstilisierung fremder Motive ist auch die Ornamentik aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Sie gab Menschen, Pflanzen und Tiere wieder, alle in gleichartiger Weise stilisiert mit Zipfeln

Digitized by Google

und Schnörkeln, die sich in Haar und Bart, in Schwanz und Federschopf, in Tiergliedern und Pflanzenteilen einnisteten. Es war, als wollte man aus lauter bekannten Elementen das Bild von etwas Fremdem zusammenstellen, oder als wollte man einen fremden Text in eine bekannte Sprache übersetzen. So reagierte der nordische Künstler gegenüber der Natur. Er fühlte sich einsam und fremd in einer großen und chaotischen Natur, die ihn gleich einer geheimnisvollen und feindlichen Macht umgab. Die Stilisierung ist sein Protest. Er will nicht einsam einer feindlichen Natur gegenüberstehen, er will nicht dulden, daß die Natur sich ihm so aufdrängt, wie sie ist, er will vielmehr, daß sie sich nach ihm richtet, will Ordnung und Gehorsam um sich haben. Daher stilisiert er.

Abb. 1.

Die Kunst der Antike stand weniger fremd der Natur gegenüber. Auch sie forderte Ordnung und Gehorsam, aber nicht um den Preis einer gewaltsamen Bezwingung der Natur. Die Pflanze wurde stilisiert, weil sie eine solche Behandlung vertrug, die Tiere durften ihre Freiheit behalten. Eine glückliche Verbindung von Gehorsam und ungebundener Freiheit erreichte die klassische Ornamentik in der Zusammenstellung von Pflanzen- und Tiermotiven: Tiere, die spielen oder jagen, Vögel, die an Trauben picken, flatternde Schmetterlinge, eitel Freiheit und Lebenslust unter gefügigen Blättern und Ranken.

Die Freiheit der klassischen Ornamentik spiegelt auch eine andere Erscheinung wieder, die bisher nicht berührt worden ist. Mit steigender Kultur wird der Einzelne mehr und mehr der Organisation der Gesellschaft untergeordnet, und damit macht sich ein immer stärkeres Bedürfnis nach Freiheit geltend, indem das Individuum verlangt, daß seine Unterwerfung aus freiem Willen geschehen soll, nicht aber unter Zwang. Dieser schwer zu lösende Konflikt tritt auch in der Kunst hervor, die ja nur menschliche Lebenserscheinungen abspiegelt. Am deutlichsten erscheint er vielleicht in der Entwicklung der darstellenden Kunst, doch macht er sich auch in der Ornamentik geltend, beispielsweise in der Zusammenstellung freier und gehorsamer Motive, Gegensätze, die einander ergänzen, indem sie sowohl das Bedürfnis nach Organisation wie das Verlangen nach Freiheit befriedigen. Auch in Komposition und Motivgruppierung kann dieses Verlangen nach größerer Freiheit zum Ausdruck kommen. Eine streng durchgeführte Symmetrie kann zuweilen als starr, unfrei und drückend empfunden werden. Die Symmetrie ist von fundamentaler Bedeutung für klassische Ornamentik, notwendig für ihre Organisation und muß daher bestehen, kann aber gleichwohl an untergeordneten Punkten aufgehoben werden, so daß die Komposition einen freieren und mehr abwechselnden Charakter erhält. Ein Beispiel bietet das griechische Rankenmotiv Abb. 1.

Die ornamentale Organisation ist die Äußerung eines Prinzips, das

Digitized by Google

sich in aller Kunst geltend macht. Es beherrscht mithin auch die darstellende Kunst, nicht von Beginn an, erobert sie aber im Laufe der Entwicklung. In ihrem Anfange ist die darstellende Kunst nicht Kunst, nur beschreibende Bilder, die durch ihren Inhalt sprechen [1]). Man weiß, daß kulturell weniger hoch entwickelte Völker Meister in ornamentaler Kunst und gleichzeitig ungeschickt und verständnislos gegenüber der darstellenden Kunst sein können. Eine solche Bilddarstellung wie die in Abb. 2 wiedergegebene von dem Kultwagen des Oseberger Schiffes ist kein Kunstwerk, vielleicht aber von derselben Hand verfertigt, die mit überlegenem Geschick die verwickeltste ornamentale Kunst beherrschte. Hier begegnet uns nur Unordnung und Planlosigkeit, und die zusammenhaltende Kraft fehlt. Ähnliches gilt von der in Abb. 3 dargestellten Felsenzeichnung auf dem Ramsundsberge in Södermanland, den

Abb. 2.

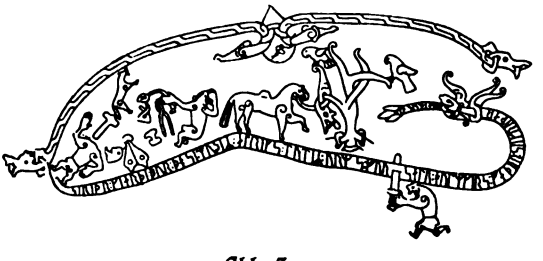


Abb. 3.

Bildern, die die Sage von Sigurd dem Fafnirstöter schildern. Daß diese Bilder nicht Kunstwerke geworden sind, liegt nicht an ihrem Inhalt, sondern an der Komposition. Es fehlt der ornamentale Wille, der das Material durchdringt und organisiert und es gefügig macht.

Die Unfähigkeit, durch die Komposition das Bildmaterial zu beherrschen, fühlte man bereits damals als einen künstlerischen Mangel, dem man auf verschiedene Weise abzuhelfen suchte. Zunächst stand nur ein Ausweg offen: in größerer oder geringerer Ausdehnung den Bildinhalt in Ornamentik umzuwandeln. Ein Beispiel haben wir in der Christusdarstellung des Jellingesteins (Abb. 4), wo die Christusfigur Bild geblieben, das Kreuz aber in ein Spiel von Schlingen umgewandelt worden ist. Ein anderes Beispiel ist das öländische Kruzifix Abb. 5, die Christusfigur nur mit geometrischen Spiralen an den Achselhöhlen und die Hüftengegend aufgelöst in ornamentale Schlingen. Die Entwicklung ging hier auf einem Wege, der nicht zum Ziel führen konnte.

[1]) Wir sehen dabei von dem primitiven Naturalismus ab, beispielsweise der paläolithischen Kunst, die eine eigene Erscheinung bildet und ihre eigene Erklärung hat.

Digitized by Google

Ein anderer Ausweg war der, das Bildmaterial mit reiner Ornamentik zusammenzustellen, beispielsweise es in Medaillons einzufügen und von blattreichen Ranken umschlingen zu lassen (Abb. 6). Damit wurden gewisse bedeutsame Resultate erreicht, aber zu dem endgültigen Ziele gelangte man gleichwohl auf diesem Wege nicht. Das Problem näherte sich seiner Lösung erst, als man einzusehen gelernt hatte, daß die einzelnen Motive Bilder bleiben müssen, die Komposition aber dem ornamentalen Willen untergeordnet werden muß. Wie dies zuging, soll hier an einigen herausgegriffenen Beispielen veranschaulicht werden.

Als erstes Beispiel mögen die Giebelskulpturen des griechischen Tempels auf Ägina dienen. Wie aus Abb. 7 hervorgeht, sind die einzelnen Skulpturwerke natürlich ausgeführt, aber zu einer streng symmetrischen Kompo-

Abb. 4.

Abb. 5.

sition vereinigt, in welcher rechts und links sich völlig entsprechen und die Figuren in gleichen Winkeln nach beiden Seiten hin sich neigen. Die strenge Symmetrie der Komposition ist unabhängig von dem Bildinhalt, und sie ist nicht natürlich. Hier herrscht der ornamentale Wille, der das Bildwerk sich gefügig gemacht hat durch eine rein geometrische Gruppierung der Details zu einer geschlossenen Einheit. Die Komposition macht hier denselben Eindruck wie eine stilisierte Akanthusranke, die aus einer Vase emporwächst und sich symmetrisch nach beiden Seiten hin ausbreitet.

In der darstellenden Kunst der Renaissance tritt uns dieselbe Erscheinung entgegen: die einzelnen Motive sind Bilder, die Komposition ist ornamental. Ein Künstler der Hochrenaissance interessiert sich vielleicht wenig für den Inhalt seiner Bilder, als seine Aufgabe fühlt er es vielmehr, aus einem an sich interesselosen Motiv ein Kunstwerk zu schaffen. Die künstlerische Arbeit wird dabei in großer Ausdehnung in die Komposition verlegt, und die Aufgabe wird in der Weise gelöst, wie es von Wölfflin in seinem berühmten

Digitized by Google

Werk über die Kunst der Renaissance geschildert worden ist. Das Bild wird ornamental aufgebaut und organisiert, teilweise vollkommen unabhängig von dem Bildinhalt und nach rein geometrischen Prinzipien. Einer lebenden Gruppe wird vielleicht die Form einer geometrischen Pyramide gegeben. Figuren rechts werden durch Figuren links kompensiert. Zwei Köpfe werden durch einen dritten gebunden, der die dritte Spitze in einem gleichseitigen Dreieck bildet. Das Material wird in eine kleine Fläche gesammelt, eine Szene spielt sich in engem Rahmen ab, denn sammeln und konzentrieren ist beherrschen. Der lebende Bildinhalt wird so nach geometrischen Grundsätzen geordnet, Linien und Farben, Schatten und Lichter spielen gegeneinander, Gegensätze bringen einander ins Gleichgewicht. Die Beugung eines Arms und die Falte eines Kleides bilden eine geometrisch schöne Linie. Linien in einer Richtung erhalten eine Verstärkung oder eine Gegenwirkung durch andere Linien in derselben oder einer anderen Richtung. Durch derartige und mannigfache andere Kunstgriffe werden die Details zu einer geometrisch bedingten Einheit verbunden, nahe verwandt mit der der Ornamentik, aber im Gegensatz zu dieser eine Organisation gegen den Hintergrund eines wirklichen Bildinhalts darstellend, der nicht vergewaltigt werden darf. Der Bildinhalt darf nicht mit denselben brutalen Mitteln wie ein Ornamentsmotiv bezwungen werden, die Eroberung der darstellenden Kunst durch die ornamentale Organisation muß daher verschleiert und zu einer unsichtbaren Okkupation gemacht werden.

Abb. 6.

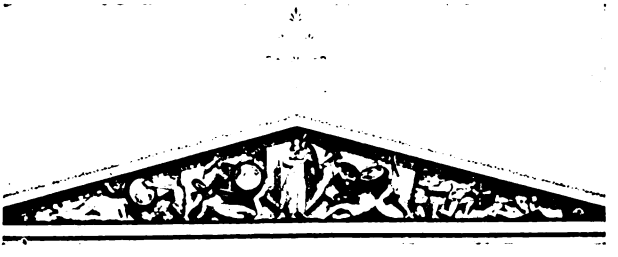


Abb. 7.

Die Unterwerfung der darstellenden Kunst kann somit ebenso stark gestaltet werden wie die der Ornamentik, sie tritt aber in anderer Weise zutage. Die Organisation der Ornamentik war mit Gewalt zwingend, die der darstellenden Kunst ist eine freiwillige. Das Bildwerk des äginetischen Tempels steht auf der Grenze, seine Komposition ist reine Ornamentik, dagegen aber verspürt man in den Schöpfungen der Renaissancemeister nichts

Digitized by Google

gewaltsam Bezwingendes. Die Komposition mag teilweise nach geometrischen Prinzipien aufgebaut sein, die geometrische Gebundenheit erscheint gleichwohl nicht als Zwang, nicht als Unnatur, sondern als freie Natur, die sich freiwillig ordnet. Die Organisation erhält so mehr den Charakter freiwilligen Zusammenschlusses als gewaltsamer Bezwingung. Der menschliche Wille lernt im Laufe der Entwicklung seine eigene Organisation in immer freieren Formen spiegeln, schließlich unmittelbar in der freien und unberührten Natur.

Die Eroberung der darstellenden Kunst durch die ornamentale Organisation führt so zu ähnlichen Erscheinungen wie innerhalb der reinen Ornamentik. Die Motivgruppierung der Ornamentik von der strengsten Gebundenheit durch Rhythmus und Symmetrie hin zu den freieren Formen mit immer lockereren Details, bis zu dem ganz Wirren, den chaotischen Flecken, die nur

Abb. 8.

durch Feldeinteilung und Leistenwerk gebunden sind, diese Erscheinungen kehren auch in der darstellenden Kunst wieder. Das Bildwerk des Aphaiatempels repräsentiert die streng durchgeführte Symmetrie, die geometrische Gebundenheit. Aber eine geometrische Gruppierung braucht sich nicht immer so elementar wie in rechts und links zu bekunden, sie kann dadurch verhüllt werden, daß sie kompliziertere geometrische Formen annimmt, kann auch geometrisch verschwinden, aber als solche für das Auge bestehen bleiben, sie kann auch für das Auge verschwinden, so daß die Details den Eindruck von Unordnung und Planlosigkeit erwecken, einer Planlosigkeit aber, die nur scheinbar ist und darauf beruht, daß die Organisation zu anderen Hilfsmitteln gegriffen hat. Die Möglichkeiten sind hierbei unbegrenzt und können dazu gebracht werden, sich schmiegsam verschiedenen Zwecken anzupassen.

Die ornamentale Organisation in der darstellenden Kunst hat nicht nur die Aufgabe, die Details zu einer dem Auge leicht überschaubaren geschlossenen Einheit zu verknüpfen, sie kann auch dazu benutzt werden, den Bildinhalt direkt zu verstärken, indem sie bei dem Betrachter gewisse subjektive Empfindungen hervorruft, wie solche der Schwere, der Leichtigkeit, Ruhe, Bewegung, Lebhaftigkeit, Heftigkeit usw. Wenn demnach die Ornamentik

Digitized by Google

nur zu dem Zwecke stilisiert, Gehorsam zu erzwingen, so „stilisiert" dagegen die darstellende Kunst zu dem Zwecke, den Bildinhalt zu verstärken. Sie kann Wolken und Baumzweige, Felsen und Steine, Wind und Wasser dazu bringen, die Handlung zu verstärken, die der Held der Szene ausführt. Bezeichnende Beispiele sind in Wölfflins Arbeit über die Kunst der Renaissance geschildert.

Ähnliches gilt von der Motivgruppierung. Eine symmetrische Gruppierung zwingt durch ihren geometrischen Bau die Aufmerksamkeit nach der Mitte hin, und eine symmetrische oder rhythmische Gruppierung, die an einem bestimmten Punkt einen Bruch erfährt, zwingt die Aufmerksamkeit auf diesen hin, wodurch die hier befindlichen Bildelemente eine erhöhte Betonung erhalten. Eine ruhige und beherrschte Handlung wird durch eine streng abgewogene Komposition verstärkt, eine lebhaftere und beweglichere durch eine freiere Gruppierung der Einzelheiten, ein ungebundeneres Spiel von Linien und Farben. Die gewaltsame Spannung einer Kampfszene erhält eine erhöhte Gewaltsamkeit, wenn zugleich die ornamentale Organisation bis an die Grenze des Chaos herangeführt wird, wo sie gleichsam dazu gebracht wird, zu erbeben wie ein Schiff im Sturm unter dem Anprall der aufrührerischen Kräfte, die es darniederhalten und zum Gehorsam zwingen muß.

Als Beispiel für die letztgenannte Erscheinung sei Michelangelos Kentaurenkampf (Abb. 8) angeführt, in welchem der Kampf des Herakles und der Griechen gegen Eurytos und seine Kentauren um die geraubten Frauen dargestellt wird. Auf den ersten Blick hin erscheint das Bildwerk wie Wirrnis und Chaos, ein Hohn auf alle Symmetrie und Gesetzmäßigkeit. Es macht den Eindruck eines chaotischen Durcheinanders kämpfender Gestalten in ungestümen, verzerrten Bewegungen, sich durcheinander schlingend wie ein Knäuel von Schlangen. „Bei näherer Betrachtung ordnet sich jedoch das Ganze übersichtlich, ja symmetrisch um Eurytos' hoch emporgerichteten und schönen Oberkörper. Es zeigt sich, daß je elf Figuren ihn beiderseits umgeben. Ja, alle Gestalten haben sozusagen ihr Gegenstück in verwandter Stellung" [1]). Ein stark zusammenhaltendes Element bildet auch die plastische Reliefbehandlung mit ihrem Spiel von Schatten und Lichtern. Der wirre und chaotische Charakter der Komposition ist also nicht so groß, daß sie nicht andauernd der zusammenhaltenden Kraft des ornamentalen Willens gehorcht. Aber die Grenze ist erreicht, und die Spannung ist auf ihren Höhepunkt gestiegen.

[1]) Brandes, Michelangelo, Kopenhagen 1921.

Digitized by Google

Die Entstehung der germanischen Flechtbandornamentik.

Von Herbert Kühn.

Mit 20 Abbildungen im Text.

Über die Frage der Entstehung der Flechtbandornamentik in der Kunst der Völkerwanderungszeit ist eine Einigkeit bisher nicht erzielt worden. Wird dies Ornament jetzt auch allgemein als typisch für die germanischen Kulturen angesehen, so gilt es doch gleichzeitig als übernommen aus dem Ornamentschatz der Antike. Die Beantwortung der Frage ist deshalb schwierig, weil die Spätantike ein klar ausgebildetes Flechtband kennt, das besonders häufig auf Mosaiken vorkommt, und zwar nicht nur als Randmuster, sondern auch als flächenfüllendes Element.

In derselben Funktion erscheint ein Flechtband bei den germanischen Völkern der Völkerwanderungszeit, und es ist durchaus verständlich, daß die Frage nach der Herkunft des germanischen Ornaments auf außerordentliche Schwierigkeiten stößt.

Dies Problem ist methodisch nur so zu lösen, daß die Kontinuität der Entwicklung nach dem Fundmaterial untersucht werden muß, wobei sich herausstellen wird, ob das Flechtband als fertiges Motiv in dem germanischen Inventar erscheint oder ob seine innere, einheitliche, ungebrochene Entwicklung aus anderen, vorgegebenen Formen erkennbar ist. Sollte sich das plötzliche Auftauchen des Motivs ergeben, wäre der antike Ursprung erwiesen, sollte sich die langsame, in sich notwendig bedingte, innere Umwandlung erkennen lassen, wäre der autochthone Ursprung sichergestellt.

Nach langer Sichtung und immer neuer Prüfung des Materials auf diese Frage hin hat sich nun für mich ganz deutlich und unzweideutig der zweite Weg ergeben: Das Flechtband ist in der Völkerwanderungszeit neu geboren worden, geboren aus vorher anderen Formen, es ist nicht fertig übernommen aus der Antike, sondern hat als Ornament der Völkerwanderungszeit seinen eigenen Ursprung, seine eigene Entstehung in dieser Zeit selbst.

Übernommen ist aus der Antike die Ranke, der Mäander, der Kerbschnitt, die Palmette.

Die Palmette, ein Motiv, das auch die Antike wieder übernommen hatte — es stammt aus Vorderasien und in seiner ältesten Form als Lotosblume aus Ägypten — wird zuerst entlehnt. Sie kommt vielfach vor auf den gotischen Silberblechfibeln, an der Ansatzstelle des Bügels an der Kopfplatte und am Fuß. Solche Stücke mit gut ausgebildeter Palmette finden sich in

Digitized by Google

Arcy-St. Restitue (Dep. Aisne) [1]) (Abb. 1), in Brescia [2]) (Abb. 2), Nagyvárad (Com. Bihar) [3]) (Abb. 3), Marchélepot (Dep. Somme) [4]) (Abb. 4) in Spanien [5]) (Abb. 5) und an einigen anderen Stellen.

Die sehr weite Verbreitung dieser Fibeln von Ungarn über Frankreich bis Spanien entspricht der schnellen Wanderung der Goten von 401—418. Damit sind auch diese Fibeltypen zeitlich bestimmt. Von der Mitte des fünften Jahrhunderts ab sind die Fibeln gegossen und jetzt verliert sich langsam die Palmette. Auf einem Stück aus Straßburg [6]) (Abb. 6) (noch nicht gegossen) ist die Palmette schon nicht mehr zu erkennen. Nur je ein Halbkreis und Nietpunkte sind übrig geblieben.

Nach 480 ist die Palmette ganz verschwunden: ein fremdes Element, das aufgenommen wurde, das keine innere Weiterentwicklung erlebte und deshalb starb. Es konnte nicht assimiliert werden, es konnte auch nicht umgebildet werden, und so erlag es der Entwicklung.

Anders ist es mit der Ranke, dem Mäander-

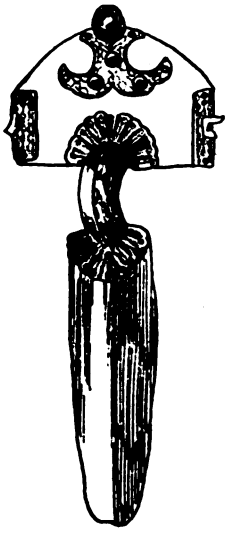


Abb. 1. Arcy-St. Restitue. Dép. Aisne. ⅓ nat. Gr.

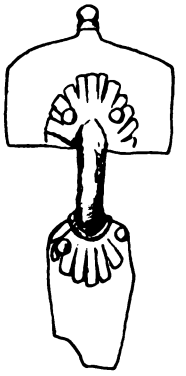


Abb. 2. Brescia. ½ nat. Gr.

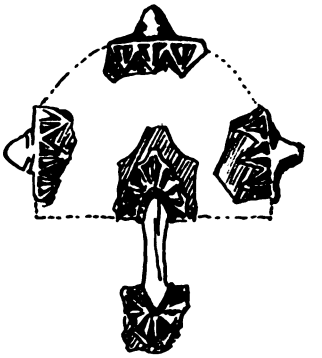


Abb. 3. Nagyvarad (Com. Bihar, Ungarn). ⅓ nat. Gr.

und dem Kerbschnitt. Alle drei Motive wurden schon von den Westgoten aufgenommen. Sie erscheinen sämtlich auf den gegossenen gotischen Silberblechfibeln. Die zuerst aufgenommene Ornamentik ist der Kerbschnitt. Er tritt schon bei den ungegossenen Silberblechfibeln der ersten Jahrzehnte des fünften Jahrhunderts auf (Abb. 3, 4). Auf die glatte Fibel werden gepreßte

[1]) Montelius: Den nordiska järnålderns kronologi. Svenska fornminnesför. tidskrift. Bd. IX—X. Stockholm 1896—1897, Abb. 228. — Åberg: Die Franken und Westgoten in der Völkerwanderungszeit. 1922. Abb. 69.

[2]) A. Götze: Gotische Schnallen. Berlin o. J., Abb. 1. — Åberg: Die Goten und Langobarden in Italien. 1923, Abb. 25.

[3]) J. Hampel: Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn. Braunschweig 1905, II, S. 693. — Åberg: Die Franken und Westgoten in der Völkerwanderungszeit. 1922, Abb. 71.

[4]) Boulanger: Le cimetière franco-mérovingien et carolingien de Marchélepot (Somme). Paris 1909, Taf. II. — Åberg: Die Franken und Westgoten. 1922, Abb. 73.

[5]) Åberg: Franken und Westgoten. 1922, Abb. 306, 307, 314.

[6]) Salin: Die altgermanische Tierornamentik. Stockholm 1904, Abb. 26a. — Åberg: Franken und Westgoten. 1922, Abb. 68.

Digitized by Google

Silberbleche aufgelegt. Eine solche Fibel, bei der der Kerbschnitt die ganze Kopfplatte und den Fuß bedeckt, stammt aus Kärlich (Koblenz) [1]) (Abb. 7).

Abb. 4. Marchélepot (Dép. Somme). 1/3 nat. Gr.

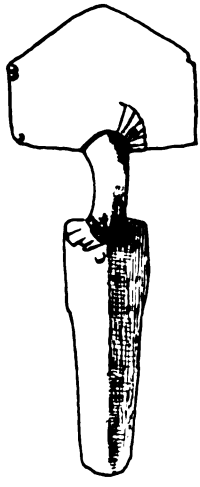


Abb. 5. Spanien, ohne Fundangabe, Museum Madrid. 1/3 nat. Gr.

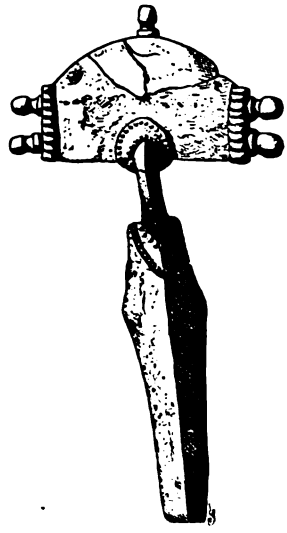


Abb. 6. Straßburg (Elsaß). 1/2 nat. Gr.

Abb. 7. Kärlich (Koblenz). 1/3 nat. Gr.

Abb. 8. Gáva, Ungarn. 1/4 nat. Gr.

Abb. 9. Tarragona (Spanien). 1/2 nat. Gr.

Der Zeit nach 450 gehören die Silberblechfibeln mit Rankenornamentik an. Die Rankenornamentik taucht ebenso wie die Kerbschnittornamentik

[1]) Salin: Die altgermanische Tierornamentik. 1904, Abb. 29. — Åberg: Franken und Westgoten. 1922, Abb. 74.

Digitized by Google

unvermittelt auf — es gibt keine Vorformen, keine Entwicklungsstufen — ein deutlicher Beweis also, daß hier ein fertiges Motiv entlehnt worden ist.

Bei der Fibel aus Gáva [1]) (Ungarn) (Abb. 8), die zu den ältesten Fibeln mit Rankenornamentik gehört, ist sofort Kopfplatte und Fußplatte ganz überzogen mit Ranken, die durchaus antiken Typus tragen. Die Fibel ist gegossen und gehört der Zeit zwischen 450 und 460 an.

Noch etwas später tauchen Mäanderformen auf. Sie gehören wie die Rankenmotive erst der Zeit nach 450 an. Sie erscheinen zuerst bei den gegossenen gotischen Silberblechfibeln. Zu den ältesten Typen dieser Art gehört eine Fibel des Berliner Museums, die aus Tarragona in Spanien stammt [2]) (Abb. 9). Sie trägt an der Ansatzstelle des Bügels noch ein Schraffenmotiv im Halbkreis, das an die Stelle der ursprünglichen Palmette getreten ist.

So sind alle vier Motive: Palmette, Kerbschnitt, Ranke, Mäander fertig übernommen worden. Sie stammen sämtlich aus der antiken Welt. Die Palmette wurde eliminiert, Kerbschnitt, Ranke und Mäander lebten aber durch 100 Jahre hindurch fort. Ihre Herrschaft liegt in der Zeit von 450—550. In dieser Zeit werden neue Ornamentmotive nicht aufgenommen. Es ist die Zeit, in der die germanischen Stämme die Herrschaft in Europa haben, die Zeit, in der Theoderich den Gedanken der Verbindung des germanischen Elementes mit dem antiken dachte, die Zeit der Verschmelzung, Annäherung, Verbindung.

Abb. 10. Weimar, nach Götze. 2/3 nat. Gr.

Erst nach 550 erwacht das Bedürfnis nach Verselbständigung, Loslösung. 553 sind die Goten am Vesuv geschlagen, 558 wird das Frankenreich wieder vereinigt unter Chlotachar I.: überall Gründe für ein neues Aufleben des Volksbewußtseins.

In dieser Zeit nun erlöschen die alten Formen: Kerbschnitt, Ranke, Mäander. Ein Neues entsteht, das aus dem Alten herauswächst, aber ein anderes Gesicht gewinnt: die Flechtbandornamentik. Sie ist nicht plötzlich da wie Kerbschnitt oder Ranke, sie erwächst ganz langsam. Man kann die Stufen der Entwicklung verfolgen, man kann sehen, wie dieses Motiv Leben gewinnt, wie es wird, wie es anfängt zu atmen, bis es schließlich die Herrschaft gewinnt und zum Ausdruck des germanischen Wesens überhaupt wird.

Die Entwicklung geht vor sich an den Fibeln mit ovalem Fuß. Diese Typen fehlen ganz im gotischen Gebiete sowohl bei den Westgoten wie bei den Ostgoten; in Skandinavien, im fränkischen Gebiet sind sie selten, sie müssen also, wie auch Åberg feststellte [3]), mitteldeutschen Ursprungs sein. Die ältesten Stücke dieser Art gehören in die Zeit um 500. Eine Fibel aus dem Grab 84 in Weimar (Abb. 10) erlaubt die genaue Datierung: sie ist zusammen mit einer Münze des Kaisers Zeno, der von 474 bis 491 lebte, gefunden worden [4]). Diese Fibel hat stark gotische Elemente, die in den Almandineinlagen und in den einander gegenübergestellten Vogelköpfen der Kopfplatte erkennbar

[1]) Prähistorische Zeitschrift, 1912, S. 187.
[2]) Åberg: Franken und Westgoten. 1922, Abb. 314.
[3]) Åberg: Die Franken und Westgoten. 1922, S. 121.
[4]) A. Götze: Die altthüringischen Funde von Weimar. Berlin 1912, S. 3. — E. Brenner: Der Stand der Forschung über die Kultur der Merowingerzeit. VII. Bericht der römisch-germanischen Kommission 1912. Frankfurt 1915. S. 329, Abb. 16, 1. — Åberg: Franken und Westgoten. 1922, S. 123, Abb. 174.

Digitized by Google

sind. Die Herkunft des Typus ist also ebenso wie die der anderen Typen die gotische Silberblechfibel, ihre Ausbildung gewannen die Fibeln mit ovalem Fuß aber in Mitteldeutschland, besonders in Süddeutschland und am Ober- und Mittelrhein.

Die älteren Stücke dieser Art tragen noch Kerbschnitt-, Ranken- oder Mäanderverzierung.

Um 550 aber wandelt sich das. Die Kerbschnittverzierung ist einfacher geworden, manchmal sind es nur nebeneinandergestellte Schraffen, manchmal Zickzackreihen, die von oben nach unten verlaufen.

Solche Zickzackreihen der Zeit kurz vor 550 kommen etwa vor auf einer Fibel aus Heilborn [1]). Die Zickzacklinien sind aber in eine ganz eigentüm-

Abb. 11. Ravenna. 2/3 nat. Gr.

Abb. 12. Belfort (Frankreich). 2/3 nat. Gr.

Abb. 13. Lucy (Ribemont, Dép. Aisne). Nat. Gr.

liche Bewegung gekommen: Sie stehen auf der Mitte der Fußplatte gegenständlich gegenüber, ähnlich wie bei Abb. 12, und schaffen so einen unruhigen, zerrissenen Eindruck, einen Eindruck, der doch gehalten wird durch die feste axiale Bindung, die ja die Ornamentik der Völkerwanderungszeit nie aufgegeben hat.

Auf einer anderen Fibel aus Wurmlingen [2]), die ebenso in Worms wiederkehrt, sind diese Zickzacklinien noch sonderbarer geworden: sie gehen untereinander Verbindungen ein; die Linienführung hat ihre klare Richtung verloren, sie verschränkt sich in sich selbst. Mit dieser Form ist der Ansatzpunkt gegeben und jetzt geht die Entwicklung schnell vorwärts. Auf einer Fibel aus Ravenna [3]), dem langobardischen Typus angehörig (Abb. 11) ist die Ornamentik der Fußplatte noch mehr zerrissen, der Bügel trägt noch den Mäander, die Kopfplatte aber bringt schon Aufsplitterungen der alten

[1]) Bericht des historischen Vereins Heilbronn, H. 7, 1904, Taf. III, 12. — Åberg: Franken und Westgoten. 1922, Abb. 190.
[2]) Åberg: Franken und Westgoten. 1922, Abb. 197.
[3]) Åberg: Franken und Westgoten. 1922, Abb. 216.

Digitized by Google

Kerbschnitt- und Zickzackornamentik: runde Linien schieben sich durch die geraden, ein ungeklärtes Ganze der Formen ist entstanden.

Ganz ähnlich in der formalen Gestaltung ist eine Fibel aus Belfort [1]) (Abb. 12), bei der auch die Fußplatte noch das Zickzackmotiv zeigt, der Bügel den Mäander, die Kopfplatte aber neue Formen, die noch nicht Flechtband sind, aber deutlich dahin tendieren. Diese Stücke sind typische Stücke des Übergangs, des Suchens, des Versuchens, bis die neue Form gefunden ist.

Einen Schritt weiter geht dann eine Fibel aus Lucy (Ribemont, Dép. Aisne) [2]) (Abb. 13), demselben Typus angehörig. Die Fußplatte hat noch reine Mäanderformen, ebenso der Bügel, die Kopfplatte aber zeigt Schraffen-

Abb. 14. Schretzheim (Bayern). 2/3 nat. Gr.

Abb. 15. Worms-Bollwerk. 2/3 nat. Gr.

Abb. 16. Nordendorf, Bez. Schwaben. 2/3 nat. Gr.

ornamente, von denen einige wie verflochten sind: der Anfang einer Flechtbandornamentik, hier noch kaum erkennbar.

Deutlicher ist das Ornament auf einer Fibel aus Schretzheim (Bayern) [3]) (Abb. 14). Wieder haben Fuß und Bügel noch klare Mäanderformen. Die Kopfplatte aber hat Schraffenformen, die horizontal und vertikal verlaufen und so den Eindruck des Flechtens geben. Plötzlich aber — als wenn der Künstler die Wirkung während der Arbeit bemerkt hätte — sitzt in der Mitte der Kopfplatte ganz unvermittelt zu dem anderen Ornament, ein kleines, gedrehtes Flechtmotiv, das erste, das als Flechtband im eigentlichen Sinne erkennbar ist. Diese Fibel gehört zu den Typen mit gleichmäßig breitem Fuß, einer fränkischen Form, die das ausgebildete Flechtband nicht mehr kennt. Der Typ erlischt gegen 550. Dieses Stück gehört also zu den letzten seiner Art.

[1]) C. Barrière-Flavy: Les arts industriels des peuples barbares de la Gaule. Toulouse-Paris 1901, Taf. B 2, 3.

[2]) Boulanger: Le mobilier funéraire gallo-romain et franc en Picardie et en Artois. Saint-Quentin, Taf. 38, 7.

[3]) Jahresbericht des historischen Vereins Dillingen. Dillingen 1897, Taf. III, 3.

Digitized by Google

Es ist außerordentlich eigentümlich, daß kurz nach 550 nicht nur der Kerbschnitt übergeht in die neue, ganz allmählich sich bildende Flechtbandornamentik, sondern auch die Ranke. Alle drei Formen lösen sich fast gleichzeitig auf, verschieben sich erst, verlieren die Klarheit der antiken Form, das Zweidimensionale der Zeichnung und beginnen raumhaft zu werden: die Linienführungen schieben sich untereinander, so daß gleichsam mehrere Ebenen entstehen. In diesem Bedürfnis nach Mehrschichtigkeit, in der Auflösung des Flächenhaften liegt die Haupttriebkraft zur Bildung des neuen Ornaments.

Es gibt eine Fibel aus Worms (Abb. 15), bei der man erkennen kann, daß auch die Rankenornamentik zum Flechtband tendiert. Noch sind auf dieser Fibel regelrechte Rankenformen, etwa am unteren Ende der Fußplatte, zu

Abb. 17. Monceau-le-Neuf (Dép. Aisne). $^2/_3$ nat. Gr.

Abb. 18. Wolfskehlen, Kr. Groß-Gerau. $^2/_3$ nat. Gr.

Abb. 19. Freilaubersheim, Kr. Alzey. $^2/_3$ nat. Gr.

sehen, am oberen Ende der Fußplatte entsteht schon eine Verschlingung — noch nicht ausgeführt, aber in den Anfängen erlebt.

Sehr ähnlich in der Motivveränderung ist Abb. 16. Auf der Fußplatte erscheint neben dem Kerbschnitt auch die Ranke, auf der Kopfplatte hat das Rankenmotiv Ansätze zur mehrflächigen Verschiebung, zur Bildung des Flechtbandes.

So führen mit großer zeitlicher Schnelligkeit beide Formen zu demselben neuen Motiv: dem Flechtband. Zu diesem Motiv führt nun auch das dritte Element: der Mäander.

Eine Fibel aus Monceau-le-Neuf (Dép. Aisne)[1]) (Abb. 17) macht das deutlich. Sie zeigt gleichzeitig die Übergangsformen und das erste entwickelte Flechtbandmotiv. Die Kopfplatte hat noch die alten Schraffenformen, der Mittelteil das ungeklärte Ornament des Übergangs, die Fußplatte die schräggestellten Schraffen, die ebenso wie die Zickzacklinien die

[1]) F. Pilloy: Etudes sur d'anciens lieux de sépultures dans l'Aisne. Saint-Quentin 1886—1903, III, Taf. VII, 3.

Digitized by Google

Idee des Flechtbandes gaben, der Bügel aber hat schon ein ausgebildetes Flechtmotiv, das deutlich aus dem Mäander herstammt. Die meisten Bügel haben ein Mäanderornament wie Abb. 11. In der Zeit um 550, als die letzten Formen sich auflösen, gewinnt auch dies Mäanderornament die Formen des Flechtbandes. Auf Abb. 18, einem Stück aus dem Museum Darmstadt, ist der Übergang genau erkennbar. Hier ist die alte Mäanderform langgezogen, abgerundet, vereinfacht: die Verbindungen für das Flechtbandmotiv sind gegeben. Dieselbe Fibel zeigt auf der Fußplatte schon das entwickelte Bandornament, auf der Kopfplatte ein Stadium, das noch vor der klaren Entwicklung liegt.

Auf Abb. 19 ist das fertig entwickelte Flechtband erkennbar, aus dem Mäander entstanden.

Nun ging die Entwicklung ihren Gang. Das Flechtbandornament hatte sich herauskristallisiert, es eroberte schnell die Zeit, mit seinem Entstehen verschwanden endgültig Kerbschnitt, Ranke, Mäander. Alle drei Motive sind gleichzeitig und nebeneinander die Väter des germanischen Flechtbandes. Das Flechtband selbst aber ist etwas gänzlich Neues, Anderes, Wesensverschiedenes. Es hat nichts zu tun mit dem antiken Flechtband, zu dem keine historische Brücke führt. Das germanische Flechtband der Völkerwanderungszeit ist durchaus selbständig neu entstanden, geschaffen durch die germanischen Völker selbst.

Abb. 20. Quedlinburg, Servatiuskirche, Kapitäl.

Nach dem Fundmaterial dürfte somit eine alte, bis jetzt ungeklärte Frage entschieden sein. Es hat sich gezeigt, daß Dehios [1]) Ansicht irrtümlich war, wenn er sagte: „Hinsichtlich der Motive wird indes auch hier aus dem Vorrat der Antike geschöpft. Die Spiralwelle und das Flechtband werden aufgegriffen, zuerst noch unverändert nachgeahmt und endlich in ganz babylonische Verwirrung gebracht". Wenn diese Anschauung für die Spirale richtig ist, dann doch nicht für das Flechtband.

Geworden ist es in Süddeutschland und am Oberrhein und mit den Langobarden schon nach Italien gewandert. Und damit ist auch die Zeit der Entstehung fest gegeben. Um 568, als die Langobarden nach Italien gingen, war es in der einfachen Form schon gebildet, bis 550 können wir das Kerbschnitt-, Ranken- und Mäanderornament verfolgen. Die Entwicklung zum Flechtband geschah also zwischen 550 und 565.

Das Flechtband, das dem Gefühl nach der Verschlingung und Durchdringung der Welt, nach Suchen und Fragen metaphysisch am stärksten entgegenkam, das dem nordischen Lebensgefühl viel stärker entsprach als der klar gezeichnete Mäander in seiner formalen Schärfe, lebte lange hinaus über die Zeit der Völkerwanderung. Es entstand aus ihm sehr bald der Tierstil, unverändert aber lebte es immer fort bis weit in die romanische (Abb. 20), bis in die Anfänge der gotischen Zeit hinein.

[1]) Dehio: Deutsche Kunst, I, S. 19.

Digitized by Google

Neue Begriffe zur Erfassung der deutschen Kunst.

Von Maria Grunewald.

In der Geschichte der deutschen Kunst wird gewöhnlich viel von Einflüssen geredet, die von außen her auf sie gewirkt haben. Die Betonung solcher Anregungen wird übertrieben. Anregungen muß jeder Künstler von überall her nehmen, um in seinem Eigenen zu wachsen; es fragt sich aber, wie er sie verwertet. Ob er durch Berührung mit Fremdem nur um so selbständiger und eigener wird oder ob er zum sklavischen Nachahmer sinkt. Weiter fragt es sich, ob die Anregung ein Etwas brachte, das schon in dem Künstler selber angelegt war und durch die Berührung von außen nur geweckt wird, vielleicht aber auch von selbst erwacht wäre — oder ob das Fremde ein ganz Andersartiges ist, das den Empfänger in Gegensatz treibt und ihn dadurch im Eigenen bestärkt.

Wir wollen an einem Beispiel die Beziehung zwischen Italien und Deutschland verfolgen. In der italischen Malerei spielt die Dreieckanordnung eine große Rolle. Das erste auffallende Beispiel dieser Art ist die Anbetung der Könige von Lionardo um 1481 (Florenz: Uffizien). Es ist deshalb auffallend, weil für eine Anbetung der Könige eine solche Ordnung zunächst nicht als die gegebene erscheint. Ältere Darstellungen des Vorgangs in Italien sind denn auch fast ausschließlich anders gehalten. Die hl. Familie befindet sich auf einer Seite; der Zug der Könige und ihres Gefolges bewegt sich in der Richtung der Bildebene auf sie zu, z. B. in dem Gemälde von Masaccio im Berliner Kaiser-Friedrich-Museum. Lionardo setzt Maria, die Hauptfigur, ausdrucksvoll in die Mitte, läßt die Könige zu beiden Seiten vor ihr so knieen, daß die genannte Dreiecksbildung entsteht, rahmt das Bild rechts und links durch je eine senkrechte Stehfigur und ordnet alle übrigen Personen als Füllung teils dazwischen, in der Hauptsache dahinter. In solcher Gestaltung liegt mehr bewußte Absicht als in den früheren Darstellungen, die naiv den Zug der Könige an uns vorüberziehen lassen.

Das Beispiel Lionardos hat sehr gewirkt, auch nach Deutschland. Hans von Kulmbach (Berlin-Kaiser-Friedrich-Museum) ist wohl von ihm abhängig, läßt allerdings an das Dreieck einen freien Rhythmus heranfluten. Auch Hans Baldung (Berlin) erinnert an Lionardo, wenn bei ihm auch die mittlere Spitze der Gruppe ein stehender König bildet.

Wurden nun auch diese und andere Künstler von Italien her angeregt, so hätten sie doch dieselbe Anregung auch in Deutschland finden können, nämlich in der Anbetung der Könige von Stephan Lochner (Kölner Dom). Auch dort schon, etwa 40 Jahre vor dem Werk Lionardos, wurde Maria in die Mitte gesetzt und zwei Könige knieen so vor ihr, daß die Anordnung ein Dreieck bildet. Die Darstellung wird rechts und links gerahmt durch je eine

Digitized by Google

Stehfigur; die übrigen Personen sind Füllung. Nur daß Bewegung, Raumtiefe und Helldunkel gegen Lionardo zurückstehen; das liegt an dem zeitlichen Abstand. Auf die Vorstufen zu Lochners Anbetung kann hier nicht eingegangen werden.

Man sagt im allgemeinen und mit Recht, daß die deutsche Bildordnung mehr zu frei flutenden Rhythmen neige, die italische zu festen geometrischen Formen. Dazu gehört das Dreieck. Aber man geht zu weit, wenn man überall in Deutschland, wo sich strenge Ordnungen finden, italischen Einfluß betont. Wenn auch Hans von Kulmbach von Lionardos Anbetung oder anderen ähnlichen italischen Darstellungen beeinflußt war, so hätte er dieselbe Anregung auch in Deutschland, bei Stephan Lochner, finden und er hätte sie, darf man annehmen, auch selbst erfinden können. Wir müssen, wie es ja auch sprachlich und sicher rassisch zutrifft, eine Wesensverwandtschaft annehmen, die Italien, Deutschland und auch Griechenland verbindet, um nur die europäischen Länder zu nennen, mit deren Kunsterzeugung man sich bisher am meisten beschäftigt hat.

Die Plastik im griechischen Tempelgiebel führt naturgemäß zu einer symmetrischen und gleichzeitig zu einer Dreieckanordnung; aber auch in der griechischen Ornamentik, wo sie auch verwendet war, zeigt sich die Symmetrie bestimmend. Sie wiederholt sich in der italischen Renaissance, besonders der Hochrenaissance.

In Deutschland geht der Geschmack mehr auf das frei Bewegte und doch sind symmetrische Fügungen den Künstlern nicht fremd, sondern werden von ihnen als letzthin Eigenes sicher gehandhabt. Die einzelnen verhalten sich dabei verschieden. Nehmen wir eines der Hauptbeispiele für italische Beziehungen, Albrecht Dürer, so werden wir finden, daß in Werken wie in dem Selbstbildnis von 1506/07 (München) oder in dem Holzschnitt der Dreifaltigkeit von 1511 durch die betonte Symmetrie eine gewisse Künstlichkeit in die Bilderscheinung kommt; wir werden dabei nicht recht warm. Man merkt, daß der Zeichner sich bemüht, einem ihm im Grund fremden Muster sich anzupassen. Ganz anders Holbein! Sein äußerst symmetrisches Bildnis der Anna von Cleve oder sein Morette sind vollkommen lebendig und natürlich und nichts deutet in ihnen auf fremden Zwang. Der Künstler hat nur sich selber ausgesprochen, sich in eigener Formensprache sicher bewegt.

Vollends in dem großen Werk Rembrandts läßt sich nicht ein Hauch von Zwang verspüren. Er verwendet das Dreieck z. B. in der „Liebe Jesu" (Hundertguldenblatt B. 74); senkrecht Jesus, dazu eine Stehende links, Knieende rechts. In der Erscheinung des Auferstandenen von 1650 (B. 89); senkrecht der Auferstandene, dazu zwei Knieende. In beiden Fällen wird das Dreieck mit anderen Rhythmen zusammengeordnet. In der Darstellung im Tempel von 1654 (B. 50) sind die Ecken des Dreiecks auffallender verschoben als in den vorgenannten Radierungen, dadurch, daß der Priester, der die rechte Ecke bildet, hoch sitzt, Simeon die linke, tief kniet. Eine anders gedachte Ordnung kommt durch die Gestalt des Maria links heran, so daß nicht einfach das Dreieck herrscht, sondern ein anderer Bildgedanke in es eindringt und sich mit ihm verschränkt. Mit Lionardos Abendmahl ist zu vergleichen Rembrandts „Emmaus" von 1648 (Gemälde im Louvre) und von 1654 (Radierung B. 87). Das zweite bringt in der Gestalt Jesu mit den ausgebreiteten Händen das Dreieck bedeutend strenger als Lionardo, ganz gleichschenklig symmetrisch, die umgebenden Figuren aber in freierer

Digitized by Google

Bewegung. Das ist bezeichnend; die Differenzierung wird weiter getrieben als in Italien.

In all' diesen Fällen wird ein Dreieck mannigfach abgewandelt und gleichzeitig in andersartige Formgefüge hineingesetzt. Das geschieht mit so unmittelbarer Sicherheit, daß eine Betonung italischen Einflusses falsch wäre. Kommt auch von dort Anregung, so bewegt sie doch nur das schon im eigenen Wesen Vorhandene und außerdem hätte der Künstler dieselbe Anregung in Deutschland, z. B. bei Stephan Lochner, finden können. Auch bleiben die italischen Bildgedanken weit hinter Rembrandt zurück.

Die deutsche Formkraft ist gegenüber Italien und auch gegenüber Griechenland die umfassendere; sie begreift in sich den freien Rhythmus und das starre Gesetz und besonders reizvoll gestaltet sich die Verbindung beider. Man nehme z. B. die aus reinem Licht in frei flutenden Wellen geformte Gestalt des Kunsthändlers de Jonghe von Rembrandt (B. 272) und beachte senkrecht und wagrecht in Hut, Gesicht, Stuhl, die bestimmt und fest wie ein haltendes Gerüst in die Lichtwogen gesetzt wurden.

Der italische Barock wäre in seinen Gemälden eher unordentlich zu nennen (die Bauten erfordern besondere Beurteilung); in der Hochrenaissance dagegen sucht und findet man Ausgleich zwischen Bewegung und starrer Form. Ja, es war einer der Hauptgedanken der Hochrenaissance, bewegte Formen mit strengem Gerüst von Senkrecht und Wagrecht zu durchdringen. Oft wird dieses Senkrecht und Wagrecht durch Bauteile (Pilaster, Gesimse, Treppenstufen) gegeben. Aber wieviel reizvoller, bedeutender, mannigfaltiger stehen dagegen die Lösungen derselben Aufgabe bei deutschen Künstlern, z. B. bei Rembrandt! Die Einfälle sind reicher; der Bezug des Geometrischen zum Wogenden wird in fast unendlich scheinender Schöpferkraft abgewandelt.

Es sei noch an einen eindrucksvollen Vergleich erinnert. Wir stellen Grünewalds Auferstehung vom Isenheimer Altar (1510) neben Raffaels Verklärung von 1520. In beiden Fällen handelt es sich um denselben Bildgedanken: unten Wirrwarr, Entsetzen, oben göttliche Ruhe! Unten durcheinanderfahrende Linien, oben symmetrische Klarheit. Bei Grünewald ist die Symmetrie strenger und erhabener, das Gebrochene und wirr Stoßende der unteren Formen dämonischer. Wir haben Raffael gegenüber den Eindruck einer weit überlegenen Formbegabung. Dasselbe was wir bei dem Vergleich von Rembrandts „Emmaus" mit Lionardos Abendmahl bemerkten. Nur ist die letztausgeführte Gegenüberstellung vielleicht deshalb überzeugender, weil wir es mit fast gleichzeitigen Werken zu tun haben, von denen noch dazu das deutsche früher entstand. Selbstverständlich läßt sich die Reihe solcher Nebeneinander fortsetzen.

Aus solcher Betrachtung ergibt es sich zwingend, daß wir es einerseits mit Wesensverwandtschaft, andererseits mit einer bedeutenden Überlegenheit der deutschen Formbegabung zu tun haben. Rassisch gesehen ganz natürlich: im Mutterland entwickelt sich die eingeborene Begabung bedeutender als im abgewanderten Stamm. Die Urverwandtschaft zwischen Griechenland, Italien und Deutschland ist in der Formensprache bisher nicht genügend aufgedeckt worden. Aus ihr lassen sich viele stilistische Erscheinungen am besten erklären.

Als ein zweiter Gegensatz zwischen Italien und Deutschland gilt plastische und Lichtgestaltung. Die Italiener widmen sich besonders der Herausarbeitung

Digitized by Google

des Körperlichen. Wo nun in Deutschland dieses stark hervortritt, denkt man gleich an italischen Einfluß, z. B. bei Dürer. Seine Dreifaltigkeit von 1511 zeigt neben symmetrischer Anordnung auch betontes Heraustreten der Körper im Gegensatz zu den Blättern der Offenbarung von 1498, wo alles Dinghafte im flutenden Gewoge von Weiß und Schwarz aufgesogen wird. Im Gethsemane von 1515 (Eisenätzung) wird der Stil der Offenbarung wieder aufgenommen und weitergeführt bis nah an die Art Rembrandts. Es wurde schon bemerkt, daß die Dreifaltigkeit von 1511 bereits infolge der etwas gezwungenen Symmetrie eine kalte und wenig unmittelbare Wirkung hat. Das verstärkt sich durch die Art der Körperbehandlung, die an Italien erinnert. Und doch! Mußte Dürer nach Italien gehen, um sich diese Anregung zu holen? Sehen wir uns in Deutschland um! Da finden wir in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts bei Konrad Witz eine Plastik, die nicht nur der italischen gleichkommt, sondern sie übertrifft.

Konrad Witz arbeitet etwas später als Masaccio, der im Anfang des 15. Jahrhunderts in Italien auffallend mit gedrungener Körperlichkeit hervortritt. Also Einfluß Italiens bei Witz? Aber ein solches Urteil würde der inneren Wahrheit entbehren. Die Wucht der Körper bei Witz ist unerhört, und Masaccio und jeder Italiener erscheint dagegen arm. Wie Gebirge türmen sich die Massen seiner Figuren. Blockartig hält er jede Gestalt zusammen und doch mit Betonung des menschlichen Aufbaues und der Bewegung. Die Fülle der plastischen Gedanken geht über Masaccio und die anderen Italiener hinaus. (Näheres darüber in meinem Aufsatz über Konrad Witz im „Deutschen Volkstum". Hamburg. Januar 1926.)

Kam Anregung aus Italien, so war es nur Auslösung einer vorhandenen Anlage, die dem Anreger überlegen war. Die Gedanken des Witz werden durch Michael Pacher (gest. 1498) weitergeführt.

Hat nun Dürer sich plastische Anregungen aus Italien tatsächlich geholt, so hätte er sie doch viel besser im eigenen Lande oder auch in sich selber finden können. Es handelt sich auch auf diesem Gebiet um Urverwandtschaft und gleichzeitige Überlegenheit Deutschlands. Zeigt noch die Dreifaltigkeit von 1511 italische Anklänge, so gestaltet Dürer später und zum Teil auch schon früher uneingeschränkt deutsch und nicht den Italienern, sondern Konrad Witz und Michael Pacher ähnlich. So z. B. in den Marienstichen von 1519 und 1520 (B. 36 u. 38). Wie ein Gebirge türmt sich die mächtige Gestalt der Maria von 1519 empor, Block auf Block gewälzt! Jede Form ist groß und interessant in ihrer Eigenart und im Gegeneinander der Bewegung. So etwas gibt es in Italien nicht, die Linien erscheinen dort geschwächt. Dazu kommt das bedeutende, echt germanische Lichtverstehen. Unmöglich, etwas Derartiges an Gewalt der Plastik und an Gewalt des Lichtes in Italien zu denken! Hier schließt der moderne Kubismus an, der aber die Größe von Witz, Pacher, Dürer nicht erreicht.

Und die Melancholie von 1514 mit ihrem mächtigen, bedeutungsschweren Formgefüge! Das ist so groß, daß einem davor bang werden kann. Es ist der Furor teutonicus, der diese Blöcke bewegt. Raffaels Linie erscheint dagegen wie aus Watte; aber auch die stärker angespannten Formen anderer Italiener reichen an die hohe Glut der Sprache Dürers nicht heran.

Auch die Körperempfindung Rembrandts erweist, wenn auch in anderer Art, als eine eigene, nordische, nur ihm gehörige. (Näheres darüber in meinem demnächst erscheinenden Werk „Rembrandts Radierungen".)

Digitized by Google

Das Licht erscheint nördlich der Alpen bedeutender und mannigfaltiger im Ausdruck als südlich dieses Gebirges. Der ganze italische Barock reicht in dieser Beziehung nicht an Rembrandt, die Hochrenaissancemeister nicht an Dürer und Grünewaldt.

Zusammenfassend läßt sich Ähnliches sagen wie über freibeweglichen Rhythmus und strenge Form. Im Norden überwiegt das Licht, im Süden der Körper. Aber auch der letzte fehlt im Norden nicht als eigenes Gut; ja, er tritt sogar mächtiger heraus als im Süden. Genau so, wie die strenge Form oder die Symmetrie mit mehr innerer Bedeutung gesetzt wird als dort. Die südliche Körperbildung und Körpergruppierung zeigt sich in der Linie matt, wenn man sie mit den Werken von Witz, Pacher, Dürer vergleicht. Deren Überlegenheit bezeugt das Eingeborene ihrer Begabung. Der Körper in seiner stoßenden Gewalt, im interessanten Richtungwechsel des Gegeneinander wird viel stärker empfunden.

Man trifft nicht das Richtige, wenn man die künstlerischen Eigenschaften Italiens und Deutschlands neben- oder gegeneinander stellt als die zweier einzelner Völker. Das Italische erweist sich vielmehr als ein Teil, der, aus dem Ganzen, dem Nordischen, herausgebrochen, sich zu einem, naturgemäß beschränkteren Eigenleben ausgewachsen hat. Wo wir in Deutschland und in Italien ähnliche Züge finden, handelt es sich um Verwandtschaft. Nur daß die deutsche Kunst sich als die umfassendere bezeugt, die das Italische in sich mit einbegreift, ebenso das Griechische.

In der Hochrenaissance kommen in Italien einige mittelmeerische Elemente dazu, im Barock mehr und vielleicht sogar auch vorderasiatische. Leider läßt sich dieses bei dem geringen hier zur Verfügung stehenden Raum nicht näher ausführen. Einiges darüber in meinem Werke über Rembrandt. Auch die Betrachtung der Baukunst mußte leider beiseit bleiben.

Nur soviel kann gesagt werden, daß sowohl in Italien als auch in Griechenland Körper und geometrische Form vorwiegen und nach Eintritt der Lichtbeobachtung und des freien Rhythmus allmählich eine Auflösung der Kunst und des nordisch Seelischen sich vollzieht. Während die letzten im Norden früh einsetzen, sicher gehandhabt werden und feste Regel und gedrungenen Körper in mannigfachem Spiel in sich aufnehmen. Der Norden bleibt länger gesund und hat ein Formvermögen, das viel mehr in sich aufnehmen und nicht so leicht entwurzelt werden kann.

Die größere Spannweite des Erlebens zeigt sich, wie zu erwarten, in Deutschland auch auf seelischem Gebiet. Wo gäbe es in Italien eine Tiefe der Leidenschaft wie in Grünewalds Kreuzigung, verklärte durchdringende Seligkeit wie in seiner Maria der heiligen Nacht! Wo die Wut kämpferischen Zuschlagens wie in Dürers Engelkampf der Offenbarung! Den rauschenden Sturm der Himmelfahrt wie in Hans Baldungs Holzschnitt! Die Beispiele lassen sich leicht vermehren und die stürmische Leidenschaft germanischen Gefühls ist bekannt. Aber wo gäbe es in Italien eine Stille wie in Rembrandts spätem Gemälde vom verlorenen Sohn! Eine Stille, die dem Schauenden den Atem benimmt — eine Stille, in der nur die zarte Berührung, verlorenes Lieben des Vaters und des Sohnes gefühlt wird! Oder die Verlorenheit des himmlischen Gesichtes, das dem Einsamen naht, wie in der Schau Daniels (Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum). So still, so innerlich, so hingenommen kann kein Italiener empfinden. Auch das, was ganz zart erscheinen soll, ist dort immer noch zu laut, das Unsichtbare wird

Digitized by Google

durch grobe Äußerlichkeit verdeckt. Es fehlt im Welschland die ausfahrende Leidenschaft, die sich ihre gewaltsame Gebärde sucht und es fehlt das letzte Sichzurückziehen in die unergründliche Nacht der Gottheit. Für das letzte wäre durchaus nicht Rembrandt unter Deutschen der einzige Zeuge. Riemenschneider z. B. hat schon viel seelisch Ähnliches und manches Werk unbekannter Meister gehört noch hierher.

Man hat der deutschen Leidenschaft gegenüber das italische Maßhalten betont. Es handelt sich aber gar nicht um Maßhalten, sondern um ein Nichtkönnen und um Verflachung. Die äußersten Enden menschlichen Erlebens werden nicht empfunden; es bleibt eine flache Mitte. Es ist auch betont worden, daß die dargestellten Personen in Italien wie auf einer Bühne vor Zuschauern agieren; während die deutschen Menschen sich betragen, als wären sie mit ihrem Erleben allein. Darin liegt Wahres. In der italischen Hochrenaissance namentlich empfindet man etwas aufdringlich eine gewollte gesellschaftliche Haltung, die sich im Barock noch steigert. Aber darin hat man den Einfluß der mittelmeerischen Rasse zu sehen, der später auch nach Deutschland übergreift.

Doch auch in der nordisch gearteten deutschen Kunst gibt es eine gesellschaftliche Haltung, und zwar eine bessere. Wer Rembrandts Saskia in Kassel oder gar die Berliner von 1643 daraufhin ansieht und sie etwa mit der Dorothea des Sebastiano del Piombo (Berlin) vergleicht, der weiß, wo die wahre Vornehmheit sich befindet. Oder wer das Lächeln der Monalisa Lionardos mit dem Lächeln Saskias (1643) oder das der Maria in der heil. Nacht des Correggio mit dem der Maria Grünewalds vergleicht, der wird erkennen, wo Vornehmheit und Adel sich offenbaren.

Einmal darauf merksam geworden, findet man in der italischen Hochrenaissance und mehr noch im Barock (später auch in Deutschland) fast überall den fatalen gesuchten Zug des Gesellschaftlichen, der dem eigentlich Nordischen fremd ist und findet in Deutschland bei Riemenschneider oder Holbein oder bei den frühen Vlamen und Niederländern wie Roger van der Weyden oder Hugo van der Goes oder bei Rembrandt Gestalten, deren vornehme Haltung echt nordisch aus innerem Adel der Seele kommt. Sehr wichtig ist in dieser Beziehung auch die Plastik des dreizehnten Jahrhunderts.

Allerdings beherrscht im Norden eine solche Haltung nicht die ganze Kunst. Es werden viele Geschichten dargestellt, in denen die Handelnden nicht der sog. guten Gesellschaft angehören. Auch in der späteren Antike hat man schon die unteren Volksschichten in die Kunst hineingezogen und in der späteren italischen Malerei versetzt Caravaggio die heiligen Geschichten in die niedere Sphäre. Aber wieviel früher schon beginnt das in Deutschland, z. B. bei Multscher 1437, bei Hugo van der Goes in den siebziger Jahren des 15. Jahrhunderts! Und während die Griechen und die Italiener den niederen Menschen als etwas Fremdes, Groteskes und Verlachenswertes ansehen, nimmt ihn der Deutsche ernst, sucht und findet auch seine Tiefe. Im Portinari-Altar des Goes werden die vornehmen weiblichen Heiligen des linken Flügels und die vornehmen anbetenden Engel des Mittelbildes bewußt gegen die plebejischen Maria Josef Hirten gesetzt und dennoch beide mit edlem Ernst des Erlebens durchdrungen. Dabei erinnern wir uns an den Bericht des Tacitus, daß der Germane seine Untergebenen anständig behandle, und wir wissen, daß auch heut der Nordländer selbst dem Tier gegenüber eine Menschlichkeit wahrt, die dem Süden fremder ist. Es handelt sich um das germanische

Digitized by Google

Allgefühl, das die Welt durchaus als Ganzes versteht und sie in allen ihren Erscheinungen mit Ehrfurcht anschaut. Auch der große Goethe fordert Ehrfurcht selbst vor dem, was unter uns ist. Damit bezeugt er sein germanisches Wesen.

Für die künstlerische Darstellung kommt hinzu, daß mit unbedingter Wahrung der gesellschaftlichen Haltung letztes menschliches Erleben unmöglich ausgedrückt werden kann, da diese Sphäre naturgemäß Zurückhaltung fordert. Weil nun aber der Deutsche das weite Reich der Seele sich nicht verkümmern lassen will, deshalb kann er in der Kunst das Gesellschaftliche nicht unbedingt gelten lassen, sondern er räumt ihm einen Teil in seiner Darstellungswelt ein. Wie es ja auch im Leben nur als Teil neben anderen Erscheinungen des Geistes sich auswirkt.

Dieser Teil nun bildet für die ausgewanderten nordischen Stämme wieder das Ganze: in Griechenland mit vollkommener frischer Schönheit, auch bei den frühen Italienern in feiner nordischer Art, später aber ins gesucht Westische abgewandelt. Schon sehr auffallend z. B. in Lionardos Monalisa oder in seiner Anna selbdritt (Paris), während z. B. die Verkündigung des Simone Martini (Florenz-Uffizien) aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts die absolut vornehme nordische Art hat.

Über die Weite seelischen Erlebens in Deutschland Näheres in meinem Werk „Germanische Formensprache in der bildenden Kunst". Straßburg 1918.

In der vorliegenden Arbeit, die ja leider Skizze bleiben muß, wurden Beispiele hauptsächlich aus Deutschland und Italien, und zwar für die Zeit etwa von 1200—1700 genannt. Es ist aber die Meinung, daß sich der grundlegende Gedanke für die gesamte europäische Kunst durchführen läßt. Das Wesen des nordischen Menschen prägt sich in der europäischen Kunst aus und beherrscht sie. In Deutschland am vollkommensten und reichsten, in den andern Ländern als Teilbestand, zu dem namentlich in weiterer Folge der Entwicklung mittelmeerische, vielleicht auch vorderasiatische Elemente treten (im späten Barock auch in Deutschland).

Abgesehen also von dem fremden Bestandteil findet sich eine allgemeine Wesensverwandtschaft mit höchster Blüte und weitester Ausgestaltung in Deutschland. Man möchte diesen Sachverhalt darauf zurückführen, daß bei uns die nordische Rasse am stärksten geistig sich betätigte. Der Zusammenhang mit den körperlichen Merkmalen läßt sich bei den Schaffenden freilich nur in seltenen Fällen feststellen. Aber welch' andere Möglichkeit gäbe es, als das Wesen der deutschen Kunst auf die nordische Rasse zu beziehen? Die geschichtliche Betrachtung fordert das und die Ergänzungen in den anderen Ländern sprechen auch für die Richtigkeit des Gedankens. Auch zeigt die Kunst trotz der verschiedenen, in ihr tätigen Persönlichkeiten im großen ganzen sich so einheitlich, daß man wohl nicht anders kann als sie mit einer bestimmten ausgeprägten Rasse in Verbindung bringen. Auf Grund der geschichtlichen Tatsachen kann diese nur die nordische sein. Gewiß, die Bevölkerung war gemischt, aber ein charakteristisches Wesen beherrscht die geistige Welt; sie ist nordisch bestimmt.

Sehr wichtig wäre noch eine Auseinandersetzung mit der geschichtlichen Kunst der skandinavischen Länder, die einer späteren Arbeit vorbehalten bleiben muß.

Wir kehren zu unserem Anfang zurück, dem so häufig behaupteten und zum Teil nachgewiesenen Einfluß Italiens auf Deutschland. Jeder geistige

Digitized by Google

Mensch weiß, wie anregend eine fremde Welt auf die eigene Schöpferkraft wirkt. Sei es, daß das von außen Kommende verwandt, sei es, daß es entgegengesetzt war.

So haben oft Deutsche in Italien sich Anregungen geholt und, insofern diese Wesensverwandtschaft betrafen, gefunden, was sie auch daheim oder in sich selbst hätten haben können. Bisweilen freilich sind sie im eigenen Wesen gestört und abgelenkt worden. Und gegenwärtig tut es uns mehr not, den Wert der eigenen Geisteswelt zu erkennen als den Blick aufs Ausland zu richten, weil durch die bisherige Betrachtungsweise mit ihrer schiefen Einstellung unser Eigenbewußtsein schwer erschüttert worden ist. Die Überlegenheit der deutschen Kunst wurde noch immer nicht genügend erkannt. Erst durch Aufdeckung ihrer Verwandtschaft mit der übrigen europäischen und gleichzeitig ihrer weiter ausgreifenden formlichen und seelischen Spannung werden wir sie richtig zu verstehen und zu würdigen vermögen.

Digitized by Google

Teutonen und Kimbern.

Ein gemeinsames Arbeitsfeld der deutschen und klassischen Altertumskunde.

Von Hans Philipp.

Mit 15 Abbildungen im Text.

Die Frage, ob die Teutonen den Kelten oder Germanen zuzuweisen sind, hat auch Kossinna beschäftigt [1]), doch ist sie noch immer nicht zur allgemein anerkannten Lösung gelangt. Gewiß hat die Verbundenheit der Teutonen mit den Kimbern in den Berichten der Altertums schwerwiegende

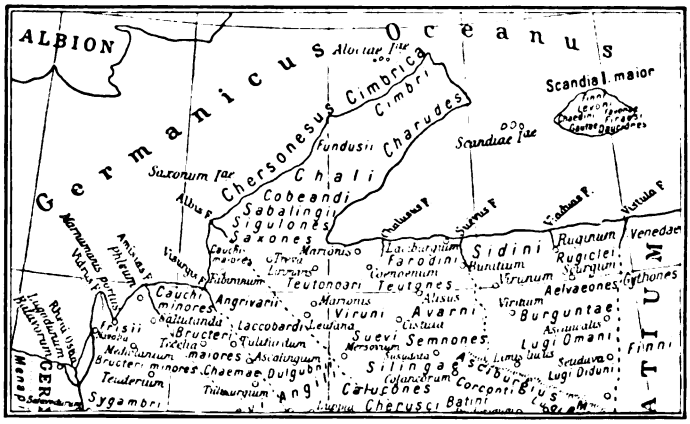


Abb. 1. Kartenausschnitt Germaniens nach Ptolemäus (90—168 n. Chr. Geburt). Die Teutonen begegnen zweimal, als Teutones und Teutonoari, da Ptolemäus als Unterlage für seine Karte Quellen verschiedenster Zeit und Herkunft benutzt und somit bei Namensvariationen Dubletten nicht merkt.

Bedeutung, aber nicht entscheidende Kraft, anders aber steht es mit der Beweiskraft der Tatsache, daß sich nicht nur der Kimbernname auf der bereits von den Alten als Urheimat der beiden Germanenstämme bezeichneten jütischen Halbinsel bis ins Mittelalter erhalten hat, sondern auch der der Teutonen, so daß die beiden Stämme und auch die mitwandernden

[1]) Westdeutsch. Z. 9, 213 (Teutonen = Kelten); Paul Braune-Sievers, Beiträge zur Gesch. dtsch. Sprache (= PB Beitr.), Nr. 20, 290ff.

Digitized by Google

Ambronen auf Amrum in ein- und derselben Gegend nachweisbar sind [1]). Will man also nicht alle Überlieferung anzweifeln oder Kelten auch auf der jütischen Halbinsel und den Friesеninseln suchen, so wird man die Kimbern, und damit auch die Teutonen, den Germanen zurechnen müssen.

Oft reichen die Schriftberichte der Alten nicht aus, um eine Frage zu klären, oft gewinnen antike Berichte erst durch die Zusammenarbeit von Vertretern der verschiedensten Disziplinen ihre Deutung und ganz besonders ersprießlich ist die Zusammenarbeit des klassischen Philologen mit den Vertretern der „Deutschen Vorgeschichte", der Kossinna in einem langen Forscherleben die wissenschaftliche Anerkennung und Einschätzung erarbeitet und erkämpft hat.

Und gerade die Berichte vom Zuge der Kimbern und Teutonen sind ein Musterbeispiel dafür, wie im Sinne der Ausführungen, die etwa Kiekebusch im Vorwort seiner Buchreihe, die er im vorbildlichen Bunde mit einem der bekanntesten klassischen Philologen, mit Eduard Norden, herausbringt, in trefflicher und eindringlicher Weise zum Ausdruck gebracht hat [2]), in Zukunft beide Wissenschaften Hand in Hand gehen müssen, wenn sie das Dunkel, das über unserer Frühgeschichte ausgebreitet liegt, erhellen wollen.

Wir erfahren aus Plutarch und Diodor einiges über Rüstung und Kampfesweise der beiden Stämme. Die deutsche Altertumswissenschaft ermöglicht nicht nur eine Illustration dieser Berichte, sondern kann darüber hinaus auch noch einen Beitrag zur oben angedeuteten Teutonenfrage geben.

Hören wir die Berichte. Plutarch: Marius 25 (über die Schlacht bei Vercellae): „Die Reiter der Kimbern sprengten aus dem Lager glänzend gerüstet: ihre Helme glichen furchtbaren Tieren mit gähnendem Rachen und seltsamen Köpfen; diese erhöhten sie noch durch flügelartige Helmbüsche, so daß sie noch größer erschienen. Geschmückt waren sie außerdem mit eisernen Panzern und weiß glänzenden Schildern. Als Wurfgeschoß führte jeder einen Speer mit doppelter Spitze. Beim Zusammenstoß verwendeten sie große wuchtige Schwerter".

Dazu bietet Diodor 5, 30 eine Parallele: „Als Waffen führen die Kelten Schilder in Mannshöhe und eigenartig bunt bemalt... Den Kopf decken sie durch eherne Helme mit ragendem Aufsatz, wodurch ihre Gestalt größeres Aussehen gewinnt. Die einen führen nämlich angeschmiedete Hörner, andere die Köpfe von Vögeln oder vierfüßigen Tieren".

Ich bin zwar nicht der Ansicht, aus der Bewaffnung Schlüsse auf das Volkstum ziehen zu dürfen, aber in erster Linie die Hörner- und Tierkopf-

[1]) In Nordjütland, bei Ptolemäus der „kimbrische Chersonnes" (Abb. 1), ist der Bezirk himbersyssoel oder Himmerland nachgewiesen, daneben ein Tythesyssael. Die Tatsachen, daß die Nordsee den sicher keltischen Namen Mori-marusa führt, daß der Name Kelten bis zur Skythengrenze gebraucht wird, daß früh Gold von den Britischen Inseln nach Jütland kam, daß sich hinter dem *Τωυγενοι* bei Strabo (183) und Poseidonios (Strabo 293) vielleicht der keltische Name der Teutonen verbirgt, der am Main in der keltischen Form „Toutoni" erscheint, daß es keltisch benannte Führer bei den Germanen (Boiorix, der Kimbernführer) gab, können alle nur beweisen, daß die Kelten kulturell einen Einfluß ausübten über ihre Gebietsgrenzen hinaus, da sie früher das Eisen kannten als die Germanen, aber das Germanentum der Kimbern, Teutonen und Ambronen können sie nicht in Frage stellen. — G. Wilke sucht (Deutsche Geschichtsblätter 1906, VII, S. 221ff.) die Kimbern- und Teutonensitze auf Grund von Bodenfunden an der mittleren Elbe.

[2]) A. Kiekebusch, Ed. Norden: Deutsche Urzeit Bd. I: Die Ausgrabung des bronzezeitlichen Dorfes Buch bei Berlin. 1923. Vgl. das Vorwort von Kiekebusch-Norden, das das „Zusammenarbeiten" aller Wissenschaften dringend fordert! Weitere Bände von Solger, Philipp usw. sind dort angezeigt.

Digitized by Google

helme und auch wohl die wuchtigen Schwerter[1]) sind nicht für die Germanen typisch, wohl aber für die Kelten. Wenn auch die Blütezeit dieser Tier- und Hörnerhelme erst in die christliche Zeit fällt, so spielen doch eben die Germanen, wie alle Funde und Berichte zeigen, in vorchristlicher Zeit als Helmbesitzer keine Rolle. Anders steht es mit den Kelten, die bereits

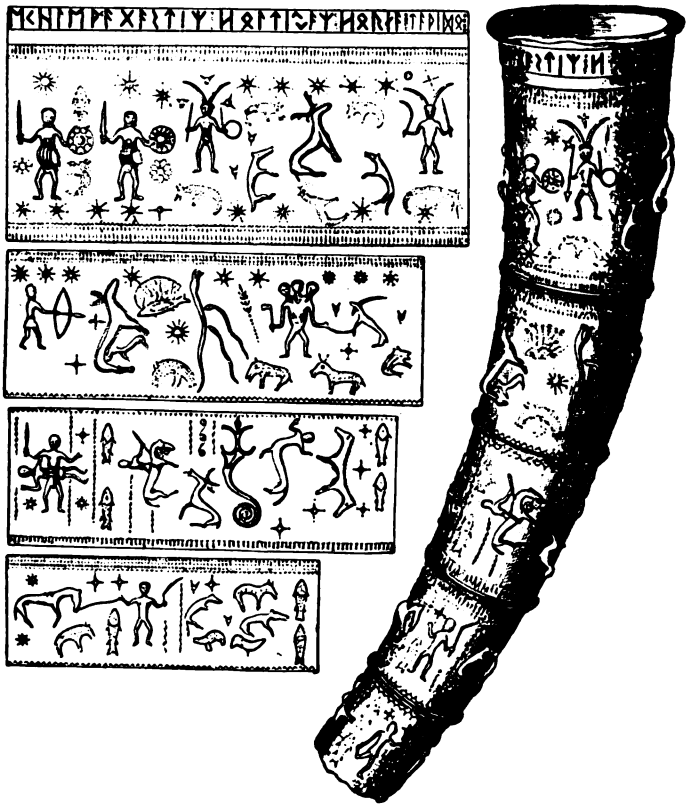


Abb. 2. Die auf Jütland gefundenen Goldhörner bezeugen auch keltischen Einfluß in germanischem Gebiet, ohne die jütländische Bevölkerung zu Kelten zu machen.

in der Latènezeit als Erfinder des „Jockeimützentyps“[2]) in Frage kommen und die auch die Mode der Hörnerhelme aufgreifen. Vielleicht geht auch der

[1]) Jahn, Bewaffnung der Germanen (Mannus-Bibl. 10), 100ff. nennt zwar das Schwert, das in der Bronzezeit gewiß die Waffe der Nordleute war, auch eine Hauptwaffe der Germanen in der Latènezeit, doch bezeugt auch dies in der Form oft die keltische Entlehnung. Als eine „Hauptwaffe“ scheinen mir die Funde das Langschwert für die Germanen der Latènezeit nicht zu beweisen. Die Keltengräber derselben Zeit, z. B. bei Manching (vgl. Reallexikon für Vorgeschichte VII, 147) zeigen fast gleichartig als Beigabe der etwa 1,60—2,00 m langen Männergräber: Schwert, Rundschild von Kopf bis Fuß reichend, Lanze .... die Frauengräber enthalten insbesondere schöne Kettengürtelgehänge (vgl. oben S. 390, Abb. 6). 200 Jahre später verschwindet das Schwert als Waffe der Germanen fast ganz, wie die Funde im Einklang mit Tacitus Germania 6 beweisen.

[2]) Reallexikon der Vorgeschichte V, 295. Das Fehlen der Helme (vgl. auch Tacitus Germania 6) ist aus Jahn, Bewaffnung der Germanen, 208ff. zu ersehen.

Digitized by Google

schreckenerregende Tierkopf- oder Helmbuschaufsatz auf den römischen Gladiatorenhelmen [1]) auf die in heimischer Rüstung kämpfenden keltischen Kriegsgefangenen zurück. Jedenfalls kennen die Germanen den Befunden und Berichten nach Helm, Brustpanzer und Schwert in der Latènezeit nicht oder nur in Ausnahmen. Somit dürften die germanischen Kimbern, die dort auf ihrer Wanderung durch das keltische Süddeutschland, die Schweiz, Gallien, das keltiberische Spanien ziehen und denen sich keltische Volkssplitter und einzelne Abenteurer keltischen Stammes anschlossen, diese Bewaffnung ihrer Beute entnommen haben. Nicht germanische, sondern keltische Grab- und Bodenfunde [2]) können diesen Plutarchbericht illustrieren, und der oben abgedruckte Bericht Diodors erwähnt dieselben Helme als Keltenhelme.

Plutarch fährt am angegebenen Orte fort.

„... Auf Seiten der Römer stritt auch die Hitze und die Sonne, die den Kimbern ins Gesicht schien. Denn diese waren wohl imstande, Kälte zu ertragen, da sie, wie schon oben gesagt, in schattigen und kühlen Ländern aufgewachsen waren, aber der Hitze gegenüber versagten sie vollkommen; sie vergossen unter Keuchen starken Schweiß und hielten die Schilde vors Gesicht."

„Der größte und tapferste Teil der Feinde wurde an Ort und Stelle niedergehauen. Denn damit die Schlachtreihe nicht auseinandergerissen werde, hatten die Vorkämpfer sich mit langen Ketten aneinandergebunden, die an den Gürteln befestigt waren. Die Fliehenden trieben die Römer bis zum Verhau des Lagers zurück und wurden Zeugen erschütternder Auftritte. Denn die Frauen standen schwarzgekleidet auf den Wagen (vgl. Abb. 15) und töteten die Flüchtlinge, die einen ihre Gatten, die anderen ihre Brüder, andere wieder ihre Väter; sie erwürgten ihre unmündigen Kinder mit den Händen und schleuderten sie unter die Räder der Wagen und unter die Hufe der Zugtiere und töteten sich dann selbst."

Militärisch ist dieses Zusammenbinden der ersten Schlachtreihe geradezu Wahnsinn und außerdem unmöglich. Alle Erklärer begnügen sich daher mit der Feststellung dieser Unmöglichkeit, im Kampfe Tote und Verwundete an Ketten geschmiedet mitzuschleppen. Wieder ist es die deutsche Altertumskunde, die den griechischen Quellenbericht aufhellt. In dem schon oben angezogenen Bericht Diodors über keltische Kampfesweise heißt es: „Etliche tragen eiserne Brünnen, andere haben keinen anderen Panzer als ihre Haut und fechten nackt. Statt der römischen Kurzschwerter haben sie recht lange Schwerter, die an eisernen oder ehernen Ketten an der rechten Seite herunterhängen". Auch Polybius, der 2. 28 über die Gäsaten [3]), die im keltischen Verbande kämpfen, einen Bericht gibt, ist heranzuziehen: „Die Gäsaten (eine Elitetruppe bei den keltischen Insubrern und Boiern) warfen dagegen.... ihre Kleidung ab und standen nackt mit ihren Waffen im ersten Glied ihrer Schlachtformation.... Unzählig war die Menge der keltischen Trompeter und Hornbläser. Und da gleichzeitig das gesamte Heer den Kriegsgesang anstimmte, so war der entstehende Lärm groß... Schreckenerregend war der Anblick und Waffentanz der nackten, hochragenden Jünglingsgestalten in vorderster Linie. Unter denen, die in der ersten Reihe standen, war keiner, der sich nicht mit

[1]) Reallexikon der Vorgeschichte VII, 147.

[2]) Es zeigen auch die Goldhörner von Tondern-Gallehus, also auch auf der jütischen Halbinsel, Menschen mit Hörnerhelmen und — keltische Götter. Jedenfalls bezeugt auch dieses Goldhorn (500 nach Chr.) keltische Beziehungen nach Germanien (Abb. 2). Einen keltischen Hörnerhelm zeigt auch das Relief von Antibes (Espérandieu I, 24.

[3]) Die Gäsaten sind, nachdem sie Kossinna, PB-Beiträge 20, 293ff. als Keltenstamm aus den Schweizer Alpen durch Inschriften nachgewiesen hat, nicht als Germanen.

Digitized by Google

Hals- und Armringen aus Gold geschmückt hätte..." Eine Illustration zu diesen Kelten, die nackt nur mit dem eisernen Schwertgurt gegürtet und dem Langschwert in der Hand fochten, bieten manche Abbildungen in Schuh-

Abb. 3. Bronzestatuette eines in die Knie gesunkenen Keltenkriegers (nackt) mit Torques (Halsring) und Hörnerhelm sowie mit dem den Kelten, nicht Germanen, eigentümlichen Schwertgürtel. (Schumacher, Gallier-Kat. S. 22.)

Abb. 4. Eine von den kleinen attalischen Figuren zeigt einen toten Gallierkrieger auf seinem Schild. Der Krieger ist bartlos und nackt, in der Rechten hält er noch das zerbrochene Schwert. Bei dem Gallier beachte die Kette um den Leib, die wohl den Schwertgurt darstellt. (Palazzo Ducale in Venedig = Schumacher, Gallier-Kat. S. 33.)
Vgl. Philipp, Tacitus, Germania. (Sammlung „Alte Reisen und Abenteuer", Bd. 18. Brockhaus, Leipzig.)

machers Keltenkatalog. Unsere Bilder (Abb. 3 u. 4) zeigen daraus einen nackten Kelten mit Hörnerhelm und einen gefallenen Kelten, beide als Kelten durch den Torques, den Halsring des Berichtes, kenntlich. Auf diesen Schwertgurt um den nackten Körper führe ich die Legende von den zusammen-

Digitized by Google

geketteten ersten Gliedern der Kimbern zurück. So wie der Keltenkrieger auf Abb. 4 lagen die ersten Glieder auf dem Schlachtfeld, keine Schwertscheide [1]) sahen die Römer an diesen seltsamen Gürteln herabhängen, so daß ihnen der Zweck der Stricke unverständlich sein mußte, so entstand die Erklärung und Legende, zumal nur das erste Glied so in die Schlacht zog. In der von Polybius geschilderten Gallierschlacht bei Telamon (222 v. Chr.) sind nur die ersten Reihen so bewaffnet, die Massen der Kelten kämpften anders, in Kriegsmantel und Beinkleid, die sie, wie Polybius [2]) hervorhebt, recht behinderten. Wie hier in der Keltenschlacht, so zeichnete sich auch in der Kimbernschlacht das erste Glied in der Auswahl der Kämpfer, Bewaffnung und Kampfesweise aus, hier fochten die besten Kämpfer im Schmuck ihrer Beute mit den besseren keltischen Waffen, insbesondere mit den Schwertern. Sie trugen den Schwertgurt, bei den Massen der folgenden Kampfglieder fanden die Römer den Gürtel nicht, ihre Waffe waren ja die germanischen Speere.

Abb. 5. Kessel von Gundestrup (Museum Kopenhagen).

Ich könnte damit schließen, böte nicht der Schluß des Plutarchberichtes noch den Anreiz zu einer Abrundung des Bildes von der gemeinsamen Arbeit des Philologen und Vorgeschichtlers, obwohl hier, abgesehen von meinen Ausführungen über den „ehernen Stier" der Kimbern und die „Kriegshunde", die noch zuletzt das Lager verteidigten, die bekannten Ergebnisse nur in Einzelheiten zu ergänzen sind.

Strabo, der in der Zeit des Kaisers Augustus schreibt, erzählt von den Kimbern (VII, 2, 294): „Auf dem Heereszug wurden die Kimbern begleitet von ihren Frauen, unter denen sich weissagende Priesterinnen befanden: grauhaarig, mit weißen Gewändern und Mänteln aus feinem Bastgewebe, die sie mit einer Fibel auf der Schulter zusammenhielten, mit einem Bronzegürtel (Abb. 6), barfüßig. Diese zogen den Kriegsgefangenen im Lager entgegen, mit einem Schwert ausgerüstet, bekränzten sie und führten sie dann zu einem

[1]) Natürlich hatten die Schwerter auch Scheiden (vgl. Jahn, Bewaffnung der Germanen a. a. O.), aber auch sie mag man im Kampf als behindernd entfernt haben. Die Abbildungen zeigen keine Schwertscheide am Schwertgurt.

[2]) 2. 28.

Digitized by Google

Bronzekessel, der etwa 20 Eimer (= 524 Liter) faßte. Vor dem Kessel war ein Tritt, den eine der Priesterinnen bestieg. Sodann langte sie die Gefangenen einzeln nach oben und schnitt ihnen, über den Kessel gebeugt, die Kehle durch. Aus dem Blute, das in den Kessel floß, verkündigten sie dann die Zukunft. Andere schnitten den Gefangenen den Leib auf und weissagten aus den Eingeweiden ihren Leuten den Sieg. In der Schlacht schlugen sie auf die Felle, die über das Flechtwerk ihrer Wagen gespannt waren und machten so gewaltigen Lärm".

Nicht Blutgier und Roheit führte zu solchen Opfern, die wiederholt bezeugt werden, sondern die Pflicht gegen die Gottheit verlangte sie in Kriegsnot. Tacitus berichtet (Annalen 13, 57): „Der Ausgang des Krieges zwischen Hermunduren und Chatten war für die Chatten vernichtend, denn die Sieger hatten das gesamte Heer der Feinde dem Mars und Merkur geweiht. So wurden denn dem Gelübde entsprechend die Pferde, die Männer und die gesamte sonstige Beute als Opfer dargebracht. Wie es bei solchem Opfer zuging, läßt eine Notiz aus den Dialogen Gregors des Großen ahnen (3, 28):

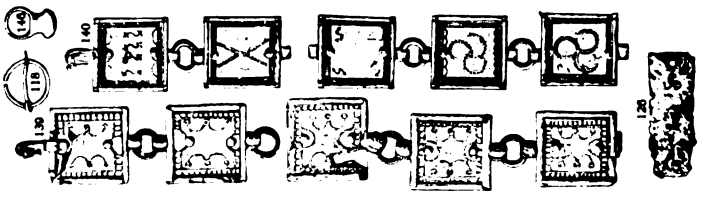


Abb. 6. Holsteinische Gürtelketten, Eisen mit Bronzeblech, der späten Latènezeit mit teilweise religiösen Symbolen; Gürtelketten von Priesterinnen?
Aus F. Knorr: Friedhöfe der älteren Eisenzeit in Schleswig-Holstein. Kiel 1910. Taf. VI, Abb. 139, 140, auf ½ verkleinert.

„Sie (die Germanen) weihten ihrem Gott den Kopf einer geopferten Ziege, indem sie die Opferstätte im Reigen umschritten und dabei ein Lied sangen".

Es mögen diese Berichte, die sich noch vermehren lassen, genügen, ein klares Bild übermittelt uns doch erst die Verwertung der Funde des Vorgeschichtlers. Die Bodenfunde ermöglichen eine einwandfreie Wiedergabe der germanischen Frauentracht, wie sie z. B. die Trachtenfiguren des Hallenser Provinz-Museums zeigen, Fibeln aus Bronze oder Eisen und auch Gürtelbleche aus Bronze und bronzene Gürtelketten (Abb. 6), die der Strabobericht bei der Beschreibung der Tracht der Priesterinnen nennt, kennen wir aus den Funden dieser Zeit, ja selbst ein Opferkessel scheint im Original (Abb. 5), und in der Abbildung (Abb. 7 und 8) auf uns gekommen zu sein, desgleichen Darstellungen der gesamten Opferhandlung (Abb. 7 und 8). Auf den Kessel, den Strabo in dem oben genannten Bericht erwähnt, kommt er noch einmal an anderer Stelle (VII, 2, 293) zurück: „Die Kimbern sandten dem Kaiser Augustus den Weihkessel, der bei ihnen als der heiligste galt, als Geschenk...", und gerade in Jütland, dem „kimbrischen Vorgebirge", wie es im Altertum hieß, fand sich 1891 beim Torfstechen der mit zahlreichen Bildern bedeckte große, jetzt im Kopenhagener Museum befindliche „Silberkessel von Gundestrup" (Abb. 5), der nach Löschke um 300 vor Chr., nach Drexel in das 1. Jahrhundert vor Chr., nach Sophus Müller in das 2. Jahrhundert nach Christi, nach Kossinna in das 2.—3. Jahrhundert nach

Digitized by Google

Chriſti gehört, alſo zeitlich unbeſtimmt, aber alt iſt [1]). Das iſt erſichtlich ſolch ein Kultkeſſel, wie ihn Strabo meint, dafür ſprechen das edle Metall

Abb. 7. Opferſzene auf dem Keſſel von Gundestrup.

Platte 1. Platte 2.

Abb. 8. Grabplatten von Kiwik.

(Gewicht 8885 g) und die Bilder, unter ihnen auch Götterbilder. Uns beſchäftigt eine Abbildung (Abb. 7), die eine behoſte Menſchengeſtalt zeigt, die eine andere über einen Keſſel hält. Krieger zu Fuß und zu Pferde

[1]) Er enthält keltiſche (!) und griechiſche Motive: den keltiſchen Gott mit Hirſchgeweih, Krieger mit keltiſchen Eberhelmen und Signaltrompeten.

Digitized by Google

mit Drachenfahnen, wie sie uns Ammianus Marcellinus in der Beschreibung der Schlacht bei Straßburg als germanische Feldzeichen bezeugt, nahen sich der Opferhandlung. Aus der Zeit um 1700—1400 vor Chr. stammen die Grabplatten des Hügels von Kivik bei Cimbrishamm (!) im schwedischen Schonen (Abb. 8), die auch eine „kimbrische" Kulthandlung darstellen. Nicht alles ist zu deuten, aber völlig klar spielen wieder gefesselte Gefangene eine Rolle, desgleichen auf der Platte 2 ein Kessel. Im übrigen denkt man an den oben erwähnten Kultreigen und an die Erklärung der Entstehung des viertaktigen altdeutschen Halbverses bei Wilhelm Scherer[1]), der natürlich die genannten Bilddenkmäler nicht kannte: „Der viertaktige Halbvers ältester deutscher Gedichte mit den Strophengebilden, in denen er auftritt, findet sich in den altindischen Hymnen wieder und zaubert der wissenschaftlich geschulten Phantasie ein Bild aus der arischen Urzeit vor. Wir erblicken einen Kreis von Menschen um die Opferstätte versammelt; sie bewegen sich 4 Schritte vorwärts, 4 Schritte rückwärts oder 4 Schritte rechts, 4 Schritte links. Die Bewegung begleitet gemessener Gesang. Und jede solche Bewegung von einem Ausgangspunkt weg bis zu diesem Punkt zurück entspricht einem Verse von 3 Takten oder doppelt so vielen Silben in dem gleichzeitig gesungenen Liede." Unsere Platten lassen eine Musikkapelle und zwei Halbchöre von Vermummten erkennen.

Abb. 9. Kesselwagen (Kultwagen) von Peckatel (Schwerin).

Ein weiteres Beispiel für das tatsächliche Vorhandensein der in den Berichten Strabos genannten Kultkessel bietet der bei Schwerin ausgegrabene Kesselwagen von Peckatel (Abb. 9) aus der Zeit um 1200 vor Chr.[2]).

In dem Bericht, den Plutarch Marius 23 über den Kimbernkrieg bietet, spielt ferner der „eherne Stier" eine Rolle, bei dem die Kimbern schwuren und den die Römer als Siegeszeichen in das Haus des Catulus bringen. An ein Feldzeichen, wie z. B. die Ebersymbole bei den Kelten bezeugt sind[3]), ist nicht zu denken, da es sich nicht um eins von vielen Symbolen handelt, sondern um ein besonderes Symbol, bei dem man schwur. An sich sind uns „Tierbilder" durch Tac. hist. 4, 22 auch einmal bei den Batavern bezeugt, die ihre „effigies„ die Abbildungen von wilden Tieren aus den Wäldern und Hainen holen, als sie gegen Rom ziehen; aber sonst ist Tierkult bei den Germanen nicht bezeugt[4]), wohl aber bei den Kelten. Ein Blick in das Werk

[1]) W. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur, 1883, S. 7.

[2]) Der Kultcharakter der Kesselwagen wird von Schuchhardt (Goldfunde von Eberswalde 1914) bestritten; vgl. auch die Kesselwagen bei Mötefindt in der Festschrift für Ed. Hahn 1917, 209 ff.

[3]) E. Espérandieu, Recueil général des bas-reliefs . . . de la Gaule Romaine, Paris. Tom. I: Eberfeldzeichen auf dem Relief von Narbonne (695) und Orange (S. 204).

[4]) Helm, Altgermanische Religionsgeschichte 1, 288 erinnert an die „Pferde", die bei den Germanen ursprünglich wohl nicht nur „Mitwisser" der Gottheit, sondern selbst Götter gewesen sein mögen. Das ist unbewiesen. Sehr merkwürdig ist aber eine angeblich aus dem 16. Jahrh. stammende Steinplatte, die einen Mann mit Stierhörnern (?) und

Digitized by Google

von Espérandieu [1]) zeigt die Häufigkeit solcher Tierkulte. Wir finden die Pferdegöttin Epona, meist auf einem Pferde reitend (Abb. 10), aber auch im Kreise von 5 Pferden [2]) oder mit Pferd und Füllen [3]). Ex voto = Gaben zeigen als Symbol der Göttin dann auch nur das Pferd mit dem Füllen [4]). Sie war gewiß ursprünglich eben ein Pferd. Ähnlich steht es mit dem „gehörnten" Gott Cernunnos, der meist als Mann mit Hirschgeweih (Abb. 11), aber auch mit Stierhörnern (Abb. 12) erscheint [5]). Es finden sich ferner „dreigehörnte" Stierbilder bei den Galliern, die offenbar kultische [6]) Bedeutung hatten, wo also der Stier den Gott darstellte. Unter dem Chor von Notre Dame in Paris fanden sich vier Reliefs, die durch Inschriften genau

Abb. 10. Epona.

Abb. 11. Cernunnos zwischen Apollo und Merkur. (Fund- und Aufbewahrungsort Reims.)

angeben, daß sie Götter darstellen und welche. Außer Vulcan, Juppiter und Esus, die alle drei Menschengestalt zeigen, findet sich im Schilf stehend und von drei Kranichen umgeben ein Stier, der „Tauros Trigaranus„, der „Stier mit den drei Kranichen" (Abb. 12—13). Offensichtlich handelt es sich hier um einen durch den Stier dargestellten Gott, der, wie das Schilf ahnen läßt, irgendwie zu dem Wasser in Beziehung steht. Ein weiteres Bild (Abb. 14) zeigt einen stiergehörnten Gott, einem „Vater Rhein" ähnlich [7]). Wie das

kultische Zeichen zeigt und am Hohenstein, Wesergebirge, gefunden ist (Jaunert, Westfäl. Sagen, S. 56, Jena 1927).

[1]) Vgl. S. 392, Anm. 3.

[2]) Espérandieu I, 5445.

[3]) Espérandieu VI, 4698; III, 2127.

[4]) Espérandieu III, 2040, 2121.

[5]) Espérandieu V, 3653 zeigt den Gott mit Hirschgeweih, darunter als Symbole des Gottes: Hirsch und Stier! Der Gott ist „gehörnt", wobei es eben offen steht ob mit den Stierhörnern oder dem Hirschgeweih.

[6]) Espérandieu VII, 5380 (im Sequanerland) und 5389 (zu Zürich: vgl. den „Stier von Uri"). Eine Liste der Stiere mit den 3 Hörnern gibt Salomon Reinach, Catalog. des bronzes des Mus. de Saint-Germain, p. 278; vgl. Renel, Les religions de la Gaule avant le christanisme, p. 242.

[7]) Espérandieu VIII, 6258 (vgl. Lehner, Berichte der Provinzialkommission für Denkmalspflege 1913, 67). Zum Tauros Trigaranus vgl. auch Studniczka, Jahrb. für Archäol. 1903, S. 17. Ein gehörnter „Juppiter" (?) in Metz: V, 4294.

Digitized by Google

Pferd dürfte daher auch der Stier ein Gottessymbol der Kelten gewesen sein (Abb. 12—13). Loeschke hat in Trier einen solchen Stiergott, unter dem ein gefesselter Mann liegt [1]), gefunden. Leider fehlt bisher eine Veröffentlichung, auf die ich mich berufen könnte. Endlich ist für solche keltischen Stiergötter auch auf den berühmten „Bärengott" in Bern, dessen Wahrzeichen von heute die Bären sind, zu verweisen. Eine bei Bollendorf in einer Felsschlucht gefundene Inschrift berichtet von dem Jagderlebnis eines Kelten mit Namen Biber, der die Bärengöttin Artio in seiner Angst anruft: „Artioni Biber". Also auch hier liegt ein „Tierkult" vor. So will ich auch in dem ehernen Stier der Kimbern eine Errungenschaft ihrer Berührungen mit den

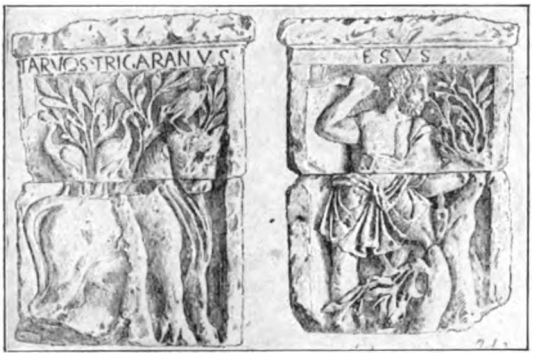


Abb. 12. Abb. 13.
Der Gott Esus zerhakt einen Baum (Weide), hinter dem der Taurus Trigaranus, der Stier mit den drei Kranichen steht. Fundort: Notre Dame (Paris). Aufbewahrungsort Museum Cluny.

Abb. 14. Bronzekopf eines gehörnten Gottes. Fundort bei Lezoux. Aufbewahrungsort Museum Saint Germain.

Kelten sehen und nicht ein Gottessymbol, das sie aus Jütland mitgebracht hatten. Für die Germanen sind solche Tiergötter, die bei den Kelten so häufig sind und gewiß auch die Tierfiguren auf ihren Feldzeichen erklären, nicht gefunden und mit Ausnahme der oben erklärten Tacitusnotiz nicht bezeugt.

Endlich sind es noch die „germanischen" Hunde, über die ein Wort zu verlieren ist. Bei den Germanen werden Kriegshunde mit Ausnahme der Schilderung des letzten Kampfes um die Wagenburg (Abb. 15) der Kimbern, die die Hunde verteidigen, nicht erwähnt, wohl aber bei den Kelten der britischen Inseln und in Gallien. Auf der Opferszene (Abb. 7) fehlt der „germanische" Hund ebenfalls nicht, sollte auch der Kriegshund eine von den Kelten übernommene Errungenschaft sein? Die antiken Zeugnisse betonen, daß die Kelten nicht nur treffliche Jagdhunde zu ziehen verstanden, sondern heben ausdrücklich deren Verwendung als Kriegshunde hervor: (Strabo 200): „Die Kelten Britanniens verwenden die Inselhunde und

[1]) Loeschke bestreitet zwar diese Fesselung, doch erscheint sie kaum abzuleugnen. Es sei hier noch einmal auf die S. 392, Anmerk. 4, erwähnte Platte von Hohenstein mit gehörntem Manne hingewiesen.

Digitized by Google

auch die Festlandshunde auch im Kriege“[1]). Bestätigt wird mir dies auch von dem Keltisten der Berliner Universität Pokorny, der auf die alt-irischen Sagen verweist, wo der Kriegshund eine große Rolle spielt und an eisernen Ketten in die Schlacht geführt wird, um im entscheidenden Moment losgelassen zu werden[2]). Dazu kommt, daß die keltischen Namen nach brieflicher Mitteilung Pokornys oft mit Cú (= Schlachthund) gebildet sind, in dem als zweiter Teil dann ein Ortsname oder Göttername tritt[3]).

Somit ergibt sich, daß, will man nicht gegen alle Überlieferung die nordische Heimat der Kimbern, Teutonen und Ambronen in Frage stellen, die drei Stämme aus germanischem Gebiet stammen. Da aber die Kelten

Abb. 15. Die Wagenburg als Lagerverteidigung begegnet auch noch auf der Trajanssäule in der Völkerwanderungszeit.

früher das Eisen kennen lernten als die Germanen und in der Latènezeit dadurch zeitweise überlegen waren, so entzogen sich die Kimbern und Teutonen auf ihrer Wanderung nicht den Vorzügen keltischer Ausrüstung. Der Stoß der Kimbern traf die Boier in Böhmen, hier müssen sich aberteuerlustige Männer ihnen angeschlossen haben, so erklärt sich der Kimbernführer Boiorix mit seinem keltischen Namen. Auch sonst ging der Zug durch das keltische Süddeutschland, wo die keltischen Helvetier noch bis zum Main wohnten.

[1]) Die keltischen Reliefs zeigen auffallend häufig Hundedarstellungen, meist Jagdszenen. Es treten zwei Typen hervor, eine Art Wolfshund (z. B. Espérandeu VIII, 6326; 6133, 6530; VI 5064; V 3744, 3923) und eine Art Bullterrier (V 3957). Antike Zeugnisse bieten Plinius n. h. 8, 143; 148 (keltische Jagdhunde! Oppian, Cyn. 1, 373; Grat. Cyn. 155; Martial 3, 47, 16; in Britannien auch noch Dio Cass. 39, 51).

[2]) Vgl. Joyce, Social History of Ancient Ireland.

[3]) Z. B. Cú-Chulainn = „Hund des Schmiedegottes Culann“, Cú Ulad = „Hund von Ulster“. Auch gallische Namen mit „Cuno“ im 1. Glied enthalten das Wort Hund (vgl. Holder, Altkeltischer Sprachschatz) und deuten darauf hin, daß der Hund eine große Rolle spielte. Bei den Germanen stoße ich nur auf den Namen „Hunding“ und den Hund als Begleittier der Nehalennia, die vielleicht eine keltische Göttin war.

Digitized by Google

Hier kennen sie noch die Quelle Cäsars VI, 25, 1 und Tacitus German. 28 [1]), hier zeugen die Steinsäule bei Miltenberg, die nahen Votivinschriften und die Heidelberger Inschrift von der Anwesenheit der Kimbern und Teutonen, deren Namen hier keltisiert Inter Toutonos lautet. Im Helvetierland schlossen sich auch ganze keltische Völkersplitter den Germanen, so die Tiguriner, in Südwestdeutschland erfolgte auch die Vereinigung mit den Teutonen, die, wie erwähnt, sich auch nicht frei von keltischem Zulauf hielten. In der Ausrüstung wird gerade die Kernmannschaft durch die Beutestücke den Kelten sich recht genähert haben. Es liegt etwas wahres in der Überlieferung, daß nicht nur Sturmflut und Landnot aus ihrer Nordseeküstenheimat trieb, sondern auch der Glanz südlicherer Kulturen. Erst lockte der Glanz der keltischen Latènekultur, später Italien. Auf ihrer langen Wanderung sind die Germanen verwelscht, ihre nordische Heimat hatte sie zu einem Leben gezwungen, gegen das das der Völker des Südens und das der Kelten, überwältigenden Eindruck machte. Nur im Endkampf starben sie als Germanen.

[1]) Philipp in Nordens Germanischer Urgeschichte, 474ff. Ich halte nach wie vor daran fest, daß Artemidor den Namen Germanen in die Literatur einführte, nicht Poseidonios, nicht Caesar, und nehme Artemidor als die erste Quelle Caesars in Anspruch (Zeit Artemidors: Sieglin-Philipp bei Norden 476, 1 und 467, 1), als die zweite dann Poseidonios, der für die Anfangsbücher der Kommentare I—IV noch nicht vorlag!

Digitized by Google

Mitarbeiter.

	Seite
Dr. Nils Åberg, Dozent an der Hochschule Stockholm	357
Dr. Julius Andree, Privatdozent an der Universität Münster, Westf.	160
Dr. Eduard Beninger, Naturhist. Museum, Wien	253
Dr. Georg Bierbaum, Leiter des Archivs urgeschichtlicher Funde aus Sachsen, Dresden	127
Dr. Pedro Bosch-Gimpera, Universitätsprofessor, Barcelona	258
D. Gordon Childe, Universitätsprofessor, Edinburgh	236
Dr. Gustaf Eichhorn, Universitätsprofessor, Jena	151
Dr. Eugen Fischer, Professor, Direktor des Kaiser Wilhelm-Instituts f. Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik	284
Dr. Walter Frenzel, Volksschullehrer, Bautzen	49
Dr. Wilhelm Gaerte, Direktor des Prussia-Museums, Königsberg	45
Dr. Otto Friedrich Gandert, Assistent an der Landesanstalt f. Vorgeschichte, Halle	109
Dr. Alfred Götze, Professor, Kustos an den Staatl. Museen i. R., Berlin	138
Dr. Maria Grunewald, Berlin	376
Dr. med. et phil. Hans Hahne, Direktor der Landesanstalt f. Vorgeschichte, Universitätsprofessor, Halle a. d. S.	1
Dr. Hans Heß von Wichdorf, Professor, Landesgeologe, Berlin	20
Dr. Friedrich Holter, Vertrauensmann f. kulturgeschichtliche Bodenaltertümer, Schneidemühl	121
Dr. Martin Jahn, Kustos am Schlesischen Museum f. Kunstgewerbe und Altertümer, Breslau	271
Dr. Erich Jung, Universitätsprofessor, Marburg	333
Max König, Schloßmuseum, Zerbst	117
Dr. Georg Kraft, Privatdozent an der Universität Freiburg	258
Dr. Herbert Kühn, Privatdozent an der Universität Köln	368
Dr. Otto Kunkel, Direktor des Provinzialmuseums Stettin	32
Heinrich Kurtz, stud. praehist., Beuthen	67
Dr. Wolfgang La Baume, Direktor des Museums f. Naturkunde u. Vorgeschichte, Danzig	39
Dr. Jörg Lechler, Berlin	36
Dr. Michael Martin Lienau, Bezirkspfleger, Frankfurt a. d. O.	53
Dr. Walter Matthes, Museumsleiter, Beuthen	27
Dr. Adolf Mahr, Kurator d. Irischen Altertümer, Dublin	240
Dr. Gotthard Neumann, Assistent am Archiv urgesch. Funde aus Sachsen, Dresden	102
Dr. Nils Niklasson, Assistent an der Landesanstalt f. Vorgeschichte, Halle	96
Dr. Ernst Petersen, Assistent am Schlesischen Museum, Breslau	59
Dr. Hans Philipp, Studienrat, Berlin	384
Dr. Helmut Preidel, Brüx	278
H. M. Prietze, Regierungs- und Baurat, Hannover	287
Dr. h. c. Carl Rademacher, Direktor des Museums für Vor- und Frühgeschichte, Köln	168
Erich Rademacher, Regierungs- und Baurat, Jülich	176
Dr. Hans Reinerth, Privatdozent an der Universität Tübingen	202
Otto Sigfrid Reuter, Telegraphendirektor i. W., Bremen-Huchting	324
Dr. Bolko Freiherr von Richthofen, Vertrauensmann für kulturgesch. Bodenaltertümer, Ratibor	73

Digitized by Google

Seite

Dr. G. Rodenwaldt, Professor, Direktor des archäologischen Instituts des Deutschen Reiches, Berlin 350
Dr. Fritz Roeder, Universitätsprofessor, Göttingen 190
Paul Sartori, Professor, Dortmund 293
Dr. Walter Schmid, Universitätsprofessor und Landesarchäologe, Graz 221
Dr. Hermann Schroller, Kustos am Burgenländer sächsischen Museum, Kronstadt 232
Dr. Wolfgang Schultz, Görlitz 316
Martin Schultze, Pfarrer, Herzberg i. d. Mark 299
Dr. Walther Schulz, Kustos, Landesanstalt f. Vorgeschichte, Halle 145
Dr. Friedrich Solger, Universitätsprofessor, Berlin 310
Dr. Rudolf Stampfuß, Leiter des Städt. Museums, Hamborn a. Rh. 184
Karl Felix Wolff, Schriftsteller, Bozen 307

Digitized by Google

An dieser Ehrung haben sich durch Spenden beteiligt:

Almgren, Oskar, Univ.-Professor Dr., Upsala (Schweden).
Altertumsgesellschaft, Elbinger, Elbing; durch Prof. Dr. Ehrlich.
Altertumsgesellschaft Prussia, Königsberg i. Pr.
Amende, E., Professor, Altenburg (S.-A.).
Andriesesku, J., Dr., o. Prof. f. Vorgeschichte a. d. Universität Bukarest, Direktor d. Nationalmuseums f. Altertümer, Bukarest.
Becker, A., Gymnasiallehrer, Staßfurt.
Benedix, Wilhelm, Frankfurt a. d. O.
Benze, Rudolf, Studienrat, Braunschweig.
Bethge, W., Kreisschulrat, Köthen i. Anhalt.
Bibliothek der Technischen Hochschule in Aachen, Wüllnerstr.
Braune, Kurt, Lehrer, Leipzig-Wahren.
Buchholz, Fritz, Museumsleiter, Landsberg a. d. Warthe.
Caemmerer, Erich, Studienrat Dr., Sondershausen.
Childe, V. Gordon, Univ.-Professor, Edinburgh.
Claß, Heinrich, Justizrat, Berlin.
Dasler, Alexander, Lehrer, Lorzendorf, Post Brosewitz i. Schles.
Diewitz, Georg, Dr. med., Leipzig.
Dormeyer, Carl, Dr. phil., Chorin.
Dutschmann, Georg, Dresden A.
Ebersbach, Schulrat, Preuß.-Friedland, Grenzmark.
Ebert, Max, Univ.-Prof. Dr., Berlin-Wilmersdorf.
Eichhorn, Gustaf, Sanitätsrat Dr. med., Mus.-Konservator, Jena.
S. Majestät König Ferdinand von Bulgarien, Koburg.
Fiddicke, Sanitätsrat Dr. med., Freienwalde a. d. Oder.
Fischer, Eugen, Univ.-Prof. Dr., Berlin-Dahlem.
Fleming, Joseph, Höchst a. M.
Florschütz, Prof. Dr., Gotha.
Forschungsinstitut, Urgeschichtliches, Tübingen; durch Prof. Dr. Rob. R. Schmidt.
Forster, S. v., Geheimer Hofrat Dr., Nürnberg.
Fritzweiler, Frau Geheimrat, Berlin-Steglitz.
Fromm, Geh. Justizrat, Kammergerichtsrat i. R., Berlin.
Fuhse, Franz, Prof. Dr., Mus.-Direktor, Braunschweig.
Fuß, Herbert, Dr., Assistent an der Univ.-Sternwarte, Berlin-Babelsberg.
Gaisberg-Schöckingen, Friedrich, Freiherr v., Schöckingen, O.-A. Leonberg (Wrttbg.).
Genzmer, Felix, Univ.-Prof. Dr., Marburg a. d. Lahn.
Geschwendt, Fritz, Lehrer, Breslau.
Gesellschaft, Kölner, Anthropologische, Köln a. Rh.; durch Dr. E. h. C. Rademacher.
Gesellschaft, für Anthropologie und Urgeschichte der Preußischen Oberlausitz, Görlitz.
Gesellschaft für Heimatforschung im Netzekreise; durch Prof. Karl Schulz.
Glombowski, Fritz, cand. praehist., Danzig.
Götting, Dr., Korvettenkapitän a. D., Jena.
Graf, Otto, Betriebsleiter, Schöningen (Braunschweig).
Grauert, A., Lehrer, Taugwitz bei Bad Kösen i. Th.
Gummel, Hans, Dr. phil., Kustos am Provinzialmuseum zu Hannover, Hannover.
Hauffe, G., Dr. med., Berlin-Wilmersdorf.
Heimatmuseum der Stadt Friedeberg i. d. Neumark; durch Gymnasialdirektor Dr. Müller.
Heimatmuseum, Naturkundliches, Leipzig.
Heimatmuseum der Stadt Staßfurt.

Digitized by Google

Heimat- und Museumsverein Heiligengrabe, Post Techow (Ostprignitz).
Herrmann, Carl, Mittelschullehrer i. R., Leiter der Abteilung Vorgeschichte des Städt. Museums in Naumburg a. d. S.
Heß v. Wichdorff, Hans, Prof. Dr., Landesgeologe, Berlin.
Heßler, Karl, Rektor, Kassel.
Heynen, Rolf, stud. aechaeol., Düsseldorf.
Hogrebe, Bernhard, Mittelschullehrer, Osnabrück.
Hohmann, Karl, Dr., Direktor, Eichwalde, Kr. Teltow.
Jahn, Martin, Dr. phil., Museumskustos, Breslau.
Kade, C., Apotheker, Römhild i. Th.
Karutz, Karl, Kaufmann, Helmstedt (Braunschweig).
Kiesow, Erich, Oberschreibersmaat, Hamburg.
Klockow, Georg, Dr., Tierarzt, Berlin-Lichterfelde.
Koch, Dr. med., Oberarzt, Bochum i. W., Krankenhaus Bergmannsheil.
Kossinna, Richard, Geheimer Justizrat, Nordhausen a. H.
Krebs, Albert, Studienassessor, Wanne-Eickel i. Westf.
Krehan, Finanzrat i. R., Apolda i. Th.
Kreisheimatmuseum Demmin, Pomm.
Krügel, Max, Lehrer, Berlin.
Kühn, Herbert, Prof. Dr., Privatdozent a. d. Universität Köln, Köln-Rodenkirchen.
La Baume, Dr., Museumsdirektor, Danzig.
Lampe, W., Lehrer, Harriehausen bei Gandersheim.
Langer, Franz, Oberpostsekretär a. D., Waidmannslust bei Berlin.
Langerhans, Wilhelm, Geheimer Justizrat, Berlin.
Lechler, Georg, Dr. phil., Berlin.
Lehmann, Ernst, Studienassessor, Erfurt.
Leinveber, Geh.-Reg.-Rat, Oberbürgermeister a. D., Goslar.
Lienau, M. M., Altertumsforscher, Frankfurt a. d. Oder.
Luprian, Oberpostdirektor, Essen (Ruhr).
Märkisch, G., Lehrer, Charlottenburg.
Mahr, Adolf, Keeper of Irish Antiquities National Museum of Ireland, Dublin.
Matz, Hermann, Amtsgerichtsrat a. D., Köpenick-Spindlersfeld.
Meiner, Arthur, Hofrat Dr., Leipzig.
Mertens, Prof. Dr., Magdeburg.
Moschkau, Rudolf, Lehrer, Leipzig-Stünz.
Muchau, Hermann, Prof. Dr., Brandenburg a. H.
Museum, Gustav-Lübke-, Städtisches, Hamm i. Westf.; durch Museumsdirektor Bänfer.
Museum, Schleswig-Holstein., Vaterländ. Altertümer zu Kiel; durch Kustos Rothmann.
Museums- und Geschichtsverein, Uckermärkischer, Prenzlau.
Navarro, J. M. de, Brüssel.
Nerman, Birger, Univ.-Prof. Dr., Stockholm.
Nordischer Ring, Berlin-Tempelhof; durch Geheimen Reg.-Rat Hanno Konopath.
Nüse, Karl, Volkswirt, Göttingen.
Paape, Konrad, Prof. Dr., Berlin-Schöneberg.
Paulsen, Jens, Dr., Arzt, Kiel-Ellerbeck.
Petersen, Ernst, Dr. phil., Breslau.
Petzsch, W., Dr., Privatdozent, Greifswald.
Pfeiffer, H., Prof. Dr., Präsident des Reichsgesundheitsamts, Hamburg.
Philipp, Hans, Studienrat Dr., Berlin-Friedenau.
Piesker, Hans, Hofbesitzer, stud. archaeol-prachist., Hermannsburg.
Platz, Wilhelm, Dr., Weinheim a. d. Bergstraße.
Provinzialdenkmalpflege, Oberschlesische, für Bodenaltertümer, Ratibor; durch Dr. Frhr. v. Richthofen.
Radig, Werner, Dr. phil., Leipzig.
Reichhelm, Zahnarzt, Treuenbrietzen.
Reismann-Grone, Theodor, Dr., Essen a. d. Ruhr.
Reuter, Otto Sigfrid, Telegraphendirektor, Bremen-Huchting.
Richter, Martin, Oberpostsekretär, Neustadt a. d. Orla.
Richter, Otto, Baurat, Berlin-Wilmersdorf.
Roeder, Fritz, Univ.-Prof. Dr., Göttingen.
Schemmel, Hertha, Berlin-Tempelhof.
Schick, Pfarrer, Quedborn (Oberhessen).

Digitized by Google

Schirmer, Generalleutnant a. D., Weimar.
Schlender, J. H., Frl., Dresden.
Schomburg, Hans, Dr. med., Bremen.
Schultz, Wolfgang, Dr., Görlitz.
Schultze, Hugo, Sanitätsrat Dr., Driedorf (Dillkreis).
Schumacher, Paul, Studienrat, Gardelegen (Altmark).
Seger, Hans, Univ.-Prof. Dr., Museumsdirektor, Breslau.
Snethlage, Ernst, Reg.-Inspektor a. D., Berlin.
Solger, Friedrich, Univ.-Prof. Dr., Berlin.
Sprockhoff, Ernst, Dr., Assistent des Urgeschichtlichen Landesdienstes, Hannover.
Stahel, Heinr. Maximilian, Fabrikbesitzer, Berthelsdorf.
Staritz, Ekkehart, Dr., Berlin-Lichtenrade.
Strantz, Kurt v., Wirklicher Rat, Berlin-Friedenau.
Tackenberg, Kurt, Dr. phil., Breslau.
Tode, Alfred, Dr. phil., Kiel.
Universitätsbibliothek, Hessische, Gießen.
Verein für Geschichte und Altertum, Bernburg.
Verein Heimatmuseum für Stadt und Kreis Köthen.
Wagner, Friedrich, Prof. Dr., Konservator der Prähistorischen Staatssammlung, München.
Wagner, Fritz, Buchdruckereibesitzer, Neustadt a. d. Orla.
Wirth, Hermann, Prof. Dr., Marburg a. d. Lahn.
Witte, Erhard, Dr., Berlin-Lichterfelde.
Wolff, Oskar, Dr., Walsrode, Bez. Hannover.
Wossidlo, Richard, Prof. Dr. h. c., Waren i. Mecklbg.

Digitized by Google

Schlußwort.

Nach vollbrachter Arbeit sei aller derer gedacht, die mitgewirkt haben:

Herr Obergeneralarzt Dr. Wilke leitete die vorbereitenden Herausgeberarbeiten. Trotz der Kürze der Zeit fand sich der große Mitarbeiterkreis zusammen; mancher hat sich Beschränkung auferlegt, um Platz für weitere Beiträge zu schaffen. Andere wieder unterstützten das Werk durch Spenden, die von Herrn Snethlage verwaltet wurden. Die Museen Breslau, Danzig, Halle, Heiligengrabe, Kiel und die Herren Dr. Åberg und Dr. Frenzel gaben Druckstöcke; das Museum Halle stellte sein Büro in den Dienst der Herausgabe. Eilige Auskünfte erteilte bereitwillig der Bruder des Jubilars, Herr Geheimer Justizrat Kossinna-Nordhausen. Der Verlag übernahm gern die Herausgabe des Werkes als Ehrenpflicht.

Allen sei hier auch im Namen von Herrn Professor Hahne der Dank ausgesprochen.

Halle, im September 1928.

Walther Schulz.

Digitized by Google

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Mannus

Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna

VII. Ergänzungsband

Bericht über die zehnte Tagung für Vorgeschichte Magdeburg, 2. bis 7. September 1928

Unter Mitwirkung von

Carl Engel

Herausgegeben von

Gustaf Kossinna

Mit 97 Abbildungen im Text und 1 Tafel

Leipzig • Verlag von Curt Kabitzsch
1929

Digitized by Google

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Printed in Germany

Druck von Grimme & Trömel in Leipzig

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Seite

Kossinna, Gustaf und Engel, Carl, Äußerer Verlauf der Tagung. Mit 19 Textabbildungen 1
Begrüßungsabend am 1. September 1
Sonntag, den 2. September. Festvortrag und Begrüßungsansprachen . . . 3
Montag, den 3. September 7
Dienstag, den 4. September 11
Ausflüge 15
Verzeichnis der 310 Teilnehmer 31
Jordan, Stimmungen und Einfälle von der 10. Tagung für Vorgeschichte . . 35

Vorträge:

Kossinna, Gustaf, Germanischer Götterdienst in der Vorgeschichte 39
van Werveke, Leopold, Übersicht über die Punkte, in denen meine Auffassung über die Gliederung des Diluviums Mittel- und Norddeutschlands von derjenigen der amtlichen geologischen Karten abweicht. Mit einer vorgeschichtlichen Zeittafel im Text 41
Engel, Carl, Zur Gliederung der mitteldeutschen Altsteinzeit. Mit einer Karte und einer Zeittafel im Text 45
Lehmann, H. (Halle a. S.), Die neue Artefaktfundstelle im Löß des Hasenwinkels bei Unterrißdorf (Mansfelder Seekreis). 53
Andree, Julius, Zur Charakteristik der Sirgensteiner Stufe in Westfalen und über die Stellung dieser Stufe im Rahmen des Paläolithikums. Mit 12 Abbildungen im Text 55
Engel, Carl, Übersicht der jungsteinzeitlichen Kulturen im Mittelelbgebiet. Mit 4 Karten und 1 Zeittafel im Text 71
Radig, Werner, Nordischer und donauländischer Hausbau im jungsteinzeitlichen Mitteleuropa (Auszug). Mit 1 Abbildung im Text. 91
Engel, Carl, Herkunft und Ausbreitung der früheisenzeitlichen Hausurnen Nord- und Mitteleuropas. Mit 3 Abbildungen im Text 96
Lehmann, Ernst (Erfurt), Knowiser Kultur in Thüringen und vorgeschichtlicher Kannibalismus. Mit 10 Abbildungen im Text 107
Felsberg, Otto, Die römische Kaiserzeit und Völkerwanderungszeit im Elbhavelland. Mit 3 Fundverzeichnissen, 3 Karten und 18 Abbildungen im Text 123
Kühn, Herbert, Das Jahr 550 nach Christus als kulturgeschichtlicher Wendepunkt in der Völkerwanderungszeit. Mit 9 Abbildungen im Text . . . 170
Geschwendt, Fritz, Werbetätigkeit im Dienste der Vorgeschichtswissenschaft (kurzer Auszug) 179
Becker, Bernhard, Der Landlehrer im Dienste der Vorgeschichtsforschung . . 183
Reinerth, Hans, Siebenbürgen als nordisches Kulturland der jüngeren Steinzeit. Mit 8 Abbildungen im Text 189
Engel, Carl, Die Neugestaltung der Magdeburger vorgeschichtlichen Sammlung. Beiträge zur prähistorischen Museumstechnik. Mit 9 Abbildungen im Text 200

Digitized by Google

Digitized by Google

I. Äußerer Verlauf der Tagung

Geschildert von Gustaf Kossinna und Carl Engel

Mit 19 Textabbildungen

Der Begrüßungsabend am Sonnabend, den 1. September

Der große Festsaal des Kloster-Berge-Gartens faßte kaum die mehreren Hundert auswärtigen und einheimischen Teilnehmer, die sich abends 8 Uhr zur Begrüßungsfeier versammelt hatten. Im Namen des Museumsausschusses des Magdeburger Museums für Natur- und Heimatkunde begrüßte Oberstudienrat Dr. Krüger (Magdeburg) die erschienenen Gäste und wünschte ihnen einen genußreichen und ihre Erwartungen voll befriedigenden Verlauf der Tagung. Besonderen Dank sprach er dem Oberpräsidenten Prof. Dr. Waentig aus, der durch sein persönliches Erscheinen das Interesse und Wohlwollen bezeuge, das die Spitzenbehörde der Provinz Sachsen der Veranstaltung entgegenbringe. In Abwesenheit des 1. Vorsitzers, Geheimrats Kossinna, dankte Prof. Dr. Paape (Berlin) im Namen der Gesellschaft für die herzliche Aufnahme in der Stadt Magdeburg, die sich schon heute, am Anreisetage, zeige, und für die mustergültige Organisation, die schon beim Eintreffen der auswärtigen Mitglieder auf dem Bahnhof dankbar empfunden sei. In knappen Zügen schilderte er sodann die Erfolge, die der Gesellschaft bei ihrem Bestreben, Teilnahme und Liebe für die deutsche Vorzeit in weitesten Kreisen des Volkes zu wecken, in fast zwanzigjähriger Tätigkeit beschieden gewesen seien und die sich besonders am heutigen Abend in dem Erscheinen zahlreicher Vorgeschichtsfreunde aus nah und fern zeige.

Zwischen den Ansprachen belebten Gesangsdarbietungen des Chors der Magdeburger Volksmusikschule unter der Leitung von Helmuth Weiß die Pausen. Die mit warmer Einfühlung und lebhafter Begeisterung vorgetragenen alten Volkslieder und Madrigale trugen zur Steigerung der festlichen Stimmung, die bald alle Teilnehmer erfaßte, wesentlich bei.

Allgemeines Aufsehen erregte das Erscheinen des 1. Vorsitzers, Geheimrats Kossinna, dem Oberstudienrat Dr. Krüger für sein persönliches Erscheinen besonders dankte, indem er auf die große Pflichttreue verwies, die es ihm trotz seines Alters und der anstrengenden Vorbereitungstage vor der Tagung nicht gestattete, eine der vorgesehenen Veranstaltungen zu versäumen.

Im Anschluß an einige geschäftliche Mitteilungen gedachte Dr. Carl Engel (Magdeburg) der Männer, deren jahrelange aufopfernde Forschertätigkeit die deutsche und die heimatliche Vorgeschichtsforschung zu ihrer heutigen Blüte geführt habe, und auf deren Arbeit die neue Generation in Dank-

Digitized by Google

barkeit weiterbaue. Die deutsche Vorgeschichtsforschung sei noch so jung, daß sie noch heute einige dieser Bahnbrecher unter den ihrigen — auch unter den Anwesenden — sehe, allen voran den allverehrten Vorsitzer der Gesellschaft und Vater der deutschen Vorgeschichtsforschung, Gustaf Kossinna. Aber der heutige Begrüßungsabend dürfe nicht vorübergehen, ohne der Männer zu gedenken, die durch ihre unablässige Heimatforschung die Vorgeschichte des Mittelelbgebietes geklärt und damit auch den Boden für die jetzige Magdeburger Tagung bereitet hätten. Von jeher habe das mittlere Elbgebiet durch hervorragende Forscher an dem Ausbau der deutschen Vorgeschichtsforschung bedeutenden Anteil genommen. So sei vor allem des Rektors Dr. Friedrich Danneil zu gedenken, der schon vor fast 100 Jahren in Salzwedel als erster das Dreiperiodensystem, die Einteilung der vorgeschichtlichen Zeiträume in Stein-, Bronze- und Eisenzeit, aufgestellt habe. Der noch heute in Stendal trotz seines Alters rüstig wirkende Prof. Dr. Paul Kupka habe sein Erbe übernommen und die vorgeschichtlichen Verhältnisse der Altmark in vorbildlicher Weise geklärt. Auch im Süden hätten bedeutende Forscher gewirkt. Auf den bahnbrechenden Jenaer Prof. Dr. Klopfleisch sei der im Weltkriege verstorbene Prof. Dr. Paul Höfer (Wernigerode) gefolgt, dessen umsichtige Arbeiten die mitteldeutsche Vorgeschichtsforschung um ein bedeutendes Stück vorwärts gebracht hätten. So möge der heutige Begrüßungsabend neben der Freude am Errungenen auch dem Gedächtnis der Bahnbrecher gewidmet sein.

In dem anschließenden Festvortrag „Aus Magdeburgs großen Tagen" gab Amtsgerichtsrat W. Mengert (Magdeburg) einen lebendigen Überblick über die Geschichte der Stadt Magdeburg in Einzelbildern. Dank seiner anschaulichen Schilderungsgabe vermittelte er den Zuhörern einen nachhaltigen Eindruck von den großen Tagen der an wechselvollen Schicksalen so reichen Entwicklung der Stadt. Vor ihnen erstanden wieder die Zeiten, da das Römerheer unter Drusus die Elbe erreichte; da die Grenzkämpfe zwischen Deutschen und Slawen an der Elbe aufflammten und hin und her wogten, bis die Burg Karls des Großen als Grenzfeste und Brückenkopf erbaut wurde, die unter den sächsischen Kaisern kraftvoll einsetzende Neukolonisation das ostelbische Land wieder unter deutsches Szepter brachte. Vor ihnen erstanden die glanzvollen Tage, welche die Stadt der Erzbischöfe erlebte, in der das Wunderwerk des Magdeburger Domes langsam emporwuchs; in der an Kaisers Statt der Erzbischof die Fehde gegen Heinrich den Löwen führte und die Stadt Neuhaldensleben eroberte und zerstörte; in der innere Fehde zwischen Bürgerschaft und Erzbischof den Frieden störte und Burckhardt im Keller des Rathauses ermordet ward. Aus der Stadt der Erzbischöfe erwuchs mit dem Erstarken des Bürgertums langsam die Hansestadt. Als Luther in der alten Stadtkirche predigte und unaufhaltsam die Reformation ihren Einzug hielt, erlebte Magdeburg als „Unseres Herrgotts Kanzlei" von neuem stürmische Zeiten. Trotz der Schlappe in der durch Wilhelm Raabes klassischer Schilderung in „Unseres Herrgotts Kanzlei" weltbekannt gewordenen Schlacht von Hillersleben behauptete sich die Stadt tapfer gegen die Belagerung durch Moritz von Sachsen (1550/51) und schloß einen ehrenvollen Vergleich. Um so schlimmeres Unheil brachte der Dreißigjährige Krieg über Magdeburg, währenddessen 1631 Tillys Scharen nach hartem Kampf in die sich tapfer verteidigende Stadt eindrangen, und diese nach ungeheurem Brande völlig in Schutt und Asche sank. Von diesem furchtbaren Schicksalsschlage dessen Schreckenskunde über die ganze zivilisierte Welt flog, hat Magdeburg

Digitized by Google

sich Jahrhunderte hindurch nur langsam erholen können, und erst in der jüngsten Vergangenheit hat sie die letzten Spuren davon abgestreift. Im Stadtbild treten sie noch heute hervor. In einem letzten Bilde zeichnete der Vortragende die Stadt des Klassizismus, in deren nördlicher Vorstadt Prinz Louis Ferdinand manch fröhliche und stille Stunde verlebte.

So verstand es der Redner, durch seine warmherzigen Ausführungen die zur Jubiläumstagung ausersehene alte Stadt auch den auswärtigen Gästen schnell vertraut und lieb zu machen.

Sonntag, den 2. September

In dem festlich geschmückten und fast bis auf den letzten Platz gefüllten Bürgersaal des Magdeburger Rathauses leitete 9 Uhr vormittags der 1. Vorsitzer, Geheimrat Kossinna, mit seinem Festvortrage „Germanischer Götterkult in der Vorgeschichte" den öffentlichen Teil der Tagung ein und fuhr dann fort:

Hiermit eröffne ich die 10. Tagung für Vorgeschichte im 20. Jahre unserer Gesellschaft; wir begehen also eine Art Jubiläumstagung. Möge sie sich ebenbürtig anschließen unseren letzten großen Tagungen in Köthen und Braunschweig. Die hocherfreuliche starke Beteiligung aus Magdeburg wie von außerhalb gibt uns dafür eine Bürgschaft. Unser Programm ist mit Wissenschaft voll gesättigt. Möge denn auch bei unseren Ausflügen der urgermanische Himmelsgott auf unser Tun gnädig herabsehen und es segnend beleuchten.

Es erfolgten nunmehr die Begrüßungen:

Als Vertreter des Oberpräsidenten der Provinz Sachsen und des Regierungspräsidenten für den Bezirk Magdeburg begrüßte Oberregierungsrat Freiherr von Hammerstein die Versammlung und sprach die Freude beider Behörden darüber aus, daß eine wissenschaftlich so angesehene Gesellschaft die Provinzial- und Bezirkshauptstadt zu ihrem Tagungsorte gewählt habe. Als Vertreter der Stadt Magdeburg begrüßte Oberbürgermeister Beims persönlich die Anwesenden. Mit Recht wies er darauf hin, daß gerade die deutsche Vorgeschichtswissenschaft der verständnisvollen Förderung seitens der Kommunen oft mehr zu danken gehabt habe als der Unterstützung durch den Staat. Gerade von den einzelnen Städten, die oft bedeutende Opfer nicht gescheut hätten, sei eine Förderung der deutschen Vorzeitforschung ausgegangen, der diese eingedenk bleiben möchte. Auch die Stadt Magdeburg habe alles, was in ihrer Macht stand, getan, um die jetzige Tagung würdig vorzubereiten; vor allem bedeutende Mittel bereitgestellt, um eine völlige Neugestaltung der Magdeburger vorgeschichtlichen Sammlung durchzuführen. Anschließend gab Museumsdirektor Prof. Dr. Mertens einen kurzen Überblick über die Entwicklung der vorgeschichtlichen Abteilung des Magdeburger Museums für Natur- und Heimatkunde.

Geheimrat Kossinna antwortete auf die Begrüßungsansprachen folgendermaßen:

Ich danke in erster Linie dem Vertreter des Herrn Oberpräsidenten, Herrn Oberregierungsrat Dr. Freiherrn von Hammerstein, für die schönen und uns so ehrenden Worte der Begrüßung. Bei fast jeder Tagung werden uns ja von den betreffenden deutschen Staatsregierungen Worte der Anerken-

Digitized by Google

nung und Aufmunterung zuteil. Leider aber vermissen wir einigermaßen die jener Wertschätzung unserer Bestrebungen entsprechenden Taten der Staatsregierung selbst, besonders gerade der preußischen. Die deutsche Vorgeschichte ist leider immer noch ein Aschenbrödel unter den Wissenschaften, die sich mit dem Werden und dem Wesen unseres Volkes beschäftigen.

Ich will mich hierbei jedoch nicht auf allgemeine Fragen einlassen, sondern auf die Landschaft beschränken, in der wir tagen, die Provinz Sachsen.

Hier ist nicht durch die Staatsregierung, sondern seitens der Provinz dank einer unvergleichlichen Hochherzigkeit, die ein Ausfluß klarer Einsicht in die Bedeutung unserer Vorgeschichte und daraus entstandenen Pflichtbewußtseins ist, in Halle ein Museum und eine Landesanstalt für Vorgeschichte entstanden, die ihresgleichen sucht. Sieht man indes die Bestände des Museums genau an, so hat in ihnen doch der Reg.-Bezirk Merseburg ein gewaltiges Übergewicht. Kein Provinzialmuseum hat nun einmal so lange Arme, daß es stets an allen bedrohten Orten eingreifen könnte. Solcher Stellen treten stets zu viele auf, und sie liegen vom Sitz des Museums oft zu weit entfernt, wenn überhaupt Kunde von den neuen Funden bis an das Museum dringt. Darum besitzt auch Halle aus dem Reg.-Bez. Magdeburg, insonderheit aus der Altmark und dem ostelbischen Teile derselben, verhältnismäßig Weniges aus eigener Arbeit.

Und dann ist Ihnen wohl bekannt, und Sie werden es aus den kommenden Vorträgen noch näher ausgeführt hören, daß während der ganzen vor- und frühgeschichtlichen Zeit quer durch die Provinz Sachsen eine west-östliche Grenzlinie zieht, die den Reg.-Bez. Magdeburg scharf abtrennt von dem südlicheren Teile der Provinz. Die Provinz Sachsen ist eben kein Kreis mit nur einem Mittelpunkte, sondern ist eher einer Ellipse zu vergleichen, die zwei Mittelpunkte hat: sagen wir Halle und Magdeburg. Halle hat zwar vor Magdeburg voraus, daß es in der Universität seit $2\frac{1}{2}$ Jahrhunderten einen hochbedeutsamen geistigen Mittelpunkt hat; hiergegen kommt das Magdeburger Staatsarchiv nicht auf, das man übrigens vor nahezu 50 Jahren, als ich gerade in Halle an der Universität als Beamter wirkte, versuchte, von Magdeburg dorthin zu verlegen. Herr v. Mülverstedt hat es damals für Magdeburg gerettet. In der Industrie dagegen halten sich beide Städte wohl die Waage und im Handel ist Magdeburg sicher überlegen. Die Provinz Sachsen, die Rheinprovinz und Schlesien sind die drei großen Industrieprovinzen Preußens, die volkreichsten und auch sonst reichsten. Nun, die Rheinprovinz hat zwei große Provinzialmuseen, in Bonn und in Trier. Die neugeschaffene Provinz Oberschlesien hat sich sofort auch zwei Provinzialmuseen zugelegt, zu Beuthen und zu Ratibor. Die alte Provinz Schlesien hat also jetzt drei Provinzialmuseen. Warum soll sich die langgestreckte dritte Industrieprovinz, Sachsen, nur mit einem Provinzialmuseum begnügen?

Die Hälfte der Mittel, die für das Hallische Provinzialmuseum ausgeworfen sind, würde genügen, um auch das Magdeburger Museum zu einer großen, den dringendsten Bedürfnissen entsprechenden Anstalt auszubauen.

Kaum eine andere Landschaft in Deutschland spendet ja fortgesetzt einen derartigen Reichtum an Altertümern aus ihrem Boden, wie die Provinz Sachsen, in ihrer Südhälfte wie in ihrer Nordhälfte. Darum sind auch im Reg.-Bez. Magdeburg überall Kreismuseen entstanden: von Wernigerode über Halberstadt, Quedlinburg, Aschersleben bis nach Neuhaldensleben, Stendal, Salzwedel und jenseit der Elbe Burg und Genthin. Und gleichsam dicht vor den Toren Magdeburgs ist in wenigen Jahren ein hochwertiges

Digitized by Google

Museum wie ein Pilz aus der Erde geschossen, zu Schönebeck. Diese Museen waren und sind ein dringendes Bedürfnis, damit nicht gar zu viel von den unersetzlichen Schätzen unserer Vorzeit unwiderbringlich verloren gehe. Aber sie bleiben doch alle gegenüber den heutigen Anforderungen an wissenschaftliche Verwaltung und leichte Zugänglichkeit mehr oder weniger zweiten Ranges. Es muß eben auch für den Reg.-Bez. Magdeburg ein Museum geschaffen werden, dessen wissenschaftliche Leitung auf der Höhe steht und das zugleich über größere Mittel verfügt, sowohl zum eigenen besseren Ausbau, als auch für größere Unternehmungen, an die sich die übrigen Museen nicht heranwagen können. Als Beispiel nenne ich die Ausgrabung der Hildagsburg bei Wolmirstedt.

Wie eine solche so notwendige Vergrößerung und Erweiterung des Magdeburger Museums zu erreichen ist, wird Sache der Behörden sein: mögen dazu Staatsregierung, Provinz und Stadt sich die Hand reichen und mit vereinten Kräften eine des Reg.-Bez. Magdeburg würdige Anstalt für Vorgeschichte schaffen. An wissenschaftlichen Kräften zur Beratung und Ausführung dieser Sache fehlt es ja hier in Magdeburg ganz und gar nicht.

Und damit habe ich schon begonnen, von der Stadtverwaltung zu sprechen, für deren freundliche Begrüßung wir herzlichen Dank sagen. Da muß ich bekennen, daß wir, obwohl verwöhnt durch frühere Tagungen, doch kaum jemals in so opferwilliger Art aufgenommen worden sind, wie diesmal in Magdeburg. Die Stadt hat die großen Anforderungen des Ortsausschusses für unsere Tagung stets in entgegenkommendster und hochherzigster Weise bewilligt.

Ich hebe hervor die kostbare Festschrift, die ihresgleichen sucht, dann den Festabend, den Theaterabend, die Bewilligung des Rathaussaales für die heutigen Sitzungen und viele, viele andere Dinge, die ich jetzt nicht alle aufzählen will. Der Festabend wird wohl Gelegenheit bieten, nochmals hierauf einzugehen.

Aber jetzt ist es mir schon tiefstes Bedürfnis, dem Herrn Oberbürgermeister und der Stadtverwaltung den innigsten Dank unserer Gesellschaft auszusprechen für alles, was seitens der Stadt für unsere Wissenschaft und für die Tagung insbesondere geleistet worden ist.

Ich darf hier wohl noch Mitteilung machen von den eingegangenen schriftlichen Begrüßungen und Glückwünschen für unsere Tagung. Solche liefen ein von Staatsminister a. D. Dr. Müller in Dessau und vom Landeshauptmann der Provinz Sachsen in Merseburg. Von Vorstandsmitgliedern unserer Gesellschaft haben Glückwünsche gesandt: Bergrat Prof. Dr. Heß v. Wichdorff, der leider durch seine amtliche geologische Tätigkeit im Gelände Masurens abgehalten wird, hier zu erscheinen; desgleichen von Dr. Wolfg. Schultz (Görlitz), der seine skandinavische Studienreise länger ausdehnen mußte und daher seinen Vortrag hier nicht halten kann; ebensowenig wie Geh. Rat Jaekel aus Greifswald, der durch Krankheit verhindert ist und sich übrigens sehr schonen muß, weil er schon Mitte des Monats einem Rufe an die Universität Kanton in China folgen muß.

Weitere Glückwünsche sandten Obergeneralarzt a. D. Dr. Wilke in Rochlitz, Prof. Dr. Walther Schulz in Halle a. S., Geheimrat Kurt v. Strantz in Berlin, Museumsdirektor Bayer in Wien, unser langjähriger Mitarbeiter auf dem Gebiete der Diluvialarchäologie, dann unser Schriftführer Kempfer in Berlin, Geh. Rat Kossinna, mein Bruder, aus Bad Gastein, Buchdruckereibesitzer Wagner aus Neustadt a. Orla, Dr. Holter,

Digitized by Google

der neuernannte Vertrauensmann für die Bodenaltertümer der Provinz Grenzmark Posen-Westpreußen in Schneidemühl, endlich Lehrer Willi Wegewitz, Leiter des Museums zu Stade.

Darauf begannen die Vorträge:

1. Geheimer Bergrat Dr. L. van Werveke (Magdeburg): Grundzüge einer Diluvialchronologie Nord- und Mitteldeutschlands, dessen Manuskript infolge der Behinderung des Vortragenden durch sein hohes Alter von Dr. Carl Engel (Magdeburg) verlesen wurde (Manuskript vom Autor stark gekürzt abgedruckt).

2. Dr. Carl Engel (Magdeburg): Die altsteinzeitlichen Funde Mitteldeutschlands (Manuskript wesentlich gekürzt, da eine Beschreibung und Abbildung der Funde bereits in der Festschrift zur 10. Tagung für Vorgeschichte, Magdeburg 1928, erschienen ist).

3. Mitteilung von Dr. Hans Lehmann (Halle) über neue altsteinzeitliche Funde in Mitteldeutschland.

In der anschließenden Diskussion erörterten Geheimrat van Werveke und Dr. Hans Lehmann die Frage nach der Zahl der Vereisungen Norddeutschlands und der Bildungsweise des Lösses.

Nach dem gemeinsamen Mittagessen im „Blauen Elefanten" führte von 15—16 Uhr Dr. Carl Engel durch die von ihm neugestaltete vorgeschichtliche Sammlung des Magdeburger Museums für Natur- und Heimatkunde und erörterte dabei die für die Neuaufstellung maßgeblich gewesenen Grundsätze und die Grenzen ihrer Durchführungsmöglichkeit. Lebhaft diskutierende Gruppen bildeten sich namentlich um die neuausgestellten alt- und mittelsteinzeitlichen sowie die zur Erörterung gestellten zweifelhaften Funde. Vgl. die Abhandlung von Carl Engel, Die Neugestaltung der Magdeburger Vorgeschichtlichen Sammlung (S. 200ff.).

Von 4 bis 5 Uhr führte der Kunsthistoriker Ernst v. Niebelschütz die Teilnehmer durch die steinerne Wunderwelt des Magdeburger Domes und bot in seinen Ausführungen einen knappen, aber erschöpfenden Überblick über die Baugeschichte dieses schönsten Bauwerkes Norddeutschlands und seiner einzigartigen, in weiteren Kreisen noch viel zu wenig bekannten Plastik.

Der späte Nachmittag war weiteren Vorträgen gewidmet, die von 5 bis 7 Uhr im Bürgersaal des Rathauses stattfanden. Geheimrat Kossinna eröffnete die Sitzung mit der Mitteilung, daß der angekündigte Vortrag von Lehrer O. Müller (Flötz) über die Mittelsteinzeit im Mittelelbgebiet wegen schwerer Krankheitsfälle in der Familie des Redners ausfallen müsse. Darauf sprachen:

1. Dr. Carl Engel (Magdeburg) über die jungsteinzeitlichen Kulturen im Mittelelbgebiet (Manuskript wesentlich gekürzt);

2. Studienassessor Ernst Lehmann (Erfurt) über die Knoviser Kultur in Thüringen und den vorgeschichtlichen Kannibalismus.

Der Abend vereinte die Teilnehmer zum Genuß des feierlichen Domkonzerts in den Hallen des Magdeburger Domes, in denen der Magdeburger Domchor unter der Leitung seines Dirigenten, des Musikdirektors Bernhard Henking, ein eigens für die Tagung zusammengestelltes Programm alter und neuer Chorlieder und Volksweisen vortrug.

Digitized by Google

Montag, den 3. September

Von 8—9 Uhr machte Dr. Carl Engel auf einer Autorundfahrt die auswärtigen Teilnehmer mit den Sehenswürdigkeiten der Stadt Magdeburg bekannt, in dem er ihnen zunächst die geschichtlich und kunstgeschichtlich beachtenswerten Plätze vorführte und in knappen Worten in ihrer Bedeutung erläuterte. Besonders eingehend machte er am Lukasturm auf

Abb. 1. Stadthalle in Magdeburg

die denkwürdige Stätte aufmerksam, an der sich am Morgen des schicksalschweren 10. Mai 1631 der Verzweiflungskampf der Magdeburger gegen die eindringenden Truppen Tillys abgespielt hatte. Neben den historischen Stätten kam auch die Gegenwart nicht zu kurz, indem den Teilnehmern auch die jüngsten Bauten Magdeburgs, einer der bedeutendsten Stätten des „modernen Bauwillens" vorgeführt und erläutert wurden.

Für den 3. und 4. September war von der Stadt Magdeburg als Tagungsraum die in herrlicher Umgebung im neuen Ausstellungsgelände ge-

Digitized by Google

legene Stadthalle zur Verfügung gestellt worden, in deren Blüthnersaal die weiteren Sitzungen stattfanden (Abb. 1).

Die für 9 Uhr daselbst vorgesehene Vorstands- und Ausschußsitzung wurde auf Dienstag verschoben und mit der Geschäftssitzung der Gesellschaft verschmolzen.

Um 9½ Uhr eröffnete Geheimrat Kossinna die allgemeine Sitzung, in der folgende Vorträge gehalten wurden:

1. Privatdozent Dr. Julius Andree (Münster): Zur Charakteristik des westfälischen Mousteriens.

2. Dr. Georg Raschke (Breslau): Die Mittelsteinzeit in Südostdeutschland. Der Vortrag, dessen Manuskript ausgeblieben ist, behandelte unter Vorführung eines reichhaltigen Fundmaterials wichtige, mit großer Wahrscheinlichkeit in die mittlere Steinzeit zu setzende Gerätformen: Felsgesteinbeile bzw. -hacken und -keulen mit roher Durchbohrung in Klopftechnik und gewisse Knochen- bzw. Geweihhacken.

3. Dr. Werner Radig (Dresden): Nordischer und donauländischer Hausbau im jungsteinzeitlichen Mitteleuropa (Manuskript gekürzt).

4. Privatdozent Dr. Hans Reinerth (Tübingen): Siebenbürgen als Grenzland nordisch-indogermanischer Kultur (Manuskript gekürzt).

Im Anschluß an die Vormittagssitzung fand eine Besteigung des eine prachtvolle Fernsicht über die Elbauen und auf die Elbfassade der Stadt Magdeburg bietenden Ausstellungsturmes statt, von dessen Plattform aus Dr. Carl Engel die auswärtigen Teilnehmer mit den Einzelheiten des Stadtbildes und der Landesnatur der Umgebung Magdeburg vertraut machte.

Nach dem gemeinsamen Mittagessen im „Blauen Elefanten" führte Dr. Carl Engel wie am Vortage durch die vorgeschichtliche Abteilung des Museums für Natur- und Heimatkunde.

Von 4—5 Uhr erläuterte Museumsdirektor Dr. Walter Greischel den auswärtigen Gästen die wichtigsten Kunstschätze des Kaiser-Friedrich-Museums, das neben wertvollen Gemälden einen ausgezeichneten Überblick über die geschichtliche Entwicklung der deutschen Wohnungskultur (Innendekoration) bietet.

Die von 5—7 Uhr in der Stadthalle abgehaltene Nachmittagssitzung eröffnete Geheimrat Kossinna mit der Mitteilung, daß die angekündigten Vorträge Dr. O. Gandert (Halle a. S.): Die Bronzezeit im Elbgebiet und Dr. Wolfgang Schulz (Görlitz): Die Zwillingsgötter in der Bronzezeit wegen Behinderung der Redner ausfallen mußten. Darauf wurden folgende Vorträge gehalten:

1. Museumsassistent Magister Dr. Nils Niklasson (Halle a. S.): Siedlungsgrabungen in der Provinz Sachsen. Der Vortrag, dessen Manuskript ausgeblieben ist, behandelte die Ergebnisse umfassender Untersuchungen an mehreren früheisenzeitlichen Siedlungen des mittleren Elbgebietes.

2. Dr. Carl Engel (Magdeburg): Herkunft und Ausbreitung der Hausurnen.

3. Lehrer Bernhard Becker (Beendorf bei Helmstedt): Der Lehrer im Dienste der Vorgeschichtsforschung.

Um 20 Uhr vereinte der von der Stadt Magdeburg gegebene Festabend sämtliche Teilnehmer zu gemütlichem Beisammensein in dem dicht gefüllten Festsaale des „Coburger Hofbräu". Namens der Stadt begrüßte Stadtschulrat

Digitized by Google

Prof. Dr. Nordmann die Gäste und wünschte ihnen einen frohen Verlauf des Festes, das Oberstudienrat Dr. A. Krüger (Magdeburg) leitete. Während des Essens erfreuten Darbietungen des Magdeburger Frauenchors (Zusammengestellt aus Damen des Magdeburger Domchors und des Reblingschen Gesangvereins) unter der Leitung des Musikdirektors Bernhard Henking die Teilnehmer.

Sodann ergriff Geheimrat Kossinna das Wort zu folgender Ansprache:

Hochverehrter Herr Professor Nordmann, geehrte Festversammlung! Es war im Mai vorigen Jahres, als ich vom Magistrat der Stadt Magdeburg eine überaus freundlich gehaltene Einladung erhielt, unsere Gesellschaft möge in jenem Jahre ihre Tagung zu Magdeburg abhalten, wo anläßlich der Theaterausstellung ungemein viel geboten würde und wohin darum schon viele Tagungen von Gesellschaften und Verbänden verlegt worden seien. Für 1927 mußte ich leider absagen, da wir ja erst 1928 wieder eine Tagung hätten. Und nun wurde vom Magistrat sofort eine ebensoviel versprechende Einladung für 1928 an mich gerichtet. Ich behandelte diese zunächst dilatorisch, da ich keinen Prähistoriker in Magdeburg kannte und daher wegen der örtlichen Geschäftsleitung Bedenken hatte.

Da fügte es der Zufall, daß ich im Juni 1927 eine andere Einladung nach Magdeburg erhielt, weil dort ein neuer Prähistoriker- und Museumsverband gegründet werden sollte. Die Sache ging aus von einem Herrn Carl Engel, von dem ich nichts weiter wußte, als daß er seit zwei Jahren Mitglied unserer Gesellschaft war. Das war ja nicht viel, aber doch ein zu Hoffnungen berechtigender Anfang. Immerhin fielen mir die Worte Mephistos über den frisch gebackenen Baccalaureus ein: „Doch diesmal ist er von den Neusten, Er wird sich fürchterlich erdreusten." Mir wurde geradezu bang für unsere Gesellschaft, die, wie es schien, auf des Herrn Engel Anstiften eine neue Konkurrenz bekommen sollte. Ich beeilte mich daher, dieser Engelschen Tagung beizuwohnen. Da zeigte es sich, daß meine Befürchtung unnütz gewesen war. Die Tagung dauerte zwar von morgens bis abends, aber gegründet wurde überhaupt nichts, am wenigstens eine Konkurrenz.

Nun lernte ich aber im Anschluß an diese Verbandstagung Herrn Engel in dreitägigem ununterbrochenem Verkehr gründlich kennen; seine Wohnung, in die er mich aufgenommen hatte, seine Gattin, sein ganzes Dasein; seine schon viele Jahre andauernde, selbstlose, übermenschliche Tages- und Nachtarbeit zum Besten unserer Wissenschaft und besonders der Vorgeschichtsabteilung des Magdeburger Museums. Ich lernte das erstaunliche Fachwissen Engels kennen und zugleich seine kräftige Betätigung im Gelände. Ich sah weiter seine große Gewandtheit und seine nicht klein zu kriegende Tatkraft in geschäftlichen Dingen, so schon bei der Leitung der Verbandstagung von 1927. Da stand es plötzlich bei mir innerlich fest: wenn Engel Ortsgeschäftsführer wird, kannst du die Einladung der Stadt Magdeburg getrost annehmen. Wie eine Hochzeit eine andere macht, so machte hier eine Tagung die andere.

Magdeburg hatte zwar den Ruf, eine Stadt zu sein, in der geistige oder gar wissenschaftliche Belange nicht ganz entsprechend der sonstigen Bedeutung der Stadt zu ihrem Recht kämen. Dies Vorurteil hatte das Jahr der Theaterausstellung gründlich widerlegt. Aber dann kam mir ein Sprichwort in den Sinn, das ich irgendwo einmal gehört hatte: der liebe Gott hat gute Menschen geschaffen und böse, außerdem noch — Magdeburger (Stürmische anhaltende Heiterkeit!). Vielleicht ist aber das Sprichwort ursprünglich gar nicht auf die Magdeburger gemünzt gewesen. Eines machte mich aber doch stutzig. Als ich

Digitized by Google

im vorigen Jahre zu der Engelschen Verbandstagung hier auf dem Bahnhof angekommen war und es sehr eilig hatte, um den Anfang der Verhandlungen nicht zu versäumen, wollte ich ein Auto nehmen. Aber das gelang mir nicht. Denn der Autoführer sagte mir: Ach, das ist ja gar nicht weit; da können Sie ganz gut zu Fuß gehen. Ich ging dann auch los, brauchte aber, vielleicht mit Umwegen, an die 20 Minuten und kam natürlich zu spät. So etwas war mir bisher in keiner anderen Stadt mit einem Autoführer passiert. Es war eben ein Magdeburger.

Nun, Scherz beiseite. Ich glaube, daß wir mit den Magdeburgern, wie sie sich uns gegenüber gezeigt haben, nicht bloß zufrieden sein können, sondern ihnen von Herzen dankbar sein müssen. Wie ich schon gestern vormittag hervorhob: noch nie hat eine Stadt für eine unserer Tagungen soviel geleistet wie diesmal die Stadt Magdeburg. Bedenken Sie, was allein die Festschrift gekostet hat. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit kann ich Ihnen verraten, daß der Betrag die Summe von 6000 Mark weit überschreitet. Bedenken Sie weiter, daß um unserer Tagung willen Herr Dr. Engel für ein Jahr — leider bisher nur für ein Jahr — am Museum angestellt worden ist, um dieses zum ersten Male in eine dem neueren Stande der Wissenschaft entsprechende Ordnung und „Aufmachung" zu bringen. Das ist allerdings ein Opfer, das die Stadt ebenso für sich selbst wie für die Wissenschaft gebracht hat.

Aber so war es ja stets. Wo wir auch unsere Tagung veranstalten, da wollen wir nicht nur selbst Neues lernen, sondern wir wollen vor allem die dortige wissenschaftliche Arbeit fördern. Das haben wir hier in Magdeburg reichlich getan und die Stadt Magdeburg hat dies ebenfalls getan. Wir hoffen aber sehr, daß die Stadt Magdeburg, was das Museum anlangt, nun nicht auf ihren Lorbeeren ausruhen möge. Das würde aber der Fall sein, wenn das Museum vom 1. Oktober wieder ohne einen wissenschaftlichen Leiter sich selbst überlassen bliebe. In der Provinz Sachsen wird durch die Industrie eine ständige Wühlarbeit im Erdboden veranlaßt, und damit werden unendlich viel Altertumsdenkmäler bloßgelegt und vernichtet, wenn nicht ein Vertrauensmann für Bodenaltertümer ständig mit Heimdallaugen darüber wacht, daß gerettet wird, was irgend gerettet werden kann.

Wir leben also, hochverehrter Herr Stadtrat, der sicheren Hoffnung, daß die Stadt Magdeburg vom 1. Oktober ab eine selbständige Leitung der Vorgeschichtlichen Abteilung des Heimatmuseums einrichten wird.

Und nun zum Schluß nochmals vielen herzlichen Dank der Stadt Magdeburg, ihrem Oberhaupt und seinem hier anwesenden verehrten Herrn Vertreter für alles Schöne, Gute und Große, daß sie für unsere Tagung und für unsere Wissenschaft geleistet haben, und nicht zuletzt auch für das herrliche Fest, das wir heute abend erleben dürfen. Die Stadt Magdeburg mit ihrem Magistrat an der Spitze, sie leben hoch! hoch! hoch!

Im weiteren Verlauf des Festes, das durch Vorträge des Komikers Albert Groß (Magdeburger Stadttheater) belebt wurde, bot Mittelschullehrer a. D. und Museumsleiter A. Herrmann (Naumburg) den Gästen einen humorvollen, manchem nicht unbekannten Vortrag über „Freuden und Leiden eines alten Prähistorikers", der mit vielen originellen Erlebnissen aus seiner langjährigen persönlichen Tätigkeit gewürzt war. Die Wogen fröhlicher Geselligkeit waren nach der reichlichen Bewirtung schon hoch gestiegen, als Amtsgerichtsrat W. Mengert (Magdeburg) das Wort zu folgender Ansprache ergriff:

Die Stadt Magdeburg hat ihre Freude über die Tagung für Vorgeschichte

Digitized by Google

in ihren Mauern Ausdruck gegeben und Teilnehmer und Freunde der Vorgeschichtswissenschaft zu fröhlichem Zusammensein geladen. Der wirtschaftliche Mittelpunkt der Provinz Sachsen, an deren Schlagader, dem Elbstrom, gelegen, strebt seit Jahren dahin, auch ein geistiges Zentrum für die Provinz zu werden. Ragende Bauten sind aufgeführt, um Ausstellungen von Leistungen auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft eine würdige Stätte zu bereiten, und Wissenschaftler aller Gebiete haben sich schon oft zu gemeinsamer Arbeit hier zusammengefunden. Da ist es wohl verständlich, daß sie sich auch der Tagung der jungen, kraftvoll aufstrebenden Vorgeschichtswissenschaft in ihrem Weichbilde freut. Bei dieser Stimmung drängt es uns, des Mannes zu gedenken, dem wir es letzten Endes zu verdanken haben, daß die Fülle der Anregung, die eine solche Tagung bietet, gerade unserer Stadt zugekommen ist, des Mannes, der jedem, der sich einmal mit Vorgeschichte beschäftigt hat, als der Bahnbrecher unserer deutschen Vorzeitforschung bekannt ist: ich meine damit unseren hochverehrten Herrn Geheimrat Kossinna. Wer seit langen Jahren als interessierter Laie den gewaltigen Aufstieg dieser in noch zurückdenkbarer Zeit kaum gekannten Wissenschaft verfolgt hat, der weiß, was Herr Geheimrat Kossinna für diese Wissenschaft selbst bedeutet. Doch diese Verdienste zu würdigen mag Berufeneren und Sachkundigeren vorbehalten bleiben. Für uns Magdeburger gilt es aber, seine Verdienste um das Zustandekommen der Tagung in unserer Stadt mit wärmstem Dank anzuerkennen. Mit glücklichem Blick hat er erkannt, daß es sich hier um wertvolles Neuland handelt. Wohl vermögen andere Städte größere und reichhaltigere Sammlungen darzubieten. Doch hat auch hier ein ernstes und zukunftsfreudiges Streben eingesetzt, und die Neugestaltung unseres Museums wird es erweisen, wie lohnend es ist, diese Keime zu pflegen. Gerade für dessen Förderung sind wir Herrn Geheimrat Kossinna besonders dankbar. In seiner tiefgründigen, begeisternden Eröffnungsrede am Sonntagvormittag hat er auch weiteren und bisher vielleicht abseitsstehenden Kreisen die Augen für die Bedeutung, für die unendlich reichen Zukunftsmöglichkeiten dieser Wissenschaft geöffnet, und wir hoffen und vertrauen, daß seine Worte nicht ohne Nachhall verklingen werden, sondern daß sie die Bereitstellung von Mitteln und die Mitarbeit weiter interessierter Kreise bewirken werden. Es bietet gerade diese Landschaft, in der die großen Kulturkreise der Vorgeschichte zusammenstoßen und in ihrem Zusammentreffen neue Kulturen geschaffen haben, ein ungemein ergiebiges und förderndes Forschungsgebiet. Und darum dem Altmeister der Vorgeschichtswissenschaft, der ja auch durch den Entschluß für die Tagung in Magdeburg ihr neue Förderung gegeben hat, im Namen der Wissenschaft und im Namen des Magdeburger Landes unseren allerherzlichsten Dank und ein begeistertes „Hoch"!

Nach Schluß des offiziellen Teils hatte das fröhliche Beisammensein alle Teilnehmer schon so eng verbunden, daß nur wenige gegen Mitternacht an Aufbruch dachten. Und von manchen wird berichtet, daß sie in dieser Nacht kein Bett gesehen hätten.

Dienstag, den 4. September

Von 8—9 Uhr vormittags führte Oberstudienrat Dr. A. Krüger (Magdeburg) die Teilnehmer durch die Pflanzensammlungen der städtischen Gruson-Gewächshäuser, deren reiche Bestände nicht nur eine ausgezeichnete Anschauung der wichtigsten tropischen und subtropischen Pflanzenformen,

Digitized by Google

sondern auch einen lehrreichen Einblick in die verschiedenartigen Vegetationsbilder und Pflanzenformationen der Erde bieten.

In der um 9 Uhr im Weinzimmer der Stadthalle stattfindenden Geschäftssitzung der Gesellschaft berichtete der 1. Vorsitzer, Geheimrat Kossinna, über die wichtigsten Ereignisse und die Entwicklung der Gesellschaft in den beiden letzten Jahren.

Die Hauptsache unseres Erlebens seit Pfingsten 1926 sind den Mitgliedern aus dem Mannus und den besonderen ihm aufgehefteten Zetteln mit Nachrichten „An die Mitglieder" bekannt. Das letzte Mitgliederverzeichnis von 1927 bringt statt der 630 Namen vom Jahre 1925 nur noch 591 Namen. Dieser Rückgang, der lediglich den schlechten wirtschaftlichen Verhältnissen vieler Mitglieder zuzuschreiben ist, hat sich im Laufe des Jahres 1928 zwar noch fortgesetzt, von 591 auf 565 Mitglieder, aber doch nicht so stark wie zu Anfang 1927, trotzdem der Jahresbeitrag von 13 auf 16 Mk. erhöht werden mußte. Doch auch dieser erhöhte Beitrag reicht nicht aus, um die Kosten für den Mannus und seine Beilage, das „Nachrichtenblatt", zu decken.

Das Nachrichtenblatt begründete ich 1925 und machte es im ersten Jahrgang, der noch wenig brachte, den Mitgliedern zum Geschenk, denn von den fünf Heften hat der Verlag nur drei bezahlt. Nachdem ich von 1926 an Dr. Jahn mit der Herausgabe beauftragt hatte, schwoll das Blatt so an, daß der Verlag streikte. Unsere Gesellschaft zahlte zuerst eine Beihilfe von 400 Mk., dann verzichtete sie auf einen Teil ihres Anrechts an der von der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft dankenswerter Weise geleisteten Beihilfe von 1200 Mk., und endlich wurde der Anteil unserer Gesellschaft an dem Jahresbeitrage der Mitglieder von 2 auf 1½ Mk. zurückgesetzt. Nicht genug damit wurde noch der Mannusumfang von 25 Bogen auf 20 Bogen eingeschränkt und in diesem Jahre immerhin noch auf 22 Bogen. Alles das geschah, um das weit über meine Absicht und Gutheißen angeschwollene Nachrichtenblatt am Leben zu erhalten. Und dennoch war alles das unzulänglich. So mußte der Jahresbeitrag für 1928 auf 16 Mk. erhöht werden.

Nun traf uns aber der schwerste Schlag, der unsere Rechnung für 1928 völlig umwarf: das Ausbleiben der Unterstützung der Notgemeinschaft. Begründet wurde diese damit, daß das Nachrichtenblatt keine wissenschaftliche Zeitschrift sei und die Kosten des Mannus allein aus den Jahresbeiträgen der Mitglieder gedeckt werden könnten.

Der Stein des Anstoßes für uns ist also das Nachrichtenblatt. Ich muß gestehen, daß ich weder mit der Haltung noch mit dem Inhalt des Nachrichtenblattes unter der Jahnschen Leitung mich habe befreunden können. Ich dachte mir 1926 eine Erweiterung auf sechs Bogen (Hefte), eine kurze Eingangsabhandlung von solcher Beschaffenheit, wie sie sich für eine Aufnahme in den Mannus nicht recht eignen würde, und als Hauptsache Mitteilung wichtiger, für weitere Kreise bedeutsamer Funde. Statt dessen erschienen oft mehrere, zum Teil umfangreichere Aufsätze in einer und derselben Nummer und oft eine endlose Fundstatistik, die zum Teil in eine Scherbenstatistik ausartete, wie sie allein für Eingangsverzeichnisse von Museen üblich ist. Wer soll denn das lesen? Unsere Mitglieder etwa, die vier Fünftel Laien oder Halblaien sind? Das liest nicht einmal der Fachmann oder nur derjenige Fachmann, der eine Fundstatistik über irgend welche Gegenstände oder Landschaften abfassen will. Und nun beansprucht Dr. Jahn, daß ihm unsere Gesellschaft allein zehn Bogen für 1929 sichern soll. Ich frage da, wo bleibt der Mannus, der doch schon satzungsgemäß unsere Hauptsache ist und bleiben

Digitized by Google

muß? Er muß unter allen Umständen wieder auf den alten Umfang von 24 Bogen gebracht werden.

Das ist aber nur möglich, wenn unsere Gesellschaft mit den Opfern für unser Nachrichtenblatt Schluß macht und die Aufrechterhaltung des Blattes allein dem Verlage überläßt. Selbstverständlich würde auch unter diesen Umständen das Nachrichtenblatt Eigentum unserer Gesellschaft bleiben. Alles weitere werde ich kraft meiner Amtsbefugnis mit dem Verlage verabreden.

In der anschließenden Aussprache, an der sich unser Mitglied Melzer im Auftrage des Verlages Kabitzsch und von den Ausschußmitgliedern besonders Privatdozent Dr. Kühn (Köln) beteiligte, wurde den von dem 1. Vorsitzer ausgesprochenen Gedanken durchweg beigepflichtet. Melzer betonte, daß der Verlag besonderes Gewicht darauf lege, daß das Nachrichtenblatt den alten Titel beibehalte, also nach wie vor als Beiblatt des Mannus bezeichnet und der Name des Begründers genannt würde. Dr. Kühn riet dazu, worin er allseitige Zustimmung fand, dem Herausgeber des Nachrichtenblattes nach wie vor die Kosten der Korrespondenz für das Blatt voll zu ersetzen. Die endgültige Regelung der Angelegenheit mit dem Verlage wurde dem 1. Vorsitzer anheimgegeben.

Der Schatzmeister Snethlage (Berlin) erstattete den Kassenbericht.

	Reichsmark			
	1926		1927	
Einnahmen:				
Bestand vom Vorjahr	2116,52		2765,20	
Mitgliederbeiträge	7211,60		6951,95	
Verschiedenes	439,90	9768,02	345,40	10062,55
Ausgaben:				
Für den Mannus	6249,70		5893,00	
Sonstiges (Postgebühren, Schreibbedarf, Tagung usw.)	753,12	7002,82	664,65	6557,65
Bestand am Ende des Jahres		2765,20		3504,90

Auf Antrag der Kassenprüfer wurde dem Schatzmeister Entlastung erteilt.

Um 9½ Uhr eröffnete Geheimrat Kossinna im Blüthnersaal die wissenschaftliche Sitzung und gab dabei bekannt, daß der angekündigte Vortrag von Museumskostos Prof. Dr. Walter Schulz (Halle a. S.) über Vorgeschichtliche Kultstätten Mitteldeutschlands in Dichtung und Wahrheit wegen Behinderung des Vortragenden ausfallen, derjenige von Dr. Christoph Albrecht (Römisch-Germanisches Zentralmuseum in Mainz) über Frühgeschichtliche Befestigungen im Mittelelbgebiet gelegentlich der Besichtigung der Hildagesburg stattfinden würde.

Sodann wurden folgende Vorträge gehalten:

1. Dr. Ernst Petersen (Breslau): Die Chronologie der ostgermanischen Gesichtsurnenkultur. (Der Vortrag, der unter Heranziehung eines umfassenden Materials eine zeitliche Gliederung der ostdeutschen Gesichtsurnenkultur darbot und deren ostgermanische Stammeszugehörigkeit betonte, erscheint in erweiterter Form in den „Vorgeschichtlichen Forschungen", Berlin 1929.)

2. Heinrich Kurtz (Museum Beuthen, Oberschlesien): Das Gräberfeld von Chorulla, Kreis Gr.-Strehlitz. (Der Vortrag, dessen Manuskript aus-

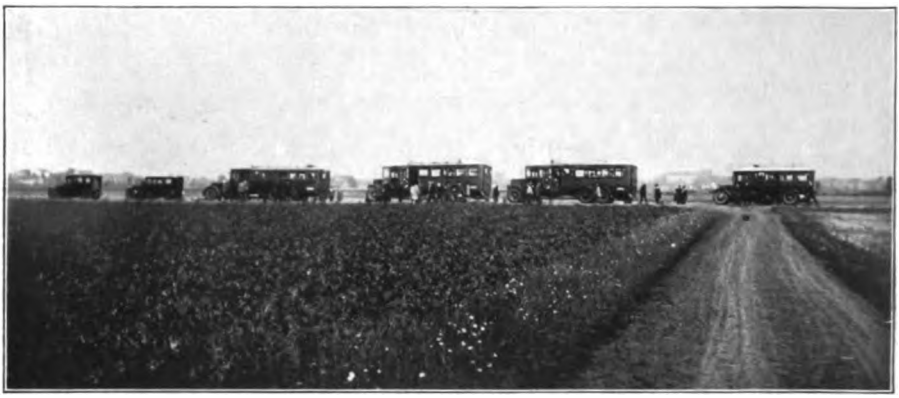
Digitized by Google

geblieben ist, schilderte unter Heranziehung verwandter Funde das für die ostgermanische Besiedlung Südostdeutschlands wichtige nachchristliche Gräberfeld.)

3. Privatdozent Dr. Herbert Kühn (Köln): Das Jahr 550 nach Christi Geburt als kulturgeschichtlicher Wendepunkt in der Völkerwanderungszeit.

4. Fritz Geschwendt (Breslau): Werbetätigkeit im Dienste der Vorgeschichtsforschung.

Nach dem gemeinsamen Mittagessen im Blauen Elefanten führte wie an den Vortagen Dr. Carl Engel durch die vorgeschichtliche Abteilung des Museums für Natur- und Heimatkunde. Von 16—17 Uhr machte Oberstudienrat Prof. Kratzenstein die Teilnehmer mit dem prachtvollen romanischen Kreuzgang und der romanischen, gotisch eingewölbten Basilika des Klosters Unser lieben Frauen bekannt und gab einen kurzen Überblick über die denkwürdige Geschichte des von Norbert gegründeten Prämonstratenserklosters und der aus ihm hervorgewachsenen alten Klosterschule.



Phot. F. Kleinschmidt, Magdeburg

Abb. 2. Der Autopark an der Hildagesburg bei Wolmirstedt

Von 17—20 Uhr fanden im Blüthnersaal der Stadthalle folgende Vorträge statt:

1. Geheimrat Prof. Dr. Felsberg (Brandenburg): Römische Kaiser- und Völkerwanderungszeit im Havellande.

2. Prof. Dr. Herman Wirth (Marburg): Zur Urgeschichte der nordischen Runenschrift: Die Runen „Ur" und „Jahr", ein Abschnitt aus der steinzeitlichen Kultsymbolik der atlantisch-nordischen Rasse. Der Inhalt des Vortrags, dessen Manuskript ausgeblieben ist, ist enthalten in des gleichnamigen Verfassers Werk: „Der Aufgang der Menschheit", Jena 1928.

Der Abend vereinte die Mitglieder der Gesellschaft in der von der Stadt Magdeburg dargebotenen Festvorstellung im Stadttheater, bei der Goethes „Urgötz" in neuer Einstudierung zur Aufführung gelangte.

Im Anschluß an den offiziellen Teil der Tagung fanden drei Ausflüge statt, die die Teilnehmer in systematisch angelegtem Plane mit den reichen vorgeschichtlichen Denkmälern der näheren und weiteren Umgebung Magdeburgs bekannt machten[1]).

[1]) Eine kurze Zusammenfassung der bei der Anlage der Ausflüge maßgeblichen Grundsätze findet sich im Nachrichtenblatt f. d. deutsche Vorzeit, Jg. IV, 1928, H. 8, S. 125—128: Engel, C., Zu den Ausflügen auf der 10. Tagung für Vorgeschichte;

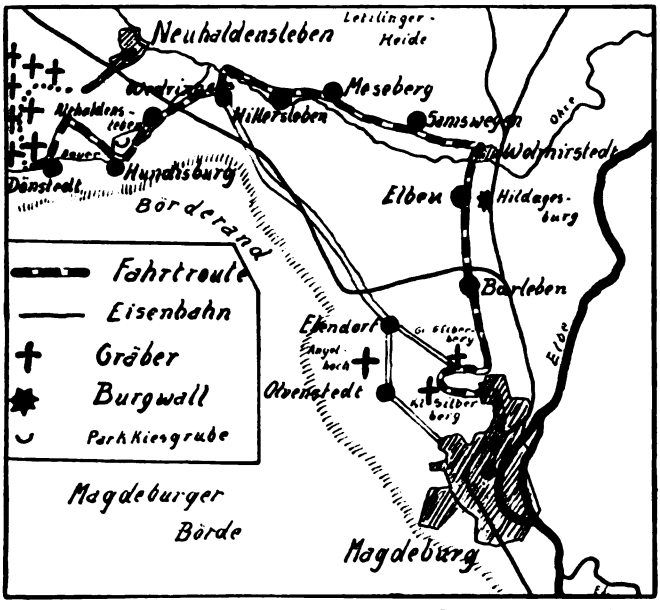
Digitized by Google

Zur Beförderung der Teilnehmer hatte die Stadt Magdeburg je nach Bedarf drei bis vier große Autoomnibusse und zwei Viersitzer zur Verfügung gestellt (Abb. 2), die gestatteten, die zwischen den einzelnen Besichtigungsorten liegenden, oft recht beträchtlichen Entfernungen in kürzester Zeit und auf bequemste Weise zu überwinden. Die auf den Fahrten berührten Kreisstädte sorgten in gastlichem Entgegenkommen für eine ausgiebige Verpflegung der Teilnehmer, die namentlich in den Abendstunden eine ebenso einmütige wie fröhliche Geselligkeit vereinte.

Zu dem glücklichen Gelingen der Ausflüge trug nicht unerheblich das herrliche Spätsommerwetter bei, das während des gesamten Verlaufes der Magdeburger Tagung an dem wolkenlosen Himmel auch nicht den Schatten eines Wölkchens aufkommen ließ.

Mittwoch, den 5. September

Die Teilnehmer am Ausflug nach Wolmirstedt-Neuhaldensleben versammelten sich 8 Uhr vormittags im Saale des Kaiserhofs (gegenüber der



Gez. F. Jaensch, Magdeburg

Abb. 3. Kartenskizze zum 1. Ausflug am 5. September: Wolmirstedt-Neuhaldensleben

Ulrichskirche), dem Standquartier des 1. Vorsitzers und Tagungsleiters, Geheimrats Kossinna. Um die Erläuterungen an den einzelnen Haltepunkten auf ein Mindestmaß einschränken zu können, gab Dr. Carl Engel an Hand von Lichtbildern und Karten (Abb. 3) zunächst eine kurze Übersicht über die

eine ausführliche Beschreibung und Abbildung der besichtigten Denkmäler und Fundplätze in dem den Tagungsteilnehmern als „Sondernummer zur 10. Tagung für Vorgeschichte in Magdeburg 1928" überreichten Montagsblatt der Magdeburgischen Zeitung, 70. Jg., Nr. 36 vom 5. 9. 1928, S. 288—294: Engel, C., Vorgeschichtliche Erläuterungen zu den Ausflügen auf der 10. Tagung für Vorgeschichte. Ebenda S. 282—285: van Werveke, L., Kurze geologische Erläuterungen zu den Ausflügen der Vorgeschichtsforscher in den Tagen des 5.—7. September 1928.

Digitized by Google

allgemeinen geologischen und vorgeschichtlichen Verhältnisse des während des Ausflugs durchquerten Gebietes und über die geographische Verteilung und die gegenseitigen Beziehungen der in ihm auftretenden vorgeschichtlichen Kulturen.

Sodann bestiegen die 150 Teilnehmer die bereitstehenden vier großen und zwei kleinen Kraftwagen, die um 9 Uhr durch die nördlichen Stadtteile als erstem Ziele dem westlich der Neustadt gelegenen Kleinen Silberberge zurollten, einem bereits 1831 durch Wiggert untersuchten Grabhügel der Walternienburg-Bernburger Kultur (Abb. 4), dessen Beigabegefäße sich im Magdeburger Museum für Natur- und Heimatkunde befinden. Von der Spitze des Hügels erläuterte Dr. Carl Engel den Aufbau dieser für die Magdeburger Börde (als sogenannte „Hochs") charakteristischen Grabhügel, die auch im südlich angrenzenden Anhalt häufig auftreten[1]). Auf dem Kleinen Silber-

Phot. F. Kleinschmidt, Magdeburg

Abb. 4. Die Teilnehmer auf dem Kleinen Silberberg (nordöstlich Magdeburg)

berg war erst wenige Tage vor Beginn der Tagung unter der Leitung des Vortragenden eine Nachgrabung vorgenommen worden, weil man hoffte, noch Reste der ehemaligen Grabanlage freilegen zu können[2]). Doch wurde in zweitägiger Untersuchung außer einigen modernen Scherben und verrosteten Eisennägeln nichts Beachtenswertes mehr zutage gefördert.

Bei der Weiterfahrt erwarteten auf der Spitze des benachbarten Großen Silberberges bereits die befreundeten Wolmirstedter Herren die Teilnehmer und setzten sich mit ihrem Privatauto an die Spitze der Kolonne, die nach kurzer Fahrt die östlich Elbeu gelegene Hildagesburg erreichte, die bei

[1]) Vergleiche Mannus, Erg.-Bd. IV, Leipzig 1925, S. 14—23.

[2]) Der lakonische Bericht Wiggerts bei den aus dem Hügel stammenden Gefäßen der I. Walternienburger Stufe und der frühesten Bronzezeit lautet: „Zwischen zwei Steinreihen in der Erde gefunden".

Digitized by Google

ihrer durch den Bau des Mittellandkanals veranlaßten Zerstörung im Auftrage der Landesanstalt für Vorgeschichte zu Halle a. S. durch Dr. Albrecht untersucht worden war.

An den Überresten der durch Umlegung der Bahnstrecke großen Teils zerstörten Hildagesburg sprach Dr. Christoph Albrecht zunächst einführend über die „Vor- und frühgeschichtlichen Burgwälle des Mittelelbgebietes" und erläuterte ihre verschiedenartigen Anlage- und Bautypen sowie ihre zeitliche Stellung[1]). Eingehender schilderte er sodann die Untersuchung der vorliegenden Anlage und ihre Bedeutung in slawischer und ottonischer Zeit[2]). An einem für die Besichtigung erneuerten Profil wies er klar die beiden Schichten (der slawischen und ottonischen Burg) nach, wobei deutlich die beiden verschiedenen Bauperioden in Gestalt der allein erhalten gebliebenen Abstürze der verbrannten Mauern und der davorliegenden Gräben (slawischer und ottonischer Graben) zu erkennen waren.

In schneller Fahrt führten die Kraftwagen die Gesellschaft zu dem benachbarten Wolmirstedt, in dem der Lehrer und Museumsleiter Hans Dunker mit den Schätzen des neu entstehenden Wolmirstedter Heimatmuseums (besonders den Funden aus der Hildagesburg) bekannt machte. Dank der Gastlichkeit des Magistrates und der Kreisverwaltung Wolmirstedt erwartete ein warmes Frühstück die Teilnehmer, während dessen Landrat Böttger als Vorsteher des Kreises Wolmirstedt persönlich die Gäste begrüßte und ihnen nach den Anstrengungen der Fahrt Erholung bei fröhlichem Mahle und Stärkung für die noch kommenden Anstrengungen wünschte. In seiner Erwiderung dankte Geheimrat Kossinna für die gastliche Aufnahme und wünschte dem neu gegründeten Wolmirstedter Museum weiteres Aufblühen und Gedeihen.

Bei einem Halt auf der Weiterfahrt, die zur Linken deutlich den Börderand, die Nordgrenze des bandkeramischen Kulturgebietes (vgl. S. 79, Abb. 4) hervortreten ließ, schilderte angesichts der Türme von Hillersleben Amtsgerichtsrat W. Mengert (Magdeburg) die bis in die Slawenzeit zurückgehenden Schicksale des alten Nonnenklosters und gab auf Grund seiner eigenen Forschungen ein anschauliches Bild von der Situation und dem Verlauf der auf den Wiesen zwischen Hillersleben und Meseberg 1550 geschlagenen Schlacht, in der sich die Magdeburger bei einem Ausfall gegen die Belagerer blutige Köpfe holten.

In schneller Weiterfahrt über Wedringen und Althaldensleben wurde die Parkkiesgrube von Hundisburg erreicht (Abb. 5), neben Weimar, Zeitz und Markkleeberg die bedeutendste Fundstätte diluvialer Kulturreste in Mitteldeutschland. Vor der hohen Schotterwand der Kiesgrube erläuterten Geheimrat van Werveke die geologischen Verhältnisse und deren verschiedenortige Ausdeutung, Dr. Carl Engel die vorgeschichtliche Bedeutung der Funde. Trotz eifrigen Suchens gelang es jedoch keinem der Besucher, eines der so kostbaren Geräte aufzuspüren.

Auf der Weiterfahrt erläuterte Dr. Carl Engel auf den Höhen hinter Hundisburg (Abb. 6), die einen prachtvollen Rückblick auf das weithin die Landschaft beherrschende Schloß (Abb. 7) gestatteten, den Grenzcharakter

[1]) Vgl. Albrecht, Chr., Vor- und frühgeschichtliche Burgwälle im mittleren Elbgebiet. Montagsblatt der Magdeburgischen Zeitung, 71 Jg., 1929, Nr. 11, S. 81—84.

[2]) Vgl. Albrecht, Chr., Die Hildagesburg bei Wolmirstedt. Montagsblatt der Magdeburgischen Zeitung, 70. Jg., 1928, Nr. 1, S. 1ff.

Digitized by Google

des Bevertalgebietes, in dem der auf der Südseite des Bevertales noch anstehende Lößboden reiche bandkeramische Siedlungsstätten („blaues Land") aufweist, während der sandige Diluvialboden des Nordhanges bereits in den Händen der alten Megalithbevölkerung („rotes Land") war (vgl. die Karten Abb. 2 und 4, S. 75 und 79).

Phot. F. Kleinschmidt, Magdeburg

Abb. 5. In der Parkkiesgrube von Hundisburg. Geheimrat von Werveke (×) erläutert die Schichtenfolge

Halbwegs zwischen Hundisburg und Dönstedt verließ man die Wagen,

Phot. Dr. W. Radig, Dresden

Abb. 6. Der „Große Generalstab" auf den Höhen zwischen Hundisburg und Dönstedt. Links Kossinna; Mitte Engel; rechts Reinerth

um zum Marsch durch das Hünengräberfeld von Neuhaldensleben anzutreten, wobei man zunächst das auf der Kuppe des Galgenberges gelegene große bronzezeitliche Kegelgräberfeld besichtigte, dessen Anlage und Aufbau

Digitized by Google

Dr. Carl Engel an Hand der den Teilnehmern mitgegebenen Querschnitte erläuterte und der IV.—V. Periode der Bronzezeit zuwies, in der der Lausitzische Einfluß im Neuhaldensleber Gebiet bereits zu verklingen beginnt.

Phot. H. Schneider, Magdeburg

Abb. 7. Blick auf Schloß Hundisburg und das Bevertal

Unvergeßlich wird allen Teilnehmern der nun folgende Marsch durch das Hünengräberfeld von Neuhaldensleben bleiben, auch wenn er bei der herrschenden Hundstagshitze manchen Schweißtropfen kostete und den Kaffeedurst nicht unerheblich verstärkte.

Phot. F. Kleinschmidt, Magdeburg

Abb. 8. „Königsgrab" bei Forsthaus Eiche. Blick auf die Kammer

Die gewaltigen, in voller Ursprünglichkeit im Walde liegenden, oft dicht gehäuften Megalithgräber (Abb. 8—10), an denen der Weg vorüberführte, gewährten einen tiefen Eindruck von der Großartigkeit der nordwestdeutschen Megalithkultur; namentlich das wohl erhaltene „Königsgrab" (Abb. 8) und

Digitized by Google

die aus dem Inneren einer Grabkammer hervorgewachsene „Steineiche" (Abb. 10) erweckten besondere Bewunderung. Um so lebhafteres Bedauern erregten die Mitteilungen von Dr. Engel über die noch immer herrschende Denkmälerverwüstung in diesem einzigartigen Gebiete, die allein im Laufe der letzten acht Jahre sechs Megalithgräber teils völlig zerstört, teils stark beschädigt hat. Im Zusammenhang damit wies Dr. Engel darauf hin, daß die zahlenmäßige Abnahme unserer Megalithgräber in den letzten 100 Jahren geradezu erschreckenden Umfang angenommen habe. In der Altmark seien von den durch Danneil 1843 nachgewiesenen 142 Megalithgräbern heute nur noch elf in gutem Zustande, 32 in Trümmern erhalten geblieben; von den im Jerichowschen Südkreis durch Pfarrer Abel aus Möckern Ende des 18. Jahrhunderts namhaft gemachten 50 Hünenbetten ständen heute noch drei in kläg-

Phot. H. Schneider, Magdeburg

Abb. 9. Hünenbett am „Gräberweg" im Dönstedter Forst

lichen Überresten[1]). Das auf dem Papier stehende Denkmalsschutzgesetz nütze nichts, solange nicht auch die Möglichkeit bestehe, es mit energischen Maßnahmen durchzuführen. Heute diene es mit Vorliebe nur zur Belästigung und Ausschaltung von Männern, die sich um die Erhaltung und sachgemäße Pflege von Vorzeitdenkmälern wirklich bemühten, während die wirklichen Sünder straffrei ausgingen. Die Erhaltung der einzelnen Megalithgräber heische gebieterisch eigene, mit ihrer Beobachtung betraute Heimatpfleger, da es für eine weit abgelegene Pflegestelle völlig unmöglich sei, die in ihrer Verbreitung oft weit ausgedehnten Gräberfelder beständig zu überwachen. Der geradezu traurige Zustand der altmärkischen Megalithgräber aber zeige die Notwendigkeit, daß die einzelnen Gemeinden nicht nur mit ihrem Schutz, sondern auch

[1]) Vgl. dazu: Engel, C., Wert und Schutz unserer Vorzeit-Denkmäler. Montagsblatt der Magdeburgischen Zeitung, 70. Jg., 1928, Nr. 42 vom 19. November, S. 382 bis 383. — Herms, Die Megalithgräber des Kreises Jerichow I in Festschrift zur 10. Tagung für Vorgeschichte, Magdeburg 1928, S. 242—263.

Digitized by Google

mit ihrer Pflege beauftragt würden, damit sie nicht — wie das jetzt üblich sei — als Lesesteinhaufen, Müllgruben und Kehrichthaufen benutzt würden.

Seine Ausführungen fanden den einstimmigen Beifall aller Teilnehmer.

Nach dem anstrengenden Marsche durch den backofenheißen Kiefernwald, durch den Dr. Carl Engel die Teilnehmer in oft pfadlosem Zickzack von Grab zu Grab führte, war man froh, an der südwestlich Neuhaldensleben gelegenen „Ziegelei" die Kraftwagen wiederzufinden, die die Teilnehmer in kurzer Fahrt in das reizvoll zwischen dunklen Waldhöhen gelegene Neuhaldensleben führten, wo der von der Stadt und dem Allerverein gastlich gedeckte Kaffeetisch schon bereit stand und dankbaren Zuspruch fand.

Phot. P. Ulrich, Wimmelburg

Abb. 10. „Steineiche" an der Ziegelei Althaldensleben. Der gewaltige Eichenstamm ist aus der Grabkammer hervorgewachsen und hat mit seinem Holzkörper die Deckplatten überwallt und umschlossen

In einzelnen Gruppen führte sodann der Vorsitzende des Allervereins und Leiter des Neuhaldensleber Heimatmuseums, Studienrat Dr. Hans Wieprecht, die Teilnehmer durch die wertvolle vorgeschichtliche Sammlung, deren Schätze namentlich von den Fachleuten mit Begeisterung in Augenschein genommen wurden.

Gegen 19 Uhr versammelten sich die Teilnehmer in dem großen Saale des Hotels Fürst Bismarck, in dem sie durch eine wohlgelungene, von dem Heimatdichter Gutsbesitzer Wilhelm Rauch (Gutenswegen) selbst geleitete Aufführung seines Volksstückes „Up Freiers Fäuten", das von Bördebauern selbst ausgezeichnet dargestellt wurde, mit Mundart, Tracht und Volkstum der Magdeburger Börde auf unterhaltsamste Art bekannt gemacht wurden. Das schlichte, naturwahre und doch tief empfundene und aus eingehend-

Digitized by Google

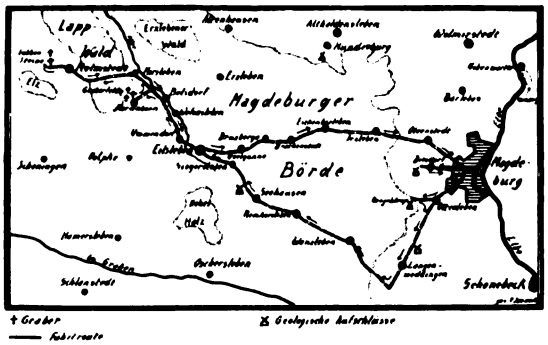
ster Kenntnis der Bördebauern heraus geschaffene Stück fand eine dankbare Zuhörerschaft und der Dichter-Intendant begeisterten Beifall. Studienrat Dr. Pahncke gab einige volkskundliche Erläuterungen zu dem Stück.

Nur kurze Zeit verblieb noch zu fröhlichem Zusammensein mit den Neuhaldensleber Gastgebern, die Stadtbaurat Flock (Neuhaldensleben) benutzte, die Gäste zu begrüßen, während Geheimrat Kossinna den Dank der Gesellschaft für die so überaus liebenswürdige Aufnahme aussprach, und Superintendent Jordan auf den wissenschaftlichen „Nachwuchs" der Vorgeschichtsforschung sprach und seine Worte in einem Hoch auf Dr. Engel ausklingen ließ.

Gegen 8 Uhr mußte, wenn auch ungern, von der gastlichen „Stadt an der Heide" Abschied genommen werden, und die keuchenden Autos führten die Teilnehmer durch die schwarze und doch so herrliche Sommernacht in die Mauern der Stadt Magdeburg zurück.

Donnerstag, den 6. September

Wieder versammelten sich um 8 Uhr 122 Teilnehmer im Saale des „Kaiserhofs", in dem Dr. Carl Engel wie am Vortage einen kurzen zusammenhängenden Überblick über Landschaft und Vorgeschichte der auf dem Ausflug nach Marienborn und Helmstedt durchfahrenen Gebiete (Abb. 11) gab.



Gez. F. Jaensch, Magdeburg

Abb. 11. Kartenskizze zum 2. Ausflug am 6. September: Marienborn—Helmstedt

Um 9 Uhr führten die Kraftwagen die Gesellschaft zunächst zu der südlich Diesdorf gelegenen Kiesgrube, in der Geheimrat van Werveke den diluvialgeologischen Aufbau der Magdeburger Börde erläuterte. Auch bei den anschließenden Besichtigungen der diluvialen Aufschlüsse an den südwestlich der Stadt Magdeburg gelegenen Hängelsbergen (Abb. 12) und in der Kiesgrube nordöstlich des Bahnhofes Langenweddingen fand Geheimrat van Werveke Gelegenheit, den Teilnehmern seine auf Grund jahrelanger sorgfältiger Forschungen erarbeiteten völlig neuartigen Auffassungen über die Bildung der diluvialen Ablagerungen Mitteldeutschlands und die Zahl der Vereisungen in Norddeutschland auseinanderzusetzen[1]). Besonders schön konnte

[1]) Vgl. dazu außer dem Beitrag S. 41ff.: van Werveke, Kurze geologische Erläuterungen zu den Ausflügen der Vorgeschichtsforscher im Montagsblatt der Magde-

Digitized by Google

das Auftreten von Sandlöß und faustgroßen Geröllen im echten Löß vorgeführt werden; Erscheinungen, die an der herrschenden Lehre von der äolischen Entstehung des Lösses starke Zweifel aufkommen lassen.

In den vom Wind aufgewirbelten Wolken gelben Lößstaubes überqueren die Wagen in schneller Fahrt die Hochfläche der Magdeburger Börde und erreichen über Wanzleben, Remkersleben Seehausen, wo eine Reifenpanne zu längerem Verweilen zwingt. Geheimrat van Werveke benutzt den unfreiwilligen Aufenthalt zu einer Führung durch die nordwestlich des Bahnhofes Seehausen angelegten Tongruben, in denen er den Teilnehmern die hier prachtvoll aufgeschlossenen diluvialen Stauchungen und Aufpressungen von Septarienton erläutert; während andere in der benachbarten Bahnhofswirtschaft materiellen Genüssen huldigen.

Phot. K. Reichhelm, Treuenbrietzen

Abb. 12. Die Teilnehmer in der Sandgrube an den Hängelsbergen (südwestl. Magdeburg)

In schneller Fahrt wird über Eilsleben, Ummendorf, Wefensleben die altheilige Stätte Marienborn erreicht, wo Pfarrer Kittlaus die Teilnehmer durch den prachtvollen Park zur Marienkapelle führt und sie dann mit dem Innern der Kirche und dem eigenartigen, leider stark verfallenen Kreuzgang bekannt macht.

Schon in heidnischer Zeit scheint Marienborn eine altgermanische Kultstätte gewesen zu sein. Noch heute wehen die Schauer altheidnischen Götterdienstes durch den stillen, an vorgeschichtlichen Denkmälern so reichen Buchenwald, zu dem ein kurzer Fußmarsch die Teilnehmer hinaufführt. Grabhügel um Grabhügel begleitet den schmalen Fußpfad (Abb. 13), auf dem Dr. Carl Engel

burgischen Zeitung, 70. Jg., Nr. 36 vom 3. 9. 1928, S. 282—285, sowie van Werveke, Ausbildung, Entstehung und Gliederung des Diluviums in der Magdeburger Gegend in der Festschrift zur 10. Tagung für Vorgeschichte. Magdeburg 1928, S. 7—147.

Digitized by Google

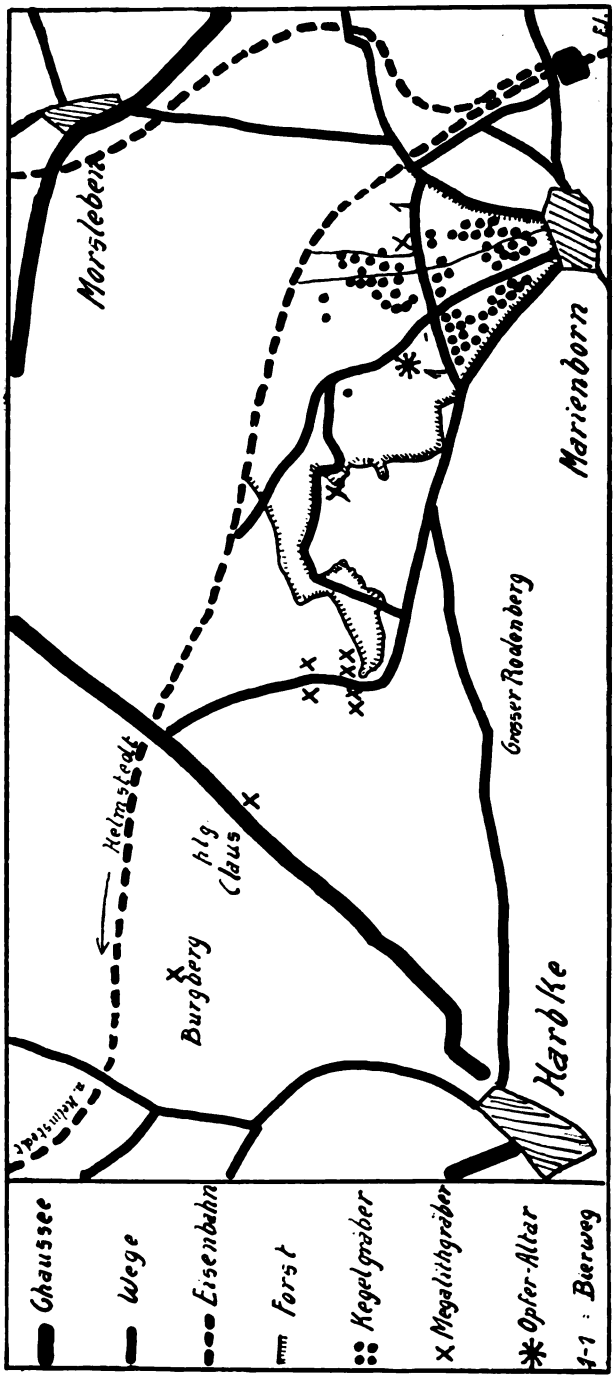


Abb. 13. Vorgeschichtliche Denkmäler im Walde bei Marienborn (nach Blasius)

Digitized by Google

die Gesellschaft zu dem erst kürzlich von ihm ausgegrabenen frühbronzezeitlichen Hügelgrab führt, dessen Steinkiste eigens für den Besuch der Tagungsteilnehmer geöffnet geblieben war. Nach einer Erläuterung über den Gang der Untersuchung und einigen Ausführungen über das gesamte, über 40 Hügel umfassende Gräberfeld führte Dr. Engel die Teilnehmer zu den Resten der beiden Megalithgräber am Bierweg und zu dem berühmten „Opferstein" (Abb. 14), dessen zwei „Opferbecken" und „Blutrinne" sich jedoch durch natürliche „Verwitterungs"erscheinungen des Braunkohlenquarzites zwanglos erklären lassen. Indes sei es durchaus nicht von der Hand zu weisen, daß auch in vorgeschichtlicher Zeit ein so eigenartiges Naturdenkmal als Kultstätte benutzt worden sei. Denn daß in dieser Gegend altheidnische Kultbräuche noch lange nach Einführung des Christentums ge-

Phot. P. Ulrich, Wimmelburg

Abb. 14. Der „Opferstein" im Walde bei Marienborn

wurzelt hätten, werde schon durch die Gründung des Klosters selbst bewiesen, ebenso aber auch durch die noch an altheidnischen Spuk erinnernden unheimlichen Namen der Forstorte.

Nach kurzem Rückmarsch zum Dorfe wurde in schneller Fahrt durch das liebliche Allertal und über die waldgekrönten Höhen des Lappwaldes, vorbei an der Magdeburger Warte, die freundliche Universitätsstadt Helmstedt erreicht, in der schon die Helmstedter Herren die verspäteten Gäste schmerzlich erwarteten. Nach der langen Fahrt wurde dem dargebotenen Kaffee und Kuchen begeistert zugesprochen; dann ging die Fahrt weiter zu den unmittelbar nördlich der Stadt gelegenen Lübbensteinen, zwei aus Braunkohlenquarzit errichteten gewaltigen Megalithgräbern (Abb. 15), die von beherrschender Höhe weithinaus ins Land schauen. Nachdem Dr. Carl Engel ihre Lage und ihren Bau erläutert und eine kurze Übersicht über die landschaftlichen und vorgeschichtlichen Verhältnisse der Umgegend gegeben hatte, führten

Digitized by Google

die Kraftwagen die Besucher schnell zurück in die an Erinnerungen und noch heute an prachtvollen holzgeschnitzten Patrizierhäusern reiche alte Universitätsstadt, in der unter der Führung von Studienrat Sievers zunächst das im Juleum, einem der edelsten Renaissancebauten, untergebrachte Heimatmuseum besichtigt wurde. Hier begrüßte Stadtbaurat Wedemeyer die Gäste und wies darauf hin, daß das alte Universitätsgebäude jetzt durch die Einrichtung des Heimatmuseums und die Aufstellung der Bibliothek wieder einer würdigen Bestimmung zugeführt sei.

In überaus entgegenkommender Weise führten eine Zahl Helmstedter Bürger, allen voran Stadtbaurat Wedemeyer, die Gäste durch die kunstgeschichtlichen Schätze der Stadt, unter denen namentlich die herrliche Klosterkirche Marienberg und das Ludgeri-Kloster mit seiner einzigartigen,

Phot. K. Reichhelm, Treuenbrietzen

Abb. 15. Die „Lübbensteine" bei Helmstedt (nördliches Grab)

noch aus karolingisch-ottonischer Zeit stammenden Kapelle zahlreiche Bewunderer fanden, deren Schauensfreude selbst die hereinbrechende Dunkelheit nicht hemmen konnte.

Ein fröhlicher, auch an materiellen Genüssen reicher, von der Stadt Helmstedt gegebener Festabend vereinte schließlich Gastgeber und Gäste zu anregendem Beisammensein, bei dem während des Festessens an Stelle des beurlaubten Bürgermeisters Stadtsyndikus Wendt im Namen der Stadt Helmstedt die Teilnehmer begrüßte und Geheimrat Kossinna für die großzügige Gastlichkeit der Stadt Helmstedt dankte.

Studienrat Simm (Helmstedt) brachte sodann ein Hoch auf den allverehrten Meister, Geheimrat Kossinna, aus, dem dieser in bewegten Worten dankte; während Landeskonservator O. Krone (Braunschweig) in herzlichen Worten der aufopfernden Tätigkeit Dr. Engels gedachte.

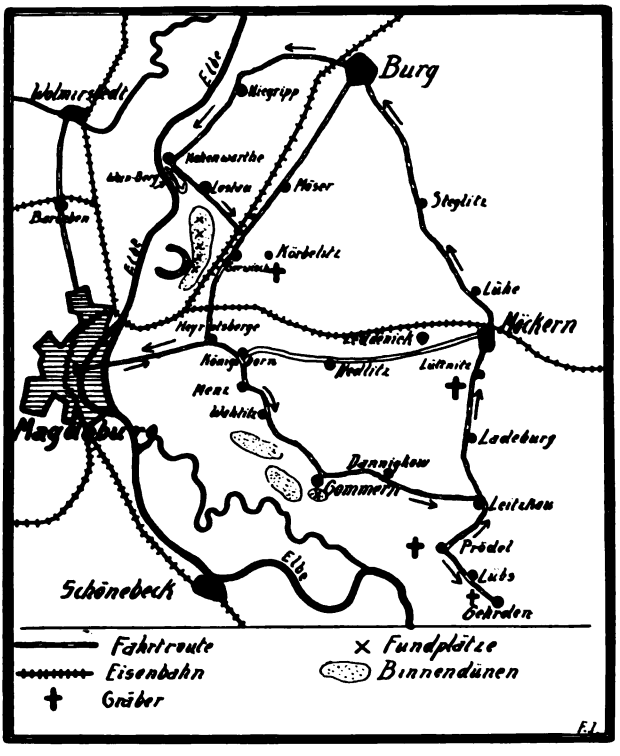
In fröhlicher Geselligkeit verstrichen die Stunden, und die Aufforderung

Digitized by Google

Dr. Engels, an die Heimfahrt zu denken, da auch morgen noch ein anstrengender Tag bevorstünde, stieß auf allseitigen Widerspruch. Erst nach wiederholten Mahnungen war es möglich, die in angeregtester Unterhaltung Zeit und Stunde vergessende Gesellschaft zum Besteigen der Wagen zu bewegen, die die Teilnehmer in schneller Fahrt über die in Dunkel gehüllte Börde wieder der Stadt Magdeburg zutrugen.

Freitag, den 7. September

Wie an den beiden Vortagen, so gab auch diesmal um 8 Uhr Dr. Carl Engel im Saale des Kaiserhofes den 80 Teilnehmern einen kurzen Überblick



Gez. F. Jaensch, Magdeburg

Abb. 16. Kartenskizze zum 3. Ausflug am 7. September: Möckern—Burg

über die Landschaft und die vorgeschichtliche Entwicklung des Jerichower Landes, in das der dritte und letzte Ausflug führte (Abb. 16). Nach Überquerung des Elbstromes schlängelte sich die Kraftwagenkolonne durch die flache, von weiten Kiefernforsten belebte Sanddünenlandschaft des ostelbischen Flachlandes und erreichte als erstes Fahrtziel die große am Südausgange von Gommern gelegene Wanderdüne, eines der imposantesten Beispiele der mittelelbischen Binnendünen, die sich mit ihrer flach ansteigenden Luvseite hinter ihren Schwestern auf der Kurischen Nehrung kaum zu verstecken braucht. Einige von Fahrtteilnehmern aufgelesene Feuersteinwerkzeuge boten schon

Digitized by Google

hier ein Beispiel für die reiche Besiedlung der am Ufer des Elbtales gelegenen Binnendünenketten.

Auf der Weiterfahrt über Leitzkau und Dannigkow bereiteten mehrfach auftretende Maschinendefekte des einen Autoomnibus unerwünschte Verzögerung, so daß schon das nächste Fahrtziel, das zwischen Prödel und Dornburg gelegene Hügelgrab, mit bedeutender Verspätung erreicht wurde. Das vom Magdeburger Museum für Natur- und Heimatkunde unter Leitung von Dr. Engel im Frühsommer 1928 ausgegrabene spätbronzezeitliche, vom Dünensande eingedeckte Hügelgrab ist durch die ebenso liebe- wie mühevolle Tätigkeit des Primaners Jordan (Gommern) ausbetoniert und wird durch das Schloßmuseum Zerbst, in dem sich auch die Grabgefäße befinden, als Kulturdenkmal dauernd geschützt (Abb. 17). Im Anschluß an die allgemeinen Ausführungen Dr. Engels schilderte Jordan (Gommern) seine Beobachtungen und Maßnahmen zur Erhaltung des Grabes.

Phot. H. Schneider, Magdeburg

Abb. 17. Die Teilnehmer am jungbronzezeitlichen Hügelgrab bei Prödel.
1 Kossinna, 2 Jordan, 3 Engel

Nach kurzer Fahrt wurde hart nördlich des Dorfes Gehrden der südlichste Steinkreis des Mittelelbgebietes erreicht, der sich durch die außergewöhnlich lange und schmale Steinsetzung nicht unwesentlich von den übrigen Megalithgräbern des Jerichower Landes unterscheidet. Dr. Carl Engel und Geheimrat Dr. A. Herms (Burg) gaben den Teilnehmern die notwendigen Erläuterungen des Grabes, das durch das Fehlen der (nachträglich zerstörten?) Steinkammer auffällt.

Auf der Rückfahrt über Prödel und Leitzkau wurde auf der Höhe zwischen Ladeburg und Möckern das im Frühjahr 1928 durch Geheimrat Dr. Herms (Burg) freigelegte Hünenbett bei Lüttnitz (Abb. 18) erreicht, dessen Ausgrabung wichtige Ergebnisse gezeitigt hat[1]). Auch hier gaben Ge-

[1]) Vgl. hierzu Herms, A., Die Megalithgräber des Kreises Jerichow I in Festschrift zur 10. Tagung für Vorgeschichte. Magdeburg 1928, S. 243—262.

Digitized by Google

heimrat Dr. Herms und Dr. Engel den Teilnehmern die notwendigen Erläuterungen.

Gegen 1 Uhr wurde auf der Weiterfahrt in dem durch eine noch gut erhaltene alte wendische Dorfanlage ausgezeichneten Städtchen Möckern das Mittagbrot eingenommen. Wegen der durch die Maschinendefekte eingetretenen Verzögerungen wurde beschlossen, von der ursprünglich in Aussicht genommenen Besichtigung des „Hohen Steines" bei Körbelitz, des dritten im Jerichowschen Südkreis wohl erhaltenen Megalithgrabes[1]) Abstand zu nehmen und geradeswegs nach Burg weiterzufahren, das gegen 3 und 3½ Uhr in zwei Kolonnen erreicht wurde.

Geheimrat Dr. A. Herms führte die Teilnehmer zunächst durch die reichen Bestände der Altertumssammlung des Burger Heimatmuseums und hielt dann in dem Festsaal der benachbarten Loge seinen Vortrag über

Phot. H. Schneider, Magdeburg

Abb. 18. Hünenbett bei Lüttnitz (Kr. Jerichow) I. Blick in die Grabkammer

„Das Elbkastell Karls des Großen vom Jahre 806", in dem er nachzuweisen suchte, daß die Stadt Burg auf ein von Karl dem Großen im Wendenlande errichtetes Kastell zurückgeht. Der in Aussicht genommene Vortrag von Dr. Hermann (Burg) über „diluviale Säugetierreste nach Funden im Lande Jerichow" mußte der vorgeschrittenen Zeit halber ausfallen.

Mit gutem Appetit sprachen die nach dem heißen Tage durstig gewordenen Teilnehmer der von der Stadt Burg und dem Kreise Jerichow I gestifteten leckeren Kaffeetafel zu, währenddes der Landrat des Kreises Jerichow I Gebhardt die Gäste begrüßte und Geheimrat Kossinna für die so liebenswürdig dargebotene Gastfreundschaft dankte.

Schon bei bedenklich sinkender Sonne wurde die Weiterfahrt angetreten, die am Rande des landschaftlich reizvollen alten Elbtales entlang über

[1]) Vgl. hierzu Herms, A., Die Megalithgräber des Kreises Jerichow I in Festschrift zur 10. Tagung für Vorgeschichte. Magdeburg 1928, S. 243—262.

Digitized by Google

Niegripp nach Hohenwarthe führte. Hier war der Abend schon so stark hereingebrochen, daß eine Teilung der Gesellschaft vorgenommen wurde, um das in Aussicht genommene Programm durchführen zu können.

Während Geheimrat van Werveke von Hohenwarthe aus mit dem einen Teil der Gesellschaft am Elbufer entlang nach Lostau wanderte und ihnen das wichtige Diluvialprofil des Weinberges erläuterte, führten Hans Lies und Dr. Carl Engel den anderen Teil am Rande des weiten Elbtales entlang von Lostau nach Gerwisch und zeigten ihnen die mannigfachen Spuren vorgeschichtlicher Siedlungsplätze auf den Hängen der Binnendünen (Abb. 19), die von der mittleren Steinzeit fast lückenlos bis in die Slawenzeit und das frühe Mittelalter reichen[1]).

Völlige Finsternis war hereingebrochen, als man in Gerwisch die Kraftwagen wieder erreichte, die die Teilnehmer in schneller Fahrt nach Magde-

Phot. H. Lies, Magdeburg

Abb. 19. Die Binnendünenketten (links) am Ostrande des Elbtales (rechts) zwischen Lostau und Gerwisch

burg zurücktrugen. Bei dem im „Würzburger" anschließenden gemütlichen Zusammensein dankte Geheimrat Kossinna Dr. Engel für seine mühevolle und aufopfernde Tätigkeit, während Apotheker Dr. J. Fromme (Egeln) die bewundernswerte Energie des allverehrten Meisters, Geheimrats Kossinna, würdigte, der es sich trotz seines hohen Alters nicht habe nehmen lassen, allen, oft recht anstrengenden Veranstaltungen der Tagung vom Beginn bis zum Schlusse ohne jede Unterbrechung beizuwohnen.

[1]) Vgl. hierzu Lies, H., Untersuchungen zur Besiedlungsgeschichte der mitteldeutschen Binnendünen. Montagsblatt der Magdeburgischen Zeitung, 70. Jg., 1928, Nr. 38 vom 17. September 1928, S. 305—307.

Digitized by Google

Verzeichnis der 310 Teilnehmer

Albinus, Hildegard, Magdeburg.
Albrecht, Chriſtoph, Dr., Mainz, Römiſch-germaniſches Zentral-Muſeum.
Alsleben, Eduard, Nienburg a. S.
Andree, Julius, Privatdozent Dr., Münſter i. W.
Asmus, Dr., Arzt, Teterow in Mecklenburg.
Asmus, Giſela, stud. phil., Teterow in Mecklenburg.
von Auerswald, Annemarie, Muſeumsleiterin, Heiligengrabe.
Auguſta-Schule Magdeburg mit 6 Schülerinnen.
Bage, F., Mittelſchullehrer, Magdeburg.
Balz, R., Geh. Bergrat, Magdeburg.
Bänfer, Muſeums-Direktor, Hamm.
Barz, K., Lehrer, Magdeburg.
Becker, A., Mittelſchullehrer, Staßfurt.
Behr, Fabrikant, Köthen.
Behrens, Kurt, Kaufmann, Magdeburg.
Behrens, Frau, Magdeburg.
Beims, Oberbürgermeiſter, Magdeburg.
Benecke, Rektor, Harburg.
Berendt, K., Lehrer, Staßfurt.
Berger, Willy, Kaufmann, Magdeburg.
Bethge, Kreisſchulrat, Köthen i. A.
Bippart, Lyzealoberlehrerin, Magdeburg.
Blume, Studienrat Dr., Magdeburg.
Böhm, A., Kretzgau.
Bolms, Hermann, Kaufmann, Neuhaldensleben.
Bomeier, Erich, Magdeburg.
Bolte, Studienrat Dr., Magdeburg.
Böttge, stud., Magdeburg.
Bock, Franz, Kantor, Emden (Kr. Neuhaldensleben).
Bradhering, Oberſtudienrat, Magdeburg.
Bradhering, Mia, stud. phil., Magdeburg.
Brandt, Rektor, Croppenſtedt.
Brauſe, Bruno, Gera.
Brennecke, Joh., Wanzleben.
Brünig, Dr., Magdeburg.
Brüning, K., Privatdozent Dr., Hannover, Techniſche Hochſchule.
Butſchkow, stud. arch. praehist., Halle a. S.
Buttenberg, Sanitätsrat Dr., Magdeburg.
Büttner, Magiſtrats-Baurat, Magdeburg.
Dähring, Studienrat Dr., Magdeburg.
Diederichs, Eugen, Dr. h. c., Verlagsbuchhändler, Jena.
Dietze, Oberlehrer, Magdeburg.
Eberlein, Frieda, Magdeburg.
Ebert, Univerſitätsprofeſſor Dr., Berlin.
Ebert, Frau Profeſſor, Berlin.
Ehrlich, P., Magdeburg.
Eichhorn, G., Pfarrer, Oſternienburg (Anhalt).
Eiſelt, G., Magdeburg.
Elſäſſer, O., Studiendirektor, Schönebeck.
von Eltz, Dr., Arzt, Dahlenwarsleben.
Engel, Carl, Dr., Magdeburg.
Engel, Irmgard, Magdeburg.
Engelhardt, Käte, Magdeburg.
Engelhardt, Hausmeiſter, Magdeburg.
Enger, H., Salzelmen.
Feder, Magdeburg.
Felgentreff, Mittelſchullehrer, Magdeburg.
Felsberg, Geheimer Studienrat Dr., Brandenburg a. H.
Fiddicke, Sanitätsrat Dr., Freienwalde a. O.
Fiſcher, Reg.-Baumeiſter, Magdeburg.
Fiſcher, Quedlinburg.
Fiſcher, Profeſſor Dr., Eiſenberg i. Thür.
Floeder, Eliſabeth, Calbe a. S.
Floſcher, Eliſabeth, Calbe a. S.
von Flottwell, O., Magdeburg.
Fock, Gerhard, stud. phil., Helmſtedt.
Fölſch, Lehrer, Tangermünde.
Förſter, Oberſtudiendirektor Dr. ing., Magdeburg.
Frank, Artur, Magdeburg.
Fritzſche, Ernſt, Düben (Mulde).
Fromme, J., Dr., Apothekenbeſitzer, Egeln.
Fuhrmann, Willi, Magdeburg.
Fuhſe, Profeſſor Dr., Muſeumsdirektor, Braunſchweig.
Garke, Studienrat, Schönebeck.
Genz, F., Magdeburg.
Gerlach, Profeſſor Dr., Magdeburg.
Germar, Dr., Direktor des Wirtſchaftsamtes, Magdeburg.
Geſchwendt, Fr., stud. phil., Breslau.

Digitized by Google

Glanz, Fr., Museumsdirektor, Minden.
Glombowski, B., cand. arch. praehist., Berlin.
Grahmann, Studienrat Dr., Torgau.
Greischel, Dr., Museumsdirektor, Magdeburg.
Grenzdörffer, Lehrer, Lindstedt (Kr. Gardelegen).
Grimm, P., cand. arch. praehist., Halle a. S., Landesanstalt für Vorgeschichte.
Gropp, Margar., Magdeburg.
Große, Studienrat, Köthen.
Grützmacher, Gertrud, Lehrerin, Magdeburg.
Gumpert, Carl, Architekt, Ansbach.
Gundlach, Postrat, Magdeburg.
Gundlach, stud. phil., Magdeburg.
Günther, Professor, Rathenow.
von Hammerstein, Dr., Freiherr, Oberregierungsrat am Oberpräsidium Magdeburg.
Hampel, E., Magdeburg-Südost.
Hansen, Albert, Dr., Tierarzt, Ummendorf.
Hartung, Dr., Heiligenstadt.
Haubein, Helmstedt.
Hecht, Studienrat Dr., Magdeburg.
Heckert, Hedwig, Burg b. Magdeb.
Heinecke, Magdeburg.
Heinze, Helene, Magdeburg.
Heise, Otto, Magdeburg.
Hempel, Präparator, Magdeburg.
Hemprich, Museumsleiter, Halberstadt.
Henking, Bernhard, Musikdirektor, Magdeburg.
Henneberg, Archivar und Stadtverordneter, Magdeburg.
Hennig, Direktor, Köthen.
Henze, Dr. Halle a. S.
Hermann, Museumssekretär, Magdeburg.
Herms, Geheimer Medizinalrat Dr., Burg b. Magdeb.
Herrmann, Studienrat Dr., Burg b. Magdeb.
Herrmann, Carl, Lehrer, Naumburg.
Hinze, Dr., Museumsdirektor, Zerbst.
Hofmann, W., Magdeburg.
Hofrichter, Helm., Meißen.
Hohmann, Karl, Dr., Eichwalde b. Berlin.
Holzkamp, Lehrer, Dettum.
Homberg, Alfred, Magdeburg.
Hopfe, Elisabeth, Lehrerin, Magdeburg.
Horet, Dipl.-Ing., Studienrat, Magdeburg.
Hoßbach, F., Studienrat, Magdeburg.
Hübner, Dr., Magdeburg.
Hübschmann, S., Dr., Halle a. S.
Iro, Ad., Magdeburg.
Ismer, Stadtrat, Studienrat, Magdeburg.
Jaehn, S., Studienrätin, Magdeburg.
Jaensch, F., Bildhauer, Magdeburg.
Jaensch, Fr., Restaurator, Magdeburg.
Jordan, Superintendent, Gommern.
Jordan, Abiturient, Gommern.
Judenberg, Studienrätin, Magdeburg.
Kalle, Studienrat, Köthen.
Kayser, Oberapotheker, Magdeburg.
Keil, Studienrat Dr., Magdeburg.
Kellner, Lehrer, Oschersleben.
Kempfer, Ernst, Verlagsbuchhändler, Berlin.
Kersten, Rektor, Burg.
Keseberg, Alfred, Lehrer, Olvenstedt.
Klauß, Mittelschullehrer, Köthen.
Kleinschmidt, F., Photogr., Magdeburg.
Klewitz, Stadtrat Dr., Magdeburg.
Kluth, Halberstadt.
Kluth, Gertrud, Burg b. Magdeb.
Knauer, H., Lehrerin, Burg b. Magdeb.
Kohlfärber, Rektor, Osterwieck, Harz.
Kölke, Schönebeck.
König, Max, Zerbst.
Köppel, P. R., DDr., Tübingen.
Kortlegel, Rektor, Schivelbein.
Kossinna, Univ.-Professor Dr., Geh. Regierungsrat, Berlin.
Krauske, Marie, Magdeburg.
Krause, Adelheid, Magdeburg.
Krone, Konservator, Braunschweig.
Krüger, Oberstudienrat Dr., Magdeburg.
Krüger, Frau Oberstudienrat, Magdeburg.
Krüger, Martin, Magdeburg.
Krull, Dr., Schönebeck.
Kuchenbuch, Gewerberat, Stendal.
Kühne, Lotte, Lehrerin, Magdeburg.
Kurz, cand. arch. praehist., Breslau.
Küster, Friedr., Akadem. Zeichenlehrer, Magdeburg.
Landsberg, Professor Dr., Bürgermeister, Magdeburg.
Langer, Franz, Berlin-Waidmannslust.
Lauterbach, Rektor, Aschersleben.
Lavalle, Dr., Magdeburg.
Lehmann, Herbert, Berlin.
Lehmann, H., Dipl.-Ing. Dr., Völpke.
Lehmann, R., Dipl.-Ing. Dr., Halle a. S.
Lehmann, Studienrat, Erfurt.
Leichert, Mittelschullehrer, Köthen.
Lichtenberger, Rektor, Magdeburg.
Löde, Lehrer, Magdeburg.
Lüders, Dr., Tierarzt, Fallersleben.
Mannsfeldt, Mittelschulrektor, Neuhaldensleben.
Manthey, Hans, Lehrer, Neuhaldensleben.
Mäntz, Lehrer, Deersheim.
Manzek, E., Rektor, Schönebeck a. E.
Matthies, Magdeburg.
Melzer, A., Leipzig.
Mendel, Joseph, Redakteur, Berlin.
Mengert, W., Amtsgerichtsrat, Magdeburg.
Mengert, Frau Amtsgerichtsrat, Magdeburg.
Mennung, Professor, Schönebeck a. E.
Mertens, Professor Dr., Museumsdirektor, Magdeburg.
Mertzky, Franz, Magdeburg.

Digitized by Google

Meyer, A., Oberlehrer, Magdeburg.
Mirtschin, A., Riesa.
Möhren, Magdeburg.
Möllenberg, Dr., Staatsarchivdirektor, Magdeburg.
Mock, Paul, Dr., Magdeburg.
Momitius, Pfarrer, Göthewitz.
von Morgenstern, L., Lehrerin, Magdeburg.
Moschkau, R., Lehrer, Leipzig.
Muchau, H., Professor Dr., Brandenburg a. H.
Mühlhausen, Dr. med., Braunschweig.
Müller, O., Lehrer, Flötz (Kr. Jerichow I).
Müller, Joh., Dr., Heiligenstadt.
Müller, Frau Pastor, Magdeburg.
Müller, Studienrat, Calbe a. Milde.
Mundt, Joachim, Regierungsrat, Magdeburg.
Nadermann, Magistratsbaurat, Magdeburg.
Neubauer, E., Dr., Stadtarchivar, Magdeburg.
Niklasson, N., Dr., Magister, Museumsassistent, Halle a. S.
Nitze, Wilhelm, Museumskustos, Burg b. Magdeb.
Noethe, Leonore, Magdeburg.
Nordmann, Professor Dr., Stadtschulrat, Magdeburg.
Noll, Magdeburg.
Oehlmann, Oskar, Magdeburg.
Pabel, Erich, Magdeburg.
Paape, Professor Dr., Berlin-Schöneberg.
Pauls, Dr., Rechtsanwalt und Notar, Magdeburg.
Perlitz, Willi, Magdeburg.
Petersen, Ernst, Dr., Breslau.
Piesker, Hermannsburg.
Pohlmann, Regierungspräsident, Magdeburg.
Preuße, Karl, Lehrer, Beckendorf.
Prietze, Bergrat, Magdeburg.
Püschel, Köthen.
Radig, Dr., Dresden.
Raschke, Georg, cand. arch. praehist., Breslau.
Raschkow, J., Studienrätin, Magdeburg.
Rasmus, Oberstaatsanwalt, Magdeburg.
Rauch, Wilhelm, Gutsbesitzer, Gutenswegen.
Rauter, Studienrat, Magdeburg.
Reichhelm, K., Zahnarzt, Treuenbrietzen.
Reinerth, Hans, Privatdozent Dr., Tübingen.
Reischel, Professor Dr., Hannover.
Reißmann, Rolf, Schriftsteller, Berlin.
Richter, M., Postrat, Neustadt (Orla).
Richter, Carl Heinz, Magdeburg.
Rohrer, Vizepräsident, Magdeburg.
Roth, Rektor, Aschersleben.
Ruprecht, Rektor, Brehna.
Runter, Dr., Magdeburg.
Sacha, Magdeburg.
Sader, Emil, Schöningen.
Sauer, Dr. phil., Magdeburg.
Sauft, Magdeburg.
Scharlinsky, Magdeburg.
Schemmel, Hertha, Berlin-Tempelhof.
Schirwitz, K., Museumsleiter, Quedlinburg.
Schmidt, Architekt, Magdeburg.
Schmidt, Zörbig.
Schneider, H., Magdeburg.
Schollmeyer, A., Lehrerin, Magdeburg.
Schomburg, Dr. med., Bremen.
Schönemann, Otto, Kreiskonservator, Bernburg.
Schöttler, Generalsuperintendent, Magdeburg.
Schrobsdorff, Erdmann Friedrich, Berlin.
Schröder, Georg, Magdeburg.
Schumacher, P., Studienrat, Gardelegen.
Schwerdtfeger, R., Lehrer, Dahlenwarsleben.
Scott-Preston, J., Lehrerin, Magdeburg.
Seeger, Köthen.
Seelmann, Sanitätsrat Dr., Dessau.
Semlow, Ad., Wolmirstedt.
Snethlage, Ernst, Regierungsinspektor, Berlin.
Sonder, Apotheker, Bad Oldesloe.
Spanuth, Oberstudiendirektor, Erfurt.
Spiesberg, E., Münster i. W.
Sporleder, O., Magdeburg.
Sprockhoff, Ernst, Dr., Hannover.
Stephan, Paul, Reg.-Landmesser, Halle a. S.
Stimming, Oberstabsarzt, Groß-Muserwitz.
Stone, Studienrat Dr., Quedlinburg.
Strube, Gartenoberinspektor, Köthen.
Thinius, Bad Elmen.
Thümmel, Otto, Dr., Salzelmen.
Thun, Magdeburg.
Thiersch, Erich, Lehrer, Breitenbach.
Tormann, Studienrat Dr., Magdeburg.
Tourneau, Dr. med., Magdeburg.
Tourneau, G., stud. phil,, Magdeburg.
Ueberschär, Bruno, Lehrer, Magdeburg.
Ulrich, Paul, Wimmelburg b. Eisleben.
Ventzke, Richard, Berlin-Neukölln.
Verein Heimatmuseum Köthen.
Verein für deutsche Kultur und Kunst, Magdeburg, mit 3 Teilnehmern.
Vetter, Frau Louise, Dr., Magdeburg.
Vincenti, von, Stadtbibliotheksdirektor, Magdeburg.
Vogeler, Otto, Museumsvorstand, Genthin.
Voges, Ernst, Salder (Braunschweig).
Waentig, Professor Dr., Oberpräsident der Provinz Sachsen, Magdeburg.
Wagener, Dr. med., Großenbehringen.
Wagner, Ernst, Nienburg a. S.
Wandel, Wolfgang, Direktor, Schönebeck.

Digitized by Google

Wedekind, H., Rektor, Borne.
Wegener, Dr., Studienrat, Magdeburg.
Weise, Theodor, Kaufmann, Magdeburg.
Wernecke, Kommerzienrat, Magdeburg.
Werneke, Dr., Rektor, Hadmersleben.
van Werveke, Geh. Bergrat Dr., Magdeburg.
Wezel, Louis, Magdeburg.
Wiegand, Studienrat Dr., Magdeburg.
Wieprecht, Studienrat Dr., Neuhaldensleben.
Wilberg, Direktor der Volkshochschule, Magdeburg.
Wilcke, Max, Dr., Kreisschulrat, Zeitz.
Willmann, Clara, Magdeburg.
Windt, Lyzeallehrer, Köthen.
Wirth, Hermann, Professor Dr., Marburg a. L.
Wirth, Maschinenbauschüler, Magdeburg.
Woltersdorff, Willy, Dr., Museumskustos, Magdeburg.
Wütschke, Studiendirektor Dr., Dessau.
Zander, Dr. ing., Elbstrombaudirektor, Magdeburg.
Zimmermann, Mittelschullehrer, Neuhaldensleben.
Zuckschwerdt, Geh. Kommerzienrat, Dr. h. c., Vorsitzender der Industrie- und Handelskammer Magdeburg.

Digitized by Google

Stimmungen und Einfälle von der 10. Tagung für deutsche Vorgeschichte in Magdeburg vom 1.–7. September 1928

Von Superintendent Jordan, Gommern

Im Megalithgräberfeld bei Neuhaldensleben liegt ein Steingrab, das zwar nicht durch seine Größe und den Reichtum seiner Formen und Beigaben, aber durch eine Naturmerkwürdigkeit auffällt (S. 21, Abb. 10). Unmittelbar aus der Steinkiste heraus ist eine Eiche gewachsen. Sie hat Not gehabt, sich aus den Blöcken in der Tiefe ans Tageslicht hindurchzudrängen. Als es ihr gelungen, hat der wiegende und rüttelnde Sturm sie an den harten Kanten des Decksteins wundgerieben. Aber sie hat das ausgehalten und über den Stein gesiegt. Das frische Leben war stärker als die Vergangenheit. Und doch hat diese ihm im Erdgrunde den Halt gegeben. Der Baum hat im Höherwachsen nicht bloß die Krone, sondern auch den Stamm geweitet. Dieser aber hat sich die steten Wunden der Rinde nicht verdrießen lassen, sondern mit immer neuen Überwallungen schließlich fast den ganzen Stein überzogen und umgibt ihn nun wie ein in Holz verhärteter Wasserfall. Schließlich aber waren die Tage der Eiche, die zum großen Baume geworden war, gezählt. Sie verdorrte. Ein Zweig nach dem andern brach ab. Nur der mächtige Stamm und die Hauptäste blieben stehen. Aber tot.

Eines Tages kamen die Vorgeschichtler. Als Natur- und Denkmalsfreunde suchten sie zu erhalten, was zu erhalten war. Sie füllten die hohlen Reste mit Steinen und Zement und sorgten für dauernde Reinigung und Bewahrung.

So steht es heute um jene Merkwürdigkeit. Stumm bewundern Ausflügler den durch Altertum, Naturkraft und Tod geheiligten Platz.

Soll das die Geschichte des deutschen Volkes sein? Aus den urzeitlichen Völkergeschieben zusammengetragen, erhob es sich zu einer gewaltigen Machtfülle in vorgeschichtlicher Zeit. Megalithkultur bis weit in den Osten, Westen und Süden. Dann erschuf es lebendiges Wirken in der Kultur der Geschichte. Das alte Kraftgut an Körper und Nerven trieb den grünen Baum der vaterländischen Entwicklung hervor bis zur neuen Einigung. Eine starke Eiche! Aber es kam der Zusammenbruch vor der vollen Erfüllung aller Sehnsüchte! Verdorrt ist mancher hoffnungsgrüne Zweig. Soll Germanien nur noch ein plombiertes Museumsstück sein und bleiben, wie jener Eichbaum über dem Grabe?

O nein!

Es kommen die Künder des Alten, die Säer der Saaten, die Pfleger der Pflanzen, die Wärter des Werdens. Gelehrtheit und Liebe, Dichter und Denker, Freunde und Forscher, Runenenträtsler und Bahnenbauer, Ahner des Alten und Nenner des Neuen. Rüstig reckt sich das Leben zum Licht. Ebenso wie das suchende Licht die Linien der Zukunft zögernd enthüllt, strebt auch der Strahl der vergleichenden Forschung tiefer hinab in die alten Tage. Steinchen um Steinchen fügt sich zusammen zu dem immer deutlicherem Bilde der ältesten Vergangenheit. Nachdem die ersten ahnenden Versuche phantasiebegabter Forscher sich zu genauer wissenschaftlicher Methode umgewandelt haben, und damit der Vorgeschichte allmählich die anerkannte Geltung unter den andern akademischen Disziplinen erstritten worden ist, lebt ein siegesgewisser Drang nach Zusammenfassung unter den Zunftgenossen. Die alten Führer, an der Spitze der unermüdliche Kossinna im 71. Lebensjahre, haben einen begeisterten Schülerkreis von jungen Forschern um sich gesammelt. In der Kleinarbeit ergraute Museumsleiter sind, meist noch aus anderen Berufen, in die neue Wissenschaft hinübergegangen. Aber die meisten

Digitized by Google

von ihnen sind längst über einen liebenswürdigen und poetischen Dilettantismus hinausgewachsen. So haben sie durch ihre größeren und kleineren Sammlungen dazu geholfen, daß in den großen Zentralen ein wackeres Geschlecht von jungen Akademikern Überblicke und zu weitgehenden Folgerungen einladende Gesamtschauen erarbeiten konnte.

So ist denn ein neuer grüner Baum wissenschaftlichen Lebens aus den Gräbern der Ahnen emporgewachsen. Die Museumsstücke, Steine und Scherben, sorgfältig untersucht und zusammengefügt, fangen an zu reden. Die Plomben fallen ab, weil sich das Neue kraftvoll regt. Und sicher erstarkt auch durch diesen Zweig moderner Betrachtung das Volkstum und sein Selbstbewußtsein. Wundert es uns, wenn nun auch wieder, aber besser gerüstet als in jenen Zeiten bloß liebhaberischer Betätigung, eine Menge von Freunden aus allen nachdenkenden Ständen Anteil an der Vorgeschichte nimmt?

Das machte gerade die wundervolle Stimmung der Magdeburger Tagung aus, daß Vertreter aller der genannten Arten einmütig beisammen waren: Die altbewährten Führer, die scharffolgernden jungen Forscher an Museen und Universitäten, die Museumsleiter und Sammler, und zuletzt die der Zahl nach überwiegenden Freunde, Männer und Frauen aus allen Ständen.

Dazu die ausgezeichnet vorbereiteten und wundervoll durchgeführten Autoausflüge in die z. T. in herrlichen Gegenden gelegenen Grabungsfelder! Endlich das schöne Wetter und die liebenswürdige Gastlichkeit der Städte Magdeburg, Wolmirstedt, Neuhaldensleben, Helmstedt und Burg!

Über Einzelheiten und Namen kann das Stimmungsbild, das ich malen soll, nichts berichten. Dazu sind die andern Berichterstatter berufen.

Nur einige Bemerkungen seien mir gestattet.

Zunächst, daß trotz der vielen, nun wirklich nicht mehr zu bestreitenden, festgestellten und wissenschaftlich einwandfreien Ergebnisse auch heute noch Spielraum genug vorhanden ist für die schweifende Phantasie. Dichter haben oft auch für solche Fragen, die der wissenschaftlichen Bearbeitung unterliegen müssen, eine divinatorische Aufgabe. Überschreitungen und Ausschweifungen werden schon korrigiert werden, wenn sie durch das Sieb der gelehrten Forschung laufen. Aber es gehört sowohl für die Auffindung neuer Grabungsstellen als besonders für die Entdeckung von verdächtigen Splittern und Steinen zu den besonderen Vorzügen, wenn man Spürsinn hat. Es wäre nicht gut, wenn unter dem Fortschritt der wissenschaftlichen Qualitäten, die zu genauer Mitarbeit unbedingt nötig sind, die so oft verdienstlich gewesene Vorarbeit durch begabte Laien ganz ausgeschaltet würde. Auch kleine Museen, sogar Kirchen- und Schulsammlungen, haben ihren Wert. Ganz hervorragende Stücke und solche, die neue Wege weisen können, gehören allerdings unbedingt in die großen Sammlungen der Forschungsinstitute. Mindestens sollten aber an den lokalen Stellen gute Abgüsse bleiben. Außerdem ist der Zweck der letzteren in höherem Maße als der der großen Museen doch neben dem wissenschaftlichen mehr der der Heimatkunde und -pflege.

Mit dem eben erwähnten Punkte ist der nächste verwandt. In schönster Weise trat es bei der Tagung hervor, daß die Vorgeschichte mit anderen Forschungsgebieten zusammenhängt. In der Ethnologie reicht sich die Gegenwart derjenigen Völker, die noch heute in der Steinzeit leben, mit der Vergangenheit die Hand. Welche wertvollen Momente für die Vorgeschichte bietet die Beobachtung mancher Südseevölker und der Pueblo-indianer! Man denke nur an den Wirthschen Vortrag! Ob alle Hörer freilich überzeugt wurden, oder überhaupt bis zum Schluß folgen konnten, erschien mir zweifelhaft.

Da ist ferner die Religionsgeschichte und die Religionspsychologie. Es scheint mir, als müßte sich noch viel mehr die universitas literarum betätigen. Biologie und allgemeine Entwicklungsgeschichte wären noch ergiebiger auf die Vorgeschichte hinzuweisen. Wie fließend sind die Grenzen zwischen Geschichte und Vorgeschichte geworden. Zu gleicher Zeit lebten ja, häufig miteinander ringend, geschichtliche und vorgeschichtliche Völker. Wie gering ist z. B. die Fühlung zwischen Orientalisten und Alttestamentlern einerseits und Vorgeschichtlern andererseits! Für jene alten Zeiten, um die es sich handelt, ist doch die Sprache der Steine verhältnismäßig viel beredter, als die der Sprachvergleichung. Letztere ringt, genau wie die Vorgeschichte, oder in noch höherem Maße, um die Abstoßung alles phantastischen und Dilettantischen.

Sehr schön kam auf der Tagung der enge Zusammenhang der Vorgeschichte mit der Geographie und Geologie zur Erscheinung. Fast auf allen Ausflügen erfolgten geologische Besichtigungen unter der kundigsten Führung des Herrn Geh. Rat van Werveke. Die Mutung auf vorgeschichtliche Funde wird bedeutend erleichtert durch die Kenntnis der Schichtenbildungen unsrer Erdrinde. Und bis in die geschichtliche Zeit hinein (Hidalgesburg!) ist die Schulung des Auges für die verschlungenen und feinadrigen Verwerfungen und Überlagerungen von großem Wert.

Von weiteren wissenschaftlichen Gebieten käme noch die Mineralogie mit ihren

Digitized by Google

letztlich chemischen Grundlagen in Betracht. Ferner die Pflanzengeographie bis hin zu den mikroskopischen Pollenuntersuchungen, die für die Erforschung und Datierung der Funde bedeutsam sind.

Endlich sollte auch die Kulturgeschichte, Psychologie und sogar Technik der Landwirtschaft und der einschlägigen Handwerke nicht außer acht gelassen werden. Mancherlei vielleicht übereilte Schlüsse über Motivwandlungen bei kunstgewerblichen und handwerklichen Schöpfungen der Töpferei, Weberei, Spinnerei, Ziegelei, Metallgießerei und -treiberei bedürfen dringend solcher Nachprüfung seitens der Kenner dieser Gewerbe. Dieselben Fehler, die bei literarischer Quellenkritik und Quellenscheidung vorgekommen sind, können auch bei der Auswertung von Geräte-, Schmuck- und Waffenfunden vermieden werden, wenn die psychologischen Gesetze des Formgestaltens und der plastischen Triebe herangezogen würden.

Man sieht: Fragen, Bedenken und Aufgaben die Menge!

Im ganzen aber herrschte unter den über 300 Teilnehmern der Magdeburger Tagung die Stimmung, daß die Sache der Vorgeschichte kräftig voranschreitet, überaus interessant und beliebt ist, und daß das Bewußtsein mancher gewonnenen Schlacht die Hoffnung auf neue Kämpfe und Siege dieser hervorragend vaterländischen und die ganze Welt umspannenden Wissenschaft berechtigt.

Die Besichtigungen und die auf den Funden beruhenden, zu ihrer Vorbereitung vorgelegten Karten ergaben durch ihre fast durchgängig vorhandene Übereinstimmung geographisch-geologischer Grenzen mit denen der vorgeschichtlichen Kulturen ein beruhigendes Gefühl dafür, daß man wenigstens für die Magdeburger Umgebung durchaus nicht mehr im Dunkeln tappt.

Besonders sei Herrn Dr. Engel-Magdeburg, jetzt in Königsberg, herzlich gedankt für die vorzügliche Vorbereitung und Durchführung aller Unternehmungen und für seine aus wissenschaftlicher Verantwortung entsprungene Vorsicht im Aufstellen von Schlußfolgerungen.

Digitized by Google

Wissenschaftliche Vorträge

Germanischer Götterdienst in der Vorgeschichte

(Kurzer Auszug)

Festvortrag von Gustaf Kossinna[1])

Die Quellen des germanischen Gottesdienstes in der Vorgeschichte sind zu einem freilich geringen Teil die Ergebnisse der Sprachwissenschaft, zum anderen, und zwar allergrößten Teil die Denkmäler, welche die Bodenforschung ans Licht gebracht hat.

Die Germanen haben sich gegen den Beginn der Bronzezeit um 2000 v. Chr. aus dem am längsten im Norden verbliebenen Teil des noch steinzeitlichen indogermanischen Urvolks entwickelt. Wie eine große Zahl anderer bedeutendster Kulturerrungenschaften des indogermanischen Urvolks, z. B. Getreidebau, Viehzucht, Hausbau, wurde auch der urindogermanische Gottesdienst ein Erbbesitz der Germanen. Vor allem die Verehrung des indogermanischen Himmels-, Tages- und Sonnengottes, des altindischen Djaus, griechischen Djeus-Zeus, lateinischen Dies-piter-Jupiter, germanischen Tiwaz-Tiu und der vom Himmelsgott befruchteten Erdgöttin, der „Mutter Erde". Der Nordindogermane und besonders der Germane bevorzugt, wie die Denkmäler beweisen, die Verehrung des männlich gedachten Himmelsgottes. Dargestellt wird er nach Ausweis der Sprachforschung wie nach dänischen Moorfunden in ursprünglichster Weise durch einen Holzpfahl oder Balken und einen Steinhaufen, meist durch beides zugleich. Dies klingt noch zu frühgeschichtlicher Zeit nach in dem gotischen Worte alhs (spr. alchs) „Heiligtum", das auf eine Urbedeutung „Holzgötze" zurückgeht und aufs engste verwandt ist mit dem Namen der silingischen Dioskuren, der „Alchen", ferner in den Namen der beiden hasdingischen Heerführer Raos und Raptos, welche „Stange" und „Balken" bedeuten. Endlich ist das gotische Wort ans „Balken" dasselbe wie das altnordische ās „Gott".

Allmählich wurden diese Holzpflöcke der menschlichen Gestalt genähert, was aber sicher erst während der Bronzezeit geschah. Zweimal sind in Dänemark, einmal bei Neuruppin tief im Moore auf Steinhaufen roh aus Eiche geschnitzte Figuren gefunden worden, deren Arme teils ganz unausgeführt geblieben, teils nur angedeutet sind, und deren fußlose Beine in spitze Stöcke auslaufen.

Als mit dem Aufkommen von Getreidebau und Viehzucht zu Beginn der jüngeren Steinzeit die Erkenntnis der Abhängigkeit des Menschen von den Himmelsmächten mächtig Platz griff, entwickelte sich in ganz Europa

---

[1]) Erschienen auch in der Zeitschrift: Forschungen und Fortschritte. Berlin. 4. Jahrg. 1928, S. 307 f.

Digitized by Google

und also auch bei den nordischen Indogermanen ein weitgehender Fruchtbarkeitskult. Man suchte unter anderem den Himmelsgott durch Einzeichnung von Sinnbildern, die ihn betrafen, auf Felsen, die bei fruchtbaren Äckern lagen, zu diesen hinzulocken. Solche Sinnbilder waren Fuß- oder Schuhsohlen. Sie bedeuteten, daß der Sonnengott den Boden betreten habe, und seine lebensfördernde Kraft sollte nun durch das Bild dauernd festgehalten werden. Ein anderes Sinnbild waren kleine schälchenförmige Vertiefungen, welche die weibliche Befruchtung bedeuten: ein Zeichen der Mutter Erde. Aus schwedischen Megalithgräbern kamen sogar schon runde Tonscheiben zutage, die auf der Vorderseite in reicher eingeritzter Verzierung das strahlende Sonnenbild tragen und, wie ihre Längsdurchbohrung zeigt, auf Stangen getragen sein müssen, offenbar bei Prozessionen zu Ehren des Sonnengottes. Ganz vereinzelt erscheint auch schon das Bild von Sonne, Axt und Schiff an Steinplatten von Megalithgräbern eingezeichnet, und zwar in Irland, in der Bretagne, in Skandinavien und Mitteldeutschland.

Ihre eigentliche Entwicklung und Blüte erreichte diese Art Bildmagie aber erst mit Beginn der Bronzezeit, und sie wurde bis zum Schluß der Bronzezeit gegen 700 v. Chr. immer reicher ausgestaltet, um dann plötzlich abzubrechen. Nirgends in Europa treffen wir sie so stark verbreitet wie in Skandinavien.

Man glaubte damals in Europa, daß die Himmelskörper, insonderheit die Sonne, in einem Boote weile, das tags über den Himmelsozean führe und nachts auf dem Unterweltsgewässer zurückkehre. So dachten besonders die Küstenvölker, während die Binnenvölker glaubten, die Sonne werde von einem Rosse oder von zweien gezogen. Beide Vorstellungen mischten sich, und so sind beide auch bei den Germanen vertreten. Die Fahrt der Sonne mit ihrem Bootwagen und ihre Ankunft im Lande wurde durch Kultaufzüge festlich begangen und bildlich vorgeführt, wobei größte Lust und Ausgelassenheit herrschte, wie heute beim Karneval, dem unmittelbaren Nachkommen jener Sonnenfeste. Dadurch, daß man Einzelheiten aus diesen Festzügen, wie die dabei umhergetragenen Sinnbilder oder kleinere Kultszenen auf den Felsen zur Darstellung brachte, suchte man die rasch vorübergehende Wirkung der Prozessionen auf den Sonnengott zu einer fortdauernden zu machen.

Die häufigste Erscheinung in diesen Einzelbildern wie in ganzen Kultszenen bilden die Boote, die durch ihr Untergestell als Bootschlitten gekennzeichnet werden. Nächst ihnen steht im Vordergrunde die Sonne, die oft den Mittelpunkt der Szene bildet, sei es in Gestalt einer Scheibe oder eines Kreises oder einer Gruppe konzentrischer Kreise, sei es in Gestalt eines vierspeichigen Rades. Oft ist sie von Anbetern umgeben, die mit erhobenen Armen vor ihr stehen; zuweilen wird sie von einem Pferde an einer Leine gezogen. Eine verkleinerte Nachbildung einer solchen Kultszene ist der berühmte bronzene Prozessionswagen der Sonne aus Trundholm auf Seeland. Demgemäß findet sich das Pferd als heiliges Tier oft auch allein auf den Felsenbildern. Andere Glieder der Sonnenprozession sind Lurenbläser, Tänzer, akrobatische Luftspringer und kultische Zweikämpfer, die den Kampf des jungen Sommers gegen den überlebten Winter versinnbildlichen. Als Symbole des Sonnengottes, der ja zugleich Blitzgott ist, findet sich häufig seine Waffe, der Blitz, vorgeführt in Gestalt von Schwertern, riesigen Lanzen und Äxten, letztere oft in Doppelung entweder gegeneinander oder in entgegengesetzter Richtung nach außen gekehrt.

Im Zusammenhang mit dem Fruchtbarkeitskult stehen auch Bilder der

Digitized by Google

Schlange, jenes durch Häutung sich jährlich erneuernden Tieres; weiter Darstellungen kultischen Pflügens, des Lebensbaumes und der heiligen Handlung des Feuerbohrens, das mit dem Zeugungsakt zu vergleichen ist.

Unter den größeren Kultszenen nenne ich die rituellen Jahreszeitfeste, wie die Maihochzeit. Die Felsbilder zeigen Hochzeit und Tod des Fruchtbarkeitsgottes und die Klage seiner Frau, der Mutter Erde, an seiner Leiche. Zuweilen sieht man ganze Prozessionen, Reihen von Männern, manchmal durch ein Seil verbunden, die entweder die Sonne anbeten oder eine Riesengestalt an einem Bande führen, wie noch heute beim Karneval und beim Perchtenlaufen solche Riesen, meist maskiert, auftreten.

Diese Riesen, oft mit erhobenen Armen und segnend gespreizten Fingern an den riesenhaft großen Händen dargestellt, können nur Götter sein. Wir erkennen darunter einen Hammergott, der im späteren Donar-Thor fortlebt, oft mit Hörnerhelm bewehrt; weiter einen Speergott, den Vorgänger des späteren Wodan, endlich einen Axtgott, der dem altnordischen Freyr entsprechen könnte. Dieselben Götter finden sich auch auf der Innenseite einer Platte eines Steinkammergrabes früher Bronzezeit zu Anderlingen, Provinz Hannover, eingegraben, einem schwächeren Seitenstück zu dem berühmten Steinkammergrabe von Kivik in Schonen.

Von der Fruchtbarkeitsgöttin, der Mutter Erde, finden wir nur wenig Abbildungen auf den Felszeichnungen; dagegen besitzen wir vom Schluß der Bronzezeit eine Reihe kleiner nackter weiblicher Bronzestatuetten, die sich durch ihre Gebärde, das Anlegen der Hände an die Brüste, als Nachahmungen der babylonischen Istarbilder erweisen und also eine Göttin vom Wesen der germanischen Nerthus wiedergeben.

Daß der Gedanke an die Fruchtbarkeit von Flur, Vieh und Mensch eine so vollkommen beherrschende Stellung in der Denkwelt unserer Vorzeit und in ihrem Verhältnis zur Gottheit einnahm, wird begreiflich, wenn man sich die damaligen Klima- und Wirtschaftsverhältnisse in den Ländern des Ostseegebietes vergegenwärtigt. Eine einzige Mißernte bedeutete schon Hungersnot, mehrere Jahre oder gar eine Reihe von Jahren mit Mißernten zwangen aber unausweichlich den größten, zum mindesten den größeren Teil der von der Hungersnot betroffenen Stämme zur Auswanderung nach günstigeren Ländern. Daher die andauernden Südwanderungen der Nordindogermanen nach Nord-, Mittel- und Süddeutschland und Südosteuropa während der gesamten jüngeren Steinzeit, und ebenso die der Germanen besonders seit Schluß der Bronzezeit, und dann mit geringen Unterbrechungen bis ans Ende der Wikingerzeit und noch weit später über ganz Europa hin, in der Neuzeit auch nach Nordamerika, wenn auch hiermit nicht gesagt sein soll, daß Übervölkerung und Nahrungsnot die einzige Ursache dieser Wanderungen gewesen ist. Sie hätten in diesem Ausmaße nicht stattfinden können, wären nicht hohes Kraftgefühl, Kampfes- und Abenteuerlust, kaltblütige, zähe Entschlossenheit, jene bei den Nordgermanen besonders stark entwickelten Charaktereigenschaften, als treibende Kräfte hinzugetreten.

Digitized by Google

Übersicht über die Punkte, in denen meine Auffassung über die Gliederung des Diluviums Mittel- und Norddeutschlands von derjenigen der amtlichen geologischen Karten abweicht[1])

Nebst vorgeschichtlicher Zeittafel

Von Geh. Bergrat Dr. L. van Werveke, Magdeburg

Allgemein ist jetzt wohl anerkannt, daß die Einordnung altsteinzeitlicher Werkzeuge und anderer auf den Menschen hinweisender Funde nur auf geologischer Grundlage, nur auf Grund der Gliederung des Diluviums erfolgen kann. Darum schien es wichtig, den Vorgeschichtsforschern, besonders aber den Liebhabern der Vorgeschichte, gelegentlich der 10. Tagung Anhaltspunkte in die Hand zu geben, welche es ihnen ermöglichen sollen, Einblicke in den Aufbau, die Entstehung und die Gliederung der eiszeitlichen und zwischeneiszeitlichen Bildungen, besonders in die der weiteren Umgebung von Magdeburg, zu gewinnen. Diesen Zweck verfolgt mein Beitrag: „Ausbildung, Entstehung und Gliederung des Diluviums der Magdeburger Gegend als Grundlage zur Einordnung vorgeschichtlicher Funde", welcher die S. 6—147 der Festschrift und 6 Tafeln umfaßt. Dieser Umfang macht es aber den Teilnehmern unmöglich, während der Tagung Einblick in meine Anleitung zu nehmen, was zudem dadurch erschwert ist, daß ich nicht die üblichen Wege gewandert bin, sondern neue gefunden habe. Damit die Teilnehmer, besonders die Teilnehmer an den Ausflügen, sich nicht vor fremde Auffassungen gestellt sehen werden, halte ich es für zweckmäßig, einen kurzen Überblick über diejenigen Punkte zu geben, in denen ich von der verbreitetsten, insbesondere der auf den Karten der Preußischen Geologischen Landesanstalt dargestellten Auffassung abweiche.

Statt der üblichen drei Eiszeiten habe ich sechs Eiszeiten angenommen. Von der älteren Gliederung sind die Elster-, Saale- und Weichsel-Eiszeit beibehalten, doch ist die Saale-Eiszeit in zwei Eiszeiten aufgelöst, in Saale-Eiszeit I und II. Der Ausflug nach Diesdorf und den Hängelsbergen wird Gelegenheit geben, die Ablagerungen dieser beiden Eiszeiten übereinander kennenzulernen. Neu zugefügt sind nach unten die Elbe- und die Hamburger Eiszeit, von denen aber nur die erstere Ablagerungen hinterlassen hat, welche über der Höhenlage der Flußläufe nachweisbar sind, während die Bildungen der ältesten oder Hamburger Eiszeit, die sich auf die Ergebnisse von Bohrungen in Hamburg stützt, nur unterhalb der genannten Höhenlage in einer großen Senke bekannt sind, die sich von der Magdeburger Randlinie

[1]) Da die Akustik des Sitzungssaales schlecht ist, und ich nicht über eine durchdringende Stimme verfüge, so war Herr Dr. Carl Engel so freundlich, in meinem Namen zu sprechen. Ich danke ihm dafür auch an dieser Stelle bestens.

Digitized by Google

bis zur Nordsee erstreckt. Die Geschiebemergel der Elbe- und der Elster-Eiszeit werden auf dem Ausfluge nach dem Weinberge bei Hohenwarthe vorgeführt werden können. Den Ausdruck Zwischeneiszeit habe ich fallen gelassen und durch Warmzeit ersetzt, wodurch die Benennung der diluvialen Gliederung eine wesentliche Vereinfachung erfahren hat. Ich unterscheide:

Weichsel-Warmzeit Weichsel-Eiszeit	jüngeres Diluvium
Saale-Eiszeit II Saale-Warmzeit II Saale-Eiszeit I Saale-Warmzeit II	mittleres Diluvium
Elster-Eiszeit Elster-Warmzeit Elbe-Eiszeit Elbe-Warmzeit Hamburger Eiszeit	älteres Diluvium

Ablagerungen, welche einer Hamburger Warmzeit zugewiesen werden könnten, sind bisher nicht erkannt worden.

Von der gebräuchlichen Benennung nach Flußnamen in alphabetischer Reihenfolge von den älteren zu den jüngeren Vereisungen ist für die älteste Eiszeit abgesehen, weil ihre Ablagerungen, wie schon gesagt, nicht zutage gehen und nur durch Tiefbohrungen bei Hamburg bekannt sind. Sollte jedoch unbedingt an dieser Art der Bezeichnung festgehalten werden, so könnte von einer Alster-Eiszeit gesprochen werden.

Die im unteren Ohretale und an der Aller zuerst als voreiszeitlich, dann als pliozän gedeuteten, an schwarzem Kieselschiefer reichen Kiese habe ich als Absatz eines Harzflusses zwischen die Ablagerungen der Elbe- und der Elster-Eiszeit eingereiht.

Außer der Vermehrung der Eiszeiten hat auf Grund meiner Untersuchungen eine wesentliche Verschiebung in der Altersdeutung der vorhandenen Ablagerungen stattgefunden. Zwischen der Saale und der Sülldorfer Sülze ist ein weites Gebiet, das bisher zur Saale-Eiszeit gerechnet wurde, als der Elster-Eiszeit zugehörig erkannt worden, größere Gebiete auf der rechten Elbeseite sind aus der Saale- in die Elster-Eiszeit und aus der Weichsel- in die Saale-Eiszeit I, einzelne Vorkommen, wie der Hagelsberg bei Belzig, in die Saale-Eiszeit II verschoben worden.

Die Bildung von Sandern, die von der Endmoräne ausgehen sollen, erkenne ich nicht an, sondern erkläre sie für Auswaschungsreste von Vorschüttungssanden, die der Ablagerung der Grundmoräne beim Vorrücken des Gletschers vorausgingen. Gleichfalls als solche Reste, die stellenweise von Resten einer Grundmoräne überdeckt sind, sehe ich die bisher als Endmoränen aufgefaßten Höhen an. Auf der linken Elbeseite gehören sie meistens zur Saale-Eiszeit II und überragen die Hochflächen des Geschiebemergels der Saale-Eiszeit I, ebenso in der Letzlinger Heide. In der Gegend von Staßfurt spielen Ablagerungen dieser letzteren Eiszeit dieselbe Rolle gegenüber dem Geschiebemergel der Elster-Eiszeit, desgleichen im westlichen Fläming.

Rückzugsbildungen habe ich nirgends sicher erkannt. Auf den Geschiebemergel folgen entweder Absätze einheimischer Flußläufe oder die klein- und feinkörnigen Niederschläge (Sande, Mergelsande, Tone und Bändertone)

Digitized by Google

eines neuen Vorstoßes. Daraus ergibt sich gegenüber der bisherigen Anschauung die wesentlich verschiedene Auffassung, daß eine bestimmte Eiszeit nicht mit sandigen und kiesigen Ablagerungen abschließt, sondern mit der Grundmoräne.

Von den sog. Urstromtälern nehme ich für das Elbetal an, daß es in der Weichsel-Warmzeit ausgewaschen worden ist, nicht in der Weichsel-Eiszeit vor der Weichsel-Endmoräne. Die Ablagerungen der Saale-Eiszeiten sind während einer Zeit der Landsenkung erfolgt, die Auswaschung in der Weichsel-Warmzeit in einer Zeit der Hebung.

Für den Löß, dem am verbreitetsten Glied des Diluviums in der Börde, stehe ich auf einsamer, stark bedrohter Warte. Ich sehe den Löß als ursprünglichen Absatz aus Wasser an, aus der Gletschertrübe, gebe aber eine spätere teilweise Verwehung zu. Wesentlich in dieser Frage ist der Nachweis, daß die Wirbeltiere, welche gewöhnlich dem Löß zugeschrieben werden, nicht in der Zeit seines Absatzes an den Fundstellen gelebt haben, sondern vorher, und ihre Reste vom Löß eingedeckt worden sind. Dasselbe gilt für die Funde von menschlichen Resten und von Werkzeugen. Tiere und Menschen haben auf alten Oberflächen gelebt, beginnende Lößbildung hat sie aus ihren Siedelungen verdrängt. Ich bin mir der Schwierigkeiten, welche die Wasserlehre bietet, wohl bewußt, aber auch der Tatsache, daß die Windlehre nicht alle Erscheinungen zu erklären vermag.

Den Schwemmlöß der geologischen Karten von Magdeburg und seiner Umgebung erkenne ich nicht als alluviale Bildung an, sondern als jungdiluvialen Sandlöß, der unmittelbar auf den Talsand folgt, also nicht jünger, sondern älter ist als dieser und ohne scharfe Grenze nach oben in den echten Löß übergeht. Alluvialen lößähnlichen Schlick, den man schließlich als Schwemmlöß bezeichnen könnte, der aber nicht nur aus Löß, sondern auch aus Geschiebemergel entstanden sein kann, beschrieb ich erst in neuerer Zeit als Absatz verschiedener Bachläufe[1]). Im Gegensatz zum Sandlöß und zum echten Löß führt er „Lößschnecken" und „Lößkindel".

Die flache Stufe, auf der Magdeburg und seine Vororte erbaut sind, und welche einerseits über Barleben bis ins untere Ohretal, andererseits nach Bad Salzelmen und Schönbeck fortsetzt, sehe ich, gleichfalls im Gegensatz zu den vorhandenen geologischen Karten, nicht als Aufschuttungsstufe aus jungdiluvialen Sanden an, sondern als Abtragungsstufe, welche in der Weichsel-Warmzeit geschaffen wurde und aus Ablagerungen der Elbe- und der Elster-Zeit aufgebaut ist. Das war schon den früheren Beobachtungen von Prof. Dr. Schreiber zu entnehmen und ist in neuerer Zeit durch viele Aufschlüsse bei den Kanalisationsgrabungen bestätigt worden.

Abweichend von der bisherigen Auffassung ist auch die große Bedeutung, welche den tektonischen oder gebirgsbildenden Vorgängen zugewiesen ist. Die hohe Lage, welche auf der westlichen Elbe- und Ohreseite dem Geschiebemergel der Saale-Eiszeit I, in der Gegend von Biere dem der Elster-Eiszeit zukommt, ist keine ursprüngliche, sondern ist durch Heraushebung bedingt. Die Geschiebemergel sind nämlich, wie aus der Höhenlage der oberen Grenze der Vorstoßsande geschlossen werden muß, in geringerer Höhe und sehr flacher Lagerung vorgeschoben worden. Neben Heraushebungen, welche sich

[1]) „Lößkindel" und alluvialer „Schwemmlöß" im Stadtgebiet von Magdeburg. Diluvialer „Schwemmlöß" von Hohenwarsleben und Magdeburg. Mit 2 Abbildungen. Montagsblatt (Wöchentliche wissenschaftliche Beilage zur Magdeburg. Zeitung) 1928, Nr. 34 u. 35.

Digitized by Google

auf größere Strecken bemerkbar machen, geben sich die tektonischen Vorgänge auch in Sattel- und Muldenbildungen kund, ferner in Verwerfungen und Überschiebungen. Für den Sattel von Biere konnte eine Darstellung durch Streichlinien gegeben werden[1]), eine Art der Klarlegung der tektonischen Verhältnisse, die für das mittel- und norddeutsche Diluvium neu ist.

Bei der Einreihung der vorgeschichtlichen Funde in die Gliederung des Diluviums bin ich lediglich von geologischen Gesichtspunkten ausgegangen. Die Vermehrung der Eiszeiten und die Änderungen, welche ich in der Stellung der diluvialen Ablagerungen vorgenommen habe, sind natürlich von Einfluß auf die Altersdeutung der vorgeschichtlichen Funde; diejenigen von Hundisburg z. B. wurden aus der Saale-Warmzeit in die Elster-Warmzeit verschoben. Für eine ganze Reihe von Fundstätten ist die Altersdeutung noch unsicher. Die Schwierigkeiten, welche die Einreihung der „Lößfunde" verursacht, sind in einem besonderen Abschnitte besprochen.

Die von mir gegebene Zeittafel ist folgende:

Nacheiszeit:	Munzingen; Tierreste der Steinkirche bei Scharzfeld; Calbe a. d. M.; Havelseen.
Weichsel-Eiszeit:	Metternich; Achenheim z. T.; Vöklinshofen?; Breitenbach; Willendorf; Předmost.
Weichsel-Warmzeit:	Achenheim z. T.; Klein-Quenstedt bei Halberstadt; Gröbzig; Eisleben; Westeregeln z. T.; Storkau bei Weißenfels; Unter-Wisternitz (Mähren).
Saale-Eiszeit II.	
Saale-Warmzeit II:	Rabutz.
Saale-Warmzeit II oder I:	Mauer bei Heidelberg?; Ehringsdorf, Taubach und Weimar; Osterode?; Kalktuff von Schwanebeck?
Saale-Eiszeit I.	
Saale-Warmzeit I:	Mittlere Terrasse der Somme; Emschertal; Sablon bei Metz; Achenheim z. T.; Bennungen; Köchstedt; Wettin; Westeregeln z. T.; Werdershausen; Markkleeberg; Kieselgur von Klieken?
Elster-Zeit: Elster-Eiszeit.	Blankenheim a. H.
Elster-Warmzeit:	Obere Terrasse der Somme; Mauer?; Wangen?; Kalktuff von Bilzingsleben; Osterode?; Hundisburg; Kieselgur an der Luhe; Kalkmergel von Westerweihe bei Uelzen.
Elbe-Zeit:	Rastenberg?
Hamburger Zeit:	Keine Funde bekannt.

Die Begründung dieser Zeittafel habe ich kurz auf den S. 133—146 meines Beitrages gegeben.

[1]) L. van Werveke: Neues über die „erste" Eiszeit in der Börde. Geschiebemergel der „ersten" (Elster-) Eiszeit in weiter Verbreitung und diluviale Aufwölbungen südlich und südwestlich von Magdeburg. — Montagsblatt 1928, Nr. 7 und Nr. 8. Mit einem Kartenausschnitt. — Dieser auch in meinem Beitrag zur Festschrift auf S. 97.

Digitized by Google

Zur Gliederung der mitteldeutschen Altsteinzeit

Von Carl Engel, Königsberg i. Pr.

Mit 1 Karte und 1 Zeittafel im Text

Die vorliegende Arbeit knüpft an meine „Übersicht der altsteinzeitlichen Funde Mitteldeutschlands“[1]) an, in der ich mich bemüht habe, eine Zusammenstellung der bisher aus den Flußgebieten der Saale und mittleren Elbe bekannt gewordenen paläolithischen Artefakte zu geben. Da in der genannten Arbeit eine Beschreibung und Abbildung der wichtigeren Stücke sowie ein ausführliches Literaturverzeichnis enthalten sind, ist auf deren Wiedergabe hier völlig verzichtet worden. Es wird lediglich beabsichtigt, auf Grund einiger allgemeiner Betrachtungen den heutigen Stand der mitteldeutschen Altsteinzeitforschung zu beleuchten.

Die Erforschung des mitteldeutschen Paläolithikums hat eine starke und eine schwache Seite. Beide sind durch die gleiche Ursache bedingt: die Fundumstände.

Die starke Seite ist die klar zu bestimmende stratigraphische Lagerung der meisten Fundstücke, die durch das fast ausschließliche Auftreten der Artefakte in Flußschottern zwischen verschiedenalterigen glazialen Ablagerungen gegeben ist. Sie würde eine unzweideutige zeitliche Festlegung der Fundstücke gestatten, wenn — und das ist die Schwäche der starken Seite — die Diluvialgeologie eine solche zu geben heute bereits in der Lage wäre.

Die schwache Seite ist der überaus geringe Typenbestand und der dadurch bedingte Mangel an charakteristischen Werkzeugformen auf den meisten Fundplätzen. Ein großer Teil der Funde scheidet dadurch für die typologische Beurteilung völlig aus, weil er eben nur hinreicht, die Anwesenheit des Menschen an einzelnen Orten und in besonderen Schichten zu erweisen, nicht aber einen fördernden Vergleich mit dem gut umschriebenen Kulturgut anderer Landschaften gestattet.

Ursache beider Erscheinungen sind die mehrfachen Vereisungen Nord- und Mitteldeutschlands und der Mangel des behandelten Gebietes an Höhlen. Diese Umstände bedingen zugleich den grundsätzlichen Unterschied der mitteldeutschen gegenüber den süddeutschen und französischen Altsteinzeitfunden.

Während dort große und günstig gelegene Höhlen und Halbhöhlen (abris sous roche) den Menschen zu längerem Verweilen lockten; während in ihnen die Lagerstätten und Werkplätze des eiszeitlichen Menschen fast ungestört auf uns gekommen sind, kroch über Mitteldeutschland — namentlich seinen nördlichen Teil — mehrfach der Eiskuchen des nordischen Gletschers und zerrieb

---

[1]) Festschrift zur 10. Tagung für Vorgeschichte. Magdeburg 1928. S. 149—194. Bei dieser Gelegenheit mag berichtigt werden, daß die Mitteilung der S. 185 angeführten Untersuchung der Döbritzer Höhle (Nr. 35) durch Andrée auf einem Irrtum beruht, und daß eine solche nicht stattgefunden hat; ferner, daß die Fundorte 34. Klein-Ramsdorf, 35. Döbritzer Höhle (S. 184) sowie das S. 185 genannte Museum Pößneck nicht zum Kreise Ziegenrück, sondern zu Thüringen gehören.

Digitized by Google

oder verlagerte die Spuren der in ihm vorhandenen paläolithischen Freilandstationen. Auch in den interglazialen Ablagerungen sind die Funde meist nur umgelagert und nach längerem oder kürzerem Wassertransport auf uns gekommen. Eine — wenn auch örtlich nur geringe — Umlagerung dürfte auch den meisten sog. „Lößfunden" zukommen. Höhlenfunde kennen wir unter den bisher über 30 paläolithischen Fundplätzen Mitteldeutschlands nur fünf. Die Untersuchungen Andrées[1]) haben ergeben, daß die meisten der bisher erschlossenen Höhlen des Südharzgebietes und Nordthüringens als Wohnstätten des diluvialen Menschen ungeeignet gewesen sind, so daß wir bei der Mehrzahl von ihnen auch bei eingehender Untersuchung nur auf eine geringe Vermehrung unserer Kenntnisse rechnen dürfen.

Als R. R. Schmidt vor 15 Jahren sein klassisches und heute noch grundlegendes Werk über „Die diluviale Vorzeit Deutschlands"[2]) veröffentlichte, waren die bis 1914 in Mitteldeutschland gemachten paläolithischen Funde noch so spärlich und unsicher, daß er auf Grund seiner damals berechtigten Kritik und Skepsis gegenüber dem zweifelhaften Fundmaterial zu dem Schlusse kam, daß „allein das Ilmtal auf ein längeres Verweilen paläolithischer Horden verweist", im übrigen jedoch nur „hin und wieder eine Jägerhorde einen Jagdvorstoß gegen Norden unternahm"[3]).

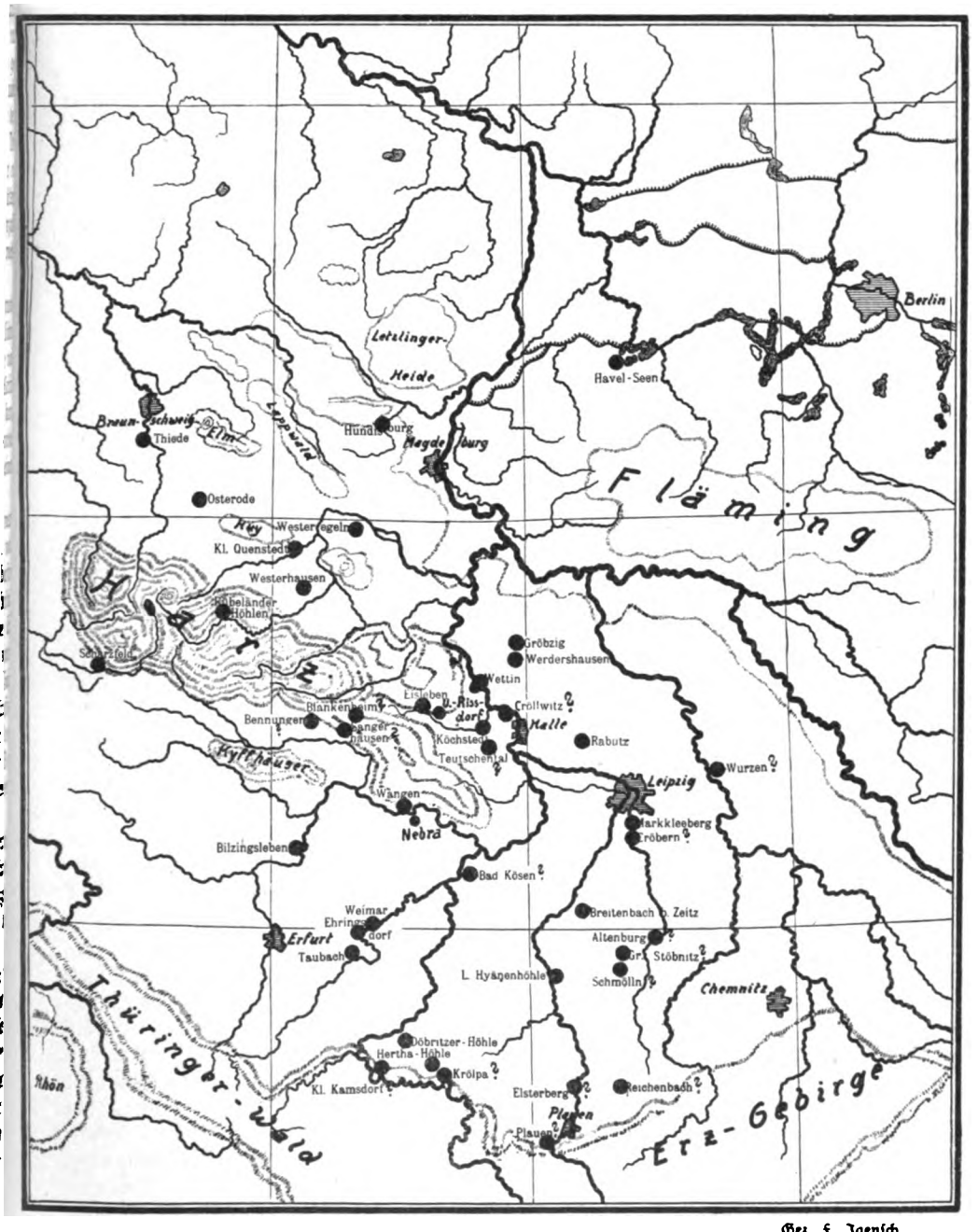
Nach der Zusammenstellung von R. R. Schmidt waren 1912 erst neun mitteldeusche Paläolithfunde bekannt, deren Artefaktnatur zudem z. T. noch angezweifelt wurde. Heute ist ihre Zahl (nach Ausscheidung zweifelhafter Fundplätze) bereits auf 25 gestiegen, und diese Ziffer wächst fast jährlich. Berücksichtigt man die oben erörterte Ungunst der Verhältnisse für die Erhaltung der Artefakte und das verhältnismäßig seltene Vorkommen interglazialer Ablagerungen in Mitteldeutschland überhaupt, so muß diese Zahl als erstaunlich hoch bezeichnet werden. Ja, man wird auf Grund der Häufigkeit des Fundmaterials sagen dürfen, daß der diluviale Mensch in den warmen Zwischeneiszeiten ein regelmäßiger, wenn auch unsteter Bewohner Mittel- und wahrscheinlich auch Norddeutschlands gewesen sein muß.

Versucht man zunächst eine grobe Einteilung des Fundmaterials durchzuführen, so zeigt sich, daß fast die Hälfte der mitteldeutschen Paläolithfunde der letzten Vereisungsperiode (bzw. der ihr voraufgehenden Zwischeneiszeit) angehören; ein Umstand, der nicht überrascht, wenn man bedenkt, daß der Gletscher der letzten Eiszeit Mitteldeutschland nicht mehr erreicht hat.

Ein Blick auf die Fundkarte (Abb. 1) zeigt, daß sich die Fundplätze in der Südhälfte des Gebietes häufen, während der Norden (die Altmark) von Funden völlig frei bleibt. Grund für diese Verteilung ist wieder die geologische Beschaffenheit der einzelnen Landschaften. Zunächst die Tatsache, daß in der Altmark interglaziale Bildungen sehr selten auftreten, zum mindesten bisher kaum aufgeschlossen sind; so daß altpaläolithische Funde dort kaum gemacht werden konnten. Das Fehlen interglazialer Aufschlüsse hängt wieder mit dem Mangel des Gebietes an größeren Talsystemen zusammen, in denen günstige Möglichkeit zur Bildung zwischeneiszeitlicher Schichten gegeben war, wie sie z. B. das Flußnetz der Saale und ihrer Nebenflüsse mit seinen Terrassenbildungen fast überall aufweist. Schließlich ist auch das Fehlen der Lößdecke in den östlichen und nördlichen Gebieten von nicht geringer Bedeutung, da ihr

[1]) Nachrichtenblatt f. d. dt. Vorzeit. Jahrg. 4, 1928, S. 49—50.
[2]) Stuttgart 1912.
[3]) A. a. O., S. 104/105.

Digitized by Google



Gez. F. Jaensch

Abb. 1. Die altsteinzeitlichen Fundplätze Mitteldeutschlands

Nichtvorhandensein eine sichere diluviale Altersbestimmung aller aus dem letzten Interglazial stammenden Funde (wie z. B. in der Magdeburger Börde und dem nördlichen und östlichen Harzvorland) nicht ermöglicht. In der Altmark treten

Digitized by Google

die aus der letzten Zwischeneiszeit stammenden Artefakte somit als Oberflächenfunde in Erscheinung und dürften unter Umständen ihrem diluvialen Alter nach zunächst kaum mit Sicherheit zu erkennen sein.

Grundlegend für die Beurteilung des Fundmaterials ist demnach der Charakter der Fundumstände. Nach ihm lassen sich die Paläolithfunde Mitteldeutschlands gliedern in:

1. Höhlenfunde, bisher bekannt geworden 5
2. Funde in Tonschichten, bisher bekannt geworden . 2
3. „Lößfunde“[1]), bisher bekannt geworden . . . 8
4. Funde in Flußschottern, bisher bekannt geworden 8
5. Funde in Kalktuffbänken, bisher bekannt geworden 2

Geologisch auswertbar sind unter ihnen nur die Gruppen 2—5, während die aus Mitteldeutschland bisher bekanntgewordenen Höhlenfunde für eine entscheidende geologische Beurteilung nicht in Frage kommen und Oberflächenfunde (wie z. B. vom Taubenberg bei Sangerhausen und vom Roten Berg bei Klein-Kamsdorf) von selbst ausscheiden.

Nun wird eine Einreihung der Funde in bestimmte geologische Stufen für die Gliederung des mitteldeutschen Paläolithikums jedoch nur dann von Erfolg sein können, wenn sie Hand in Hand geht mit typologischen Unterschieden der den einzelnen Stufen zugeordneten Werkzeugformen. Ein ihrem Fundmaterial nach gut umschriebenes, typologisch klares Bild mit einer wünschenswerten Variationsbreite des Werkzeugmaterials ergeben von den bisher bekanntgewordenen 25 (ihrer Artefaktnatur nach sicheren) Fundplätzen jedoch nur drei: Breitenbach bei Zeitz, Weimar und Markkleeberg. Eine kurze Betrachtung ihres Werkzeugmaterials wird daher nicht zu umgehen sein.

In dem Fundmaterial von Breitenbach bei Zeitz überrascht das häufige Vorkommen von Hochkratzern und Sticheln und ihr starkes Hervortreten gegenüber den Klingen. Danach wird man das Fundmaterial unbedenklich zum Jungpaläolithikum rechnen können, wofür auch seine geologische Lagerung (Beginn der letzten Vereisung) spricht. Geologisch und typologisch ähnliche Fundplätze sind neuerdings bei Unterrißdorf (Mansfelder Seekreis) und Nebra a. d. Unstrut (Kr. Querfurt) durch die Gebr. Lehmann erschlossen worden.

Hochkratzer treten auch verhältnismäßig häufig unter dem Werkzeugmaterial von Weimar auf, das zudem durch das Vorkommen zahlreicher, meist sorgfältig gearbeiteter Handspitzen gut charakterisiert wird. Es nimmt demnach eine Mittelstellung zwischen Alt- und Jungpaläolithikum ein, die durch den Schädelfund von 1925 auch anthropologisch gestützt wird, da ja das neu aufgefundene Schädeldach nach Weidenreich[2]) als eine Zwischenform zwischen Neandertaler und jungpaläolithischen Homo-sapiens-Typen zu deuten ist; ein nebenbei höchst beachtliches Ergebnis, weil es die Aussicht eröffnet, daß die Aurignac-Rasse sich — trotz aller bisherigen gegenteiligen Meinungen — doch aus der scheinbar eine extreme Seitenbildung darstellenden Neandertalrasse ableiten läßt. Auf alle Fälle bildet das Werkzeugmaterial von Weimar eine scharf umschriebene Gruppe, die sich schwer mit dem französischen Fund-

[1]) Über die sogen. „Lößfunde“ vgl. die Ausführungen von van Werveke in der Festschrift zur 10. Tagung für Vorgeschichte. Magdeburg 1928. S. 38—51 und 120—130.

[2]) Der Schädelfund von Weimar-Ehringsdorf, bearbeitet von F. Wiegers, F. Weidenreich und E. Schuster. Jena 1928.

Digitized by Google

material vergleichen läßt[1]), jedenfalls kaum eine völlige Parallele unter diesem findet.

Das Fundmaterial von Markkleeberg wird schon durch das Vorkommen zahlreicher Faustkeile (bzw. Halbkeile) und recht grob gearbeiteter Handspitzen und Klingen als Altpaläolithikum sicher gekennzeichnet. Ob das Werkzeugmaterial aber dem Acheuléen oder dem älteren Mounstérien zuzurechnen ist, ob die Fundschichten gar verschiedenalteriges Material führen, ist trotz der sorgfältigen Untersuchungen Jakob-Friesens[2]) heute noch nicht mit Sicherheit zu entscheiden.

Sicher weist auch das Werkzeugmaterial mancher anderer Fundplätze (z. B. Hundisburg, Lindentaler Hyänenhöhle) durchaus charakteristische Sonderzüge auf; wie weit diese jedoch auf typische oder lokale und zufällige Sondererscheinungen zurückzuführen sind, ist bei der Dürftigkeit des Fundmaterials heute nicht zu entscheiden. Auf keinen Fall aber geht es an, sie auf Grund weniger Fundstücke mit den klar umschriebenen französischen Stufen typologisch zu parallelisieren und sie als Grundlage für deutsche Stufenbenennungen zu verwenden.

Mit Recht hat daher Schuster[3]) betont, daß der Zeitpunkt eines typologischen Vergleiches der mitteldeutschen Fundstücke mit dem grundlegenden französischen Material heute noch nicht gekommen sei. So sehr ich ihm darin beistimme und seine Gründe würdige, so wird sich doch der Versuch dazu, wenn wir weiterkommen wollen, nicht umgehen lassen; auch wenn die damit erzielten Ergebnisse immer wieder von neuem berichtigt werden müssen. Notwendig ist nur, bei diesem Vergleich die unumgängliche Vorsicht und Skepsis in der Beurteilung des Materials walten zu lassen und nicht — auch nicht versteckt — zu versuchen, den mitteldeutschen Verhältnissen das französische Schema aufzuzwängen.

Grundsätzlich sind daher Versuche, ein eigenes System für die deutsche Altsteinzeit zu schaffen, durchaus zu bejahen. Freilich wird seine Aufstellung durch die heute noch immer hervortretende Zusammenhanglosigkeit der größeren Fundbezirke ebenso erschwert wie durch den Umstand, daß in den einzelnen Fundprovinzen nur selten alle Entwicklungsstufen in guter Ausprägung vorhanden sind.

Mit großer Sorgfalt hat namentlich Wiegers sich seit Jahren bemüht, eine eigene Stufenfolge für das deutsche Paläolithikum zu schaffen[4]). Wenn sich diese bisher nicht allgemein hat durchsetzen können[5]), so liegt das daran, daß sie auf rein geologischer Grundlage aufgebaut ist und daß seine deutschen Stufenbenennungen nur Synonyme für die französischen Kulturstufen darstellen, nicht jedoch auf einem Vergleich des gesamten deutschen Fundmaterials auf selbständiger Grundlage gewonnen wurden.

Ideal betrachtet, würde es die glücklichste Lösung aller Zweifel bedeuten, wenn dort, wo die Typologie versagt, die Geologie hilfreich einspringen und

[1]) Vgl. die Ausführungen Schusters im „Schädelfund von Weimar-Ehringsdorf" (S. 48 Anm.[2])).

[2]) K. H. Jakob: Das Alter der altpaläolithischen Station Markkleeberg bei Leipzig. Prähistorische Zeitschrift V, 1913, S. 331—339.
K. H. Jakob und C. Gäbert: Die altsteinzeitliche Fundstelle Markkleeberg bei Leipzig. Veröffentl. des Mus. f. Völkerkunde zu Leipzig. Heft 5. 1914.

[3]) Vgl. S. 48, Anm.[2]).

[4]) Vgl. F. Wiegers: Diluviale Vorgeschichte des Menschen I. Stuttgart 1928. S. 154—155.

[5]) Vgl. dazu: Birkner, F.: Die Urbewohner Deutschlands in: Deutschland. Die natürlichen Grundlagen seiner Kultur. Leipzig 1928. S. 258—259.

Digitized by Google

durch zeitliche Bestimmung die kulturelle Zugehörigkeit unsicherer Fundstücke durchführen könnte. So lange jedoch namhafte Diluvialgeologen sich nicht darüber einig sind, ob Norddeutschland 2, 3, 6 oder gar 11 Vereisungen durchgemacht hat, wird man der Geologie kaum die Entscheidung über die kulturelle Zugehörigkeit einzelner Fundstücke überlassen können.

Zudem darf nicht übersehen werden, daß eine Aufstellung von Kulturstufen nur dann von Wert sein kann, wenn diese durch das zugehörige Kulturgut einigermaßen klar umschrieben sind, das heißt wenn sie nicht bloß Schemen darstellen, sondern auch einen Inhalt haben. Auf Grund rein geologischer Untersuchungen völlig atypisches Gerätmaterial zur Aufstellung von Kulturstufen zu verwerten, bedeutet — ganz abgesehen von der Unsicherheit der geologischen Ausdeutung — die Schaffung einer praktisch nicht verwertbaren Nomenklatur, die weiteres Arbeiten nur belastet und erschwert. Sie ist identisch mit dem lange geübten Brauch, jeden diluvialen Skelettfund mit dem Namen seines Fundortes als wissenschaftliche Benennung einer eigenen Menschenrasse in die Anthropologie einzuführen, und somit geeignet, die wissenschaftliche Terminologie unnötig zu belasten. Denn sie arbeitet mit Begriffen bzw. Stufen ohne Inhalt.

Zudem würde es eine völlige Verkennung der vorgeschichtlichen Forschungsziele bedeuten, wollte man die Diluvialprähistorie als eine geologische Wissenschaft ansehen und in der Einreihung der eiszeitlichen Kulturstufen in ein geologisches System die Lösung ihrer Probleme erblicken. Die Frage nach der Zeitstellung der diluvialen Kulturen ist nur eins der vielen Probleme, die die Diluvialarchäologie bewegen. Heute — in ihren Anfängen — gewiß eins der wichtigsten. Aber daneben darf nicht übersehen werden, daß die Diluvialarchäologie die Aufgabe hat, die Kulturen, die Lebensweise und — nicht zuletzt — die geistige Betätigung und Entwicklung des Eiszeitmenschen zu untersuchen; dabei kann die Geologie wohl Hilfswissenschaft, nicht aber Herrscherin sein. Ganz abgesehen von der immer wieder vergessenen Tatsache, daß die Vorgeschichte als eine historisch orientierte Geisteswissenschaft zwar mit naturwissenschaftlichen Methoden arbeiten, nicht aber von einer naturwissenschaftlichen Problemstellung ausgehen oder in ihr ihr Ziel finden kann.

Versucht man unter Berücksichtigung dieser Erwägungen eine Gliederung des mitteldeutschen Paläolithikums, so wird diese in erster Linie auf Grund des archäologischen Befundes erfolgen müssen. Wie bereits erörtert, lassen sich jedoch aus dem bisher vorliegenden Werkzeugmaterial nur drei leidlich umschriebene und gut gegeneinander abgegrenzte Kulturgruppen herausschälen, die durch die oben besprochenen drei Fundplätze Zeitz, Weimar und Markkleeberg charakterisiert sind. Inwieweit diesen jedoch eine typische Bedeutung zukommt, inwieweit sie nur für kleine Entwicklungsabschnitte bezeichnend sind, ist heute — bei dem Mangel an Vergleichsmaterial — noch nicht zu übersehen. Damit aber fehlt die wichtigste Grundlage für die Aufstellung einer eigenen mitteldeutschen Stufenfolge: die Kontinuierlichkeit des Entwicklungsablaufs[1]).

[1]) Es liegt wohl im jugendlichen Alter der Vorgeschichtsforschung begründet, daß man sich über die Anwendung bestimmter Begriffe noch immer nicht klar ist. „Stufe" ist ein zeitlicher Begriff, der nur dann zur Bezeichnung einer Erscheinung verwendet werden kann, wenn diese für einen größeren Zeitabschnitt (eine Entwicklungsdauer) charakteristisch ist. Solange aber ihre zeitliche Gültigkeitsdauer nicht geklärt ist, hat der Begriff „Kultur" oder „Zivilisation" zur Anwendung zu kommen.

Digitized by Google

Nimmt man dazu die Unsicherheit in der geologischen Bewertung, so wird man gut tun, von einer Stufenbenennung nach Fundplätzen für Mitteldeutschland zunächst abzusehen und sich mit einer Eingliederung des Fundmaterials in die drei großen, typologisch auch im behandelten Gebiete leidlich umschriebenen Gruppen Alt-, Mittel- und Jungpaläolithikum[1]) zu begnügen.

Aus ihnen heben sich die ihrem Werkzeugmaterial nach gut charakterisierten Fundplätze von Zeitz, Weimar und Markkleeberg heute bereits so hervor, daß man sie als charakteristische Eigenkulturen betrachten und von einer Zeitzer, Weimarer und Markkleeberger, vielleicht auch noch von einer Hundisburger Kultur sprechen darf. Zur Aufstellung von eigenen Stufen wird man jedoch erst dann übergehen dürfen, wenn man beurteilen kann, wieweit das Inventar dieser Kulturen für größere Entwicklungsabschnitte typisch ist. Sie bereits heute vorzunehmen, hieße dem mit dem Material weniger Vertrauten eine Sicherheit in der Erforschung des mitteldeutschen Paläolithikums vortäuschen, die tatsächlich nicht vorhanden ist.

Eine tabellarische Übersicht unserer heutigen positiven Kenntnisse von der Gliederung der mitteldeutschen Altsteinzeit würde daher (unter Beiseitelassen aller Hypothesen und Unsicherheiten) folgendermaßen aussehen:

Geologische Zeitstellung	Kulturstufen	Fundplätze[2]) in Mitteldeutschland	Gut umschriebene Kulturen, deren typische Bedeutung jedoch vorläufig nicht zu beurteilen ist
Zeit der letzten Vereisung (im weitesten Sinne)	Jung-Paläolithikum	Steinkirche bei Scharzfeld Herthahöhle bei Ranis Döbritzer Höhle bei Pößneck Westeregeln, Thiede, Gröbzig Westerhausen Osterode a. Fallstein (z. T.) Zeitz, Unterrißdorf, Nebra	Zeitzer Kultur
Ältere eiszeitliche Ablagerungen	Mittel-Paläolithikum	Weimar Kl. Quenstedt Eisleben Rübeländer Höhlen	Weimarer Kultur
	Alt-Paläolithikum	Werdershausen, Markkleeberg Wettin, Köchstedt, Lindentaler Hyänenhöhle, Hundisburg Wangen, Bilzingsleben	Markleeberger Kultur Hundisburger Kultur

Zusammenfassende Literatur über die Gliederung des mitteldeutschen Paläolithikums

Bayer, J.: Der Mensch im Eiszeitalter. I. II. Leipzig 1927.
Boule, M.: Les Hommes Fossiles. Paris 1921.
Eberts Reallexikon der Vorgeschichte. Berlin 1924ff. Band II, S. 394—406: Diluvialchronologie (H. Obermaier). Band IX, S. 1—6: Norddeutschland. A. Paläolithikum (H. Obermaier).
Engel, C.: Übersicht der altsteinzeitlichen Funde Mitteldeutschlands. Festschrift zur 10. Tagung für Vorgeschichte. Magdeburg 1928. S. 149—194.

[1]) Im Jungpaläolithikum scheint sich heute bereits eine Zweigliederung anzubahnen, indem sich vielleicht eine feinere Klingenkultur (entsprechend dem Magdalénien) der Nacheiszeit zuweisen bzw. nach der Lößbildung ansetzen lassen wird. Zu ihr scheinen die in der Tabelle zuerst genannten 3 Höhlenfunde zu gehören.

[2]) Alle nicht sicher einzugliedernden Funde wurden hier nicht aufgeführt.

Digitized by Google

Lehmann, H. u. R.: Die ältere Steinzeit in Mitteldeutschland. Mannus Bd. 14. 1922, S. 269—308.
Lehmann, H. u. R.: Neue Fundstellen der älteren und mittleren Steinzeit in Mitteldeutschland. Beiträge zur Geologie Thüringens. Band II, Heft 2. Jena 1928.
Obermaier, H.: Der Mensch der Vorzeit. Berlin [1912].
Obermaier, H.: El Hombre Fósil Madrid 1916.
Schmidt, R. R.: Die diluviale Vorzeit Deutschlands. Stuttgart. 1912.
Soergel, W.: Die Gliederung und absolute Zeitrechnung des Eiszeitalters. Fortschritte der Geologie und Paläontologie. Heft 15. Berlin 1925.
Soergel, W.: Josef Bayers Chronologie des Eiszeitalters. Mannus Bd. 19. 1927. S. 225—250.
van Werveke, L.: über die Zahl der Vereisungen in Nord- und Mitteldeutschland und über das Alter des Rabutzer Tones. Mannus Bd. 20. 1928. S. 315—327.
van Werveke, L.: Ausbildung, Entstehung und Gliederung des Diluviums der Magdeburger Gegend als Grundlage zur Einordnung vorgeschichtlicher Funde. Festschrift zur 10. Tagung für Vorgeschichte. Magdeburg 1928. S. 7—147.
Werth, E.: Der fossile Mensch. Grundzüge einer Paläanthropologie. Berlin 1928.
Wiegers, F.: Diluvialprähistorie als geologische Wissenschaft. Abhandl. d. preuß. geologischen Landesanstalt. Berlin 1920. Neue Folge. Heft 84.
Wiegers, F.: Diluviale Vorgeschichte des Menschen I. Stuttgart 1928.

Digitized by Google

Die neue Artefaktfundstelle im Löß des Hasenwinkels bei Unterrißdorf (Mansfelder Seekreis)

Von Dr. H. Lehmann, Halle a. S.

Die Abhängigkeit der Siedlungen von den natürlichen Bedingungen der Landschaft kommt dem modernen Kulturmenschen kaum noch zum Bewußtsein. Die heutigen Siedlungen gehen zum größten Teil auf früh- und vorgeschichtliche Gründungen zurück, deren Anlage in hohem Maße von der Natur bestimmt war. Magdeburg als alte Elbefurt und Halle als uralte Salzstadt sind typische Beispiele. Diese naturnotwendigen Zusammenhänge geben dem Forscher wichtige Fingerzeige, wo er im Gelände nach vorgeschichtlichen Funden zu suchen hat. Von besonderer Bedeutung ist dies auch für die diluvialen Vorgeschichtsfunde. Ein weiterer Hinweis für Fundmöglichkeit in diluvialen Schichten ist durch häufiges Auftreten von Wirbeltierresten gegeben. Der Diluvialmensch war vorzugsweise Jäger. Wo wir Kulturreste von ihm finden, sind fast regelmäßig zahlreiche Knochenreste seines Jagdwildes erhalten. Diese Gesichtspunkte haben unter anderem zur Entdeckung neuer diluvialer Fundstellen geführt, unter denen als neueste die Fundstelle im Hasenwinkel bei Unterrißdorf zu nennen ist.

Die Fundstelle liegt in einem tiefeingeschnittenen Talkessel, etwa 4 km östlich von Eisleben, wo in einem Steinbruch über Rogenstein führenden roten Letten des unteren Buntsandsteins ein bis zu 7 m mächtiges Lößprofil aufgeschlossen ist. Auf den Buntsandsteinschichten liegen zu unterst 1,5 m mächtige Bachschotter, die in der letzten Zwischenzeit aufgeschüttet wurden. Darüber folgen 3 m rotbrauner Löß mit zahlreichen Lößschnecken, und zwar Pupa muscorum, Succinea oblonga und Helix hispida. Außerdem sollen die im Eislebener Museum aufbewahrten Säugetierreste von Elephas primig., Rhinoceros tichorrh., Cervus sp. und Equus sp. vorzugsweise aus diesem roten Löß stammen. Darüber folgen rotstreifige Lößschichten von 4 m Mächtigkeit, in denen die Artefakte vorkommen. Zu oberst werden die Schichten von einem 1 m mächtigen, reinen, gelben Löß überdeckt, dessen Entstehung in das Maximum der letzten Eiszeit zu verlegen ist. Nach Osten zu werden die diluvialen Schichten diskordant von alluvialem Gehängeschutt und humosem Auemergel überlagert. Das Profil gestattet eine eindeutige geologische Eingruppierung der Fundzone. Die Funde gehören an den Ausgang der letzten Zwischeneiszeit bzw. an den Anfang der letzten Eiszeit.

Bisher wurden gegen 100 Artefakte aufgefunden, unter denen etwa ein Drittel als typische Werkzeugformen anzusprechen sind. Besonders kennzeichnend sind ein doppelseitiger Hochkratzer und zahlreiche Stichel, daneben

Digitized by Google

Schaber und Klingen. Die Stücke sind meist weiß patiniert. Typologisch stimmen sie weitgehend mit den Funden von Breitenbach bei Zeitz überein, mit denen sie zur Zeitzer Stufe zusammengefaßt werden. Nach H. und R. Lehmann[1]) ergibt sich damit für Mitteldeutschland folgende Gliederung der diluvialen Kulturstufen:

I. Eiszeit		
1. Zwischeneiszeit		
a) Obere Flußterrasse	Ältere Steinzeit	Wangener Stufe
b) Untere Flußterrasse		Wettiner Stufe
II. Eiszeit		
2. Zwischeneiszeit		Weimarer Stufe
III. Eiszeit	Mittlere Steinzeit	Zeitzer Stufe
Alluvium		Hallesche Stufe

Der scharfe Gegensatz, der typologisch zwischen der Weimarer und der Zeitzer Kulturstufe besteht und sich vor allem in dem Neuauftreten des Hochkratzers und Stichels äußert, berechtigt dazu, die Zeitzer Kulturstufe bereits zur mittleren Steinzeit zu stellen, deren jüngerer nacheiszeitlicher Abschnitt als Hallesche Stufe — nach den Funden vom Galgenberg bei Halle a. S. — in der angeführten Arbeit eingeführt wird.

---

[1]) H. und R. Lehmann: Neuere Fundstellen der älteren und mittleren Steinzeit in Mitteldeutschland. Beiträge zur Geologie von Thüringen. Jena 1928, Band II, Heft 2.

Digitized by Google

Zur Charakteristik der Sirgensteiner Stufe in Westfalen und über die Stellung dieser Stufe im Rahmen des Paläolithikums

Von Privatdozent Dr. Julius Andree, Münster i. W.

Mit 12 Abbildungen im Text

Die Sirgensteiner Stufe (Moustérien bzw. Moustérien II = kaltes Moustérien) gehört zeitlich, was wohl niemand mehr bezweifelt, dem Beginn der letzten Eiszeit oder genauer dem ersten Vorstoß dieses Glazials an. Sie ist uns aus Deutschland von einer ganzen Reihe von Fundorten bekannt[1]). Es handelt sich meist um typisches Moustérien, d. h. ein solches mit Handspitzen und Bogenschabern [= „Kleinmoustérien" Obermaiers (15)]; seltener ist bei uns ein „Moustérien mit Acheul-Einschlag" [Obermaier (15)].

Schon R. R. Schmidt (18) konnte aber feststellen, daß neben dem typischen Moustérien noch eine Art „Vorstufe", ein „Primitiv-Moustérien", auftritt; er wies darauf hin, daß außer im Sirgenstein auch im Kartstein eine „Zweiteilung" des Moustériens zu beobachten ist. Die „Vorstufe" ist nach unseren heutigen Kenntnissen viel verbreiteter als sich früher annehmen ließ. Das beweisen die Funde aus Bayern, von denen die der Petershöhle (9), der Altendorfer Höhle (12) und des Hasenloches (6) hierher zu rechnen sind, ferner die Funde aus Westfalen (Balver Höhle, Feldhof-Höhle, Burschenhöhle, vgl. 1, und Volkringhauser Höhle, vgl. 3)[2]).

Auch in der Balver Höhle muß, wie ich nachweisen konnte (1), eine „Zweiteilung" des Moustériens und eine unmittelbare Überlagerung des „Primitiv-Moustériens" durch das typische Moustérien angenommen werden. An keiner der drei genannten Stellen läßt sich zwischen den Schichten mit dem „Primitiv-Moustérien" und dem eigentlichen Moustérien eine zeitliche Lücke nachweisen.

Aus diesen Gründen glaube ich eine zweistufige Entwicklung

[1]) Elsaß: Achenheim, Dögtlingshofen, Mommenheim; Württemberg: Sirgenstein, Irpfelhöhle; Bayern: Hohlefels b. Hppg., Räuberhöhle, Klausennische, Schulerloch, Hasenloch, Petershöhle, Altendorfer Höhle; Hessen: Treis a. d. Lumda, Lämmerspiel (Kr. Offenbach); Rheinland: Kartstein, Buchenloch; Westfalen: Herne, Balver Höhle, Feldhof-Höhle, Burschenhöhle, Volkringhauser Höhle; Harz: Baumanns-Höhle.

[2]) Zur Unteren Sirgensteiner Stufe gehören noch: Irpfelhöhle, Räuberhöhle (?), Buchenloch und Lämmerspiel; auf nichtdeutschem Boden: Totencher-Höhle b. Rochefort, Drachen-Höhle b. Mixnitz, Kiskevély-Höhle und Tata b. Budapest, Galoska-Höhle b. Piekarny, Býčí Skála b. Kiritein, Sipka-Höhle und Čertova dira, wahrscheinlich auch Pekárna-Höhle b. Mokrau und Kulna-Höhle b. Sloup.

Digitized by Google

des deutschen Mousteriens gegenüber der dreistufigen französischen annehmen zu können: eine Untere und eine Obere Sirgensteiner Stufe.

Kürzlich hat Birkner (Germania, Korr.-Bl. d. Röm.-Germ. Kom. 1928. XII, Heft 4, S. 210) diese Zweiteilung der Sirgensteiner Stufe für nicht gerechtfertigt erklärt, da hierzu die stratigraphische Grundlage fehle. Dagegen ist zu bemerken, daß für den Sirgenstein und den Kartstein die Zweiteilung der Sirgensteiner Stufe einwandfrei feststeht. Daß die gleichen Verhältnisse auch in der Balver Höhle vorgelegen haben müssen, habe ich, wie eben erwähnt, in meiner Arbeit über das Paläolithikum des Hönnetales ausführlich begründet (1, S. 58ff.). Wenn Birkner meint, daß der Mangel an feiner bearbeiteten Spitzen und Schabern (in der Unteren Sirgensteiner Stufe) auf Zufall beruhen könne, so müßte das schon ein ganz eigenartiger Zufall sein, da im Hönnetale wenigstens 250 cbm Höhlenablagerungen gleichen Inhaltes von mir genau untersucht wurden und sich daraus ein gut zu charakterisierendes Fundinventar ergab, dem eben feinere Spitzen fehlen, das aber mit dem „Primitiv-Moustérien" vom Sirgenstein und Kartstein übereinstimmt. Das Inventar des „Primitiv-Moustérien" vom Sirgenstein umfaßt nach R. R. Schmidt (18, S. 23) fast 1000 Stücke, ohne daß sich darunter „feiner bearbeitete Spitzen und Schaber" befinden. Ganz abzulehnen ist die Auffassung, daß das Fehlen feinerer Spitzen durch den Mangel an geeignetem Rohmaterial hervorgerufen sein könnte. Die Bedingungen für die Herbeischaffung von Rohmaterial jeglicher Art waren vom letzten Interglazial an bis zum Ende der letzten Eiszeit dauernd die gleichen (vgl. 1, S. 48). — Das „Primitiv-Moustérien" vom Sirgenstein mit Hahne (Mannus, Zeitschr. f. Vorgesch., VI. Ergänzungsband, 1928, S. 7) als ein „Kümmer-Moustérien" (infolge Materialmangels) anzusehen, vermag ich nicht. Die Zahl der Artefakte des „Primitiv-Moustériens" ist doppelt so groß wie die des „Spät-Moustériens" vom Sirgenstein. Ebensowenig dürfte im Hönnetale in Westfalen in der Unteren Sirgensteiner Stufe ein „Kümmer-Moustérien" vorliegen. Hauptrohmaterial war hier der immer reichlich vorhandene schwarze oder graue Kulm-Kieselschiefer. Und aus diesem gleichen Rohmaterial hergestellt, finden sich in der Unteren Sirgensteiner Stufe ganz primitive „Handspitzen", in der Oberen Sirgensteiner Stufe auffallend gut und elegant gearbeitet Spitzen (s. z. B. Abb. 1, vgl. ferner 1, Taf. XIV, 3 und Taf. XV, 1 mit Taf. XVIII, 2. u. 3 und Taf. XIX, 2). — Aus allen genannten Gründen halte ich es auch nicht für möglich, daß „Primitiv-Moustérien" des Sirgensteins als „ein chronologisch fortgeschrittenes Stadium der Mischkultur Moustérien, jedoch mit technischem Rückschritt" zu bezeichnen, wie dies Beninger tut (Mannus, Zeitschr. f. Vorgesch., VI Ergänzungsband, 1928, S. 257). Schon Soergel (Fortschr. d. Geol. u. Pal., Heft 13, 1925, S. 246/7) betont, daß solche „Rückschläge" „gar nicht verständlich zu machen" seien und lehnt sie ab.

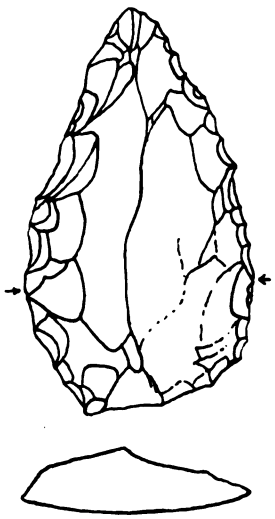


Abb. 1. Kleine Mousticr-Spitze aus Kieselschiefer. Obere Sirgensteiner Stufe. Balver Höhle. Natürliche Größe

Das Gerätinventar der Oberen Sirgensteiner Stufe ist im übrigen bekannt. Charakteristisch sind typische Mousticr-Handspitzen und La Quina-Schaber, ferner Spitzschaber, Vielfachschaber, Kerbschaber, Kleingeräte usw. Auch aus Westfalen kennen wir jetzt eine Reihe guter Belegstücke für das Auftreten dieser Kultur. Erst kürzlich fand sich in noch nicht veröffentlichtem Material aus der Balver Höhle wieder eine kleine, sehr fein bearbeitete Spitze (Abb. 1).

Weit interessanter sind die Funde der Unteren Sirgensteiner Stufe, deren Vorkommen in Westfalen und deren Inhalt ich in meiner Arbeit über die Höhlen des Hönnetales näher beschrieben habe (1). Das Inventar ist ein recht einfaches: primitive Handspitzen, primitive Schaber verschiedenster Art,

Digitized by Google

eine Unmenge von Kleingeräten (bis zu Mikrolithen) und ähnlichem (vgl. 2, Taf. 61C und D). Die westfälischen Funde waren deshalb von Bedeutung, weil man bisher die Untere Sirgensteiner Stufe nur von ganz wenigen Punkten in Deutschland kannte und ihr deshalb nur lokale Bedeutung zusprach, jetzt aber diese Kultur nach ihrer sehr viel größeren Verbreitung (siehe oben, S. 55, Anm. 2) und nach einem wesentlich umfangreicheren Material beurteilen kann. Eine wertvolle Ergänzung war noch die Ostern 1928 erfolgte Ausgrabung einer kleinen Höhle bei Volkringhausen im Hönnetale,

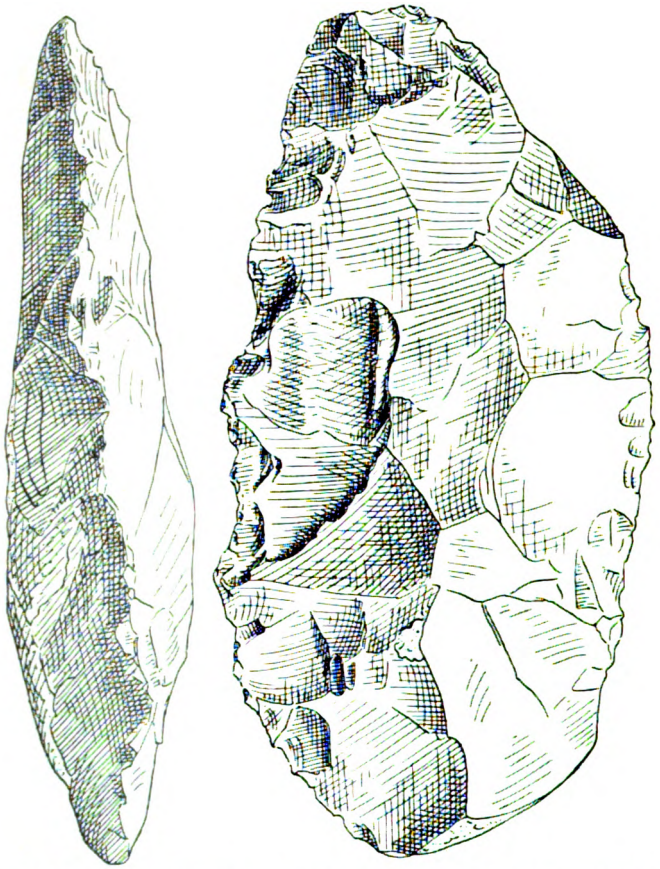


Abb. 2. „Faustkeil" aus Feuerstein. Untere Sirgensteiner Stufe. Feldhof-Höhle. Etwa 1/2 der natürlichen Größe

wobei neben typischen Werkzeugen der Unteren Sirgensteiner Stufe auch vier Knochenwerkzeuge zutage kamen (3 und 4).

Es kommen jedoch unter den Funden der Unteren Sirgensteiner Stufe einige Geräte vor, die aus dem allgemeinen Rahmen etwas herausfallen.

Das ist zunächst der „Faustkeil" aus der Feldhof-Höhle im Hönnetale (Abb. 2). Er ist seit langem in der Literatur bekannt, seine Stellung sehr umstritten. Man hielt ihn für Chelléen, Acheuléen, Früh-Moustérien oder für Mesolithikum. Da wir Siedlungsspuren, die älter als die letzte Eiszeit

Digitized by Google

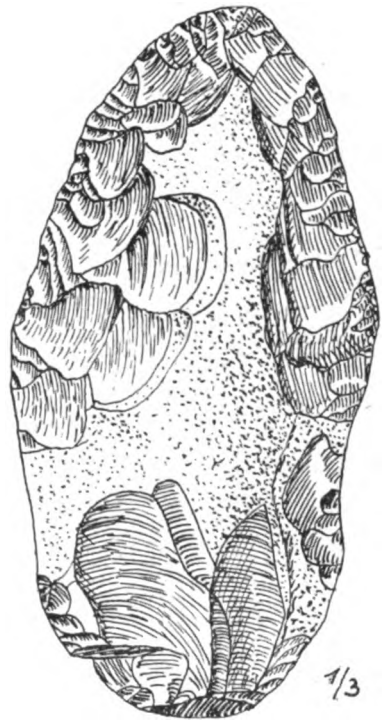


Abb. 3. „Grand racloir". Montières. Nach Commont (8)

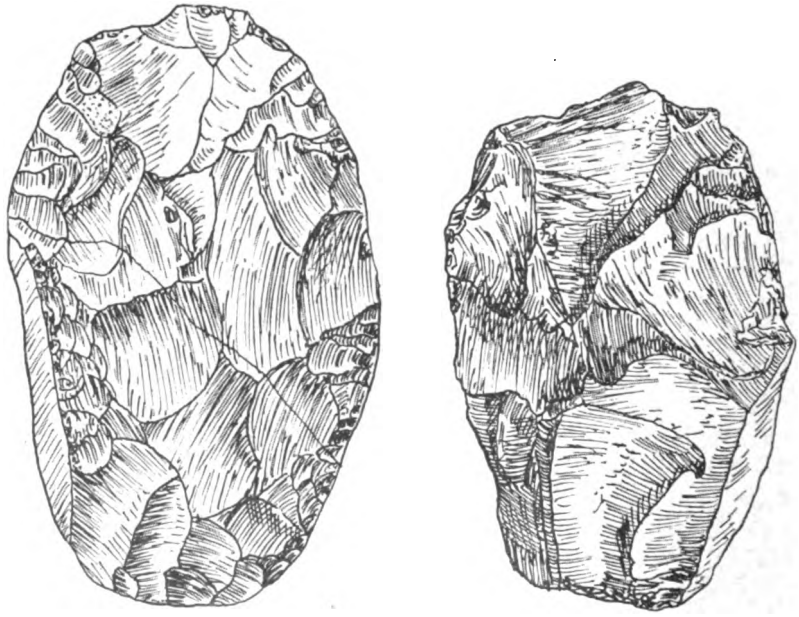


Abb. 4. „Grands hachoirs". St. Acheul. Nach Commont (8). 1/2 der natürlichen Größe

Digitized by Google

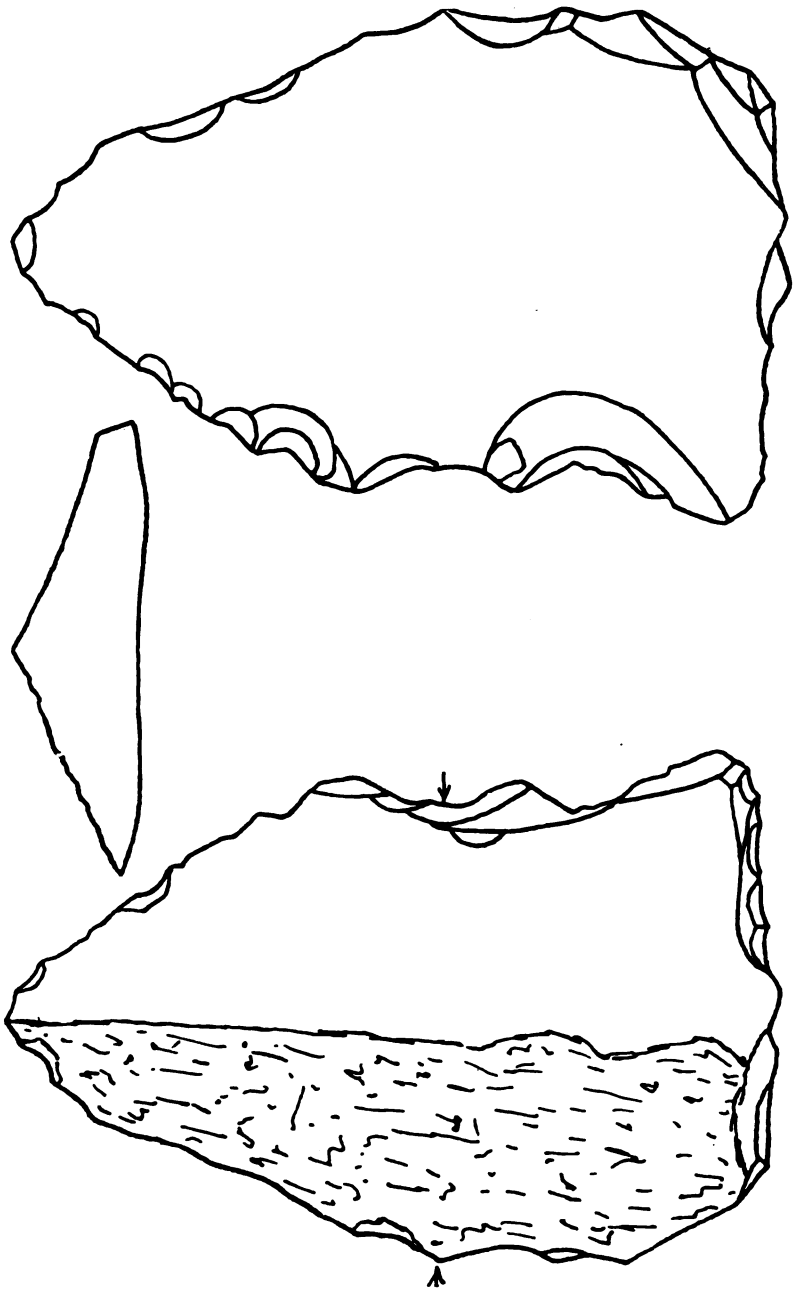


Abb. 5. Handſpitze aus Grauwacke. Untere Sirgenſteiner Stufe. Balver Höhle. Nach Andree (1). Natürliche Größe

Digitized by Google

Abb. 6. Handspitze aus Grauwacke. Untere Sirgensteiner Stufe. Balver Höhle. Natürliche Größe

Digitized by Google

sind, aus dem Hönnetale bis jetzt nicht kennen, müßte es sich, soweit ältere Kulturen in Betracht kommen sollten, bei dem „Faustkeil" um einen völlig isolierten Streufund und um Importware handeln. Es ist aber unwahrscheinlich, daß Chelléen oder Acheuléen vorliegt, da sowohl eine interglaziale Fauna als auch eine Acheuléenbegleitindustrie gänzlich fehlen. Gegen Mesolithikum spricht der Umstand, daß typisches Mesolithikum im Hönnetale ebenfalls nicht vorhanden ist. Meinem Ermessen nach — und das scheint letzthin auch R. R. Schmidt anzunehmen (vgl. 1, S. 78) — gehört das Werkzeug der Unteren Sirgensteiner Stufe an (vgl. 2, S. 276). Wir finden ähnliche große und verhältnismäßig plumpe Artefakte (Abb. 3 und 4) auch im ältesten französischen Moustérien von St. Acheul und Montières (vgl. 8),

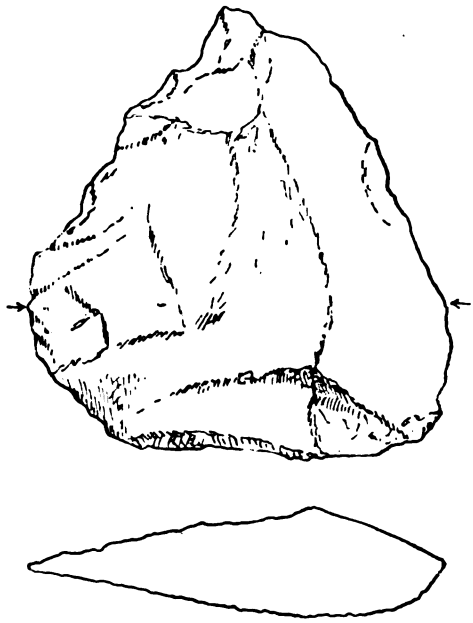


Abb. 7. Kleine Handspitze aus Grauwacke. Untere Sirgensteiner Stufe. Balver Höhle. Natürliche Größe

und zwar am Beginn des Moustériens II mit „kalter" Fauna. Diese Geräte sind wohl faustkeilähnlich, aber nicht so fein bearbeitet; es sind grobe Schlag- und Schabegeräte; Commont (8) bezeichnet sie als „grands racloirs" und „hachoirs". Ein derartiges Werkzeug liegt auch in dem „Faustkeil" vor.

Fernerhin fanden sich in dem Material aus dem Höhlenschutt vor der Balver Höhe (vgl. 1, S. 48 und S. 53) einige Werkzeuge aus Grauwacke. In den Schichten der Unteren Sirgensteiner Stufe in der Höhle selbst sind Grauwackengeräte äußerst selten. Die aus einer ziemlich grobkörnigen Grauwacke bestehenden Artefakte (Abb. 5 bis 9) unterscheiden sich von den sonst vorherrschenden Artefakten aus Kieselschiefer durch ihre Plumpheit und durch das geringe Maß ihrer Bearbeitung. Beides hängt wohl zusammen mit der Beschaffenheit des Rohmaterials, das verwandt wurde. Abrollungsspuren zeigen die Werkzeuge nicht. Ich hatte in meiner früheren Arbeit (1) zwei

Digitized by Google

mir bereits vorliegende derartige Stücke unberücksichtigt gelassen, teils weil ihr Auftreten im Schichtenverband der Höhle unbekannt ist, teils weil ich mir über die Artefaktnatur der Stücke zunächst nicht recht im klaren war. Sieben weitere Grauwackerartefakte aus mir bisher unbekannten Aufsammlungen wurden mir erst kürzlich vom Gustav-Lübcke-Museum in Hamm und von einem Privatsammler zur Verfügung gestellt. Es liegen in den Stücken in der Tat Artefakte, und zwar primitive Handspitzen und einfache Schaber und Kratzer, vor.

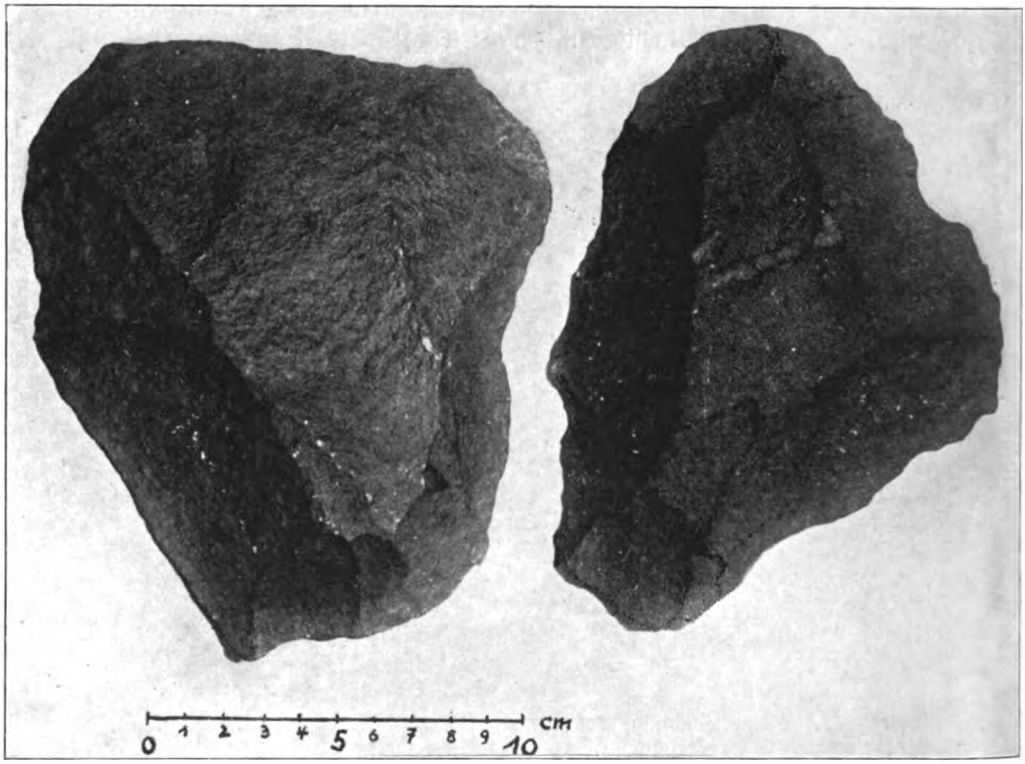


Abb. 8. Rechts: Großes Schab- und Schlaggerät aus Grauwacke. Untere Sirgensteiner Stufe. Balver Höhle. Links: „Kratzer" aus Quarzit. Neandertal

Von den Handspitzen (Abb. 5, 6 und 7) ist eine (Abb. 5) früher bereits abgebildet worden (siehe 1, Taf. XVI, Abb. 1, S. 53). Ganz ähnlich ist die Spitze Abb. 6. Es sind relativ flache, lange, im Umriß wie im Querschnitt dreieckige Abschläge von Grauwackengeröllen, z. T. mit erhaltener Gerölloberfläche, auf der Oberseite nur grob, auf der Unterseite fast gar nicht bearbeitet und mit wenigen Retuschen an den Rändern. Eine dritte Spitze ist die in Abb. 7 dargestellte, klein, fast gleichseitig-dreieckig, flach, ebenfalls nur grob und nur auf der Oberseite bearbeitet.

Die übrigen Stücke sind Schaber und Kratzer, z. T. recht groß wie Abb. 8 (rechts), manche kleiner wie Abb. 9. Allen gemeinsam ist auch hier die grobe Bearbeituung.

Digitized by Google

Die ſämtlichen Grauwackenartefakte können nach den ganzen Verhältniſſen in der Balver Höhle nur der Unteren Sirgenſteiner Stufe zugerechnet werden. Sie ſind ſicher altpaläolithiſch; das in der Balver Höhle ebenfalls auftretende Aurignacien und Magdalénien kommen alſo gar nicht in Betracht. Ebenſo ſcheint mir bei der Einfachheit der Form und der Bearbeitung eine Zugehörigkeit zur Oberen Sirgenſteiner Stufe nicht möglich.

Zu den Spitzen und den kleineren Schabern und Kratzern finden ſich Parallelen genug unter dem Material der Unteren Sirgenſteiner Stufe aus dem Hönnetale. Die größeren Handſpitzen ähneln übrigens auch den großen Schab-, Kratz- und Schneidewerkzeugen des Schulerloches (Abb. 10 und 11),

Abb. 9. Schaber aus Grauwacke. Untere Sirgenſteiner Stufe. Balver Höhle. Natürliche Größe

die Birkner (7) als „Levallois-Klingen" bezeichnet; gleiche Typen finden ſich in einigen „Breitklingen" und „Handſpitzen" von Treis a. d. Lumda (vgl. 17, Abb. 13 und 14).

Dagegen habe ich im Hönnetale noch nichts gefunden, was mit den großen Grauwackenwerkzeugen wie Abb. 8 (rechts) verglichen werden könnte. Wohl aber ſtimmt das abgebildete Stück außerordentlich mit manchen Funden des eben erwähnten, eigentümlichen Mouſtériens von Treis a. d. Lumda überein (vgl. 17, Taf. VII, VIII, IX und andere), ferner auch mit dem Quarzit-„Kratzer" (Abb. 8, links), der 1927 im Neandertal zuſammen mit einem Fauſtkeil gefunden wurde (11 und 16)[1]. Weiterhin ſind damit

[1]) Die Altersſtellung dieſer Funde iſt noch umſtritten.

Digitized by Google

wiederum „Levallois-Klingen" vom Schulerloch zu vergleichen (Abb. 11 und 12). Ähnlich sind schließlich einige der mousterienartigen Quarzitwerkzeuge aus China (10, S. 208, Abb. 4). Letztere sind allerdings kleiner, die Geräte von Treis a. d. Lumda dagegen z. T. sehr viel größer.

Im allgemeinen scheint man die Verwendung von Grauwacke, besonders zu kleineren Geräten, im Hönnetale vermieden zu haben. Von Interesse ist es jedenfalls, daß sich überhaupt größere, plumpe Geräte im Inventar der Unteren Sirgensteiner Stufe finden, in der kleinere und mittlere Werkzeuge bei weitem überwiegen. Ich sehe speziell in den in Abb. 2 und Abb. 8

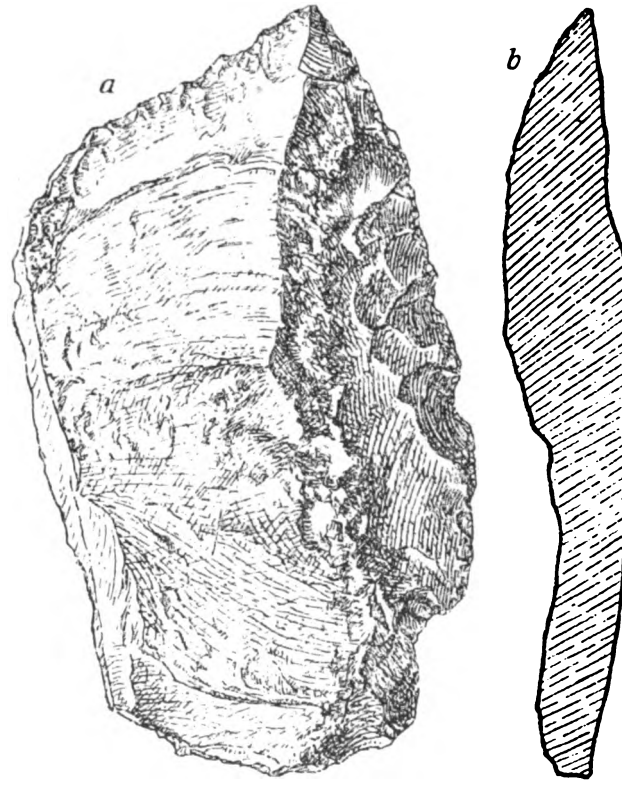


Abb. 10. „Levallois-Klinge". Schulerloch. Nach Birkner (7). Natürliche Größe

(rechts) dargestellten Artefakten Schlagwerkzeuge, die sonst in dieser Kultur selten sind.

Die Neigung zur Anfertigung solcher größeren Stücke war also vorhanden, aber kein dafür geeigneter Rohstoff. Die Feuersteingerölle von den Höhen nördlich der Ruhr sind im allgemeinen nicht sehr groß, die Grauwacke, die an sich im Hönnetale leicht zu beschaffen war, war kein hochwertiges Material für Werkzeuge.

Betrachten wir nunmehr das Inventar der Unteren Sirgensteiner Stufe in seiner Gesamtheit, diese eigentümliche Mischung von großen und groben, mittleren und allerkleinsten, meist primitiven, ganz selten etwas feineren Geräten sowie das Vorhandensein echter Knochenwerkzeuge, so ergeben sich

Digitized by Google

hieraus vielleicht Anhaltspunkte für die Stellung der Unteren Sirgensteiner Stufe im Rahmen der altpaläolithischen Kulturen, für ihre Herkunft und ihren Verbleib bzw. ihr Fortbestehen und ihre Weiterentwicklung während des Jungpaläolithikums.

Mit der Frage nach der Herkunft der Unteren Sirgensteiner Stufe habe ich mich schon in einer anderen Arbeit (3) beschäftigt. Ergänzend möchte ich folgendes bemerken. Nach Obermaier (13) sind das „Prämoustérien" und das „Kleinmoustérien" zentral- und osteuropäischen Ursprungs, eine Anschauung, der unbedingt beizupflichten ist. Allerdings scheint mir der Ausdruck „Prämoustérien" nicht ganz den Kern der Sache zu treffen. Die zentral-

Abb. 11. „Levallois-Klinge". Schulerloch. Nach Birkner (7). Natürliche Größe

und osteuropäischen früh-altpaläolithischen Kulturen können höchstens in rein zeitlicher Hinsicht als „Prämoustérien", d. h. als vor dem Moustérien auftretend, bezeichnet werden. Kulturell haben diese Frühstufen mit dem Moustérien natürlich zunächst nichts zu tun. Zu den früh-altpaläolithischen Kulturen rechne ich Halberstadt-Bilzingsleben, Wangen, Wettin-Köchstedt und die beiden „Sonderkulturen" (vgl. 3) von Hundisburg und Markkleeberg. Nach letzteren hat Wiegers seinerzeit die Kulturstufen des ausgehenden 1. Interglazials und der II. Eiszeit benannt. Beide Kulturen sind aber sozusagen „Spezialisationen" gegenüber den „primitiveren" Kulturen von Wangen bzw. Wettin-Köchstedt. Es ist deshalb zu erwägen, ob man hier nicht vorerst bloß die Bezeichnung „Kultur" anwenden soll, während die Be-

Digitized by Google

zeichnung „Stufe" nur da verbleibt, wo wirklich eine weitere Verbreitung der betreffenden Kultur nachweisbar ist (vgl. 4a, S. 288).

Es ist kaum zu bezweifeln, daß die frühen altpaläolithischen Kulturen durch die große Ausdehnung des nordischen Inlandeises im II. (norddeutschen) Glazial stark nach Osten und Südosten abgedrängt wurden und daß sich dort wahrscheinlich neue „Kulturzentren" bildeten. Mit dem letzten Interglazial aber wurde der Weg für eine stärkere Besiedlung Zentraleuropas wieder frei.

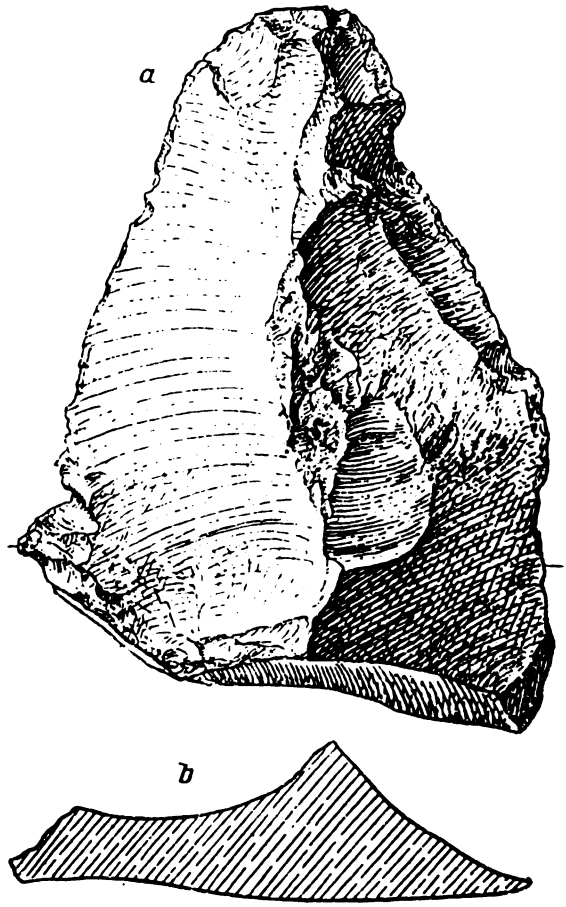


Abb. 12. „Levallois-Klinge". Schulerloch. Nach Birkner (7). Natürliche Größe

Es treten nunmehr „moustérien"-artige Kulturen auf (Krapina, Wildkirchli, Wildenmannlisloch, Drachenloch oberhalb Vättis, Rabutz, Schilling bei Posen)[1]), daneben wieder eine „Sonderkultur" im Herzen Deutschlands, die Kultur von Weimar-Taubenbach-Ehringsdorf. Ob in Deutschland die letztinterglazialen Kulturen unmittelbar aus den schon früher vorhandenen altpaläolithischen Kulturen entstanden, läßt sich direkt bis jetzt nicht nachweisen. Es wird jedoch

[1]) In Norwegen erscheint die „Randerskultur" (bei Randers und Gjermundnes), aus Jütland ist der Fund von Brörup bekannt geworden (vgl. Schwantes, 19, S. 248).

Digitized by Google

in dieser Zwischeneiszeit auch nach Mitteleuropa ein neuer Zustrom aus dem Osten gekommen sein, da wir interglaziale Kulturreste aus Gegenden kennen, in denen zeitlich ältere Funde bis jetzt nicht gemacht worden sind. Noch vor dem Anfang der letzten Eiszeit erreicht stellenweise eine primitive „moustérien"-artige Kultur — sicher vom Osten her — bereits Frankreich, z. B. im sog. „Frühmoustérien" von Le Moustier (mit gemäßigter Fauna). Und mit dem Beginn des letzten Glazials finden wir dann auch in Westeuropa recht häufig — allerdings nicht ausschließlich[1]) — die Kultur, die Obermaier als „Kleinmoustérien" bezeichnet. Auch diesen Ausdruck möchte ich nicht auf die östlichen „moustérien"artigen Kulturen anwenden. Ich würde lieber die Bezeichnung Moustérien beschränken auf die westeuropäische Kultur am Anfang der letzten Eiszeit, die in dreistufiger Entwicklung als Früh-, Hoch- und Spät-Moustérien auftritt. Das „Moustérien von Acheuléenmorphologie" ist eine Mischkultur, die als solche vielleicht durch die Benennung „Acheuléo-Moustérien" besser gekennzeichnet wäre. In Zentraleuropa ist das „Mouérien" zweistufig (siehe oben, vgl. ferner 1, 2 und 3), es teilt sich in Untere und Obere Sirgensteiner Stufe. Der Unteren Sirgensteiner Stufe dürfte wahrscheinlich der Charakter einer völlig selbständigen Stufe zukommen. Doch möchte ich vorläufig von einer neuen Benennung absehen.

Die Obere Sirgensteiner Stufe scheint mit dem Ende des ersten Vorstoßes der III. (norddeutschen) Eiszeit in Zentraleuropa auszusterben. Denn überall legt sich in den bekannten Profilen das seinen Formen und seiner Technik nach grundverschiedene Aurignacien ohne Übergang der Oberen Sirgensteiner Stufe auf [nur in Frankreich treffen wir als Übergangskultur vom Moustérien zum Aurignacien die des Abri-Audi, der jedoch — wie Wiegers mit Recht bemerkt (21) — nur lokale Bedeutung zukommt]. Im nördlichen Deutschland ist das Aurignacien nicht nachzuweisen[2]). Ob das Solutréen überhaupt über die Mainlinie hinausgegangen ist, ist zweifelhaft. Auch das Magdalénien hat in Deutschland ungefähr dieselbe Verbreitung wie das Aurignacien. Man könnte also zunächst an eine Siedlungsleere im nördlichen Deutschland während dieser Zeiten denken.

Nun erscheint aber noch vor dem Ende der letzten Eiszeit im Norden Deutschlands die Schaalsee-Zivilisation, deren zusammenfassende Darstellung wir Schwantes (19) verdanken. Die Werkzeuge dieser Kultur zeigen eine ganz auffällige Ähnlichkeit mit denen der Unteren Sirgensteiner Stufe, wenn man von den durch den Altersunterschied beider Kulturen bedingten Modifikationen absieht; nur die „Doppelbuchtspitzen" fehlen der Unteren Sirgensteiner Stufe. Schwantes (a. a. O.) betont ausdrücklich die engen Beziehungen der Schaalsee-Zivilisation zum Altpaläolithikum und weist auf die Zusammenhänge hin, die die Schaalsee-Zivilisation mit der norwegischen „Komsa-Kultur" (Schwantes, a. a. O., S. 248) einerseits und mit der „Krasnojarsker Stufe" in Sibirien (a. a. O., S. 180) andererseits verbinden. Letztere Kultur besitzt jedoch im Gegensatz zu der Schaalsee-Zivilisation Mikrolithen und Knochenwerkzeuge; ebenso kommen „Kleinformen" in der jüngeren Abteilung der Komsa-Kultur, der Tollevik-Stufe, vor Schwantes, a. a. O., S. 248). Mikrolithen, Kleinformen und Knochengeräte finden sich aber, wenn natürlich auch in anderer Ausprägung, nur „angelegt", bereits im Inventar der Unteren Sirgensteiner Stufe (vgl. 1 und 4).

[1]) Daneben noch das „Moustérien von Acheuléenmorphologie" (Obermaier, 15).
[2]) Nördlichste Vorkommen: Rheinland, mittl. Westfalen, Thiede-Westeregeln.

Digitized by Google

Das Auftreten einer solchen Kultur wie der Schaalsee-Zivilisation mit ihrem z. T. durchaus „moustérien"artigen Charakter legt den Gedanken nahe, daß es in Osteuropa zu Beginn des letzten Glazials ein „Moustérien" gab, das dem deutschen und speziell der Unteren Sirgensteiner Stufe sehr ähnlich war. Diese Kultur wäre als die „Nachfolge" jener früh-altpaläolithischen Kulturen anzusehen, die infolge des Vordringens der II. (norddeutschen) Vereisung nach Osten und Südosten abwanderten (siehe oben); sie ist vielleicht durch den Druck des von Osten kommenden Aurignaciens noch weiter nach Nordosten (etwa Zentralrußland?) abgedrängt worden. So fehlt z. B. in Mähren mancherorts das „typische" „Moustérien" (= Obere Sirgensteiner Stufe), und es folgt auf ein „Primitiv-Moustérien" (= Untere Sirgensteiner Stufe) unmittelbar das Aurignacien[1]), d. h. also, die Untere Sirgensteiner Stufe konnte sich hier nicht zur Oberen entwickeln, da eine neue, offenbar überlegenere Kultur die alte, „primitivere" zur Abwanderung zwang. Man muß aber auch weiter annehmen, daß diese „Ost"-Kultur während der Zeit der Oberen Sirgensteiner Stufe, des Aurignaciens und der Předmoster Stufe sich dort im Osten eine gewisse Primitivität bewahrte; von ihr spaltete sich dann eventuell — wie Breuil vermutet (L'anthropologie, 1923; vgl. jedoch hierzu Hillebrand, Die Eiszeit, 1926, S. 5 und 1927, S. 112) — das Solutréen ab (nach Hillebrand, 1926, wenn überhaupt, nicht in Ungarn, sondern mehr im Osten, also wohl in Südostrußland), das weit nach Westen vordrang, aber nicht nach Nordeuropa kam. Erst ganz allmählich wurde die primitiv gebliebene „Ost"-Kultur vom Aurignacien (und Magdalénien) beeinflußt, ohne ihren altpaläolithischen Charakter ganz zu verlieren. Die so etwas modifizierte Kultur stieß von neuem nach Westen vor und erscheint als Schaalsee-Zivilisation in Norddeutschland noch fast ganz altpaläolithisch, als Komsa-Kultur in Norwegen mit etwas stärkerem jungpaläolithischen Einschlag. Gleichzeitig fand wohl auch ein Vordringen nach Osten statt: als Krasnojarsker Stufe bis Sibirien (13) und vielleicht bis China (10, vgl. 19, S. 180).

Und später, nach der Schaalsee-Zivilisation, ganz am Ende der letzten Eiszeit, hat sich scheinbar derselbe Vorgang — das Abströmen von Kulturen nach Westen und Osten von einem osteuropäischen Zentrum aus — noch einmal abgespielt. In Norwegen treffen wir um diese Zeit die „Fosna-Kultur",

---

[1]) Absolon (Die paläolithische Erforschung der Pekárna-Höhle in Mähren. 2. Mitt. f. d. Jahr 1926. Acta Musei Moraviensis. Brünn, 1927) bezieht daher die „primitiven" Artefakte auf das Aurignacien und spricht von einem „Primitiv-Aurignacien". Ich kann ihm hierin nicht folgen. Die Artefakte dieser primitiven Kultur und des Hoch-Aurignacien (z. B. gerade in der Pekárna-Höhle) sind doch zu verschieden voneinander, selbst wenn man den Unterschied im Rohmaterial berücksichtigt. Daß beide Kulturen — in der Pekárna-Höhle — im gleichen Horizont vorkommen und daß petrographische Unterschiede in dieser Schicht nicht gemacht werden können, ist kein Beweis für die Zusammengehörigkeit beider Artefaktgruppen, sondern nur ein Beweis dafür, daß die „Sedimentation" in der Höhle längere Zeit hindurch gleich blieb. Wie oft kommt es andererseits vor, daß der petrographische Charakter der Schichten wechselt, während die Kulturüberreste in ihnen die gleichen sind.

Ich sehe eben in mancher primitiven Kultur (z. B. der Unteren Sirgensteiner Stufe, dem „Primitiv-Moustérien" des Sirgensteins, dem „Primitiv-Aurignacien" der Pekárna-Höhle) etwas Selbständiges. Es scheint, als habe man sich zu sehr daran gewöhnt, in jedem Fundkomplex „primitiver" Werkzeuge (ohne ausgesprochene Typen!) immer nur das Anfangs- und Vorbereitungsstadium zu einer „höheren" Kultur (mit „schönen", wohl charakterisierten Typen) zu sehen. So bezeichnet auch Bayer (Die Eiszeit, 1927, S. 115) das „Primitiv-Aurignacien" der Pekárna-Höhle als „Ankömmlingsindustrie", eine Auffassung, die ich nicht teilen kann.

Digitized by Google

in Norddeutschland die Zivilisation von Ahrensburg-Lavenstedt, in Polen das „Swidérien", in Sibirien die „Irkutsker Stufe", alles Kulturen, die, immer noch mit altertümlich anmutenden Artefakten ausgestattet, nunmehr weitgehendst vom Aurignacien-Magdalénien und z. T. vom Solutréen beeinflußt sind, sich aber andererseits auch schon dem Mesolithikum nähern.

Die zwischen Schaalsee-Zivilisation und Krasnojarsker Stufe geographisch vermittelnden Funde stehen, wie Schwantes (a. a. O.) bemerkt, noch aus. Ebenso fehlt eine unmittelbare Verbindung der Unteren Sirgensteiner Stufe mit der Schaalsee-Zivilisation. Funde, die diese Verbindung herstellen, könnten nur in Gebieten Nord- und Osteuropas angetroffen werden, die während des letzten Glazials eisfrei waren oder allmählich eisfrei wurden, und aus denen wir Kulturüberreste des Aurignaciens, Solutréens und Magdaléniens nicht kennen. Vielleicht kommen hier die Funde von Schlutup und Rosenkranz, von Mecklenburg-Schwerin und Bützow in Betracht. Auch der „Faustkeil" von Wustrow-Nienhagen (5, 14, 20) erscheint nunmehr in einem neuen Lichte.

Ich bin mir bewußt, daß die vorstehenden Ausführungen noch viel Hypothetisches enthalten. Eine Reihe von Anzeichen scheinen aber darauf hinzuweisen, daß eine Lösung der Frage nach dem Verbleib der Unteren Sirgensteiner Stufe und nach der Herkunft der Schaalsee-Zivilisation vielleicht auf dem angedeuteten Wege zu finden ist; ich bin wenigstens der Überzeugung, daß durch genauere Forschungen in Norddeutschland wie in Rußland die noch fehlenden Funde zutage kommen werden.

Literatur

1. Andree, Julius: Das Paläolithikum der Höhlen des Hönnetales in Westfalen. Mannus-Bibl., Nr. 42, 1928.
2. Andree, Julius: Westfalen. A. Paläolithikum. In Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte. Bd. XIV. Lief. 3/4. 1928.
3. Andree, Julius: Ein neuer Fund der Sirgensteiner Stufe in Westfalen und die Frage der Herkunft dieser Kultur. Mannus, Z. f. Vorgesch., VI. Ergänzungsband. 1928.
4. Andree, Julius: Altsteinzeitliche Funde aus Westfalen. VI. Über Knochengeräte aus dem Moustérien. Mannus, Z. f. Vorgesch., Bd. 2, 1929 (im Druck).

4a. Andree, Julius, Die Bedeutung der älteren Steinzeit Westfalens für die Urgeschichte Deutschlands. Volkstum und Heimat (Festschrift für Karl Wagenfeld). Münster i. W., 1929.

5. Beltz: Einige seltenere steinzeitliche Funde aus Mecklenburg. Mannus, Z. f. Vorgesch., Bd. 1, 1909.
6. Birkner: Der Eiszeitmensch in Bayern. Beitr. z. Anthr. u. Urgesch. Bayerns. 19, 1915.
7. Birkner: Die eiszeitliche Besiedlung des Schulerloches und des unteren Altmühltales. Abh. Kgl. Bayr. Ak. d. Wiss. Math.-Phys. Kl., Bd. XXVIII, 1916.
8. Commont: Le Mousterien ancien à Saint-Acheul et Montières. Congr. préhist. de France. 8. session. Angoulême. 1912. Paris, 1913.
9. Die Petershöhle bei Velden in Mittelfranken. Abh. Naturhist. Ges. Nürnberg. XXI. 1923.
10. Licent et Teilhard de Chardin: Le paléolithique de la Chine. L'anthropologie. 35. 1925.
11. Löscher: Das geologische Alter der neuen paläolithischen Funde im Neandertal. Zentralbl. f. Min., Abt. B. Nr. 7, 1928.
12. Mayr: Paläolithvorkommen im mittleren Altmühltal. Nachr. Deutsch. Anthrop. Ges., II. Jahrg., Heft 4, 1927.
13. v. Merhardt: The Palaeolithic Period in Sibiria: Contributions to the Prehistory of the Yenisei Region. American Anthropologist. 25, 1923.

Digitized by Google

14. Obermaier: Der Mensch der Vorzeit. Stuttgart, 1912.
15. Obermaier: Mousterien. In Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte. Bd. VIII, 1927.
16. Rein: Neue Funde im Neandertal. Neue Dokumente zur Menschheitsgeschichte. Bd. I, 1928.
17. Richter, H.: Die altsteinzeitliche Höhlensiedlung von Treis a. d. Lumda. Abh. Senckenberg. Naturf. Ges. Bd. 40, 1925.
18. Schmidt, R. R.: Die diluviale Vorzeit Deutschlands. Stuttgart. 1912.
19. Schwantes: Nordisches Paläolithikum und Mesolithikum. Festschrift z. 50jähr. Best. d. Hamburger Mus. f. Völkerk. Mitt. a. d. Mus. f. Völkerk. Hamburg. XIII, 1928.
20. Wiegers: Diluvialprähistorie als geologische Wissenschaft. Abh. Pr. Geol. Landesanstalt. N. F. Bd. 84, 1920.
21. Wiegers: Diluviale Vorgeschichte des Menschen. Bd. I, Stuttgart, 1928.

Digitized by Google

Übersicht der jungsteinzeitlichen Kulturen im mittleren Elbgebiet

Von Carl Engel, Königsberg i. Pr.

Mit 4 Karten und 1 Zeittafel im Text

Das vorliegende Referat bildet nur einen kurzen Auszug, eine Art Inhaltsangabe der umfangreichen Arbeit des gleichen Verfassers über „Die jungsteinzeitlichen Kulturen Mitteldeutschlands", die voraussichtlich im Laufe des nächsten Jahres im Druck erscheinen wird. Aus diesem Grunde mußte auf eine Beweisführung der vorgetragenen Ansichten ebenso verzichtet werden wie auf eine Beigabe von Abbildungs- und umfangreicherem Kartenmaterial, das die genannte Arbeit in um so reicherem Maße enthalten wird. Auch die Literaturbelege wurden aus dem gleichen Grunde auf ein unentbehrliches Mindestmaß beschränkt.

Die erste grundlegende Klärung der mitteldeutschen Jungsteinzeit ist Kossinna zu verdanken, der in seiner „Deutschen Vorgeschichte" (1) als erster die Gliederung der dort ansässigen Kulturen und ihre vermutliche Zeitfolge herausgearbeitet hat. Nach ihm haben sich mit großer Sorgfalt und wachsendem Erfolg Kupka (2), Niklasson (3) und Sprockhoff (4) um die weitere Erhellung der sehr schwierigen und verwickelten Verhältnisse bemüht und verdient gemacht. Zusammenfassende Übersichten brachten dann Aberg (5) und Schuchardt (6). Zuletzt hat nochmals Kossinna (6a) in großzügiger Weise die jungsteinzeitlichen Kulturen Mitteldeutschlands im Rahmen der gesamten mittel- und nordeuropäischen Steinzeit behandelt und ihr Verhältnis zu den Nachbargebieten untersucht und geklärt. Auf Grund dieser unentbehrlichen Vorarbeiten scheint heute die Möglichkeit gegeben, eine völlige Klärung der zeitlichen und verwandtschaftlichen Verhältnisse der jungsteinzeitlichen Kulturen Mitteldeutschlands und ihrer gegenseitigen Beziehungen zu versuchen.

Das mittlere Elbgebiet bildet seit dem Beginn des Vollneolithikums eine ausgeprägte Grenzlandschaft, in der die verschiedenartigsten Kulturen zusammenstoßen, sich gegenseitig durchdringen und befruchten. Die Grenznatur des Mittelelbgebietes als Übergangslandschaft zwischen Nord- und Mitteldeutschland kommt in seiner orographischen und geologischen Bodengestaltung ebenso klar zum Ausdruck wie in seinen klimatologischen Verhältnissen. Sie prägt sich in pflanzen- und tiergeographischer Beziehung ebenso stark aus wie in der verschiedenartigen wirtschaftlichen Struktur seiner Einzellandschaften, deren unterschiedliche Landesnatur die Grundlage der mannigfachen hier zusammenstoßenden Kulturen bildet (Abb. 1).

Eine Untersuchung der geographischen Verbreitung der einzelnen jungsteinzeitlichen Kulturen im Mittelelbgebiet läßt erkennen, daß sich die verschie-

Digitized by Google

denen Kulturgruppen in ihrer Ausbreitung vielfach ausschließen bzw. nur in den Randgebieten überschneiden, so daß sie sich als lokale Untergruppen oder Ableger eines größeren Kulturkreises erkennen lassen (vgl. Abb. 3).

Neben einer Untersuchung über das zeitliche Nacheinander darf daher das räumliche Nebeneinander der einzelnen kulturellen Erscheinungen nicht — wie bisher vielfach — übersehen werden. Erst durch die Verbindung von chronologischer, typologischer und geographischer Methode ist es möglich, ein klares Bild über Herkunft, Entwicklung und Aufspaltung der einzelnen jungsteinzeitlichen Kulturen zu gewinnen und ihr gegenseitiges Verhältnis zu beleuchten. Auf diese Weise ergibt sich zugleich die Möglichkeit, das bisher völlig unübersichtliche Bild eines kaum zu entwirrenden Chaos verschiedenartigster Kulturen, die sich in verhältnismäßig kurzer Zeit auf engstem Raum zusammendrängen, zu entwirren und auf wenige große Züge zurückzuführen.

Grundlage jeder Kultur ist die Landschaft, in der sie erwächst; die Landschaft, die ihrem Wesen den entscheidenden Ausdruck aufprägt (7). Die Vielgestaltigkeit der jungsteinzeitlichen Kulturen auf verhältnismäßig engen Lebensräumen erklärt sich aus dem Übergang des Jäger-, Fischer- und Sammlerdaseins des alt- und mittelsteinzeitlichen Menschen zu der durch die Ausübung von Ackerbau und Viehzucht bedingten Seßhaftigkeit der jungsteinzeitlichen Bauernbevölkerung (8). Mit dem Beginn der seßhaften Lebensweise des jungsteinzeitlichen Bauern vermag die umgebende Landschaft in ihrer Eigenart in stärkerem Maße auf die Bevölkerung eines Gebietes zu wirken und führt zu um so schärferer Ausprägung von kulturellen Sondererscheinungen, als ein regelmäßiger Austauschverkehr zunächst nur in geringer und unzusammenhängender Form besteht, zudem die sich ausbildenden Sippen- und Stammesbünde die Vereinigung zu Staatengebilden größeren Stils noch nicht vollzogen haben. Neben diesen Einzelerscheinungen (Ausprägung von Kulturgruppen) wirken jedoch bereits weitere geographische Räume vermöge ihrer einheitlichen Landesnatur gleichformend auf die Bevölkerung größerer Gebiete, so daß sich neben kleinen, landschaftlich eng begrenzten Kulturgruppen (zweiter Ordnung) bereits größere, geographisch weitere Grenzen umspannende Kulturkreise (erster Ordnung) ausbilden. Wie sich bei der Ausbildung und Verlagerung von Kulturen in neue, bisher nicht oder von anderen Kulturen besiedelte Gebiete zeigt, sind die großen Kulturkreise (erster Ordnung) die ursprünglichen Gebilde, die sich erst allmählich in kleinere Gruppen und Grüppchen (zweiter und dritter Ordnung) aufspalten (9). Doch verhalten sich in der Tendenz zur Aufspaltung die einzelnen Kulturkreise verschieden (z. B. nordischer und Donaukreis).

Das Verständnis der jungsteinzeitlichen Kulturen des Mittelelbgebietes und ihrer wechselnden Erscheinungsformen setzt daher die Kenntnis der Einzellandschaften voraus; denn nur aus deren landschaftlicher und damit auch wirtschaftspolitischer Verschiedenartigkeit erklärt sich die ungewöhnliche Vielgestaltigkeit der in ihm auftretenden Kulturerscheinungen. Die landschaftliche Buntscheckigkeit und wirtschaftliche Grenznatur des mittleren Elbgebietes bedingen eine kulturelle Vielseitigkeit, die Verlagerung der Kulturen in andere Landschaften einen Formenwechsel von einzigartigem Reichtum.

Die nördlichen Landschaften des Mittelelbgebietes (Abb. 1) gehören ihrer landeskundlichen Beschaffenheit nach ganz zu Norddeutschland, mit dessen diluvialem Bodenaufbau und dessen Wirtschaftsstruktur sie völlig übereinstimmen. Die Altmark läßt sich zwanglos an das nordwestdeutsche Tiefland, besonders die östlichen Randgebiete der Lüneburger Heide, das Jerichower

Digitized by Google

Land an das nordostdeutsche Flachland, namentlich die wasser- und sandreichen Gegenden des oberen Havelgebietes, angliedern.

Durch die ihnen gemeinsame Lößbedeckung ihrer Bodenoberfläche lassen sich die südlichen Einzellandschaften als nördliches und östliches Harzvorland zusammenfassen. Ihr wirtschaftlicher Reichtum wird durch die Fruchtbarkeit

Abb. 1. Die Einzellandschaften des Mittelelbgebiets

des schweren, stark wasserhaltenden Schwarzerdebodens bedingt. Im einzelnen lassen sich hier der wellige, zertalte Harzgau (die subherzyne Kreidemulde), die fruchtbare, aber wasserarme Hochfläche der Magdeburger Börde und die ihrer Landesnatur nach zwischen beiden eine Mittelstellung einnehmende Anhaltische Kulturſteppe unterscheiden; während das weniger fruchtbare, geologisch sehr buntscheckige und daher landschaftlich unruhige Land zwischen Aller und Ohre ebenso ein Übergangsgebiet zwischen nördlichem und süd-

Digitized by Google

lichem Landschaftstypus bildet wie das seiner Landesnatur nach vielfach dem Harzgau ähnelnde Braunschweiger Land.

Nur als Grenzscheide ist die unwirtliche und im Vollneolithikum nur in den Tälern und Randgebieten dünn besiedelte Hochfläche des Harzes von Bedeutung; zusammen mit dem ihr nordwestlich vorgelagerten Weserbergland spielt sie die Rolle eines Verkehrsriegels gegen Südwesten und Westen zu. Im übrigen bedingt die Offenheit des sonst nirgends durch größere Bodenerhebungen abgegrenzten Mittelelbgebietes ein leichtes Eindringen der verschiedenartigsten Kulturströmungen von allen Seiten her. Auch die südöstlich sich einschiebende sandige Hochfläche des Fläming und die großen Sumpf- und Wasserflächen des Havellandes haben nur geringe, leicht zu umgehende Verkehrshindernisse gebildet, die sich freilich in Einzelzügen als solche immer wieder bemerkbar machen.

Für die Verbreitung von Kulturströmungen und als Wanderwege besonders entscheidend sind die großen Stromsysteme, die den Lebensnerv des Mittelelbgebietes bilden und seine Einzellandschaften trotz ihrer Verschiedenartigkeit noch heute zu einer untrennbaren Einheit zusammenschweißen. Unter ihnen scheinen freilich der von fruchtbaren Lößhöhen umgebene Unterlauf der Saale und die Täler seiner Nebenflüsse (Wipper, Bode, Selke) in der Steinzeit zunächst eine größere Rolle als Handels- und Verkehrsstraßen gespielt zu haben als der vielfach durch weniger fruchtbare Gebiete sich ziehende und wohl auch weniger leicht gangbare Mittellauf der Elbe.

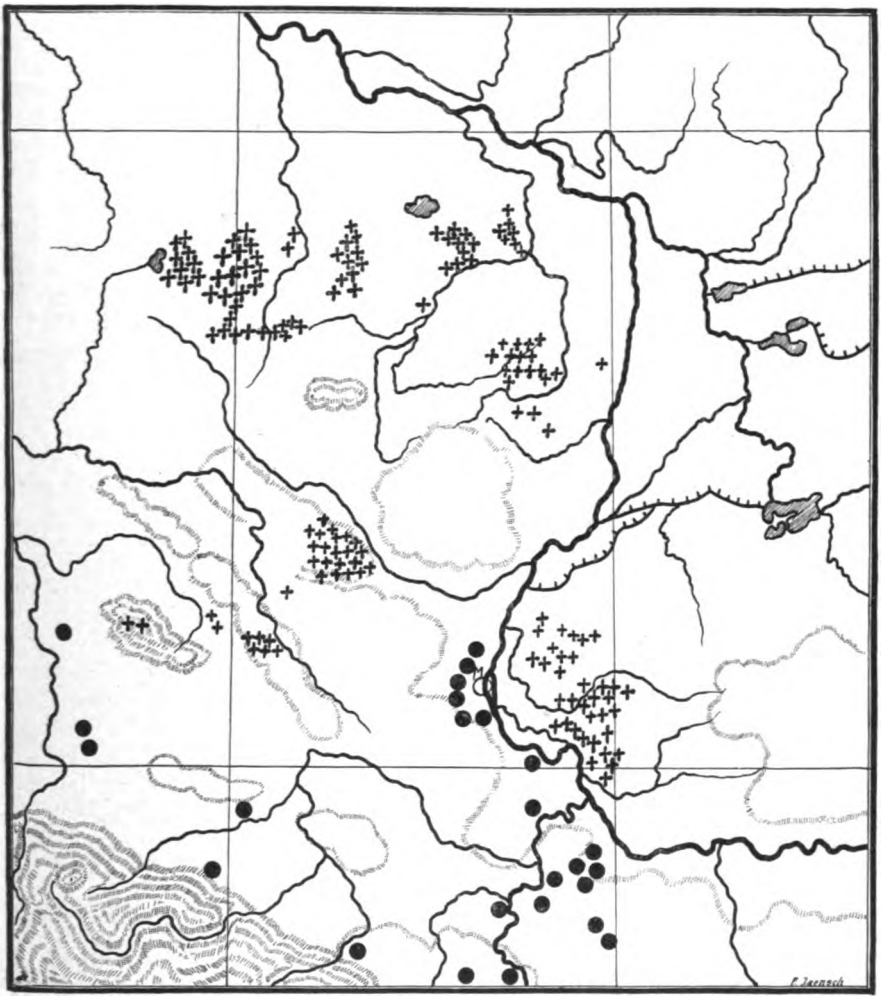
Der Übergang zwischen der mittleren und jüngeren Steinzeit ist im Mittelelbgebiet bisher nur sehr schwach vertreten. In die älteste I. Stufe des mitteldeutschen Neolithikums setze ich die wenigen, hauptsächlich in den nördlichen Landschaften vereinzelt auftretenden, roh bearbeiteten Feuersteinbeile vom Lietzow-Typus und die in der Havelgegend mehrfach vorkommenden Walzenbeile. Eine zusammenhängende Besiedlung ist in dieser Stufe bisher nicht nachzuweisen. Allem Anschein nach hat sich die Entstehung der großen vollneolithischen Urkulturen außerhalb des mitteldeutschen Binnenlandes vollzogen (10), in dem sie erst als voll ausgebildete, scharf umschriebene Kulturgruppen — offenbar verhältnismäßig spät — in Erscheinung treten.

Vermutlich ziemlich gleichzeitig werden die ältesten vollneolithischen Kulturströme von drei verschiedenen Seiten her in das Mittelelbgebiet eingeflossen sein: von Norden bzw. Nordwesten her der nordische Kreis der Riesensteingräberkultur, von Südosten her der bandkeramische Kreis der Donaukultur, von Südwesten her der westdeutsche Kreis der Pfahlbaukultur.

Der nordische Kreis besetzt zunächst den ganzen Nordwestteil — die Altmark — und dringt in südöstlicher Richtung auch in ostelbisches Gebiet vor, indem er den Südteil des Jerichower Landes in Besitz nimmt (Abb. 2). In seiner Südausbreitung überschreitet er zunächst die nördliche Lößgrenze nach Süden zu nirgends. Diese bildet vielmehr die scharf ausgeprägte, wirtschaftlich bedingte Nord- und Ostgrenze des saaleabwärts vordringenden Donaukreises, der sich in seiner Ausbreitung streng an das lößbedeckte Gebiet hält und dieses nur mit vereinzelten Vorposten in nördlicher (Tangermünde) bzw. östlicher (Gödnitz, Flötz) Richtung überschreitet, dagegen die Ränder der fruchtbaren Lößhöhen (auch den Nordabhang der Magdeburger Börde) um so dichter besiedelt (Abb. 4). Nur mit wenigen Vorposten erreicht der südwestdeutsche Pfahlbaukreis am südlichen und südöstlichen Harzrande die Südgrenze des Mittelelbgebietes (11).

Digitized by Google

Ob auch die wenig später in Mitteldeutschland in Erscheinung tretende, offenbar von Ostdeutschland eingedrungene Roßwitzer Gruppe ursprünglich mit der sogenannten westdeutschen „Landpfahlbaukultur" (vgl. die Höhensiedlungen auf dem Michelsberg) zusammenhängt, und welcherart diese Zusammenhänge sein könnten, ist vorläufig nicht zu entscheiden (12).



† = Hünenbetten. ● = Jüngere Megalithgräber (Ganggräber und Steinkisten)

Abb. 2. Gegensätzliche Verbreitung der älteren und jüngeren Megalithgräber

Den Gleichgewichtszustand zwischen der nordwestdeutschen Altmegalith-Kultur (13) und der bandkeramischen Donaukultur, dessen Dauer vorläufig nicht abzuschätzen ist [und bei dem sich Hünenbetten (Abb. 2) und Altmegalith-Keramik (Abb. 4) einerseits und bandkeramische Siedlungen (Abb. 4) andererseits in ihrer Verbreitung gegenseitig ausschließen], bezeichne ich als Stufe II des mitteldeutschen Neolithikums. Bereits in dieser Zeitspanne tritt die wirt-

Digitized by Google

schaftliche und damit auch kulturelle Bedeutung der nördlichen Lößgrenze in schärfster Ausprägung hervor (Abb. 2 und 4). Sie wird auch in der Folgezeit nur vorübergehend verwischt und bildet sich nach Kulturverschiebungen stets schnell wieder in der alten Schärfe heraus.

Die Altmegalith-Kultur wird gekennzeichnet durch die älteren Megalithgräber (Abb. 2) und die ihnen zugehörige Tiefstichtonware, die Altmegalith-Keramik. Wenngleich infolge der Ausplünderung der meist freiliegenden und jedem leicht zugänglichen Hünenbetten die bisher aus dem nördlichen Mittelelbgebiet bekannt gewordenen Reste dieser Altmegalith-Keramik verhältnismäßig spärlich sind (vgl. Abb. 4), so weisen sie doch in allen wesentlichen Punkten ebenso weitgehende Übereinstimmung mit der nordwestdeutschen Tiefstichkeramik (Trichterbecher West, Blumentopfbecher und gewölbtwandige Näpfe mit grober, primitiver Tiefstichverzierung, später auch Amphoren und Schulternäpfe bzw. Tassen mit Bauchknick) auf wie die altmärkischen Hünenbetten mit den Riesensteingräbern des westlich angrenzenden Hannover.

Aus der Altmegalith-Kultur abzuleiten sind drei Tochterkulturen, die sich in ihrer geographischen Verbreitung gegenseitig ausschließen bzw. nur an den Rändern ihrer Verbreitungsgebiete sich überschneiden (Abb. 3): die Walternienburg-Bernburger, die Burg-Molkenberger und die Schönfelder Kultur.

Während die beiden zuletzt genannten Gruppen den Megalithgrabbau bald aufgegeben haben, hält sich dieser in der reinsten Fortsetzung der Altmegalith-Kultur, der Walternienburg-Bernburger oder Mittelelb-Megalith-Kultur (wie sie Kossinna ihrer Verbreitung nach mit Recht genannt hat) neben der auch hier einsetzenden Sitte der steinschutzlosen Flachbestattung fast bis an den Anfang der Bronzezeit.

Die jüngeren Megalithgräber des südlichen Mittelelbgebietes, überhaupt Mitteldeutschlands, die als Ganggräber, Steinkisten und Grabbauten mit Trockenmauern und falschen Gewölben (14) gleichzeitig nebeneinander auftreten — meist in Gestalt großer Hügelgräber mit mächtigem Erdmantel —, unterscheiden sich ihrem Bauplan nach sämtlich grundsätzlich von ihren älteren Vorfahren, den Hünenbetten der Altmark, des Neuhaldensleber und Helmstedter Gebietes und des Jerichower Landes, mit denen sie sich in ihrer geographischen Verbreitung fast ebenso völlig ausschließen (Abb. 2) wie die Altmegalith-Keramik mit der Walternienburg-Bernburger Keramik (Abb. 3). Doch finden sich vereinzelt zwischen diesen Grabtypen ebensolche Übergangsformen (z. B. das Ganggrab bei Wulfen, Kr. Cöthen) wie zwischen der Altmegalith-Keramik und der Walternienburg-Bernburger Keramik (15), so daß die Walternienburg-Bernburger Kultur als die nach Süden zu verlagerte Fortsetzung der Altmegalith-Kultur betrachtet werden darf. Die allmähliche Abwandlung der Walternienburg-Bernburger Keramik ist von Niklasson (16) so eingehend behandelt und klargestellt worden, daß sich ein weiteres Eingehen auf sie erübrigt. Vor die Stufe Walternienburg I, deren Ausstrahlungszentrum im unteren Saalegebiet und im Cöthener Lande (in denen sich bisher die ältesten Formen am häufigsten gefunden haben) zu suchen sein dürfte, sind demnach noch wenigstens zwei Stufen — eine ältere und jüngere (17) — der Altmegalith-Keramik zu setzen.

Die Altmegalith-Kultur hat jedoch in ihrer weiteren Entwicklung nicht nur eine Fortsetzung gehabt — die Walternienburg-Bernburger Kultur —, sondern noch zwei andere Ableger erzeugt: die Schönfelder und Burg-Molkenberger Kultur (Abb. 4).

Die Burg-Molkenberger, Nordbrandenburgische oder Elb-

Digitized by Google

Havel-Kultur ist bisher (so z. B. von Niklasson und Sprockhoff) als Ableger der Walternienburger Kultur betrachtet worden, läßt sich jedoch viel zwangloser als deren Schwesterkultur erklären, wobei der Umweg über Walternienburg I wegfällt, zumal Vorformen der Elb-Havel-Keramik (Spät-

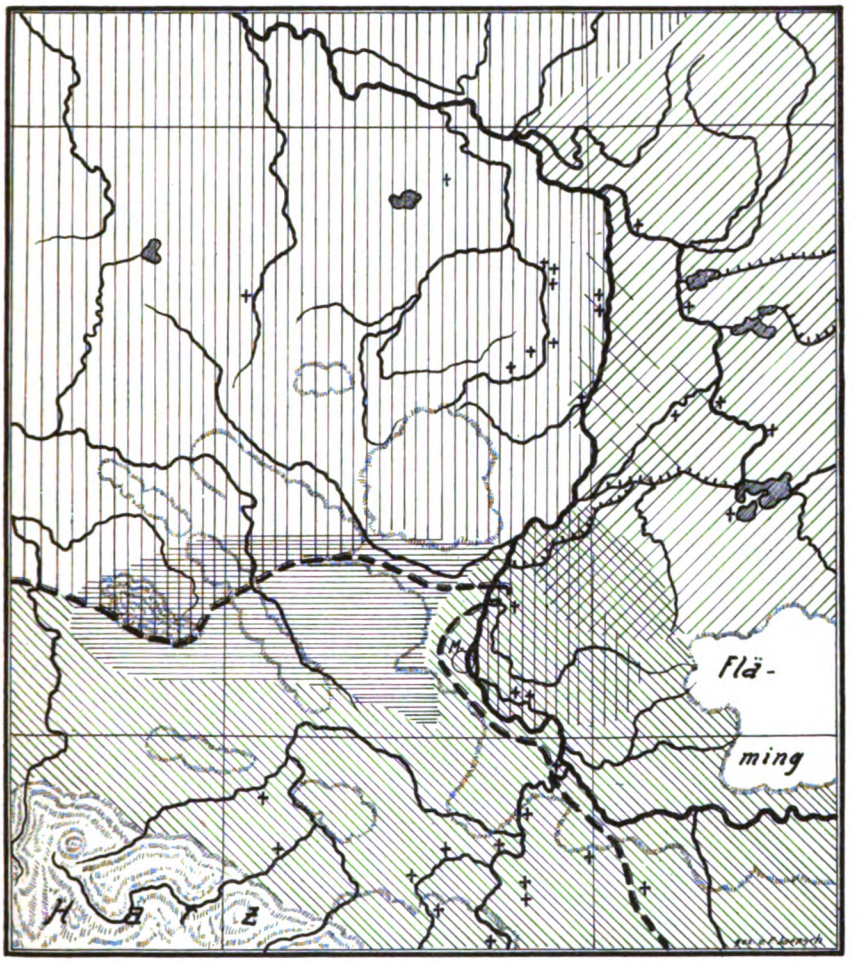


Abb. 3. Verbreitung der Altmegalithkultur und ihrer Tochterkulturen im Mittelelbgebiet

stufen der Altmegalith-Keramik) mehrfach im Verbreitungsgebiet der Elb-Havel-Kultur gefunden sind (18) und deren direkte Ableitung aus der Altmegalith-Kultur gestatten. Wenngleich sich Elb-Havel-Kultur und Walternienburg-Bernburger Kultur mehrfach überschneiden und als zwei nahe benachbarte Kinder der gleichen Mutter viele gemeinsame Züge aufweisen, so ist doch

Digitized by Google

schon durch die ausgeprägt nordöstliche Verbreitung der Elb-Havel-Kultur im Nordteil des Jerichower Landes und dem angrenzenden Nordbrandenburg (Abb. 3) sowie durch die eigenartige Ausbildung ihrer Amphoren, die Berührungspunkte mit der Kugelflaschengruppe nicht vermissen lassen, ihre Sonderstellung genügend begründet.

Wie die Elb-Havel-Kultur die nordöstliche, so bildet die Schönfelder die nordwestliche Randkultur der Walternienburg-Bernburger Gruppe. Ihr Ursprung aus der Altmegalith-Kultur und ihre Entwicklungsbahnen sind durch die neueren Funde ihrer ältesten Stufe, der Ammensleber Gruppe (19), geklärt worden. Es ist hervorzuheben, daß sich das Verbreitungsgebiet dieser ältesten Stufe mit dem der Walternienburg-Bernburger Kultur fast völlig ausschließt (Abb. 3). Schon die Ausbildung der zweiten, Aschersleben-Wedlitzer Gruppe scheint in verhältnismäßig späte Zeit zu fallen; denn diese nimmt bei ihrer Ausbreitung saaleaufwärts bereits die Verbindung mit der sächsisch-thüringischen Schnurkeramik auf. Die letzte Entwicklungsstufe, die Schönfelder Keramik (in engerem Sinne), aber fällt bereits in oder sogar nach die Kugelflaschenzeit.

Die Verbreitung der drei Tochterkulturen der Altmegalith-Kultur zeigt, daß diese sich geographisch untereinander und mit ihrer Mutterkultur fast völlig ausschließen (Abb. 3). Allein die Schönfelder Kultur dringt — und zwar auch nur in ihrer Spätstufe, der Schönfelder Gruppe — teilweise in den den äußersten Südostzipfel des alten Megalithgebietes — die südöstliche Altmark — vor. So erhebt sich von selbst die Frage nach den weiteren Schicksalen der Altmegalith-Kultur in ihrem alten Heimatlande, der Altmark und Nordwestdeutschland.

Aber wir warten in diesem Ursprungslande vergeblich auf die Antwort; denn kein Fund aus diesen Gebieten läßt eine weitere Entwicklung über die Altmegalith-Stufe II hinaus erkennen (20). Vielmehr bricht die Entwicklung von Grabform und Keramik im Heimatgebiete überall da ab, wo sie bei den Tochterkulturen im Kolonisationslande einsetzt. Bereits Gummel (21) hat darauf verwiesen, daß es für diese Erscheinung nur eine Erklärung gibt: daß nämlich die Walternienburg-Bernburger Kultur nicht als ein Ableger, sondern als die Fortsetzung der Altmegalith-Kultur aufzufassen ist. Nun ist diese Auffassung, wie oben erörtert, dahin abzuändern, daß die Altmegalith-Kultur nicht eine, sondern drei einander parallel verlaufende und sich geographisch ausschließende Fortsetzungen gehabt hat (Abb. 3).

Aber die Tatsache, daß im alten Heimatlande nicht die Spur einer Weiterentwicklung zu finden ist, daß aber im Kolonisationsgebiete (dem südlichen und östlichen Mittelelbgebiet) die Entwicklung gerade da aufgenommen wird, wo sie in Nordwestdeutschland und der Altmark abbricht, spricht überzeugend dafür, daß es sich bei den Tochterkulturen nicht um Ausstrahlungen, sondern um die Fortsetzung der Altmegalith-Kultur handelt. Diese verlagert sich in das südliche und östliche Mittelelbgebiet, während gleichzeitig die Altmark und Nordwestdeutschland (22) siedlungsleer werden. Der Grund für diese Verlagerung ist nicht schwer zu erraten. Sie fällt in die Zeit des beginnenden Klimaoptimums der jüngeren Litorinazeit (23). Die gegen Ende der Steinzeit zunehmende Wärme und Trockenheit des Klimas werden die mageren sandigen Böden Nordwestdeutschlands so unergiebig haben werden lassen, daß sie für die Lebensbedürfnisse der dort ansässigen Megalith-Bevölkerung als Ernährungsgrundlage nicht mehr ausreichten. Infolgedessen sah sich diese gezwungen, in fruchtbarere Gegenden auszuwandern; sie fand solche

Digitized by Google

in dem stark wasserhaltenden Lößboden des südlichen Mittelelbgebietes und im wasserreichen Havellande.

Mit der Verlagerung der Altmegalith-Kultur in das südlichere Mitteldeutschland und ihre Aufspaltung in die drei Tochterkulturen ist ein weiteres folgenschweres Moment für den Wandel in der kulturellen Gestaltung des

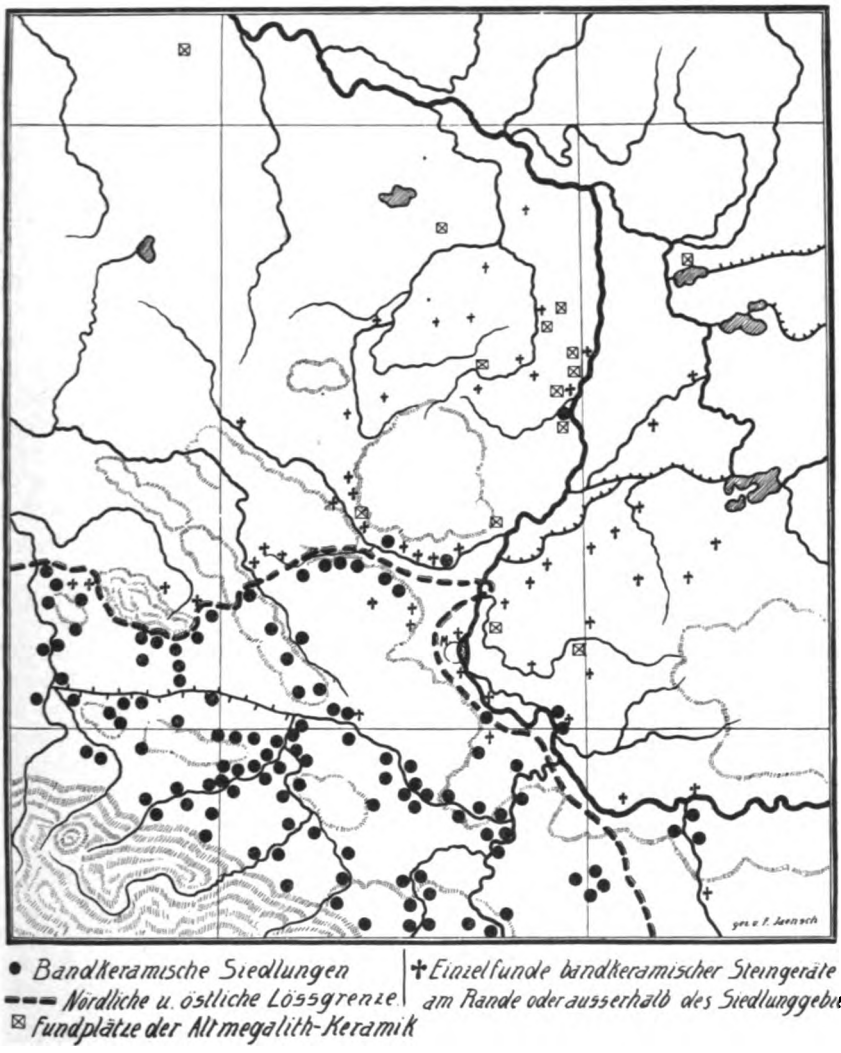


Abb. 4. Gegensätzliche Verbreitung der Donau- und Altmegalithkultur im Mittelelbgebiet

mitteldeutschen Gebietes gegeben. Die dort ansässige bandkeramische Kultur verschwindet aus ihm — offenbar verdrängt von der einströmenden Megalith-Kultur — ohne künftig noch greifbare Spuren zu hinterlassen. Ihr bisheriges fruchtbares Siedlungsgebiet wird von den einwandernden Megalithikern in Besitz genommen, deren Siedlungen sich hier und da als jüngere Einsprengungen in den älteren bandkeramischen Wohnstätten finden (24).

Digitized by Google

Die donauländische Bandkeramik tritt im Mittelelbgebiete in drei verschiedenartigen Formen auf: 1. der Linienband-, 2. der Stichbandkeramik und 3. der Verschmelzung beider zum Plaidter Stil. Ihr zeitliches Verhältnis ist nach den aus dem behandelten Gebiet vorliegenden Beobachtungen schwer zu klären. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß sie sich in der angegebenen Reihenfolge ablösen und daß es sich bei ihrer Umformung lediglich um einen Stilwandel, nicht um einen Bevölkerungswechsel handelt. Denn in den meisten bandkeramischen Siedlungen treten Scherben aller drei Stilarten — häufig bunt gemischt — nebeneinander auf, zuweilen noch bereichert durch das Hinzutreten von Rössener Scherben (25). Immerhin muß die Frage des bandkeramischen Stilwandels noch als ungelöst betrachtet werden, denn ein Übergang von der Gefäßform und Verzierungsweise der Linienbandkeramik zu der des Hinkelsteinstils (der Stichbandkeramik) scheint in Mitteldeutschland vorderhand nicht möglich. Die aus dem bandkeramischen Siedlungsgebiet, dessen Nord- und Ostgrenze sich mitten durch das behandelte Gebiet zieht (Abb. 4), nach Norden und Osten zu herausfallenden Funde bandkeramischer Steingeräte dürften als Handelsimportstücke oder durch Formenübernahme seitens der Megalith-Kultur eine zwanglose Erklärung finden.

Noch vor die Verlagerung der Altmegalith-Kultur in das Siedlungsgebiet der Donaukultur und deren Verdrängung aus Mitteldeutschland fällt der Einbruch der Rössener Gruppe, deren Auftreten im behandelten Gebiet und deren Ausbreitung nach Süd- und Westdeutschland bereits durch Kossinna (26) in den Hauptzügen geklärt ist. Die Ableitung der Rössener Gruppe aus der nordwestdeutschen Megalith-Kultur stößt heute kaum noch auf Schwierigkeiten (27). Auch ihre Vermischung mit der in Mitteldeutschland ansässigen Bandkeramik und ihre zeitliche Stellung in diesem Gebiete dürften kaum noch einem Zweifel unterliegen. Sie muß sich zwischen die Blüte der bandkeramischen Kultur und deren Verdrängung durch die einströmende Altmegalith-Kultur einschieben. Die Rössener Wanderung stellt somit den ersten Vorboten der Verlagerung der Altmegalith-Kultur nach Süden zu dar, gewissermaßen den Vortrupp der ins Mittelelbgebiet einwandernden Megalithiker.

Auf dem Gräberfeld von Rössen tritt zum ersten Male eine neuartige, bisher wenig beachtete Kulturgruppe in Erscheinung, die jedoch für die weiteren Entwicklungsbahnen der mitteldeutschen Jungsteinzeit von großer Bedeutung wird: die Roßwitzer Kultur, wie ich sie im Anschluß an Kossinna (vgl. Anm. 12) nennen möchte, obwohl dieser Name für ihre weite Verbreitung und ihre folgenschweren Auswirkungen etwas eng erscheint. Doch ist die von Niklasson (28), dem wir neben Kupka (29) den ersten Hinweis auf diese Gruppe verdanken, bisher für sie angewandte Bezeichnung „nordische Keramik" zu unbestimmt und vielleicht auch nur für Böhmen, wo sie in großer Häufigkeit auftritt (28), ihrem Sinn nach zutreffend.

Die Roßwitzer Gruppe zeichnet sich durch die große Vielgestaltigkeit ihrer Gefäßformen (zu denen Trichterbecher-Südost, Trichterschalen, zwei-, vier- und achtösige Amphoren mit Trichterhals und Schwalbenschwanzhenkel, Baalberger Kannen und vielleicht auch Kragenfläschchen gehören) ebenso aus wie durch ihre Ornamentlosigkeit. Nur selten treten altertümliche nordische Tiefstichverzierungen (besonders in Form des Leiterornaments) auf, namentlich auf den Opperschöner Henkelkannen, die wohl einer Vermischung von Roßwitzer und Altmegalith-Kultur (bzw. ältester Walternienburger Kultur) ihren Ursprung verdanken. Überhaupt ist der Roßwitzer Gruppe eine große

Digitized by Google

Anpassungs- und Vermischungsfähigkeit (z. B. mit der Rössener und Walternienburg-Bernburger Gruppe) ebenso eigen wie die Tendenz zur beschränkten Kulturauswahl (d. h. die Weiterbildung oder Bevorzugung nur einzelner der ihr eigentümlichen Gefäßtypen) (30). Ihre Zugehörigkeit zur Megalithgruppe beweist das häufige Vorkommen von Bestattungen in Steinkammern, ihr hohes Alter das Auftreten in den Zentralgräbern steinzeitlicher Grabhügel, die jüngere Nachbestattungen (der Walternienburg-Bernburger Kultur oder der Schnurkeramik) enthalten (so im Baalberger Hügel bei Bernburg und im Derfflinger-Hügel bei Kalbsrieth). Das Vorkommen dolmenartiger Bauten (Kalbsrieth) wie der Brauch der Einzelbestattung in den Steinkammern verbinden die Roßwitzer Gruppe ebenso mit der altdänischen Dolmenkultur wie die Gleichartigkeit ihrer Gefäßformen (z. B. Trichterbecher und zwei- und vielösige Amphoren) und deren Ornamentik [z. B. das altertümliche Leiterornament (31)].

Die Roßwitzer Kultur, die, wie Niklasson (32) nachgewiesen hat, von Südostdeutschland her nach Mitteldeutschland einströmt und dabei sogar Jordansmühler Formen mit sich führt, ist im südlichen Teile des Mittelelbgebietes weit verbreitet und tritt in seiner lößbedeckten Südwesthälfte ebenso häufig auf wie die Walternienburg-Bernburger Kultur, mit der sie ebenso mannigfache Vermischungen (vgl. z. B. die Trichterschalen von Tangermünde und Walternienburg) eingeht wie mit der Rössener Gruppe (z. B. Gräberfeld Rössen und Brumby, Kr. Neuhaldensleben). Ihr erstes Einströmen in das Mittelelbgebiet ist verhältnismäßig früh anzusetzen, gleichzeitig mit oder doch unmittelbar nach der Entstehung der Rössener Kultur, also an das Ende der Stufe II, während die III. Stufe durch die Verlagerung der Altmegalith-Kultur und das Aufblühen der Walternienburg-Bernburger und Elb-Havel-Kultur bestimmt wird.

Die Roßwitzer Gruppe hat außerdem im südlichen Mitteldeutschland eine hochbedeutsame Weiterentwicklung und Umbildung erfahren: zur sächsisch-thüringischen Schnurkeramik. Diese scharf ausgeprägte Kulturgruppe, die sich in ähnlicher Weise in vier zeitliche Entwicklungsabschnitte aufgliedern läßt, wie Niklasson die Walternienburg-Bernburger Kultur in fünf aufeinanderfolgende Stufen aufgeteilt hat, zeigt in ihren ältesten Formen noch rein Roßwitzer Züge. Die ältesten schnurkeramischen sind von Roßwitzer Amphoren kaum zu unterscheiden und zeigen auch noch das in der Roßwitzer Gruppe mehrfach auftretende nordische Leiterornament (z. B. Dardesheim, Kr. Halberstadt). Auch die ältesten schnurkeramischen Becher (z. B. Quedlinburg) entsprechen noch völlig den Roßwitzer Trichterbechern und zeigen an Stelle des Schnurornaments noch die den Trichterbechern Südost vielfach eigene Riefenverzierung in konzentrischen Kreisen. Mögen auch noch andere, heute noch nicht klar erfaßbare Elemente bei der Entstehung der schnurkeramischen Kultur mitgewirkt haben (vor allem die Umbildung der Ornamentik durch Übernahme megalithischer Muster aus der benachbarten Walternienburg-Bernburger Kultur): der Hauptanteil ihres Kulturgutes (namentlich die Gefäßform und der Bestattungsbrauch — Steinkisten mit Einzelgräbern) geht auf die Roßwitzer Gruppe zurück. Daß die schnurkeramischen Gräber sich häufig als jüngere Nachbestattungen in den gleichen Grabhügeln über Roßwitzer Gräbern finden (z. B. Capenberg bei Wulfen), verstärkt die Zusammenhänge zwischen beiden Kulturen.

Erst verhältnismäßig spät tritt die Schnurkeramik von Thüringen aus im südlichen Mittelelbgebiet (namentlich in der Anhaltischen Kultursteppe

Digitized by Google

und dem Harzgau) stärker in Erscheinung. Sie erreicht jedoch in ihrer Hochstufe die nördliche Lößgrenze fast nirgends, offenbar, weil die hier noch vorhandenen Spätstufen der Walternienburg-Bernburger Kultur ihr weiteres Vordringen hemmten.

Bisher noch wenig geklärt sind die merkwürdigen Zusammenhänge, die sich zwischen der sächsisch-thüringischen Schnurkeramik und der Kugelflaschen-Kultur — nicht nur im Mittelelbgebiet und in Thüringen, sondern auch in Brandenburg — ergeben. Daß beide ziemlich gleichzeitig an das Ende der jüngeren Steinzeit zu setzen sind, darüber besteht heute wohl kaum noch ein Zweifel. Aber die Frage nach Herkunft und Heimat des so scharf umschriebenen Gefäßstils der Kugelflaschen muß heute — trotz der Bemühungen von Kupka (33) und Sprockhoff (34) — noch immer als ungelöst betrachtet werden. Es war gewiß eine geniale Idee Kupkas (35), die Kugelflaschengruppe als jüngere Stufe der mitteldeutschen Ganggrabkeramik aus der jüngsten Bernburger Stufe herzuleiten. Tatsächlich sprechen auch viele Umstände für diese Auffassung: die Berührungen zwischen Bernburg III und den Kugelflaschen mehren sich von Jahr zu Jahr [so erst kürzlich in dem großen Grab der Kugelflaschenkultur bei Gotha (36)]; auch die im Kugelflaschenkreis verbreitete Bestattungssitte der Leichen in Steinkistengräbern ergibt Berührungspunkte. Schließlich bietet das am Ende der Steinzeit einsetzende Abströmen der Kugelflaschen elbaufwärts nach Böhmen und über Ostdeutschland nach Südosteuropa [kujavische Gräber, vgl. den Kugelflaschenzug Kossinnas (37)] eine zwanglose Aufklärung über die Schicksale der Mittelelb-Megalith-Kultur, deren Ausklang in ihrem zweiten Heimatlande sonst völlig im Dunkel liegen würde (sie setzt sich nur in schwachen Ausläufern in die frühe Bronzezeit fort, die bald von der Aunjetitzer Kultur aufgesogen werden).

Andererseits ist nicht zu verkennen, daß die Herleitung des so scharf ausgeprägten Kugelflaschentyps aus den verwaschenen Formen der jüngsten Bernburger Keramik vorläufig noch große Schwierigkeit bereitet; daß im Gegensatz zu dem in der Bernburger Gruppe üblichen Brauch der Massenbestattung in Erbgrüften die Einzelbestattung vorherrscht (36). Doch sind das nur geringfügige Abweichungen, die nicht gegen die Annahme sprechen, als Träger der Kugelflaschenkultur die jüngste Bernburger Bevölkerung anzusehen.

Wenn daher Kupka, Niklasson und Sprockhoff — wie schon vor ihnen Höfer — einstimmig Mitteldeutschland als Heimat und Ausbreitungszentrum der Kugelflaschenkultur ansehen, so kann diese Annahme nur dann Wahrscheinlichkeit für sich in Anspruch nehmen, wenn man sie als Abwandlung der dort ansässigen Walternienburg-Bernburger Kultur auffaßt.

Sich die Ausbildung eines so scharf umschriebenen Typus wie des der Kugelflaschen neben dem der Jung-Bernburger Keramik vorzustellen, geht in einem mit der Walternienburg-Bernburger Bevölkerung dicht besiedelten Lande nicht an (37a); auch sprechen keine Anzeichen für die Zuwanderung einer neuen, die Kugelflaschenkultur tragenden Bevölkerung.

Nun stößt — wie erwähnt — trotz Kupkas Beweismaterial eine Überleitung der jüngsten Bernburger Formen in den Kugelflaschentypus vorläufig noch auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten, weil geeignete Zwischenformen fehlen. Man wird das vielleicht am besten mit dem Satze ausdrücken: die Kugelflasche liegt nicht in der Linie des bisherigen zwanglosen Entwicklungsablaufs der Walternienburg-Bernburger Keramik. Sie stellt eine neuartige Erscheinung dar, die zu ihrer Entstehung ganz bestimmte Entwicklungsanstöße nötig hatte, und deren Ausbildung darum auch kaum gleichzeitig an allen

Digitized by Google

Punkten des weiten Bernburger Siedlungsgebietes erfolgt sein kann. Wir haben also mit einem Stilwandel, gewissermaßen einer Formenübernahme zu rechnen, bei der die alten, flauen, abgegriffenen Bernburger Typen (Bernburg II und III) durch neue Formen ersetzt werden.

Wo die Entstehung dieses neuen Typus zu suchen ist, der sich von seinem Ursprungsgebiete aus schnell über die ganze Bernburger Kultur verbreitet zu haben scheint, ist vorläufig kaum zu entscheiden. Am wahrscheinlichsten ist es, an Randgebiete zu denken, in denen fremde Einflüsse wirksam werden konnten.

Als eine solche Randzone rückt der Süden des Mittelelbgebietes, in dem Walternienburg-Bernburger und alte Roßwitzer Kultur sich überschneiden, um so stärker ins Bereich der Möglichkeit, wenn wir an die oben erwähnten verwandtschaftlichen Beziehungen denken, die zwischen sächsisch-thüringischer Schnurkeramik und Kugelflaschengruppe bestehen. Wie bei der Entstehung des Schnurornaments die Walternienburg-Bernburger Kultur die gebende war, so wäre es jetzt bei der Entstehung des Kugelflaschentypus die Schnurkeramik gewesen (37b). Auf alle Fälle wird man die Herausbildung des Kugelflaschentypus — der eigentlichen Kugelflaschen sowohl wie der weitmündigen Begleittöpfe — auf das Durchbrechen südmitteldeutscher Einflüsse zurückführen dürfen (37c), für die ja auch der Übergang von der im Bernburger Kreise bisher vorherrschenden Sitte der Massenbestattung in Erbgrüften zum Einzelgrab der Kugelflaschenkultur spricht.

Die Kugelflaschengruppe beschränkt sich in ihrer Verbreitung nicht auf das bisherige Siedlungsgebiet der Walternienburg-Bernburger Kultur — in dem sie in großer Zahl auftritt —, sondern strahlt in ihren Ausläufern weit darüber hinaus. Sie zeigt von vornherein eine entschiedene Neigung zur Ausbreitung. Nicht nur in der bisher siedlungsleeren Altmark tritt sie verhältnismäßig häufig auf: sogar bis in das alte Megalithgebiet Nordwestdeutschlands dringen ihre Ausläufer vor.

Innige Beziehungen und wechselseitiges Geben und Nehmen verbinden die Kugelflaschengruppe mit der Schönfelder und Elb-Havel-Kultur, von und zu denen die Einflüsse hinüber und herüber fluten (37d).

Mit der Stufe der Kugelflaschen endet die Blütezeit der Megalith-Kultur in Mitteldeutschland. Wie Kossinna nachgewiesen hat (Kugelflaschenzug), wandert die Hauptmasse ihrer Träger aus dem Heimatgebiete ab. Über das Havelland erreichen sie (z. T. vergesellschaftet mit Schönfelder Typen) Ostdeutschland und ziehen sich von dort in weit ausholendem Schwunge bis tief nach Südosteuropa hinein (Kujavische Gräber); eine andere Gruppe erreicht elbaufwärts Böhmen; eine dritte nordostwärts West- und Ostpreußen. Ob als erregender Anstoß für diese Abwanderung der Megalith-Kultur aus Mitteldeutschland die steigende Ausbreitungskraft der sächsisch-thüringischen Schnurkeramik und der durch sie von Südwesten her ausgeübte Druck in Frage kommt, ist noch nicht zu entscheiden; ausgeschlossen erscheint es nicht.

Nur spärliche Reste bleiben von der einst so machtvollen Megalith-Kultur in Mitteldeutschland zurück: die letzten Ausläufer der Schönfelder Brandgruppe und schwache Nachklänge der III. Bernburger Stufe, die unmerklich von der Aunjetitzer Kultur aufgesogen werden.

Daß durch den Abzug der Kugelflaschengruppe ebenso wie durch den Havelzweig der Schönfelder Kultur und die Elb-Havel-Kultur selbst mancherlei nordöstliche Beziehungen in das kulturelle Bild des jungsteinzeitlichen Mittelelbgebietes getragen werden, ist nicht zu verkennen. Vielleicht sind daher auch die hohen schlanken Henkelkannen mit Winkelbandornament gekommen,

Digitized by Google

die vereinzelt im Kreise Calbe a. S. auftreten, und die der Oberschnurkeramik zuzurechnen sein dürften.

Auf den Binnendünen des mittleren Elbgebietes, und von da in breitem westlich gerichtetem Streifen zeigen Scherbenfunde auf jungsteinzeitlichen Wohnplätzen merkwürdige Beziehungen zur nordosteuropäischen Wohnplatzkultur, die in dem vereinzelten Auftreten echter Kammkeramik gipfeln (38). Doch ist Klarheit über diese merkwürdigen Zusammenhänge, die wohl auch mit jenen östlichen Beziehungen der Kugelflaschengruppe zusammenhängen, bisher noch nicht zu gewinnen gewesen.

Auf die IV. Stufe des mitteldeutschen Neolithikums, die durch die Blüte der Schnurkeramik und Kugelflaschen gekennzeichnet wird, folgt in der V. und letzten noch einmal das Einsickern zweier Fremdkulturen. Während (vermutlich aus dem benachbarten Nordwestdeutschland her) in die Altmark und das nördliche Jerichower Land die jütische Einzelgrabkultur (vorläufig nur durch das Auftreten zahlreicher jütischer Streit- und Bootsäxte sowie vereinzelter Gefäße belegt; die Skelette scheinen in dem leichten Sandboden vergangen oder übersehen worden zu sein) vordringt, erfolgt vom Süden her der Einbruch der Glockenbecherkultur, die saaleabwärts und deren Nebenflüsse aufwärts in den Harzgau einströmt, jedoch — ähnlich der Schnurkeramik — die nördliche Lößgrenze nirgends mehr in voller Breite erreicht. Diese beiden, in der V. Stufe auftretenden Neuerscheinungen, die das ursprüngliche Bild zweier polarer, nach Norden und Südosten zu gegensätzlich orientierter Kulturen (wie in der II. Stufe die Altmegalith- und Donaukultur) wiederherstellen und die alte Grenzscheide am Nordrand des Lößgebietes in scharfer Ausprägung wieder hervortreten lassen, sind zugleich der bestimmende Ausgangspunkt für die frühbronzezeitlichen Kulturen des Mittelelbgebietes: im Norden erwächst aus der jütischen Becher- und Bootsaxt- die Feuersteindolchkultur; im Süden sind durch den Glockenbechereinbruch die seit der Roßwitzer Zeit unterbrochenen südostdeutschen Beziehungen in vollem Umfang wieder aufgenommen und bleiben auch in der Folgezeit erhalten. Unter ihrem Einfluß verschmelzen Glockenbecherkultur und sächsisch-thüringische Schnurkeramik, zugleich mit Resten der Bernburger Kultur, zur Doraunjetitzer und Aunjetitzer Kultur.

Mögen heute im Bilde der jungsteinzeitlichen Kulturentwicklung des Mittelelbgebietes noch viele Unklarheiten und Unsicherheiten (39) bestehen, die zu klären Aufgabe künftiger Forschung bleiben muß, so treten doch bereits mit wachsender Klarheit wenige große Grundlinien hervor: scheiden wir die beiden zuletzt betrachteten Fremdkulturen und die kaum in Erscheinung tretende Michelsberger Pfahlbaukultur aus, so läßt sich die schwer zu überblickende Vielheit der Einzelformen auf drei Ausgangspunkte und erregende Momente, auf drei Urkulturen zurückführen: die nordwestdeutsche Megalith-Kultur, die ostdeutsche Roßwitzer Gruppe und die bandkeramische Donaukultur, deren Verschiebung, Abwandlung, Verzahnung und gegenseitige Beeinflussung die Grundlagen der mannigfachen Erscheinungen bilden, die das kulturelle Antlitz Mitteldeutschlands in der jüngeren Steinzeit so verwirrend bunt gestaltet haben.

Eine sorgfältige Analyse, verbunden mit säuberlicher Scheidung und Herausarbeitung der einzelnen Kulturgruppen ist die Grundlage der bisherigen Erfolge in der Erforschung der mitteldeutschen Jungsteinzeit gewesen. Diese Aufgabe ist noch keineswegs beendet. Ohne prophezeien zu wollen, wird man jedoch heute bereits sagen dürfen, daß die Bahnen künftiger For-

Digitized by Google

schung in wesentlich anderer Richtung laufen werden; daß sie versuchen wird, an Stelle der analytischen die synthetische Methode zu setzen (was ja in einzelnen Fällen bereits mit Erfolg unternommen wurde), und daß sie sich bemühen wird, die lebendigen Beziehungen der Kulturen zueinander und zu ihrer Umwelt zu verstehen. Über die Unterschiede zwischen den einzelnen Kulturgruppen sind wir heute leidlich hinreichend unterrichtet. Es gilt jetzt die zwischen ihnen herrschenden Beziehungen zu klären und den Gemeinsamkeiten nachzugehen, die sie untereinander verbinden. Dazu müssen wir freilich eine grundsätzlich andere Betrachtungsweise einschlagen, als sie bisher üblich war; uns vor allem von dem lange üblichen Schema freimachen, in jeder Kultur nur ein scharf umschriebenes Einzelwesen zu sehen, das gewissermaßen mit gläsernen Mauern gegen die Nachbarkulturen abgeschlossen ist. Nur die Auffassung der Kulturen als lebender, gegenseitig sich befruchtender Organismen und als hinüber und herüber flutender Lebensströme wird letzte Klarheit über ihr Wesen und ihre Abwandlung zu erbringen vermögen. Kulturen sind keine abstrakten Begriffe, sondern werden getragen von lebenden Menschen und sind wie diese wandlungsfähig — in der Vorzeit wie in der Gegenwart.

Zum Schluß soll die Zeitfrage nicht übergangen werden. Wenngleich das Auftreten von Kupfer- und Bronzefunden in fast allen mitteldeutschen Steinzeitgräbern nicht überschätzt werden darf (41) (ist doch das Kupfer in Ägypten seit 6000 vor Christi bekannt), so sprechen doch alle Anzeichen dafür, daß sich die gesamte geschilderte Entwicklung auf eine sehr enge Zeitspanne zusammendrängt. Entscheidend für diese Frage ist der Inhalt der großen Grabhügel der Walternienburg-Bernburger Kultur [so z. B. W. Götzes Untersuchung des Heidenberges bei Schortewitz (42)], die zeigen, daß sich die Zeitdauer jeder der fünf Einzelstufen ihrer Entwicklung und Abwandlung auf höchstens eine Generation zusammendrängt.

Damit dürfte der Entwicklungsablauf seit der Verlagerung der Altmegalith-Kultur ins südliche Mittelelbgebiet den Zeitraum von zwei Jahrhunderten kaum übersteigen, vielleicht sogar auf eine noch geringere Zeitspanne sich zusammendrängen (43). Auch hierüber werden sorgfältige Beobachtungen bei künftigen Untersuchungen entscheidende Aufklärung zu bringen vermögen.

Endlich mag die Frage, wie weit es sich bei der Verlagerung von Kulturgruppen um Völkerverschiebungen handelt, wenigstens noch angeschnitten werden (44, 45).

In Mitteldeutschland lassen sich heute wohl mit Sicherheit drei ursprünglich volksmäßig unterschiedene Kulturgruppen nachweisen, die als Träger der drei alten Hauptkulturkreise oder Urkulturen in Frage kommen, und die sich auch rassisch voneinander abheben (46). Beim nordischen, donau- und westdeutschen Kreis wird man von ethnologisch gut umschriebenen „Volksgruppen" sprechen dürfen. Die Verlagerung der Altmegalith-Keramik ins südliche Mittelelbgebiet und das dadurch bedingte Verschwinden der bandkeramischen Kultur wird ebenso einer Bevölkerungsverschiebung seinen Ursprung verdanken wie die Herausbildung der Rössener Kultur einer Verschmelzung von bandkeramischen und megalithischen Bevölkerungselementen.

Aber die Herausbildung und Abwandlung der drei Tochterkulturen der Altmegalithkultur unter z. T. gegenseitiger Beeinflussung läßt sich zwanglos ohne jede Bevölkerungsverschiebung erklären, während die Entscheidung dieser Frage schon bei den von der Roßwitzer Kultur ausstrahlenden Einflüssen nicht geringeren

Digitized by Google

Schwierigkeiten begegnet als die Erklärung der Herausbildung der Kugelflaschengruppe und der sächsisch-thüringischen Schnurkeramik. Es muß damit gerechnet werden, daß bei der Ausbreitung bestimmter Kulturformen in sehr viel erheblicherem Maße als bisher angenommen wurde, gegenseitige Kulturübertragung und wechselseitige Befruchtung eine Rolle gespielt haben; ein Problem, bei dessen Klärung die sorgfältige Beobachtung der „Kontakterscheinungen", d. h. der Berührungspunkte der einzelnen Kulturen miteinander (z. B. die Übernahme von Schnurornamenten auf die Kugelflaschen) wesentliche Aufschlüsse zu geben verspricht. Es ist — wie völkerkundliche Parallelen zeigen — durchaus möglich, daß auch Sitten und Bräuche (z. B. Bestattungsritus und Wohnbau) in ähnlicher Weise von benachbarten Bevölkerungselementen übernommen werden wie die Formen und Verzierungsweisen von Gefäßen und Geräten.

Wo freilich sporadisch auftretende Funde von in Sitte und Kulturgut scharf umschriebenen Formen in schmalen Ausbreitungslinien in fremdes Kulturgebiet vordringen (wie z. B. bei der Ausbreitung der Schönfelder Brandgräber saaleaufwärts, vgl. Abb. 3), wird man auf wandernde Volksgruppen als Träger schließen dürfen. Auch das Vordringen der Glockenbecherkultur nach Mitteldeutschland wird man — schon wegen der rassischen Sonderstellung ihrer Träger (46) — als den Ausdruck einer Wanderbewegung auffassen dürfen, wie ja auch das Auftreten der jütischen Becher- und Feuersteindolchkultur in bisher fast unbesiedelten Gebieten mit der Ausbreitung eines neuen Volkes zusammenhängen dürfte (47). Immerhin zeigt sich, welche Vorsicht bei der Entscheidung über Rassen- und Volksfragen sowie bei der Annahme von Wanderzügen auf Grund von Kulturausbreitung am Platze ist, wenn man nicht zu Fehlschlüssen gelangen will.

Nach dem Gesagten lassen sich die so verwickelt erscheinenden Kulturgruppen im mittleren Elbgebiet auf ein verhältnismäßig einfaches und klares Bild zurückführen. Von den drei in ihm zusammenstoßenden Kulturkreisen — dem nordischen, südosteuropäischen und südwestdeutschen — übernimmt bald der nordische die Führung und verdrängt durch seine Verlagerung nach Süden (48) die beiden anderen [Donau- (49) und Pfahlbaukultur]. Während er sich im eigentlichen Mittelelbgebiete zu kraftvoller Blüte entfaltet und in mehrere lokale Untergruppen aufspaltet, tritt er zugleich an seiner Südgrenze mit dem von Ostdeutschland sich vorschiebenden, vielleicht ihm ursprünglich verwandten Roßwitzer Kreis in Berührung und befruchtet sich mit ihm wechselseitig. Dieser Roßwitzer Kreis läßt im Süden (in Thüringen und Sachsen) die schnurkeramische Kultur aus sich hervorgehen. Längere Zeit blühen beide Kulturen eng benachbart nebeneinander. Am Ende des Neolithikums macht die mitteldeutsche Megalith-Kultur ihr bisheriges Siedlungsgebiet durch Abwanderung (Kugelflaschenzug) frei, in das nun von Süden her die schnurkeramische, von Norden (bzw. Nordwesten) her die jütische Kultur (50) vordringen, erstere bald noch verstärkt durch die ebenfalls von Süden her wirksam werdende Glockenbecherkultur. Aus der jütischen Kultur erwächst der nordische, aus der Vermischung von sächsisch-thüringischer und Glockenbecherkultur der Aunjetitzer Kreis der frühen Bronzezeit.

Anmerkungen

1. Kossinna, G.: Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft. 4. Aufl. Leipzig 1925. S. 19ff.
2. Neben vielen Einzelarbeiten zuletzt in den beiden zusammenfassenden Abhandlungen:

Digitized by Google

Die steinzeitliche Besiedlung Mitteldeutschlands. Stendaler Beiträge V, S. 109—153. Alter, Wesen und Verbreitung der mitteldeutschen Steinzeitkulturen. Nachträgliches und Ergänzendes. Stendaler Beiträge V, S. 201—262.

3. Neben vielen Einzelabhandlungen bes. in der großen Arbeit „Studien zur Walternienburg-Bernburger Kultur I". Sächs. Thür. Jahresschr. f. Vorgesch. Bd. XIII. Halle 1925.
4. Sprockhoff, E.: Die Kulturen der jüngeren Steinzeit in der Mark Brandenburg. Vorgeschichtliche Forschungen Bd. I, Heft 4. Berlin 1926.
5. Aberg, N.: Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit, 2 Bde. Uppsala-Leipzig 1918.
6. Schuchardt, C.: Alteuropa. Berlin und Leipzig 1926. S. 121ff.
   Schuchardt, C.: Vorgeschichte von Deutschland. München 1928. S. 31—99.

6a. Kossinna, G.: Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Bd. 2. Mannusbibl. Nr. 6. Leipzig 1927.

7. Den Versuch, die Abhängigkeit der einzelnen Kulturen von der sie umgebenden Landschaft nachzuweisen; ihr Wachsen, Aufblühen und ihre charakteristische Ausprägung aus ihrer Umwelt zu verstehen und zu erklären, bezeichne ich als „Landschaftsarchäologie". Diese vorwiegend auf „geopolitischer" Grundlage arbeitende Methode, über die ich hoffe in Kürze Genaueres bringen zu können, versucht eine natürliche Erklärung für die mit Hilfe der Siedlungsarchäologie gewonnenen Resultate über Kulturgrenzen und Kulturprovinzen zu geben, indem sie den vorgeschichtlichen Menschen in Beziehung zu seiner Umwelt setzt und einen Teil seiner charakteristischen Eigenschaften aus dieser abzuleiten bestrebt ist. Die Methode der Landschaftsarchäologie wird in der eingangs erwähnten ausführlichen Arbeit über „Die jungsteinzeitlichen Kulturen Mitteldeutschlands" eingehendere Anwendung erfahren, als dies in diesem kurzen Abriß möglich war, in dem ich mich auf wenige andeutende Hinweise beschränken mußte. Die „Landschaftsarchäologie" verbindet somit die von Kossinna begründete Siedlungsarchäologie mit der von Wahle weiter ausgebildeten prähistorischen Geographie.
8. Vgl. Wahle: Vorgeschichte des deutschen Volkes. Leipzig 1924. S. 28—58.
9. Was z. B. auch Kupka (Stendaler Beiträge V, S. 116) in der Bezeichnung „Urkulturen" und „Tochterkulturen" zum Ausdruck bringt.
10. Vgl. dazu Wahle: Deutschland zur jüngeren Steinzeit. Hettner-Festschrift. Breslau 1921, S. 9—18.
11. Tatsächlich finden sich bei Kelbra und Brücken (Kreis Sangerhausen) am Ufer des ehemaligen Sangerhäuser Sees Reste von Pfahlbauten mit echter Michelsberger Keramik (Tulpenbecher und spitzbodige Töpfe mit eingezogenem Hals). Museum Nordhausen und Spengler-Museum Sangerhausen. Vgl. die demnächst im Montagsblatt der Magdeburgischen Zeitung erscheinende Arbeit: Engel, C., Pfahlbauten in Mitteldeutschland.
12. Zunächst weisen die Beziehungen der Roßwitzer Gruppe nach Ostdeutschland (vgl. Kossinna: Herkunft und Ausbreitung der Germanen, Mannusbibl. Nr. 6, Leipzig 1928, S. 204ff. und Niklasson: Neuere Ausgrabungen in Rössen: Mannus, Bd. 11/12, 1920, S. 309—337) und von dort zur dänischen Dolmenkeramik (vgl. die Ausbreitung der Trichterbecher und Kragenfläschchen nach Kossinna: Mannus Bd. 13, 1922, S. 13ff., 143ff.). Doch scheint nicht ausgeschlossen, daß es sich hier um eine östliche Sonderausprägung einer ursprünglich von Westen her vorgedrungenen westeuropäischen Urkultur handelt (vgl. dazu Kupka: Stendaler Beiträge IV, S. 375—383), die sowohl den Grundstock für die nordische Dolmenkultur wie auch für die Roßwitzer Gruppe abgegeben, vielleicht sogar auch die Keimzelle der nordwestdeutschen Megalithkultur gebildet hat. Sollte sich diese Vermutung bestätigen, so würde sich die schon von S. Müller ausgesprochene, neuerdings auch von Schuchardt (vgl. Vorgeschichte von Deutschland, München 1928, S. 53—56) wieder aufgenommene Ansicht vom westeuropäischen Ursprung der gesamten mittel- und nordeuropäischen Megalith-Kulturen bestätigen.
13. Ich bezeichne die nordwestdeutsche und altmärkische Megalithkultur kurz als „Altmegalith-Kultur" im Gegensatz zu ihren jüngeren mitteldeutschen Tochterkulturen. Entsprechend gebrauche ich den Begriff „Altmegalith-Keramik" für die nordwestdeutsche und altmärkische Tiefstichtonware.
14. Eine zeitliche Aufeinanderfolge dieser Grabformen, wie sie Montelius (Der Orient und Europa I. Stockholm 1899) für Skandinavien nachgewiesen hat und wie sie Kupka auch für Mitteldeutschland annimmt (vgl. Stendaler Beiträge IV, S. 429 bis 443), läßt sich im behandelten Gebiete wenigstens für die jüngeren Formen (Ganggräber u. Steinkisten) nicht nachweisen. Ganggrab und Steinkiste treten viel-

Digitized by Google

mehr gleichzeitig schon von der I. Walternienburger Stufe an auf. Auch die von Montelius für den Norden angenommene zeitliche Aufeinanderfolge von dünn- und dicknackigen Feuersteinbeilen läßt sich vorläufig für Mitteldeutschland nicht nachweisen.

15. Vgl. Gummel, H.: Die Riesensteingräberkultur in Nordwestdeutschland: Mannus, Erg.-Bd. V, 1927, S. 33, Abb. 3,
und Kupka: Stendaler Beiträge Bd. V, S. 61 ff.
16. Niklasson: Studien zur Walternienburg-Bernburger Kultur I.
17. Vgl. Gummel wie Anm. 15. Doch rechtfertigen die Übergangsformen zwischen Altmegalith-Kultur und Walternienburg I u. U. auch die Aufstellung einer III. Stufe. Näheres darüber in meiner eingangs angeführten Arbeit über „Die jungsteinzeitlichen Kulturen Mitteldeutschlands".
18. Vgl. Kupka wie Anm. 15 und Sprockhoff, wie Anm. 4.
19. Vgl. Engel: Neues über den Schönfelder Stil. Mannus Bd. 20, 1928, S. 265—314. Für die in Kupkas Besprechung meiner Arbeit (Stendaler Beiträge V, 1929, S. 380 ff.) enthaltenen Berichtigungen meiner Angaben bin ich aufrichtig dankbar. Auf seine sonstigen Ausführungen einzugehen erübrigt sich, da sie an Stelle sachlicher Erörterungen nur subjektive Werturteile bringen. Weitere Beobachtungen über die Schönfelder Kultur, ihre Beziehungen zur sächsisch-thüringischen und Oderschnurkeramik sowie ihre weit nach Osten reichenden Einflüsse, die geeignet sind, ihr Wesen und ihre Stellung zu den Nachbarkulturen weiter zu klären, werde ich in meinen „Jungsteinzeitlichen Kulturen Mitteldeutschlands" bringen.
20. Ausgenommen Westfalen (vgl. Eberts Reallexikon Bd. XIV, S. 285—291. Aber auch hier zeigt sich genau die gleiche Verlagerung von Norden nach Süden wie in Mitteldeutschland: Die älteren nördlichen „großen Kammern" schließen sich in ihrer Verbreitung mit den jüngeren „Steinkisten" völlig aus, eine Erscheinung, die auf der Karte von Stieren (a. a. O. Tafel 61 H) besonders klar zur Anschauung kommt und eine überraschende Parallele zu unserer Karte Abb. 2 bildet.
21. Vgl. Gummel: Die Riesensteingräberkultur in Nordwestdeutschland in Mannus, Erg.-Bd. V, 1927, S. 30—40
und Kupka: Alter, Wesen und Verbreitung der mitteldeutschen Steinzeitkulturen in Stendaler Beiträge V, S. 238—242.
22. Eine Ausnahme macht allein das südliche Westfalen, in dessen fruchtbarem Lößgebiet sich die Altmegalith-Kultur — parallel zur Walternienburg-Bernburger, Elb-Havel- und Schönfelder Kultur — zu einer eigenen vierten Tochterkultur (der Steinkistenkultur) im alten Heimatgebiete weiterentwickelt zu haben scheint (vgl. Eberts Reallexikon wie Anm. 20).
23. Vgl. E. Wahle: Deutschland zur jüngeren Steinzeit in 12 länderkundlichen Studien (Hettner-Festschrift), Breslau 1921, S. 9—18.
24. Vgl. Kupka in Stendaler Beiträge V, S. 231—234.
25. Vgl. O. Krone: Die bandkeramischen Siedlungen im Lande Braunschweig in Mannus, Erg.-Bd. V, 1927, S. 167—188.
26. Ursprung und Verbreitung der Germanen (Mannusbibl. Nr. 6), Leipzig 1928, S. 164, Abb. 184.
27. Vgl. Schuchardt: Vorgeschichte von Deutschland, München 1928, S. 75—77.
28. Niklasson, N.: Neuere Ausgrabungen in Rössen in Mannus, Bd. 11/12, 1920, S. 309—337.
Vgl. dazu Stocký, A., Pravěk země České I, Prag 1926, S. 94 ff. u. Taf. LXXXVI—CIV.
29. Kupka, P.: Die Wurzeln der mitteldeutschen Steinzeittonware in Stendaler Beiträge IV, S. 375—383.
30. „Beschränkte Kulturauswahl" zeigt sich bes. klar in der Trichterbechersiedlung von Braunsdorf, Krs. Querfurt (Museum Merseburg).
31. über die Frage ihrer Ausbreitung von Norden (Dänemark) her nach Ostdeutschland oder ein gleichzeitiges Einströmen in beide Gebiete von Westeuropa her und über die bes. von Kupka betonten Zusammenhänge mit der westdeutschen Landpfahlbaukeramik vgl. Anm. 12.
32. Vgl. Anm. 28.
33. Vgl. Stendaler Beiträge V, S. 134—141 u. 243—250.
34. Sprockhoff, E., wie Anm. 4.
35. Vgl. Stendaler Beiträge V, S. 134—141.
36. Vgl. dazu Gotha in Nachrichtenbl. f. d. dtsch. Vorzeit, Jg. 4, 1928, S. 150—151.
37. Kossinna, G.: Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher, Kragenfläschchen und Kugelflaschen. III. Kugelflaschen: Mannus, Bd. 13, 1921, S. 239 ff. u. Tafel VIII.

Digitized by Google

37a. Gegen die so vielfach als letzter Ausweg benutzte Erklärung eines längeren gleichzeitigen Nebeneinanderwohnens verschiedenartiger Bevölkerungen von unterschiedlicher Wirtschaftsstruktur im gleichen Siedlungsgebiete habe ich das größte Bedenken und halte sie auf Grund praktischer Beobachtungen — wenigstens auf das Neolithikum Mitteldeutschlands in weiterem Umfange angewendet — für eine Schreibtischhypothese.

37b. Wenngleich eine sichere Entscheidung über das Herausbildungszentrum des Kugelflaschentypus vorläufig nicht zu fällen ist, so hoffe ich doch auch diese Frage auf Grund des vorgelegten Materials in meiner eingangs erwähnten umfassenderen Arbeit ihrer Lösung näherführen zu können.

37c. Bezeichnend ist z. B. auch die übereinstimmende Henkelbildung der älteren Kugelflaschenbegleittöpfe und der Roßwitzer bzw. schnurkeramischen Amphoren.

37d. Ich kann auch auf diese Beziehungen hier nicht näher eingehen und verweise deshalb auf meine eingangs zitierte Arbeit, die auch zahlreiches Kartenmaterial bringen wird.

38. Damit wäre auch der 4. — nordosteuropäische — Formenkreis — wenigstens in schwachen Einsickerungen — im Mittelelbgebiete nachweisbar. Vgl. dazu Engel, C.: Jungsteinzeitliche Wohnplätze an der mittleren Elbe im 50. Tagungsbericht der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, Hamburg 1929.

39. Zu den bisher noch dunkelsten Problemen der mitteldeutschen Jungsteinzeit gehören z. B. die Entstehung und Herausbildung des Kugelflaschentypus sowie die Schicksale der Schönfelder Kultur. Aber auch das zeitliche Verhältnis und die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den drei bandkeramischen Stilgruppen, die Beziehungen der Rössener zur Roßwitzer Kultur, die Herkunft der Roßwitzer Gruppe selbst und ihr Verhältnis zur dänischen Dolmen- und südwestdeutschen Pfahlbaukultur, schließlich der Ursprung der sächsisch-thüringischen Schnurkeramik und ihre verwandtschaftlichen Beziehungen zur jütischen Einzelgrabkultur und zur Oderschnurkeramik bedürfen dringend weiterer Klärung.

40. Eine Veröffentlichung der auf meinen Reisen zusammengestellten zahlreichen Metallfunde aus mitteldeutschen Steinzeitgräbern ist in Kürze geplant.

41. Allein aus den bandkeramischen und Altmegalithgräbern Mitteldeutschlands sind m. W. Metallfunde bisher nicht bekannt geworden. Sollten solche trotzdem noch einmal gemacht werden — was ich nicht für ausgeschlossen halte —, so dürften sie doch gegen die anderen jungsteinzeitlichen Kulturen zahlenmäßig so zurücktreten, daß dieses ungleiche Verhältnis als Kriterium für das höhere Alter der Donau- und Altmegalith-Kultur in Anspruch genommen werden darf.

42. Vgl. Götze, W.: Prähistorische Grabstätten im Kreise Cöthen. Beitr. z. Anhaltischen Geschichte, Heft 20. Cöthen 1913.
Ferner Gorges und Sellmann: Die Riesenstube am Bruchberge bei Drosa. Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder, Bd. 4, Halle 1905, S. 33—42.
Ferner Voges, Th.: Die Grabkammer von Osterode am Fallstein. Ebenda, Bd. 7, Halle 1908, S. 25ff.
Ferner Niklasson, N.: Der stratigraphische Aufbau des Baalberger Hügels usw. Mannus, Bd. 16, 1924, S. 46—54.

43. Ich komme damit chronologisch zu dem gleichen Ergebnis wie Sprockhoff in seinen „Kulturen der jüngeren Steinzeit in der Mark Brandenburg" (Vorgesch. Forschungen Bd. I, Heft 4, Berlin 1926): daß nämlich die meisten der als „vollneolithisch" bezeichneten Kulturen Mitteldeutschlands (vielleicht mit Ausnahme der Altmegalith- und Donaukultur, deren Zeitdauer bisher nicht zu übersehen ist) sich auf eine verhältnismäßig enge Zeitspanne am Ende des Neolithikums in schnellem Wechsel zusammendrängen. Nach langer, geringe Wandlungen aufweisender Vorbereitungszeit steigert sich die Entwicklung zu einem überaus schnellen, sich fast überstürzenden Formenwandel, der offenbar bedingt wird durch die Verlagerung von Kulturen in neue Landschaften, in denen die andere Umwelt zu einer Aufspaltung in verschiedenartige Gruppen und zu einem schnelleren Tempo des Formwechsels führt, wozu auch die von den Nachbarkulturen ausstrahlenden Einflüsse beitragen mögen. Vgl. hierzu Anm. 7.

44. Eine ausführliche Behandlung dieses Problems wird ebenfalls in meiner oben angeführten Arbeit über „Die jungsteinzeitlichen Kulturen Mitteldeutschlands" erfolgen.

45. Vgl. dazu Jacob-Friesen: Grundfragen der Urgeschichtsforschung. Hannover 1928, S. 149ff.

46. Vgl. dazu die Untersuchungen von A. Schliz, z. B.: „Beiträge zur prähistorischen

Digitized by Google

Ethnologie" in Prähistorische Zeitschrift, Bd. IV, 1912, S. 36—67 und „Die vorgeschichtlichen Schädeltypen" im Archiv f. Anthropologie, N. F., Bd. VII, Heft 4 und Bd. IX, Heft 3 und 4. Ferner die Einzelbeiträge von Reche in Eberts Reallexikon.

47. Das Auftreten von Kugelflaschen-, Schönfelder und jütischer Kultur in den seit der Verlagerung der Altmegalithkultur fast unbesiedelten Sandgebieten der Altmark und des nordwestdeutschen Flachlandes (vgl. auch Anm. 20 und 22) spricht u. U. dafür, daß der Höhepunkt der Niederschlagsarmut während des litorinazeitlichen Klimaoptimums bereits im Vollneolithikum erreicht wurde; doch ist es auch denkbar, daß Bevölkerungszunahme zur Wiederbesiedlung dieser wenig fruchtbaren Gebiete während des Klima-Optimums führte. Sie scheinen übrigens auch im Verlaufe der frühesten Bronzezeit nur verhältnismäßig dünn besiedelt gewesen zu sein. Die endgültige Entscheidung dieser Fragen wird oft eine differenzierte geologische und pollenanalytische Untersuchung zu erbringen vermögen. Hier mag nur auf die sich aus den vorgeschichtlichen Beobachtungen ergebenden Probleme hingewiesen und ihre Nachprüfung angeregt werden.
48. Der als Vorwelle die Rössener Wanderung voraufgeht.
49. Vielleicht ist auch die von Osten her sich vorschiebende Roßwitzer Kultur an der Verdrängung der Bandkeramik nicht unbeteiligt gewesen.
50. Die nahe Verwandtschaft der schnurkeramischen und jütischen Kultur wird heute wohl kaum noch bezweifelt. Doch scheint mir der jetzige Stand ihrer Erforschung noch nicht weit genug fortgeschritten, um über ihre gegenseitigen Beziehungen etwas Sicheres aussagen zu können.

Zeitalter der jungsteinzeitlichen Kulturenfolge im Mittelelbgebiet

Stufen im Mittelelbgebiet	Kulturen im Mittelelbgebiet	Dänische Stufen (nach S. Müller)
Stufe I	Feuersteinbeile vom Lietzow-Typus. Walzenbeile	Vordolmenzeit
Stufe II	Altmegalith- und Bandkeramik Am Ende Rössener Zug und Einsickern der Roßwitzer Kultur	Dolmenzeit Ganggrabzeit I
Stufe III	Verlagerung der Altmegalith-Kultur nach Süden und Aufspaltung in die Tochterkulturen Blütezeit der Walternienburg-Bernburger und Elb-Havel-Kultur	Ganggrabzeit II Ganggrabzeit III
Stufe IV	Blütezeit der sächsisch-thüringischen Schnurkeramik, der Kugelflaschen und Schönfelder Kultur Am Ende: Abwanderung der Kugelflaschenkultur	Ganggrabzeit IV Steinkistenzeit
Stufe V	Einströmen der jütischen und der Glockenbecherkultur	Jütische Obergräber
Bronzezeitperiode I (nach Montelius)	Jütische Feuersteindolchkultur. Voraunjetitzer und Aunjetitzer Kultur	Periode I der Bronzezeit (nach Montelius)

Digitized by Google

Nordischer und donauländischer Hausbau im jungsteinzeitlichen Mitteleuropa

(Auszug)

Von Dr. Werner Radig, Dresden

Mit 1 Abbildung

Noch ist die Zeit nicht gekommen, in der man eine wirkliche Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des nordischen und donauländischen Hausbaues zu geben vermag; wohl aber scheint der Versuch gerechtfertigt, die mannigfaltigen Erscheinungen in ihrer bisher erkennbaren Abfolge zu beschreiben. Zuvörderst muß freilich über die technischen und formalen Eigenheiten ganz allgemein Klarheit herrschen, die in meinem Kölner Vortrag 1927 angestrebt wurde. Als Fortführung der dort vorgelegten in Magdeburg knapp rekapitulierten Ausführungen[1]), die eine Grundlage für darauf sich aufbauende Studien innerhalb der einzelnen Kulturgruppen darstellen, ist der Vortrag über das nordische und donauländische Haus gedacht.

Bevor den beiden Kulturgruppen nachgegangen wird, seien einige Einzelergebnisse der Bautechnik, besonders des Oberbaues, hervorgehoben. Zahlreiche Grubenwohnungen in ganz verschiedenen Siedlungen auf jetzt deutschem Boden ließen jegliche Pfostenreste unbedingt vermissen; dafür wies zahlreicher Hüttenbewurf auf die allein bleibende Möglichkeit, in ihm die Reste einer Lehmüberwölbung zu erblicken, die als primitives Gewölbe den eingesenkten Wohnraum überzog. Während z. B. aus der Siedlung Carsdorf, A.-H. Borna, bei der systematischen Ausgrabung[2]) noch solche Oberbaulehmreste in situ gleichsam als Horste angetroffen wurden, bezeugen gleichfalls die zusammengebrochenen und in die Grubenwohnungen 8 und 27 von Jordansmühl, Kr. Nimptsch[3]), gestürzten Lehmreste das neue Ergebnis, dem als rekonstruktiver Vergleich der Oberbau des Backofens in Haus I von Riedschachen bei Schussenried, O.-A. Waldsee[4]), zur Seite gestellt sei. Die Sonderbehandlung des Gewölbes im Reallexikon für Vorgeschichte[5]) kam

[1]) Radig, W.: Bauarten und Hausformen im jungsteinzeitlichen Deutschland. In: Tagungsber. d. Dt. Anthropol. Ges. 43. Vers. in Köln. Leipzig: Kabitzsch 1928. S. 90—91.

[2]) Frdl. Mitteilung aus dem unveröffentlichten Bildmaterial von Direktor Prof. Dr. Fr. Krause, Leipzig.

[3]) Seger, H.: Die Steinzeit in Schlesien. In: Arch. f. Anthropol. 33. N. F. 5. S. 116.

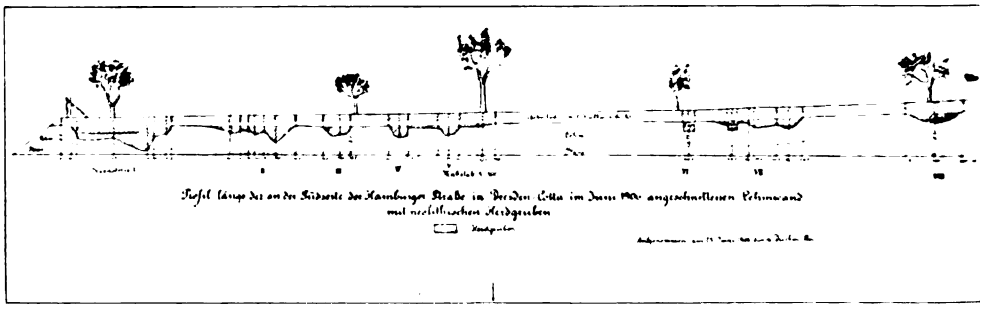
[4]) Reinerth, H.: Die jüngere Steinzeit der Schweiz. Augsburg: Filser 1926. S. 50.

[5]) Behn, Fr.: Gewölbe. In: Reallex. f. Vorgesch. Hrsg. v. M. Ebert. Bd 4. S. 318.

Digitized by Google

aus anderen Gründen zu dem gleichen bestätigenden Resultat, dem sich allgemeine Ausführungen schon in Köln anschlossen.

Die nächste große Bauerfindung nach der Errichtung des auf der Erde aufsitzenden Schutzdaches ist die freistehende Wand, deren Gestalt man schon im Neolithikum in sehr verschiedenen Formen begegnet. Von den bekanntgewordenen Mooruntergrundbauten im Federseemoor[1]) hat man die Hauswand als provisorisch bezeichnete „Palisadenwand" mit eng aneinander anschließenden, senkrechten Pfosten vorgefunden. Demgegenüber fallen bei den Erduntergrundbauten wenigstens drei Arten der Wandgestaltung im Pfostenbau auf. Gemeinsam ist diesem das in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen bestehende Nebeneinander der Pfosten, die also sehr aufgelockerte Reihen bilden. Bei noch leicht eingesenkter Wohnfläche befinden sich in mehreren „Altheimer" Häusern vom Goldberg[2]) bei Goldburghausen, O.-A. Neresheim, die



Linien- und stichbandkeramische Siedlung von Dresden-Cotta: Ost-West-Profil (Archiv urgeschichtlicher Funde aus Sachsen)

Pfosten in die Wohnfläche hineingerückt, so daß ringsum ein freier Streifen für eine Lehmwand bleibt, die sich an die Pfosten anlehnt und die äußere Hausgrenze bildet. Aus der Wohnfläche treten indessen bei einer zweiten Wandart die Pfosten zur Hälfte heraus, wie aus dem Hausgrundriß von Noßwitz, Kr. Glogau[3]), hervorgeht. Die dritte Art der Wandgestaltung ist wohl die häufigste: den Raum zwischen den Vertikalpfosten füllen Lehmfelder, die alle Pfosten ganz umschließen. Von außen und innen erscheint die Hauswand mit Lehm verkleidet. Wie in Lißdorf, Kr. Naumburg[4]), viereckige Pfosten diese Wandbildung bezeugten, bestätigen zahlreiche Pfostenbauten bis in spätere Zeiten hinein die letztgenannte Bauart.

Problematisch bleibt immer noch die Rekonstruktion des den Wänden aufgesetzten Dachstuhles. Einzelne von der Wohnfläche aufsteigende Pfosten, die als Firstträger zu deuten sind, lassen z. B. auf dem Goldberg, in Trebus und Altfriesack ein Satteldach vermuten. In Sarmsheim, Kr. Kreuznach, steht

[1]) Schmidt, R. R.: Neue Ergebnisse der Untersuchung der Aichbühler Baukunst. Vortrag a. d. 50. Allg. Vers. d. Dt. Anthropol. Ges. z. Hamburg 1928.

[2]) Frdl. Mitt. aus dem unveröffentlichten Bildmaterial von Dir. Dr. G. Bersu, Frankfurt a. M.

[3]) Seger, H.: Die keram. Stilarten d. j. Stz. Schlesiens. In: Schlesiens Vorzeit. N. F. VII, 1919. S. 1—89.

[4]) Schuchhardt, C.: Lißdorf, eine bandkeramische Siedlung in Thüringen. In: Prähist. Zs. Bd. VI. S. 296.

Digitized by Google

neben einem vermutlichen Pultdach eine komplizierte Rekonstruktion[1]) eines Satteldaches. Für die Mooruntergrundbauten sind die Untersuchungen noch nicht abgeschlossen, verheißen aber sichere Resultate[2]). Jegliche Rekonstruktionsversuche müssen sich auf der Kenntnis der architektonischen Einzelheiten aufbauen, weshalb die von einem Architekten geschickt dargelegte Möglichkeit einer Dachentwicklung[3]) angezogen sei. Vom Spitzdach zum Firstdach zeigt er den sprunghaften Gang durch Einführung eines zweiten Konstruktionselementes, nämlich des Firstbaumes mit den beiden Firstsäulen. Der nächste Fortschritt zum Walmdach indessen leuchtet ein: Bei dem Verlangen nach recht breiter Wohnfläche müssen lange Dachsparren, was bei kürzeren nicht nötig war, durch Zwischenpfetten gestützt, diese ihrerseits durch kleine „Pfettensäulen" gehalten werden. Auch die Schmalseiten erhalten Zwischenpfetten, die beim Holzbalken nur geradlinig sein können. Hieraus ergeben sich außerdem Wandlungen vom runden zum viereckigen Hausgrundriß. Diese Perspektiven mögen von Architekten weiter verfolgt werden[4]).

Nach technischer Durchdringung wird man mit Erfolg an die einzelnen Kulturgruppen herantreten können. Von außerdeutschen Fundorten wurde für das donauländische Kulturgebiet der eingetiefte Wohnbau von Statenice[5]) bei Prag gezeigt. Ganz einheitlich über große Räume hin zeigt sich die unterirdische Bauweise mit den unregelmäßigen oder rundlichen Hausplänen. Eine nach gutem Planmaterial getroffene Auswahl von bandkeramischen Hausgrundrissen überrascht aber zugleich durch das Nebeneinander von eingetieften, rundlichen Anlagen und ebenerdigen viereckigen Häusern. Die gut bekannten Grubenwohnungen von Eberstadt, Kr. Gießen[6]), müssen in ihrem Kurvenkomplex so gewollt sein, wie auch Grabungen in der Wüsten Mark Treben, Flur Lösau, Kr. Weißenfels, bekundeten. Oval zeigte sich eine Grubenwohnung von Helfta, Mansfelder Seekreis. Reich an rundlichen „Herd"- und „Wohngruben" ist das mittelsächsische Lößgebiet; nur Leippen und Mauna, beide in A.-H. Meißen, seien genannt. Als Beispiel der zahlreichen noch im Archiv ruhenden Pläne, die oft auch im Aufriß vorliegen, mag das Profil der Siedlung Dresden-Cotta[7]) (vgl. Abb.) herausgegriffen sein. — An ganz verschiedenen, entfernt voneinanderliegenden Stellen begegnet eine Nierenform bei den Grubenwohnungen, und zwar nicht allein bei solchen ohne Pfostenstellungen, wo man die Abgrenzung der Hausfläche anzweifeln könnte, sondern auch bei Anlagen, bei denen die in Nierenform aufgereihten Pfosten eindeutig die Hausgrenze festlegen. Hierfür seien Wohnstätten von den Frauenberg-Höfen bei Marburg, Bz. Kassel, und von Frauenheim, Kr. Frankfurt a. M., genannt. In Nördlingens Umgebung treffen wir aber schon das Nebeneinander von rundlichen und viereckigen bandkeramischen Anlagen an. In dem „Grubenhaus" bei Hönheim,

---

[1]) Nach K. Geib.

[2]) Schmidt, R. R.: a. a. O.

[3]) Gruber, O.: Deutsche Bauern- und Ackerbürgerhäuser. Karlsruhe 1926. S. 21/22.

[4]) Frdl. Mitt. von Dir. Dr. A. Kiekebusch, Berlin, daß von einem Architekten hierüber gearbeitet wird.

[5]) Stocký, A.: Pravěk země České Díl I, Prag 1926. S. 61.

[6]) Die Einzelbelege der folgenden deutschen Fundorte bleiben der Arbeit „Der Wohnbau im jungsteinzeitlichen Deutschland", deren Erscheinen für 1929 in Aussicht genommen ist, vorbehalten.

[7]) Frdl. Überlassung des Druckstockes vom Sächs. Heimatschutz aus Bierbaum, O.: Die Vorgeschichte des Plauenschen Grundes. In: Mitt. d. Landesver. Sächs. Heimatschutz, Bd. XVI, 1927. S. 130.

Digitized by Google

Lkr. Straßburg, legt sich als Zwischenform um die rundliche Grube ein Pfostenviereck. Auch die bekannten unregelmäßigen Gruben von Lißdorf, Kr. Naumburg, werden von einem Pfostenviereck umgeben. In Sarmsheim überwiegen viereckige Anlagen. Neben Lißdorf lassen sich die in letzter Zeit entdeckten Häuser in Rechteckform von Groß-Ammensleben, Kr. Wolmirstedt[1]), stellen. Eine regelrechte rechteckige Grubenwohnung barg die württembergische Forschung in Höfingen, O.-A. Ludwigsburg; sie stimmt ganz zu den oft in ihrer schematischen Aufzeichnungsweise angezweifelten Großgartacher Grubenhäusern, die gemäß dem Mischkulturcharakter als spätere Erscheinungen schon Einflüssen von außen ausgesetzt sein mußten. Während die Eintiefung ganz dem donauländischen Brauche entspricht, zeigt der Rechteckplan eine neue Form, die ohne Mühe aus dem Norden abzuleiten sein wird.

Da die nordischen Kulturen erst später auf die bandkeramischen stießen und diesen ihren Stempel aufprägten, wird wohl mit Recht an zweiter Stelle auf ihren Hausformenschatz eingegangen. Freilich fehlt gerade zunächst in den nördlichen Gebieten die Einheitlichkeit, die man aus anderen Fundkomplexen heraus erwarten zu können glaubt. In zwei Fällen ist einwandfrei das Rundhaus bezeugt: In Räisälä, Karelien[2]), läßt sich aus Pfostenstaken ein Spitz- oder Kugelzelt rekonstruieren, das Zwischenpfetten mit Pfettensäulen und einen Vorbau als Eingang aufweist. Die Hauspläne von Norrskog in Uppland[3]) zeigen ebenfalls rundlichen Grundriß, wobei allerdings der Kreis nicht geschlossen ist, sondern die Hausgrenze mehr hufeisenförmig verläuft. Wirkliche Hufeisen sind aus dem oft genannten Kleinmeinsdorf, Kr. Plön, mit der seltenen Steinfundamentbauweise schon lange bekannt. Mag man auch an westeuropäischen Einfluß glauben, so ist doch auffällig, daß eine Übergangsform zu dem Viereckhaus an dem Hausplan II deutlich sichtbar ist. In der Tat ist die Viereckform nun die herrschende Grundgestalt des nordischen Hauses, die z. B. in dem obengenannten Roßwitz und in Trebus, Kr. Lebus, in recht regellosen Pfostenstellungen auftritt. Andererseits weist die letztere Siedlung auch einen Fortschritt zum einräumigen Haus mit offener Vorhalle auf, wobei vor die Anten schon eine schützende Wand gebaut ist. Daß sich auf unserem Boden in der Steinzeit die Entwicklung zum Megaron vollzogen haben mag, vermögen die drei Pfostenhäuser von Altfriesack, Kr. Ruppin, aufzuzeigen. Nebeneinander stehen ein einzelliges Haus, ein zweiteiliges mit dem Hauptraum, der den Herd enthält, und dem geschlossenen Vorraum, und schließlich ein drittes Pfostenhaus mit Vor- und Hinterhalle. Während hier rechte Winkel ganz fehlen, lassen sich diese in Schmergow, Kr. Zauch-Belzig, mit wenig Mühe erschließen. Mit der neuen Erfindung des rechten Winkels, die also ebenfalls bei uns im Hausbau ihre erste Anwendung fand, sind die nordisch beeinflußten, als voll ausgebildete Megara auftretenden Moor- und Pfahlbauten von Riedschachen und Aichbühl bei Schussenried ausgestattet.

Besondere Berücksichtigung verdient neuerdings der Hausbau des schnurkeramischen Kulturkreises, weil er aus völligem Dunkel in ein noch spärliches Dämmerlicht geführt werden konnte. Auf dem Schulzenberg bei Fulda, R.-Bz. Kassel, weist eine rechteckige Steinsetzung ein ebenerdiges Hausfunda-

[1]) Im Mus. f. Natur- und Heimatkunde z. Magdeburg befindet sich hiervon ein neues Hausmodell (C. Engel). Vgl. Engel, C.: Steinzeitdorf Groß-Ammensleben. Montagsblatt der Magdeburgischen Zeitung. 69. Jg. 1927. Nr. 18 f.

[2]) Pälsi, S.: Suomen Museo 25. S. 30.

[3]) Lindquist: Fornvännen II, 1916. S. 167.

Digitized by Google

ment mit einer offenen, nach Norden gewandten Seite auf. Ebenfalls nach einer Seite, und zwar nach dem Osten, öffnet sich die schon mehr viereckige als hufeisenförmige Hausanlage mit wohlausgebildeten Anten in Haldorf, Kr. Melsungen; mit dem Schulzenberger Haus hat sie die Ebenerdigkeit gemein. Diese spricht auch aus den Hausresten von Doberschau, A.-H. Bautzen, die wohl als Pfostenlöcher zu werten sind. Der Pfostenbau ist in der Tat neuerdings in schnurkeramischen Totenhäusern bezeugt: Sarmenstorf, Kanton Aargau[1]), lieferte in dieser Technik hufeisenförmige Anlagen und ein viereckiges Pfostenhaus. Schließlich sind auch die halbkreisförmigen Herdanlagen von Wieck-Luisental, Kr. Elbing in Ostpreußen, Anzeichen für eine ebenerdige Bauweise. Allen genannten Siedlungsresten stehen zwei Fundorte mit eingesenkter unterirdischer Wohnfläche gegenüber. In Polen[2]) wurden tiefe Gruben von mäßig großem Durchmesser ausgegraben, die aber oft gleichzeitig als Grabstätten dienten. Eine wirkliche „Wohngrube" der Schnurkeramik wurde in Scheldiz bei Rositz, Kr. Altenburg, genau untersucht. Die stattliche Grubenwohnung, die auf der Nordseite von sechs Pfosten gesäumt wird, steht als vermutliche Ovalanlage in ihrer Form vereinzelt da, als unterirdische Behausung ist sie neben den polnischen Gruben eine Seltenheit. Am besten aber hütet man sich noch, über allzu große Flächen hinweg Schlüsse zu ziehen.

Zum Abschluß der Betrachtung des Hauses der nordischen Kulturen sei auf den neuen Grundriß eines eingesenkten, rechteckigen Pfostenbaues im Burgwall Zámka[3]) bei Bohnice hingewiesen, der eine beeinflußte Form darstellt: Donauländisch mutet die Einsenkung an, während Postentechnik und Rechteckplan ganz dem nordischen Brauche entsprechen. Überraschend bleibt aber die große Ähnlichkeit dieses Planes mit der Bauweise „Altheimer" Häuser auf dem Goldberg, von denen ein Beispiel oben im bautechnischen Abschnitt beigebracht wurde. Methodisch große Bedeutung können derartige Parallelen dann erhalten, wenn durch sie Herkunftsfragen der Keramik bei sonstiger typologischer Unsicherheit entschieden zu werden vermögen; hier liegen erstrebenswerte noch unerreichte Ziele der Wohnbauforschung.

Um das auffällige Nebeneinander von rundlichen und rechteckigen Grundplänen der donauländischen Kultur auch anderwärts zu erweisen und vor allem die Wahrscheinlichkeit eines Nacheinander zu erhärten, sei der neuen Feststellungen[4]) im Bereiche der bemalten Keramik gedacht. Sie bezeugen eine wirkliche Abfolge der rundlichen und später hinzutretenden, als nordisch gedeuteten rechteckigen Planformen. Selbst die Tripoljer Kultur bietet ja in den eingetieften rechteckigen Anlagen die Verbindung bandkeramischer und nordischer Elemente. Schließlich vermag ein Ausblick nach den berühmten Fundstätten Griechenlands ebenfalls nur Bestätigungen zu liefern, aus denen größte Wahrscheinlichkeiten erwachsen: Sich gegenseitig stützende Kombinationen schaffen die jetzt schon notwendige Aufbereitung des Hausbaumaterials, das wegen seines sporadischen Auftretens auf weitem Raume heute noch wenig, bald aber auf Grund dichterer Ketten ganz in „Geschichte" gewandelt werden kann.

[1]) Reinerth, H.: Die schnurkeramischen Häuser von Sarmenstorf. In: Festgabe f. d. 70jähr. G. Kossinna. Mannus-Zs. Erg.-Bd. VI. S. 202—220.

[2]) Zurowski, J.: Wiadomości Archeologicznych, t VIII, 1923. S. 11/12. (Nach frdl. Notiz von A. Möller-Weimar.)

[3]) Schranil, J.: Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens. Berlin und Leipzig 1928. S. 71.

[4]) Schroller, H.: Hausbau in der jungsteinzeitlichen bemalten Keramik. In: Tagungsber. d. Dt. Anthropol. Ges. 49. Vers. in Köln. Leipzig: Kabitzsch 1928. S. 91—95.

Digitized by Google

Herkunft und Ausbreitung der früheisenzeitlichen Hausurnen Nord- und Mitteleuropas

Von Carl Engel, Königsberg i. Pr.

Mit 2 Textabbildungen, 1 Karte und 1 Tabelle

Über die deutschen Hausurnen ist seit ihrem ersten Bekanntwerden (1856) so viel geschrieben worden, daß das Schrifttum über sie fast zu einem eigenen Literaturzweig der Vorgeschichtsforschung angewachsen ist. Nachdem jedoch die zeitliche Stellung der Hausurnenkultur durch die Arbeiten von Höfer und Becker[1]) sehr bald gesichert, ihre ethnologische Zugehörigkeit zu den Germanen durch Kossinna[2]) erkannt und durch die Untersuchungen Wahles[3]) bestätigt worden war, hat man sich in der Folge fast ausschließlich mit der Frage beschäftigt, in welchem Zusammenhange dieser merkwürdige Gefäßtypus mit dem gleichzeitigen Hausbau gestanden habe, und hat versucht, aus den unterschiedlichen Formen der Hausurnen die verschiedenen Haustypen der früheisenzeitlichen Germanen abzuleiten. Auch die letzten umfassenden Arbeiten von Behn in Eberts Reallexikon[4]) und den Vorgeschichtlichen Forschungen[5]) treten an das Material nur von diesem Gesichtspunkte aus heran, der für die folgenden Betrachtungen, die sich auf Zeitstellung, Typologie und geographische Verbreitung beschränken, vollständig ausscheidet.

Betrachten wir zunächst die geographische Verbreitung der Hausurnen (Karte Abb. 1), so überrascht, daß die merkwürdigen Zusammenhänge, die sich zwischen ihren z. T. weit entfernten Verbreitungsgebieten ergeben, noch niemand aufgefallen sind. Zwar hat Behn in seinen „Hausurnen“[6]) bereits die Ansicht ausgesprochen, daß die nord- und ostharzische Hausurnenkultur von Norden her gekommen sei, und daß die großen Flüsse den Weg ihrer Ausbreitung bezeichneten. Eingehendere Untersuchungen hat er dieser Frage — die seiner Problemstellung ferner liegt — jedoch nicht gewidmet.

Beginnen wir im Norden, so liegen als die abgelegensten Fundplätze Tollestrup (Abb. 3c) und Gullev (beide Amt Viborg) in Nordjütland. Der hart an der ehemaligen Nordgrenze Schleswigs gemachte Fund von Bram-

[1]) Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde, 1884ff.

[2]) Germanen am Gebirge „Hercynia“, Beiträge zur Geschichte d. deutschen Sprache u. Literatur 26. 1900. S. 282f.

[3]) Die Kulturen und Völker der ältesten Eisenzeit im Flußgebiet der Saale. Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder. Bd. X. Halle 1911. S. 89ff.

[4]) Bd. V, S. 221—226.

[5]) Bd. I, Heft 1, Berlin 1924.

[6]) Vorgeschichtliche Forschungen Bd. I, Heft 1, Berlin 1924, S. 47.

Digitized by Google

● = hausu

Abb

Engel, Herkunft und Ausbreitung der

Digitized by Google

Digitized by Google

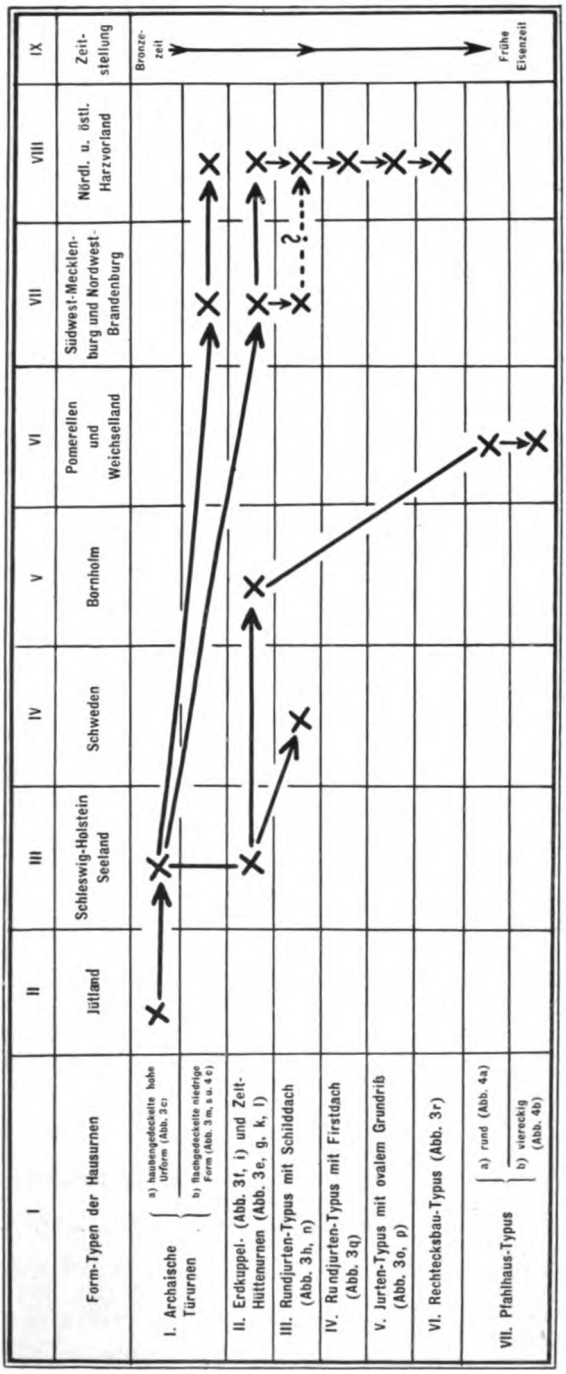


Abb. 2. Tabellarische Übersicht der typologischen und chronologischen Entwicklung sowie der geographischen Verbreitung der bronze- und früheisenzeitlichen Hausurnen des nordischen Kreises. Die Tabelle ist so angelegt, daß in Spalte I die Hausurnenformen ihrer typologischen Stufenfolge und ihrem Alter (vgl. Spalte IX) nach von oben nach unten, in den Spalten II bis VIII die Fundgruppen in der Richtung von Norden nach Süden von links nach rechts aufgeführt sind. Die Tabelle bringt so zur Anschauung, daß den drei großen Ausbreitungslinien der Hausurnen (Spalten IV, VI und VII) auch die allmähliche chronologische und typologische Abwandlung ihrer Formen auf den Wanderwegen entspricht. Links oben bedeutet also Norden (Ausstrahlungszentrum), typologisch und chronologisch alt, rechts unten bedeutet Süden (bzw. Schweden), d. h. Invasionsgebiet, typologisch und chronologisch jung

Digitized by Google

minge (Amt Ripen, Abb. 3d) leitet über die ostholsteinischen Plätze von Seedorf (Kreis Rendsburg) und Braak (Kreis Stormarn, Abb. 3e) zu den südmecklenburgischen und nordwestbrandenburgischen Fundplätzen von Kiekindemark (Abb. 3m), Gandow, Seddin, Luggendorf und Klein-Gottschow[1]), denen sich, wiederum in etwas weiterem Zwischenraum, als südlichste Fundgruppe die sogenannte „nordharzische Hausurnenkultur" vorlagert, in der der Hausurnentypus seine reichste und vielseitigste Entwicklung erlebt. Von besonderer Bedeutung für die Verbindung der nordwestbrandenburgischen mit der nord- und ostharzischen Gruppe ist der erst neuerdings bekanntgewordene Fundplatz Zabakuk im Elb-Havel-Winkel (Kreis Jerichow II), der genau in der Mitte zwischen beiden Fundgruppen liegt[2]). Er deutet darauf hin, daß die Ausbreitung östlich der Elbe stromaufwärts vor sich gegangen zu sein scheint, um an der mittleren Elbe aufzuspalten und etwa an der Saalemündung auszuschwärmen. Von hier aus sind mulde- und saaleaufwärts zunächst das Gebiet der unteren Saale und Mulde (Anhalt), dann bodeaufwärts das nördliche Harzvorland erreicht worden.

Neben dieser fast senkrecht von Norden nach Süden gerichteten Linie fordert die Lage der Fundplätze jedoch geradezu heraus, eine zweite Verbindungslinie zu ziehen, die diesmal von Jütland in südöstlicher Richtung über Seeland (Smidstrup, Abb. 3g), Südschweden (Stora Hammar) nach Bornholm (Robbedale, Nylarskar) läuft und schließlich im nördlichen Pommerellen (Obliwitz, Woedtke, Abb. 4b) endet. Von Südschweden aus würden als drittes Ausstrahlungsgebiet die an und auf Gotland gelegenen Fundplätze (Prestlagen, Kroks, Fälle, Abb. 3h) erreicht werden.

Die bei Paterswolde in Holland (Provinz Drenthe) gefundene Hausurne lasse ich ihres stark abweichenden Charakters wie auch ihrer ganz dunklen Fundumstände halber außer Betracht.

Über das zeitliche Verhältnis der einzelnen Fundgruppen ist wenig zu sagen. Die dänischen und schleswig-holsteinischen Gefäße werden allgemein und wohl mit Recht der V. Periode der Bronzezeit zugeschrieben[3]), soweit die Fundumstände sichergestellt sind. In die gleiche Periode sind die mecklenburgisch-nordwestbrandenburgischen Stücke zu setzen[4]), ebenso das einzige schwedische Stück (Stora Hammar)[5]), dessen Fundumstände sicher sind.

Für die pommerellenschen Pfahlbautypen ist die früheste Eisenzeit chronologisch sichergestellt. Ihnen ist auch die Abb. 4a[6]) wiedergegebene Hausurne unbekannten Fundorts aus dem Magdeburger Museum zuzuzählen, die der Sammeltätigkeit des Geh. Rats Bauer nach sicher von der unteren Weichsel stammt und auch ihrem Typus nach einen primitiven Vorläufer der nahe benachbarten viereckigen Pfahlhausurnen von Obliwitz und Woedtke darstellt[7]).

---

[1]) Vgl. die Karten bei Behn, Hausurnen, Tafel 19a.

[2]) Erhalten geblieben ist nur eine Tür in der Sammlung Stimming, Gr. Musterwitz. Vgl. Kossinna im Mannus Erg.-Bd. IV, 1925, S. 51.

[3]) Splieth, Tafel XIII, 247; S. Müller, Aarböger, XXII, 1907, S. 109ff; Behn, Hausurnen, S. 49—52 und S. 14ff.

[4]) Beltz: Vorgesch. Altert., S. 263; Götze: Denkmäler des Kreises Westprignitz, S. 7, 17, Ostprignitz S. 56.

[5]) Vgl. Montelius, Minnen 1415, Kulturgesch. Schwedens, S. 135.

[6]) Bei Behn: Hausurnen, Tafel 11a, b.

[7]) Meine Vermutung, daß diese Urne aus dem unteren Weichsellande stammen müsse, wurde mir durch den Direktor des Magdeburger Museums für Natur- und Heimatkunde, Prof. Dr. Mertens bestätigt, der mir auf Befragen nach dem Fundort

Digitized by Google

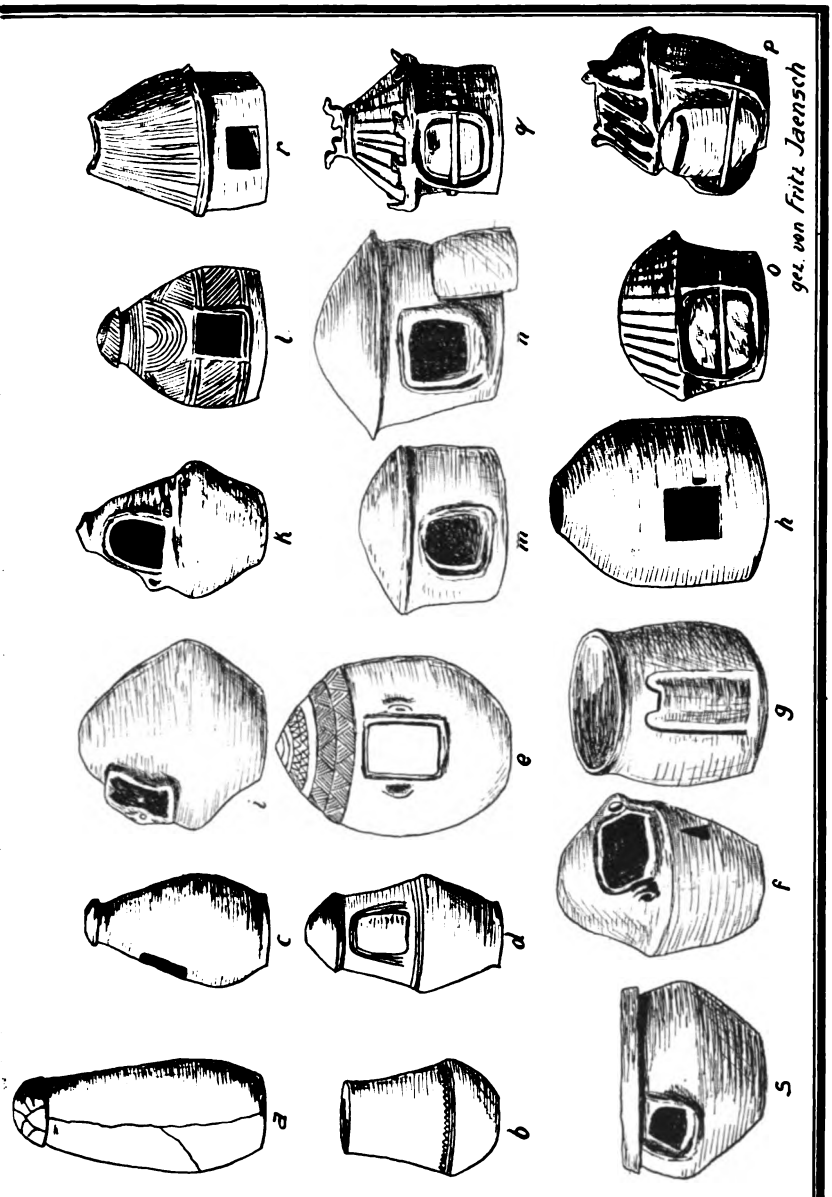


Abb. 3. Mittel- und nordeuropäische Haus- und Türurnen und deren Vorformen. a und b = Gefäße der jüngsten Bronzezeit aus Schleswig-Holstein als Vorformen der Hausurnen (nach Splieth). — c und d = Jütische Hausurnen, haubengedeckelte hohe Urform; e = Tollestrup, d = Bramminge. — e = Rundzelthüttentypus aus Braak, Kr. Stormarn, Schleswig-Holstein (nach Splieth). — f = Erdkuppelhüttentypus aus Robbedale (Bornholm). — g = Rundzelttypus (Übergang zum Rundjurtentypus) von Smidstrup (Seeland). — h = Rundjurtentypus von Kroks (Gotland). — i = Erdkuppelhüttentypus von Unseburg (Kr. Wanzleben). — k = Rundzelttypus von Polleben (Mansfelder Seekreis). — l = Rundzelttypus von Tochheim, Kr. Kalbe. — m und n = Rundjurtentypus mit Schilddach; m = Kiekindemark (Mecklenburg-Schwerin); n = Schwanebeck A, Kr. Oschersleben. — o = Jurtentypus mit ovalem Grundriß von Hoym D, Kr. Ballenstedt. — p, q = Rundjurtentypus mit Firstdach; p = Wilsleben, Kr. Quedlinburg; q = Hoym C, Kr. Ballenstedt. — r = Rechteckshaustypus von Königsaue, Kr. Quedlinburg. — s = Türurne von Kienhagen, Kr. Oschersleben

Die nordharzische Gruppe schließlich, deren Alter man früher noch in die V. Periode der Bronzezeit setzen wollte, wird heute wohl allgemein als früheisenzeitlich angenommen, was ja auch (s. o.) die Begleitformen ihrer Urnenfelder sicherstellen.

— ohne daß ich meine Vermutung vorgetragen hatte — sofort erklärte, daß sie Geh. R. Bauer in arg beschädigtem Zustande von einem Offizier erhalten habe, der sie aus dem unteren Weichsellande mitgebracht hätte.

Digitized by Google

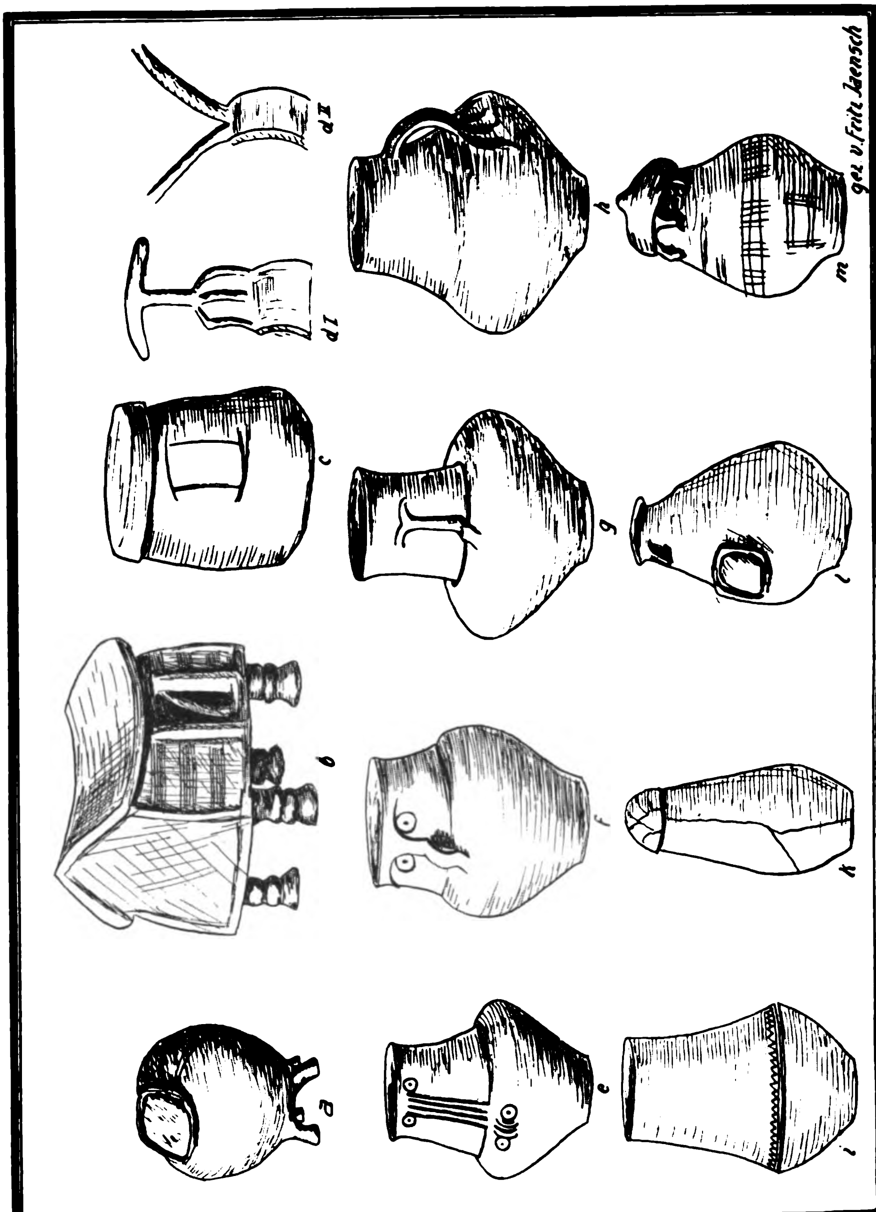


Abb. 4. Pfahlhausurnen, Türurnen, Vorformen und Begleitgefäße der Gesichtsurnenkultur, Gesichtstürurnen. a = Runde Pfahlhausurne aus dem unteren Weichsellande. — b = Viereckige Pfahlhausurne von Obliwitz (Pomerellen). — c = Türurne von Kl.-Gottschow, Kr. Westprignitz. — dI, dII = Henkelformen von spätbronzezeitlichen Gefäßen aus Hastedt (Kr. Süder-Dithmarschen). Vgl. dazu f h. — e, f = Spätbronzezeitliche Gefäße aus Schleswig-Holstein, vermutlich Vorformen der Gesichtsurnen; e nach Splieth; f von Frestedt, Kr. Süder-Dithmarschen (vgl. dazu h). — g = Spätbronzezeitl. Gefäß aus Schleswig-Holstein (nach Splieth). Vgl. dazu h. — h = Begleitgefäß der Gesichtsurnenkultur von Schöneberg (Weichseldelta) nach La Baume. Vgl. dazu g und die Henkelformen von dI, dII und f. — i, k = Spätbronzezeitl. Gefäße aus Schleswig-Holstein (nach Splieth), vermutlich Vorformen der Gesichtsurnen. — l = Gesichtstürurne Eilsdorf A, Kr. Oschersleben. — m = Gesichtsurne Klein-Kap (Kr. Neustadt, Westpr.)

Wir kommen demnach zu dem Ergebnis, daß die gesamten Hausurnenfunde des nordischen Kreises nur geringe Altersunterschiede aufweisen, daß unter ihnen wiederum die nördlichen Fundgruppen älter als die südlichen sind. Ziehen wir des weiteren in Betracht, daß eine scharfe Grenze zwischen Periode V (Montelius) der Bronzezeit und Stufe I (Schwantes) der frühen Eisenzeit noch nicht ermittelt ist, daß — der von Süden her erfolgten Verbreitung des Eisens nach zu urteilen — der letzte Teil der dänisch-schwedischen

Digitized by Google

Bronzezeit-Periode V sich vielleicht sogar mit den ersten Jahrzehnten der ersten Eisenzeitstufe Norddeutschlands decken wird, so schrumpft der Zeitunterschied zwischen den einzelnen Gruppen der Hausurnen auf ein so geringes Maß zusammen, daß sie als unmittelbar zeitlich aufeinanderfolgend angesehen werden können.

Das gleiche Ergebnis zeitigt der typologische Vergleich. Ein Blick auf das reichhaltige Abbildungsmaterial bei Behn (Hausurnen) läßt sofort erkennen, daß die typologisch ältesten Formen die jütischen sind (Abb. 3c, d und Behn, Taf. 21b—c), die in ihrer Gestalt noch ganz den Typus des schlanken doppelkonischen (vgl. Abb. 3b und d) und schlauchartigen (vgl. Abb. 3a und c) Gefäßes mit Deckel erkennen lassen, der als Grundtypus der Hausurnen anzusehen ist, der übrigens — wie hier vorweggenommen werden mag — auch den Ausgangspunkt für die Gefäßform der Gesichtsurnen gebildet zu haben scheint: man vgl. die Hausurne von Tollestrupp (Abb. 3c und Behn, Taf. 21b) mit den Gesichtstürurnen Eilsdorf B, A und C (Abb. 4k und l und Behn, Taf. 16e, d und f). Aber auch ohne diese genaue Analyse fällt der archaische Typus der jütischen Urnen und die Unbeholfenheit ihrer Gestaltung gegenüber den südlichen und östlichen Formen sofort auf.

Wenn für irgend eine Gruppe, so ist für die jütischen Exemplare die Bezeichnung „Türurnen" besonders prägnant. Ihnen schließen sich als nächste Entwicklungsstufen die schleswig-holsteinisch-mecklenburgisch-brandenburgischen Stücke einerseits, die Bornholmer Stücke andererseits an, indem sie (um die von Behn gewählten Namen beizubehalten)[1]) die Türurne zur „Erdkuppel-" (Abb. 3i) und „Zelthütte" (Abb. 3e), schließlich zur „Rundjurte" (Abb. 3m und n) weiterbilden, während die Urne von Seedorf noch dem archaisch-jütischen Typus der Türurne (wie Abb. 3s) entspricht.

Dem Typus der „Rundjurte" entsprechen auch die schwedischen Hausurnen (Abb. 3h), die übrigens eine gewisse einheitliche Sonderentwicklung, die man vielleicht als „schwedischen Typus" bezeichnen könnte, nicht vermissen lassen. Er ist gekennzeichnet durch die trichterförmige Zuspitzung des Daches, das glatte, fast senkrechte Aufstreben des Gefäßkörpers und die reiche Bemalung, die allerdings auch in der ostanhaltischen Gruppe mehrfach nachgewiesen ist (Museum Zerbst, z. B. Abb. 3l).

Ihre reichste und vielseitigste Entwicklung aber erfahren die Hausurnen in dem südlichsten Zentrum ihrer Ausbreitung, dem nördlichen und östlichen Harzvorlande. Während die ältesten dort vorkommenden Typen als „Erdkuppelhütte" [Burgkemnitz, Unseburg (Abb. 3i), Groß-Kühnau, Zwintschöna] oder „Rundzelthütte" [Polleben (Abb. 3k), Dessau, Tochheim (Abb. 3l)] noch ganz an die Formen der dänisch-holsteinisch-brandenburgischen Funde (Tollestrup, Braak, Seddin, Abb. 3c und e) anknüpfen, die einfachen Rundjurten mit Schilddach (Schwanebeck-Wulferstedt, Klus, Abb. 3n) den fortgeschrittenen mecklenburgisch-nordwestbrandenburgischen Typen (Kiekindemark, Abb. 3m, Gandow, Luggendorf) entsprechen, erwächst in der Folge aus diesen ver-

[1]) Wenngleich ich mit der Ausdeutung und den Folgerungen, die Behn an diese Bezeichnungen knüpft, keineswegs in allen Punkten einverstanden bin, halte ich es doch für zweckmäßig, seine einmal eingebürgerten Typenbenennungen hier beizubehalten. Nur in der Zuteilung der Gefäße zu den einzelnen Typen bin ich in einigen (allerdings unerheblichen) Punkten deshalb abgewichen, weil für meine Untersuchung nicht die in den Gefäßen gesehenen Hausvorbilder, sondern allein die innere Verwandtschaft der Gefäßformen maßgeblich war. Vgl. dazu die Ausführungen von W. Schulz: Über Hausurnen in Mannus, Bd. 17, 1925, S. 81ff. und Hintze: Die anhaltischen Hausurnen. Anhaltische Geschichtsblätter Heft 1, S. 19ff. Cöthen 1925.

Digitized by Google

hältnismäßig primitiven Formen nunmehr die ganze Fülle mannigfacher Gestaltungsmotive, die allein in der nordharzischen Hausurnenkultur vorkommen, und die in dem Ovaljurtentypus (z. B. von Hoym D, Abb. 3o), in den dachverzierten Stücken von Hoym (Abb. 3q) und Wilsleben (Abb. 3p) und dem „Rechteckhause" von Königsau (Abb. 3r) gipfeln. Als eine recht altertümliche Form ist wohl die Türurne von Nienhagen (Abb. 3s) anzusehen, die nach dem Typus der Deckeldose von Klein-Gottschow (Abb. 4c) gearbeitet ist.

Eine vollständige Sonderstellung nehmen zunächst scheinbar die pommerellenschen Pfahlhausurnen (Abb. 4b) ein, die außer der Idee der Hausform und des Türausschnittes zu keiner anderen Gruppe Beziehungen aufzuweisen scheinen. Vergegenwärtigen wir uns aber, daß aus ihrer unmittelbaren Nähe — dem unteren Weichselland — die bereits oben zitierte, sehr primitive Pfahlurne unbekannten Fundorts (Abb. 4a und Behn, Taf. 11a, b) stammen muß, so ist die Beziehung zu der „Erdkuppelhüttenform" der Bornholmer Stücke (Abb. 3f und Behn, Taf. 21f und g) sofort gegeben, und wir sehen auch hier eine zusammenhängende Entwicklungsreihe, bei der freilich die Übergänge zwischen dem Gefäß Abb. 4a und den hoch komplizierten „Viereckbauten" der Lauenburger Pfahlhausurnen (Abb. 4b) noch nicht aufgefunden worden sind. Allein die sonst nirgends vorkommende Erscheinung der Standfüße genügt völlig, um auch hier die Verbindung herzustellen, die selbst Behn unbewußt gelungen ist, obwohl er von ganz anderen Voraussetzungen und mit ebenso verschiedenen Zielen an den Stoff herantrat.

Auch die typologische Methode führt zu dem gleichen Endergebnis wie die chronologische. Aber sie zeigt nicht nur, daß die ältesten Formen der Hausurnen sich im Norden finden, die jüngeren im Süden: sie läßt auch erkennen, daß der Urtyp der Hausurne im Norden Dänemarks entstanden ist und sich von dort in drei Richtungen:

1. über Schleswig-Holstein, das untere und mittlere Elbgebiet zum Nordharzlande,
2. über Seeland-Bornholm nach Pommerellen und dem unteren Weichselgebiet,
3. über Seeland-Südschweden nach Gotland

in immer komplizierter werdenden Formen fortgepflanzt hat (vgl. Abb. 2). Die Entwicklung umzukehren und die nördlichen Formen als Entartungen der südlichen zu deuten, ist typologisch unmöglich, da die stilistische Entwicklung in der aufgeführten Folge eine natürlich fortschreitende Reihe ergibt, in der die jütischen Gefäße als archaische Formen am Anfang stehen.

Als dritte Beweisreihe wäre die geographische Verteilung der Funde anzuführen (Abb. 1). Die drei schmalen Linien von Funden, die von dem abgelegenen Jütland nach Süden, Südosten und Nordosten führen, können nicht in umgekehrter Richtung gelaufen sein. Selbst dann nicht, wenn wir von einer Ausbreitung der „Hausidee" im Sinne von Montelius[1]) oder Wahle[2]) sprächen; auch dann nicht, wenn wir uns ihre Verbreitung auf schmalen Handelswegen dächten. Eine solche Ausbreitung müßte sich in breiten Wellen vollzogen haben; niemals aber wäre sie über eine schmale Inselbrücke oder über die schmale Halbinsel Schleswig-Holstein in Jütland zu ihrem Endziel gelangt, ohne vorher auf die umliegenden Länder der Niederelbe oder der südlichen Ostsee abzufärben.

Die Verbreitung der Hausurnen in den aufgezeichneten Richtungen läßt

[1]) Kulturgeschichte Schwedens, S. 133ff.
[2]) Siehe Anm. 3, S. 96.

Digitized by Google

nur eine einleuchtende Erklärung zu: daß sie als Kulturgut oder auch als „Idee" [Begriff des „Hausgedankens" wie Wahle[1]) so treffend sagt] von auswandernden jütischen Stämmen nach Süden, Südosten und — von Südschweden aus — nach Nordosten getragen sind. Daß sie das Eigentum einer ganz bestimmten und nicht einmal sehr großen jütischen Volksgruppe gewesen sein müssen, zeigt ihr scharf umschriebenes Vorkommen in geographisch eng begrenzten Gebieten[2]). Diese jütische Volksgruppe, die den Brauch, die Asche des Toten in einem seinem Hause nachgebildeten Gefäße beizusetzen, bereits am Ausgang der Bronzezeit übte, sah sich am Beginn der nordischen Eisenzeit aus uns vorläufig noch unbekannten Gründen (wer denkt nicht an den Klimasturz am Anfang der Eisenzeit, der die Einwohner des exponierten Jütland besonders empfindlich treffen mußte!) veranlaßt, sich andere, günstigere Wohnsitze zu suchen. Sie geriet bei ihrer Wanderschaft in den Strom mehrerer, wohl aus ganz Dänemark nach Süden flutender Germanenstämme. Bei der gegenseitigen Berührung der wandernden Scharen splitterten Stammesteile ab und gelangten über Seeland nach Südschweden, von wo aus sie teils das nördlicher gelegene Gotland kolonisierten, teils mit anderen Schwärmen der übers Meer setzenden Ostgermanen bis ans Weichseldelta und nach Pommerellen gelangten; während die Hauptmasse der Hausurnenleute in scharf südlicher Richtung über das untere und mittlere Elbgebiet ins nördliche und östliche Harzland vorstießen, um hier seßhaft zu werden und allmählich die ganze Vielgestaltigkeit der nord- und ostharzischen Hausurnenkultur zu entfalten.

Daß auch im nordwestlichen Brandenburg und südwestlichen Mecklenburg geringe Teile von ihnen sitzen geblieben zu sein scheinen, dafür spricht die dort weiterlaufende Entwicklung der Hausurnen zu „Rundjurten", während sie im Harzvorlande wieder an die primitiveren Formen der „Erdkuppel-" und „Zelthütte" anknüpft.

So bildet die Ausbreitung der Hausurnen ein Einzelbeispiel für den am Anfang der Eisenzeit erfolgten nordgermanischen Zuzug nach Nordost- und Mitteldeutschland[3]), aus dem sich bereits der Wanderzug eines einzelnen Stammes und seiner Stammessplitter herausschälen läßt. Wenn bei künftigen Hausurnenfunden im nordischen Gebiet die Begleitumstände besser verfolgt und schärfer erfaßt werden können als bisher, besteht die Hoffnung, daß sich auch die Dauer des Zuges klarer ermitteln läßt als jetzt, daß wir mit anderen Worten feststellen können werden, welche Zeiträume zwischen dem Auftreten der Hausurnen in den einzelnen Etappen verstrichen sind.

Von besonderem Interesse ist die Auswirkung, die das Erscheinen der früheisenzeitlichen Hausurnen im Nord- und Ostharzgebiet in kultureller Beziehung auslöst. Tatsächlich treten die Hausurnen hier unvermittelt und

---

[1]) Siehe Anm. 3, S. 96.

[2]) Man mag mit Jacob-Friesen (Grundfragen der Urgeschichtsforschung, Hannover 1928, S. 145ff.) allen Versuchen, auf Grund der Ausbreitung von Kulturformen Stammes- oder Völkerwanderungen zu konstruieren, zweifelnd gegenüberstehen: die auf der Karte (Abb. 1) auftretenden, scharf umschriebenen und eng begrenzten Ausbreitungslinien dürften sich weder mit der Verbreitung auf Handelswegen noch mit „Ideen-" und Kulturausbreitung zwanglos erklären lassen.

[3]) Über die am Anfang der Eisenzeit von Dänemark und Schleswig-Holstein aus einsetzende Ausbreitung der Germanen und die damit zusammenhängende Bevölkerungszunahme in Norddeutschland, die übrigens auch in Mitteldeutschland deutlich zu spüren ist, vgl. auch Schwantes, G.: Die Germanen in Volk und Rasse. Jg. I, 1926, S. 81 82.

Digitized by Google

ohne Vorgänger in einem Grenzgebiet auf, das seit der mittleren Bronzezeit beständig von verschiedenartigen Kulturströmen beeinflußt wurde und in der jüngeren Bronzezeit eine nordisch-lausitzische Mischkultur von eigenartigem Charakter beherbergt. Daß das Auftreten der Hausurnen in ihm den Beginn der endgültigen Germanisierung bezeichnet, ist von Kossinna bereits seit langem erkannt und mehrfach ausführlich gewürdigt worden[1]). Von einer rein lausitzischen Kultur kann in diesen Gebieten freilich schon in der letzten Periode der Bronzezeit nicht mehr die Rede sein. Der in ihnen in der zweiten Hälfte der Periode III einsetzende, in der Periode IV seinen Gipfel erreichende lausitzische Einfluß beginnt schon mit dem Anfang der Periode V zu verblassen. Wenngleich die dieser zuzurechnende Keramik im nördlichen und östlichen Harzvorlande (bis zum Fläming hin) vielfach (jedoch durchaus nicht ausschließlich) noch immer spätlausitzische Formen aufweist, so läßt sich doch andererseits die nordische Grundstimmung der sie tragenden Kultur (die sich z. B. in der Errichtung von Hügelgräbern mit Steinkisten zeigt) nicht verkennen. Zusammenfassend wird man sagen dürfen: der seit dem Ende von Periode III durch lausitzische Einflüsse unterdrückte nordische Charakter der nord- und ostharzischen Bronzezeitkultur beginnt sich seit dem Anfang von Periode V wieder stärker durchzusetzen und die ihr aufgeprägten lausitzischen Formen immer mehr abzustreifen[2]). Das Erscheinen der Hausurnen bringt den entscheidenden Wendepunkt und die endgültige Germanisierung des schon vorher stark nordisch gestimmten Gebietes. Seit ihrem Auftreten beginnt die lausitzische Formenwelt endgültig zu verschwinden. Noch auf den Hausurnengräberfeldern treten lausitzische Formen — namentlich als Begleitgefäße (z. B. Billendorfer Henkelkännchen) — nicht selten auf[3]). Mit dem Ende der Hausurnenzeit gehören sie der Vergangenheit an: die endgültige Germanisierung des Nord- und Ostharzgebietes ist vollzogen.

Nur streifen möchte ich in diesem Zusammenhange die engen Beziehungen zwischen Haus- und Gesichtsurnenkultur, die bereits ein Blick auf die Karte (Abb. 1) erkennen läßt. Daß Gesichtsurnen und Gesichtsturnen (Abb. 41, m) auf den nordharzischen Hausurnenfeldern auftreten, hat bei ihrer Entdeckung zu ihrer zeitlichen Gleichsetzung und damit erst zur klaren Erkenntnis der Zeitstellung der mitteldeutschen Hausurnen geführt[4]).

Wie die Verbindung beider räumlich so weit getrennter Erscheinungen — der nordost- und mitteldeutschen Gesichtsurnenkultur — zu erklären sei, darüber war man sich bis heute im unklaren. Die Karte (Abb. 1) zeigt auch hier deutlich, daß die Zusammenhänge zwischen diesen beiden geographisch

[1]) Zuletzt im „Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit" (Mannusbibl. Nr. 6, Leipzig 1928, S. 35ff. und Karte Abb. 35), vgl. dazu Wahle wie Anm. 3, S. 96.

[2]) Eine ausführlichere Darstellung dieser Verhältnisse mit entsprechendem Kartenmaterial findet sich in Engel, C.: Bilder aus der Vorzeit des mittleren Elbgebietes. Bd. I. Burg 1929.

[3]) Vgl. hierzu bes. das reiche Abbildungsmaterial bei König, M.: Ein Gräberfeld der Hausurnenzeit bei Kleckewitz in Anhalt. Mannus, Bd. 18, 1926, S. 261—284 mit 75 Textabbildungen u. 7 Tafeln.

[4]) Auch Petersen, der in neuerer Zeit am eingehendsten die chronologische Frage der Gesichtsurnenkultur erörtert hat, ist (laut brieflicher Mitteilung) der Ansicht, daß die Anfänge der ostdeutschen Gesichtsurnenkultur mit der mitteldeutschen Haus- und Gesichtsurnenkultur zeitlich gleichzusetzen sind, daß sich jedoch im weiteren Verlauf die ostdeutsche Gesichtsurnenkultur länger hält als die mitteldeutsche Hausurnenkultur. Vgl. Vorgeschichtliche Forschungen II, 2: Petersen, E., Die frühgermanische Kultur in Ostdeutschland und Polen, Berlin 1929, besonders S. 3f., 116ff.

Digitized by Google

weit getrennten Gruppen wie auch zwischen Haus- und Gesichtsurnenkultur nicht in ostwestlicher Richtung, sondern in dem gemeinsamen Ausstrahlungszentrum im Norden (Jütland) zu suchen sind.

Daß Haus- und Gesichtsurnen dem gleichen Grundtyp entsprungen sind — der hohen haubengedeckelten Urform der jüngsten schleswig-dänischen Bronzezeit (Abb. 4i, k) —, hat ebenfalls bereits Kossinna[1]) erkannt. Wenngleich echte Gesichtsurnen bisher meines Wissens in Dänemark und Schleswig nicht gefunden sind, so treten jedoch unter der Keramik der ausgehenden Bronzezeit bereits Formen auf, die eine Andeutung der späteren Gesichtsmerkmale erkennen lassen, wie z. B. das Gefäß Abb. 4e, dessen Verzierungen wohl nur als Andeutungen von Gesichtszügen (Nase, Augen) zu verstehen sind. In diesem Zusammenhange möchte ich auch auf ein von Frestede (Kreis Süder-Dithmarschen) stammendes Gefäß (Abb. 4f)[2]) hinweisen, dessen Henkelverzierung kaum anders als als Andeutung eines Gesichtes zu erklären ist. Selbst wenn es aus einer südlicheren Gegend stammt und — wie dies Schuchardt[3]) tut — in eine etwas frühere Zeit zu setzen sein sollte, so beweist das doch nur, daß in der nordischen Bevölkerung Dänemarks und Schleswig-Holsteins schon seit langem der Gedanke schlummerte, der Leichenbrandurne, die die Asche eines Toten barg, Züge eines menschlichen Gesichtes aufzuprägen, wenn er auch erst mit dem Beginn der Eisenzeit in der Gesichtsurne klar umschriebene Formen annahm. Daß aber Haus- und Gesichtsgedanke bei der Totenbestattung auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgehen oder — vorsichtiger ausgedrückt — engste Berührungspunkte aufweisen[4]), geht schon aus ihrer Vereinigung in der Gesichtstürurne hervor, einer Erscheinung, die wiederum nicht auf das Nordharzgebiet (z. B. Eilsdorf, Abb. 4l) beschränkt ist, sondern auch in Pommerellen und Westpreußen [Obliwitz, Klein-Katz, Abb. 4m, Dirschau[5])] gleichermaßen auftritt. Schließlich zeigen auch die Begleitgefäße der ostdeutschen Gesichtsurnenkultur (Abb. 4h) engste Verwandtschaft mit gleichartigen Gefäßen der spätesten Bronzezeit aus Schleswig-Holstein (Abb. 4g) und Dänemark, was sich namentlich hinsichtlich der eigenartigen Henkelansätze (vgl. Abb. 4d, 4f und 4g mit 4h!) zeigt.

Soviel dürfte aus der vorliegenden Untersuchung mit Sicherheit hervorgehen, daß der Ursprung der mittel- und ostdeutschen Haus- und Gesichtsurnenkultur im gleichen nordischen Ursprungslande (Dänemark) zu suchen ist, und daß ihr Auftreten im Nordharzgebiet und in Ostdeutschland den mit der frühen Eisenzeit einsetzenden Beginn der endgültigen Germanisierung dieser Gebiete bedeuten dürfte.

Wie die Vermischung von Haus- und Gesichtsurnenkultur vor sich gegangen sein mag, ist vorläufig schwer zu beurteilen. Am einfachsten dürfte noch die Vorstellung sein, daß sich die auf der Wanderung begriffenen Stämme berührten und in ähnlicher Weise Stammessplitter austauschten, wie uns dies in geschichtlicher Zeit von den Kimbern und Teutonen bezeugt ist. Auf diese

[1]) Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft. Mannusbibl. 9, 4. Aufl. Leipzig 1925, S. 140—142.

[2]) Staats-Museum Berlin, I, 1659.

[3]) Vorgeschichte von Deutschland, S. 134.

[4]) Vgl. Behn, Hausurnen, S. 38f.

[5]) Die Dirschauer Urne ist, wie ich einer Mitteilung La Baumes verdanke, ihrem Charakter als Gesichtstürurne nach nicht sichergestellt. Wir kennen das heute verschollene Stück nur aus einer unklaren Abbildung (Schriften d. Physik.-Ökon. Ges. zu Königsberg XIII, 1872, Taf. V, Abb. 2).

Digitized by Google

Weise würde sich zwanglos das Auftreten einiger Hausurnen in dem großen ostdeutschen Gesichtsurnengebiet und einiger Gesichtsurnen in der in Mitteldeutschland vorherrschenden Hausurnenkultur erklären.

Verzeichnis der neueren Literatur über Hausurnen, die seit Behns Hausurnen (Vorgeschichtl. Forschungen, Bd. I, Heft 1, Berlin 1924) neu erschienen und in dieser Arbeit nicht aufgeführt ist.

Schulz, W.: Das germanische Haus in vorgeschichtlicher Zeit. Mannusbibl. Nr. 11, 2. Aufl., Leipzig 1923.

Bethge: Vorgeschichtliche Funde der letzten Jahre aus dem Kreise Cöthen. Mannus, Erg.-Bd. IV, 1925, S. 44—46, mit 2 Abb.

Kossinna, G.: Besprechung neuerer Hausurnenfunde. Mannus, Erg.-Bd. IV, 1925, S. 51.

Hinze und M. König: Einige bemerkenswerte Funde aus dem Zerbster Schloßmuseum. Mannus, Erg.-Bd. IV, S. 175—176, mit 3 Abb.

Hinze: Die anhaltischen Hausurnen. Anhaltische Geschichtsblätter I. Cöthen 1925. S. 19—23, mit 1 Tafel.

Schulz, W.: über Hausurnen. Mannus, Bd. 17, 1925, S. 81ff., mit 6 Abb.

König, M.: Hausurnenfund bei Frose in Anhalt. Mannus, Bd. 17, 1925, S. 333—335, mit 2 Tafeln.

König, M.: Ein Gräberfeld der Hausurnenzeit bei Kleckewitz in Anhalt. Mannus, Bd. 18, 1926, S. 261—284, mit 75 Abb. und 7 Tafeln.

Voges, Th.: Hausurnen am Heseberge bei Jerxheim. Mannus, Bd. 20, 1928, S. 185.

Kunkel, O.: Eine neue ostpommersche Pfahlhausurne. Mannus, Erg.-Bd. VI. Kossinna-Festschrift 1928, S. 32—35, mit 3 Abb.

König, M.: Die Gesichts- und Türurne von Rietzmeck in Anhalt. Mit 6 Abb. Mannus, Erg.-Bd. VI (Kossinna-Festschrift), 1928, S. 117—120.

Digitized by Google

Knowiser Kultur in Thüringen und vorgeschichtlicher Kannibalismus

Von Studienassessor Ernst Lehmann, Erfurt

Mit 10 Abbildungen im Text

A. Knowiser Kultur in Böhmen, Süddeutschland und Thüringen

Knowis in Böhmen, der Fundort einer ausgedehnten Siedlung der älteren Eisenzeit, hat der Knowiser Kultur den Namen gegeben. Nach Buchtela (1) und Menghin (2) saß die einheimische Bevölkerung in Böhmen am Ende der Bronzezeit vorwiegend im Westen. Um diese Zeit gelang der Lausitzer Bevölkerung Ostdeutschlands ein Einbruch nach Nordböhmen und Mähren; danach breitete sie sich auch nach Niederösterreich und den nördlichen Ostalpen aus. In Böhmen hat also die dort sogenannte ältere Lausitzer Kultur nordöstliche Verbreitung. Aus ihr entwickelte sich die jüngere Lausitzer Kultur Böhmens, die von Menghin schon als ältere Knowiser Kultur bezeichnet wird. Als der Einbruch der schlesischen Kultur, die in Schlesien als Absenker der Lausitzer entstanden war, nach Nordostböhmen erfolgte, wich die jüngere Lausitzer Bevölkerung nach Westböhmen aus und erzeugte dort mit der einheimischen Bevölkerung die (jüngere) Knowiser Kultur, die Menghin von 1000 bis 850 vor Christi datiert (3). Das in Böhmen ostwestlich gerichtete Ausbreitungsbestreben der Knowiser Kultur macht verständlich, daß sie teilweise auch über die Westgrenze Böhmens hinausgedrungen ist; man hat besonders in der Oberpfalz (4) und in Mittelfranken (5), vereinzelt auch im Untermaingebiet (6) die für die Knowiser Kultur bezeichnenden Etagengefäße oder Doppelurnen gefunden. Abb. 3, 4 zeigt ein derartiges Gefäß von Altensittenbach in Mittelfranken (5).

Über das Vorkommen der Knowiser Kultur in Thüringen habe ich in der Literatur nur eine Angabe gefunden: Walther Schulz schreibt (7), daß die spätbronzezeitlichen Siedlungen in Halle, besonders auf dem Hofe der Landesanstalt, ihr angehören, wie zuerst G. Krüger erkannt hat. Ich verdanke Herrn Prof. Dr. Schulz auch den Hinweis auf ein bei Köthen als Beigabe eines Skelettgrabes gefundenes Gefäß der Knowiser Kultur (Abb. 3, 5) (8) und auf ein Bruchstück aus einem Steinhügelgrab der Periode V bei Ranis, Kreis Ziegenrück (9). Ferner besitzt die Jenaer Sammlung ein solches Gefäß von Ammerbach bei Jena (Abb. 3, 1) (10). Über Funde von Erfurt-Nord und vom Seeberg bei Gotha wird im folgenden berichtet.

B. Siedlungsfunde mit Knowiser Kultur von Erfurt-Nord

Bei Erfurt-Nord habe ich eine umfangreiche Siedlung der Knowiser Kultur aufgedeckt, über die ich in Mannus, Bd. 20, S. 74, bereits einige

Digitized by Google

Angaben gemacht habe. Die Hauptfundstelle liegt in der Geraniederung am Nordende von Erfurt-Nord zu beiden Seiten der Mittelhäuser Landstraße, eingeschlossen von der Riethstraße und den Grundstücken von May, Wenzel, Rheinstahl und Born. Das Gelände bildet dort eine Bodenschwelle von un-

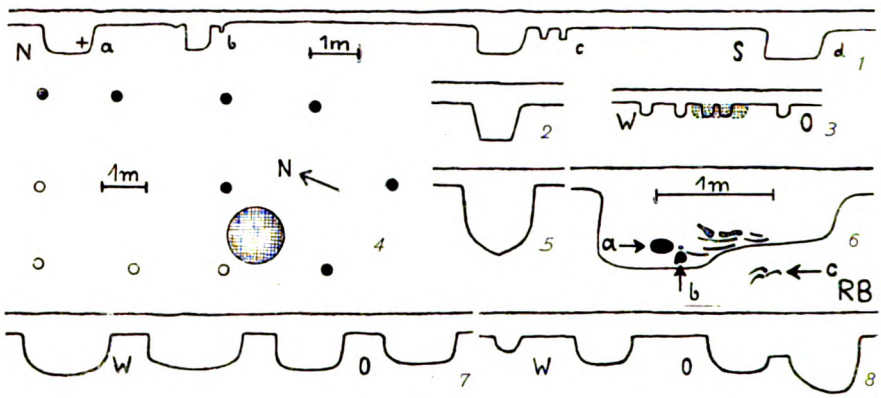


Abb. 1

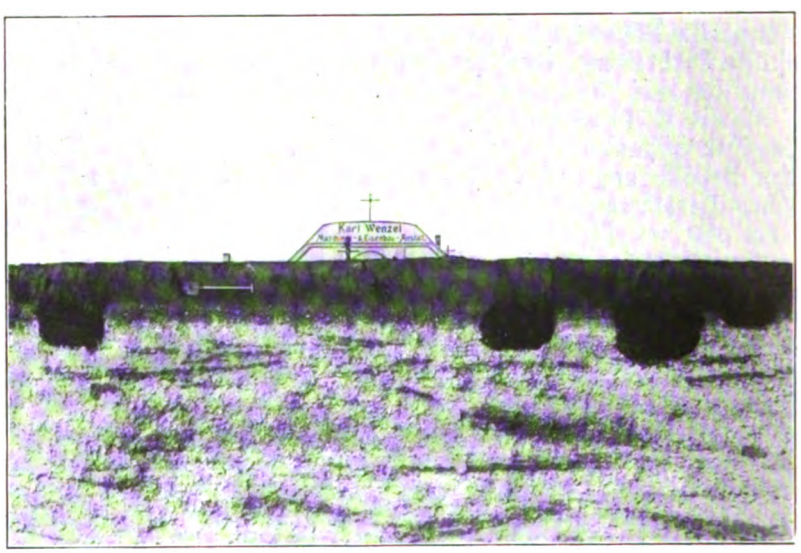


Abb. 2. Kellergruben von Erfurt-Nord

gefähr 300 m ostwestlicher Ausdehnung und geringer Höhe, die ostwärts von der Lache, einer jetzt trockenen Bodensenkung etwas nordwestlich vom Bahnhof Erfurt-Nord, westlich vom Abfall nach der schmalen Gera begrenzt wird. Jedoch auch das weiter ostwärts (Gruben- und Teichstraße) und nordwärts (bis zum Roten Berg und Gispersleben) sich anschließende Gelände war besiedelt, wie Grab- und Grubenfunde beweisen (11).

Die beim Kiesgrubenbetrieb freigelegten Siedlungsgruben von Erfurt-

Digitized by Google

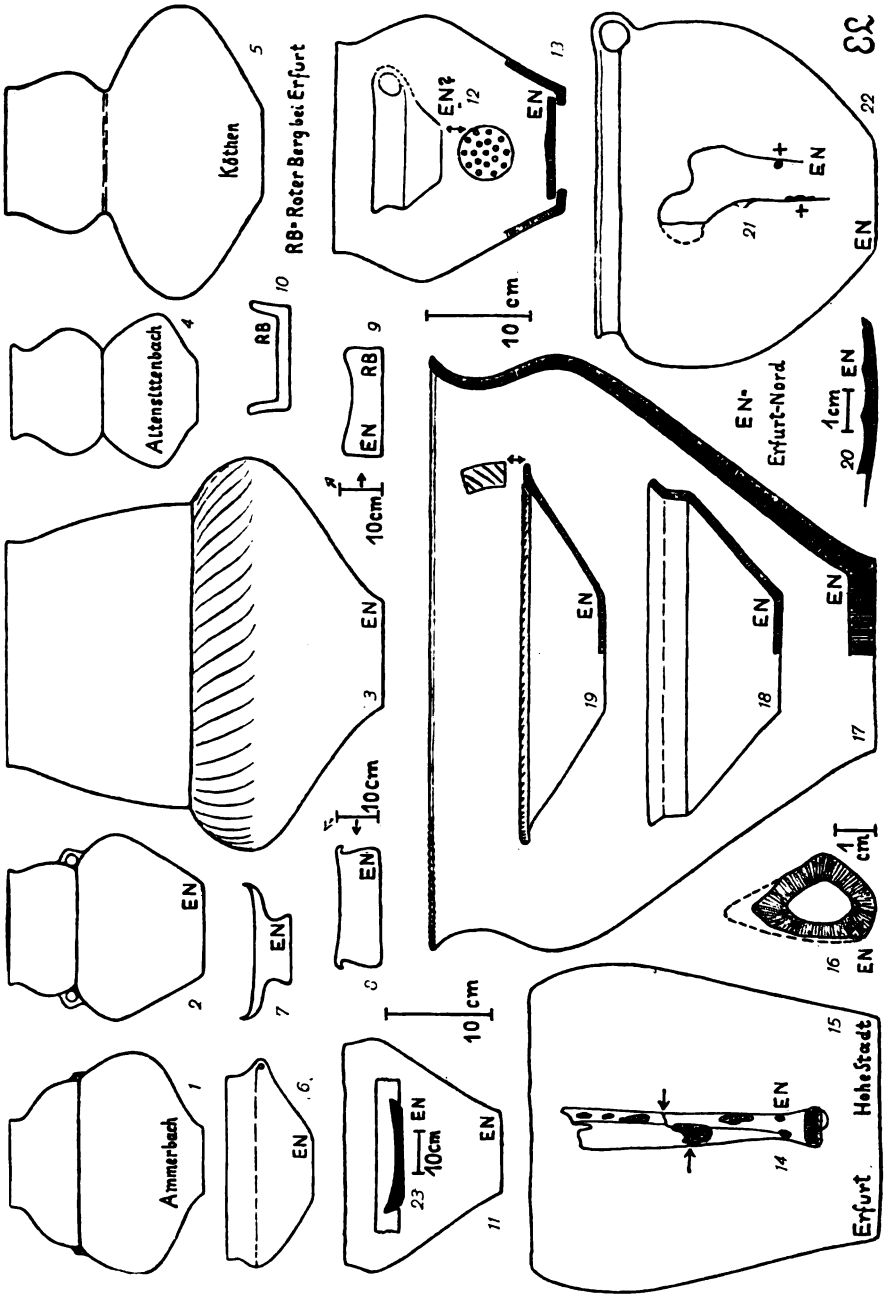


Abb. 3

Nord sind zu trennen in Kellergruben, Abfallgruben und Feuergruben. Die Keller- oder Vorratsgruben (Abb. 2) bilden manchmal eine Front, einen Straßenzug andeutend (Abb. 1, 1 und 7) (12); sie sind gewöhnlich nicht über mannstief, kreisrund mit geraden, meist senkrechten, manchmal auch etwas überhängenden Wänden, die bei der lockeren Beschaffenheit des Kiesbodens eine ehemalige

Digitized by Google

Holzauskleidung voraussetzen; in ihrer Umgebung finden sich oft Pfostenlöcher (Abb. 1, 1 bei b und c; eine Reihe bei Abb. 1, 3, dahinter in 1 m Abstand die Kellergrube). Einmal wurden nach dem Abheben des an dieser Stelle 30 cm starken Humus eine noch 35 cm in den Kies hinabgehende Feuergrube gefunden und in ihrer Umgebung sieben 15 bis 20 cm breite und noch 10 cm eingetiefte Pfostenlöcher, deren Abstand etwa eine Balken- oder Rutenlänge beträgt; ergänzt man vier in der Westecke, so ergibt sich ein zweiräumiges Haus oder ein einräumiges mit Vorhalle (Abb. 1, 4) (13). Wandbewurfstücke zeigen, daß der Oberbau der Häuser aus leichten Flechtwänden bestand (14).

Während die Kellergruben meistens nur wenige zufällig hineingeratene Scherben- und Tierknochen enthalten, sind die Abfallgruben reich an solchen Hausgerät- und Mahlzeitüberresten, Abb. 1, 5 zeigt eine solche von ziemlicher Tiefe, deren unterer Teil viele Scherben und Tierknochen enthielt; auch alte Kellergruben (Abb. 1, 6 vom Roten Berg nördlich von Erfurt-Nord) und überhaupt alle Bodenvertiefungen füllte man damit aus.

Die Feuergruben von geringer Tiefe enthalten große Mengen grauer Holzasche, in diesen wurde Brot gebacken und Fleisch gekocht oder gebraten. Scherben, die sich in der Asche als Zufallseinschlüsse fanden, waren fest gesintert, zum Teil zersprungen oder auch geschmolzen, Tierknochen verkohlt oder sogar weißgebrannt, alles Zeichen für wiederholte und starke Feuerwirkung. In der Regel sind die auf Siedlungen gefundenen Tierknochen nicht angebrannt, auch nicht längsgespalten, wie es oft heißt, sondern in kleine Stücke quer zerschlagen, um das Fett herauszukochen.

Von besonderen Funden sind zu nennen zwei typische Gefäße der Knowiser Kultur (Abb. 3, 2 graubraun und 3 ledergelb); ein sehr großes Gefäß von rund 56 Liter Inhalt (Abb. 3, 17); ein Teller, dessen Rand schrägliegende, mit einer weißen Masse ausgefüllte Kerben hat (Abb. 3, 19); hohe Kochtöpfe, geeignet, um in der heißen Asche der Feuergruben stehen zu können (wie Abb. 3, 15, die als Beispiel ein solches Gefäß von der Früh-Latène-Siedlung auf der Hohen Stadt vor dem Andreastor bei Erfurt zeigt); ein Siebgefäß stand ohne Fundort in einer alten Erfurter Sammlung, stammt aber sehr wahrscheinlich auch von Erfurt-Nord (Abb. 3, 12); die Feuerböcke (Abb. 3, 7 und 8 von Erfurt-Nord, 9 und 10 vom Roten Berg bei Erfurt) sind Rekonstruktionen nach Bruchstücken; Schlitten- oder Schleifenkufenknochen wurden mehrfach gefunden, sie haben keine besonderen Befestigungslöcher, müssen daher, wie Abb. 3, 23 (von der Seite) zeigt, in die Kufen eingefügt gewesen sein (15); Abb. 8 zeigt außer vier Feuerbockbruchstücken (das knieförmige stammt vom Roten Berg) folgende zusammengefundene Configuren: drei Bruchstücke von vogelförmigen oder pferdekopfähnlichen Gebilden (keine Klappern, da nicht hohl), ein armförmiges Stück (links unten), ferner ein löffelförmiges Stück (rechts Mitte), das möglicherweise eine Hand oder einen Vogelschwanz stilisiert darstellt (16). Getreidefunde habe ich im Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit, 1928, Heft 6, S. 89 und 90 veröffentlicht: Abb. 7 zeigt Lehm mit Gerstenabdrücken und zwei Plastilinabdrücke eines Gerstenkorns von einer Gefäßscherbe; Abb. 9 zeigt zusammengebackene und halb verkohlte Leindottenkörner.

Als Haus- und zugleich Schlachttiere sind nachgewiesen ein kleinwüchsiges Kurzhornrind, Schwein, Schaf und Ziege, auch das Pferd und der Hund. Mehrfach wurden einzelne Hundeknochen als Mahlzeitüberreste gefunden, gelegentlich auch sämtliche Knochen eines einzelnen Beines; in einem Falle hatte

Digitized by Google

man ein Vorderbein durch Steinschläge auf das Ellenbogengelenk zu zertrennen versucht; aus den Kiefern wurden die Eckzähne herausgebrochen, wohl um sie als Schmuckstück oder Amulette zu verwerten. In einer Grube wurden zwei vollständige Hundeskelette nebeneinander gefunden, sehr wahrscheinlich nicht als verscharrte Kadaver, sondern als Tierbestattung zu deuten, wie sie mehrfach bekannt geworden sind (17).

C. Grabfunde aus der jüngeren Bronze- und älteren Eisenzeit von Erfurt-Nord

Auf dem Siedlungsgelände am Nordende von Erfurt-Nord wurde einmal ein leider schon teilweise zerstörtes menschliches Skelett unter Umständen beobachtet, die annehmen lassen, daß es sich hierbei um eine Bestattung in einer Keller- oder Abfallgrube handelt, wie sie in der Knowiser Kultur Böhmens als Einzel- oder Massengräber auch in hockender Lage aus Siedlungen bekannt geworden sind (18). Auch in Thüringen kommen solche Bestattungen in Gruben vor; so wurden 1925 bei Collenbey, Kreis Merseburg, mehrere große Wohn- oder Abfallgruben der späten Bronzezeit aufgedeckt. Darin fanden sich eine große Anzahl von Scherben, Tierknochen, darunter zwei zum größten Teil erhaltene Rinderskelette, und die Skelette und Knochenreste von vier erwachsenen Menschen und einem Kinde, die in den Gruben unter Beigabe der Scherben und Tierknochen bestattet oder in diese zusammen mit allem möglichen Abfall hineingeworfen waren (19), um sich der Leichen von Sklaven oder anderen Personen niederen Standes zu entledigen, was ich für das Wahrscheinlichste halte (20), da aus dieser Zeit und aus der Knowiser Kultur sehr wohl auch regelrechte, mit Beigaben ausgestattete Brand- und Skelettgräber bekannt sind. 1928 beobachtete ich auf dem Gelände der Früh-Latène-Siedlung auf der Hohen Stadt bei Erfurt einen Keller von umgekehrter Trichterform, auf dessen Boden ein menschliches Skelett lag. Scherben eines groben Gefäßes waren einem Skelett beigegeben, das in der Nordostecke des Flughafens (nicht auf dem spätbronzezeitlichen Friedhof) lag. In eigentümlicher Hockstellung lag ein beigabenloses Skelett zwischen den Kistenlanggräbern auf dem Flughafen (21).

Um regelrechte Bestattungen handelt es sich bei Flachgräbern mit Skeletten, die in früheren Jahren am Nordende von Erfurt-Nord (früher Ilversgehofen) (22) aufgedeckt wurden; ob diese aber zur Kultur der in Rede stehenden Siedlung gehören, ist fraglich; eine Amphore von Erfurt-Nord, die ebenso wie viele andere wertvolle Funde aus der Erfurter Gegend mit der Sammlung Zschiesche (23) nach Halle gewandert ist, gehört nicht der Knowiser Kultur an, sondern der Kultur des von mir aufgedeckten spätbronzezeitlichen Friedhofs auf dem Flughafen nördlich von Erfurt-Nord (24). Dagegen sind im Gebiet der Gruben- und Teichstraße (s. o. unter B) Brandgräber gefunden, die wohl zu der Knowiser Siedlung gehören können, die sich auch nach dieser Richtung ausgedehnt hat, denn auch die Etagenurne auf Abb. 3, 2 wurde daselbst vor Jahren unter nicht mehr zu ermittelnden Umständen aufgedeckt; ihre tadellose Erhaltung macht es wahrscheinlich, daß sie selbst zu zu einer Grabausstattung gehörte. Unter den eben genannten schmucklosen und auch in der Form wenig charakteristischen Leichenbrandgefäßen befindet sich eine mit einem in den Boden geschlagenen Loch (Abb. 3, 13), das mit einer in den Boden passenden Scherbe wieder verdeckt war, ein sogenanntes

Digitized by Google

Seelenloch also; derartiges wird neuerdings auch als absichtliche Beschädigung (Unbrauchbarmachung) des Gefäßes gedeutet (25), sowie auch sonst eine Zerstörung („Tötung" oder Opferung) von Beigaben eine bekannte Erscheinung ist. Von der Fundstelle der Brandgräber im Gelände der Gruben- und Teichstraße stammt auch eine Amphore der späten Bronzezeit (24).

D. Kannibalenfunde von Erfurt-Nord

Die Siedlung bei Erfurt-Nord gewinnt eine erhöhte Bedeutung durch den Umstand, daß es mir gelungen ist, meiner Überzeugung und Erfahrung nach ganz einwandfreie Beweise für einen ausgedehnten Kannibalismus aufzudecken. Entscheidend ist hierbei besonders der Umstand, daß nicht nur einmal, sondern in einer ganzen Reihe von Fällen unter dem Siedlungsabfall Menschenknochen gefunden wurden, denen keine andere Behandlung zuteil geworden ist als den Knochen der Schlachttiere:

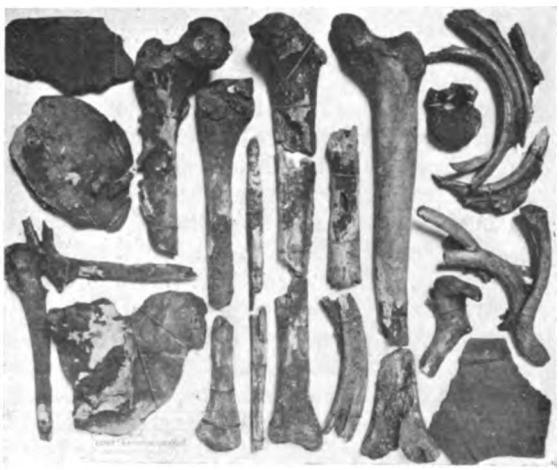


Abb. 4. Erfurt-Nord. Kannibalenmahlzeit. 1/6,9

1. In der Tiefe einer Grube (an der auf Abb. 1, 1 bei a angekreuzten Stelle wurden außer Scherben und Tierknochen und zwei Knochenpfriemen drei menschliche Skelettstücke gefunden, nämlich zwei Schädelstücke und ein Oberschenkelstück. Die Knochenreste gehören wohl einem einzigen, wahrscheinlich jungen weiblichen Menschen an. Die Schädelstücke sind auf Abb. 6 unten links und rechts zu sehen; ihre Ränder sind scharfzackig, zum Teil messerschneidenartig dünn, wie besonders der Querschnitt des größeren zeigt (Abb. 3, 20). Nur ein frischer Knochen liefert beim Zerschlagen derartige Bruchstücke. Das größere Schädelstück ist ferner auf der Innenseite durch Berührung mit heißer Asche angekohlt. Das Oberschenkelstück ist ein auf natürliche Weise in der noch nicht verwachsenen Trennungslinie zwischen Diaphyse und Epiphyse abgelöstes oberes Gelenkende, das auf der Gelenkfläche stark zerstoßen und zerschrammt ist.

2. In einer Siedlungsgrube unter Abfall ein einzelnes Schädelstück (Abb. 6 unten Mitte).

3. Ein handgroßes Scheitelbeinstück aus einer Grube.

Digitized by Google

4. Das untere Drittel der auf Abb. 1, 5 dargestellten Abfallgrube war mit Scherben und Knochen reich gefüllt; vor meiner Ankunft war jedoch der größte Teil, unter dem sich angeblich auch Reste von zwei Menschenskeletten befanden, herabgestürzt und auf dem Boden der Kiesgrube achtlos zertreten und zerfahren worden; in dem an der Wand noch erhaltenen Teil steckten noch einige Tierknochen und ein menschliches Schädeldach (Langschädel), das beim Herauslösen zerbrach; die Ränder, soweit sie unverletzt geblieben sind, zeigen, daß man es vom Schädelunterteil durch ringsherum gehende Einschläge ablöste.

5. Nicht in einer Grube, sondern in der dem Kies aufliegenden Kulturschicht, aber noch außerhalb des Bereichs der Pflugschar, neben Scherben und Tierknochen ein einzelner Menschenschädel (Kurzschädel) ohne Unterkiefer; das Gebiß und das rechte Jochbein sind abgeschlagen; in den Zahnfächern stecken noch Reste der Zahnwurzeln (Abb. 5).

Abb. 5. Erfurt-Nord. Schädel mit abgeschlagenem Gebiß. 1/3,8

6. Auf dem Boden einer mit grauer Asche und Scherben erfüllten Grube eine große Anzahl zerschlagener Menschenknochen, die von einem männlichen Erwachsenen herrühren (Abb. 4). Die Knochen und ihre Bruchstellen sind teilweise mit Kalk bedeckt und dadurch auch noch in ihrer ursprünglichen Lagerung miteinander verbunden; mit dem Kalk sind graue Asche und Kohlestückchen angekrustet. Man sieht links unten auf Abb. 4 ein Ellenstück; das Handgelenkende ist abgeschlagen oder abgeschnitten; am Ellenbogengelenkende ist die Speiche angekrustet, jedoch mit dem Handgelenkende; ihr anderes Ende ist in gleicher Weise abgetrennt. Darüber sind an einem Hüftknochenrest und an einem Stück des rechten Oberschenkels mehrere Glieder eines Fingers angekrustet. Auch bei den „Rippenpaketen" rechts scheinen die Rippen vor dem Eingraben teilweise noch im natürlichen Zusammenhang gewesen zu sein. Das linke Schienbein (in der Mitte) ist in drei Stücke zerschlagen, um aus der Markhöhle das Mark herauszulöffeln oder das Fett herauszukochen. An dem mittleren Bruchstück sind einige Messerschnitte quer zur rückwärtigen Kante sichtbar. Am unteren Gelenkende befindet sich eine ebene, von einem Messerschnitt oder Beilhieb herrührende Fläche (auf Textabb. 3, 14 schraffiert). Auf der rückwärtigen Fläche bemerkt man eine Anzahl Vertiefungen (punktiert dargestellt). Eine von dem Leiter des Jenaer pathologischen Instituts, Herrn Prof. Dr. Berblinger, vorgenommene Untersuchung ergab, daß der Knochen in der Umgebung dieser Stellen vollständig gesund ist; die Vertiefungen müssen demnach auch eine mechanische Ursache haben; wahrscheinlich sind sie beim Abtrennen der an dieser Stelle dem Knochen sehr fest anhaftenden Wadenmuskulatur entstanden. Ein im unteren Teil durchgebrochenes Stück des linken Oberschenkels zeigt eine mitten durch die Gelenkkugel gehende Hiebfläche, die den mit der Gelenkpfanne des Beckens durch ein kräftiges Band verbundenen Teil des Gelenkkopfes ab-

Digitized by Google

sprengte, so daß sich der Schenkelknochen danach leicht aus dem Gelenk lösen ließ (Textabb. 3, 21; die angekreuzten Stellen sind Schlagspuren).

Ein Mittelstück des rechten Schienbeins (Abb. 6 oben) ist in der Mitte bis zur Markhöhlung angeschlagen oder angeschabt, augenscheinlich,

Abb. 6. Erfurt-Nord. Zerschlagene Menschenknochen. 1/2,45

um den Knochen an dieser Stelle durchbrechen zu können; da dies nicht gelang, schlug man von dem festen Röhrenteil das weniger widerstandsfähige

Abb. 7. Erfurt-Nord. Gersteabdrücke. 1/1

untere Gelenkende ab (Abb. 6 oben rechts); nach dem oberen Gelenkende zu schnitt man den Knochen mit einem Messer dünn, um ihn dann durchzubrechen; das Messer ist am Knochen entlang geglitten und hat eine ebene Fläche erzeugt, auf der einige tiefe Schrammen deutlich zu sehen sind (Abb. 6 oben links; Querschnitt an dieser Stelle auf Textabb. 3, 16).

Digitized by Google

Ein Wadenbeinbruchstück zeigt an dem einen Ende (Abb. 6 in der Mitte nach links zu) eine Reihe tiefer, von Messereinschnitten herrührender Kerben; an der Stelle, wo das Durchbrechen gelang, sieht man, wie das Messer mehrere Male ruckweise angesetzt wurde, wodurch kleine Stufen auf der Schnittfläche entstanden sind (nur mit der Lupe sichtbar).

7. Auf dem Boden einer Grube, die im mittleren Teil einige Tierknochen enthielt, hoben Arbeiter zwei Schädeldecken von Kindern und wenige zugehörige Extremitätenknochen auf; da angeblich nichts weiter gefunden wurde, kann angenommen werden, daß es sich nicht um eine Bestattung handelt, sondern um Reste einer Kannibalenmahlzeit.

Abb. 8. Erfurt-Nord. Feuerböcke und Tonfiguren. 1/3,9

8. Am Roten Berg, nördlich von Erfurt-Nord, wurde eine Grube aufgedeckt, die dem Scherbeninhalt nach auch in die ältere Eisenzeit gehört. Von der Grube (Profil Abb. 1, 6) (26) war nur die nördliche Hälfte erhalten, vor ihr lagen bei c einige Rippen, die aus der Grube herausgefallen waren, bei b steckten eine Beckenhälfte, einige Beckenwirbel und eine auf natürliche Weise abgelöste Gelenkscheibe (untere Epiphyse) vom Oberschenkel noch im Erdreich. Im Hintergrund lag bei a der Schädel mit dem noch daran sitzenden Unterkiefer. Zwischen b und a wurden keine Rippen, Wirbel und Armknochen gefunden. Rechts vom Schädel, der wie die anderen Knochen einem etwa achtjährigen Kinde angehört und ganz unverletzt ist (nordische Langform), lagen große Gefäßscherben und Tierknochen. Wegen der Lage des Unterkiefers am Schädel müssen die festhaltenden Sehnen beim Eingraben noch nicht zerstört gewesen sein.

Sieht man von den beiden zuletzt genannten Fällen ab, bei denen aus Analogiegründen mit großer Wahrscheinlichkeit auch Kannibalismus angenommen werden kann, so liegen immer noch sechs sichere Beobachtungen vor, eine Zahl, die um so bedeutungsvoller erscheint, als während meiner nicht nicht vom Beruf ausgefüllten Zeit doch nur verhältnismäßig wenige Gruben mit der Genauigkeit untersucht werden konnten, die für solche Feststellungen notwendig ist. Bei der Bergung der Funde, die sämtlich in das Erfurter Museum gelangten, hat mich Herr Photograph Lorenz in Erfurt wie bisher in dankenswerter Weise unterstützt.

E. Gleichartige Kannibalenfunde von Knowis

Außerordentlich überraschend und zugleich von starker Beweiskraft für die Richtigkeit meiner Deutungen ist es nun, daß in Knowis selbst ganz gleichartige Funde gemacht worden sind, worauf mich nachträglich Herr Prof. Dr. Schulz in Halle hinwies (27). Dort wurden 52 Gruben untersucht, in zwölf davon wurden Menschenknochen gefunden, und zwar ein vollständiges

Digitized by Google

Skelett eines zweijährigen Kindes (in „geduckter" Stellung ohne Anzeichen eines regelrechten Begräbnisses) und die zerschlagenen und teilweise angesengten Knochen von weiteren acht Menschen, besonders von kleinen Personen und Kindern. Unter den zerschlagenen Knochen finden sich Schädelstücke, ferner eine abgeschlagene Oberschenkelgelenkkugel (man vergleiche dazu den oben unter D 6 geschilderten Fund von Erfurt-Nord: Oberschenkel mit durchgeschlagener Gelenkfläche) und ein Schienbein, bei dem an zwei Stellen ein Meißel angesetzt worden ist, um die Markhöhle zu öffnen. Ein Kinderschädel war vollständig erhalten, äußerlich aber durch Berührung mit heißer Asche etwas angebrannt. Von dem vollständigen Kinderskelett nimmt der Berichterstatter an, daß irgend ein Umstand (vorgeschrittene Zersetzung oder Krankheit) das Verzehren der Leiche verhindert hat, die man dann in die Grube warf, um sich ihrer zu entledigen. Daß bei Erfurt-Nord und Knowis sowohl

Abb. 9. Erfurt-Nord. Leindotterkörner. 2/1

zerschlagene Schädel vorkommen als auch vollständig erhaltene, stimmt mit ethnographischen Beobachtungen überein. Andree (Die Anthropophagie, Leipzig 1887) teilt mit, daß die neuzeitlichen Kannibalen zum Teil die Schädel öffnen, um das Gehirn zu verzehren, teilweise sie aber auch als wertlos wegwerfen oder verschenken (28). Es ist dabei auch zu berücksichtigen, daß das Gehirn sehr rasch in Verwesung übergeht und ungenießbar wird. Aus Andrees Zusammenstellung geht ferner hervor, daß die Anthropophagie auch bei verhältnismäßig hoher Kultur durchaus möglich ist, und daß in vielen Fällen dabei nur die Genußsucht die Triebfeder ist und animistische Vorstellungen vollkommen fehlen (29), deren Wirksamkeit meiner Meinung nach von verschiedenen Seiten übergebührlich betont worden ist (30). Daß sie vorhanden sein können, beweist sie noch nicht in allen Fällen als Ursache der Anthropophagie, ist im übrigen selbstverständlich, da ja der Animismus bei primitiven Kulturen überall vorhanden ist; genau so wie die Seele des verzehrten Menschen in den Körper des Kannibalen übergeht, werden aber auch die Seelen der Nahrungstiere aufgenommen, und es wird niemand behaupten, daß sie nur aus diesem Grunde verzehrt würden (30a).

Digitized by Google

F. Weitere Vergleichsfunde
Die „Opfergruben" von Lossow und Ossarn

Im folgenden sollen von den mir bekannt gewordenen Fällen, bei denen Anthropophagie (31) nachgewiesen oder zu vermuten ist, nur die berücksichtigt werden, die mit den obengenannten Funden in einen Zusammenhang gebracht werden können aus zeitlichen Gründen oder wegen gleichartiger Fundumstände:

Im Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit, 1928, Heft 8, S. 116, teilt Carl Engel mit, daß die Untersuchung einer früheisenzeitlichen Siedlung bei Völpke, Kreis Neuhaldensleben, aus 16 Abfallgruben viele keramische Reste und Tierknochen ergab, unter denen sich auch einzelne Bruchstücke von menschlichen Schädeln befanden. Nicht ausgeschlossen ist, daß dabei die Bruchstücke menschlicher Gliedmaßenknochen unter den Tierknochen nicht erkannt worden sind, und daß es sich hierbei um Reste von Kannibalenmahlzeiten handelt.

Wahle hat im Mannus, II. Ergänzungsband 1911, S. 30, einen Fund von Burgisdorf, Mansfelder Seekreis, beschrieben, bei dem in einer Grube Asche und einzelne Menschenknochen in defektem Zustand ohne Ordnung lagen; in der Diskussion über diesen Fund hat man die verschiedenartigsten Erklärungen versucht, die Möglichkeit, daß es sich um Kannibalismus handelt, ist — bezeichnenderweise — nicht erwogen worden.

In den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft 1883, S. 517, und 1884, S. 88, sind Funde in einer bronzezeitlichen Höhle beim Dorfe Holzen, unweit Eschershausen, als Reste von Kannibalenmahlzeiten — nicht ohne Widerspruch — gedeutet worden.

Funde in dem großen bronzezeitlichen Grabhügel „Kung Björns hög" bei Upsala hat Almgren als Reste vom Leichenschmaus, bei dem ein Mensch verzehrt wurde, gedeutet (32).

Prof. Dr. Schulz in Halle fand 1914 bei Schkortleben, Kreis Weißenfels, ein „völlig zerrupftes" Menschenskelett in einer Kulturschicht mit Abfall der jüngeren Bronzezeit (33).

Die sogenannten Opfergruben vom Burgwall an der Steilen Wand bei Lossow enthalten nach Mannus, Bd. 20, S. 212, „Opferschichten" mit Menschen- und Tierknochen, die teilweise noch in natürlichem Zusammenhang in die Gruben geworfen sind, wechsellagernd mit sterilen Schichten, die nur Zufallseinschlüsse enthalten. Wenn nun wirklich einer Gottheit, die man sich doch mit gesteigerten menschlichen Eigenschaften vorgestellt haben muß, Tier- und Menschenfleischportionen geopfert wurden, so ist anzunehmen, daß man selbst derartiges als schmackhafte Speise zu schätzen wußte und zum wenigsten bei der Opferung davon genoß (30a). Jedoch bestehen meines Erachtens durchaus keine zwingenden Gründe dafür, die Funde von Lossow als Opfergaben zu deuten. J. Bayer hat im Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit, 1928, Heft 1, S. 5 Abfallgruben von einer endneolithischen Siedlung bei Ossarn beschrieben, bei denen schwarze Abfallschichten mit Asche, Scherben und Tierknochen abwechseln mit sterilen Schichten, mit denen nach jeder Einschüttung der Abfall zugedeckt wurde, nicht etwa, weil es sich um Opfergaben handelt, wie Bayer selbst nach einem Bericht über diese Gruben in der „Umschau", Frankfurt 1928, Heft 27, S. 540 (von Adametz) nach dem Beispiel von Lossow anzunehmen scheint (34), sondern weil es notwendig ist, noch mit Fleischteilen behaftete und mit Fett durchtränkte Tierknochen mit Erde zu bedecken, um üblen Geruch und die Anlockung von Hunden, Ratten und Fliegen

Digitized by Google

zu vermeiden. Das Auftreten von Menschenknochen unter Abfall bedeutet bei der Annahme von Kannibalismus keine Besonderheit. Und der Fund eines Menschenskeletts mit fragmentarischem Bronzering in einer Grube von Lossow spricht durchaus nicht, wie Linau meint (Mannus, Bd. 16, S. 78), gegen die Deutung als Abfallgruben, da Bestattungen in solchen unter Knochen geschlachteter und verendeter Tiere auch mit Beigaben und mit zerstückelten Menschenkörpern sehr wohl bekannt sind (35).

G. Doppelkonische Gefäße in Thüringen

Unter den Funden von der Knowiser Siedlung bei Erfurt-Nord befindet sich neben gelbbraunen bis dunkelbraunen Amphorenhalsteilen, die geradwandig aufsteigen oder etwas aufgebläht sind (Übergänge zu Etagenurnen),

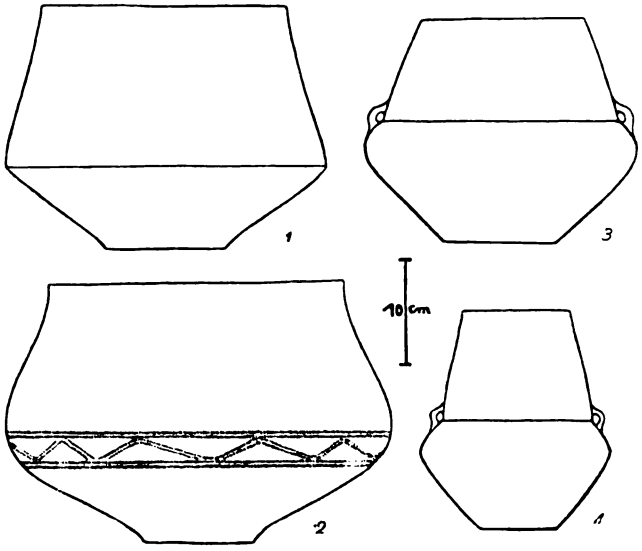


Abb. 10

ein Bruchstück eines ledergelben doppelkonischen Gefäßes, dessen scharfer Knick schräg gekerbt ist, eine in der Knowiser Kultur Böhmens ganz häufige Form und Verzierungsart. Bei der Suche nach Vergleichsfunden entdeckte ich im Gothaer vorgeschichtlichen Museum die auf Abb. 10 dargestellten Gefäße: Nr. 1 ein Doppelkonus von graubrauner Farbe, Nr. 2 eine aus dem Doppelkonus durch Abrundung des Knicks und Schweifung der Wand entstandene Form von dunkelbrauner Farbe, Nr. 3 und 4 dunkelgraue Amphoren, Nr. 4 hat einen besonders hohen, etwas aufgeblähten Hals und einige schwache horizontal laufende Kanten auf der Schulter (hier nicht dargestellt). Derartige Gefäße sind für die Knowiser Kultur Böhmens ganz bezeichnend und in den betreffenden Veröffentlichungen in großer Zahl dargestellt (36); die doppelkonischen Formen kommen auch in der Lausitzer Kultur Mittelschlesiens (Periode V) sehr häufig vor, doch kann es sich um eigentliche Lausitzer Kultur bei den Gothaer Funden nicht handeln, da sie aus Kistenlanggräbern mit Skelettbestattung vom Seeberg bei Gotha stammen. Diese Bestattungsart spricht jedoch nicht gegen böhmische Herkunft, wo neben Brandgräbern auch Skelett-

Digitized by Google

gräber mit Knowiser Kultur vorkommen (nach Buchtela). Auch das Etagengefäß von Köthen gehört, wie oben (unter A) angegeben, zu einem Skelettgrab. Soviel mir bekannt, ist die Lausitzer Kultur im engeren Sinne, die in Ostthüringen nachgewiesen ist, nicht bis Mittel- oder Westthüringen (Gotha) gekommen (37). Auch bei dem von Kraft (38) besonders hervorgehobenen Doppelkonus von Weisenheim (Rheinpfalz) scheint mir aus diesem Grunde böhmische Herkunft wahrscheinlicher zu sein. Ein Doppelkonus stammt auch aus den Siedlungsfunden von Ammerbach, die das Etagengefäß auf Abb. 3, 1 ergeben haben (39), und aus einem Steinkistengrab mit Skelettbestattung (wie auf dem Seeberg) von Rudisleben bei Arnstadt (40). Außer den von Kraft aus Thüringen erwähnten Beispielen doppelkonischer Gefäße möchte ich noch hinweisen auf derartige Funde aus Brandgräbern von Helmsdorf (41) und Schkölen, Kreis Weißenfels (42); doch liegen diese sämtlich in dem auch unmittelbar von der Lausitzer Kultur beeinflußten Ostthüringen.

H. Bronzezeitliche Kulturen in Thüringen

In der älteren Bronzezeit stand Thüringen (43) in Kulturgemeinschaft mit Böhmen, Mähren, Schlesien und Sachsen; die nach dem böhmischen Fundort als Aunjetitzer bezeichnete Kultur ist jedoch nur von kurzer Dauer gewesen; was nach ihr aus Thüringens mittlerer Bronzezeit bisher bekannt geworden ist, ist vergleichsweise so spärlich und zusammenhanglos, daß die in anderen Ländern übliche Periodeneinteilung hier versagt und die Annahme berechtigt erscheint, daß Thüringen in dieser Zeit nur schwach besiedelt gewesen ist. Daß in der jüngeren Bronzezeit Thüringens neben den fortlebenden einheimischen Elementen fremde Einflüsse bemerkbar werden, ist daher zu erwarten. So hat Lechler bei der Herausbildung des Helmsdorfer Kulturkreises in Nordostthüringen das Zusammenwirken von süddeutsch-thüringischer, ostdeutscher (44) und norddeutscher Kultur nachgewiesen. In Mittelthüringen hebt sich die von mir als weit verbreitet erkannte Kultur des Friedhofs auf dem Erfurter Flughafen (45) heraus, deren Kistenlanggräber das Vorwiegen der ursprünglich ansässigen Bevölkerung anzeigen, während die Keramik Anklänge an Süddeutschland zeigt. Dem entspricht, daß in dem nördlichen Süddeutschland (am unteren Main und am unteren Neckar) auch Steinkistenlanggräber mit Brand- und Skelettbestattung vorkommen, während die Keramik der Kultur der süddeutschen Urnengräber angehört (46), bei denen sich der Bestattungsform entsprechend keine Langgräber finden, die immer auf ursprüngliche Skelettbestattung hinweisen. Kulturbeziehungen (nicht bloß Handelsbeziehungen) zwischen Thüringen und dem angrenzenden Süddeutschland in dieser Zeit sind also sicher vorhanden; in welcher Richtung dabei die Bevölkerungsbewegung erfolgte, ob von Thüringen nach dem unteren Main oder umgekehrt, ist jetzt noch nicht zu entscheiden. In der jüngeren Bronzezeit erfolgte auch, wie bereits erwähnt, der Einbruch einer neuen Bevölkerung von Osten her, die die Lausitzer und die sich später anschließende Billendorfer Kultur nach Ost- (und Nordost-) Thüringen brachte, und während der älteren Eisenzeit die Einwanderung der Knowiser Kultur aus Böhmen, deren gesicherter westlichster Vertreter in Thüringen die oben geschilderte Siedlung bei Erfurt mit Etagenurnen ist, während ich bei den doppelkonischen Gefäßen vom Seeberg bei Gotha und Rudisleben bei Arnstadt vorläufig böhmischen Einfluß nur als sehr wahrscheinlich annehmen möchte. Daß übrigens die Knowiser Bevölkerung die ursprünglich ansässige aufgerieben hat, ist kaum anzunehmen, wenn auch die damaligen politischen Verhältnisse

Digitized by Google

Thüringens wohl genug Gelegenheit gaben zu Raubzügen und zur Erbeutung von Fleischvorräten für Kannibalenmahlzeiten. Möglicherweise werden in der Folgezeit noch mehr Siedlungen in Thüringen als der Knowiser Kultur angehörig erkannt werden. Von entscheidendem Einfluß für die weitere Entwicklung ist sie jedoch nicht geworden; Thüringen wurde in der Folgezeit vielmehr Kampfgebiet zwischen den von Südwesten her eingewanderten Kelten und den Germanen, die in der älteren Eisenzeit bereits Nordthüringen erreicht hatten, um es von der jüngeren Eisenzeit an dauernd besetzt zu halten, wie die Forschungen Kossinnas ergeben haben.

I. Zur Siedlungsgeschichte von Erfurt-Nord

Von der jüngeren Steinzeit (47) an bis zur älteren Eisenzeit muß die Geraniederung nördlich von Erfurt-Nord bis zum Roten Berg (das Johannesfeld) ein günstiges Siedlungsgelände gewesen sein; um so auffallender ist, daß die germanischen Früh-Latène-Siedlungen (48) bei Erfurt den Talboden meiden und sich auf den umgebenden Randhöhen ausbreiten, deren Untergrund aus trockenem, warmen Löß besteht. Sicher steht diese Tatsache in Zusammenhang mit dem zu Beginn des ersten Jahrtausends vor Christus erfolgten Übergang des warmen und trockenen Klimas, das während der jüngeren Steinzeit und der Bronzezeit geherrscht hatte, in ein kühles und regnerisches (49), das erst in der historischen Zeit sich wieder etwas gebessert hat. Dieser Klimasturz hatte, was die Erfurter Gegend betrifft, eine Erhöhung des Grundwasserstandes und damit eine Versumpfung weiter Strecken des Talbodens zur Folge. So erklärt sich der schwarze Riedboden auf dem Gelände des bronzezeitlichen Friedhofs auf dem Erfurter Flughafen (50). Bis 1850 war auch die Lache am Nordende von Erfurt-Nord (oben unter B) ein mit Schilf bestandener Sumpf (51). Dementsprechend sind im Johannesfelde nur ganz vereinzelte Funde aus späterer Zeit gemacht worden (52). Das Gelände wird erst jetzt von der sich ausbreitenden Stadt wieder besetzt, nachdem in neuerer Zeit auch der Grundwasserspiegel auf künstlichem Wege stark gesenkt (53) worden ist. Ob der Kern von Erfurt-Nord die Fortsetzung einer vorgeschichtlichen Siedlung darstellt, läßt sich wegen der Zerstörung des Untergrunds durch die Bebauung nicht mehr entscheiden, ist aber nach dem oben Gesagten nicht wahrscheinlich; die gestreckte Ortslage deutet vielmehr mit Bestimmtheit darauf, daß Erfurt-Nord im wesentlichen eine im frühen Mittelalter von Erfurt her erfolgte Neugründung ist, die sich an die Flußmühlen längs der Gera anschloß.

Anmerkungen

1. Jahrbuch der k. k. Zentralkommission, Wien 1906.
2. Einführung in die Urgeschichte Böhmens und Mährens, Reichenberg 1926.
3. Cervinkas Darstellung der Knowiser Kultur in Eberts Reallexikon unter „Böhmen" weicht hiervon ab.
4. Nach Reinecke in „Altertümer unserer heidnischen Vorzeit", Bd. V, Seite 244.
5. Sammlung in Nürnberg, Skizze nach Photographie des Museumsleiters Hörmann.
6. Gefäß von Fuchsstadt bei Ochsenfurt a. Main, Abb. bei Kraft in „Bonner Jahrbücher", Heft 131, Seite 182.
7. Mannus, III. Ergänzungsband, 1923, Seite 45.
8. Skizze von Kreiskonservator W. Götze, der den Fund noch bearbeiten wird.
9. Briefliche Mitteilung.
10. Skizze von Frl. Hildegard Knack in Jena.
11. Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt, Heft 44, 1927, Seite 203—205.

Digitized by Google

12. Bei Knowis (Pamatky 16, 1893) bildeten sie sich rechtwinklig schneidende Parallelzüge.
13. Nähe von Feuergrube und Wand mit Zugkanal unter der Wand ist bekannt (Eberts Reallexikon, Bd. V, Seite 192).
14. Siehe Anmerkung 11, Seite 205.
15. Derartige Schleifenkufenknochen ohne Befestigungslöcher sind auch gefunden in Knowis (Pamatky 16, Tafel 14; der Berichterstatter hebt den Mangel besonderer Befestigungsvorrichtungen ausdrücklich hervor), ferner in Siedlungsgruben der jüngeren Bronzezeit von Opperau bei Breslau (Mitteilung von Herrn Dr. Jahn) und in einer eisenzeitlichen Siedlung von Schkopau, Kreis Merseburg (Museum in Halle). Die Erfurter Stücke zeigen außer der vollkommen ebenen Schlifffläche allerseits eine durch die feinen Erd- und Sandteilchen bewirkte Glättung. Fälschlicherweise werden Schleifenkufenknochen oft angesprochen als Schlittschuhknochen oder als Glättknochen, mit denen das Tuch beim Aufwinden auf den Weberbaum geglättet wurde. Es ist klar, daß die Schlifflächen dieser Geräte nicht vollkommen eben sein können. Aus späteren Perioden sind Schleifenkufenknochen häufiger bekannt geworden, auch solche mit Befestigungslöchern.
16. Nachbildung aus Ton nach einer Skizze; das Urstück ging beim Umherzeigen in einem Kreis interessierter Laien durch Diebstahl verloren.
17. Mannus, Bd. 20, Seite 78. Eberts Reallexikon unter „Tierbestattung".
18. Eberts Reallexikon, Bd. 2, Seite 86.
19. „Jahresschrift", Halle 1926, Seite 41.
20. „Ist er ein Sklave, bleibt er liegen, bis ihn die Hunde und die Raubvögel verzehrt haben" (im frühgeschichtlichen Südrußland, zitiert in Pič: Die Urnengräber Böhmens. Leipzig 1907, Seite 238). Siehe ferner Abschnitt F am Ende und Anmerkung 35.
21. Mannus, Bd. 20, Seite 63, Grab 34 mit Anmerkung 7.
22. „Altertümer Thüringens" unter Ilversgehofen.
23. Fast unglaublich erscheint diese Tatsache, wenn man bedenkt, daß Zschiesche mehrere Jahrzehnte hindurch Vorsitzender des Erfurter Altertumsvereins gewesen ist und demgemäß die Bürgerschaft und die Behörden, die Zschiesche durch Fundmeldungen unterstützten, annehmen mußten, daß die Sammlung in Erfurt bleiben würde. Die Bemühungen der Erfurter Museumsleitung, des Oberbürgermeisters Dr. Schmidt und des Stadtarchivars Prof. Dr. Overmann scheiterten, nicht aus sachlichen, sondern aus persönlichen Gründen. Leider haben auch die Erfurter Vereinigungen, deren Aufgabe die wissenschaftliche Erforschung der Heimat ist, ihren Einfluß nicht dringend genug geltend gemacht. Nachdem die Sammlung Zschiesche zunächst als Leihgabe dem Museum in Halle übergeben war, ist sie kürzlich endgültig in dessen Bestand aufgenommen worden zu einer Zeit, da die hiesige vorgeschichtliche Sammlung von der Fachwissenschaft und der Allgemeinheit in verdienter Weise gewürdigt wird. Hoffen wir, daß damit die Mißachtung und Verschleppung heimatlichen Kulturguts ihr Ende erreicht hat. Das Erfurter Museum hat übrigens einige Stücke aus der Sammlung Zschiesche zurückgekauft — in Form von Gipsabgüssen.
24. Lehmann: Der bronzezeitliche Friedhof auf dem Erfurter Flughafen. Mannus, Bd. 20, Seite 75.
25. Eberts Reallexikon unter „Beigabe": Beschädigte Lausitzer Urnen; ebenso Bd. 6, Seite 151: Urnen der älteren Eisenzeit von Jastorf.
    Daß das Loch im Urnenboden das Gefäß unbrauchbar machen soll, beweist der Bericht von Findeisen über die Grabgebräuche der Ostjaken am Jenissei: „Das Grab wird mit dem Kreuz versehen, daneben aber doch die zerbrochenen Geräte niedergelegt, das Messer mit abgebrochener Spitze, der Topf mit eingeschlagenem Boden, die Kleidung zerrissen" (Die Naturwissenschaften, Jahrgang 1929, Seite 413).
26. Grundriß siehe Anmerkung 11, Tafel II, 7 mit Erläuterung auf Seite 227.
27. Pamatky 16, Tafel 15.
28. Andree, Seite 60: Die Fidschiinsulaner warfen bei Fleischüberfluß Köpfe, Hände und Eingeweide weg; bei Mangel wurde alles verzehrt.
29. Andree, Seite 27: Menschenfleisch wurde öffentlich zum Verkauf angeboten, gerade wie Ochsenfleisch.
30. So auch in Eberts Reallexikon unter Kannibalismus.
30a. Wilke hat in den Mitteldeutschen Blättern für Volkskunde, 1926, Heft 12, einen Fall eigenartiger Verbindung von Zauberei, Tier- und Menschenopfer und teilweisem Kannibalismus mitgeteilt, der sich am Ende des vorigen Jahrhunderts in der Gegend von Kasan ereignet hat. Auch Tomschik (Anmerkung 31) betont den Zusammenhang von Kannibalismus und Zauberei. Ob dies für den Kannibalismus

Digitized by Google

von Erfurt-Nord und Knowis zutrifft, wird sich nicht ermitteln lassen, erscheint mir auch nach den Fundumständen als unwahrscheinlich.

31. Herr Josef Tomschik, Urgeschichtliches Institut in Wien, arbeitet zur Zeit an einer Dissertation über den vorgeschichtlichen Kannibalismus, in der auch die Erfurter Funde behandelt werden.
32. Eberts Reallexikon unter „Kung Björns hög". Dagegen Tomschik!
33. Briefliche Mitteilung.
34. Auch in einem Brief an mich bezeichnete Bayer die Gruben von Ossarn als Opfergruben.
35. Zisternen als Gräber armer Leute, „Eselsbegräbnis" in Palästina und Sorien in Eberts Reallexikon, Bd. 4, Seite 481 und 484. Siehe auch oben Anmerkung 20.
36. Besonders in der in Anmerkung 20 erwähnten Arbeit von Pič. Das Flechtband von Gefäß Nr. 2 kommt in ähnlicher und gleicher Form in der Lausitzer und ihren Tochterkulturen sehr häufig vor, für schlesische Verhältnisse (Mitteilung von Herrn Dr. Jahn und Eberts Reallexikon unter „Lausitzer Typus") sitzt es jedoch hier zu tief. Auch in Böhmen findet es sich gewöhnlich über der größten Ausbauchung, z. B. Pič, Tafel VIII 20 und 18, manchmal aber auch darunter, z. B. Pič, Tafel XXXIII 13, XXXVIII 4, XLV 9; Památky 16, Tafel XII 35. Daß das Ornament bei dem Thüringer Fund tief liegt, ist sehr wahrscheinlich durch die besondere Größe des Gefäßes bedingt, die es auch bei dieser Lage deutlich erkennbar macht; auch bei einem in der Form vollkommen, in der Größe nahezu übereinstimmenden Beispiele von Letna bei Prag (Pič, Seite 22) liegt eine doch auch als Ornament zu deutende kantige Profilierung an derselben Stelle des sonst unverzierten Gefäßes.
37. „Altertümer Thüringens", Seite XXX.
38. „Bonner Jahrbücher", Heft 131, Seite 183.
39. Eichhorn: Tafeln zur Vor- und Frühgeschichte Thüringens, Tafel 2 und 3.
40. „Altertümer Thüringens", Seite 256.
41. Mannus, Bd. 16, Heft 5.
42. Eichhorn, Tafel 2. „Altertümer Thüringens", Seite 371 unter Hainichen.
43. Teilweise nach Mannus, 5. Ergänzungsband, Seite 21.
44. Daß hierbei außer der Lausitz auch Böhmen in Frage kommt, haben Götze und Lechler schon betont (Anmerkung 37 und 41).
45. Mannus, Bd. 20, Seite 54—78. Es sei hier noch bemerkt, daß auch am Nordabhang des Steigers bei Erfurt sich eine Scherbe der für diese Kultur typischen Amphorenform gefunden hat, die sehr wahrscheinlich aus einem zerstörten Grabe stammt.
46. Nach Kraft: „Bonner Jahrbücher", Heft 131, Seite 189.
47. Diese Funde werde ich noch veröffentlichen.
48. Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt, 1927, Heft 44, Seite 212.
49. Der Verfasser hatte 1928 Gelegenheit, einer Untersuchung des Saukopfmoors bei Oberhof im Thüringer Wald durch die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege in Berlin beizuwohnen. Auf dem Grunde des Moores, in 3 Meter Tiefe, wurde ein Waldhorizont gefunden, der der Warmzeit entspricht. Erst danach ist Moorbildung und -ausbreitung auf dem Saukopf erfolgt, um in der Neuzeit, auch ohne die zerstörende Tätigkeit der Forstverwaltung, stillzustehen. Ähnliche Verhältnisse zeigte das Schneekopfmoor.
50. Anmerkung 45, daselbst Seite 55 mit Nachtrag 1 auf Seite 75.
51. Mitteilung von Herrn Stadtrat a. D. und Mühlenbesitzer Albert Naue in Erfurt-Nord.
52. Einige wenige Scherben mit Kammstrichverzierung sind nicht für die jüngere Eisenzeit bezeichnend, da dieses Ornament schon in der älteren Eisenzeit vorkommt. Typische Latènefunde fehlen. Aus der Kiesgrube auf dem Grundstück Born an der Mittelhäuser Landstraße stammt ein gedrehtes Gefäß aus dem 4. Jahrhundert nach Chr. (Kultur von Haßleben und Leuna), sehr wahrscheinlich die Beigabe eines zerstörten Grabes.
53. Anmerkung 50.

Digitized by Google

Die römische Kaiser- und Völkerwanderungszeit im Elbhavelland

Von Geh. Studienrat Dr. Otto Felsberg, Brandenburg (Havel)

Mit 18 Abbildungen und 3 Karten nebst 3 Fundverzeichnissen

Das Elbhavelland, worunter ich hier die weitere Umgebung von Brandenburg (östlich bis in die Gegend von Potsdam, westlich bis an die Elbe, nördlich bis an das Havelländische Luch, südlich bis an den Fläming) verstehe, hat für die ersten nachchristlichen Jahrhunderte, die wir als römische Kaiserzeit zu bezeichnen pflegen, ein reiches Fundmaterial geliefert. Den größten Teil desselben verdanken wir der rastlosen Ausgrabungstätigkeit der beiden Stimmings. Ein Teil ihrer Fundergebnisse ist bereits in dem bekannten Werk von A. Voß und G. Stimming sowie in verschiedenen Aufsätzen von R. Stimming im Mannus und in der Prähistorischen Zeitschrift veröffentlicht[1]). Vieles ruht aber auch noch unveröffentlicht in der Stimmingschen Privatsammlung[2]), wie in den großen Berliner Museen und in den Heimatmuseen der Umgegend, und ich danke es dem freundlichen Entgegenkommen der Leiter bzw. Besitzer dieser Sammlungen, daß ich deren Schätze für meine Arbeit benutzen und das Wichtigste auch bildlich wiedergeben konnte. Für die aus der Stimmingschen Sammlung stammenden Gegenstände konnte ich Stimmingsche Zeichnungen als Vorlage verwerten. Die Lichtbilder verdanke ich Herrn Dr. Marschalleck, dem ich auch sonst für manchen wertvollen Hinweis dankbar bin.

Im folgenden soll keine nach jeder Richtung hin erschöpfende Darstellung des behandelten Zeitabschnittes geboten werden. Dazu reichte schon der verfügbare Raum nicht aus. Es kommt mir vor allem darauf an, eine Übersicht über das vorhandene Fundmaterial zu geben, die einzelnen Fundgruppen zeitlich genauer zu umgrenzen und die Siedlungsverhältnisse im Elbhavelland, wie sie sich mir für die ersten vier nachchristlichen Jahrhunderte ergeben haben, zu veranschaulichen. Daß ich dabei so manches nur flüchtig berühren, anderes ganz übergehen mußte, war leider nicht zu vermeiden.

Ich gebe nun zunächst eine Zusammenstellung der im folgenden gebrauchten Abkürzungen:

Almgren oder A. = O. Almgren, Studien über nordeuropäische Fibelformen. 2. Aufl., 1923.

Barden = E. G. Barden, Geschichte von Rauen und Osthavelland. Rathenow, 1892.

[1]) R. Stimming: Waffen der röm. Kaiserzeit. Mannus IV, S. 310ff. — Frührömische Funde aus der Mark Brandenburg. Mannus VII, S. 342ff. — Mäanderurne mit Pferdedarstellung usw. P. Z. 1914, S. 194.

[2]) Die Sammlung ist vor kurzem vom Kreismuseum Genthin erworben worden.

Digitized by Google

Bestehorn = O. Bestehorn, Indogermanen u. Germanen im Potsdamer Havelland. Mitteilungen d. Ver. f. d. Gesch. Potsdams. N. F. Bd. VI. Heft 2 (1928).
Bekmann = J. C. Bekmann, Histor. Beschreibung der Chur- u. Mark Brandenburg I. 1751.
Beiträge = Beiträge zur Geschichte, Landes- u. Volkskunde der Altmark. Stendal.
Blume = E. Blume, Die germanischen Stämme usw. I. Mannusbibl. Nr. 8.
Felsberg = O. Felsberg, Das vorgeschichtliche Brandenburg a. H. Brandenburgisches Jahrbuch Bd. 3. 1928, S. 17—35.
Hansen = A. Hansen, Zusammenstellung der Münzfunde Ostfalens. Festschrift des Magdeburger Museums f. Natur- u. Heimatkunde. 1928, S. 305ff.
Jahn, Bewaffnung = M. Jahn, Die Bewaffnung der Germanen usw. Mannusbibl. Nr. 16.
Jahn, Reitersporn = M. Jahn, Der Reitersporn usw. Mannusbibl. Nr. 21.
Jahresschrift = Jahresschrift f. d. Vorgesch. d. sächs. thür. Länder. Halle.
Kostrzewski = J. Kostrzewski, Die ostgerman. Kultur der Spät-La-Tène-Zeit. Mannusbibl. Nr. 18.
Landeskunde = Landeskunde der Prov. Brandenburg, Bd. III (1912).
v. Ledebur = v. Ledebur, Die heidnischen Altertümer des Regierungsbezirks Potsdam. Berlin 1852.
M. M. = Märkisches Museum, Berlin.
Nachr. = Nachrichten über deutsche Altertumsfunde. Berlin.
Plettke = A. Plettke, Ursprung und Ausbreitung der Angeln u. Sachsen. C. Schuchhardt, Die Urnenfriedhöfe Niedersachsens, Bd. III, 1. 1919.
Preidel = H. Preidel, Die absolute Chronologie der germanischen Fibeln der frühen Kaiserzeit. Mannus 20. 1928. S. 79ff.
P. Z. = Prähistor. Zeitschrift. Berlin.
Salin = O. Salin, Die altgermanische Tierornamentik. Stockholm 1904.
St.-M. = Staatsmuseum, Berlin, Prähist. Abt.
Vorgeschichte = G. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte usw. 4. Aufl. Mannusbibl. Nr. 9.
Voß u. Stimming = A. Voß u. G. Stimming, Altertümer aus der Mark Brandenburg. Brandenburg 1887.
Wagener = S. Chr. Wagener, Handbuch der vorzüglichsten in Deutschland entdeckten Altertümer aus heidnischer Zeit. Weimar 1842.
Z. f. Ethn. = Zeitschrift f. Anthrop., Ethnologie u. Urgeschichte. Berlin.

Die havelländischen Gräberfelder verteilen sich auf drei aufeinanderfolgende Zeitabschnitte, die sich auf Grund der reichlich auftretenden Fibelfunde mit hinreichender Sicherheit umgrenzen lassen. Ich stütze mich dabei auf die grundlegenden Untersuchungen von O. Almgren und auf die neueren Arbeiten von E. Blume, H. Preidel und A. Plettke, welche gewisse Fibelgruppen zeitlich noch genauer zu bestimmen versucht haben.

Der älteste Abschnitt wird durch eine Übergangsstufe eingeleitet, die gewöhnlich noch zur Spät-La-Tène-Zeit gerechnet wird, sich von dieser aber durch das Auftreten einer Reihe neuer Erscheinungen bestimmt abhebt. Kurz vor Christi Geburt erscheint im Elbhavelland wie auch in der Altmark und im übrigen Elbgebiet eine meist tiefschwarze, fein geschlemmte und gut gebrannte Tonware, deren Formen und Muster sich in die frührömische Kaiserzeit hinein fortsetzen und z. T. erst in dieser zur vollen Entwicklung gelangen. Als die beiden wichtigsten Gefäßformen dieser Stufe heben sich eine bauchige, kurzhalsige Terrine und ein gewöhnlich als „Situla" bezeichnetes Gefäß mit hohem ausgeschweiftem Fuß und mehr oder minder scharf ausgeprägtem Umbruch heraus. Die Situla hat ihre Vorläufer bereits in der reinen Spät-La-Tène-Zeit. So erscheinen auf dem spätlatènezeitlichen Gräberfeld von Cammer, Kr. Zauch-Belzig, zwei situlaähnliche Gefäße[1]) (Abb. 1a), die mit ihrem ge-

[1]) K. H. Marschalleck: Das La-Tène-Gräberfeld von Cammer. P. Z. 1927, S. 212ff. Taf. 31, 9 u. 33, 36.

Digitized by Google

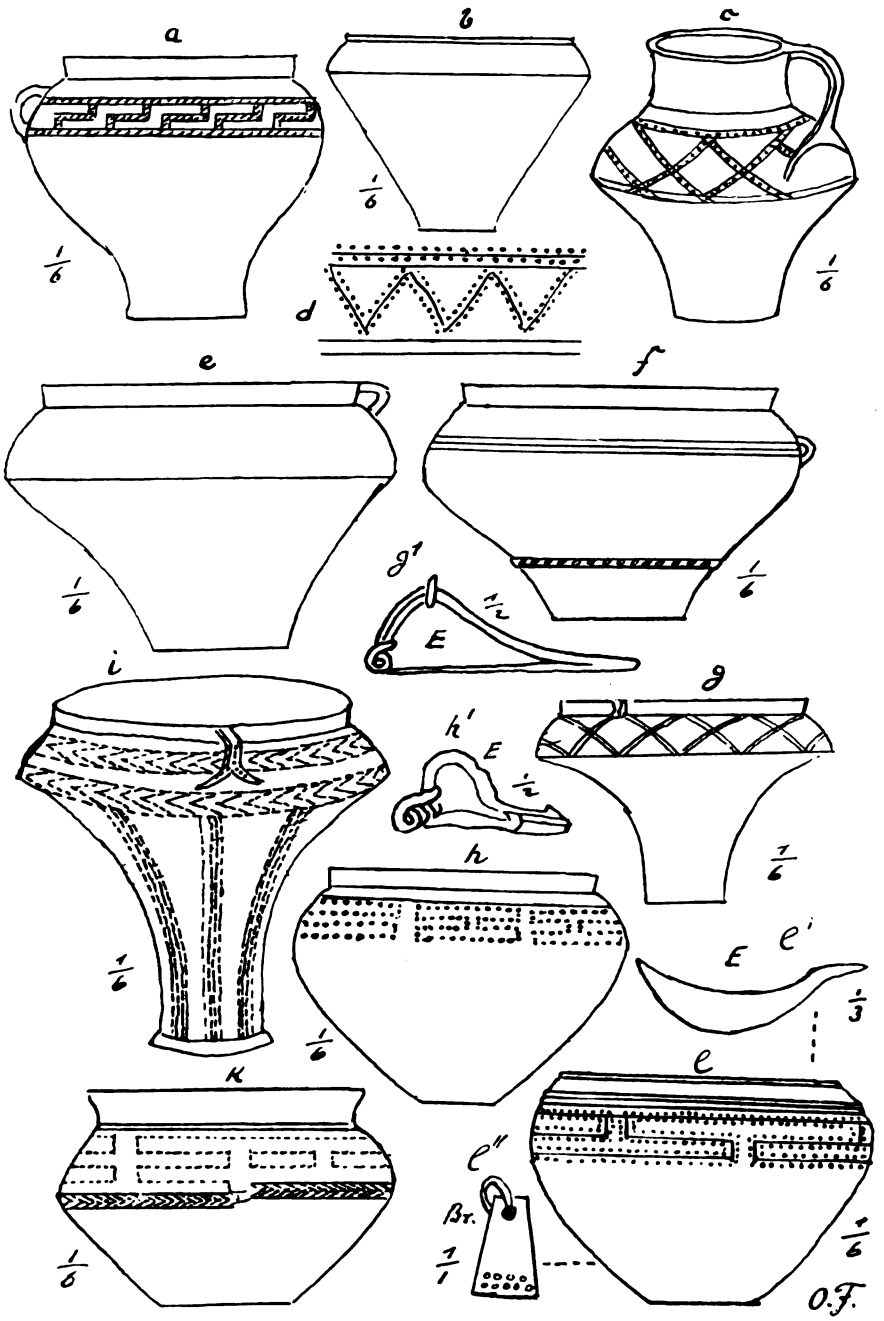


Abb. 1. a Cammer (nach P. Z. 1928, Taf. 33, 36. — b Alten-Plathow (Muſ. Genthin). — c Garlitz (M. M.). — d Börnicke (St.-M.). — e Milow (Slg. Stimming). — f, g Großwuſterwitz (Slg. Stimming). — h desgl. (nach Mannus VII, Taf. XLIII, 16). — i Gohlitz (nach Mannus IV, Taf. XL, 11). — k Gladau (Privatbeſitz). — l Ketzin (M. M.). — 1/8 natürliche Größe

Digitized by Google

rundeten Schulterumbruch noch eine typologisch ältere Stufe dieser Gefäßform darstellen. Ähnlich weiche Umrißlinien zeigt auch ein Gefäß von Groß-Wusterwitz, Kr. Jerichow II (Abb. 1f). Von da stammt aber auch eine Situla mit scharfem Bauchknick (Abb. 1g, 3b), und einige weitere Beispiele der ausgeprägten Situlaform liegen von Garlitz (Abb. 1c) und Gohlitz (Abb. 1i) im Kr. Westhavelland sowie von Nitzahn (Abb. 3a) und Milow (Abb. 1e) im Kr. Jerichow II vor. Eine Situla von Alten-Plathow, Kr. Jerichow II (Abb. 1b) fällt durch ihre flauen, fast geradlinig verlaufenden Profillinien auf. — Diese Gefäße besitzen meist einen kleinen, am Rand und auf der Schulter sitzenden Henkel. Nur die Kanne von Garlitz (Abb. 1c) hat einen großen, in zwei Zipfel auslaufenden Henkel. Letztere Eigentümlichkeit, die auch die Situla von Gohlitz (Abb. 1i) aufweist, wird dann in der folgenden Stufe eine sehr gewöhnliche Erscheinung.

Sehr viel häufiger ist die zweite Gefäßform vertreten. Sie erscheint ebenfalls schon in rein spätlatènezeitlichen Funden (Reesen, Abb. 2c, Genthin, Abb. 2a) und solchen, die zur frührömischen Periode überleiten (Ketzin, Abb. 1e). In größerer Zahl tritt sie auf dem frührömischen Begräbnisplatz von Klein-Kreutz, Kr. Westhavelland, mehr vereinzelt auf den kleineren von Schermen (Friedhof), Kr. Jerichow I (Abb. 2h), Groß-Wusterwitz[2]), Kr. Jerichow II (Abb. 1h), Hohenferchesar[3]), Kr. Westhavelland, Plötzin, Kr. Zauch-Belzig (Abb. 2b, e), Buchow-Carpzow[4]), Kr. Westhavelland, und Görden[5]) bei Brandenburg auf.

Das Ornament auf den älteren von diesen Gefäßen ist in punktumsäumten Ritzlinien (Abb. 1d, l) oder in Strichbändern ausgeführt, die mit Punkten, Schräg- und Längsstrichen ausgefüllt sind (Abb. 1a, c, 4a—d). Die Strichfüllung wie auch das auf einer Randscherbe von Plötzin (Abb. 4d) auftretende Tannenzweigmuster deuten auf ostgermanische Einflüsse hin[6]). — Später fällt die Strichlinie fort (Abb. 1h), und schließlich wird das Muster auf westgermanische Art mit einem gezahnten Rädchen eingedrückt (Abb. 1i, k; 2d—h). Das Gefäß von Buchow zeigt noch die Führungslinie, aber in Verbindung mit Rädchenpunktierung.

Als Schultermuster finden wir auf älteren Gefäßen mehrfach ein Band von liegenden Kreuzen (Abb. 1c, g), das wohl aus einer Verdoppelung des einfachen Zickzackbandes (Abb. 1d) hervorgegangen ist. Letzteres findet sich häufig auf Situlen der Altmark[7]), ersteres auch auf einem kleinen braunen Krug vom Eckerberg bei Schermen (Abb. 5a, b), der eine typische „wandalische Krause" darstellt[8]). Das Kreuzband schmückt aber auch noch die typologisch jüngere Situla Abb. 1g, und das Tannenzweigmuster, jetzt in Rädchentechnik, ist auch in der frührömischen Zeit noch beliebt (Abb. 1i, k; 2d. Mannus VII, Taf. XXXIX, 9; XL, 15; XLII, 20).

Weit häufiger tritt im Elbhavelland ein Ornament auf, das wir als Vorläufer des in der römischen Zeit so beliebten Mäanders ansehen können:

---

[1]) Mannus VII, Taf. XXXVII—XLII.
[2]) Ebenda, Taf. XLIII, 26—29.
[3]) Ebenda, Taf. XLIII, 24, 25.
[4]) Landeskunde III, S. 421. Abb. 236/7.
[5]) Felsberg: Abb. 54.
[6]) Vgl. Vorgeschichte, S. 143. — Seger: Schlesiens Vorzeit Bd. VI, S. 420. Abb. 8.
[7]) P. Kupka: Jahresschrift XV, S. 65ff.
[8]) Vgl. Kostrzewski: S. 181ff. — Ein sehr ähnliches Gefäß mit verwandtem Schultermuster s. bei Marschalleck: Das Urnenfeld v. Blönsdorf, Jahresschrift XIV, Taf. XVIII, 39. — Vgl. auch Tackenberg: Die Wandalen in Niederschlesien, Taf. 20, o.

Digitized by Google

das Stufen- und Zinnenmuster (Abb. 4b, c). Es hat sich ebenfalls schon in der Spät-La-Tène-Zeit aus einfacheren Motiven entwickelt (Abb. 4a).

Der untere Gefäßteil zeigt häufig eine senkrechte Feldereinteilung, die

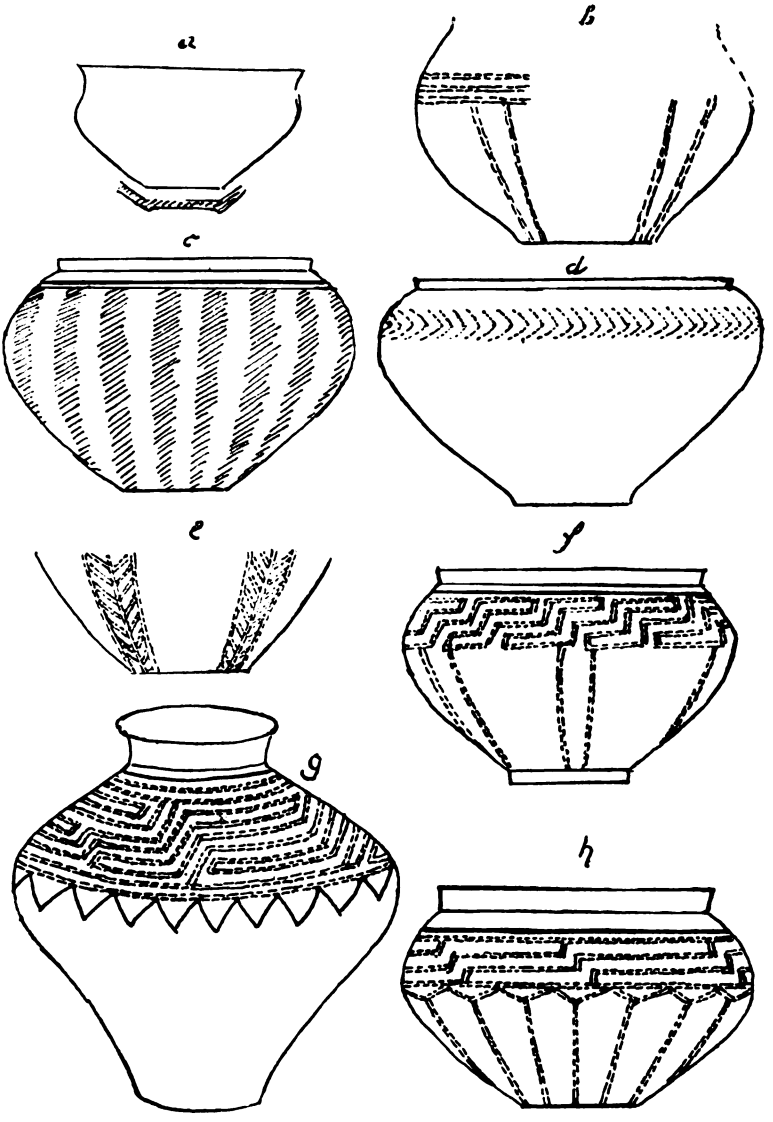


Abb. 2. a Genthin (St.-M.). — c Reesen (St.-M.). — d Klein-Kreutz (Mus. Brandenburg). — b, e Plötzin (Mus. Potsdam). — f Lünow (Mus. Brandenburg). — g Klein-Kreutz (Slg. Stimming). — h Schermen (Museum Burg). — 1/6 natürliche Größe

ebenfalls aus der Spät-La-Tène-Zeit übernommen ist, wo sie gern durch einen Wechsel von Matt- und Glanzstreifen bewirkt wird (Abb. 2c). Soweit man sich nicht mit einfachen senkrechten Linien begnügte (Abb. 2b, f, h), wurden die Felder durch abwechselnd leere und schraffierte Flächen markiert (Abb. 2e).

Digitized by Google

Die Fibeln, welche diese Tonware begleiten, gehören z. T. noch der reinen Spät-La-Tène-Zeit an. So enthielt die Situla von Cammer (Abb. 1a) eine Fibel wie Kostrzewski Var. F, die zweite von da eine Spät-La-Tène-Fibel mit eckig geknicktem Bügel[1]), wie sich eine solche auch in einer Urne vom Görden[2]) und in der „Krause" von Schermen (Eckerberg) vorfanden.

Für die Frühstufe der römischen Kaiserzeit sind Fibeln mit harfenförmig geknicktem Bügel charakteristisch, die teils mit unterer Sehne (wie Almgren 2, Abb. 5c), teils mit oberer Sehne (wie A. 19, Abb. 5d, e) auftreten. Beide Formen finden sich häufig auf dem Gräberfeld von Klein-Kreutz[3]) (Abb. 5c, e), vereinzelt auch in Gefäßen von Groß-Wusterwitz (Abb. 1g', h'), Gohlitz[4]), Hohenferchesar[5]) (Abb. 6d) sowie in einer Brandgrube von Schermen (Friedhof) (Abb. 5c).

Abb. 3. a Nitzahn. — b Großwusterwitz (Slg. Stimming). — Etwa 1/6 natürliche Größe

Recht häufig kommt auf dem Gräberfeld von Klein-Kreutz auch die charakteristische Form der „Augenfibel" vor, und zwar in einer frühen Entwicklungsstufe mit offenen Augenschlitzen (= A. 45). Sie fand sich auch in einem Grabfund von Lünow[6]) (Kr. Westhavelland) und in einem Einzelfund von Trechwitz (Kr. Zauch-Belzig; Abb. 6a). In ihrer früheste Gestalt (= A. 44) erscheint sie in dem Grab von Buchow[7]), während Grab 1 von Klein-Kreutz[8]) zwei etwas jüngere Exemplare mit geschlossenen Augenlöchern enthielt (etwa = A. 48, doch ohne Sehnenhaken).

Sonst wäre noch eine seltene Fibelform von Hohenferchesar („Fohrde")

---

[1]) Marschalleck: Cammer, Abb. 13, 13 u. 18.

[2]) Felsberg: a. a. O., S. 28, Abb. 54d. — Daß diese Fibel in der Terrine mit Rädchenmäander (Abb. 54) gelegen haben soll, beruht wohl auf einer irrtümlichen Angabe der Finder. Die Stücke sind leider verschollen und nur noch Bleistiftskizzen im „Götze-Archiv" vorhanden.

[3]) Mannus VII, Taf. XXVII, XLII.

[4]) Mannus IV, Taf. IL, 11a.

[5]) Mannus VII, Taf. XLIII, 25a, c.

[6]) Landeskunde III, Taf. XIV, 6.

[7]) Ebenda, Taf. XIII, 12.

[8]) Mannus VII, Taf. XXXVII, 6a, b.

Digitized by Google

anzuführen[1]), in der Frischbier[2]) eine Vorläuferin der kaiserzeitlichen Kniefibeln erblickt, sowie eine frühe Form der „kräftig profilierten Fibeln" (A. 67 = Preidel IVa 1) von Lünow[3]). Von Klein-Kreutz bildet R. Stimming eine provinzialrömische Scharnierfibel ab[4]).

Abgesehen von den zuerst angeführten Fibeln der Spät-La-Tène-Zeit, gehören diese Fibeln nach Preidel sämtlich in die Zeit um Christi Geburt und in die erste Hälfte, überwiegend sogar in das erste Drittel des ersten nachchristlichen Jahrhunderts. Nach oben reichen diese Gräber also wohl kaum viel über die Mitte des 1. Jahrhunderts nach Christo hinaus. Nur von dem zerstörten Gräberfeld von Lünow (Abb. 6f) und von Schermen[5]) liegt je

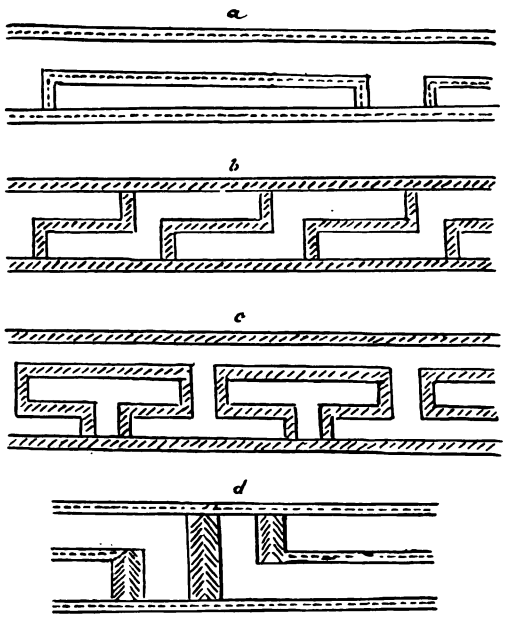


Abb. 4. „Ostgermanische" Vorläufer des Mäanders. a Groß-Kreutz. — b Cammer. — c Götz (a—c Slg. Marschalleck). — d Plötzin (Mus. Potsdam)

eine frühe „Rollenkappenfibel" (A. 26 = Pr. II, 1) vor, die Preidel dem letzten Drittel des 1. Jahrhunderts zuweist. Auch ist zu bemerken, daß die Situlen von Nitzahn und von Milow von Gräberfeldern stammen, die im übrigen der folgenden Stufe angehören, und daß die Fußurne von Klein-Kreutz, Grab 23, und das flaschenförmige Gefäß, Abb. 2g, vom selben Fundort in ihrer Form wie in dem kräftig eingedrückten Rädchenmuster ebenfalls schon zu dieser überleiten.

[1]) Mannus, Taf. XLIII, 24a.
[2]) Germanische Fibeln usw. Mannusbibl. Nr. 28, 1928. S. 98. — Vgl. jedoch Almgren a. a. O. S. 249 u. Preidel a. a. O. S. 99, Anm. 2.
[3]) Almgren: a. a. O. S. 156. — Sie ist aber unter der angegebenen Nr. II, 11 155 usw. im Märk. Mus. nicht zu finden.
[4]) Mannus VII, Taf. XXXVIII, 6g.
[5]) Mus. Burg. — Almgren S. 138 führt 2 Exemplare auf, von denen aber nur eins noch vorhanden ist.

Digitized by Google

Wo haben wir aber die untere Grenze gegen die Spät-La-Tène-Zeit zu ziehen? Nach dem Vorgange Kossinnas wird die Verwendung eines gezahnten Rädchens allgemein als Kennzeichen der frührömischen Kaiserzeit betrachtet und deren Beginn in die Zeit um Christi Geburt angesetzt. Nun finden sich aber Fibeln wie A. 2 und A. 19 nicht nur in Gefäßen mit Rädchenornament, sondern auch schon in solchen, deren Muster nach älterer Art freihändig ausgeführt sind (Tangermünde-Nord[1]), Groß-Wusterwitz[2]). Auch von

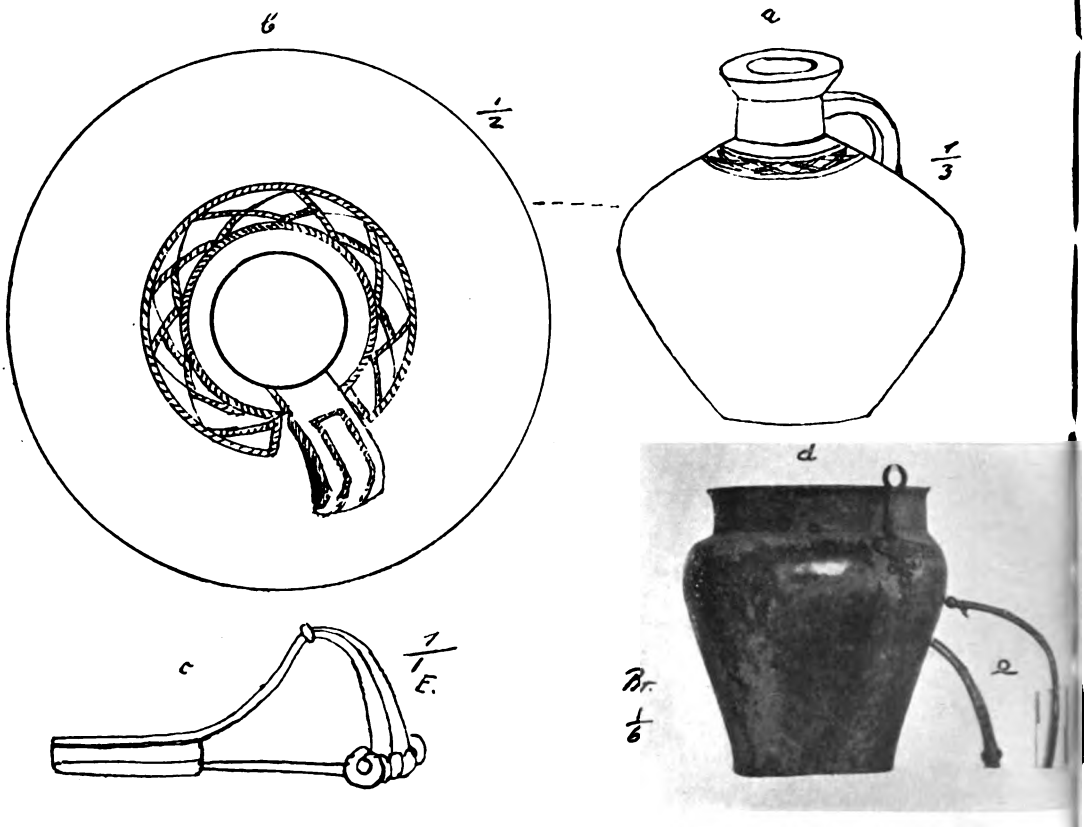


Abb. 5. a, b Schermen, Eckerberg. — c Schermen, Neuer Friedhof (Mus. Burg). — d, e Plötzin (Mus. Potsdam)

Krumke[3]) (Altmark), das nur ältere Tonware geliefert hat, liegt eine solche vor. Die eisernen Fibeln von Krumke (Kupka a. a. O., Abb. 16c, d) aus dem Gefäß Abb. 15 entsprechen den Eisenfibeln von Klein-Kreutz, Mannus VII 2c, 3b usw., nur daß diese untere, jene obere Sehne haben. Beiden gemeinsam ist das Fehlen der Bügelscheibe, welche die verwandten Formen A. 2 und A. 19 auszeichnet. Jedenfalls haben wir es hier mit einer Übergangsstufe zu tun, die zweckmäßigerweise der frührömischen Periode an-

[1]) Kupka: a. a. O. Abb. 3, 4.
[2]) Slg. Stimming: Abb. 1g. Mannus VII, Taf. XLIII, 26.
[3]) Kupka: a. a. O. Abb. 23.

Digitized by Google

zuschließen ist. Ich bin in dieser Auffassung bestärkt worden durch eine noch unveröffentliche Dissertation von Dr. K. H. Marschalleck über „Die Chronologie der vorrömischen Eisenzeit im Mittelelbgebiet", Tübingen 1928, die Verfasser mir freundlichst zur Einsicht überlassen hat. Marschalleck läßt die Spät-La-Tène-Zeit im Mittelelbgebiet um 50 vor Christo enden, und zwar hauptsächlich deshalb, weil in diesem ganzen Gebiet die spätlatènezeitlichen Gräberfelder mit seiner Zone D (die nur entwickelte Mittel-La-Tène-Fibeln und Spät-La-Tène-Fibeln mit eckigen Fußrahmen enthält), plötzlich abbrechen und die Übergangsformen zu den frührömischen Fibeln noch fehlen. Dieselbe

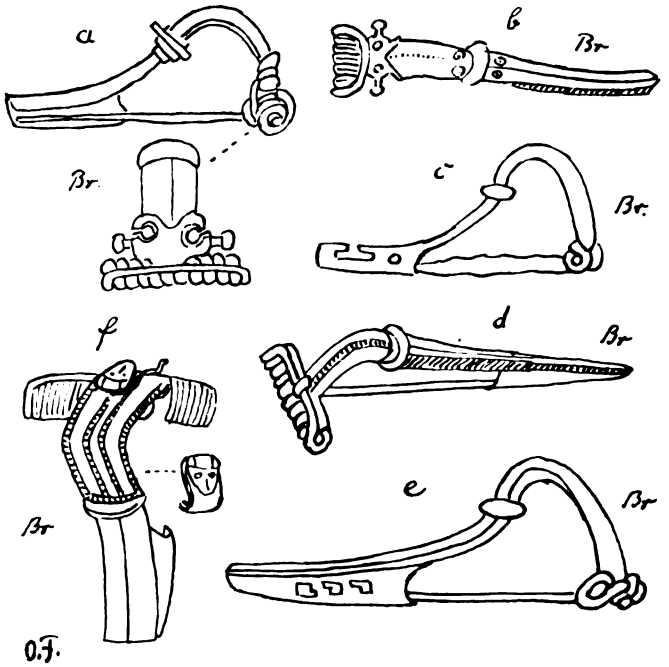


Abb. 6. a Trechwitz (St.-M.). — b, c, e Klein-Kreutz (nach Mannus VII, Taf. XXXVII, 1a, 4d; Taf. XXXIX, 11b). — d Hohenferchesar (nach Mannus VII, Taf. XLIII, 25b). — Lünow (M. M.). — $^2/_3$ natürliche Größe

Beobachtung machen wir auch auf unserem engeren Gebiet diesseits der Elbe. Die uns hier beschäftigenden Gräberfelder und Einzelgräber schließen sich nirgends an ein älteres Urnenfeld an. Eine Ausnahme scheint nur das im Frühjahr 1928 vom Potsdamer Museum erschlossene La-Tène-Gräberfeld von Plötzin zu machen. Auf ihm kamen auch Gräber der frührömischen Zeit zutage, doch ist diese Ausnahme möglicherweise nur eine scheinbare, da die fraglichen Funde an einer anderen Stelle der Feldmark als die übrigen gelegen haben sollen[1]).

Ich lasse also den Zeitabschnitt, in den unsere Gräberfelder fallen, schon einige Jahrzehnte vor Christi Geburt beginnen und spätestens um 75 nach Christo enden. Wir haben es hier jedenfalls mit einer Gräbergruppe zu tun,

[1]) Genaueres hierüber wird erst die noch ausstehende Bearbeitung der Funde ergeben.

Digitized by Google

die in sich geschlossen ist, und die mit der frührömischen Zeit inhaltlich enger verknüpft ist als mit der Spät-La-Tène-Zeit[1]). Die Anfänge der neuen Kultur reichen allerdings noch in die Spät-La-Tène-Zeit zurück, wie das vereinzelte Auftreten der neuen Formen und Muster auf den älteren Gräberfeldern wie Schermen (Eckerberg), Cammer und Börnicke beweist. Es sind Vorläufer der kommenden Entwicklung, die innerhalb der Spät-La-Tène-Kultur fremdartig wirken und vielleicht auf Einflüssen beruhen, die von außen her eingewirkt haben. Wir sahen schon (s. o. S. 126), daß unter den ältesten Funden einige sind, die ostgermanische Zusammenhänge vermuten lassen. Es liegt nahe, dabei an die wandalischen Auswanderer zu denken, die sich in dieser Zeit vorübergehend in den südlich angrenzenden Gebieten niedergelassen haben[2]). Die weitere Entwicklung weist dann aber nach Westen, besonders nach der Altmark, worauf ich noch zurückkomme (s. u. S. 167).

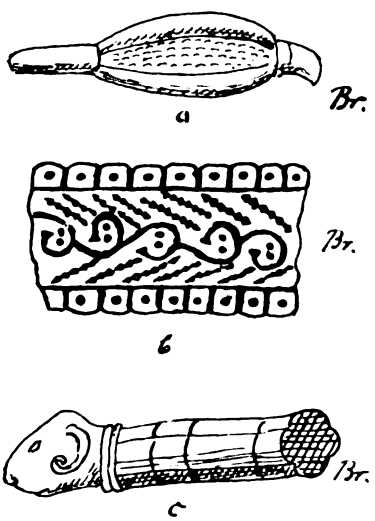


Abb. 7A. Potsdam (St.-M.)
Etwa 2/3 natürliche Größe

Zur Eigenart dieser Gräbergruppe gehört auch das Auftreten von Waffenfunden[3]), und zwar rituell verbogener Lanzenspitzen in den Grabfunden von Görden[4]), Buchow[5]), Gohlitz[6]) und Schermen[7]) (Friedhof). Von sonstigen Begleitfunden sind kleine eiserne Stielmesser mit geschwungener Klinge, gerade Messer mit abgesetztem Griffdorn, Scheren, kleine Knochennadeln mit profiliertem Kopf, Nähnadeln aus Bronze oder Eisen und eine Halskette aus Bronzeperlen anzuführen[8]). Das Gefäß von Ketzin enthielt einen Halsschmuck aus kleinen Hängeblechen, die an ähnliche Stücke der Hallstattzeit erinnern (Abb. 11'). An Stelle der Gürtelhaken tritt jetzt die Schnalle (Abb. 7a), die aber noch selten ist. Doch enthielt das Grab von Buchow einen stark gebogenen, profilierten, einhakigen Bronzegürtelhaken mit Tierkopf[9]), und ein ganz ähnliches Stück (Abb. 7c) lag in einem Bronzeeimer römischer Herkunft von Plötzin (Abb. 7b, 5d). Ähnliche Eimer sind auch in der Altmark auf Gräberfeldern dieser Stufe gefunden worden[10]). Besonders ein Eimer von Arensberg kommt dem Plötziner sehr nahe

[1]) Auch das nahe verwandte Gräberfeld von Groß-Romstedt bei Apolda (G. Eichhorn, Mannusbibl., Nr. 41) setzt um 50 vor Christo unvermittelt ein und leitet ganz allmählich in die frührömische Zeit hinüber.

[2]) Vgl. u. a. W. Schulz: Funde aus dem Beginn der frühgeschichtl. Zeit. Jahresschrift XI (1925). S. 27f., bes. auch die Zusammenstellung S. 65f. u. die Fundkarte, Abb. 13. — Derselbe: Mannus XX (1928), S. 195f. — K. H. Marschalleck: Das Urnenfeld von Blönsdorf, a. a. O., S. 87.

[3]) Vgl. W. Schulz: Mannus, 3. Ergänzungsband, S. 49.

[4]) O. Felsberg: a. a. O. Abb. 53a.

[5]) Landeskunde III, Taf. XIII, 14.

[6]) Mannus VII, Taf. XL, 11e.

[7]) Mus. Burg.

[8]) Beispiele s. Mannus VIII, Taf. XXXVII—XLIII.

[9]) Landeskunde III, Taf. XIII, 16.

[10]) P. Kupka: a. a. O. S. 75, 78. Taf. XVI, 1. Taf. XVII, 1, 2.

Digitized by Google

und hat auch ſehr ähnliche blattförmige Bügelhalter[1]). Nach H. Willers[2]) ſind dieſe Bronzeeimer in Capua in der Zeit von etwa 125—25 vor Chriſto fabrikmäßig hergeſtellt und über Böhmen auf dem Elbweg in das freie Germanien eingeführt worden. Es mag aber eine längere Zeit gedauert haben, bis ſie aus der Fabrik ihren Weg zu den Elbgermanen gefunden haben, und auch dann noch werden ſie ihrer Koſtbarkeit wegen noch ſo manches Jahrzehnt in Gebrauch geweſen ſein, ehe ſie ausgemuſtert und als Grabgefäße verwendet wurden[3]). Von den aus gleicher Quelle ſtammenden, aber weſentlich jüngeren

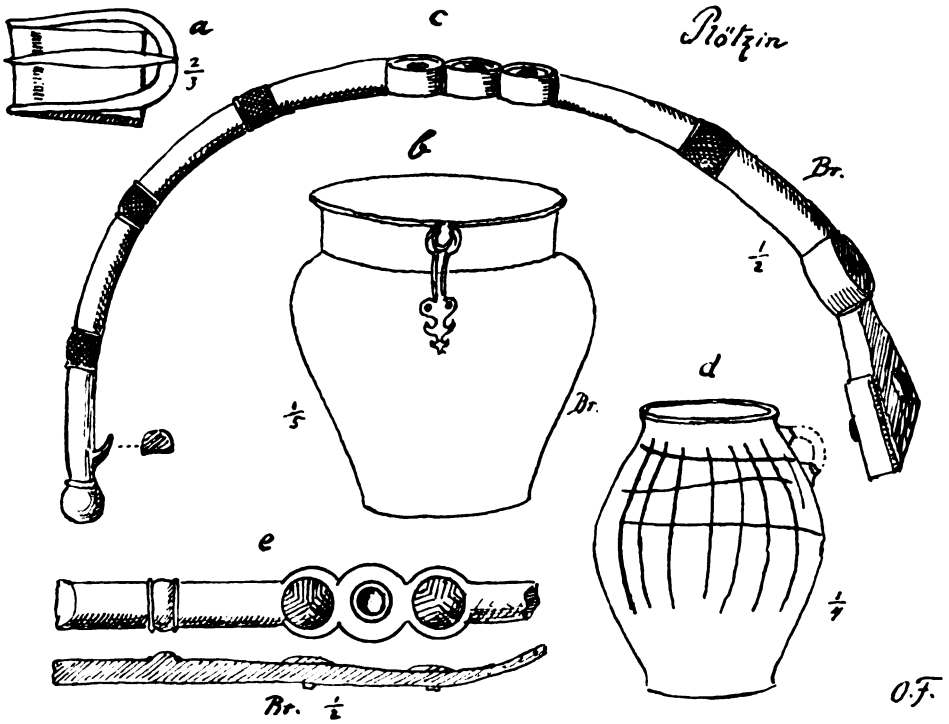


Abb. 7. a Klein-Kreutz (nach Mannus VII, Taf. XLI, 19c). — b—e Plötzin (Muſ. Potsdam)

Kaſſerollen und Siebgefäßen, die zur Weinbereitung dienten und ebenfalls eingeführt wurden[4]), haben ſich nur Bruchſtücke in einem vermutlich erſt der nächſten Stufe angehörigen Urnengrab von Streſow, Kr. Jerichow I (Abb. 14, c—e)[5]), gefunden. Der auf dem Griff angebrachte Fabrikſtempel iſt leider nicht mehr zu entziffern. Zu einer Kelle oder einem ähnlichen Metallgefäß hat wohl auch ein in einen Widderkopf endigender Bronzegriff (Abb. 7Ac) gehört, der zuſammen mit einem ziſelierten Bronzebeſchlagſtück (Abb. 7Ab) und einem an eine Vogelfigur erinnernden Bronzegerät (Abb. 7Aa) in einem Urnengrab bei Potsdam gefunden wurde (St. M. II,

[1]) P. Kupka: a. a. O. Abb. 37.
[2]) Neue Unterſuchungen über die römiſche Bronzeinduſtrie von Capua. 1907, S. 22.
[3]) Dafür ſpricht auch, daß die Henkelöſe an unſerem Stück ganz durchgeſcheuert iſt.
[4]) Willers: a. a. O. S. 69ff.
[5]) Muſ. Magdeburg.

Digitized by Google

1923- 25). Ganz ähnliche Seitenstücke zu dem Gürtelbeschlag aus dem Römerlager von Hofheim i. T.[1]) verweisen das Stück in die Zeit um 50 nach Christo. Ein Gegenstück zu dem Griff mit Widderkopf enthielt ein Grabfund des 1. Jahrhunderts von Rondsen, Kr. Graudenz[2]). — Das Plötziner Grab dürfte wegen des gleichartigen Gürtelhakens mit dem Buchower gleichaltrig sein (um Christi Geburt oder etwas früher). Etwas älter mögen die Bruchstücke eines zweiten Gürtelhakens von Plötzin sein (Abb. 7e), die in einem grauschwarzen Topf von spätlatènezeitlicher Form (Abb. 7d) lagen. Zwei sehr ähnliche Seitenstücke zu den Gürtelhaken von Buchow und dem erstgenannten von Plötzin bildet L. Lindenschmit[3]) aus der Provinz Starkenburg (Rheinhessen) und von Leimbach bei Salzungen ab. Ein drittes fand sich bei Rhoda, Kr. Gifhorn[4]). Dem zweiten Gürtelhaken von Plötzin entspricht ein ganz gleicher von Traunstein (Oberbayern)[5]). Drei weitere Gürtelhaken dieser Art zählt Déchelette[6]) aus Frankreich, dem Elsaß und Niederösterreich auf. Wir haben es also wohl mit Einfuhrware aus dem Keltengebiet in Süd- und Mitteldeutschland zu tun.

Auf der Fundkarte (Abb. 8) habe ich außer den Fundplätzen der frührömischen Zeit im engeren Sinne auch diejenigen eingetragen und durch besondere Zeichen gekennzeichnet, die ich zur Übergangsstufe rechne, und jene Spät-La-Tène-Gräberfelder, auf denen die ersten Anzeichen der kommenden Entwicklung bemerkt werden. Die ganze Fundgruppe ist aber in unserem Gebiet nur recht spärlich vertreten, zumal wenn man bedenkt, daß es sich meistens um ganz kleine Friedhöfe oder um Einzelgräber handelt. Nur auf dem Kruseberg bei Klein-Kreutz sind einige zwanzig Gräber geöffnet worden.

Jünger ist eine zweite Gruppe von Gräberfeldern, die vor allem durch die großen Friedhöfe vom Gallberg bei Fohrde[7]) und Hohenferchesar[8]), vom Mosesberg bei Ketzür[9]), Kr. Westhavelland, und von Nitzahn[10]), Kr. Jerichow II, vertreten wird. Die Keramik dieser Gruppe wird am augenfälligsten durch die bekannte Terrinenform der Mäandergefäße (Abb. 9a, c, h, n) gekennzeichnet. Die Situla ist verschwunden, lebt aber vielleicht in den recht häufigen vasen- oder pokalförmigen Fußurnen (Abb. 9b und f) weiter, die vereinzelt schon auf dem Gräberfeld von Klein-Kreutz[11]) auftauchen. Von den übrigen mannigfachen Formen hebe ich bauchige, flaschenförmige Gefäße (Abb. 9l) und weitmündige Töpfe mit Trichterrand hervor. Eine sehr ungewöhnliche Form zeigt das hohe tonnenförmige Gefäß Abb. 9i.

Neben dem kräftig in Rädchentechnik ausgeführten Mäander und seinen Abarten erscheinen jetzt wieder häufiger Zickzack- und Sparrenmuster (Abb. 9d, e, k, l). Auch das Schachbrettmuster wird einige Male verwendet (Abb. 9m), und das Hakenkreuz ist ein beliebtes Ziermotiv (Abb. 9a), das auf einer

[1]) Annalen d. Nassauischen Geschichts- u. Altertumsvereins, Bd. 40. Wiesbaden 1913. Taf. XII, 2—3.
[2]) Kossinna-Festschrift 1928, S. 43, Abb. 6, 7 (La Baume).
[3]) Altertümer unsrer heidn. Vorzeit, IV, Taf. 51, 1, 3.
[4]) Nachr. 1902, S. 20, Abb. 10.
[5]) Lindenschmit: IV, Taf. 51, 2.
[6]) Manuel d'Archéologie II, 3. S. 155f.
[7]) Voß und Stimming: V, Taf. 1—15.
[8]) Mannus IV, Taf. XLVI—XLVIII u. Slg. Stimming.
[9]) Ebenda. Das Gräberfeld vom Mosesberg liegt auf der Feldmark Ketzür und wird deshalb richtiger nach diesem Ort, nicht nach Butzow, benannt.
[10]) Slg. Stimming.
[11]) Mannus VII, Taf. XLI, 19, XLII, 23.

Digitized by Google

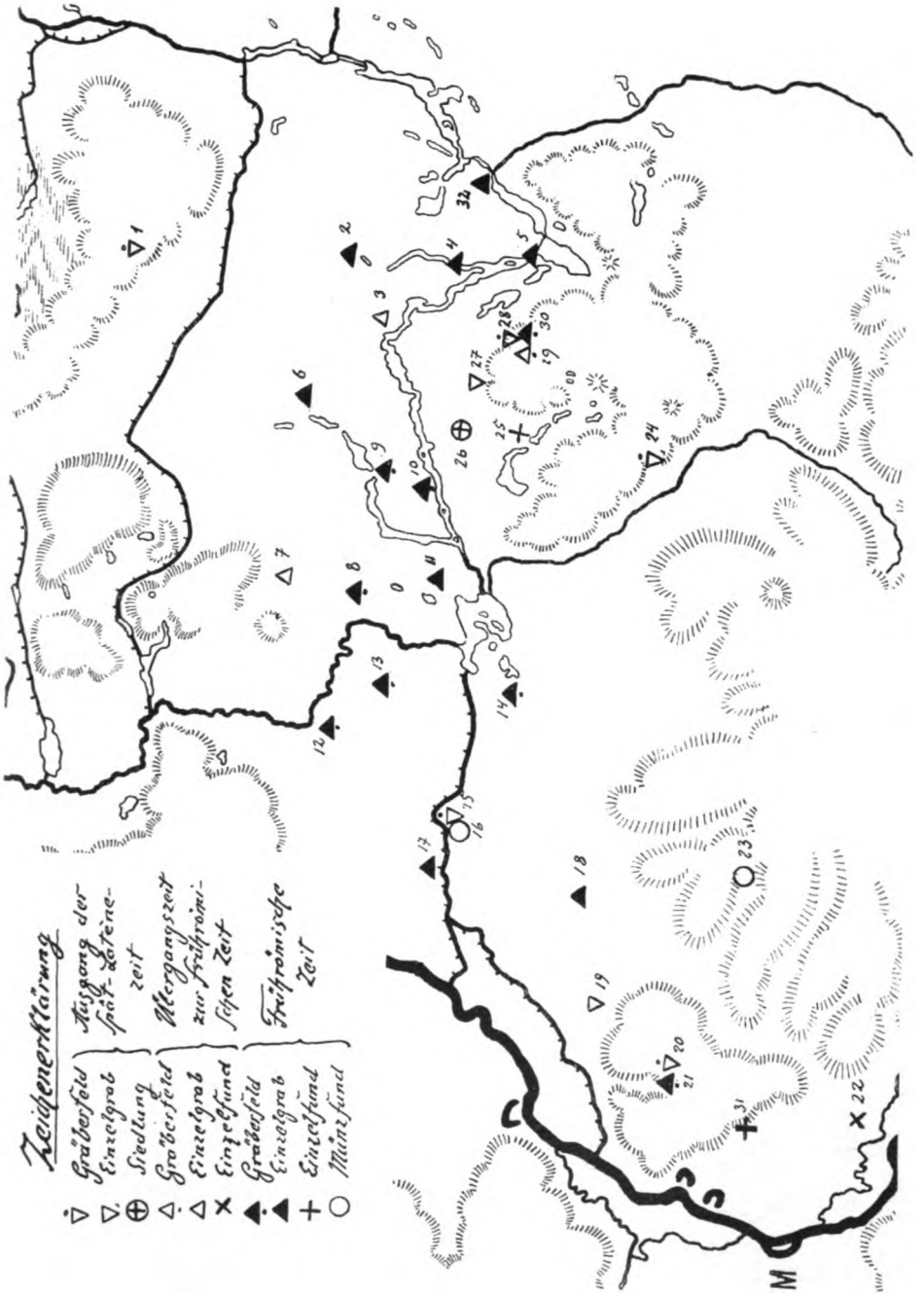


Abb. 8. Funde der ausgehenden Spät-La-Tène-Zeit und der frührömischen Kaiserzeit (etwa 50 vor Chr. bis 75 nach Chr.) im Elbhavelgebiet

Digitized by Google

Beilage I. Fundverzeichnis zu Fundkarte I (Abb. 8)

Nr.	Fundort	Kreis	Fundinhalt	Nachweis	Abbildung	Museum
1	Börnicke	Osthavelland	Gräberfeld der La-Tène-Zeit mit Vorläufern der frührömischen Keramik	—	Abb. 1d	St.-M. Grab 17, 488
2	Buchow-Carpzow, Dreikaiserberg	„	Mäandergefäß mit Augenfibel, Gürtelhaken, Lanzenspitze usw.	Landeskunde III, S. 421, 426	Ebenda, Abb. 236/7 u. Taf. XIII, 12—16	M. M. II, 9297—9302
3	Ketzin, Krickelberg	„	Mäanderurne mit eisernem Messer und Bronzehängeblechen	—	Abb. 1l	M. M. II, 26269—71
4	Leest	Kr. Zauch-Belzig	„Tonsitula“	Bestehorn, S. 168	—	Ketzin
5	Glindow	„	Mäanderurne	—	—	Slg. Stimming
6	Gohlitz	Westhavelland	Tonsitula mit Fibel = A. 2, eiserne Lanzenspitze usw.	Mannus IV, S. 312ff.	Ebenda, Taf. XL, 11. — Abb. 1i	„
7	Garlitz, südlich vom Ort	„	Gehenkelte Tonsitula	—	Abb. 1c	M. M. II, 26210
8	Hohenferchesar, Gallberg	„	2 unverzierte, schwarze Terrinen mit 2 Fibeln = A. 19	Mannus VII, S. 342ff. (= „Fohrde“)	Ebenda, Taf. XLIII, 24, 25. — Abb. 6d	Slg. Stimming
9	Lünow, Mühlenberg	„	Zerstörtes Gräberfeld. — Schwarze Mäanderurne. 3 Fibeln = A. 26, 45, 67	—	Abb. 2f, 6f. Landeskunde III, Taf. XIV, 6, 8	Brandenburg M. M. II, 11555 usw.
10	Klein-Kreutz, Kruseberg	„	Gräberfeld. — Zahlreiche, meist schwarze Mäanderurnen. Fibeln = A. 2, 19, 45, 48 usw.	Mannus VII, S. 342ff.	Ebenda, Taf. XXXVII-XLII. Abb. 2d, g, 6b, c, e	Slg. Stimming, Brandenburg
11	Görden, Landesanstalt	St. Kreis Brandenburg	Schwarze Urne mit Rädchenmäander Eiserne Spät-La-Tène-Fibel, Lanzenspitze usw. angeblich aus derselben Urne (!)	Felsberg, S. 28 „Götze-Archiv“	Ebenda, Abb. 54, 54a—d	Verschollen
12	Milow	Jerichow II	Gräberfeld. — Unverzierte Tonsitula	—	Abb. 1e	Slg. Stimming
13	Nitzahn	„	Gräberfeld. — Tonsitula mit Rädchenmäander	—	Abb. 3a	„
14	Großwusterwitz	„	Gräberfeld 2 Tonsitulen, mehrere Terrinen Fibeln wie A. 2 und 19	Mannus VII S. 242ff.	Ebenda, Taf. XLIII, 26—29 Abb. 1f—h, 3b	„ Brandenburg

Digitized by Google

15 u. 16	Genthin	Jerichow II	Kleines Gräberfeld mit schwarzer, spätlatènezeitlicher Tonware Bronzeaß der Antonia († 39), Gattin des Nero Drusus. Barbarische Nachprägung	 Hansen Nr. 13	Abb. 2a	St.-M. I 4211—14 Genthin
17	Alten-Plathow Kirchhof	„	Schwarze, unverzierte Tonsitula	—	Abb. 1b	Genthin
18	Gladau	„	Schwarze Terrine mit Rädchenmäander	—	Abb. 1k	Privatbesitz
19	Reesen	„	Schwarze Terrine mit Matt- und Glanzstreifen	—	Abb. 2c	St.-M. II 5023
20 u. 21	Schermen a) Eckerberg b) am neuen Friedhof	Jerichow I	Gräberfeld der La-Tène-Zeit. „Krause" mit strichgefülltem Ritzmuster Gräberfeld. — Schwarze Terrine mit Rädchenmäander. Rollenkappenfibel, Lanzenspitze usw. — Brandgrube mit Fibel = A. 19	 	Abb. 5a, b Abb. 2h, 5c	Burg „
22	Pretzien, nahe der alten Elbe	„	Eisenfibel wie A. 2, doch ohne Bügelscheibe, aus zerbrochener Urne	—	—	St.-M.
23	Groß-Lübars	„	Bronzeaß des Augustus (31—14)	Hansen Nr. 5	—	Genthin
24	Cammer	Zauch-Belzig	Gräberfeld der La-Tène-Zeit 2 Tonsitulen mit Spät-La-Tène-Fibeln	P. Z. 1928, S. 212ff.	Ebenda, Taf. 13, 9 u. 33, 36. — Abb. 1a, 4b	Slg. Marschalleck, Groß-Kreutz
25	Trechwitz, alte Dorfstelle	„	Augenfibel (Einzelfund)	Lehrer Busch (Trechwitz) briefl.	Abb. 6a	Berlin, St.-M. If 8406
26	Götz, alte Dorfstelle	„	Scherbe mit strichgefülltem Zinnenmuster und Hakenkreuz. — Wohnstelle	—	Abb. 4c	Slg. Marschalleck
27	Groß-Kreutz, im Ort	„	Weitmundiger Topf mit Vorläufer des Mäanders	—	Abb. 4a	„
28—30	Plötzin, Kolonie Neu-Plötzin	„	Gräberfeld. — Randscherbe einer Tonsitula (?) mit strich- und tannenzweiggefülltem Stufenmuster Bronzeeimer mit Bronzegürtelhaken Schwarze Tonware mit Rädchenverzierung	—	Abb. 4d Abb. 5d, e, 7b—e Abb. 2b–e	Potsdam
31	Gerwisch, Binnendünen	Jerichow I	Scherben von Tonsitulen mit Rädchenmäander	—	—	Magdeburg
32	Potsdam, Neues Palais	Stadtkreis	Urnengrab mit Bronzebeigaben provinzialrömischer Herkunft	—	Abb. 7A a—c	St.-M. II 1923—25

Digitized by Google

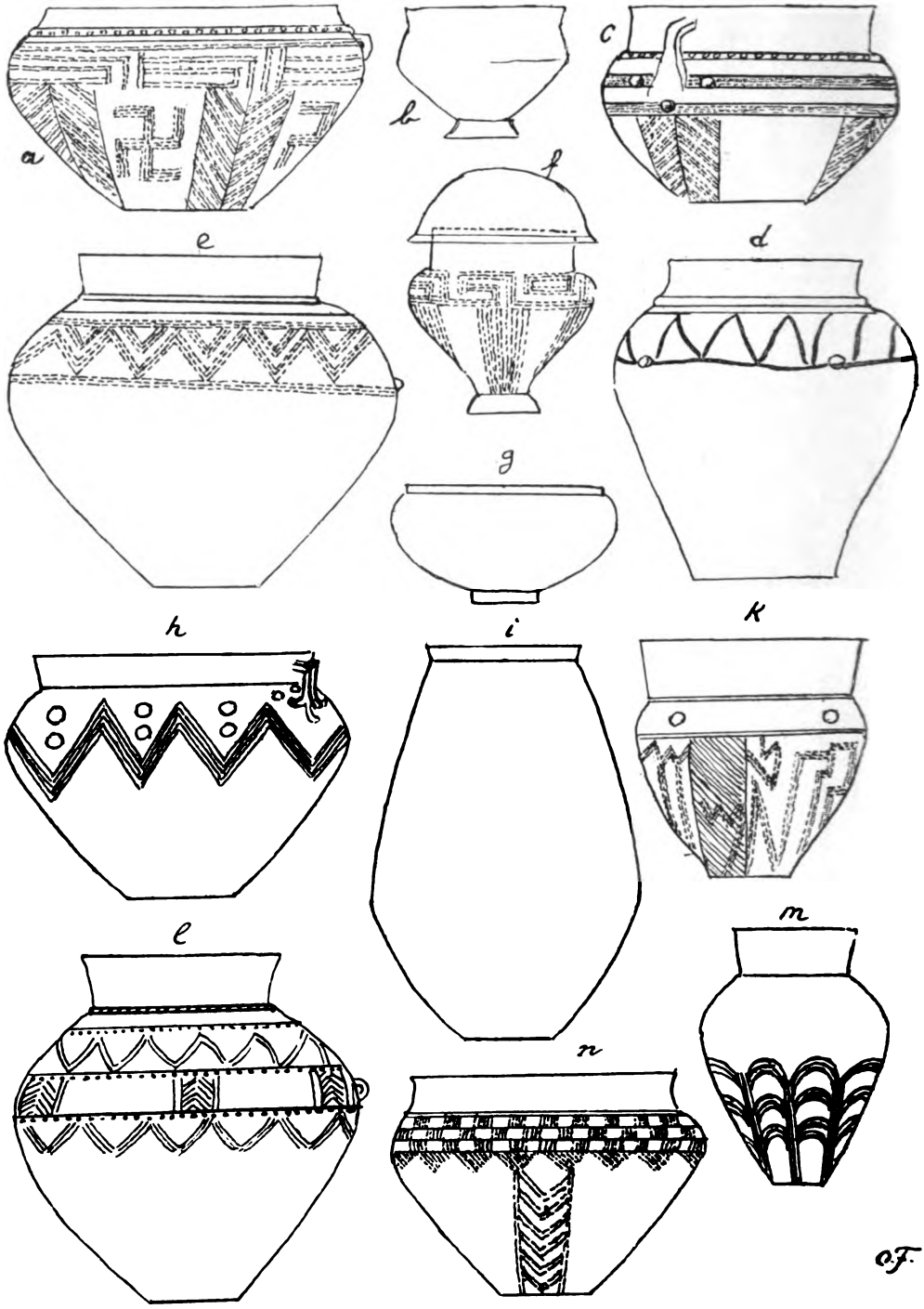


Abb. 9. a—d Ketzür (Muſ. Brandenburg). — e, h—m Hohenferchesar. — f, g Nitzahn. — n Fohrde. — $^1/_6$ natürliche Größe

Digitized by Google

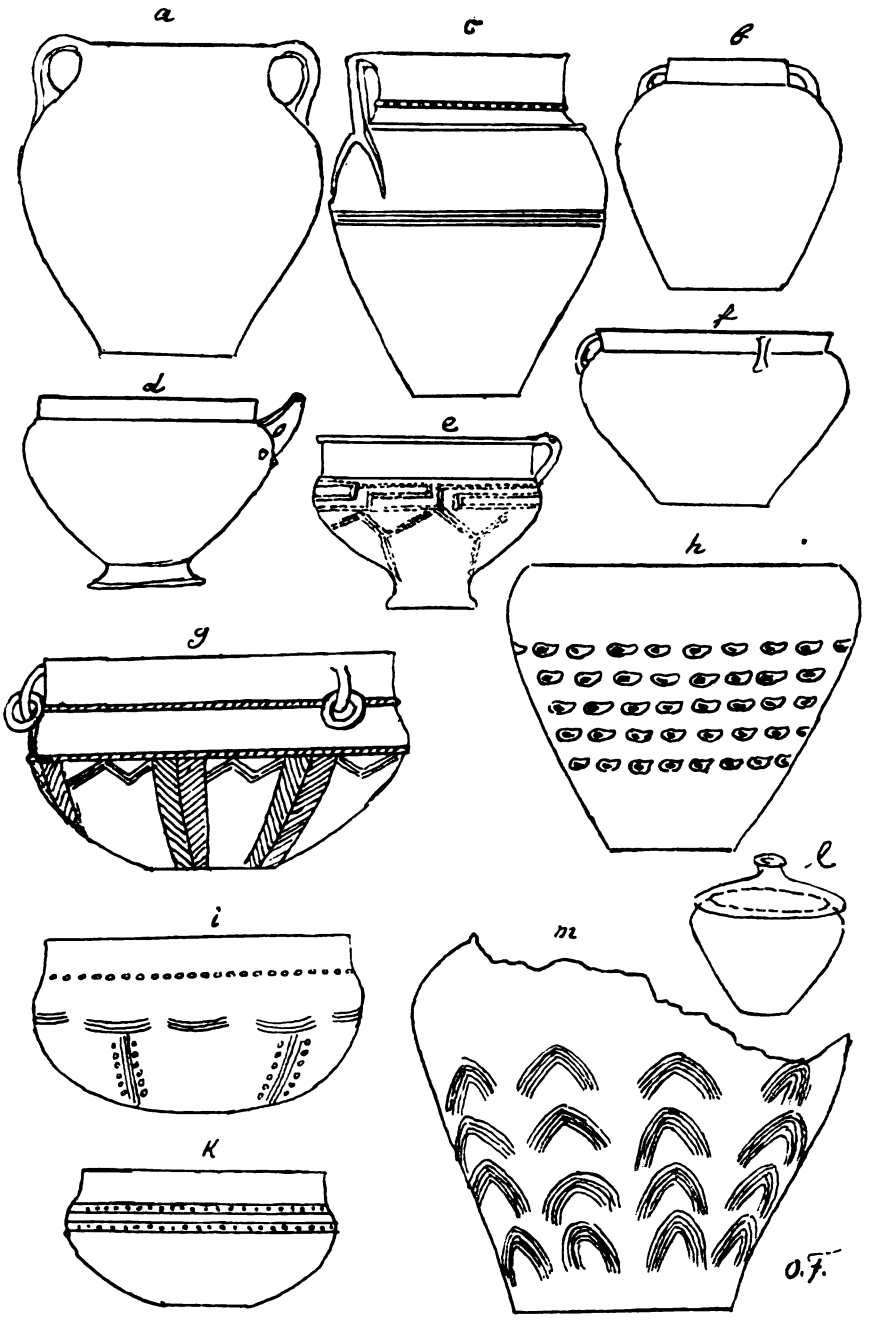


Abb. 10. a, d, f Fohrde. — b, g—l Hohenferchesar. — c Retzür. — e Nitzahn. — m Trechwitz (a St.-M. — b Mus. Brandenburg. — c, d—k Slg. Stimming. — l Slg. Marschalleck). — 1/6 natürliche Größe

Digitized by Google

schönen Flasche von Nitzahn[1]) im Wechsel mit einem gleicharmigen Kreuz und einer blumenähnlichen Figur auftritt.

Die Henkel laufen häufig in zwei oder drei Zipfel aus (Abb. 9h; 10c) und werden nicht selten von Buckelchen, Zapfen oder Leisten begleitet (Abb. 9c, k), die auch selbständig auftreten. — Eine eigentümliche Henkelbildung mit enger röhrenförmiger Durchbohrung zeigen zwei Gefäße von Fohrde (Abb. 10d und Voß und Stimming V, Taf. 10, 27) und eins von Nitzahn (Abb. 10e). Als Vorläufer der „Henkelgußurnen" der Völkerwanderungszeit[2]) kommen sie aber wohl kaum in Betracht. Einhenkelige Kannen finden sich öfters (Abb. 10c); zweihenkelige Töpfe kommen mehrfach auf den Gräberfeldern vom Gallberg (Abb. 10a, b) sowie in einem Einzelfund von Ketzin (St. M. If 8312) vor. Sie erinnern an den „Fuhlsbütteler Typ" der Langobardengräber Ostholsteins (Plettke, S. 37f.). Sie wie auch ein dreihenkeliger Topf von Fohrde (Abb. 10f)[3]) lassen auf ostgermanische Beziehungen schließen[4]).

Der Inhalt dieser Gräber ist meist recht reichhaltig. Vor allem erscheinen die für die Zeitbestimmung so wichtigen Fibeln in großer Zahl. Als Material wird Bronze, Eisen und Silber verwendet. Auch Goldbelag kommt vor (Abb. 11h). Sie gehören fast ausschließlich dem 2. Jahrhundert an. Auch die Fibel von Fohrde (Voß und Stimmung V, Taf. X 5, 15c = Preidel IV b, 3), die Preidel dem letzten Drittel des 1. Jahrhundert zuweist, fand sich in Begleitung einer Fibel (Taf. 5, 15h = Preidel V b, 4), die nach Preidel überwiegend dem Anfang des 2. Jahrhunderts angehört. Die große Mehrzahl der Fibeln erweist sich als Vertreter der Almgrenschen Gruppen IV und V, also der kräftig profilierten Fibeln und der von ihnen abgeleiteten Sonderformen, häufig erscheint die „Trompetenfibel" (Preidel IV b, 4, 5 = Abb. 11a). Eine seltene Abart (Pr. IV c, 2) derselben fand sich bei Hohenferchesar (Abb. 11g) und Fohrde (St. M. If, 2061a), ebenda eine provinzialrömische Nebenform (Abb. 11e) wie Almgren 101, die Kupka[5]) auch aus der Altmark anführt. — Nicht selten ist die S-Fibel (Pr. IV b, 4) mit oder ohne Fußknopf (Abb. 11k; 12a). Eine verwandte Form mit unterer Sehne (A. 193 = Pr. V b, 5), die Almgren zu seiner Gruppe VII rechnet, wird von Preidel ebenfalls dem ausgehenden 2. Jahrhundert zugewiesen. Sie fand sich je einmal bei Cammer (Abb. 10o) und Kemnitz[6]) (Kr. Zauch-Belzig). — Sehr häufig erscheinen die verschiedenen Abarten der Kniefibeln (Pr. V b, 7—9; Abb. 11c, f, h, m, n). Eine solche von Gutenpaaren (Kr. Westhavelland)[7]) mit doppelter Spiralrolle ist eine Vorläuferin der im 3. Jahrhundert namentlich bei den Ostgermanen beliebten Zweirollenfibeln

[1]) Kossinna: Vorgeschichte[4], Abb. 511 („Westhavelland"). Slg. Stimming.

[2]) Vgl. F. Roeder: Mannus, 7. Ergänzungsband, S. 190ff.

[3]) = Voß und Stimming V, Taf. 8, 21; hier verzeichnet.

[4]) Kossinna: Z. f. Ethn. 1905, S. 404. Blume: S. 128ff. Plettke: S. 54.

[5]) Altmärkische Fibeln, Jahresschrift 9, S. 28. Abb. 31. (4 Exemplare von Zethlingen).

[6]) G. S. Treverus (Treuer), Anastasis veteris germani germanaeque feminae usw. Helmstedt 1729. Abb. V. — Als Fundort bezeichnet Treuer das Gut des Herrn von der Marwitz bei Potsdam. Bekmann, S. 444 nennt Groß-Kreutz oder die filia Kemnitz. Nur letzteres kann gemeint sein, das nach Fidicin, die Territorien der Chur- und Mark Brandenburg, III, S. 29, damals in Marwitzschem Besitz war, während Groß-Kreutz der Familie von Hacke gehörte.

[7]) Almgren, Beilage I, 22, führt diese Fibel an unter der Bezeichnung „zwischen Brandenburg und Paretz", unter der sie in der Sammlung des M. M. ausgezeichnet ist. Aus den Museumsakten konnte ich Gutenpaaren als Fundort ermitteln.

Digitized by Google

(Abb. 11d). Auch die breiten Bronzeblechfibeln (Pr. V c, 6/7) sind eine häufige Erscheinung. Eine Nebenform mit doppeltem Sehnenhaken (wie A. 154) fand sich bei Fohrde (Abb. 12h) und Nitzahn (Sammlung Stimming). Ebensowenig fehlen die breiten S-förmig gebogenen Fibeln (Pr. V c, 1, 2;

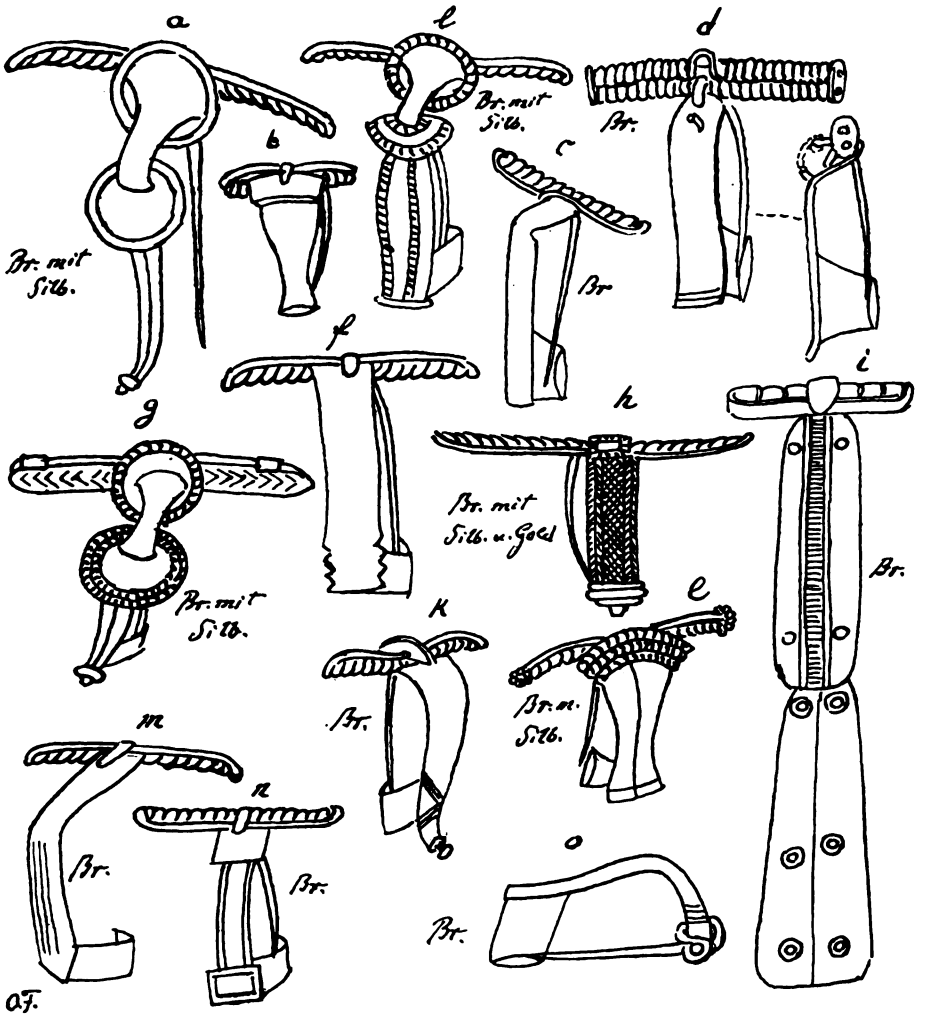


Abb. 11. a, c, k Nitzahn (Slg. Stimming, c Mus. Brandenburg). — b Jeserig (Mus. Brandenburg). — d Gutenpaaren (M. M.). — e—h, l—n Hohenferchesar (Slg. Stimming). — i Werder (M. M.). — o Cammer (Mus. Emmerich). — 1/1 natürliche Größe

Abb. 12i). Auch Einsprossenfibeln (Pr. V b, 12—14) sind mehrfach gefunden worden (Abb. 11b, l; 12c, n).

Die Fibeln mit zweilappiger Rollenkappe (Almgren, Gruppe II) erscheinen auf diesen Gräberfeldern ebenfalls zahlreich und nur in ihren späteren, dem 2. Jahrhundert angehörigen Entwicklungsstufen (Pr. II, 4, 5;

Digitized by Google

Abb. 12g)[1]). Die ostgermanische Form mit Sehnenhülse (Pr. II, 11) fand sich nur einmal bei Fohrde[2]). Eine späte ostdeutsche Form der Augenfibeln (Pr. III, 5) wurde in zwei Exemplaren bei Werder (Abb. 11i) und in einem bei Kartzow[3]) (Kr. Osthavelland) gefunden.

Selten erscheinen im Havelland die provinzialrömischen Scharnierfibeln (Fohrde[4]), Hohenferchesar[5]) = Abb. 12k). Von Fohrde besitzt das Staatsmuseum auch eine Scheibenfiebel mit Scharniereinrichtung (Abb. 12m). Häufiger kommen die etwas jüngeren germanischen Nachbildungen der Scheibenfibeln mit Armbrustkonstruktion vor [Fohrde[6]), Nitzahn (Abb. 12l, m), Hohenferchesar (Abb. 12e, o)]. Bei der letzteren ist der sonst meist abgeschmolzene Emailbelag noch erhalten.

Zu einer provinzialrömischen Abart der kräftig profilierten Fibeln (A. 86) von Fohrde (Voß und Stimming V, Taf. 5, 13b) gibt es ein Seitenstück aus Oberschlesien[7]), das den Weg vermuten läßt, auf dem die Fibel aus ihrem Ursprungsland Ungarn[8]) ins Havelland gelangt sein mag.

Ins 3. Jahrhundert setzt Kossinna[9]) eine ostgermanische Sonderform von Hohenferchesar, und in die Zeit um 200 oder etwas später dürften nach ihm auch die Sonderformen Abb. 12b und d gehören[10]). Dagegen sind die für das 3. Jahrhundert bezeichnenden zweigliedrigen Armbrustfibeln mit hohem Nadelhalter äußerst selten. Die S. 140 schon erwähnten Fibeln von Cammer und Kemnitz gehören wahrscheinlich noch dem 2. Jahrhundert an, und auch die Fibel von Raben (Zeitschr. f. Ethn. 1896, Taf. IX, 2) ist einer frühen Form (= A. 213) verwandt, die Almgren[11]) neuerdings in die Zeit um 200 setzt. Die ebenfalls dem 3. Jahrhundert angehörigen Armbrustfibeln mit umgeschlagenen Fuß fehlen vollständig.

Die zweite Gruppe unserer Gräberfelder fällt also ganz überwiegend in das 2. nachchristliche Jahrhundert. Einige wenige Gräber mögen noch in den Ausgang des 1. Jahrhunderts zurückreichen, etwas mehr setzen sich noch in den Anfang des 3. Jahrhunderts fort. Dafür spricht auch das Vorkommen von Gefäßformen (Abb. 10g, h, i, k), die schon zu den Schalen- und Napfurnen der spätrömischen Zeit überleiten. Auch der entartete Mäander auf dem Gefäß Abb. 9k und auf einem den Schalenurnen verwandten Gefäß von Nedlitz, Kr. Osthavelland (Landeskunde, Textabb. 244) ist offenbar eine späte Erscheinung.

In Männergräbern finden sich jetzt wieder häufiger Waffen, vor allem eiserne Lanzenspitzen mit flachem Blatt, seltener Gratlanzen, ferner ein- und zweischneidige Schwerter und kleine eiserne Streitäxte[12]). In einem Grab bei Wachow, Kr. Westhavelland, hat sich die Bronzeeinfassung eines sechseckigen

---

[1]) Außer den von Almgren, Beilage I, 4 aufgeführten Fundorten sind noch zahlreiche Exemplare von Hohenferchesar, Nitzahn und Ketzür aus der Stimmingschen Sammlung zu nennen.
[2]) Voß und Stimming V, Taf. 10, 25a, b.
[3]) M. M. II, 11555. Landesk. III, Taf. XIV 7.
[4]) Voß und Stimming V, Taf. 11, 31a.
[5]) Vgl. R. Stimming in P. Z. 1914, S. 199.
[6]) Voß und Stimming V, Taf. 5, 13b.
[7]) P. Z. 1918, S. 115, Abb. 23 (M. Jahn).
[8]) Almgren: S. 44.
[9]) Vorgeschichte, S. 199, Abb. 413.
[10]) Nach frdl. briefl. Auskunft.
[11]) O. Almgren und B. Nerman: Die ältere Eisenzeit in Gotland. Stockholm 1923, S. 133ff.
[12]) Vgl. die Zusammenstellung bei Jahn, Bewaffnung, Beilage I, S. 246ff.

Digitized by Google

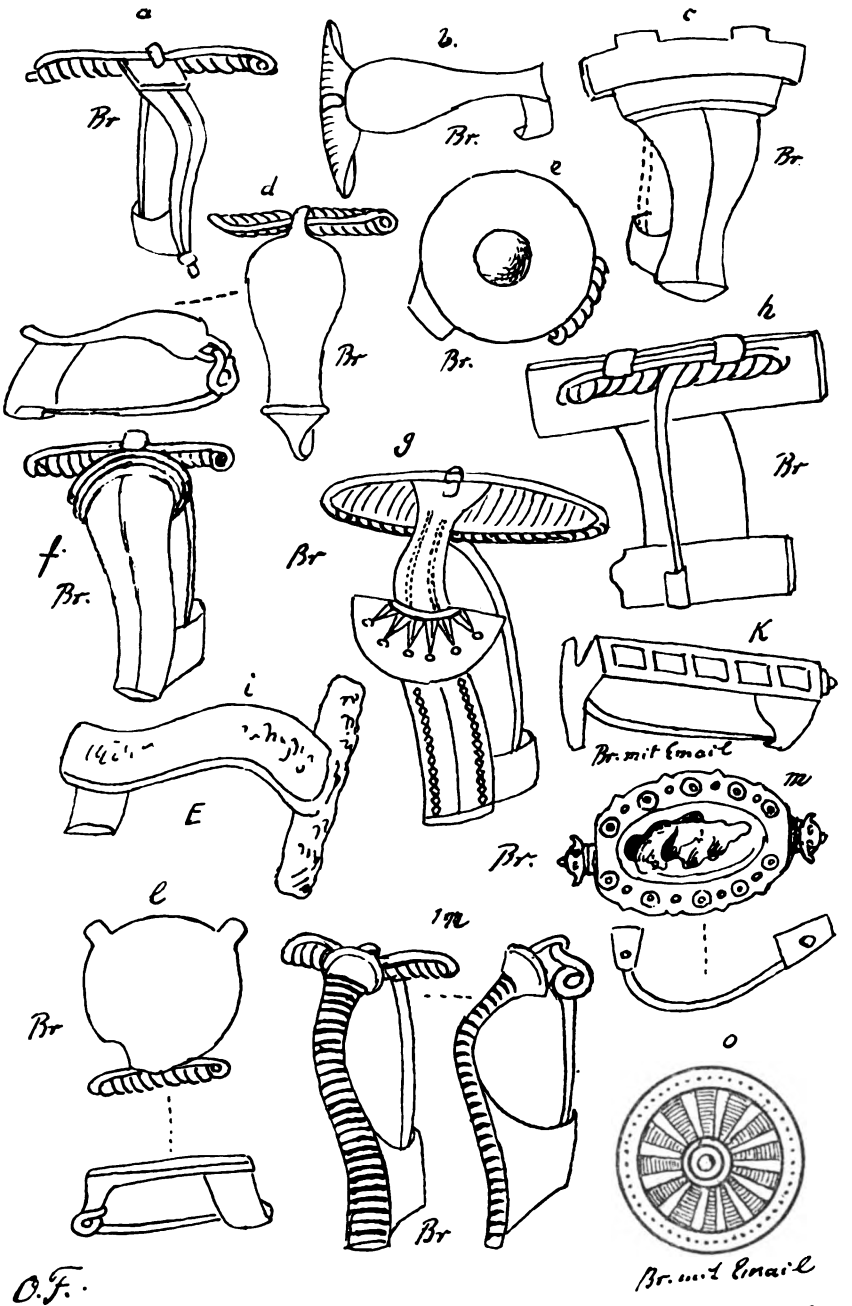


Abb. 12. a, b, e, g, i, k, o Hohenferchesar. — c, f, h, m Fohrde. — d, l Nitzahn. — n Werder. — o Bronze mit Email: Rand Bronze, Zentrum und Radien weiß auf blauem Grund. — (a—e, g, i—l, o Slg. Stimming. — f, m St.-M. — h nach Voß und Stimming V, Taf. 5, 14b. — n M. M.). — $^1/_1$ natürliche Größe

Digitized by Google

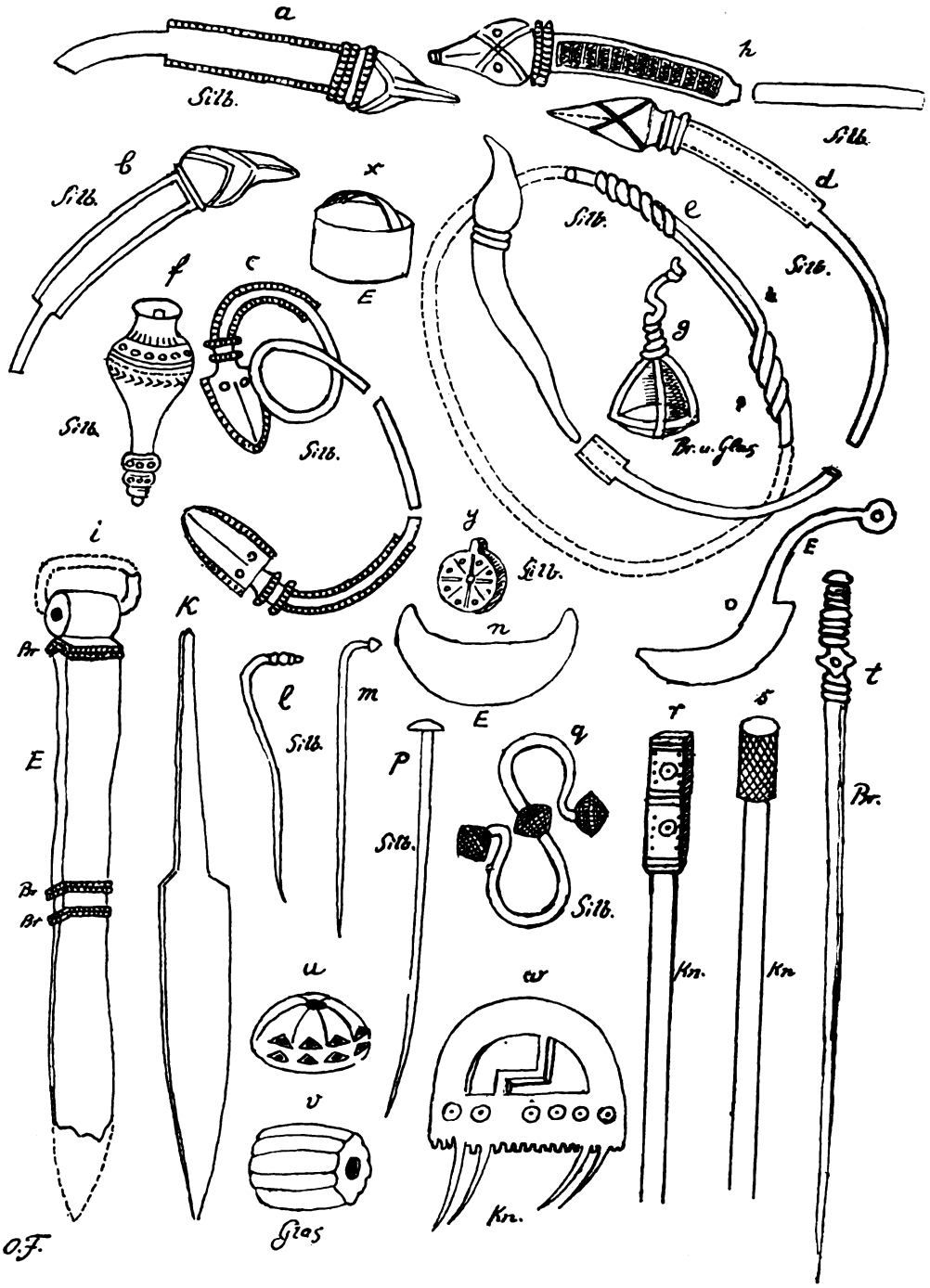


Abb. 13. a—g, i—v Hohenferchesar (Slg. Stimming). — h Raben (St.-M.). — x, y Fohrde (nach Voß und Stimming V, Taf. 5, 13a; 6, 16f.). — Etwa $^1/_1$ natürliche Größe. — i, k, n, o etwa $^1/_2$ natürliche Größe

Digitized by Google

Holzschildes erhalten[1]). Häufiger fanden sich eiserne Schildbuckel, die teils in einen spitzen Stachel, teils in eine stumpfe Stange auslaufen, und die zugehörigen Schildfesseln[2]). Wie der germanische Reiter sein Roß aufzäumte, veranschaulicht eine einzigartige in Rädchentechnik ausgeführte Zeichnung auf einer Mäanderurne von Hohenferchesar[3]). Soweit sich diese Funde datieren lassen, bestätigen sie das Ergebnis, das wir durch die Betrachtung der Fibelfunde gewonnen haben. Die Stachelbuckel kommen in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts auf und reichen nur wenig in das 3. Jahrhundert hinein. Die Stangenbuckel treten im Elbgebiet schon früher auf, halten sich aber ebenfalls bis ins 3. Jahrhundert hinein[4]). Von den Schildfesseln vertritt nur ein Exemplar von Fohrde (Voß und Stimming V, 1, 1) einen jüngeren Typ, der um 200 auftritt und sich durch das ganze 3. Jahrhundert erhält[5]).

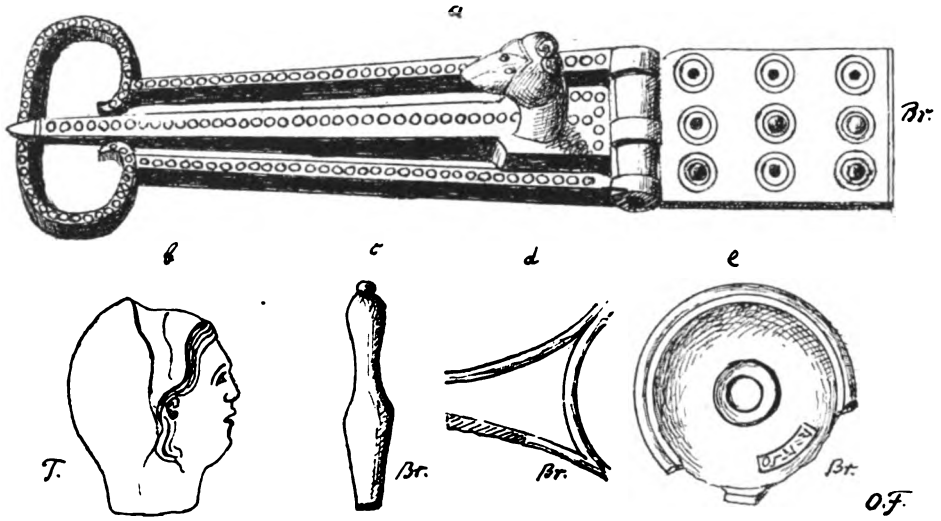


Abb. 14. a Ketzin (St.-M.). — b Kemnitz (Mus. Potsdam). — c—e Stresow (Mus. Magdeburg). — a, b $^4/_5$; c—e etwa $^1/_3$ natürliche Größe

Auch die Stuhlsporen von Hohenferchesar[6]) und die Knopfsporen von Fohrde[7]) sind späte Formen aus dem Ausgang des 2. oder dem Anfang des 3. Jahrhunderts.

Zur Ausrüstung des Mannes gehört ferner eine Schere, ein Pfriemen, ein Feuerstahl, ein großes eisernes Messer mit Griffdorn (Abb. 13k) sowie ein halbmondförmiges Rasiermesser (Abb. 13n), und ein Wetzstein. Seltener sind kleine eiserne Stielmesser mit geschwungener Klinge (Abb. 13o). Eine seltene Messerform (Abb. 13i) mit dickem vierkantigem Griff und einer Vorrichtung zum Anhängen am Gürtel versehen, stammt aus einem Frauengrab.

Gürtelschnallen aus Eisen oder Bronze finden sich in Männer- und

[1]) Mannus IV, Taf. XLV.
[2]) Beispiele von Waffen bei Voß-Stimming a. a. O. und K. Stimming, Mannus IV, S. 309ff. Taf. XLIV—IL.
[3]) Vorgeschichte, S. 199, Abb. 412.
[4]) Jahn: a. a. O. S. 178.
[5]) Ebenda, S. 190 (Typ 9).
[6]) Jahn: Reitersporn, Anhang Nr. 119—128.
[7]) Ebenda, Nr. 441—444.

Digitized by Google

Frauengräbern. Neben den einfachen halbkreisförmigen oder rechteckigen eingliedrigen Schnallen ist auch die „Krempenschnalle" mit oder ohne Riemenkappe nicht selten[1]); vereinzelt steht dagegen eine „Ringschnalle" von Ketzür (Mannus IV, Taf. XLVIII, 9b). Unter den Schnallen mit zweigliedrigem Rahmen und Riemenkappe hebe ich eine schöne verzierte Bronzeschnalle mit eingerollten Bügelenden aus einem Urnengrab von Ketzin (Abb. 14a) hervor. Auf dem langen Dorn ist ein plastischer Tierkopf aufgesetzt. Eine ähnliche, aber viel einfacher gehaltene Schnalle stammt von Wagenitz, Kr. Westhavelland[2]). Die diese Schnallen begleitenden schlanken Riemenzungen liegen oft in größerer Zahl in einem Grab. Eine späte flache Form mit durchlochter Scheibe nahe dem Ende (Voß und Stimming V, Taf. 13, 37ā) fand sich nur einmal bei Fohrde. Nach Blume (S. 55) gehört sie bereits dem 3. Jahrhundert an.

Die Frauengräber werden vor allem durch Spinnwirtel aus Ton, selten aus Stein und durch Nähnadeln aus Bronze gekennzeichnet. Knochenkämme mit halbkreisförmigem, meist durchbrochenem Griff (Abb. 13w) wurden von Männern und Frauen getragen, ebenso kleine Nadeln aus Silber oder Bronze (Abb. 13l, m), die meist in größerer Zahl beieinander liegen. Auch große Schmucknadeln aus Knochen (Abb. 13r, s), seltener aus Bronze (Abb. 13t) kommen vor. Als Haarband dienten verzierte Bronze- oder Silberblechstreifen mit hakenförmig umgebogenen Enden, die sich besonders häufig auf den Gräberfeldern des Gallbergs fanden. Bunte Glasperlen (Abb. 13u, v) und kleine S-förmig gebogene silberne und bronzene Schließhaken (Abb. 13g) gehörten wohl zu einem Halsschmuck. Recht selten sind kleine berlockartige Anhänger (Abb. 13f, g, x, y), die im 2. Jahrhundert namentlich bei den Ostgermanen in Mode kamen[3]). Als Anhänger hat wohl auch eine Kaurimuschel gedient, die auf einer Siedlungsstelle bei Jeserig, Kr. Zauch-Belzig, gefunden wurde. Diese aus südlichen Meeren eingeführte Schnecke wurde besonders bei den Ostgermanen in kreuzweis übereinandergelegten Blechstreifen gefaßt, ähnlich wie Abb. 13g; bei unserem Stück ist die Fassung jedoch nicht erhalten.

Aus Frauengräbern stammen ferner Armreifen aus Silberdraht mit umgewickelten Enden (Abb. 13e). Sie fanden sich mehrfach bei Hohenferchesar (Sammlung Stimming), wo sie auch zusammen mit sogenannten Tierkopfarmbändern[4]) vorkommen (Abb. 13a—d). Ein ähnliches Paar aus Fohrde ist bereits von Voß und Stimming (V, Taf. 1, 2) veröffentlicht. Bruchstücke von zwei weiteren stammen von Wagenitz, Kr. Westhavelland (M. M. Blume, S. 82) und von Raben, Kr. Zauch-Belzig (Abb. 13h). Ihre Zeitstellung wird durch die sie begleitenden Fibeln beleuchtet, die alle der ersten Hälfte bzw. der Mitte des 2. Jahrhunderts angehören[5]).

Zur Ausstattung der Frauengräber gehört nicht selten auch ein eiserner

---

[1]) Z. B. Voß und Stimming V, Taf. 6, 16b.

[2]) Landeskunde III, Taf. XVI, 24.

[3]) Kossinna: Z. f. Ethn. 1902, S. 399.

[4]) Näheres über diese interessante Armbandgattung s. bei Blume, S. 64ff. und G. Kossinna, Mannus 14, S. 131ff.

[5]) Hohenferchesar (Slg. Stimming), Grab 30 (Abb. 13c): 2 Fibeln = Pr. IVc, 2 (Abb. 11g); 1 = Pr. Vc, 6/7. — Grab 60 (Abb. 13a): 2 = Pr. Vb, 8 (Abb. 11f, m) = 1 ähnlich Pr. IVc, 4 (aber ohne Fußknopf). — Grab 98 (Abb. 13d): 1 = Pr. IVc, 4 (ohne Fußknopf). — 1 = Pr. Vb, 13 (Abb. 11l); Bruchstücke einer Rollenkappenfibel. — Grab 107 (Abb. 13b): 1 = Pr. IVb, 4; 1 = Pr. Vb, 13. — Raben: 2 = Pr. Vb, 4. — Wagenitz: 2 = Pr. II, 5.

Digitized by Google

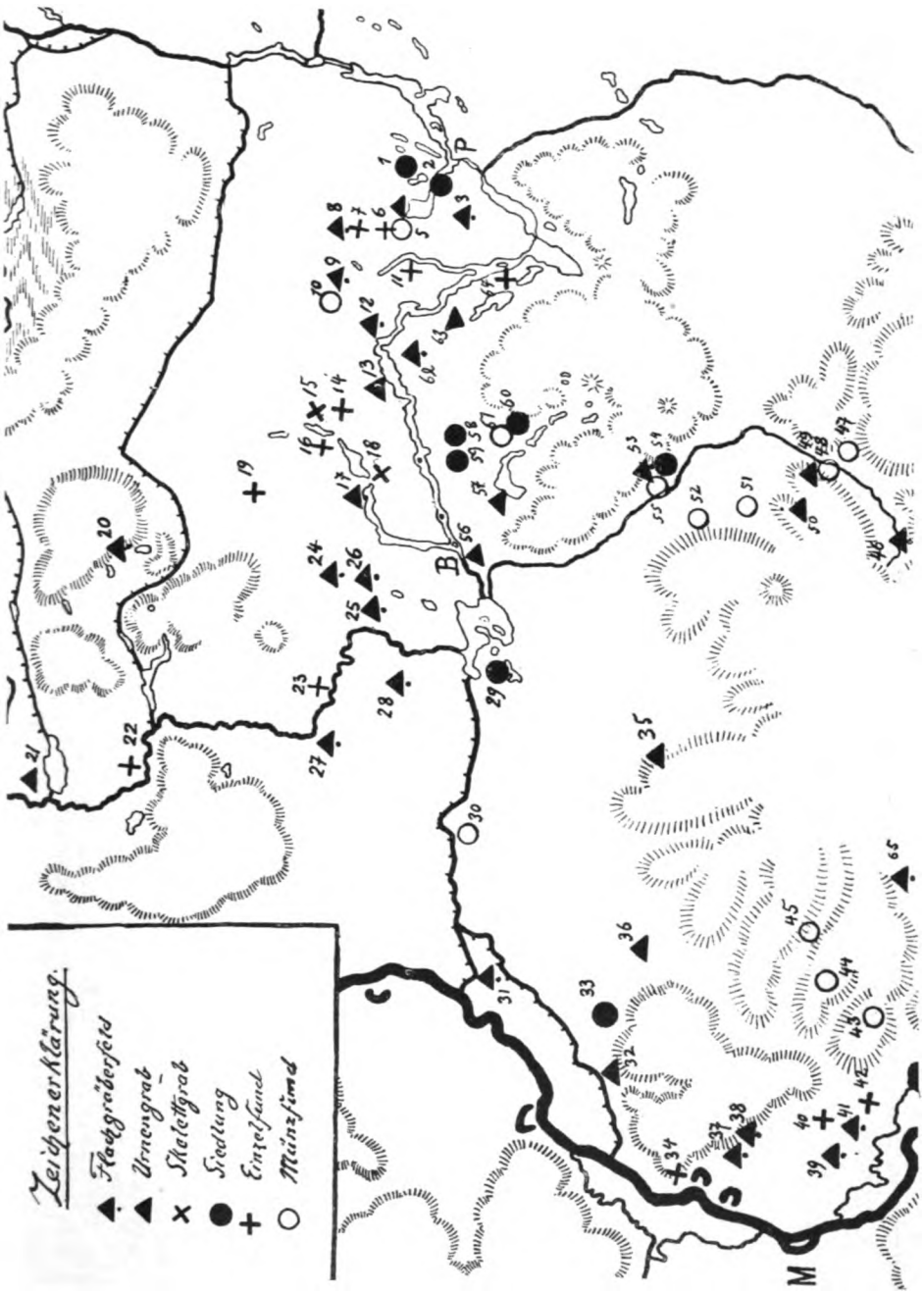


Abb. 15. Funde der mittleren römiſchen Kaiſerzeit (etwa 75—225 nach Chr.) im Elbhavelgebiet

Digitized by Google

Beilage II. Fundverzeichnis zu Fundkarte II (Abb. 15).

Nr.	Fundort	Kreis	Fundinhalt	Nachweis	Abbildung	Museum
1	Krampnitz Schwarzer Berg	Osthavelland	Siedlungsstelle. — Pfostenhaus Mäanderscherben, Gerätschaften usw.	Bestehorn, S. 169	—	Potsdam
2	Nedlitz, Hügel im Gelände des jetzigen Kanals	„	Siedlung. — Mäandergefäße und Scherben usw.	Landeskunde III, S. 427	Ebenda, Abb. 244	M. M. Potsdam
3	Bornim, am Westausgang des Dorfes	„	Gräberfeld? — Urnen und Scherben der römischen Kaiserzeit	Nachr. 1903, S. 44	—	Potsdam
4 u. 5	Fahrland, Kirchberg	„	Eisernes Messer aus einer Urne, 3 römische Kupfermünzen (Gepräge undeutlich	Wagener, S. 235 v. Ledebur, S. 42	—	St.-M. II 1337, 1974
6	Satzkorn, Werder am Jubelitzsee	„	Scherben mit Mäanderverzierung	Bestehorn, S. 168	—	Potsdam
7	Kartzow	„	Späte Augenfibel = A. 60/61	—	Landesk. III, Taf. XIV, 7	M. M. II 11553
8	Priort	„	Schwarze Mäanderurne mit Bronzefibel = A. 29 und eiserne Lanzenspitze	—	—	St.-M. If. 3668/70
9 u. 10	Buchow-Carpzow, a) Fichtenberg	„	Zerstörtes Gräberfeld Scherben	—	—	St.-M.
	b) Torfstich		Münzen des Vespasian (69—79), Trajan (98—117) und der Faustina I.	Berl. Münzblätter V, S. 225	—	—
11	Utz	„	Bügel einer Bronzefibel = A. 26—29	—	—	Potsdam
12	Ketzin, a) Tongrube westlich Ketzin	„	Zweihenklige schwarze Urne	—	—	St.-M. If. 8312
	b)		2 Urnengräber mit Bronzeschnalle, Bronzefibel = A. 138/139 und Spinnwirtel	—	Abb. 14a	If. 5806/9
13	Guten-Paaren, „an den Havelbergen"	„	Henkeltopf mit Zweirollenfibel usw.	—	Abb. 11d	M. M. II 2815—20
14 u. 15	Wachow, alte Dorfstellen	Westhavelland	a) Skelettgrab mit Waffen	Mannus IV, S. 309 ff.	Ebenda, Taf. XLV	St.-M. If. 7483 usw.
			b) Scherben mit Rädchenmäander Siedlungsspuren	—	Vorgeschichte, Abb. 387	Brandenburg

Digitized by Google

16	Bagow, Ribbeck'sche Ziegelei	Westhavelland	Scherben mit Rädchenmäander	Pf. Widdel (Rädel) brieflich		Privatbesitz
17	Ketzür (= „Butzow") Mosesberg	„	Gräberfeld. — Mäanderurnen mit Beigaben an Fibeln und Kleingerät	Mannus IV, S. 313	Ebenda, Taf. XLVIII/IX, 9, 10 Abb. 9a—d, 10c.	Slg. Stimming Brandenburg
18	Lünow	„	Skelettgrab wie Nr. 14	Mannus IV, S. 309	Ebenda, Taf. XLIV. Vorgeschichte, Abb. 386	St.-M. If. 7484 usw.
19	Buschow	„	Eiserne Lanzenspitze	Jahn, Bewaffnung, S. 80	—	St.-M. If. 4690
20	Strodehne	„	2 Fibeln = A. 144/45; eiserne Schnalle, Riemenzunge	—	—	St.-M. Ig, 1424/7
21	Wagenitz. Kossäthenberg	„	Urne mit Bronzeschnalle usw. Urne mit silbernen Fibeln = A. 29 usw.	—	Landesk. III, Taf. XVI, 24	M. M. II, 17628 bis 33; 5626—30
22	Parey a. H.	„	Bronzefibel = A. 26—28	—	—	M.-M. II, 9093
23	Döberitz, Ringwall südl. d. Ziegelei	„	Siedlungsspuren (2 Stellen): Scherben mit Rädchenmäander	Korrespondenzblatt 1915, S. 53, Nr. 141, 142	—	M. M.
24	Marzahne	„	Urnengräber. Schwarze, unverzierte Terrine usw. Silberne Nadeln, Fibelbruchstücke usw.	—	—	M. M. II, 9402—11
25	Fohrde, Gallberg	„	Großes Gräberfeld. Zahlreiche Urnen mit reichem Inhalt an Fibeln, Waffen und Kleingerät	Voß u. Stimming S. 23ff. Jahn, Bewaffnung, S. 246, Nr. 87	Ebenda V, Taf. 1—15 Abb. 9n; 10a, d, f; 12c, f, m; 13x, y;	St.-M., M. M., Slg. Stimming Brandenburg Ketzin
26	Hohenferchesar, Gallberg	„	Großes Gräberfeld wie Nr. 25	Mannus IV, S. 309ff.	Ebenda, Taf. XLV—VIII. Abb. 9e, h—m; 10b, g—l; 11e—h, l—m; 12a, b, e, g, i, k, o; 13a—g, i—v	Slg. Stimming St.-M. Brandenburg
27	Milow	Jerichow II	Gräberfeld, Mäanderurnen	—	—	Slg. Stimming
28	Nitzahn	„	Gräberfeld, ähnlich Nr. 25	—	Abb. 9f, g; 10e; 11a, c, k; 12d, l Vorgeschichte Abb. 511	„ Brandenburg
28a	Behlen[1])	„	Zweihenkeliger Topf	—	—	Genthin

[1]) Nicht auf der Karte.

Digitized by Google

Nr.	Fundort	Kreis	Fundinhalt	Nachweis	Abbildung	Museum
29	Groß-Wusterwitz, Wöhrde	Jerichow II	Wohnstelle. Große Abfallgrube mit kaiserzeitlichen Scherben	—	—	Slg. Stimming
30	Genthin	„	Bronzemünze des Antoninus Pius (138—161)	Hansen, Nr. 69	—	Genthin
31	Reesen, Bullenberg	„	Wohnstelle. — Scherben mit Rädchenmäander	—	—	Burg
32	Parey a. E.	Jerichow I	Gräberfeld? — Mäanderurne. Zweihenkliger Topf	—	—	Burg Genthin
33	Burg, Feldmark Kirchgütter	„	Glatte, unverzierte Terrine	—	—	Burg
34	Lostau	„	Scherben mit Rädchenmäander	—	—	Magdeburg
35	Alten-Grabow	„	Kaiserzeitliche Urne	—	—	„
36	Stresow	„	Reste einer Bronzekasserolle und eines Siebgefäßes aus einem Urnengrab	—	—	„
37	Gerwisch	„	2 schwarze glatte Terrinen Scherben von Mäanderurnen	—	—	Burg Magdeburg
38	Körbelitz	„	Gräberfeld. — 6 Urnen der älteren Kaiserzeit	—	—	„
39	Menz	„	Gräberfeld. — Schwarze unverzierte Terrine	—	—	„
40	Königsborn	„	Kaiserzeitliche Scherben	—	—	„
41	Gehöft Pilm bei Gommern	„	Urnengräber mit silberner Fibel = A. 29, 2 eiserne Eimerberlocks, Spinnwirtel. — Siedlungsstelle	—	—	„
42	Gommern, Schießstand	„	Scherben von Mäandergefäßen	—	—	„
43	Leitzkau	„	Bronzemünze des Antoninus Pius (138—161)	A. Hansen, Nr. 68	—	Genthin
44	Klepps	„	Silberdenar des Trajan (98—117)	Ebenda, Nr. 94	—	Halle
45	Loburg	„	Silberdenar des Hadrian (117—138)	Ebenda, Nr. 50	—	—
46	Raben	Zauch-Belzig	Gräberfeld. — Mäanderurnen u. a. mit Fibeln, Tierkopfarmband usw.	Z. f. Ethn. 1896, S. (409) ff.	Ebenda, Taf. XI, Abb. 13, h	St.-M. — Brandenburg (Slg. Bielefeld)
47	Niemegk	„	Schatzfund. — 74 Silberdenare der Republik bis Hadrian	Märk. Forschungen VII, S. 102 ff.	—	—

Digitized by Google

48 u. 49	Dahnsdorf	Zauch-Belzig	„Kaiserzeitliche Urne“ Münze des Kaisers Tiberius und der Diana Liscina	v. Ledebur, S. 49		M. M. II 12750 (nicht aufzufinden)
50	Kuhlowitz	„	Urnengrab mit Bronzefibel = A. 153	—	—	St.-M. I f, 788.
51	Fredersdorf	„	„Römische Kaisermünze“	v. Ledebur, S. 49	—	—
52	Dippmannsdorf	„	Bronzemünze der Faustina I. († 141)	Z. f. Ethn. 1874, S. (171)	—	—
53—55	Cammer a) Galgenberg, Kiesgrube	„	a) Angeschnittenes Gräberfeld Urne mit Fibel = A. 193. Urnenbruchstücke	—	Abb. 11o	Brandenburg Emmerich
	b) Acker südl. der Kiesgrube		b) Siedlungsstelle. — Scherben mit Rädchenverzierung	—	—	Brandenburg
			c) Eisernes Gefäß mit Münzen des Kaisers Trajan	Wagener, S. 115	—	—
56	Wilhelmsdorf	„	3 Bronzefibeln, 2 = A. 138, 1 = A. 120. Aus zerstörter Urne	O. Felsberg, S. 28	Ebenda, Abb. 59, 60	Kirchmöser (Slg. Hasselbacher)
57	Rietz, Mühlenberg	„	Mäanderurne	—	—	Slg. Stimming
58 u. 59	Jeserig a) Grundstück W. Neie	„	Siedlungsstelle. — Römischer Faunkopf. Bronzefibel = A. 124. Eiserne Lanzen- und Pfeilspitzen usw. Küchenabfälle. Eisenschlacke	Brandenburg. Museumsblätter 1928, Nr. 8 (O. Felsberg)	Abb. 11b Ebenda, Abb. 2–4	St.-M. — Brandenburg
	b) Grundstück Weber		Siedlungsstelle. — Scherben mit Rädchenmäander	—	—	Brandenburg
60 u. 61	Trechwitz a) am Westrand des Ortes	„	a) Wohnstelle. — Großes Vorratsgefäß. Scherben mit Rädchenmäander	—	Abb. 10m	a) Slg. Marschalleck, Gr.-Kreutz
	b) alte Dorfstelle		b) Silberdenar der Faustina II. († 175)	—	—	b) Lehrer Busch, Trechwitz
62	Schmergow, „Gehren“	„	Zerstörtes Gräberfeld. — Mäanderurne	—	—	M. M. II, 26206
63	Kemnitz	„	a) Urnengrab: Messingbildwerk, Fibeln usw.	Treuer, Anastasis usw. Bekmann, S. 398	Ebenda, Taf. I, II Abb. 20	—
			b) Kemnitzer Heide: Mäanderurne			Privatbesitz Potsdam
			c) Kleiner Frauenkopf aus gebranntem Ton	—	Abb. 14b	
64	Werder	„	2 Fibeln = A. 60/61; 1 = A. 120; 1 = A. 148/9	—	Abb. 11i; 12n	M. M. II, 13622—13625
65	Walternienburg[1]). Forst	Jerichow I	Zerstörtes Gräberfeld. — 2 Urnen, Schnallen, Trinkhornbeschläge usw.	Anhalt. Geschichtsblätter 1925, S. 28f.	Ebenda, Abb. 57—71	Dessau
66	Lindau	Zerbst (Anhalt)	Gräberfeld. Mäanderurnen usw.	Jahresschrift II, 1903	—	Zerbst

[1]) Nicht mehr auf der Karte.

Digitized by Google

Schlüssel, mit dem eine Holztruhe mit Schiebedeckel verschlossen wurde[1]). Sie diente wohl zur Aufbewahrung von Wertsachen. Von den Schloßteilen hat sich bei Hohenferchesar eine Schloßfeder (Sammlung Stimming Grab 53) und bei Raben eine Schloßfeder und ein Schloßblech erhalten[2]). Vereinzelt steht der schon (S. 133) erwähnte Fund eines römischen Trinkgeschirrs von Stresow, Kr. Jerichow I.

Die Gräber der älteren Kaiserzeit sind durchweg Flachgräber mit Brandbestattung. Die Urnen stehen ohne Steinschutz in der Erde. Beigefäße und Deckelschalen fehlen. Eine seltene Ausnahme macht nur ein Kindergrab von Hohenferchesar, das mit einem Knopfdeckel verschlossen war (Abb. 10c) und eine Fußurne von Nitzahn, über die eine Schüssel gestülpt war (Abb. 9f).

Von der allgemeinen Bestattungssitte weichen auch die beiden Körpergräber von Lünow und Wachow ab, die R. Stimming veröffentlicht hat (Mannus IV, Taf. 44, 45). In ihnen sind zwei germanische Krieger in voller Waffenausrüstung bestattet. Diese von den Goten um Christi Geburt eingeführte und dann von anderen ostgermanischen Stämmen übernommene Bestattungsweise[3]) kommt in der älteren Kaiserzeit vereinzelt auch auf westgermanischem Gebiet vor. Vielleicht gehörten die beiden Toten von Lünow und Wachow einem fremden Stamme an, der auf der Wanderung das Havelland durchzog.

Wie die Fundkarte (Abb. 15) zeigt, hat sich die Zahl der Fundstellen bedeutend vermehrt. Sie liegen durchweg in der Nähe der Wasserläufe und Seen, und namentlich das breite Haveltal zwischen Brandenburg und Potsdam ist stark besetzt, wenn auch bei weitem nicht so dicht wie in der jüngeren Bronzezeit und in der vorrömischen Eisenzeit. Nach Süden zu ziehen sich die Fundstellen jetzt das Planetal aufwärts bis in den Fläming. Im Hinblick auf die Zahl der Gräber wie auf den Reichtum ihres Inhalts kann man diese Stufe als die Blütezeit der älteren Kaiserzeit bezeichnen.

Wie wir sehen, reicht diese Fundgruppe nur mit wenigen Gräbern noch in den Anfang des 3. Jahrhunderts hinein. Erst in der zweiten Hälfte desselben erscheinen wieder zahlreiche, z. T. sehr reichbesetzte Friedhöfe, die sich in ihrem Fundinhalt nicht unwesentlich von den älteren unterscheiden. Der größte derselben befand sich auf dem Hasselberg bei Butzow; er muß weit über tausend Gräber enthalten haben und ist auch heute noch nicht erschöpft. Auch das Gräberfeld von Garlitz barg über 500 Gräber[4]). Die meisten übrigen haben nur geringere Ausbeute geliefert. Sie mögen z. T. schon zerstört gewesen sein, ehe man auf sie aufmerksam wurde, wie z. B. das Urnenfeld von Heyrothsberge, Kr. Jerichow I, das auch sehr umfangreich gewesen sein muß[5]).

Die Leichenbrandurnen stehen auch auf diesen Friedhöfen ohne Beigefäße und ohne Deckelschalen frei in der Erde. Eine auffällige Ausnahme machen nur ein paar kleinere Gräberfelder. Auf ihnen taucht plötzlich die längst vergessene Sitte wieder auf, ein oder mehrere Beigefäße mitzugeben und auch wohl die Urne mit einem Deckelgefäß zu verschließen. Mitunter wird auch ein großer Topf über das Grab gestülpt, so daß man lebhaft an die spätbronzezeitlichen sogenannten Glockengräber derselben Gegend erinnert wird.

---

[1]) Vgl. P. Z. 1918, S. 140f. (Jahn).
[2]) Z. f. Ethn. 1896, Taf. IX, 4, 5.
[3]) Vgl. Kossinna: Z. f. Ethn. 1905, S. 391. Blume: a. a. O. I. S. 154ff.
[4]) Joh. Schmidt-Ketzin (jetzt Saarow) briefl.
[5]) Nachr. 1896, S. 81f.

Digitized by Google

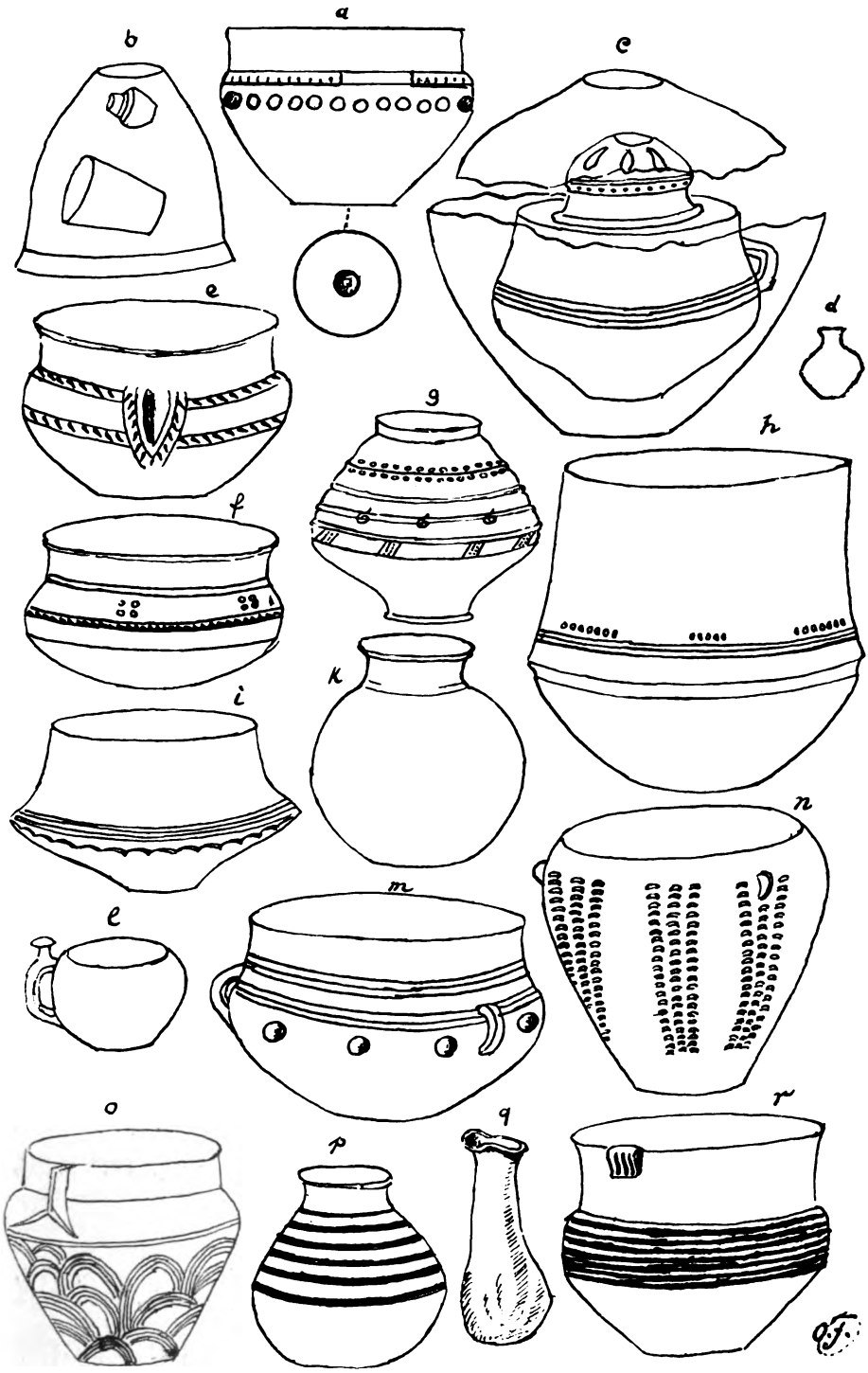


Abb. 16. a Bornim. — b, c Kützkow. — d Schmergow. — e, f, g, i, l, m Butzow. — h Gatow. — n, o Ketzür. — k, p Garlitz. — r, q Görden (a St.-M. — b, c, g, i, l—o Slg. Stimming. — d—f Muſ. Brandenburg. — h, r, q M. M. — k, p Muſ. Potsdam). — $^1/_6$ (a b, $^1/_4$, q $^1/_2$) natürliche Größe

Digitized by Google

Die Gruben, in denen diese Urnen stehen, sind mit Brandasche gefüllt. Auch kommt es vor, daß die Urne umgestülpt über den Leichenbrand gestellt wird.

Derart ist die Mehrzahl der Gräber von Ketzür (= „Butzow", s. o. S. 134, Anm. 9)[1]) und von Kützkow, Kr. Jerichow II (Abb. 16b, c). Ähnliche Gräber fanden sich auch bei Phöben[2]), Rietz (Voß und Stimming VI, Taf. 9, 1) und Schmergow (Abb. 16d) im Kreise Zauch-Belzig, sowie von Groß-Wüsterwitz (Sammlung Stimming). Dagegen ist mir von dem großen Gräberfeld von Butzow nur ein einziges Grab mit übergestülpter Schüssel bekannt (Sammlung Stimming), und ebenso fehlen diese Gräber bei Garlitz[3]). Aus der Altmark erwähnt Kupka (Beiträge III, S. 105) als sehr auffällige Ausnahme ein Beigefäß von Borstel[4]).

In ihrer großen Mehrzahl sind die Grabgefäße niedrige weitmündige Terrinen, sogenannte Schalenurnen (Abb. 16e, f, i, m). Häufig sind sie ganz schlicht und unverziert. Ist Verzierung vorhanden, so besteht sie in schrägen oder wagrechten Auskehlungen, großen ovalen Dellen, Zickzack- und Sparrenornament, Kammstrichverzierung, Fingernägeleindrücken, Wulstringen, Buckel- und Warzenbesatz, ausgezacktem Bauchknick u. a. m. (Abb. 16). Recht häufig sind auch Näpfe mit eingebogenem Rand (Abb. 16n), seltener kommen flache Schüsseln vor (Abb. 16c). Ungewöhnliche und wohl späte Formen stellen die Abb. 16g, k, p dar. Eine Seltenheit ist auch die „Fensterurne" von Bornim, Kr. Osthavelland (Abb. 16a). Sie besitzt nicht nur, wie die meisten ihrer Art, ein Bodenfenster, sondern auch drei kleinere, durch Glasstückchen verschlossene Öffnungen auf der Schulter von derselben Weite wie die eingestempelten Ringe, die sie verbinden[5]). Reste einer Fensterurne sind auch bei Butzow[6]) beobachtet worden. Sie kommen auch auf den altmärkischen Urnenfeldern dieser Zeit von Zethlingen, Borstel, Mechau[7]) und Calbe a. M.[8]) vor.

Henkeltöpfe sind nicht eben häufig. Unter ihnen fallen die „Knopfhenkel" von Butzow (Abb. 16l und Voß-Stimming VI, Taf. 1, 2) auf, die bei Dahlhausen[9]) (Ost-Prignitz) eine häufige Erscheinung sind und auch auf den Friedhöfen von Mechau und Borstel in der Altmark[10]) erscheinen. Eine Henkeltasse mit großem, eckig geknicktem Henkel (Abb. 17n) von Neu-Derben, Kr. Jerichow II, und eine andere von Butzow (Voß und Stimming VI, Taf. 6, 45) erinnern an ostgermanische Formen[11]). Einen kleinen Randhenkel besitzt der Topf vom Görden (Abb. 16r). Sehr ungewöhnlich in Form und Henkelzahl sind zwei zweihenkelige Töpfe von Butzow (Voß und

---

[1]) P. Z. 1910, S. 409ff.
[2]) Joh. Schmidt-Ketzin briefl.
[3]) Desgl.
[4]) Auch bei Dahlhausen (Ostprignitz) kamen solche Gräber als große Ausnahme vor. Vgl. Quente in P. Z. 1911, S. 157.
[5]) v. Buttel-Reepen: über Fensterurnen. Oldenburger Jahrbuch. 1925, S. 355, Abb. 26, 27 u. 1927, S. 235.
[6]) Ebenda, 1927, S. 238.
[7]) Ebenda, 1925, S. 351—354. 1927, S. 234.
[8]) Mus. Magdeburg.
[9]) Archiv f. Anthrop. XXII, 1894, S. 219—49 (M. Weigel). — P. Z. 1911, S. 157 (Quente). — W. Matthes, Urgeschichte des Kreises Ost-Prignitz. 1929. S. 52. Taf. 48, 3, 4.
[10]) Beiträge III, S. 31 (Kupka).
[11]) Vgl. Kossinna: Z. f. Ethn. 1905, S. 398, Abb. 23, 24. — H. Busse: Ebenda, S. 569ff. Grab 16—23.

Digitized by Google

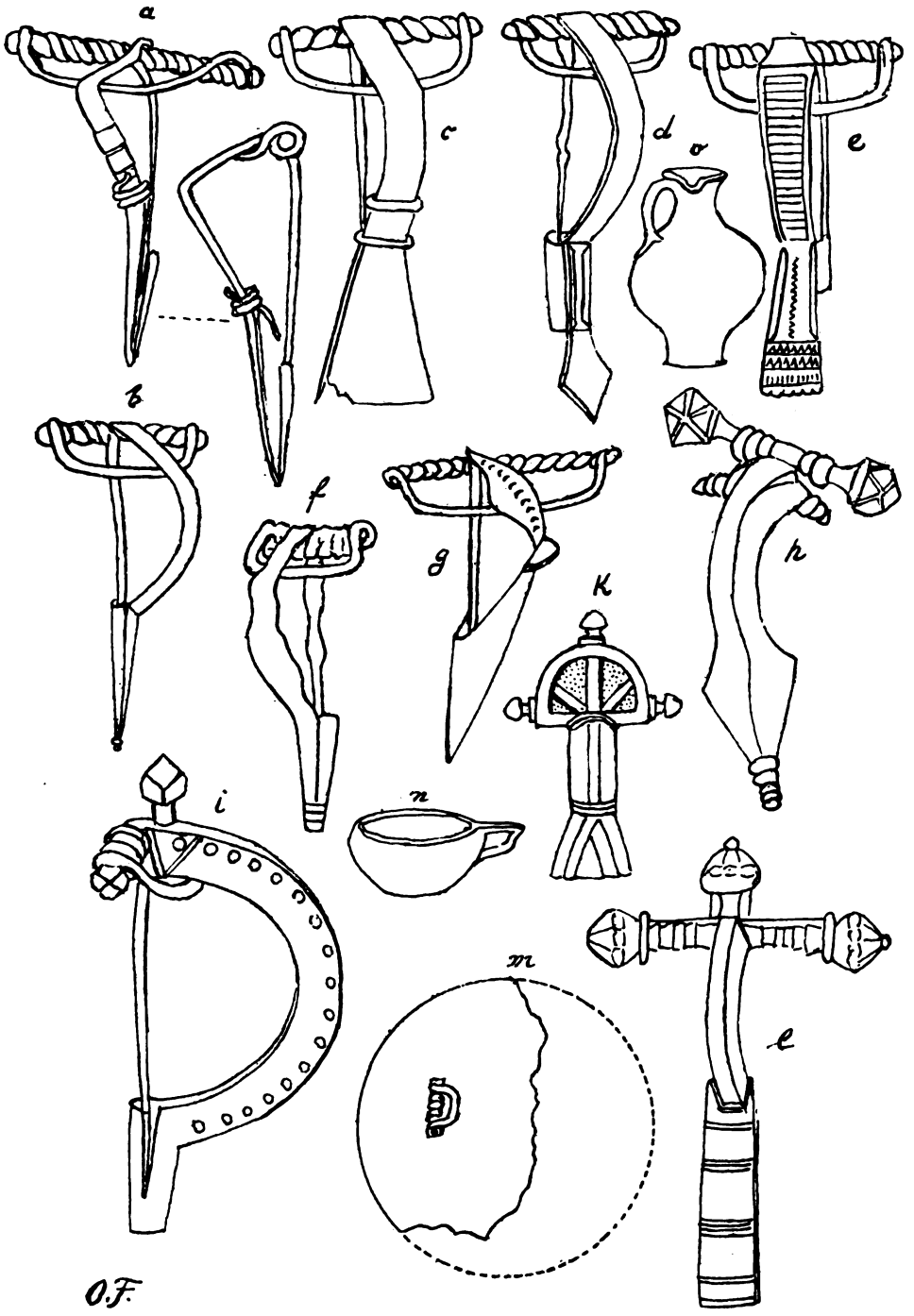


Abb. 17. a Leeſt. — b—f, i, m Butzow. — g Kriclow. — h Rietz. — k Garlitz. — l Kotzen. — n Neu-Derben. — o Buchow-Carpzow. (a Muſ. Potsdam. — b, c, d, g, i, k nach Voß und Stimming VI, Taf. 2, 8a, 7b; 6, 44a; IV, Taf. 1, 1b; VI, Taf. 9. — e, f, i Slg. Stimming. — k nach Salin, Fig. 1, 108. — n Muſ. Genthin. — o nach Barden, Geſchichte von Nauen, Fig. 5). — $^1/_1$ (m $^1/_2$, n $^1/_6$, o $^1/_4$) natürliche Größe

Digitized by Google

Stimming VI, Taf. 6, 46, 47). In der Dreizahl erscheinen die Henkel bei zwei Schalenurnen von Butzow (Abb. 16m und Voß und Stimming VI, 1, 2). Der Henkeltopf von Ketzür (Abb. 16o), erinnert in Form und Verzierungsweise an Gefäße der vorigen Stufe (vgl. Abb. 9m; 10m).

Sämtliche Gefäße sind nach wie vor freihändig gearbeitet. Nur ein Einzelgrab von Treuenbrietzen, Kr. Zauch-Belzig, enthielt eine auf der Scheibe gedrehte Schale, die vermutlich aus der römischen Provinz am Rhein eingeführt worden ist[1]). Vom Rhein stammt wohl auch ein kleiner gedrehter Krug mit seitlicher Ausgußtülle, der bei Buchow-Carpzow, Kr. Osthavelland, gefunden wurde[2]). Sehr ähnliche Krüge bildet u. a. F. Fremersdorf aus rheinischen Germanengräbern ab, die er dem 3. Jahrhundert zuweist[3]). Einen größeren Krug, doch ohne Ausgußtülle (etwa wie Fremersdorf a. a. O. Abb. 17) aus der Umgegend von Brandenburg besitzt das H.-M.

Beigaben sind in diesen Gräbern nur selten zu finden. Sie beschränken sich meist auf ein Stückchen Räucherharz. Fibeln aus Eisen oder Bronze gehören fast durchweg zur Gruppe der zweigliedrigen Armbrustfibeln mit umgeschlagenem Fuß und ihren Abwandlungen (A., Gruppe VI). Die ältere Form (A. 161, 162) ist durch je eine Eisenfibel von Kotzen, Kr. Westhavelland (M. M. II, 4653), und vom Breitlingsee („Schmölln") (St.-M.) eine Bronzefibel aus einem Torfstich bei der Försterei Malge, St.-Kr. Brandenburg (Felsberg, S. 29, Abb. 56) und eine gleiche aus einer Siedlungsstelle bei Leest, Kr. Zauch-Belzig (Abb. 17a) vertreten. Häufiger erscheinen die jüngeren Entwicklungsstufen dieser Fibelgruppe. Dem Ende des 3. Jahrhunderts weist Plettke die Fibeln mit breit abschließendem Fuß (Plettke, Typ II) zu. Sie fanden sich bei Butzow (Abb. 17c) und Garlitz (M. M. II, 26435). Aus ihnen entwickeln sich um 300 die breiten Fibeln mit Nadelscheide (Plettke, Typ III; Abb. 17b, f), die ziemlich häufig auf denselben Friedhöfen auftreten[4]), sowie die Fibeln mit kurzem Nadelhalter (Plettke, Typ IV, 1, 2), die in größerer Zahl von Butzow[5]) (Abb. 17, d, e), außerdem von Garlitz[6]), Kützkow[7]), Päwesin[8]), Kr. Westhavelland, und Bredow[9]), Kr. Osthavelland, vorliegen. Die Fibeln mit umgeschlagenem Fuß fehlen auch nicht auf den gleichaltrigen Gräberfeldern von Heyrothsberge[10]) und Schermen[11]) im Kreise Jerichow I sowie in der Altmark[12]), doch überwiegen auch hier die jüngeren Formen (Typ II—IV) bei weitem. Noch häufiger treten in der Altmark die Armbrustfibeln mit hohem Nadelhalter auf, die auffälligerweise diesseits der Elbe sehr selten sind. Ich kenne sie hier nur aus je einem Grabfund bei Krielow, Kr. Zauch-Belzig

---

[1]) Brandenburgia-Festschrift 1924. S. 81ff. Abb. 1 (W. Matthes).

[2]) Barden: S. 466, Taf. 1, Abb. 5. M. M. II, 13797. Das Original war im M. M. nicht zu finden.

[3]) P. Z. 1927, S. 255ff. Abb. 25, 1; 26, 14—15.

[4]) Butzow: Voß und Stimming VI, Taf. 2, 8a; 14a. Slg. Stimming, Grab 15a, 22a, 30d. — Garlitz: M. M. II, 26376 7, 26388, 26406. — Ketzür: P. Z. II, S. 408, Abb. 3c. — Liepe: St.-M. II, 16267.

[5]) Voß und Stimming VI, Taf. 2, 12a, 13a; Taf. 6, 44a, b, 47a. Slg. Stimming, Grab 10a, 31b.

[6]) M. M. II, 26353.

[7]) Slg. Stimming.

[8]) Mus. Brandenburg.

[9]) St.-M. If, 7375.

[10]) St.-M. Ig, 3380 1.

[11]) Nachr. 1890, S. 70.

[12]) Kupka: Jahresschrift 9, S. 29ff.

Digitized by Google

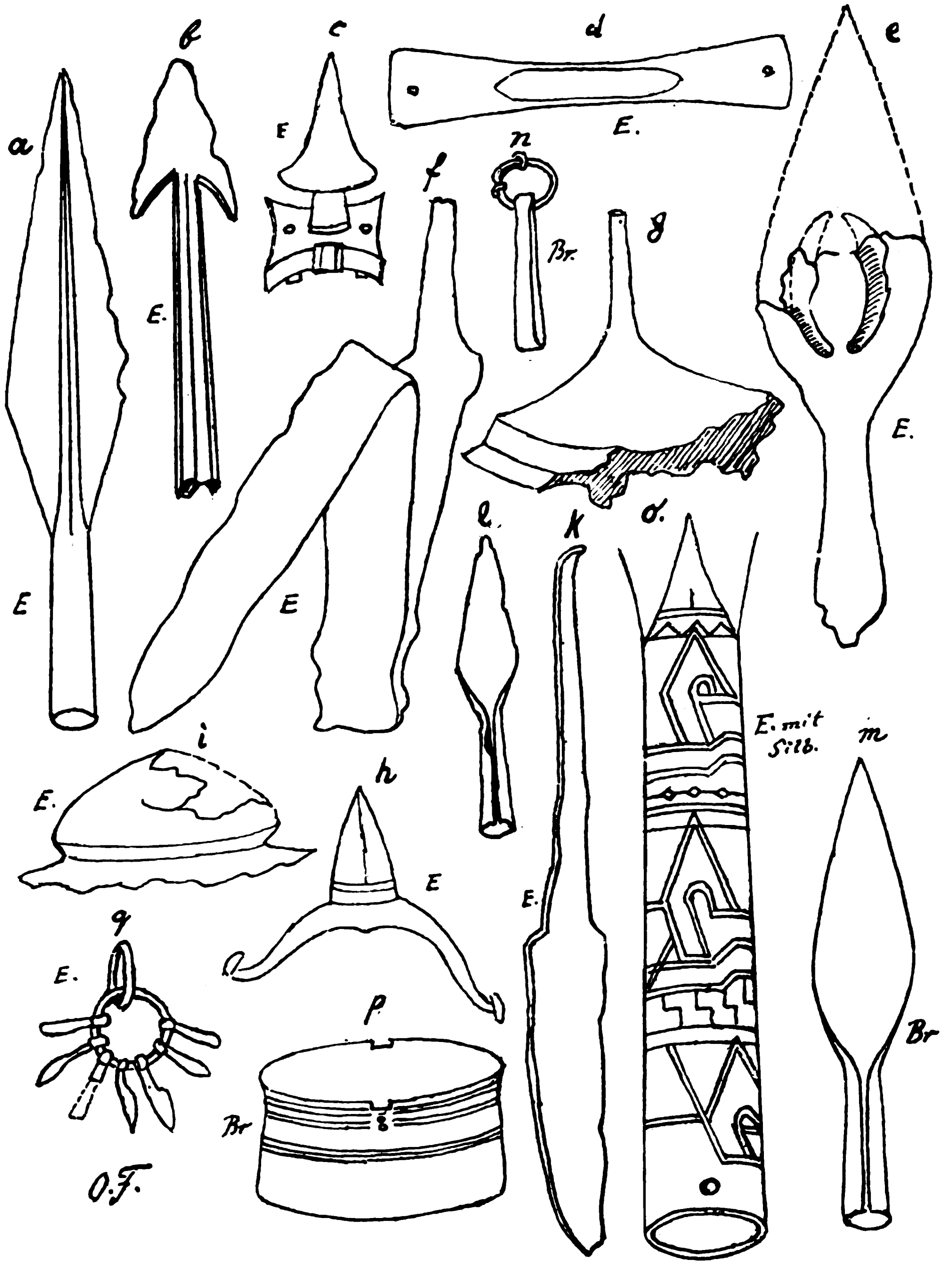


Abb. 18. a—h Hoppenrade. — i Gatow. — l—n, p, q Butzow. — k Prützke. — o Paretz. — (a—h, o St.-M. — i M. M. — k—n Mus. Brandenburg. — p, q Slg. Stimming. a, b, e, f, o 1/3; c, h, k, l, m 1/2; d, g, i 1/4; p 1/6 natürliche Größe)

Digitized by Google

(Abb. 17g = A. 195), und von Pilm, Kr. Jerichow I (Museum Magdeburg = A. 214). Eine ungewöhnlich große Scheibenfibel mit Armbrustkonstruktion von etwa 8 cm Durchmesser wurde bei Butzow (Abb. 17m) gefunden.

In die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts stellt Plettke die dreiknöpfigen Scharnierfibeln (Typ VI, Ser. 1), die sich als Seltenheiten bei Kotzen (Kr. Westhavelland; Abb. 17l) und bei Körbelitz[1]) (Kr. Jerichow I) gefunden haben. Ein schönes Exemplar ohne Fundortangabe, das sich im Museum Burg befindet, stammt wohl auch aus einem der Gräberfelder der Umgegend. Aus der Altmark führt Kupka[2]) ein Stück von Perver an. — Die germanische Nachbildung der Dreiknopffibeln mit Armbrustkonstruktion (Plettke,

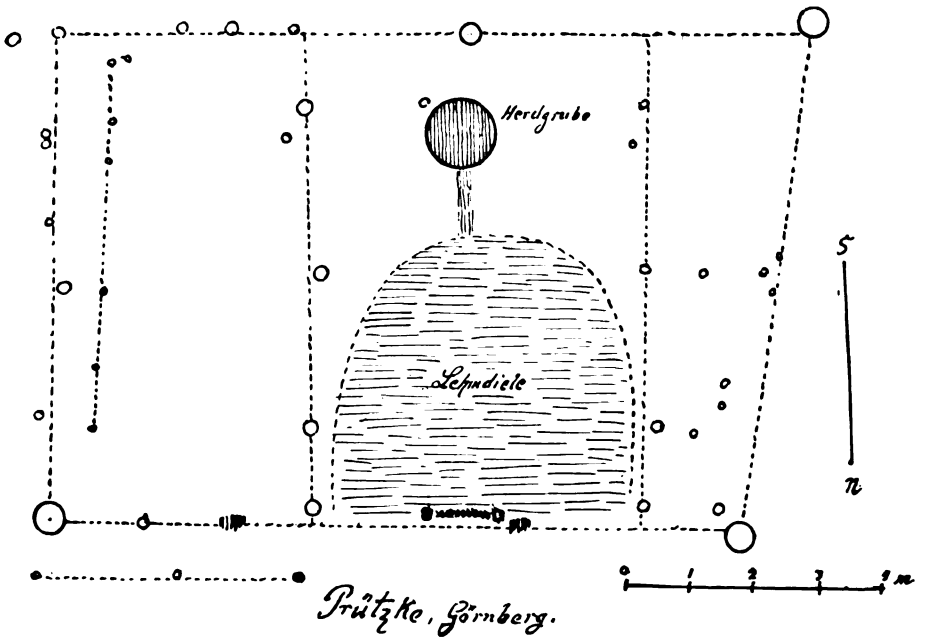


Abb. 19. Prützke (nach einer Planskizze von Lehrer Heinatz, Prützke)

Typ VI, Ser. 2) fand sich einige Male bei Butzow[3]) (Abb. 17i) sowie bei Garlitz[4]) und Rietz[5]). — Eine seltene Form ist die Zweirollenfibel von Rietz (Abb. 17h), die Kossinna[6]) gegen das Ende des 4. Jahrhunderts oder „um 400" ansetzt. Aus der Altmark bildet Kupka[7]) eine Zweirollenfibel mit hohem Nadelhalter von Borstel oder Stendal ab. Als späteste Fibelform ist wohl eine silberne Dreiknopffibel mit halbkreisförmigem Kopfschild von

[1]) Mus. Genthin.
[2]) Jahresschrift 9, Taf. II, Abb. 47.
[3]) Doß und Stimming VI, Taf. 2, 10a. — St.-M. If, 2346. — Slg. Stimming, Grab 6a.
[4]) M. M. II, 26283.
[5]) Doß und Stimming VI, Taf. IX.
[6]) Z. f. Ethn. 1905, S. 598 u. brieflich.
[7]) Jahresschrift 9, Taf. II, 61.

Digitized by Google

Garlitz (Abb. 17k) anzusehen. Salin (S. 354) setzt diese Fibelgruppe in die Zeit von 350—500 nach Christo. Unsere Fibel gehört nach ihrer Knopfform noch einer älteren Entwicklungsstufe dieser Gruppe an und würde daher spätestens an den Anfang des 5. Jahrhunderts zu setzen sein.

Es ergibt sich also, daß die dritte Fundgruppe etwa die zweite Hälfte des 3. Jahrhunderts und das ganze 4. Jahrhundert umfaßt und kaum noch in das 5. hineinragt.

Waffenbeigaben sind nicht eben häufig; am reichlichsten fanden sie sich in Urnengräbern von Hoppenrade, Kr. Osthavelland (Abb. 18a—h). Ich hebe daraus eine Lanzenspitze mit zwei halbmondförmigen Ausschnitten auf dem flachen Blatt (Abb. 18c) und eine Speerspitze mit Widerhaken und gekanteter Tülle (Abb. 18b) hervor. Sonst haben die Gräberfelder fast nur kleine Speer- oder Pfeilspitzen aus Bronze oder Eisen geliefert (Abb. 18l, m).

Abb. 20. Kemnitz (nach Treverus, Anastasis veteris Germani usw. Helmstedt 1729)

Von Butzow stammt eine schöne große Eisenaxt mit durchbrochenem Blatt[1]). Einem Urnengrab von Gatow, Kr. Osthavelland, wurde ein Schildbuckel (Abb. 18i) entnommen, der wohl schon dem 4. Jahrhundert angehört[2]). [Die schöne, silbertauschierte Eisenlanzenspitze von Paretz, Kr. Osthavelland (Abb. 18o) hat Voß[3]) zuerst besprochen. Er verweist auf die Ähnlichkeit der eingelegten Figuren mit den eingeschnittenen Mustern auf hölzernen Lanzenschäften des Moorfundes von Kragehul[4]) (Dänemark) (um 400 nach Christo). Sie gehört jedoch einer viel späteren Zeit, der Zeit der Wikinger (9.—12. Jahrh.) an[4]), und scheidet somit hier aus.]

Auch die sonstigen Beigaben sind spärlich und dürftig: mehrteilige Knochenkämme, mit Perlen besteckte eiserne Ohrringe, eiserne Schlüssel, kleine,

[1]) Voß und Stimming VI, Taf. 7, 52a.
[2]) Vgl. O. Almgren und B. Nerman: Die ältere Eisenzeit Gotlands. Stockholm 1923; Abb. 643 aus Stufe V, 2.
[3]) Z. f. Ethn. 1887, S. 409f.
[4]) Vgl. Kossinna, Mannus 21 (1929), S. 99.

Digitized by Google

an einem Eisenring hängende Toilettengeräte (Abb. 18q) u. dgl. m. Von Butzow stammt ein zylindrischer Bronzeeimer (Abb. 18p), von dessen eisernem Bügel (oder Handgriffen?) nur ein unbestimmbarer Rostklumpen übrig geblieben ist.

Ein Blick auf die Fundkarte (Abb. 21) zeigt, daß die Besiedelung auch in diesem Zeitabschnitt noch recht dicht war. An einzelnen Stellen, wie Butzow und Garlitz, drängt sich die Bevölkerung sogar in einem Maße zusammen, wie in keiner der voraufgehenden Perioden. Dieselbe Erscheinung beobachten wir auch auf anderen verwandten Friedhöfen dieser Zeit wie Zethlingen, Borstel und Stendal in der Altmark[1]) und Pritzier[2]) in Mecklenburg-Schwerin, die ebenfalls sehr umfangreich gewesen sind.

Siedlungsspuren aus der römischen Kaiserzeit sind an mehreren Stellen beobachtet, aber nur wenige bisher genauer untersucht worden. Eine Wohnstätte der älteren Kaiserzeit hat das Potsdamer Museum 1912 am Kellerberg bei Krampnitz, Kr. Osthavelland, aufgedeckt[3]) und u. a. auch den Grundriß eines rechteckigen Pfostenhauses freigelegt. Einen ähnlichen Pfostenbau hat Kiekebusch[4]) bei Paulinenaue, Kr. Westhavelland, ausgegraben. Er gehört der jüngeren Kaiserzeit an. Von der Bauweise dieser „Vorhallenhäuser" weicht ein Hausgrundriß ab, den ich nur mit Vorbehalt hier anführe. Er wurde 1919 von Lehrer Heinatz (Prützke) und Pfarrer Holtz (Brandenburg) aufgedeckt[5]). Der nicht genau rechteckige Grundriß (Abb. 19) wird durch zwei Querwände in drei Innenräume geteilt. Der breite Mittelraum enthielt eine Lehmdiele und dahinter die Herdstelle, neben der zwei große rohbehauene Steinplatten (Herdsitze?) lagen. Die Türpfosten ruhten auf zwei größeren Steinen, zwischen denen ein Pflaster aus kleinen Steinen die Schwelle kennzeichnete. In der schwarzen Schicht neben der Herdgrube fand sich ein eisernes Messer mit Griffdorn (Abb. 18k) ein Wetzstein, ein großes, mit einfachen Längsrillen verziertes Randstück eines Topfes und ein Schweinezahn. Reste von Wandbewurf lassen erkennen, daß die Wände aus Flechtwerk mit Lehmbewurf bestanden haben.

Die beiden Entdecker haben diesen Hausgrundriß auf Grund des Messers und des Randstückes (das leider nicht mehr aufzufinden ist), der spätrömischen Kaiserzeit zugewiesen. Ganz einwandfrei scheint mir diese Datierung nicht. Die Höhe des Görnberges ist auch zur spätslawischen Zeit besiedelt gewesen, wie zahlreiche, auf den Äckern herumliegende Scherben beweisen. Mir ist aber weder aus der römischen noch aus der slawischen Zeit ein ähnlicher Grundriß bekannt.

Von einer Siedlungsstelle bei Jeserig (Kr. Zauch-Belzig), auf der der Besitzer Neie mehrere „Pfahlbauten" (Hauspfosten?) beobachtet haben will, stammt u. a. ein römischer Faunkopf aus Bronze[6]), der von einem Bronzemöbelstück[7]) herzurühren scheint, an dem er mit einer Bronzeleiste befestigt war. Eine kleine Bronzefibel (Abb. 11b) und ein leider verschollener Denar des Kaisers Tacitus (275/76) bezeugen, daß die Stelle von der Mitte des

---

[1]) Kupka: Beiträge III, S. 27.
[2]) R. Beltz: Vorgeschichtl. Altertümer usw. Schwerin 1910, S. 360f.
[3]) Bestehorn: S. 169.
[4]) P. Z. 1912, S. 152ff.
[5]) 51. Jahresbericht d. hist. Vereins zu Brandenburg 1923, S. 58ff.
[6]) St.-M. If, 9247a.
[7]) Ein solches wurde z. B. zusammen mit dem Hildesheimer Silberschatz, ein anderes in dem einen der Sakrauer Gräber gefunden; s. Grempler: Der Fund von Sakrau. Berlin 1887/8. Taf. 3, 1. — Vgl. auch Willers a. a. O., S. 96f.

Digitized by Google

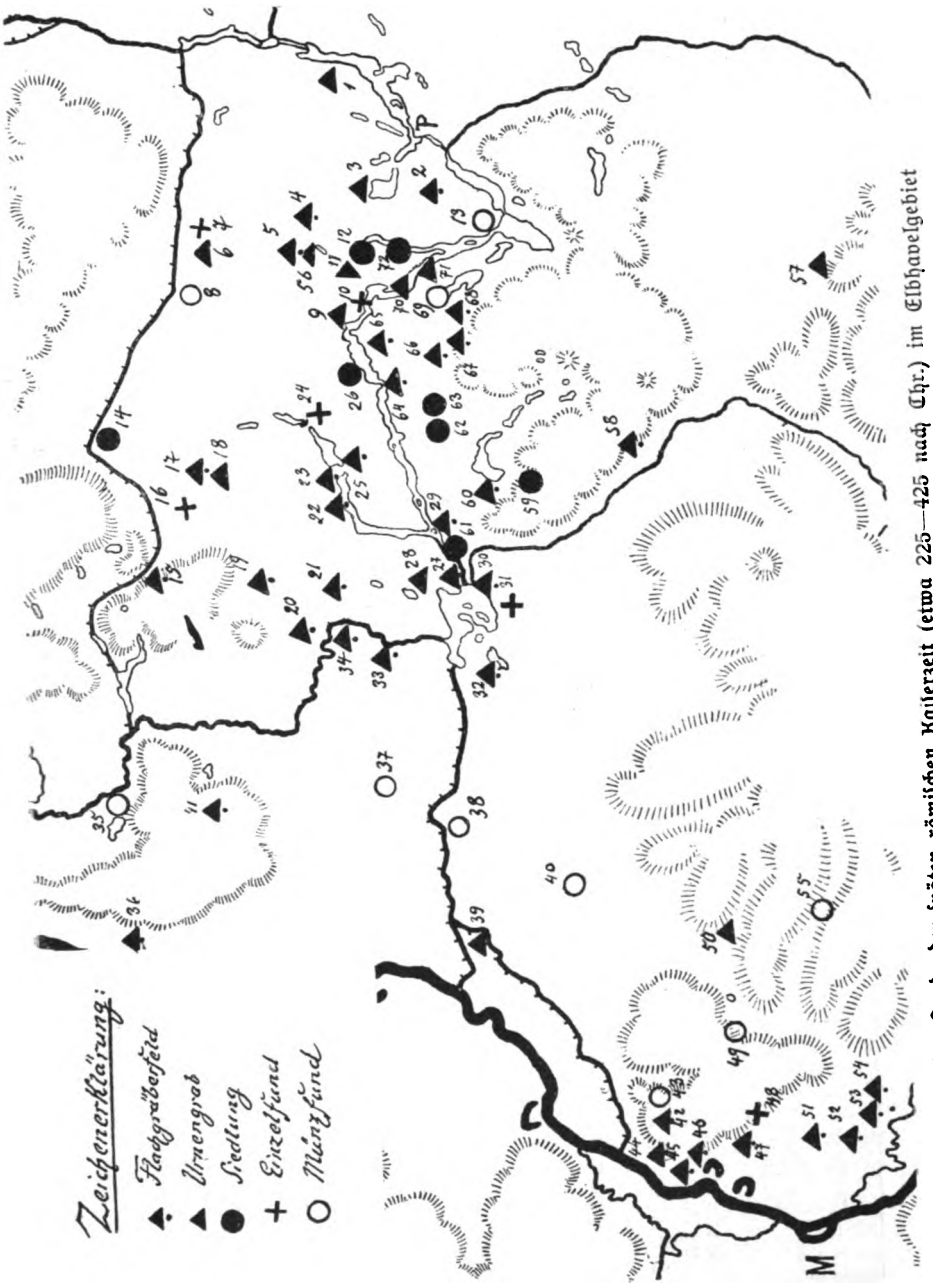


Abb. 21. Funde der späten römischen Kaiserzeit (etwa 225—425 nach Chr.) im Elbhavelgebiet

Digitized by Google

Beilage III. Fundverzeichnis zu Fundkarte III (Abb. 21)

Nr.	Fundort	Kreis	Fundinhalt	Nachweis	Abbildung	Museum
1	Gatow	Osthavelland	Urnengrab mit eisernem Schildbuckel, Messer, Ring, Scherben	—	Abb. 16h, 18i	M. M. II, 10590—10594
2	Bornim, Westausgang des Dorfes	„	Grabfunde, Fensterurne, Gefäßscherben	Nachr. 1903, S. 44	Abb. 16a	St.-M. If, 5755, Potsdam
3	Neu-Fahrland, am Krampnitzsee	„	Flachgrab mit Urne und Beigefäß	—	—	Potsdam
4	Satzkorn	„	Gräberfeld. — Schalenurnen	—	—	St.-M. If, 6624 usw.
5	Hoppenrade	„	Urnengräber mit Waffenbeigaben	—	Abb. 18, a—h. Jahn, Bewaffnung. Abb. 103	St.-M. If, 4223/38
6 u. 7	Bredow	„	Einschneidiges Kurzschwert, Lanzenspitze, Schädelbruchstück (Moorfund) Schalenurnen und Scherben Bronzefibel m. u. F. = Plettke IV, 2	Bardey, S. 450	—	St.-M. If, 9746a—c, II 7373, If 5501
8	Nauen	„	Münze des Diokletian (284—305)	Akten des Potsdamer Museums	—	Privatbesitz
9	Ketzin	„	Schalenurne	—	—	St.-M. If, 5225
10	Paretz[1])	„	Eiserne Lanzenspitze mit Silbertauschierung (im Lehm gefunden)	Z. f. Ethn., 1887, S. (419).	Abb. 18o	desgl. If, 2383
11 u. 12	Falkenrehde a) bei der Mühle b) an der Wublitz	„	Gräberfeld Siedlungsstelle	Joh. Schmidt, Ketzin (jetzt Saarow), brieflich	—	?
13	Baumgartenbrück	„	Münze des Gordianus Pius (238—43)	wie Nr. 8	—	Privatbesitz
14	Paulinenaue	Westhavelland	Siedlung. — Hausgrundriß usw.	Kiekebusch, P. Z. IV, S. 152ff.	Ebenda, Abb. 2—6	M. M.

Digitized by Google

15	Kotzen	Westhavelland	Urnengräber mit Schwert, Lanzenspitze, Fibel m. u. F. = A. 162, Dreiknopffibel = Plettke VI, 1 1 silberne und 2 kleine kupferne Kaisermünzen (Gepräge undeutlich) aus einer Urne	—	Abb. 171	M. M. II, 4651—53, II, 4552—60
16	Liepe	„	Fibel m. u. F. = A. 178	—	—	M. M. II, 16267
17	Möthlow	„	Gräberfeld	wie Nr. 11	—	?
18	Buschow	„	Schalenurne	—	—	St.-M. If, 3671
19	Garlitz	„	Großes Gräberfeld. — Schalen- und Napfurnen mit Fibeln und anderen Beigaben	—	Abb. 17k, p, 18k. Salin, Abb. 108	M. M. Brandenburg Potsdam Rathenow
20	Seelensdorf	„	Großes zerstörtes Gräberfeld	wie Nr. 11	—	—
21	Hohenferchesar, Gallberg	„	Gräberfeld. Schalenurnen	—	—	Slg. Stimming
22	Butzow, Hasselberg	„	Großes Gräberfeld. Schalen- und Napfurnen mit Fibeln, Waffen und Kleingerät	Voß u. Stimming, S. 23ff.	Ebenda, VI, Taf. 1—7. Abb. 16e—g, i, l, m; 17b—f, i—m; 18l—n, p—q	Slg. Stimming St.-M. — M. M. Brandenburg usw.
23	Ketzür (=„Butzow"), Mosesberg	„	Gräberfeld. — Urnen mit Beigefäßen und Brandasche	P. Z. II, S. 406ff.	Ebenda, Abb. 1—7. Abb. 16n, o	Slg. Stimming
24	Päwesin, alte Dorfstelle Zuchedam	„	Bronzefibel = Plettke IV, 2	—	—	Brandenburg
25	Lünow, Mühlenberg	„	Zerstörtes Gräberfeld	Voß u. Stimming, S. 13.	—	—
26	Zachow, Zachower Berg	„	Wohnstelle? — „Völkerwanderungsgefäß" ohne Leichenbrand	wie Nr. 11	—	—
27	Neuendorf, Seeschlößchen	„	Gräberfeld. — Schalenurnen usw. mit Beigaben	Felsberg, S. 29	Ebenda, Abb. 57, 62	Brandenburg, Kirchmöser (Slg. Hasselbacher)

[1]) Zu streichen! Vgl. oben S. 159.

Digitized by Google

Nr.	Fundort	Kreis	Fundinhalt	Nachweis	Abbildung	Museum
28	Görden	St.-Kr. Brandenburg	Henkeltopf mit Glasfläschchen „Flachgräber mit Bronze und Eisen"	— Katal. d. M. M.	Abb. 16, r, q	M. M. II, 10044/5
29	Brandenburg, St. Annenstraße	Stadtkreis	Gräberfeld. — Schalen- und Napfurnen. Armbrustfibeln. Knochenkämme usw.	Voß u. Stimming, S. 23 Felsberg, S. 29	Ebenda, VI, Taf. 8 Ebenda, Abb. 61	Berlin, St.-M. Brandenburg
30	Brandenburg, Neustädt. Forst am Breitlingsee („Schmölln")	„	Gräberfeld. — Schalen- und Napfurnen. Fibel m. u. F. = A. 162	—	—	Slg. Stimming Brandenburg St. M.
31	Försterei Malge	Stadtkreis	Armbrustfibel = A. 162	Felsberg, S. 29	Ebenda, Abb. 56	Brandenburg
32	Großwusterwitz, Friedhof	Jerichow II	Gräberfeld. — Schalen- und Napfurnen	R. Stimming bei Eckstädt, Großwusterwitz 1909, S. 7	Ebenda, Taf. VIII, 4, 5	Slg. Stimming
33	Möthlitz	„	Gräberfeld. — Schalen- und Napfurnen	—	—	Rittergut Möthlitz. Slg. Stimming
34	Kützkow	„	Gräberfeld. — Schalen- und Napfurnen mit Deckelschalen und Beigefäßen in Brandasche	—	Abb. 16 b, c	„
35	Schollene	„	Bronzemünze des Gordianus III. (238–44), Konstantius I. (305–6) und Konstantin I. 305–37)	Hansen, Nr. 127, 152, 157	—	Berlin, Münzkab.
36	Neuermark, Sandgrube am Wege nach Lübars	„	Gräberfeld. — Schalenurne, Napf, Henkeltopf	—	—	Genthin
37	Kleinwusterwitz	„	Bronzemünze des Postumus (258–68)	Hansen, Nr. 131	—	Berlin, Münzkab.
38	Genthin	„	6 Bronzemünzen des Probus (276–82), Maximinian (286–305), Diokletian (284–305) und Konstantin I. (305–37)	Ebenda, Nr. 143, 144, 148, 151, 156	—	Genthin
39	Neu-Derben	„	Baggerfunde. — 3 Näpfe. Tasse mit geknicktem Henkel	—	Abb. 17 n	„

Digitized by Google

40	Gladau	Jerichow II	Bronzemünze des Gordianus III. (238—44)	Hansen, Nr. 126	—	Genthin
41	Groß-Wudicke	„	Gräberfeld	Kupka, Beiträge III, S. 24, Anm. 1	—	?
42 u. 43	Schermen, Eckerberg u. Bergmanns Plan	Jerichow I	Gräberfelder. — Schalen- und Napfurnen. Fibeln m. u. F. und andere Beigaben. Bronzemünze des Claudius II. Gothicus (268 - 70)	Nachr. 1890, S. 70	—	St.-M. Magdeburg, Burg, Genthin, Privatbesitz
44	Taufwiesenberge	„	Schalenurnen	—	—	Magdeburg
45	Hohenwarthe	„	Gräberfeld. — Schalen- und Napfurnen	—	—	Burg
46	Lostau	„	Spätkaiserzeitliche Scherben	—	—	Magdeburg
47	Gerwisch	„	Gräberfeld. — Schalen- und Napfurnen	—	—	Genthin
48	Körbelitz	„	Dreiknopffibel = Plettke VI, 1	Jahresschr. IX, S. 30	—	„
49	Stegelitz-Fehlitz	„	4 Denare des Septimius Severus (193—211), 1 des Macrinus (217 bis 218) und 2 des Gallienus (260—68)	Hansen Nr. 114, 117, 133	—	Berlin Münzkab.
50	Lüttgen-Ziatz	„	? Rohe Schale mit tiefen, senkrechten Rillen	—	—	Burg
51	Heyrothsberge	„	Gräberfeld. — Schalen- und Napfurnen. Fibel m. u. F. = Plettke IV, 2. — 1 „Faltenbecher"	Nachr. 1896, S. 81 ff.	—	St.-M. Magdeburg, Burg, Genthin
52	Menz	„	Gräberfeld. — 2 napfförmige Urnen mit Beigaben	—	—	Magdeburg
53	Pilm bei Gommern	„	Gräberfeld. — 2 Schalenurnen. Fibel m. h. N. = A. 214	—	—	„
54	Gommern, Schießstand	„	Gräberfeld. — Napfurnen	—	—	„
55	Loburg	„	2 Kupfermünzen des Diokletian (284 bis 305) und Maximinian (286—305)	A. Hansen, a. a. O., Nr. 147, 150	—	Privatbesitz
56	Buchow-Carpzow	Osthavelland	Kleine gedrehte Tonkanne provinzialrömischer Herkunft	Bardey, Gesch. v. Nauen, S. 466	Ebenda, Abb. 5, Abb. 17 o	M. M. II, 13797
57	Treuenbrietzen	Zauch-Belzig	Gedrehte, provinzialrömische Schalenurne	Brandenburgia, Festschrift 1924, S. 81 ff.	Ebenda, Abb. 1	M. M. II, 23730

Digitized by Google

Nr.	Fundort	Kreis	Fundinhalt	Nachweis	Abbildung	Museum
58	Cammer, Kiesgrube östl. vom Dorf	Zauch-Belzig	Schalenurne (weitere Gefäße verschleppt)	—	—	Cammer, Schulsammlung
59	Prützke, Görnberg	„	Siedlung (?) — Pfostenhaus. Eisernes Messer	51. Jahresber. d. hist. Ver. Brandenburg, 1923, S. 58 f.	Abb. 18 k, 19	Brandenburg
60	Rietz, Bukstücken	„	Zerstörtes Gräberfeld. — Schalen- und Napfurnen. Beigefäße. Dreiknopffibel = Plettke VII, 2. Zweirollenfibel	Voß u. Stimming, S. 24 f.	Ebenda, VI, Taf. 9. Abb. 17 h	Slg. Stimming
61	Wilhelmsdorf, Schloßberg	„	Siedlung. — Spätkaiserzeitliche Scherben	—	—	Brandenburg
62 u. 63	Jeserig a) Weber	„	Siedlung. — Scherben mit Fingernägelverzierung	—	—	Brandenburg
	b) W. Neie		Siedlung. — Bruchstücke von Schalenurnen usw. — Denar des Tacitus (275—76)	—	—	St.-M. „
64	Deetz, Eichelberg	„	Gräberfeld. — Schalen- und Napfurnen. Beigaben	—	—	Slg. Stimming
65	Schmergow, Gehren	„	Urnengräber mit Beigefäßen. Eiserne Messer, Feuerstahl	—	Abb. 16 d	Brandenburg
66	Krielow, Weinberg	„	Urnengräber. 2 Fibeln mit hohem Nadelhalter = A. 146	Voß u. Stimming, S. 29	Ebenda, IV, Taf. 1: 1, 2, 3 u. 2, 7, Abb. 17 g	Slg. Stimming
67	Derwitz, Gottesberg	„	Urne	Bestehorn, a. a. O., S. 168 („Krielow")	—	Ketzin
68	Plötzin, Kol. Neu-Plötzin	„	Gräberfeld. — Schalenurnen	—	—	M. M. II, 22484 usw.
69	Kemnitz	„	Denar des Volusianus (251/53) aus einer Urne	Bekmann, I, S. 442	—	—
70	Alt-Töplitz	„	Urne	Bestehorn, a. a. O., S. 168	—	Ketzin
71	Phöben, Küsteracker	„	Gräberfeld. — Urnen mit Beigefäßen	Joh. Schmidt (Ketzin), briefl.	—	?
72	Grütz[1])	Jerichow II	Grabgefäße	W. Schulz, Mannus 18, S. 288, Anm. 1	—	Halle

[1]) Nicht auf der Karte

Digitized by Google

2. bis zum Ende des 3. Jahrhunderts bewohnt war. — Ein ähnlicher Fund ist schon 1728 bei dem 11 km weiter östlich gelegenen Dorfe Kemnitz[1]) gemacht worden. Das kleine Messingbildwerk (Abb. 20), dessen Rückseite ebenfalls eine Leiste trägt, stellt einen Mann und eine Frau in barbarischer Tracht dar. Treuer sieht in diesen Figuren Germanendarstellungen. Der Fund soll aus einem Grabhügel (tumulus) stammen. Die aus der gleichen Urne stammenden Fibeln gehören dem 2. Jahrhundert an. — Neuerdings ist bei Kemnitz[2]) auch ein kleiner antiker (?) Frauenkopf aus gebranntem Ton (Terrakotta?) (Abb. 14b) gefunden worden. Näheres über die Fundumstände konnte ich bisher nicht in Erfahrung bringen, der Fund bedarf jedenfalls noch der Nachprüfung.

Daß gelegentlich auch andere Gegenstände aus den römischen Grenzprovinzen als Handelsware oder als Beutestück ins Havelland gelangten, haben wir ja schon bei der Besprechung der Fibeln und anderen Kleingeräts erfahren. Hier seien noch ein Glasfläschchen aus einer Urne vom Görden (Abb. 18, 9) und eine „opalisierende Glasflasche" von Genthin (St. M. II, 6749)[3]) erwähnt, die wie die häufig gefundenen Glasperlen ebenfalls Einfuhrware darstellen. Vor allem aber legen die Funde römischer Münzen im Elbhavelgebiet Zeugnis von friedlichen oder kriegerischen Beziehungen zum Römerreich ab. Der reichhaltigste und zugleich früheste Fund von Niemegk, Kr. Zauch-Belzig, enthielt 74 Denare aus der Zeit der Republik bis auf Hadrian[4]). Die jüngsten Funde im Havelland sind ein bei Kemnitz gefundener Denar des Volusianus (251—53)[5]) und der schon erwähnte Denar des Kaisers Tacitus (275/6). Recht zahlreich sind auch die Münzfunde in den beiden Jerichower Kreisen[6]).

Allgemein werden die havelländischen Gräberfelder der älteren Kaiserzeit dem geschichtlich bezeugten Hauptstamm der Swebenvölker, den Semnonen, zugeschrieben, deren Wohnsitze Kossinna[7]) genauer in die Altmark und nach Nordwestbrandenburg verlegt. Zur Zeit des Tacitus (um 100 nach Christo) muß dieser Stamm sehr volkreich gewesen sein, denn er soll 100 Gaue bewohnt haben. Nun sind aber die Gräberfelder, die wir den Semnonen zuschreiben können, bis in die Mitte des 1. Jahrhunderts noch sehr spärlich und setzen fast durchweg neu ein, während andererseits die Friedhöfe der reinen Spät-La-Tène-Zeit um 50 vor Christo unvermittelt abbrechen. Ich möchte daher annehmen, daß die Semnonen erst kurz vor Christi Geburt in die rechtselbischen Gebiete zugewandert sind, und zwar aus der Altmark, wo die gleichartigen Gräber reichlicher auftreten, auch wohl etwas früher einsetzen und früher abzubrechen scheinen[8]). Die Altmark hat schon H. Möller[9]) als Kerngebiet der Semnonen angesprochen, und W. Schulz[10]) stimmt ihm bei unter Hinweis auf eine Notiz des Vellejus Paterculus für das Jahr 5 nach Christo, wonach die Elbe am Gebiet der Semnonen und Hermunduren vorbeifloß. Letztere haben

[1]) G. S. Treverus: Anastasis usw. 1729. S. oben S. 140, Anm. 6.
[2]) Mus. Potsdam.
[3]) Im St.-M. nicht aufzufinden.
[4]) Märkische Forschungen 1861, Bd. VII, S. 102 (Friedel).
[5]) Bekmann: a. a. O. S. 442.
[6]) Hansen: S. 305ff.
[7]) Ursprung u. Verbreitung der Germanen usw. Berlin 1928, S. 12.
[8]) Vgl. Kupka: Beiträge III, S. 25 u. Jahresschrift XXV, S. 82.
[9]) Anzeiger f. deutsch. Altertum XXII (1896); S. 137f. (zitiert nach W. Schulz, Mannus, 3. Ergänzungsband [1923], S. 33).
[10]) Ebenda.

Digitized by Google

wir uns aber doch wohl auf dem linken Elbufer zu denken, auf dem somit auch die Hauptsitze der Semnonen gelegen haben müssen. Die Besitzergreifung der rechtselbischen Gebiete kann sich aber nur ganz langsam vollzogen haben. Erst um die Mitte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts mögen stärkere Nachschübe erfolgt sein. Sie werden auch die Ursache zu örtlichen Verschiebungen der Wohnsitze gewesen sein, die in dem abermaligen Abbruch der Gräberfelder um 50 nach Christo ihren Ausdruck finden. Hier fehlen jedoch, wie wir sahen, die Zusammenhänge mit den Gräberfeldern der folgenden Stufe nicht ganz (s. o. S. 129f.), und auch die kulturelle Fortentwicklung in der Keramik wie in der Metallindustrie vollzieht sich ohne Bruch.

Im 2. Jahrhundert nach Christo ist das Havelland recht gut besiedelt, wenn auch bei weitem nicht so dicht, wie es die Angaben des Tacitus erwarten lassen. Aber auch diese Gräberfelder brechen zu Anfang des 3. Jahrhunderts ab. In diese Zeit fällt die allgemeine Abwanderung der Swebenvölker aus dem Elbgebiet. So wird berichtet, daß im Jahre 213 unter Caracalla größere Swebenzüge landsuchend den Thüringerwald überschritten. Diesem Zuge mögen sich auch die Semnonen angeschlossen haben. Nun treten aber um die Mitte des 3. Jahrhunderts neue, z. T. sehr umfangreiche Friedhöfe auf neuen Fundplätzen auf, welche uns wieder vor die Frage stellen, ob wir es abermals mit einem Bevölkerungswechsel zu tun haben. Übergangserscheinungen, welche die ältere Fundgruppe mit der jüngeren verbinden, fehlen nicht ganz, sind aber doch recht spärlich. So treten auf dem Gräberfeld von Hohenferchesar (Abb. 10g—k) einige Male Gefäßformen auf, die schon stark an die Schalenurnen und Näpfe der folgenden Stufe erinnern. Die von M. Weigel und anderen vertretene Ansicht, daß es Langobarden gewesen seien, die auf ihrem Zuge von der unteren Elbe nach Pannonien vorübergehend die verlassenen Sitze der Semnonen eingenommen hätten, stützt sich vor allem auf die Annahme, daß die von der Unterelbe bis nach Böhmen hinein verbreiteten Schalenurnen diesem Volksstamm zuzuschreiben seien. Es scheint aber, daß diese Urnenform zwar westgermanisch, aber nicht spezifisch langobardisch ist. Es könnte also auch ein anderer westgermanischer Stamm in Frage kommen. So ist W. Schulz[1]) geneigt, als Verfertiger der Schalenurnen in der Altmark und den angrenzenden Gebieten die Angeln in Anspruch zu nehmen, die ihre Heimat auf der kimbrischen Halbinsel verlassen hatten und später in dem Thüringerreich aufgegangen sind. Das Vorkommen von „Fensterurnen" in der Altmark wie bei Bornim und Butzow (s. o. S. 154), das v. Buttel-Reepen[2]) als ein Anzeichen angelsächsischer Wanderzüge auffaßt, könnte diese Vermutung stützen. Auch ist es nicht ausgeschlossen, daß Reste der Semnonen im Lande zurückgeblieben sind. Wenn wir von „Nordschwaben"[3]) hören, die sich in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts im Gau Suevon in Nordthüringen angesiedelt haben, nachdem der hier ansässige Sachsenstamm dem Zuge Alboins nach Italien (567) gefolgt war, so können das recht wohl Semnonen gewesen sein, die nach endgültiger Aufgabe ihrer alten Wohnsitze im Havelland landsuchend allmählich südwärts gewandert waren.

---

[1]) Jahresschrift XII (1925), S. 86.
[2]) A. a. O. (1925), S. 395f.
[3]) Vgl. Müllenhoff: Deutsche Altertumskunde II, S. 103. — W. Schulz: Jahresschrift XII (1925), S. 86f. — B. Crone: Nachrichtenblatt f. Niedersachsens Vorgesch. N. F. Nr. 2 (1925), S. 41.

Digitized by Google

Die Frage bedarf jedenfalls noch weiterer Klärung. Ich möchte hier nur noch auf die auffällige Abweichung in den Bestattungssitten auf einigen kleineren Friedhöfen des Havellandes hinweisen (s. o. S. 152), die vielleicht auf ein Nebeneinanderwohnen verschiedener Stämme hindeutet.

Zu Anfang des 5. Jahrhunderts verödet das ganze Gebiet zwischen Elbe und Oder, und auch die Altmark wird menschenleer. Doch muß eine dünne Restbevölkerung in den Landstrichen rechts der Elbe zurückgeblieben sein, worauf vereinzelte, in Mecklenburg, Vorpommern und in der Mark gemachte Funde schließen lassen[1]). Im Havelland sind Skelettgräber mit Waffenbeigaben dieser Zeit bei Borkfelde-Pichelsdorf[2]), Brunne[3]) und Kuhhorst[4]) im Kreise Osthavelland und bei Deetz[5]) im Kreise Zauch-Belzig gemacht worden. Zwei Skramasaxe von Ketzin (Museum Ketzin) sind zweifelhafter Herkunft. — Erwähnung verdient schließlich eine Riemenzunge aus Kupfer mit Silberbelag, die auf einer Düne bei Michaelisbruch, Kr. Ruppin, dicht an der Nordgrenze des Kreises Westhavelland, zum Vorschein gekommen ist. Sie zeigt ein Tierbild im Stile von Salin II und dürfte etwa in die erste Hälfte des 7. Jahrhunderts gehören. Leider sind die Fundumstände nicht so eindeutig, daß die Zunge als ein sicherer Beweis für eine spätgermanische Besiedelung der Gegend gewertet werden kann. Doch ist die Düne noch im 3. Jahrhundert von Germanen bewohnt gewesen, wie eine hier gefundene Armbrustfibel mit umgeschlagenem Fuß beweist[6]).

Diese dünne, im Elbhavelland zurückgebliebene germanische Restbevölkerung wurde dann von den Slawen, die etwa seit dem 7. Jahrhundert langsam in das verödete Land einrückten, überflutet und aufgesogen. Einen erkennbaren Einfluß auf die sehr niedrigstehende slawische Kultur haben diese Reste germanischen Volkstums jedoch nicht ausgeübt, was auch dafür spricht, daß ihre Zahl nur sehr gering gewesen ist. Erst vom 10. Jahrhundert ab wird das ostelbische Land allmählich und unter wiederholten Rückschlägen der germanisch-deutschen Kultur zurückgewonnen.

---

[1]) Zusammengestellt von G. Krüger in Hahne, 25 Jahre Siedlungsarchäologie. 1922, S. 130.

[2]) Z. f. Ethn. 1912, S. 247.

[3]) v. Zieten, Brunne (Osthavelland).

[4]) M. M. II, 11798.

[5]) St.-M. 1f, 7480—7482 (nicht Dreetz, Kr. Ruppin, wie G. Krüger schreibt).

[6]) Mus. Brandenburg. — Eine nähere Besprechung des Fundes findet sich in der Prähist. Zeitschrift 1928, Heft 3/4, S. 369ff.

Digitized by Google

Das Jahr 550 als Wendepunkt in der Kultur der Völkerwanderungszeit

Von Herbert Kühn

Mit 9 Abbildungen im Text

Es ist auffällig, daß die Ornamentik der Fibeln der Völkerwanderungszeit großen Wandlungen unterliegt. Tragen die frühen Stücke ein Ornament, das aus Ranke, Kerbschnitt, Mäander, Palmette besteht, dann haben die späteren das Flechtband oder den Tierstil. Flechtband und Tierstil sind ausgesprochen germanische Formen, die noch lange in das Mittelalter hinein fortleben, Palmette, Mäander, Ranke und Kerbschnitt sind fremden Ursprungs, der Kerbschnitt ist möglicherweise aus der altnordischen Holzkunst erwachsen, die Ranke, die Palmette und der Mäander sind antik-byzantinischer Herkunft. Hinzu tritt das Motiv des Vogelkopfes, das von den Skythen stammt. So hat die ältere Kunst der Völkerwanderungszeit neben dem Nordischen, Eigenen, südliche Elemente; die späteren Epochen haben das ausgeschaltet, sie sind wieder zu Eigenem zurückgekehrt.

Dieser Wechsel ist höchst auffällig und sonderbar und kann nicht zufällig sein, sondern muß seine tiefe, letzte Entsprechung in dem geistigen Leben und Erleben der Zeit haben; die gleiche Bewegungsrichtung, die die Kunst zeigt, muß auch im Rechtsleben, vor allem in der Politik der Zeit erkennbar sein.

Und in der Tat ist die Stellung der Goten gegenüber der antiken Welt eine ganz andere als die der Franken, Alemannen und Langobarden. Die politische Idee der Goten ist die Verschmelzung mit der Antike. Theoderichs Grundgedanke, in all seinem Tun, all seiner politischen Arbeit erkennbar, ist die Vereinigung der beiden verschiedenen Elemente. Ihre Gründe hatte diese Politik in der geschichtlichen Entwicklung. Theoderich war nicht als germanischer, gotischer König nach Italien gekommen, sondern als Heerführer des Kaisers, der einen Feldzug gegen Odoakar unternahm. Sein Heer bestand auch nicht ausschließlich aus Ostgoten, sondern auch aus Rugiern und Freiwilligen anderer Germanenstämme. Erst in Italien, nach der Unterwerfung Odoakars, wurde Theoderich von den Soldaten wiederum zum König gewählt, und jetzt erst wieder kann von einem ostgotischen Königtum gesprochen werden. Theoderich selbst stand in besonders enger Beziehung zu dem römischen Kaiser in Byzanz. Jordanes berichtet[1]), daß der Kaiser Zeno ihn in Konstantinopel

[1]) Jordanes, § 48. Johannes Bühler, Die Germanen in der Völkerwanderungszeit. Leipzig 1922, S. 231.

Digitized by Google

in die Zahl der Würdenträger des Reiches aufnahm, daß er ihn adoptierte als „Waffensohn", daß er ihn zum Konsul des Jahres ernannte und ihn auf seine Kosten einen Triumph feiern ließ, ja, daß er eine Reiterstatue Theoderichs vor dem Palast errichten ließ, um, wie Jordanes sagt, „so den Ruhm dieses hervorragenden Mannes in das gehörige Licht zu rücken". Theoderich selbst hat immer die enge Beziehung zum Kaiser gewahrt, auch in der späteren Zeit, als er selbständiger König war. So heißt es in einem Brief von ihm an den Kaiser Anastasius von 508, den Cassiodor[1]) überliefert hat: „Diese beiden Reiche sollen doch nicht bloß in tatenlosem Wohlwollen freundschaftlich verbunden sein, sondern sich auch mit gemeinsamen Kräften gegenseitig fördern. Das römische Imperium soll nur einen Willen, eine Meinung haben. Und was immer in unserer Kraft steht, soll nach Euerem Willen geregelt werden. Deshalb machen wir auch unsere ehrerbietige Aufwartung und ersuchen ergebenen Sinnes, daß Ihr uns nicht die ruhmvolle Liebe Eurer Huld entzieht, auf die wir hoffen zu dürfen glaubten, wenn sie auch anderen nicht zuteil werden konnte." Jordanes sagt weiter, daß Theoderich auf seinem Sterbebette seinem Nachfolger geraten habe, stets Senat und Volk von Rom zu lieben und immer dafür zu sorgen, daß sie mit dem oströmischen Kaiser in Frieden leben.

Sehr deutlich wird der Versuch Theoderichs zur Verschmelzung beider Nationen in der Rechtsprechung. Die römischen Ämter und Verwaltungen bestanden unverändert fort. Die Rechtsprechung übten die Comites Gothorum, Beamte, die wohl Goten waren, die aber neben die entsprechenden römischen Beamten gesetzt wurden. Sie entschieden in den Prozessen nach römischem Recht. Gotisches Recht galt wie Ludwig Schmidt sagt, nur für Ehe- und Erbsachen[2]). Die Goten selbst waren in Hundertschaften und Tausendschaften gegliedert, die von einem Vorsteher geleitet wurden. Sie unterstanden einem eigenen Recht, dem ostgotischen Recht, das nicht als eigenes Gesetzbuch erhalten ist, das aber offenbar, wie das westgotische Recht, von dem römischen stark beeinflußt war. So bestand eine gotische Nation neben der römischen. Die Macht des Königs war im byzantinischem Sinne, entgegen den altgermanischen Volksrechten, absolut. Ein rechtlich begründeter Einfluß des Volkswillens bestand nicht.

Auch das Recht der Westgoten, das in den Leges Visigothorum erhalten ist[3]), ist sehr stark von römischen Elementen durchsetzt. Es stammt von König Eurich (466—485) und ist somit das älteste Denkmal germanischer Gesetzgebung. Auch im westgotischen Reich bestand die römische Organisation der Behörden fort. Es gab nach der römischen Stadtverfassung die Curia; der Munizipalbeamte, der Defensor, sprach Recht in geringfügigeren Fällen und leitete die städtische Verwaltung. Die Westgoten waren wie die Ostgoten in Hundertschaften und Tausendschaften gegliedert. Der Führer der Tausendschaft (Thiufadus) führte sie im Kriege und richtete über sie zusammen mit dem Führer der betreffenden Hundertschaft. So bestand ursprünglich das gotische Recht selbständig neben dem römischen, allmählich aber gewann sogar die römische Rechtsprechung die Oberhand, der Comes civitatis gewann die Befugnis, auch über Goten zu richten. Die Gewalt des Königs war wieder

[1]) Bühler, S. 276.
[2]) Ludwig Schmidt, Geschichte der germanischen Frühzeit. Bonn 1925, S. 311.
[3]) Monumenta Germaniae historica. Leges nationum germanicarum. Tomus I Leges Visigothorum. Edidit Karolus Zeumer. 1902.

Digitized by Google

nach byzantinischem Vorbild uneingeschränkt, das Volk oder der Adel sprach nur bei wichtigen Regierungsgeschäften, allerdings ohne rechtliche Befugnis, mit.

So macht sich bei beiden Reichen, bei den Westgoten wie bei den Ostgoten, deutlich ein antiker Einfluß geltend. Gleichsam zwei Nationen stehen nebeneinander, die römische und die germanische, jede mit eigenen Rechten, jede mit anderer Geschichte: die Aufgabe der Könige war es, die Gegensätze zu mildern, eine Einigung zu schaffen, und so konnte man von Theoderich sagen, „sein Ostgotenreich war ein Versuch der Aussöhnung römischer und germanischer Interessen; es war das Streben nach Weiterführung der antiken Kultur durch die Germanen“ [1]).

Ganz anders ist das Verhältnis zum römischen Reich bei den Franken und den Alemannen. Sie haben den Zusammenhang mit den übrigen germanischen Stämmen nie aufgegeben, sie stehen nicht losgelöst von dem Stammesverband einer fremden Welt gegenüber, ihre Fürsten waren nie Inhaber römischer Ämter und Würden. Zwar waren die Franken auch ursprünglich „dediticii“, später nach der zweiten Unterwerfung durch Aetius 428 „foederati“, das Entscheidende aber ist, daß sie nicht das Land der Römer brauchten, der Privatbesitz der Römer in der Provinz wurde in der späteren Zeit, nachdem das erste Bedürfnis nach Land befriedigt war, nicht mehr angetastet. So war den größten Gegensätzen zwischen Römern und Germanen der Boden entzogen, die innere Entwicklungslinie der Politik klarer und fester. Das Recht, in der Lex Salica [2]) überliefert, nach Brunner [3]) aus der Zeit von 508–511 stammend, ist ungleich mehr germanisch als die Lex Visigothorum.

Der König ist bei den Franken nicht so absolut wie bei den Goten, er kann nicht über Leben und Eigentum der Volksglieder frei bestimmen, er hat auch nicht das Besteuerungsrecht. Dem Volk stand die Einsetzung der Richter zu, erst später ging diese Befugnis auf den König über.

Die alte römische Beamtenorganisation wurde in der Hauptsache beseitigt, das öffentliche Recht war ganz germanisch. Die Römer hatten wie die Germanen denselben Gerichtsstand in dem Gerichte des Grafen; eigene Gerichte, wie bei den Goten, gab es für sie nicht. Das ganze Land war in Grafschaften gegliedert, der Graf (grafio), der vom König ernannt wurde, war der Führer im Krieg, er übte auch die Polizeigewalt und die Finanzverwaltung aus, auch das Amt eines Richters lag in den ursprünglich romanischen Gebieten in seiner Hand, während in den germanischen Gebieten die Rechtsprechung zuerst bei dem Thingmann, dem Thunni, der vom Volke gewählt wurde, verblieb.

So bestehen ganz entscheidende Unterschiede zwischen dem Rechte der Goten und dem der Franken, Unterschiede, die sich auch in dem prähistorischen Inventar auf das Entscheidendste zeigen müssen. Die Franken übernehmen wohl die Formen und Typen der Goten in Schmuck und Gebrauchsgegenstand, genau so wie die Lex Salica viele Elemente des Codex Euricianus, des ältesten Gesetzbuches unter den Leges Visigothorum enthält, doch bald verändern sie alles entscheidend, das römische Element wird mehr und mehr ausgeschaltet, germanische Vorstellungen treten in den Vordergrund.

Besonders stark unterschieden von dem römischen Recht ist das langobardische Recht, der Edictus Langobardorum. Es ist im Jahre 643 unter König Rothari aufgezeichnet worden. Im Epilog wird das ungeschriebene Recht der Vorfahren als Quelle der Gesetzgebung genannt, und obgleich von den Gesetz-

[1]) Schulze in Gebhard, Handbuch der Geschichte. 2. Aufl., 1901, S. 105.
[2]) Behrend, Lex Salica. 2. Aufl., 1897.
[3]) Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte. Leipzig 1906, 2. Aufl., S. 437 und 440.

Digitized by Google

Abb. 1. Nordendorf, B. A. Donauwörth (Bayern). Museum München. Natürliche Größe

Abb. 2. Nordendorf, B. A. Donauwörth (Bayern). Bayer. Nationalmuseum München. Natürliche Größe

Abb. 3. Nordendorf, B. A. Donauwörth (Bayern). Bayer. Nationalmuseum München. Natürliche Größe

Abb. 4. Nordendorf, B. A. Donauwörth (Bayern). Museum München

Digitized by Google

gebern Novellen des Justinian sowie die ältere westgotische Gesetzgebung in der Fassung von Leovigilds Codex revisus benutzt wurde, ist das Werk doch durchaus einheitlich und geschlossen. Brunner[1]) weist ausdrücklich darauf hin, daß der Edictus in seinen Rechtssätzen dem römischen Recht gegenüber eine weitgehende Selbständigkeit bewahrt hat. Übernahmen oder Anlehnungen an römische Rechtssätze sind besonders selten.

Mit dieser Tatsache stimmt es nun vollkommen überein, daß die langobardischen Altertümer durchaus germanisch anmuten und gänzlich frei sind von Übernahmen römischer Elemente. Die Gräberfelder von Nocera Umbra, von Castel Trosino etwa unterscheiden sich so stark, so durchaus von allem Römischen, daß es noch immer gänzlich unverständlich erscheint, wie eine frühere Kunstgeschichtsforschung und Altertumsforschung diese Kunst „spätrömische Kunstindustrie“[2]) nennen konnte.

Dieser langobardischen Kunst gegenüber ist die gotische der Antiken näher, wenn auch hier die antiken Einflüsse bisher bei weitem überschätzt wurden. Immerhin kommt die Palmette vor, die allerdings nur eine kurze Lebensdauer hat, schon nach 480 ist sie vollkommen verschwunden. In der Zeit von 450—550 liegt die Herrschaft der drei Ornamentmotive: Kerbschnitt, Ranke, Mäander. Möglicherweise ist der Kerbschnitt dabei altgermanischer Herkunft, aus der Holzkunst erwachsen, die Ranke, der Mäander aber sind zweifellos antiken Ursprungs. Beide Elemente haben weder Vor- noch Frühformen, sie werden fertig übernommen wie die Palmette. Der Mäander, der hauptsächlich auf dem Bügel vorkommt, ist rein antiken Ursprungs, mit dem Mäanderornament auf den germanischen Tongefäßen der La-Tène-Zeit hat er keine Beziehung.

Alle vier Motive aber, Palmette, Kerbschnitt, Ranke, Mäander, verschwinden im Verlaufe der Entwicklung, die späteren Typen haben nur noch das Flechtband und die Tierornamentik, die sich aus den vorhergegangenen Ornamentmotiven, wie ich an anderer Stelle[3]) glaube nachgewiesen zu haben, entwickelt. Diese Entwicklung geht ganz allmählich vor sich, so daß von einer Übernahme aus einem anderen Ornamentschatz nicht mehr die Rede sein kann. Der Übergang ist deutlich zu erkennen, sogar an einem einzigen Fundort läßt er sich nachweisen, etwa an Nordendorf. Die ältere Fibel, ein Stück mit rhombischem Fuß, also mit deutlich gotischen Elementen, hat auf der Kopfplatte die Ranke, auf der Fußplatte den Kerbschnitt (Abb. 1). Allmählich aber fängt die Kerbschnittverzierung des Fußes an, sich zu verschieben (Abb. 2). Eine dritte Fibel desselben Fundortes (Abb. 3) hat die Linienführung noch weiter verschoben, so weit, daß schon die Anfänge des Flechtbandes erkennbar sind, eine vierte Fibel (Abb. 4) und fünfte Fibel (Abb. 5) hat die Tendenz noch weiter durchgeführt, bei der sechsten Fibel aus Nordendorf (Abb. 6) ist die Verflechtung der Formelemente voll ausgebildet. So ist der Weg deutlich und klar. Daß die Fibel Abb. 6 die jüngste ist, ergibt sich notwendig daraus, daß später der Kerbschnitt ganz fehlt, daß nur noch Flechtbandornamentik vorhanden ist, die Fibeln mit dem am stärksten ausgebil-

---

[1]) Brunner, a. a. O., S. 532.

[2]) Alois Riegl, Spätrömische Kunstindustrie. I und II. 1901 und 1923.

[3]) Herbert Kühn, Die Entstehung der germanischen Flechtbandornamentik. Kossinna-Festschrift, 1928, S. 368—375. Herbert Kühn, Das Kunstgewerbe der Völkerwanderungszeit in Bossert, Geschichte des Kunstgewerbes I. 1928, S. 69—100.

[4]) Åberg, Die Franken und Westgoten in der Völkerwanderungszeit. 1922, Abb. 194. Lindenschmit, Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit I. Taf. 7.

Digitized by Google

Abb. 5

Abb. 6

Abb. 5. Nordendorf, B. A. Donauwörth (Bayern). Bayer. Nationalmus. München. Natürliche Größe.

Abb. 6. Nordendorf, B. A. Donauwörth (Bayern). Museum München. Natürliche Größe.

Abb. 7. Nordendorf, B. A. Donauwörth (Bayern). Bayer. Nationalmuseum München. Natürliche Größe

Abb. 8. Nocera Umbra. Museo delle Therme, Rom. 10,2 cm Höhe

Digitized by Google

deten Flechtbandornamenten müssen also die jüngsten sein. Die Bewegung zum Flechtband liegt aber nicht nur bei dem Kerbschnittornament vor, sie ist auch erkennbar bei der Ranke. Ein Ornament wie bei der Fibel auf Abb. 7 zeigt deutlich den Übergang von der alten Ranke, die noch rechts und links erkennbar ist, zum Flechtband, das in der Mitte schon auftaucht. Die Entwicklung von den beiden verschiedenen Motiven, Kerbschnitt und Ranke, zu dem einen neuen Motiv, der Verflechtung, vollzieht sich zeitlich durchaus gleichmäßig. Die genaue Datierung dieser Bewegung von antiken Elementen zu dem eigentlich germanischen Ornament der Verflechtung ist nun ebenfalls möglich. Die gotischen Fibeln kennen das Flechtband nicht, sie haben nur die fremden Ornamentmotive, genau so wie das gotische Recht eine eine Fülle fremder Züge aufweist.

Die langobardischen Fibeln dagegen haben nur in verschwindenden Fällen noch die alten Motive, die überwiegende Mehrzahl hat ein entwickeltes Flechtband, ja sogar häufig schon das daraus erwachsene Tierornament. Nun gibt es aber auch einige langobardische Fibeln, die genau wie die Stücke aus Nordendorf den Übergang zeigen, wie eine Fibel aus Ravenna[1]), sie müssen also die ältesten sein, und daraus ergibt sich, daß sie aus der Zeit der Einwanderung selbst stammen. Das Stück (Abb. 8) aus Nocera Umbra ist den Fibeln aus Nordendorf so ähnlich, daß es auch von dort her stammen könnte. Die Langobarden fallen 568 in Italien ein, um diese Zeit also ist das Flechtband auf einigen Fibeln schon ausgebildet. Die Goten werden 553 am Vesuv vernichtend geschlagen: sie kannten das Flechtband noch nicht. So muß die Zeit der Ausbildung dieses Ornaments in der Zeit zwischen 553 und 568 liegen, also rund um 550. Der Ort der Ausbildung ist Mitteldeutschland und das Rheingebiet, die Bewegung geht bei den Fibeln mit ovalem Fuß vor sich, die mitteldeutschen und rheinischen Charakters sind (Abb. 9).

So bildet die Zeit um 550 einen tiefen Einschnitt in der Kultur der Völkerwanderungszeit. Mit diesem Zeitpunkt erliegen die Goten vollständig der Antike, die zu ihrem letzten Schlage ausholt. Der Gedanke der Verschmelzung ist untergegangen. Es ist kein Zufall, daß gleichzeitig die antiken Elemente, Ranke, Mäander auf den germanischen Schmuckstücken sterben: die Zeit der Verbindung beider Kulturen ist vorbei, Theoderichs Politik ist zerbrochen.

So wie aus dem gotischen Recht, das Römisches unvermittelt neben das Germanische stellte, das Recht der Franken, das der Langobarden erwuchs, erwuchs mit immer größerer Ausschaltung römischer Vorstellungen, mit immer stärkerem Zurückgehen auf überlieferte germanische Vorstellungen: genau so die Kunst, das Ornament, das immer der feinste, sublimste Ausdruck der geistigen Bewegung einer Zeit ist: das Flechtwerk erstand bei den Franken und den von ihnen unterworfenen Völkern, den Burgundern und Alemannen und bei den Langobarden. Es ist mit dieser Ornamentik, als wenn Tendenzen wieder aufgenommen würden, die die germanische Ornamentkunst schon einmal in der Periode V der Bronzezeit gehabt hatte. Hier wie dort der gleiche Wille zur Durchdringung und Verbindung der Lineamente, hier wie dort der gleiche Gedanke der Bildung von Tierköpfen, Tierleibern.

Im Jahre 558 einigt Chlotachar I. das Frankenreich. Um diese Zeit hat die germanische Idee über die römische gesiegt, die Völker, die fester die

[1]) Åberg, a. a. O. Abb. 216. Herbert Kühn, Kossinna-Festschrift 1928, S. 372, Abb. 11.

Digitized by Google

germanische Überlieferung bewahrten, die Franken, die Langobarden, übernahmen nach dem Untergang der Ostgoten die Führung. Aus den Franken aber erwuchs dann das neue große Reich, das die gesamte abendländische Kultur auf das Entscheidendste beeinflussen sollte.

So fallen die Daten fast zusammen, 553 am Vesuv die vollkommene Vernichtung der gotischen Idee der Verschmelzung, 558 die Einigung des Franken-

Abb. 9. Oberolm. Altertumsmuseum Mainz. Natürliche Größe

reiches, die Befestigung der germanischen Staatsbildung im Norden, 568 dann mit dem Einfall der Langobarden hatten die Germanen über die Römer endgültig gesiegt, gesiegt auch auf italienischem Boden selbst. So ist es kein Zufall, daß die Zeit um 550 auch in dem prähistorischen Fundmaterial als der große entscheidende Wendepunkt erscheint. Bis 550 herrschen die südlichen Ornamentmotive, die von Skythen und Römern stammen, nach 550 beginnt das Erwachen einer neuen Kunst aus den alten fremden Wurzeln, das Erscheinen eines eigenen germanischen Stils, der begründet liegt in Flechtband und Tierornament. Denn so wie der Mäander der klarste Ausdruck des antiken Denkens ist, so das Tierornament des germanischen Erlebens der Welt. Wenn

Digitized by Google

die Antike das Ausgeglichene sucht, das Beruhigte, Geklärte, dann die Völkerwanderungszeit das Unruhevolle, das Verschlungene, Ungeklärte. Hier Stille und Klarheit, dort Bewegung, Leben, Vorwärtstreiben aller Kräfte. Wie die Formen wechseln und wogen, wie sie auch wellen und vorwärtsdrängen wie eine ungebändigte Kraft, das ist besonders bezeichnend für die germanische Kunst dieser Zeit. Es ist etwas Maßloses in dieser Kunst, etwas Ungebändigtes, genau so wie Maßloses darin liegt, über den Erdteil zu wandern von Nord nach Süd, die ewige Stadt zu erobern, neue Reiche aufzubauen im Zentrum der alten großen Kultur. Die geistige Welt dieser Menschen und ihre Kunst spricht dieselbe Sprache: der ewige Drang, hinter die Dinge zu schauen, das Wesen der Dinge zu fassen. Wenn in einer Kunst der faustische Drang des nordischen Menschen ausgeprägt liegt, dann ist es in dieser Kunst, in der alles Spannung, Wirbel, Rhythmus ist. Das Sich-Durchdringen der Formen, das Sich-Verschränken der Flächen, das Sich-Verflechten der Ebenen, das ist letzter Ausfluß einer stark gesteigerten Vitalität, einer Vitalität im Erleben der Welt und der Kunst. So wie die seelische Spannung erkennbar ist in den Stabreimen der Edda, in den Rätseln der Götter, in den Taten der Helden, so auch im Ornament. Eines bedingt das andere. Der Zeitpunkt aber, in dem die Kunst dieser Zeit erst wirklich eigen geworden ist, in dem das Ornament seinen Ausdruck, seinen Formcharakter gefunden hat, das ist die Zeit des Sieges über Rom und zugleich die Zeit der Niederlage durch Rom, die Zeit um 550.

Digitized by Google

Werbetätigkeit im Dienste der Vorgeschichtswissenschaft

(Kurzer Auszug)

Von Fritz Geschwendt, Breslau

Wenn eine Wissenschaft wünscht, nicht nur dienende Helferin anderer Wissenschaften zu sein, wenn sie der ganzen Nation Kulturgüter zu übermitteln hat, dann muß sie ihr Dornröschen-Dasein verlassen und eine Tätigkeit ausüben, die bei materiellen Werten als Reklame, bei geistigen Gütern oft als Propagandatätigkeit bezeichnet wird. Der Forscher sträubt sich häufig gegen Propagandierung seiner Wissenschaft. Die Ursache dazu kann oft eine falsche Einstellung zu der Werbetätigkeit sein. Dem Kaufmanne, der durch Reklame seine Waren verbreiten will, gesteht man Werbetätigkeit als selbstverständlich zu, obwohl das Endergebnis, die klingende Münze, in die eigene Tasche rollt; der Wissenschaftler hält die Werbetätigkeit für unpassend, obwohl sie aus uneigennützigen Motiven ausgeübt wird, und der Ausübende nie persönlichen Nutzen davon hat.

Über die Notwendigkeit der Werbetätigkeit für eine junge Wissenschaft, die breiteste Kreise als Helfer benötigt, braucht Vorgeschichtlern nichts gesagt zu werden. Nur an das Wort des amerikanischen Kaufmanns sei erinnert: Woher sollen es die Leute wissen, daß du ihnen etwas Gutes zu geben hast, wenn du es ihnen nicht sagst.

Sympathischer wird vielen die ganze wichtige Frage, wenn wir für Werbetätigkeit eine andere Bezeichnung wählen und von „Verbreitung vorgeschichtlicher Kenntnisse" sprechen. Um nicht viele theoretische Vorschläge zu bringen, die in der Praxis noch nicht erprobt sind, soll am Beispiel der beiden schlesischen Provinzen gezeigt werden, nach welchen Grundsätzen dort vorgeschichtliche Kenntnisse verbreitet werden; dabei darf freilich nicht übersehen werden, daß die Verhältnisse in Niederschlesien für diesen Zweck recht günstig liegen; denn die Museumsdirektion, die staatliche Denkmalspflege, der Vorsitz des Schlesischen Altertumsvereins und der Universitätslehrstuhl sind in einer Hand vereinigt, so daß ein zielbewußtes einheitliches und gleichstrebendes Arbeiten gewährleistet ist. Vor allem leisten der Staatliche Vertrauensmann und seine Organe in Verbindung mit dem Schlesischen Altertumsverein die niederschlesische Aufklärungsarbeit. Der Staatliche Vertrauensmann der Provinz Oberschlesien ist zugleich Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft für oberschlesische Ur- und Frühgeschichte und als solcher mit dem Schlesischen Altertumsverein aufs engste verbunden und arbeitet zum Teil nach ganz denselben Grundsätzen.

Digitized by Google

Der Schlesische Altertumsverein, der im Jahre 1928 sein 70jähriges Bestehen feiern konnte, veranstaltet im Winterhalbjahr in Breslau Vortragsabende mit allgemeinen Themen heimatkundlicher, kunstgeschichtlicher usw. Art, die regelmäßig gut besucht sind. Im Sommer werden ein bis zwei Wanderfahrten veranstaltet, die häufig als Höhepunkt des Vereinslebens bezeichnet werden müssen. Weil das Interesse für spezielle Vorgeschichte aber sehr groß ist, mußte eine besondere Abteilung gegründet werden, die allmonatlich sogenannte prähistorische Fachsitzungen veranstaltet[1]). Hier treffen sich die hauptamtlichen Vorgeschichtler, verstärkt durch Vertreter von Nachbarwissenschaften und Altertumsfreunde; auch die Prähistoriker aus Oberschlesien, der Oberlausitz und der Grenzmark nehmen gewöhnlich teil. Bei diesen Fachsitzungen werden in der Hauptsache neue Funde vorgelegt und besprochen, neue Literatur bekanntgegeben usw. Um auch Laien Gelegenheit zu geben, leicht und mühelos in die schlesische Vorgeschichte einzudringen, wurde als Vorstufe zu den Fachsitzungen die sogenannte „Arbeitsgemeinschaft für niederschlesische Urgeschichte" gegründet, die allmonatliche Sitzungen oder Wanderfahrten zu prähistorischen Fundstellen veranstaltet[2]). Die Beteiligung ist ebenfalls außerordentlich stark, ebenso wie bei den Veranstaltungen der Arbeitsgemeinschaft für oberschlesische Ur- und Frühgeschichte[3]). An diesen bisher gekennzeichneten Veranstaltungen können in der Hauptsache nur Freunde der Altertumskunde teilnehmen, die die Vortragsorte ohne größere Verluste an Zeit und Geld erreichen. Für auswärtige Mitglieder werden Vortragsabende in den Klein- und Mittelstädten veranstaltet, an denen gewöhnlich Doppelvorträge gehalten werden, die einerseits über die Vorgeschichte des betreffenden Gebietes unterrichten und andererseits etwaige neue Grabungsergebnisse aus der Nähe den Teilnehmern erläutern sollen. Außerdem werden regelmäßig in Lehrervereinen, Land- und forstwirtschaftlichen Vereinen, bei Kreistagungen verschiedener Berufsgruppen, Heimatwochen usw. einschlägige Vorträge gehalten, und zwar jährlich 30—40. Etwas Äußerliches, aber sehr Wesentliches dabei bedeutet der Umstand, daß für diese Vorträge keine Honorare verlangt werden, damit auch in kleine Vereine in abgelegenen Gegenden „eingedrungen" werden kann. Der Erfolg all dieser Veranstaltungen ist der, daß sich der Besuch des Altertumsmuseums verstärkt und daß Führungen unter fachmännischer Leitung gewünscht werden.

Um alle Mitglieder des Vereins schlingt sich ein dreigeteiltes, aber einheitliches Band, nämlich drei Vereinszeitschriften. In erster Linie seien die Prachtbände von „Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift" erwähnt, die dem Verein viel neue Freunde gewinnen. Das zweite Organ ist die Zeitschrift „Altschlesien", die neuerdings alljährlich erscheint und abwechselnd einen Band der Vorgeschichte und je einen Band der Kunstgeschichte, der Numismatik usw. widmet. Die dritte Schrift, die „Altschlesischen Blätter", erscheint zweimonatlich und enthält als wichtigsten Teil die Fundmeldungen der genannten Zeit; außerdem werden kleine einführende Aufsätze allgemeineren Inhalts und Vereinsnachrichten den Mitgliedern übermittelt. Die besonderen Unternehmungen mit Hilfe von Werbeblättern, Merkzetteln, Belieferungen ganzer Kreise mit Zeitschriften und Werbematerial, über Einladungen zu Grabungen usw. sollen nur angedeutet werden; der Wortlaut zweier Merkblätter für den Denkmalschutz und zur Werbung von Mitgliedern folgt nachstehend:

[1]) Tätigkeitsbericht vgl. Altschlesien, Bd. 2, H. 1, S. 71, und Bd. 2, H. 2, S. 167.
[2]) Tätigkeitsbericht vgl. Altschles. Blätter, 1928, H. 5, S. 75.
[3]) Tätigkeitsbericht vgl. Altschles. Blätter, 1928, H. 5, S. 74.

Digitized by Google

Merkblatt für Altertumsfunde

Bei den verschiedensten Erdarbeiten (zum Häuser-, Straßen-, Brückenbau, beim Pflügen, Bäumesetzen und dergleichen) werden oft alte Gefäße, merkwürdige, bearbeitete Steine, tönerne Scherben, grünspanige Geräte, rostige Waffen, Skelette und dergl. gefunden. Alle diese Funde unterliegen einer gesetzlichen Anmeldepflicht; Finder, Bauführer, Eigentümer usw. sind zur sofortigen Anmeldung an den Amtsvorsteher, der für die Weiterleitung der Meldung an den Staatlichen Vertrauensmann für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer Sorge trägt, verpflichtet, falls sie sich nicht unter Umständen strafbar machen wollen.

Dieser Aufruf wendet sich aber an den Heimatssinn aller Schlesier; jedermann sollte daran denken, daß die Bodenaltertümer für die Erforschung der Geschichte der Heimat von großer Wichtigkeit sind, daß selbst der unscheinbarste Fund (Scherben usw.) Aufschluß über vergangene Jahrtausende geben kann. Es wird gebeten, auch die geringfügigsten Reste zu melden.

Der Staatliche Vertrauensmann
für die kulturgeschichtlichen Bodenaltertümer

Was bietet der Schlesische Altertumsverein seinen Mitgliedern?

1. Im Winterhalbjahr: allmonatliche Vortragssitzungen und Führungen in Breslau.
2. Im Sommerhalbjahr: Wanderversammlungen an heimat- und kunstgeschichtlich wichtigen Orten Schlesiens.
3. Allmonatliche prähistorische Fachsitzungen. (Besondere Einladungen auf Wunsch.)
4. Allmonatliche Sitzungen der Arbeitsgemeinschaft für niederschlesische Ur- und Frühgeschichte. (Einladungen auf Wunsch.)
5. Allmonatliche Sitzungen der Arbeitsgemeinschaft für oberschlesische Ur und Frühgeschichte.
6. Freie Lieferung des Nachrichtenblattes „Altschlesische Blätter" mit jährlich 6–8 Heften.
7. Freie Lieferung der Zeitschrift „Altschlesien" mit 80 bis 160 Seiten mit vielen Abbildungen.
8. Freie Lieferung der Prachtbände „Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift".
9. Lieferung aller bisher erschienenen Schriften und Sonderveröffentlichungen zu bedeutend ermäßigten Preisen.
10. Kostenlose Teilnahme an den alljährlich dreimal stattfindenden mehrtägigen Museums-Kursen.
11. Zulassungen zu amtlichen Ausgrabungen.
12. Vorträge in der Provinz.

Wer in den Schlesischen Altertumsverein eintritt, fördert die heimische Altertumsforschung und somit die schlesische Heimatkunde und -pflege.

Der Werbung von Mitarbeitern dienen Kurse, über die schon in dem Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit gesprochen worden ist[1]). Wenn zwei bis drei Anfängerkurse veranstaltet worden sind, schließt sich ein Aufbaukursus[2]) für Fortgeschrittene an, bei dem gewöhnlich ein Spezialgebiet behandelt wird.

[1]) Geschwendt, Kurse zur Pflege vorgeschichtlicher Denkmäler in Breslau. Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit, Jahrg. II, H. 6.

[2]) Vgl. Altschles. Blätter, Jahrg. 1927, H. 1, S. 4, Jahrg. 1928, H. 5, S. 77, Jahrg. 1929, H. 1, S. 6.

Digitized by Google

Daß sich auf Grund der geschilderten Maßnahmen tatsächlich gute Erfolge einstellen, zeigen einige Angaben; es vergeht kaum ein Tag, an dem nicht Freunde der Altertumskunde sich zum Aktenstudium einfinden; die Zahl der Sammlungsbesucher, sowohl von Einzelpersonen als auch ganzen Schulklassen, nimmt stark zu; der Wunsch nach Führungen ist außerordentlich angewachsen; in dem ersten Halbjahre 1928 lagen gegen 400 Meldungen vor. Die Zahl der Mitglieder im Altertumsverein nimmt jährlich rund um 300 zu[1]). Das Erfreuliche dabei ist nicht die Zahlung des Jahresbeitrages; jedes neue Mitglied gilt als Keimzelle, von der aus die gelieferte Literatur weitergeleitet wird, und von wo aus erfahrungsgemäß neue Funde gemeldet werden, und daß somit durch einen einzelnen Menschen das Verständnis für den Denkmalschutz in weiten Kreisen gefördert werden kann. Die Fundmeldungen nehmen in stattlicher Weise zu; in beiden Provinzen sind während der letzten Jahre gewöhnlich 800—1200 Meldungen eingelaufen.

Die Ursache zu diesem Weitergreifen des Interesses an der Vorgeschichtsforschung und der Vorgeschichte der Heimat, der Vermehrung der stillen Mitarbeiter in der Provinz, die sich zahlenmäßig gar nicht ausdrücken läßt, ist nicht nur die in den vorstehenden Seiten geschilderte Aufklärungstätigkeit, nicht nur der Umstand, daß eine Kraft sich völlig dieser Aufgabe widmen kann, und zum allerletzten die zur Verfügung stehenden Mittel, sondern ganz andere Gründe, die kurz dargestellt werden sollen: zunächst die große Selbständigkeit des Postens der Werbekraft, ferner die stete Bereitwilligkeit aller schlesischen Prähistoriker, auch außerhalb der sogenannten Dienstzeit Arbeiten für die Werbetätigkeit und für den Denkmalschutz auszuführen; außerdem die große Uneigennützigkeit aller Beteiligten, Werbevorträge jederzeit ohne Honorar zu halten, was wiederum das Eindringen in die fernsten Teile der großen Doppelprovinz und auch in die leistungsschwächsten Vereine ermöglicht; und letzten Endes die psychologische Einstellung aller Beteiligten, daß nicht die Wissenschaft für Eingeweihte, ein schwacher Aufguß derselben für die Allgemeinheit bestimmt ist; die Kreise, an die wir uns zunächst zu wenden haben, können Wissenschaft und Pseudowissenschaftlichkeit sehr wohl unterscheiden. Bei den sogenannten populären Vorträgen wird streng beobachtet, daß die Ausführungen wissenschaftlich sind, das heißt wissenschaftlich einwandfrei; aber sie müssen so anschaulich sein, daß der Hörer auch ohne Vorkenntnisse für längere Zeit interessiert und erwärmt wird.

Während bei allgemeinen Tagungen häufig sehr beachtenswerte Vorschläge für die Werbetätigkeit vorgelegt werden, hört man seltener praktische Beispiele und deren Erfolge. So wie hier am Beispiel der Provinzen Nieder- und Oberschlesien die dort benutzte Methode der Werbetätigkeit dargelegt wurde, könnten bei der nächsten Tagung vielleicht andere Landesteile ihre eigenen Maßnahmen aus der Praxis für die Praxis darlegen.

---

[1]) Vgl. die Jahresberichte über den Schlesischen Altertumsverein in Altschlesien Bd. 2, H. 1, S. 71, und Bd. 2, H. 2, S. 167.

Digitized by Google

Der Landlehrer im Dienste der Vorgeschichtsforschung

Von Bernhard Becker, Beendorf bei Helmstedt

Der Lehrer, der aus irgend welchen Gründen, seien sie materieller oder ideeller Art, das Dorf als dauernden Wohnsitz wählt, wird naturgemäß im Laufe der Jahre mehr und mehr mit der Umgebung verwurzeln. Daß damit ein gewisser Nachteil verbunden sein kann, soll nicht geleugnet werden: Im engen Kreis verengert sich der Sinn. Die vielfältigen Weiterbildungsmöglichkeiten, die die Großstadt mit den öffentlichen Sammlungen, Bibliotheken, Lesehallen, Vorträgen usw. mühe- und kostenlos bietet, fehlen auf dem Dorfe so gut wie ganz. Aber an Anregungen zu geistiger Betätigung ist das Dorf ganz gewiß nicht arm! Im Gegenteil, wenn der Lehrer sich an der Erforschung seiner Heimat beteiligt, wird er bald merken, daß sich ihm durch diese Tätigkeit ein geradezu unbegrenztes Arbeitsfeld eröffnet. Sein Beruf kann ihm dabei niemals ein Hindernis sein, er fordert vielmehr diese Arbeit von ihm. Ich erinnere nur an die Bestrebungen, die sich um den Begriff „Heimatschule" gruppieren. — Fast ausnahmslos wird der Lehrer dabei zwangsläufig Bekanntschaft mit der Vorgeschichte machen. Er wird feststellen, daß seine Heimat weit früher besiedelt gewesen ist, als Chroniken und Urkunden vermuten lassen. Die immer seltener werdenden Beweisstücke dieser vorgeschichtlichen Siedelungstätigkeit festzustellen und zu sammeln, sollte eine der Hauptaufgaben des Landlehrers sein. Er dient damit nicht nur der Schule, sondern auch der Heimat, der Wissenschaft und dem Volke.

Drei Eigenschaften setzt diese Tätigkeit voraus: Beobachtungsgabe, damit verbunden ein gewisser Spürsinn und eine ganz gehörige Gabe von Geduld, die auch dann nicht erlahmt, wenn einmal die „Erfolge" zeitweise völlig ausbleiben — eines schönen Tages lohnt Entdeckerfreude doch bestimmt alle Mühe und Arbeit!

Um eine möglichst gründliche Durchforschung einigermaßen zu gewährleisten, ist es richtig, von vornherein das Arbeitsfeld nicht zu weit zu fassen. Die heimatliche Dorfmark wird naturgemäß im Vordergrunde stehen, gelegentlich wird man sowieso zwangsläufig darüber hinausgeführt werden.

Allgemein bekannt sind in der Regel nur vorgeschichtliche Gräber, die sich kenntlich von der Oberfläche abheben. Sie liegen heute in unserer Gegend fast ausnahmslos in Wäldern und Ödländereien, sind also augenblicklich nicht gefährdet und kommen für Grabungen meinerseits nicht in Frage, und vor unberufenem Zugriff sind sie gesetzlich geschützt. Außerdem sind sie ja auch der Wissenschaft längst bekannt und in der Literatur erwähnt. Und gerade deswegen interessieren sie mich doch! Es liegt meines Erachtens durchaus im

Digitized by Google

Interesse der Vorgeschichte, einen literarischen Nachweis vorgeschichtlicher Grabstätten der Umgegend zusammenzustellen und dem nächsten Heimatmuseum zu überweisen. Selbstverständlich wird man bei dieser Arbeit den eigentlichen Tätigkeitsbezirk entsprechend erweitern. Ich beschäftige mich mit der Sammlung solcher Notizen seit längerer Zeit. Die Kataloge der Stadtbüchereien, die Inhaltsverzeichnisse der dort gehaltenen Heimatzeitschriften werden gelegentlich daraufhin durchgesehen. Vor allem ist es aber angebracht, die heimischen Lokalblätter in den älteren Jahrgängen zu durchforschen. Nur selten wird man in den Redaktionen alle Bände vorfinden. Auch fehlt meist die Zeit, an Ort und Stelle zu arbeiten. Aber früher mußten in jedem Orte die Blätter der amtlichen Bekanntmachungen wegen gehalten und gebunden werden. Und so habe ich beim Durchstöbern der Dachböden solcher Bauernhäuser, in denen vormals das Schulzenamt war, des öfteren solche Bände gefunden und mancherlei daraus verwertet. Auf diese Weise konnte ich z. B. den Literaturnachweis über die Lübbensteine bei Helmstedt, den Grabowsky im „Globus" (LXV, 23) bringt, nicht unwesentlich erweitern und unter anderem feststellen, daß die „Lübbensteine" bereits einmal, 1809, Gegenstand eines Vortrags der „Skandinavischen Gesellschaft" zu Kopenhagen waren. Mitunter geben solche fast verschollenen Notizen wertvolle Anregung zu weiterer Arbeit.

Ebenso wichtig ist es, etwaige Funde aus der engeren Heimat in den Museen der näheren und weiteren Umgebung festzustellen. Man kann dabei die schönsten Überraschungen — in wörtlicher Bedeutung — erleben!

So stehen Beendorfer Urnen in Halle; Bronzekelte, Schwert, Sichel usw. aus Beendorf, Schwanefeld, Bartensleben usw. liegen in Braunschweig; ein Wefensleber Bronzefund ist in Berlin gelandet. Diese Aufzählung macht auf Vollständigkeit keinerlei Anspruch, da diese Arbeit nicht abgeschlossen ist. Der Lehrer, der mit seinem Heimatmuseum arbeitet, wird sich bemühen, Nachbildungen verstreuter Funde von Wert für das Heimatmuseum zu bekommen. — Mit dieser Registrierarbeit hängt eine andere Frage zusammen: Wie kamen diese Funde aus heimischer Erde in die Museen der Städte? Wer war der Sammler? Das festzustellen ist eine außerordentlich fesselnde und reizvolle Aufgabe und kann für die praktischen Arbeiten unter Umständen von Wert sein. — In Helmstedt starb vor 109 Jahren der seinerzeit weitbekannte Professor Beireis, dessen umfangreiche und vielseitige Sammlungen Goethe im Jahre 1805 zu seiner Reise nach Helmstedt veranlaßten. Ich sah die Auktionskataloge durch und fand dort auch allerlei vorgeschichtliche Funde aus der engeren Umgebung verzeichnet, unter anderem „zwölf bronzene Waffenrüstungen aus Armschienen, Sichelschwertern, Bronzebeilen usw. bestehend; gefunden 1800 bei Walbeck". — Mögen sich die Sachen auch heute leider nicht mehr nachweisen lassen — wo damals ein Depotfund in der Erde steckte, kann auch heute noch etwas vorhanden sein! Speziell in diesem Falle hat sich diese Annahme tatsächlich erst wieder vor kurzem bestätigt. — Da handelte es sich um einen Zufallsfund: systematische Arbeit würde dort sicher von Erfolg gekrönt sein.

Von den aus der Heimat entführten Funden weiß man im Dorfe meist gar nichts mehr. Das Gedächtnis unserer Landbevölkerung ist da oft erstaunlich kurz! Selbst namhafte Funde aus den 70er Jahren sind heute total vergessen. Es erklärt sich eben daraus, daß damals niemand für dergleichen Sachen größere Teilnahme besaß. Aufgabe der Lehrerschaft

Digitized by Google

und der Schule ist es, hierin Wandel zu schaffen. Wie das im einzelnen im Unterrichte zu geschehen hat, möchte ich heute nicht weiter erörtern. Bücher und Abhandlungen über das Thema „Vorgeschichte und Schule" sind bereits mehrfach erschienen. Nicht jeder Lehrer wird sich für eine umfangreiche Erweiterung des Lehrplans seiner Dorfschule begeistern. Aber jeder kann die Kinder für Funde der heimatlichen Feldmark interessieren, sie anhalten, solche sorgfältig zu sammeln und abzuliefern, den Kindern klarmachen, daß sie damit höchst wichtige Kleinarbeit im Dienste der Wissenschaft leisten. Ich glaube, mit solch handgreiflichen Resultaten wäre der Vorgeschichtsforschung auch schon gedient. Freilich, eine genaue Registrierung der Funde nach Ort und Umständen seitens des Lehrers ist unbedingt nötig. Eine Ergänzung der Fundberichte bildet die Eintragung der Fundstellen in die Flurkarte. Überhaupt können die „Flurnamen" mitunter den Ausgangspunkt vorgeschichtlicher Forschung bilden. In jedem Dorfe muß sich bekanntlich eine Flurkarte befinden, nämlich beim Gemeindevorsteher und leider nicht in der Schule! Dort sind wir behördlicherseits erst bei der Provinzkarte angelangt; eine Kreiskarte zu beschaffen ist jeder Schule frei gestellt, und von der heimischen Flurkarte ist noch gar keine Rede! Und doch wäre gerade sie am nötigsten. Für den vorgeschichtlich interessierten Lehrer ist sie jedenfalls unentbehrlich.

Auf unserer Flurkarte heißen etliche Gewannen „vor dem heiligen Berge". Am Abhang liegt die sehr alte Dorfkirche, die dem Berge den Namen gegeben haben soll. Ich vermute aber, das christliche Kulturzentrum ist seinerzeit bewußt dort angelegt, wo schon ein heiliger Berg war. Jedenfalls sind im Pfarrgarten gelegentlich Gefäßscherben und ein Kornquetscher gefunden worden, und am Gipfel des Berges diverse Schaber und mehrere Steinbeile, darunter eine kleine jütländische Axt. Der Berg selbst ist jedoch bewaldet; es sind also hier nur Zufallsfunde zu erwarten.

Im benachbarten Schwanefeld läßt sich nun aber der Zusammenhang zwischen Kirche respektive Kapelle und vorgeschichtlicher Kultstätte direkt beweisen. Dort gibt es im Felde einen „Kapellenberg". Die betreffende Meßtischblattangabe ist ungenau: die Kapelle liegt nicht auf dem Gipfel, sondern etwas tiefer. Ihr Grundriß ließe sich auch heute noch unschwer durch Grabung ermitteln, da die Mauerreste noch fast bis zur Oberfläche reichen. Auf dem Berggipfel liegt der Sage nach ein „goldener Sarg begraben".

Sage und Kapelle, die erst durch die Reformation einging, veranlaßten mich im Herbst 1926 die Gegend dort einmal mit etwas kritischeren Augen zu durchwandern. Die ganze Umgebung — die Aller im Tale, Moränenhügel, Kies und Sand in gewissen Ackerstücken — ließ Funde hier herum vermuten. Eine dahingehende Nachfrage im Orte verlief allerdings durchaus negativ. Da das aber nach meinen Erfahrungen gar nichts beweist, machte ich einen Kollegen dort im Orte aufmerksam. Der unterwies die im fraglichen Gelände pflügenden Knechte. Nach drei Tagen war pünktlich die erste Steinkiste da! Und ebenso pünktlich waren die beiden Gefäße durchaus gründlich vom Knecht auf „Gold" und was weiß ich „untersucht" und zerstört. Auf einem benachbarten Ackerstück fand ich dann zahllose Scherben, die, der Größe nach zu urteilen, höchstens zwei oder dreimal durch den Pflug bewegt sein konnten. Nachfrage beim Besitzer des Ackerstücks ergab, daß gerade dieses Feld erst drei Jahre urbar war, die „Inflation" hatte das Ödland in Acker verwandelt! Frische Äcker sind in den Jahren allenthalben entstanden und nicht nur in Schwanefeld fundverdächtig!

Digitized by Google

Probegrabungen am folgenden Tage ließen an der Entdeckung eines umfangreichen Latènefeldes keinen Zweifel. Auf die selbstverständliche Meldung nach Halle kam zwar Hilfe, aber wir konnten der Dauerregen wegen nicht in Aktion treten. Erst nach der Ernte 1927 konnte ich die Arbeiten wieder aufnehmen. In der Zeit vom 4. September bis zum 13. Oktober wurde der am meisten gefährdete Fleck von 30 mal 16 m Größe systematisch durchforscht und dabei weit über 200 Gefäße festgestellt. Allerdings hatte der Pflug schon böse Arbeit getan — häufig stand nur noch der Urnenboden. Daraus erklären sich auch die vielen Freifunde. — Über die angewandte Technik des Grabens möchte ich mich hier nicht weiter verbreiten, will nur erwähnen, daß ich die bandagierten, gefüllten Gefäße in mit Heu gepolsterten Kartoffelkörben 4 km weit nach Hause schleppen mußte. Freundlich angebotene Hilfe beim Graben war hier, wie das öfter der Fall ist, nur mit Vorsicht anzunehmen: der verständliche Wunsch, auch etwas zu finden, ist da oft eine nicht zu unterschätzende Gefahr. — Ich habe allen Grund, anzunehmen, daß ich mit meinen vorjährigen Grabungen nur einen Teil des Gräberfeldes durchforscht habe, wahrscheinlich wird weitere Arbeit auch noch besser erhaltene Stücke zutage fördern.

Hatte ich in Schwanefeld gleich bei meinen ersten Kontrollgängen glücklichen Erfolg, so trat er bei dem Gräberfeld im „Sandweg" bei Beendorf erst nach mehreren Jahren ein. Und da kam mir ein Umstand zu Hilfe, den man bei vorgeschichtlicher Arbeit dieser Art von vornherein in Rechnung stellen muß: der Regen. Ich kontrolliere die fundverdächtigen Stellen der Feldmark regelmäßig vor der Bestellung und nach der Ernte. Außerdem aber auch nach jedem starken Regen. Natürlich setzt das eine Fühlungnahme mit den betreffenden Besitzern voraus. Ich möchte hierbei nicht verfehlen zu bemerken, daß ich bei all meinen Arbeiten niemals irgend welche Schwierigkeiten gehabt habe. Die Landwirte haben stets großes Interesse gezeigt, die Beackerung auf meinen Wunsch um Tage verschoben, und genau so entgegenkommend zeigten sich Waldbesitzer und Ortsbehörden. — Also nach den Wolkenbrüchen Anfang August 1927 kontrollierte ich wieder das Sandwegfeld, obgleich die Steinkisten in den Breiten längst dem Pflug zum Opfer gefallen sind. Die letzte Kiste soll angeblich 1912 gefunden worden sein. Auch diesmal war der Begang auf dem Acker ergebnislos — etliche Scherben — das war alles! Da fand ich an einer Stelle, an die ich zu allerletzt gedacht hätte, weit mehr, als ich je zu hoffen wagte! Mitten in der Fahrspur des Feldweges, nur dem geübten Auge erkennbar, waren 6 cm eines Urnenrandes bloßgespült. Spät abends, bei Laternenschein, wurde der Fund geborgen. Die Kiste mit den drei Gefäßen, dem Rasiermesser usw. steht in Magdeburg. Deutlich sind an der Deckplatte, die irgend ein Knecht bereits am Tage zuvor als Fahrhindernis zur Seite geworfen hatte, die Spuren des Wagens zu sehen. Im weiteren Verlauf der Durchforschung ließen sich noch etwa 15 Gräber ermitteln, alle im Wege. Hier zeigte sich einmal die Weganlage, die doch in der Regel zuerst ein Gräberfeld anschneidet und zerstört, als funderhaltend!

Ein drittes Beispiel muß ich kurz erwähnen. Die Klein-Bartensleber Feldmark ist besonders reich an Gelegenheitsfunden, meist handelt es sich um Steingeräte. Scherben finden sich vielfach. Einen Platz habe ich aus besonderen Gründen bereits seit Jahren unter Kontrolle. Scherben aller Art habe ich von dorther rucksackweise nach Hause gebracht und dann genauer untersucht. Irgend welche Beigaben fanden sich nicht. Merkwürdigerweise

Digitized by Google

fehlte auch jedwede Spur von Knochenbrand, die sich sonst immer bei frisch ausgepflügten Gräbern nachweisen läßt. Ich vermutete daher bald, daß es sich um Wohnplätze handeln könnte, zumal die ganze Situation diese Annahme zuläßt. Bei den diesjährigen Kontrollbesuchen nach der Frühjahrsbestellung fand ich nun an der Oberfläche unter anderem einen Spinnwirtel, ein halb durchgepflügtes Webgewicht, mehrere Feuersteinschaber, Beile und Hämmer, einige davon für meinen Arbeitsbezirk völlig neu, emporgepflügte Brandstellen mit Holzkohlen vermischt und Hüttenbewurf von gebranntem Lehm. Meine Vermutung, hier Wohnplätze zu haben, ist durch diese Funde fast zur Gewißheit geworden. Freilich, das letzte Wort müßte eben auch hier der Spaten erst sprechen!

Systematische Oberflächenbeobachtung fundverdächtiger Ackerstücke ist also die Voraussetzung des Erfolges. Aber auch dort, wo immer Erdbewegungen großen Stiles vor sich gehen, hat man auf dem Posten zu sein. Fundamentarbeiten haben auch mir schon mancherlei gebracht. Vor allem aber sind die Sand- und Kiesgruben unserer Gegend auf etwaige Funde hin zu beobachten. Hier fallen die Gräber den Arbeitern meist beim Böschungsrutsch auf, leider ist es dann aber meist zu spät. Oberflächenbeobachtung der bedrohten Umgebung genügt da nicht; das umliegende Gelände ist zu sondieren. Wenn es sich um Steinkisten, wie meist in Beendorf, handelt, ist das verhältnismäßig leicht. Anderenfalls bleibt nur übrig, den Rand der Grube vorsichtig abzuräumen. Ich habe auf diese Weise etwa 25 Gefäße gerettet, darunter ist ein schön erhaltenes Gefäß von doppelkonischer Form mit Falzdeckel, nebst Rasiermesser als Beigabe, das sich jetzt in Halle befindet.

Wie ich oben schon andeutete, sind natürlich sämtliche Funde in der Flurkarte eingetragen. Bei den Gräberfeldern im „Sandweg" und in Schwanefeld wurden Lagepläne angefertigt. Die Protokolle in Verbindung mit Skizzen an Ort und Stelle und Lichtbildern ermöglichten es, daß einige Kisten wieder einwandfrei aufgestellt werden konnten. So stehen auch in Helmstedt zwei Gräber — ein Frauengrab und ein Kindergrab. Gerade die ländlichen Heimatmuseen müssen möglichst anschaulich aufgebaut werden, eben weil das flache Land der Hauptlieferant von Funden ist und die Bewohner zu interessieren sind!

Nicht jedes Gefäß und nicht jeder Scherben eignet sich zur Schaustellung, auch landen nicht alle zerstörten Urnen im Museum. Deshalb sind, soweit das nur irgend angängig ist, stets sachlich genaue Zeichnungen anzufertigen, auch von den charakteristischen Scherben, den Beigaben und sonstigen Funden. Aus praktischen Gründen empfiehlt es sich, zunächst ein Skizzenheft mit karriertem Papier zu benutzen. So können jederzeit Pausen nachgefertigt werden.

Hat es sich bisher lediglich um die Bearbeitung der eigenen Funde gehandelt, so sind doch auch meist Gelegenheitsfunde im Privatbesitz im Arbeitsgebiet. Es ist unbedingt erforderlich, auch diese Sachen zu registrieren, zu zeichnen und, wenn möglich, mit näheren Angaben zu versehen. Denn gerade diese Funde unterliegen der Gefahr des Verschleppens und der gelegentlichen Zerstörung am allermeisten! Auf diese Weise würde nach und nach jedes Heimatmuseum zu einem Inventarverzeichnis seines Gebietes gelangen und dadurch dem Fachwissenschaftler gegebenenfalls seine Arbeit nicht unwesentlich erleichtern.

Noch ein Wort über die Aufbewahrung der Funde. Mancher Sammler

Digitized by Google

hängt an seinen Stücken; das ist, falls er sie in mühevoller Arbeit erwarb, verständlich. Aber auf alle Fälle hat er die Pflicht, seine Sachen pfleglich zu behandeln und sie für alle Zukunft sicher zu stellen. Der Einzelsammler wie auch die kleinen Museen, die heute allenthalben entstehen, sollten sich immer vergegenwärtigen, daß ihre Arbeiten niemals Selbstzweck sein dürfen, sondern daß sie dem großen Ganzen zu dienen haben. Aus diesen Gründen sollte man solche Funde, die von hohem wissenschaftlichem Werte sind, ruhig den Zentralstellen überlassen. Eine einwandfreie Nachbildung erfüllt für den Beschauer denselben Zweck wie das Urstück. Gerade die Nachbildung ist geeignet, dem Besucher des Heimatmuseums vor Augen zu führen, welche wertvollen Stücke die heimatliche Erde barg. So bilden die Nachbildungen örtlicher Funde keine „Verarmung" der Sammlung, sondern im Gegenteil eine Auszeichnung!

Ich bin am Schluß meiner Ausführungen und bin mir bewußt, an allgemeinen Richtlinien weder etwas absolut Neues noch absolut Vollständiges geboten zu haben. Ich weiß, daß das Arbeitsfeld sich durch Unterricht, Vorträge und Museumsführungen und dergleichen noch beliebig erweitern läßt. Mir kam es lediglich darauf an, einmal zu zeigen, wie der Landlehrer auch auf abgelegenem Dorfe durch systematische Kleinarbeit ein wenig Material herbeischaffen kann zum stolzen Bau der deutschen Wissenschaft.

Digitized by Google

Siebenbürgen als nordisches Kulturland der jüngeren Steinzeit

Von Hans Reinerth-Tübingen

Mit 8 Textabbildungen

Wer Siebenbürgen im Rahmen der jüngeren Steinzeit erwähnt, verbindet damit die Begriffe der Kultur der bemalten Keramik, die uns durch J. Teutsch und F. László in mehreren ergebnisreichen Ausgrabungen erschlossen worden ist, und der Tordoscher Kultur, auf die uns unter den deutschen Fachleuten besonders Hubert Schmidt hingewiesen hat. Diese beiden Kulturen scheinen, ohne daß ihr zeitliches und räumliches Wechselverhältnis gesichert wäre, sich in den fruchtbaren Boden Siebenbürgens, namentlich in die breiten Tallandschaften des Alt, des Maroſch und des Samoſch zu teilen.

Ihrer Hinterlassenschaft stehen die Funde der siebenbürgischen Bronzezeit schroff gegenüber, die in Form und Verzierung neben einheimischen Elementen überwiegend fremde Bestandteile enthalten, die sich nur durch eine starke Beeinflussung von seiten des großen nordischen Kulturkreises erklären lassen. Die für das Kulturbild des ältesten Siebenbürgen und für die angrenzenden Länder entscheidende Frage des Wann und Wie dieser Einwirkung ist bisher nicht beantwortet worden.

Auf drei Museumsreisen, 1924 und 1926/27, von denen ich die beiden letzteren mit Mitteln der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft durchführen konnte, habe ich das neolithische Material der Donauländer, u. a. auch Siebenbürgens und Rumäniens, aufgenommen und damit zunächst versucht, die kulturellen Beziehungen zwischen dem Norden und den Kulturländern am Ägäischen Meer zur jüngeren Steinzeit zu klären[1]). Siebenbürgen erbrachte mir bei dieser Untersuchung eine der größten Überraschungen: seine Museen enthielten so eindeutige Zeugnisse unverfälschter, nordischer Tonware und Arbeitsgeräte der jüngeren Steinzeit, daß nicht nur die Entstehung der eigenartigen bronzezeitlichen Kultur des Landes, sondern vor allem auch die

[1]) Ich denke das neolithische Fundmaterial der Donauländer, auch Siebenbürgens, in einer größeren Arbeit vorzulegen und beschränke mich hier auf die Mitteilung einiger Ergebnisse. Sie sind zum Teil schon in meinem Reisebericht an die Notgemeinschaft vom 2. 2. 1927 enthalten. Für weitgehende Förderung meiner Arbeit habe ich allen Vorständen der siebenbürgischen Museen, im besonderen aber den Herren Dr. von Roska-Klausenburg, Julius Teutsch-Kronstadt, Dr. R. Csáki-Hermannstadt und Prof. Bodrogi-Nagyenyed zu danken, ebenso Herrn Direktor Dr. Hillebrand-Budapest.

Digitized by Google

Frage der starken Fremdbeeinflussung und des Unterganges der bemaltkeramischen Kultur damit auf eine neue Grundlage gestellt wird.

Die Kleinfunde, die wir dem nordischen Kulturkreis zuteilen müssen, setzen sich aus keramischen Resten, aus Steinbeilen, Streitäxten und Feuersteingeräten zusammen. Sie liegen besonders in den Museen von Klausenburg, Schäßburg, Kronstadt, Hermannstadt, Nagyenyed, Deva und Budapest.

Für die kulturellen Beziehungen weitaus am aufschlußreichsten ist die Keramik. Sie läßt sich typologisch in eine ältere und in eine jüngere Art teilen, die mehrfach auch räumlich scharf gesondert in verschiedenen Fundorten auftreten.

Die ältere Art der nordischen Keramik zeigt in den ganz erhaltenen Formen überwiegend hochhenklige Tassen mit glattem oder gekerbtem, bisweilen fast wagrecht umgebogenem und an der Ausgußseite überwiegend hochgezogenem Rande (Abb. 2, Nr. 1- 4, 6) und rundbauchige Amphoren mit hohem Halse und Rundhenkeln an der größten Bauchausladung (Abb. 1); aus dem Scherbenmaterial ergeben sich weiterhin Schalen mit steilem oder leicht auswärts gebogenem Rande (wie Abb. 6, Nr. 12, 13) und ein Vorratsgefäß mit weiter, ähnlich wie bei den Trichterrandbechern ausladender Mündung. Dabei muß bemerkt werden, daß an den meisten Fundstätten nur das verzierte Scherbenmaterial der Feingefäße gehoben worden ist, und damit die Formen vieler unverzierter, typologisch wichtiger Gefäße noch unbekannt sind.

Abb. 1. Deva

Die Verzierungen bestehen in Winkelbändern, zusammengesetzt aus mehreren Linienreihen (Abb. 2, Nr. 4 und Abb. 3, Nr. 1 und 3), hängenden, gefüllten Dreiecken (Abb. 2, Nr. 2, 5 und Abb. 3, Nr. 4, 7—11, 13, 15, 21, 22), unterbrochenen und durchgezogenen Linienkränzen (Abb. 2, Nr. 4 und Abb. 3, Nr. 1, 2, 3, 8, 16), Tannenreismustern, oft sehr dicht (Abb. 2, Nr. 6), flächendeckenden, vielfachen linearen Dreiecken (Abb. 2, Nr. 1, 4 und Abb. 3, Nr. 12, 18), turbanartig ineinandergeschachtelten, gefüllten Dreiecksflächen (Abb. 3, Nr. 5) und Strichreihen (Abb. 3, Nr. 5, 8). Bezeichnend ist das sternförmige Muster, das die hängenden Dreiecke auf dem glatten, rund gewölbten Boden der Henkeltassen frei lassen (Abb. 2, Nr. 5). Vereinzelt begegnen Tonknöpfchen, die zur Belebung der Verzierung reihenweise oder flächenfüllend (Abb. 3, Nr. 14, 19) aufgesetzt sind. Die Verzierungstechnik ist durchweg Stich in der Form des Furchenstichs (Abb. 2, Nr. 2, 4, 6 und Abb. 3, Nr. 1 bis 3) und des Schnurstichs (Abb. 2, Nr. 1, 5 und Abb. 3, Nr. 4, 5, 6 —11). Weiße Inkrustierung war beliebt und wohl bei den meisten Gefäßen ursprünglich angewandt.

Die jüngere Art der nordischen Keramik zeigt die gleichen Henkeltassen, nur sind ihre Henkel meist höher ausgezogen (Abb. 4, Nr. 1, 4) und der Mündungsrand vorwiegend gerade. Auch Vorratsgefäße mit etwas ausladendem Rand und niedrige, ausgerundete Schalen, bisweilen mit einem Henkel, lassen sich in Bruchstücken nachweisen. Im ganzen sind alle Formen weicher und stärker ausgerundet als in der älteren Stufe unserer nordischen Töpferei. Die

Digitized by Google

Abb. 2. Ältere nordische Keramik aus Siebenbürgen. 1, 4, 5, 6 Siebenbürgen (wahrscheinlich Hunyader Komitat); 2, 3 Donnersmark. 2, 3 Bruckenthal-Museum Hermannstadt; 1, 4—6 Museum Klausenburg: 1 = Inv.-Nr. 1943; 4 = Inv.-Nr. V 9967; 5 = Inv.-Nr. V 9966; 6 = Inv.-Nr. 1987. Etwa ½ natürliche Größe

Digitized by Google

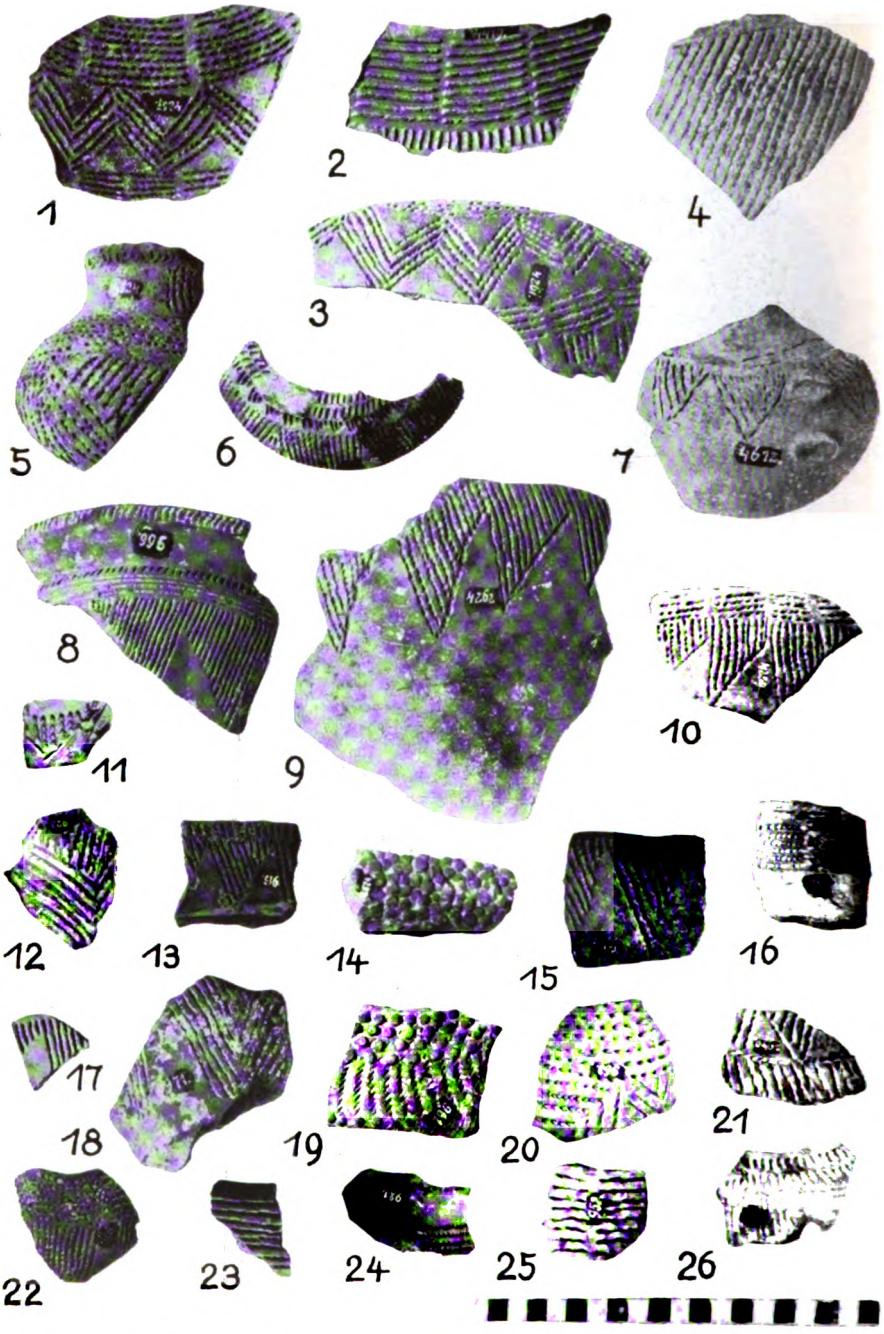


Abb. 3. Ältere nordische Keramik aus Siebenbürgen. 1, 3, 4, 9, 10, 14, 21 Csáklya; 6, 15, 16 Kis-Solymos; 2, 5, 7 Bessenyö; 8, 12, 13, 18, 19, 20, 22, 24, 25, 26 Magyar Kapud; 11, 17 Boholt; 23 Fegyer. 1—16, 18—22 und 25, 26 Museum Nagyenyed; 11, 17, 23 Museum Klausenburg

Digitized by Google

Hauptverzierungsmotive, das Winkelband, die hängenden und ineinandergeſchachtelten Dreiecke, ebenſo die Strichreihen haben ſich erhalten. Sie werden aber in völlig anderer Technik aufgetragen. Der Stich wird durch eingeritzte oder eingeſchnittene glatte Linien erſetzt (Abb. 4 und 5), die Tiefſtichfurchen

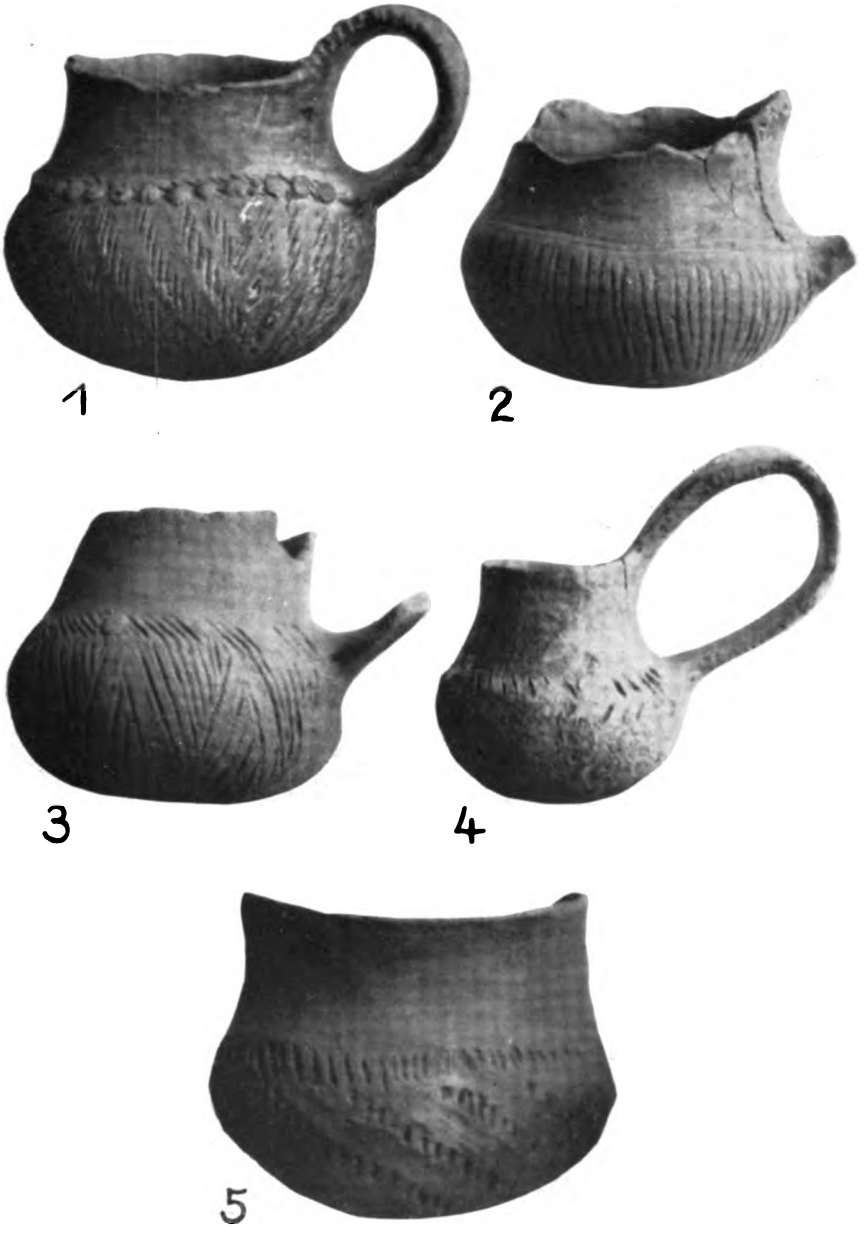


Abb. 4. Jüngere nordiſche Keramik aus Siebenbürgen. 1—5 Siebenbürgen (wahrſcheinlich Hunyader Komitat). Alles Muſeum Klauſenburg: 1 = Inv.-Nr. V 9957; 2 = Inv.-Nr. V 9992; 3 = Inv.-Nr. V 9593; 4 = Inv.-Nr. I 6106; 5 = Inv.-Nr. 9991. Etwa $^1/_2$ natürliche Größe

Digitized by Google

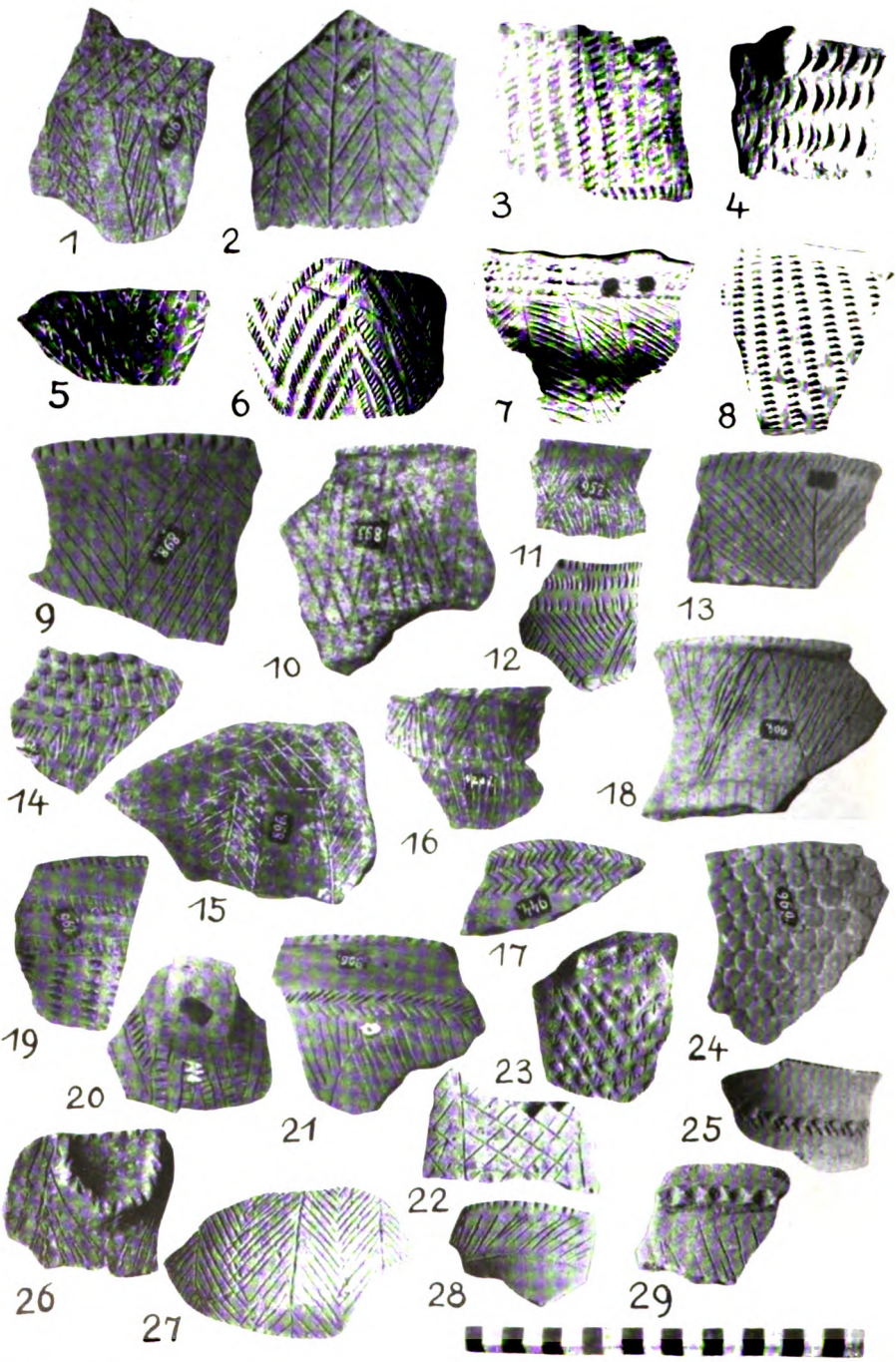


Abb. 5. Jüngere nordiſche Keramik aus Siebenbürgen. 4, 6, 7, 8, 12, 22, 23, 25, 27 Rév (Vizi barlang); 1—3, 5, 9, 10, 11, 13, 17—21, 24 Magyar-Kapud; 28, 29 Boholt; 26 Igricz barlang: 14, 16 Cſáklya

Digitized by Google

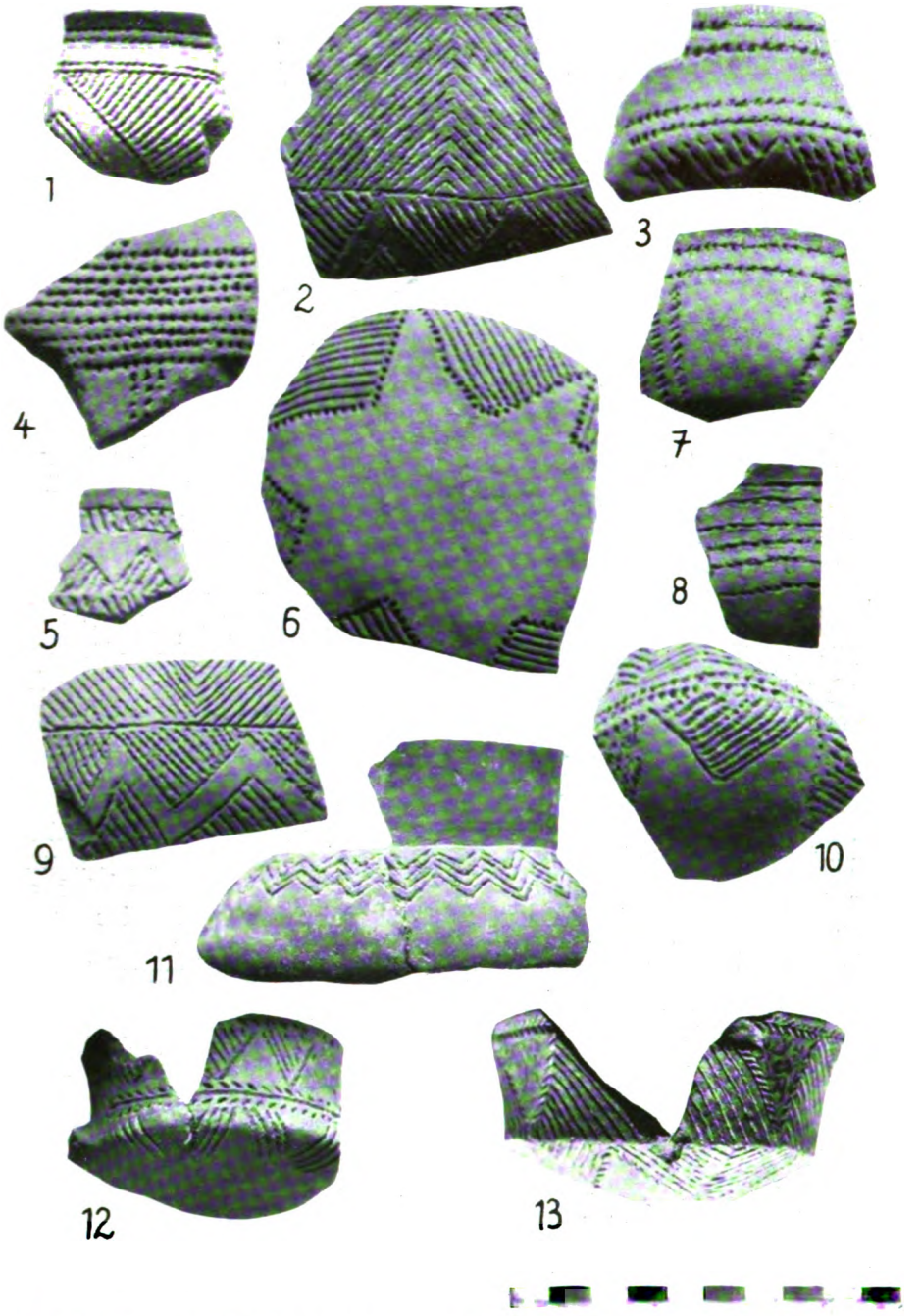


Abb. 6. Ältere Aichbühler Keramik aus Mähren. 1—10 Krepice; 11—13 Jaispitz; Schicht C. 1—13 Mähriſches Landesmuſeum Brünn

Digitized by Google

durch Strichreihen oder netzartig gefüllte Bänder (Abb. 5, Nr. 1, 3, 5, 6, 8). Bezeichnend ist die Umkehr von Grund und Muster, so, wenn etwa Winkelbänder ausgespart werden (Abb. 4, Nr. 1 und Abb. 5, Nr. 5 und 6). Diese Eigentümlichkeit der spätesten nordischen Keramik der Jungsteinzeit ist in der älteren Stufe unserer siebenbürgischen Töpferei noch nicht vorhanden. Die Tonknöpfchen finden weiterhin und sehr viel öfter Verwendung (Abb. 5, Nr. 14, 23, 24), manchmal in flächendeckender Form (Abb. 5, Nr. 24). Auch die weiße Inkrustierung (Abb. 5, Nr. 5, 15) wird immer noch angewandt. Plastische Leisten, mit und ohne Finger- und Nageleindrücke (Abb. 5, Nr. 26, 29), finden sich sehr häufig, zumal auf Grobgefäßen, und bilden ein besonderes Kennzeichen der jüngeren Art der nordischen Keramik.

Die beiden keramischen Stufen, für deren genetische Verbindung es keiner Beweise bedarf, lassen sich so typologisch und wiederholt auch nach Fundorten räumlich voneinander scheiden. Sie bilden den Niederschlag zweier einander ablösender Perioden.

Daß die besprochene Keramik keiner der in Siebenbürgen heimischen Kulturen (also weder der bemaltkeramischen noch der Tordoscher), dagegen in Form und Verzierung dem nordischen Kulturkreis angehört, braucht nicht betont zu werden. Auch die begleitenden facettierten Streitäxte der Abart 2, Aichbühler Hammeräxte, nordische Rechteckbeile, Steinsägen und selbst Bruchstücke nordischer vielkantiger Streitäxte sprechen eindeutig im gleichen Sinne. Aber welcher der uns geläufigen Einzelkulturen ist sie zuzuteilen? Die nächste wissenschaftlich erforschte Fundstätte, die uns Keramik der gleichen Art ergeben hat, ist Jaispitz in Mähren. Ich bilde in Abb. 6 einige Parallelen zu den Verzierungsmustern unserer älteren siebenbürgischen Keramik ab. In Jaispitz ist aber sowohl die ältere (stichverzierte), als auch die jüngere Stufe (mit Strichtechnik) vertreten. Sie entsprechen dort der Schicht C 2 und der mittleren Schicht C 1. Auch andere mährische Fundorte, von denen ich hier nur Krepice herausgreife (Abb. 6, Nr. 1—10), zeigen so vollständige Übereinstimmung, daß trotz mancher lokaler Verschiedenheiten (zumal in Anbetracht der 600 km Entfernung, die zwischen Mähren und Siebenbürgen liegen) an einem kulturellen Zusammenhang nicht zu zweifeln ist. Die Jaispitzer Keramik Mährens gehört der am Ende der Jungsteinzeit aus ostischen und westischen Elementen unter nordischer Vorherrschaft entstandenen Aichbühler Kultur an, die ich 1921 erstmals abgrenzen konnte. Wir werden die nordische Siebenbürger Keramik, die in ihren beiden Stufen die allgemein nachweisbare Entwicklung der Aichbühler Keramik in allen Einzelheiten wiederholt, daher als ältere und jüngere Aichbühler Keramik zu bezeichnen haben. Die Begleitfunde (Rechteckbeile, Streitäxte, Aichbühler Hammeräxte usw.) entsprechen sich ebenfalls im ganzen Verbreitungsgebiet der Aichbühler Kultur.

Die Fundorte der siebenbürgischen Aichbühler Keramik sind, mit einer Ausnahme, bei der es sich um Grabfunde handeln kann, durchweg Siedlungsstätten. Einzelstehende, die Talstraßen beherrschenden Bergkuppen, in das Tal vorspringende Höhenzungen und ziemlich häufig Höhlen im Inneren des Berglandes.

Der Gegensatz zu den Fundstätten der bemalten Keramik und der Tordoscher Keramik ist offensichtlich. Während die Siedlungen der durch die beiden genannten Keramiken ausgewiesenen Kulturen in der fruchtbaren Ebene oder an ihrem Rande, nie aber auf hohen Bergkuppen oder gar im

Digitized by Google

Inneren des Berglandes liegen, entstammt die Aichbühler Keramik durchweg gerade diesen Stellen.

Einen Blick auf die beiden (noch nicht vollständigen!) Verbreitungskarten (Abb. 7 und 8), in denen ich die ältere und jüngere Aichbühler Keramik getrennt habe, ergibt weitere wichtige Einzelheiten. Während die ältere Stufe

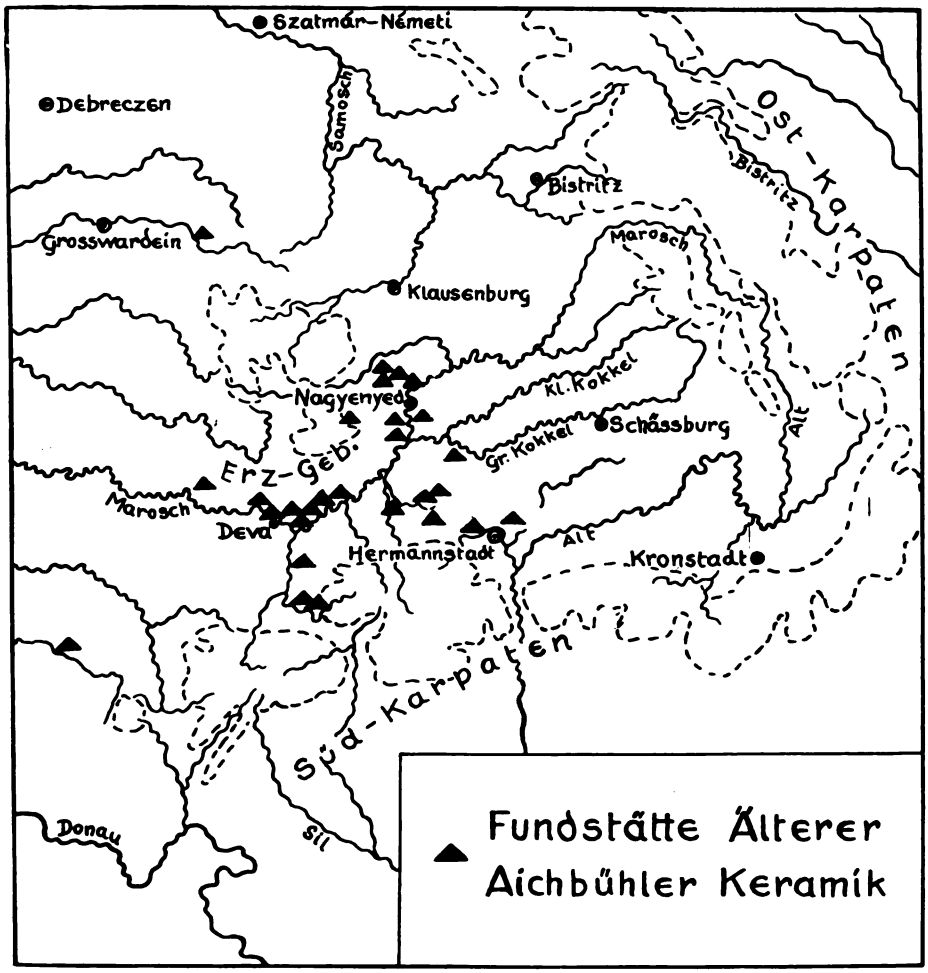


Abb. 7

im wesentlichen im mittleren Maroschtal und in seinen wichtigeren Nebentälern bis tief in das siebenbürgische Erzgebirge und in das Gebiet der Südkarpathen hinein auftritt, greifen die Fundorte der jüngeren Stufe, die sehr viel zahlreicher sind, in das Talgebiet des Alts über und sind auch in der Mitte Siebenbürgens und im Nordwesten, im Gebiet der Kokkeln und der Körösch vertreten.

Das Gebiet der jüngeren Aichbühler Kultur geht also, zumal im Osten, weit über den Fundraum der älteren Stufe hinweg.

Nicht nur typologisch, sondern auch siedlungsarchäologisch wird damit die

Digitized by Google

zeitliche Trennung der beiden keramischen Stufen und gleichzeitig ihre Ausbreitung von Westen nach Osten belegt.

Das Stromgebiet des Maroſch und des Samoſch iſt urſprünglich Siedlungsland der Tordoſcher Kultur, die Ebenen am Alt Wohngebiet der Kultur der bemalten Keramik. Beide Kulturen ſind durch zahlreiche Fundorte gut

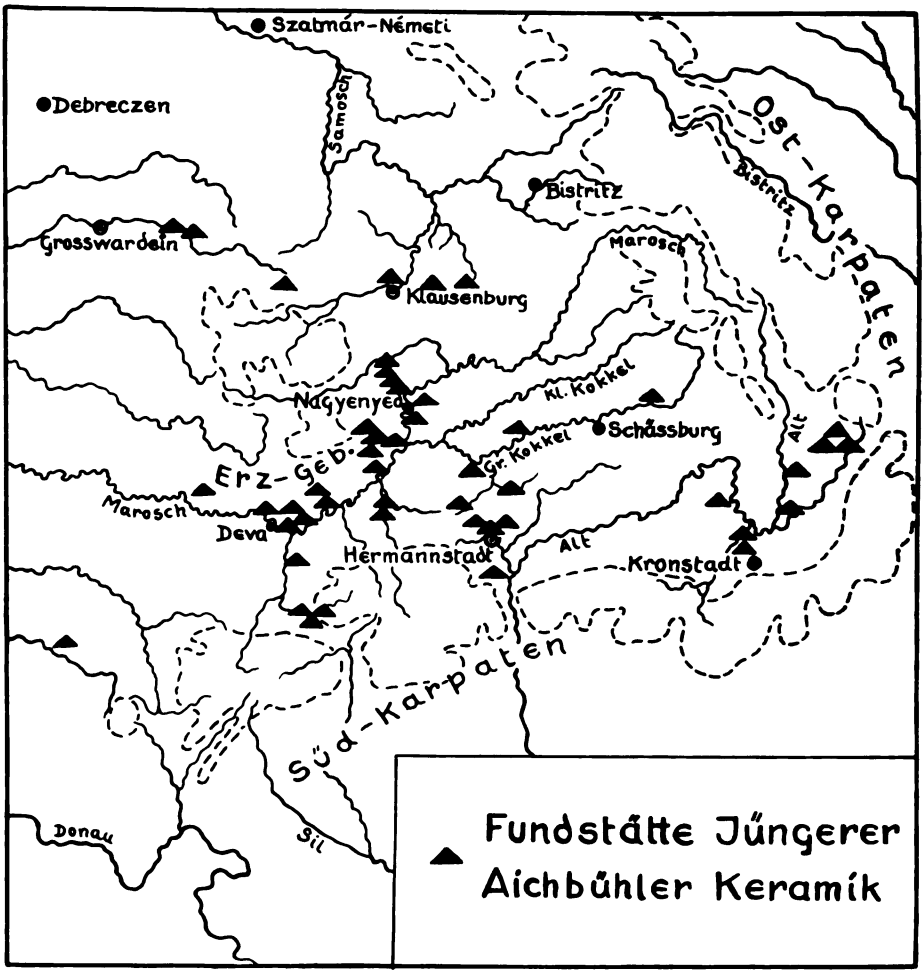


Abb. 8

belegt. Die im ſiebenbürgiſchen Kulturbilde durchaus fremdartigen, nordiſchen Elemente treten ſo plötzlich und unvermittelt auf und erſcheinen in ſolcher Urſprünglichkeit und Geſchloſſenheit, daß wir es zweifellos mit einer Einwanderung nordiſcher Siedler zu tun haben. Dieſe bemächtigen ſich der wichtigſten, talbeherrſchenden Berghöhen und werden ſowohl an der Köröſch wie beſonders am mittleren Maroſch zu Herren ausgedehnten Kulturlandes. In der jüngeren Aichbühler Zeit gelingt es ihnen, das Gebiet der bemalten Keramik im Stromgebiet des Alt hinzuzugewinnen und wie einige (genau wie in Oſtſieben-

Digitized by Google

bürgen) die dortigen bemaltkeramischen Siedlungen überlagernde Fundschichten lehren, auch das fruchtbare rumänische Tiefland zu erobern. Das schon in der älteren Aichbühler Zeit beherrschte Siedlungsgebiet wird beibehalten und durch Anlage neuer Siedlungen weiter ausgebaut.

Überaus auffällig ist die Anhäufung der nordischen Siedlungen am mittleren Maroschtal. Gewiß war das hier beidseitig von Gebirgen begrenzte Maroschtal der Schlüssel zu dem Inneren Siebenbürgens. Aber daneben scheint mir auch ein anderer Grund für die Siedlungsdichte in diesem Teile maßgebend gewesen zu sein, der auch das auffällige Vorwärtsdringen bis tief in das Bergland erklärt: es ist der Abbau der reichen siebenbürgischen Metallschätze. Das Kupfer, das Gold und das Silber des siebenbürgischen Erzgebirges scheinen es gewesen zu sein, die gerade das Gebiet des mittleren Maroschtales für Jahrhunderte zu einem Mittelpunkt nordischer Kultur in Siebenbürgen machten. Der südöstliche Vorstoß der älteren Aichbühler Siedlungen bis in die Nähe von Hermannstadt gilt aber wohl dem Salzreichtum des Gebietes um das heutige Salzburg.

Auf welchem Wege die nordischen Siedler nach Siebenbürgen gelangt sind, zeigt das Vorkommen der Aichbühler Keramik: es sind die Flußläufe des Maroschtales und der Schnellen Körösch, die sie in das Innere Siebenbürgens leiteten. Sehr viel schwerer lassen sich — bei der immer noch großen Fundarmut des ungarischen Tieflandes — die früheren Wanderwege verfolgen. Aichbühler Keramik findet sich im Stromgebiet des Maroschtales unmittelbar bis zur Theiß, darüber hinaus fehlen im Westen aber alle weiteren Spuren. Dafür weisen Fundorte älterer und jüngerer Aichbühler Keramik in den Nordkarpathen (auch wieder in einem erz- und goldreichen Gebiet) auf eine Verbindung Mähren bzw. Polen—Nordungarn—Siebenbürgen. Über die ungarische Tiefebene hinweg ist die Verbindung nicht gegangen.

Nebenbei erbringt die selbständig und geschlossen vordringende Aichbühler Kultur Siebenbürgens den Beweis, daß die am Ende der Jungsteinzeit nördlich der Alpen entstandene Mischkultur nicht nur auf dem Raum ihrer Mutterkulturen besteht, sondern, wie ich für die Schweiz und Oberitalien zeigen konnte und auch für das Balkangebiet zeigen werde, sich selbständig als Ganzes bewegt. Ihr ist die Übermittlung nordischer Kulturgedanken an die weiten Länder des europäischen Ostens und Südostens zuzuschreiben.

Für Siebenbürgen wird die starke Beeinflussung der Kultur der bemalten Keramik durch die nordische Aichbühler Kultur (in der Form der Gefäße, der Steingeräte und nicht zuletzt in der Art der Wohnbauten), wie sie H. Schroller nachweisen konnte, jetzt ohne weiteres verständlich. Auch der starke nordische Anteil, den die bronzezeitliche Kultur Siebenbürgens aufweist, hat in den geschilderten Ereignissen seinen Ursprung. Manche der Aichbühler Höhensiedlungen im Maroschtal- und Kokkelgebiet zeigen eine ununterbrochene Weiterbesiedlung durch die ganze Bronzezeit. Wie die meisten der am Ende der Jungsteinzeit zu dem großen nordischen Kulturgebiet hinzugewonnenen Länder, zeigt auch Siebenbürgen nach dem Eindringen der nordischen Siedler bald das Aufblühen einer neuen bodenständigen Mischkultur, die uns aber erst die Bodenforschung späterer Jahrzehnte in ihrer vollen Bedeutung erschließen wird.

Digitized by Google

Die Neugestaltung der Magdeburger vorgeschichtlichen Sammlung

Beiträge zur prähistorischen Museumstechnik

Von Carl Engel, Königsberg i. Pr.

Mit 9 Abbildungen

Die Magdeburger vorgeschichtliche Sammlung ist in den Jahren 1925 bis 1928 einer grundsätzlichen Neuordnung und Neugestaltung unterzogen worden. In ihrem neuen Gewande sind die Steinzeitabteilung zuerst im Juni 1927[1]), die die jüngeren Zeitabschnitte behandelnden Sammlungsteile auf der 10. Tagung für Vorgeschichte am 2. September 1928[2]) der Öffentlichkeit übergeben worden. Die bei ihrer Neugestaltung befolgten Grundsätze weichen von der bisher üblichen Ausgestaltung vorgeschichtlicher Sammlungen so erheblich ab, daß es angebracht sein dürfte, über die Art und Berechtigung ihrer Anwendung einiges mitzuteilen, zumal die Meinungen der anwesenden Fachvertreter über die Zweckmäßigkeit der eingeschlagenen Methode nicht unerheblich auseinandergingen[3]). Während einige — und unter ihnen gewiß nicht die unbedeutendsten — über die Gesamtanlage und ihre Ausführung Worte ehrlicher Anerkennung äußerten, andere sich dankenswerterweise bemühten, die bei einem so umfassenden Gebäude unvermeidlichen, hier und da unterlaufenen Fehler aufzuspüren, hörte man auch gänzlich ablehnende Urteile, unter denen die geringschätzig hingeworfenen Bemerkungen „Volkshochschule!“ und „Panoptikum!“ gewiß nicht die abfälligsten gewesen sein dürften.

Aber abgesehen von der Zurückweisung persönlicher Mißgunst und Eifersucht, die ja in der deutschen Vorgeschichtsforschung ein schon traditionell gewordenes Nonplusultra erreicht haben und von Einsichtigen nur noch mit Stillschweigen übergangen werden, scheint eine Erörterung über das Für und Wider einer volkstümlichen Ausgestaltung prähistorischer Sammlungen und die dabei anzuwendenden Grundsätze um so mehr am Platze, als die gesamte

---

[1]) Vgl. Engel, C., Tätigkeitsbericht der vorgeschichtl. Abteilg. d. Magdeburger Mus. f. Natur- u. Heimatkunde vom 1. I. 26 bis 1. VII. 27. Nachrichtenblatt f. deutsche Vorzeit, III, 1927, S. 135—140.

[2]) Vgl. Engel, C., Tätigkeitsbericht usw. vom 1. VII. 27 bis 30. VI. 28. Ebenda, V, 1928, S. 114—119.

[3]) Der Verfasser glaubt zu diesen Ausführungen um so eher berechtigt zu sein, als er in den letzten Jahren nicht nur fast alle größeren und mittleren sowie eine große Anzahl der kleineren Sammlungen Deutschlands, sondern auch einen erheblichen Teil der französischen, belgischen und nordosteuropäischen Museen gesehen und in bezug auf ihre museumstechnische Seite studiert hat.

Digitized by Google

Museumstechnik der Gegenwart — nicht nur die vorgeschichtliche — in einer grundlegenden Wandlung begriffen ist; einer Wandlung, die das Bestreben ausdrückt, aus verstaubten Raritätenkabinetten moderne Volksbildungsstätten zu machen. Mit anderen Worten: die Bedeutung unserer Museen zu erweitern, sie außer einem kleinen Kreise fachwissenschaftlich Interessierter auch der Allgemeinheit zugänglich und genießbar zu machen.

Die „Popularisierung" wissenschaftlicher Ergebnisse, die noch vor einem Jahrzehnt von der reinen Fachforschung mit geringschätzigem Achselzucken abgetan wurde, beginnt plötzlich aktuell zu werden, und selbst die in dieser Hinsicht konservativsten Kreise bequemen sich langsam, ihre Berechtigung anzuerkennen.

Der Grund für diesen Wandel der Anschauung ist freilich an einer ganz anderen Stelle zu suchen, als es bei oberflächlicher Betrachtung den Anschein haben könnte. Er ist weniger in der Erkenntnis der verbrieften, mit Amt und Würden abgestempelten und darob in nicht geringem Maße von sich eingenommenen Fachwissenschaft begründet, daß es jetzt an der Zeit sei, auch dem darbenden Volke einmal den Schleier des Bildes von Saïs ein wenig zu lüften und ihm Einblick zu gewähren in die Geheimnisse, die sich dahinter abspielen. Wer dem von sich überzeugten Fachforscher die Herablassung zutraut, aus freien Stücken zum gemeinen Volke zu reden, irrt gewaltig. „Odi profanum volgus et arceo!" war von jeher sein Zeitspruch, und er hätte ihn schwerlich aufgegeben, wäre er nicht an einer Stelle getroffen worden, die für jeden Menschen gleich empfindlich ist: am Nervus rerum!

Die materiellen Grundlagen und die veränderte soziale Gestaltung der Gegenwart haben auch die heilige Fachwissenschaft bemüht, von ihrem hohen Throne herabzusteigen. Solange in Deutschland die Monarchie und mit ihr eine kleine Gruppe höher gestellter Kreise herrschte, genügte es, diese gelegentlich für die hohen Ziele der Fachforschung zu interessieren, um die notwendigen flüssigen Mittel zu erhalten. Heute, wo das Volk herrscht, wenigstens herrschen sollte, reicht das nicht mehr. Da muß man eben das Volksganze von der Notwendigkeit seiner Wissenschaft überzeugen.

Nun ist es freilich ein mißlich Ding, wenn Kinos und Revuen überlaufen werden, die Museen aber in gähnender Leere dastehen. Das spricht nicht eben sehr überzeugend für die Notwendigkeit der Wissenschaft für das Volksganze, noch dazu, wenn diese nicht praktische (wie z. B. Medizin und Sozialökonomie), sondern rein ideelle Ziele verfolgt. Man könnte sich zwar mit dem mangelnden Bildungsniveau der Gegenwart entschuldigen, aber in einer so materialistisch denkenden Zeit wie der unseren hilft dieses beschwörende Händeringen über der Zeiten Verderbnis nicht mehr viel. Im Wirtschaftskampf aller gegen alle gilt das reine Nützlichkeitsprinzip, und Betriebe, die sich nicht rentieren, werden erbarmungslos stillgelegt, auch wenn sie sich auf ihre noch so altväterische Überlieferung berufen. Es gilt also — will man nicht ins Hintertreffen kommen — die Museen auch gegen Kinos, Bars und Revuen und vor allem gegen die tausend sich überhetzenden „Ausstellungen" durchzusetzen.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, hier über die Notwendigkeit fachwissenschaftlicher Popularisierung zu philosophieren. Das mögen Leute tun, die Zeit haben, nach einem behaglichen Mittagessen bei einer Flasche Wein und einer echten Importe über die Leiden und Freuden des menschlichen Daseins nachzudenken, und die bei ihren angestrengten Überlegungen doch immer

Digitized by Google

wieder in die fast schon drei Jahrtausende alte und allmählich abgegriffene Weisheit münden, daß der Mensch das Maß aller Dinge sei.

Jedem sozial denkenden Fachforscher wird es klar sein, daß unseren heutigen Anschauungen entsprechend eine nur für die reine Wissenschaft arbeitende Forschung ebensowenig sinnvoll sein kann wie die l'art pour l'art Kunst. Wissenschaft, und besonders ideal gerichtete Wissenschaft, hat im Weltgetriebe der Gegenwart nur Sinn, wenn sie der Allgemeinheit zugute kommt und nicht nur einem kleinen Kreise von Esoterikern.

Die Gefahr, zwischen die reine Fachforschung und das Volksganze noch eine besondere Gruppe von „Populärisatoren" einzuschalten, die den Extrakt der Wissenschaft erst umbrauen, um ihn dann in entsprechendem Surrogat an die Allgemeinheit weiterzuleiten, hat ihre unheilvolle Wirkung nirgends schlagender gezeigt als gerade in der Vorgeschichtsforschung. Ich brauche keine Namen zu nennen. Darum fordert man vom Forscher der Gegenwart mit Recht, daß er nicht nur und ausschließlich für den Fortschritt der Wissenschaft arbeite, sondern auch gelernt habe, zum Volke zu sprechen. Das kann auf sehr verschiedene Weise geschehen: durch Vorträge, Führungen, Bücher, Zeitschriften- und Zeitungsaufsätze; am sichersten aber durch die dem Volke zugänglichen öffentlichen Sammlungen. Denn „öffentlich" heißen sie, weil sie nicht nur einem kleinen Kreise von Forschern zugänglich sein sollen, sondern der Allgemeinheit.

Das sollte auch bei den Öffnungszeiten unserer Museen berücksichtigt werden. Für gewöhnlich liegen die Besuchszeiten an Alltagen auf Stunden, die von keinem gewöhnlichen Sterblichen, d. h. berufstätigen Menschen, ausgenutzt werden können. Man sollte daher wenigstens alle größeren Sammlungen an 1—2 Wochentagen abends — am besten in der Zeit von 8—10 Uhr — dem Besucher zugänglich machen, wie dies in Amerika seit langem Brauch ist. Einige geschickte Führungen werden das Publikum schnell mit dieser neuen Bildungsmöglichkeit bekannt machen und die Zahl der Besucher erheblich steigern. Fehlende Beleuchtungsmöglichkeiten sind kein Grund zum Verzicht. Sie müssen eben — als moderne Notwendigkeit — geschaffen werden. Vor allem aber muß es eigentümlich berühren, daß es selbst heute noch Museen gibt, die an einem oder beiden Feiertagen der hohen Feste, ja, sogar an Sonntagen, geschlossen sind! Das sind die einzigen Tage, an denen sich berufstätige Menschen in Muße dem Studium der Sammlungen widmen können. Museen, die diesen Brauch pflegen, verzichten also von vornherein auf eine erhebliche Möglichkeit ihrer Wirkung auf breitere Volkskreise!

Will man die vorgeschichtlichen Sammlungen zu den Mittlerstellen machen, die sie zwischen Wissenschaft und Volksganzem darstellen sollen, so kommt es darauf an, sie für diesen Zweck am sinnvollsten zu gestalten und alle zu Gebote stehenden Mittel in vollem Umfange auszunützen. Da Museen und Sammlungen aber zugleich das Arbeitsmaterial des Forschers bilden, so müssen sie beiden Zwecken gerecht werden. Das ist eine nicht immer leichte Aufgabe.

Dieser Zweiteilung der Aufgaben entspricht die in fast allen größeren Sammlungen durchgeführte Scheidung in Schau- und Studiensammlung oder Lehrsammlung und Depot. Ich kann mir Erörterungen darüber sparen, da diese Fragen erst kürzlich von einem unserer besten Museumstechniker ausführlich behandelt worden sind[1]). Nur auf zwei Punkte möchte ich an dieser

[1]) Kiekebusch, A., Museen und Sammlungen in Eberts Reallexikon, VIII, S. 337 bis 354.

Digitized by Google

Stelle noch einmal hinweisen, da sie selbst in größeren Sammlungen teils gar nicht, teils nicht genügend beachtet werden:

1. Die Beschildung der Gegenstände. Es ist unbedingte Pflicht jedes Museums, die ausgestellten Funde hinsichtlich ihres Fundortes und möglichst auch mit einer kurzen Notiz über die Fundumstände zu kennzeichnen; z. B.:

Kläden, Kr. Stendal Aus dem Hünenbett 1½ km nordöstl. des Ortes	Dahlenwarsleben, Kr. Wolmirstedt Aus einem zerstörten Skelettgrabe 1929 Wiersdorff

Lindstedt, Kr. Salzwedel
Brandgräberfeld mit Steinpackungen
1928 Grenzdörffer

Die Ausführlichkeit der beigegebenen Erläuterungen bleibt natürlich dem Geschick und Geschmack des einzelnen Museumsleiters überlassen, ist auch abhängig von der Zeit, die er dieser Aufgabe widmen will. Unbedingte Notwendigkeit aber ist eine klare, wenn auch noch so knappe Kennzeichnung der Fundumstände, die ein langwieriges Nachschlagen im Eingangskatalog oder gar den Fundakten erspart, und die namentlich dem reisenden Forscher, der sich in Kürze über die Eigenart eines Gebietes orientieren will, zeitraubende Mühe erspart. Man vergesse nie, daß er nur selten Zeit dazu haben wird, erst in umfangreichen Archiven zu blättern oder gar langatmige, in allen möglichen Fachschriften verstreute Fundbeschreibungen zu studieren, ehe er über den Charakter des Fundes ins Reine kommt. Als vorbildlich nach dieser Richtung hin darf die Neuaufstellung und Beschildung der Heidelberger Sammlung durch E. Wahle bezeichnet werden, die alle für den Forscher notwendigen Angaben enthält, die er braucht, um sich über die vorgeschichtlichen Verhältnisse des unteren Neckarlandes in Kürze zu unterrichten[1]).

Übrigens ist die Angabe der Fundorte und Fundumstände auch für den Laien dringend notwendig, der sich über die vorgeschichtliche Besiedlung seines engeren Heimatgebietes unterrichten will.

2. Auch die Anordnung der Studiensammlung oder des Depots ist so übersichtlich wie möglich zu gestalten, zumal ja das erhebliche Anschwellen der Funde in den letzten Jahren die Übersicht des vorhandenen Materials ohnehin immer mehr erschwert. Auch hier ist darauf Rücksicht zu nehmen, daß dem reisenden Forscher die Arbeit und der Überblick möglichst erleichtert werden. Kleine Sammlungen sollten deshalb auf eine Zweiteilung in Schau- und Studiensammlung nach Möglichkeit ganz verzichten und, soweit der Raum dazu vorhanden ist, alle Funde ausstellen. Aber auch größere Sammlungen sollten der Frage nach leichter Zugänglichkeit und größter Übersichtlichkeit ihres Depots größte Beachtung schenken. Es wird sonst allzu leicht zu einer unzugänglichen und unverwertbaren Rumpelkammer, in der das Material sicherer vor neugierigen Augen geborgen liegt als in der Erde Schoß.

Natürlich ist die Ausgestaltung des Depots im Wesentlichen eine Raum- und Geldfrage. Aber wo irgend angängig, sollte es — möglichst in Glas-

[1]) Vgl. dazu Wahle, E., Die Neuaufstellung der vorgeschichtlichen Abteilung der städtischen Sammlungen in Heidelberg. Museumskunde, XVI, 1921, S. 101—112.

Digitized by Google

schränken oder -kästen — ebenso leicht zugänglich gemacht werden wie die Schausammlung.

Auch bei dem Depot ist eine sachliche und chronologische Anordnung ebenso notwendig wie bei der Schausammlung, da sonst eine Übersicht bei der Bearbeitung von Einzelfragen — und um diese geht es ja heute hauptsächlich — überhaupt nicht oder nur unter Aufwendung einer erheblichen und unnütz vergeudeten Zeitspanne — totes Arbeitskapital! — zu erreichen ist. Die geographische Anordnung nach Bezirken, Kreisen und Gemeinden kommt erst in zweiter Linie in Frage, nach der sachlichen und chronologischen. Nach rein geographischem Prinzip angeordnete und möglichst noch in Pappkartons untergebrachte Studiensammlungen führen — namentlich in größeren Museen — die aus der Erde gegrabenen Schätze wieder großen Friedhöfen zu, die besser noch im Boden ruhen würden. Forscher, die Material für die Besiedlungsgeschichte eines kleinen geographischen Raumes suchen, können sich ja nach dem alphabetisch nach Fundorten geordneten Zettelkatalog (Fundarchiv) schnell und mühelos unterrichten.

Als vorbildlich für die Ausgestaltung der Materialsammlung dürfen sowohl das Staatsmuseum[1]) wie das märkische Museum in Berlin bezeichnet werden, die in leicht zu übersehender Anordnung in großen Glasschränken ihre Bestände den Besuchern vorführen. Empfehlenswert ist auch die Unterbringung kleinerer Funde (z. B. Scherben- und Siedlungsfunden) in mit Glas überdeckten flachen Schubfächern (ähnlich Insektenkästen) unter den Schaukästen, die vom Besucher nach Belieben selbst herausgezogen werden können, eine Einrichtung, die z. B. in den Museen von Kassel, Frankfurt a. M. (Historisches Museum) und in mehreren rheinischen Museen Anwendung gefunden und sich gut bewährt hat.

Immer sollten auch bei der Tätigkeit des Sammelns, Konservierens und Aufstellens die großen Zusammenhänge gewahrt bleiben: vor allem in der zweckmäßigen und leicht zugänglichen Bereitstellung des Materials für zusammenfassende fachwissenschaftliche Untersuchungen.

Es scheint, als seien heute manche unserer größeren Anstalten allzu sehr auf die einseitige Bahn des Nur-Sammelns, Nur-Bergens, Nur-Materialaufspeicherns geraten: man vergesse nicht, daß diese Massen aufgespeicherten Materials vielfach sinnlose Anhäufungen darstellen, deren Auswertung nach menschlicher Voraussicht heute schon kaum den beiden kommenden Generationen möglich sein wird. Gewiß wird die zusammenfassende Bearbeitung größerer Probleme und damit auch die Auswertung des für sie in Frage kommenden Materials immer einzelnen intuitiven Köpfen und enzyklopädisch veranlagten Naturen vorbehalten bleiben: man erschwere ihnen aber die Arbeit nicht nutzlos; man spare mit Kräften, indem man sie möglichst nutzbringend anwende und von unserer modernen Wirtschaft immer wieder den Grundsatz lerne: mit möglichst geringen Mitteln möglichst große Leistungen zu erzielen. Intensität der Nutzung, dieses Schlagwort moderner Industrie, gilt auch für die Wissenschaft.

Die Vorgeschichtsforschung der Gegenwart steht hinsichtlich ihrer Arbeitsweise an einem schweren Krisenpunkte: sie ist im Begriffe, in vollkommene Zersplitterung zu zerfallen, bei der an Stelle der großen Probleme eine Auflösung des Gesamtsystems in — nicht selten belanglose — Einzelfragen tritt. Ein

[1]) Vgl. dazu Unverzagt, W., Die prähistorische Abteilung des Museums für Völkerkunde in Berlin. Nachrichtenblatt f. deutsche Vorzeit, III, 1927, S. 49—51.

Digitized by Google

verwirrendes Alexandrinertum beginnt auch in unserer Wissenschaft sein natternhaariges Haupt zu erheben. Pflicht jedes einzelnen muß es sein, diese gefährliche Entwicklung nach Möglichkeit zu bekämpfen; eine Entwicklung, die doppelt gefährlich ist, weil sie sich von selbst ergibt und nur durch die geistige Energie des einzelnen überwunden werden kann, der sich beständig bemüht, in allen wesentlichen Fragen auf dem Laufenden zu bleiben.

Gewiß werden wir nur durch eine allmähliche Bearbeitung von Einzelfragen weiterkommen. Aber man mache sie nicht zum Selbstzweck der Forschung, sondern ordne sie großen Problemen unter. Hier ist auch für den Museumsfachmann ein dankbares Gebiet, seine Fähigkeiten zu erweisen: so wie man heute nicht mehr wie unsere Väter aus Neugier oder um Altertumsfunde zu sammeln, „auf Ausgrabung" zieht, sondern nach Problemen gräbt, so erweise man auch in der Anordnung und Aufstellung der Sammlung die Fähigkeit, nach Problemen zu denken.

Einfachheit und leichte Übersichtlichkeit seien bei der Unterbringung des Fundmaterials erste Voraussetzung. Nach Möglichkeit vermeide man eine fast immer zur Unübersichtlichkeit führende Zersplitterung in Spezialabteilungen, aus denen später der Leiter das Fundmaterial kaum noch selbst zusammenfindet. Eine Schausammlung, ein Depot — beide nach den gleichen Grundsätzen geordnet — müssen in der Hauptsache genügen. Fordern beschränkter Platz und aufstellungstechnische Gründe dennoch die Einrichtung von Sondergruppen, so sei man stets darauf bedacht, zusammengehöriges Fundmaterial (z. B. Gefäße und die dazu gehörigen Bronze- oder Eisengeräte) räumlich so wenig wie möglich zu trennen und durch auffällig angebrachte Hinweise als zusammengehörig zu kennzeichnen.

Die gleichen Grundsätze wie für die Aufstellung des Fundmaterials gelten auch für die Anlage der Kataloge. Schade um das viele Papier, das da nutzlos verschrieben, um die kostbare Zeit und Arbeitskraft, die zwecklos vergeudet werden! Auch für größere Sammlungen müssen zwei Hauptkataloge vollauf genügen:

1. ein Eingangskatalog, in dem die Funde nach der Reihenfolge ihrer zeitlichen Eingänge mit möglichst kurzen, aber bezeichnenden Fundnotizen eingetragen werden;

2. ein Fundarchiv mit genauen Angaben, das am besten in der Form einer leicht zu handhabenden Kartothek angelegt und alphabetisch nach Fundorten geordnet wird. In diesem müssen alle wichtigen Angaben zu finden und nicht erst durch Hinweise auf dritte oder gar vierte Stellen zu erreichen sein. In den meisten Fällen wird eine Abtrennung besonderer Fundakten mit den Originalberichten nicht zu umgehen sein; doch muß ihr Inhalt hinsichtlich aller wesentlichen Angaben in der Kartothek des Fundarchivs verarbeitet sein. Zusammenstellungen und Übersichten besonderer Art, die nach sachlichen oder chronologischen Gesichtspunkten geordnet sind, können zur Ergänzung der Kartothek leicht vorgenommen werden und erleichtern ihren Gebrauch. Unter allen Umständen aber muß vermieden werden, daß der Auskunftsuchende sich erst durch drei oder vier — möglichst noch räumlich weit voneinandergetrennte — Kataloge durcharbeiten muß, ehe er die gewünschte — vielleicht gar noch negative — Notiz findet.

Wir kommen damit auf die Schausammlung zurück, deren Ausgestaltung ja den Ausgangspunkt unserer Betrachtungen bildete. Und damit zugleich auf die Frage nach der Popularisierung der Vorgeschichte selbst.

Man wird der Prähistorie den Vorwurf einer Ablehnung oder Vernach-

Digitized by Google

lässigung der Popularisierung ihrer Ergebnisse in weit geringerem Maße machen können als anderen Wissenschaften. Von vornherein war sie immer darauf bedacht, weiteste Volkskreise für ihre Aufgaben und Ziele zu interessieren, weil sie ja von deren Mitarbeit in nicht geringem Maße abhängig war. Denn eine Bergung und Rettung der aufgefundenen Bodenaltertümer kann nur dann in die Wege geleitet werden, wenn der Bauer und Arbeiter, der auf sie stößt, sich über ihre Bedeutung klar ist und die fraglichen Stellen verständigt. So sind die Führer der deutschen Vorgeschichtsforschung fast immer auch die Träger ihrer Popularisierung gewesen, und ihrem Wirken ist die erfreuliche Anteilnahme zu verdanken, das heute die Vorgeschichtsforschung in weitesten Kreisen unseres Volkes genießt. Entsprechend dem Daseinskampfe der Gegenwart reichen freilich die bisher angewandten Methoden nicht mehr aus. Nur unter Aufwendung und Ausnutzung aller Propagandamöglichkeiten wird es möglich sein, der Vorgeschichtsforschung die Stellung im Rahmen des modernen Geisteslebens zu erringen, die ihr gebührt und die sie nötig hat, will sie in der bisherigen Weise vorwärtsschreiten. Es gilt ein Einsetzen aller Kräfte, eine aufs höchste gesteigerte Rührigkeit, will man die Allgemeinheit für ihre Aufgaben und Ziele interessieren und begeistern.

Auch da sind tätige Kräfte überall am Werke, und in vielen Gegenden Deutschlands haben ihre Bestrebungen bereits glänzende und nachahmenswerte Ergebnisse gezeitigt. Es ist eine völlige Verkennung der Bedeutung der Vorgeschichtsforschung für die Allgemeinheit, für das moderne Bildungswesen überhaupt, wenn man sich mit der billigen Weisheit trösten will, die Vorgeschichte sei nun einmal keine volkstümliche Wissenschaft. Das bedeutet nur ein Eingeständnis der eigenen Unfähigkeit, sie weitesten Kreisen schmackhaft zu machen, sie über den Rahmen eines kleinen Spezialfachs zu allgemeiner Gültigkeit zu erheben. Die bahnbrechenden Bestrebungen Kiekebuschs[1]) haben gezeigt, welche Möglichkeiten sich da ergeben; und welche Erfolge durch die Ausnutzung moderner Werbemittel zu erreichen sind, zeigt der Stand der Vorgeschichtsforschung in den Provinzen Schlesien und Oberschlesien. Ich brauche nur auf die beachtenswerten, im gleichen Bande enthaltenen Ausführungen F. Geschwendts[2]) hinzuweisen, der mit Recht betont, daß im Daseinskampfe der Gegenwart, in dem verwirrenden Mancherlei der Eindrücke, man es den Leuten auch sagen müsse, wenn man ihnen etwas zu bieten habe. Törichte stellen ihr Licht unter den Scheffel und glänzen als Mauerblümchen. Man braucht deshalb nicht zum Jahrmarktsschreier zu werden. Aber man muß es der Allgemeinheit mitteilen, daß die Museen aufgehört haben, finstere Leichenstätten, altväterische Raritätenkabinette und langweilige Urnenfelder zu sein. Freilich, um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß man bekennen, daß die vorgeschichtlichen Museen und Sammlungen in der Ausnutzung der ihnen zu Gebote stehenden Hilfsmittel lange zurückgeblieben sind[3]).

---

[1]) Vgl. dazu: Kiekebusch, A., Aufgabe und Einrichtung der vorgeschichtlichen Sammlungen. Museumskunde, 1916. — Derselbe, Die vorgeschichtliche Abteilung des Märkischen Museums als Bildungsanstalt. Ebenda, 1921. — Derselbe, Die Verbreitung vorgeschichtlicher Kenntnisse durch die vorgeschichtliche Abteilung des Märkischen Museums. Brandenburgia, 1924. — Derselbe, Die Wanderausstellung vorgeschichtlicher Funde aus dem Märkischen Museum in Berlin. Vorgeschichtl. Jahrbuch, I, S. 122; II, S. 306. — Derselbe, Die Kulturschutzstelle des Märkischen Museums auf den Müggelbergen. Ebenda, II, S. 302.

[2]) Werbetätigkeit im Dienste der Vorgeschichtswissenschaft, oben S. 179ff.

[3]) Vgl. dazu Kiekebusch, A., Vorgeschichte im öffentlichen Unterricht. Eberts Reallexikon, VIII, S. 337–354.

Digitized by Google

Noch heute gibt es Museumsleiter, die glauben, daß mit einer sorgfältigen Registrierung und sauberen Aufstellung der Objekte alles getan sei. Ja, bis vor kurzem war diese Art der Aufstellung eigentlich die einzig gebräuchliche. Heute hat sich auch hier bereits ein Wandel vollzogen, und man kann in der Hauptsache drei verschiedene Arten der Aufstellung unterscheiden, deren Grenzen natürlich fließend sind und ineinander übergehen.

1. Die rein sachlich-ästhetische Aufstellung bringt die Objekte ohne jede weitere Erläuterung dem Beschauer nahe. Sie ist nur eine Materialsammlung, zu der der Beschauer Fleisch und Blut selbst beisteuern muß. Für den im Gebiete selbst orientierten Fachmann — aber auch nur für diesen — ist sie zweifellos die bequemste, wenn sie — wie oben angedeutet — die nötigen Fundortsangaben enthält. Für den sie besuchenden Laien besitzt sie meist nur geringen Wert, weil dieser heute mit den ausgestellten Gegenständen einfach noch keine Begriffe verbinden kann, und für ihn die ausgestellten Schädel geheimnisvolle „Totenköpfe", die Gefäße langweilige „Heidentöpfe" bleiben, die ihm ohne nähere Erläuterung nichts zu sagen vermögen. Auch kurze Angaben wie: „Kulturgruppe mit schnurverzierten Gefäßen", „Urnenfelder der römischen Kaiserzeit" vermögen zwar dem Fachforscher die Übersicht zu erleichtern, dem Laien jedoch kaum die notwendige Aufklärung zu geben, um lebendige Begriffe mit den Gegenständen zu verbinden.

Gewiß, die ästhetische Wirkung einer so aufgestellten Sammlung kann bei geschickter Anordnung eine nicht geringe sein. Die Gegenstände sprechen in ihrer strengen, herben Schönheit, in dem Adel ihrer Gestaltung für sich selbst. Aber das ist — in seiner Wirkung auf das besuchende Laienpublikum zum mindesten — Zukunftsmusik. In zwei Generationen werden wir vielleicht soweit sein, daß auch der Laie ohne weitere Erläuterungen den Sinn der Gegenstände und ihre Schönheit zu begreifen, die Dinge selbst von sich aus mit Leben zu umkleiden vermag. Vorläufig steht er ihnen hilflos gegenüber, und man erreicht mit einer derartigen Materialsammlung höchstens, daß er verwirrt und beschämt nach Hause geht über den Mangel an Verständnis, mit dem er den Gegenständen gegenübersteht. Zeit, diese Mängel zu beseitigen, wird er nur in wenigen Fällen finden. Denn er hat in seinen Mußestunden auch noch anderes zu tun als Prähistorie zu treiben.

Auch ein gut geschriebener „Führer" vermag nur in wenigen Fällen Aushilfe zu bieten: lesen, namentlich aber vor den Schränken lesen, wird ihn nur der, der sich von vornherein entschließt, eine nicht geringe geistige Arbeitskraft in das Studium der Vorzeit zu stecken. In den günstigsten Fällen einmal ein Lehrer — dem großen Publikum bleibt die Übertragung vom Buch zum Gegenstand viel zu mühevoll und zeitraubend. Es soll damit nicht der Wert eines solchen Führers bestritten werden, im Gegenteil: sein Vorhandensein ist — namentlich für den Lehrer, der sich für seinen Unterricht vorbereiten will — unbedingte Notwendigkeit. Aber man muß sich über die Kreise, die er erfaßt, klar sein: das besuchende Laienpublikum kauft Führer, namentlich wenn sie mit schönen Bildern geschickt ausgestattet sind, gern als „Souvenir", lesen wird sie kaum der Hundertste, der sie gekauft hat.

Auch Führungen durch das Museum — sie mögen noch so häufig und geschickt veranstaltet werden — vermögen ihrer zeitlichen Begrenzung halber immer nur einen kleinen Kreis von Besuchern zu erfassen. Das große Publikum braucht die Erläuterung am Gegenstand selbst.

Für die volksbildnerische Wirkung — die ja doch die Hauptaufgabe der Schausammlung ist — bleibt also der Wert der geschilderten sachlich-ästheti-

Digitized by Google

schen Aufstellung gering. Ihre Form entspricht ganz der unserer alten Naturalienſammlungen, in denen in Reih und Glied die Tiere nebeneinanderſtehen, ſorgſam mit lateiniſchen Namen etikettiert. Es fehlt das wichtigſte: das Leben! Die Schauſammlung bleibt auf der Stufe der Materialſammlung, und auch hier und da eingeflickte Modelle und Rekonſtruktionen vermögen ihr nicht das farbige Leben zu geben, das ſie braucht, um den Beſucher zu reizen und zu feſſeln, in ihm den „Hunger nach mehr" zu erwecken.

Eine andere, namentlich in rein wiſſenſchaftlichen Inſtituten und Univerſitätsſammlungen gern angewandte Methode der Sammlungsgeſtaltung iſt die Beſchildung der Gegenſtände in

2. Form der wiſſenſchaftlichen Erläuterung. Sie iſt bereits oben (S. 203) näher gekennzeichnet worden, ſo daß hier auf eine nähere Behandlung verzichtet werden kann. Als vorbildliches Muſter einer derartigen Anordnung wurde die Neugeſtaltung der Heidelberger Sammlung durch E. Wahle[1]) bereits erwähnt. Für den reiſenden Forſcher wie auch für den Studierenden iſt dieſe Form der Ausgeſtaltung von unſchätzbarem Werte. Sie erſpart ihnen das zeitraubende Nachſchlagen vieler Einzelheiten in den Katalogen und vermittelt auch dem mit den örtlichen Verhältniſſen weniger Vertrauten ein leicht erfaßbares Bild der vorgeſchichtlichen Verhältniſſe des betreffenden Gebietes, namentlich wenn ſie ſorgfältige Angaben über Grabformen, Siedlungsweſen und einige gut ausgewählte Verbreitungskarten bringt. Für die volksbildneriſche Auswertung eines Muſeums bringt auch ſie noch nicht das letzte. Dieſe wird nur erreicht durch die

3. volkstümlich-erläuternde Art der Aufſtellung, die es ſich zum Ziele ſetzt, den Beſucher ausdrücklich über die Art der ausgeſtellten Gegenſtände zu belehren, dieſe ſelbſt zu einem Geſamtbild der vorgeſchichtlichen Kultur eines Landes zuſammenzufaſſen und zu vergeiſtigen; ſie gewiſſermaßen in einheitliches Syſtem zu bringen, das die derzeitigen Kenntniſſe über die vorgeſchichtlichen Bewohner einer Landſchaft, ihr Leben und ihre Weſensart dem Beſucher mühelos und in möglichſter Geſchloſſenheit vermittelt.

Es iſt eingangs erwähnt worden, daß gerade die gähnende Leere unſerer Muſeen hinſichtlich ihrer Beſucherzahl Grund zu jener großen Reform geweſen iſt, die ſich heute überall auf dem Gebiete des Muſeumsweſens Bahn bricht. Wenn ſich heute ſelbſt die ſpröde Naturwiſſenſchaft bequemt, an Stelle der in Reihe und Glied aufmarſchierten Säugetiere und Vögel, der in Gruppenkolonnen aufgeſpießten Käfer und Schmetterlinge in anſchaulichen und zum Nachdenken anregenden Lebensbildern zum Beſchauer zu ſprechen, ihn über Bau und Wirkungsweiſe der Organe, über die Entwicklung und Abſtammung der Organismen, über das Verhältnis der Lebeweſen zu ihrer Umwelt aufzuklären: ſoll da die Vorgeſchichtsforſchung zurückſtehen? Man leſe über dieſen Wandel in einem ſehr beachtenswerten Aufſatz C. Zimmers[2]) nach, in dem der Direktor des Berliner Zoologiſchen Muſeums einen Überblick über den Wandel der naturwiſſenſchaftlichen Muſeumstechnik gibt, der auch dem Prähiſtoriker manche Anregungen zu bieten vermag und ihn zum Nachdenken über viele auch ihn angehende Fragen zwingen wird.

Gerade die Vorgeſchichtsforſchung hat es doppelt nötig, verſtändlich und anregend zu dem Beſucher ihrer Sammlungen zu ſprechen, weil dieſer nicht —

---

[1]) Vgl. Anm. [1]), S. 203.

[2]) Zimmer, C., Das zoologiſche Muſeum von geſtern, heute und morgen. In „Der Naturforſcher", Jg. 1928 29.

Digitized by Google

wie bei der Naturwissenschaft — die ausgestellten Gegenstände kennt, sondern ihnen zunächst völlig verständnislos gegenüber steht. Was sagen ihm die ausgestellten Töpfe und Geräte anderes, als daß es Kulturüberreste versunkener Geschlechter sind?

Man muß ihm also durch Hinweise und Erläuterungen die Möglichkeit geben, in den Gegenständen das zu erkennen, was er in ihnen sehen soll. Man muß ihm erst die Möglichkeit darbieten, mit den ausgestellten Gegenständen Begriffe zu verbinden.

Mit anderen Worten: es muß Leben in die Bude! Die Museen müssen aufhören, tote Mumienkammern zu sein. Sie müssen von selbst anfangen zu reden.

Die ersten Versuche nach dieser Richtung hin, die vorgeschichtlichen Sammlungen für die Allgemeinheit in größerem Umfange auszunutzen, sind ebenfalls durch Kiekebusch[1]) getan worden. Dann aber hat Jacob-Friesen in seiner Neugestaltung der prähistorischen Abteilung des Provinzialmuseums Hannover einen bahnbrechenden Fortschritt erzielt, der freilich zunächst kaum Nachfolge gefunden hat. Den Beweis für die Zweckmäßigkeit seiner Maßnahmen erbrachte mir ein zufälliger Besuch seines Museums an einem der Ostertage: es war für den Museumstechniker ungemein lehrreich zu sehen, wie sich da das Publikum vor den Schaukästen drängte und mit wirklichem Interesse die den ausgestellten Gegenständen beigegebenen klaren und übersichtlichen Erläuterungen studierte!

Da Jacob-Friesen die Grundsätze seiner Neugestaltung bereits ausführlich und an Hand vieler Beispiele dargelegt hat[2]), erübrigt es sich, hier näher darauf einzugehen.

Nach seinen Methoden und Anregungen ist im wesentlichen auch der Altsteinzeitsaal des Magdeburger Museums (Abb. 1) aufgestellt worden, so daß nur wenig dazu zu sagen bleibt.

Da ja die Altsteinzeit nicht nur bei dem größten Teile des Laienpublikums, sondern auch von seiten der Schulen erfahrungsgemäß die lebhafteste Beachtung findet, so ist es nicht zu bedauern, wenn in größeren Provinzstädten mit Hilfe französischen Materials und guter Schädelnachbildungen (Abb. 2) ein genauerer Überblick über die kulturellen und historischen Verhältnisse des Paläolithikums geboten wird, zumal nur wenige deutsche Museen (wie z. B. Weimar und einige süd- und westdeutsche Sammlungen) in der Lage sind, ausschließlich an Hand einheimischen Materials einen guten Eindruck von den Lebensverhältnissen und der Umwelt des eiszeitlichen Menschen zu geben. Kleinere Heimatmuseen, die zudem meist an Raummangel leiden, sollten freilich darauf verzichten, mit Hilfe unzureichenden Materials eine derartige Abteilung auszubauen und den ihnen zur Verfügung stehenden Platz allein den heimatlichen Funden widmen.

Gegenüber Hannover war in Magdeburg nur nach einer Richtung hin die Möglichkeit einer Erweiterung gegeben und geboten: in einer Zusammenstellung aller wichtigeren mitteldeutschen Altsteinzeitfunde, teils — soweit möglich — in Originalstücken, teils auch in guten Nachbildungen, die in ihrer Zusammenstellung einen wirklichen Eindruck von den aus Mitteldeutschland

---

[1]) Vgl. Anm. [1]), S. 206.

[2]) Jacob-Friesen, K. H., Die museumstechnische Auswertung der Sammlungen nach dem pädagogischen Prinzip. Museumskunde, XVI, 1921, S. 56–100.

Digitized by Google

bisher bekanntgewordenen paläolithischen Geräten geben. Karten der mitteldeutschen Paläolithfundplätze und Profile von der Schichtenfolge der wichtigsten unter ihnen ergänzen und beleben die Funde selbst. Aus Mangel an Zeit und Mitteln mußte die Darstellung der Profile zunächst auf die Wiedergabe von Zeichnungen und Lichtbildern beschränkt werden. Erwünscht wäre hier natürlich eine Darstellung der Originalschichten hinter Glasscheiben, wie sie z. B. in Tübingen durch R. R. Schmidt von der Ofnet und dem Sirgenstein in sehr instruktiver Weise gegeben worden sind.

In den jüngeren Zeitabschnitten ist zwar den grundsätzlichen Anregungen Jacob-Friesens auch weiterhin gefolgt worden, jedoch sind hier zugleich

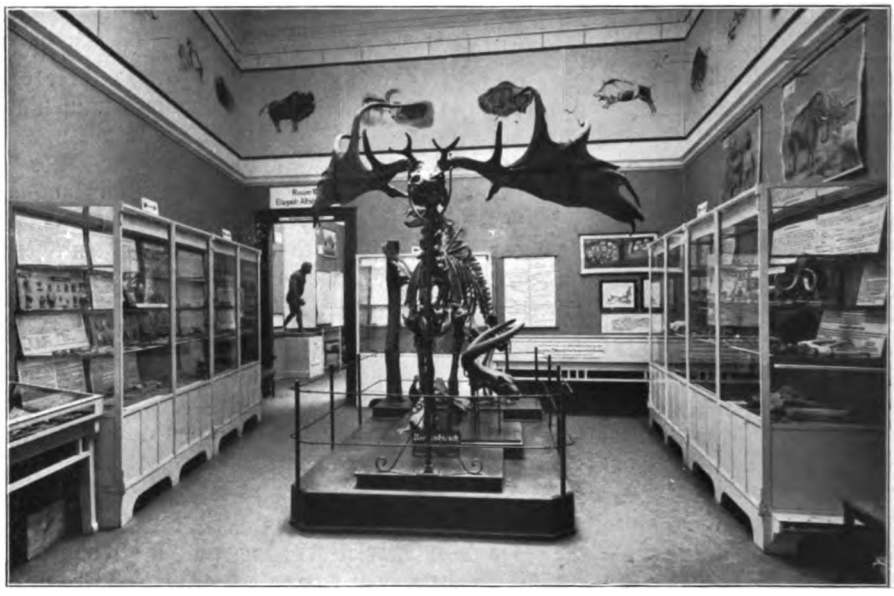


Abb. 1. Altsteinzeit-Saal des Magdeburger Museums für Natur- und Heimatkunde

so viele neue Gesichtspunkte in den Kreis der Betrachtungen gezogen worden, daß eine zusammenfassende Erörterung der dabei befolgten Grundsätze und eingeschlagenen Wege geboten erscheint. Bei einer ähnlichen Ausgestaltung anderer Sammlungen wird eine etwa zu befürchtende Gleichförmigkeit unserer vorgeschichtlichen Museen einmal schon durch die Verschiedenartigkeit des in ihnen vorhandenen Materials vermieden; sodann aber werden diese durch die verschiedenartige Berücksichtigung und besonderer Betonung bestimmter Erscheinungen, die den jeweiligen Museumsleiter besonders interessieren, oder die durch die Funde des betreffenden Gebietes gegeben sind, immer ihr eigenes Gesicht behalten.

Bei der Ausgestaltung der Magdeburger Sammlung kam es mir vor allem darauf an, nicht nur die Gegenstände mit einigen notdürftigen Erläuterungen und Hinweisen versehen aufzustellen, sondern sie — soweit dies heute möglich ist — im Gesamtrahmen der kulturellen und Lebensverhältnisse der einzelnen Perioden zu zeigen und unter Heranziehung von Vergleichsstücken

Digitized by Google

aus den Nachbargebieten abzurunden. Zu diesem Zwecke wurden alle nur irgend brauchbaren Hilfsmittel herangezogen, um das an sich tote, dem Beschauer wenig sagende Fundmaterial an Gefäßen und Geräten zu beleben und zu durchgeistigen.

Unerläßliche Vorbedingung nicht nur für den Laien, sondern auch für den reisenden Fachforscher ist in jedem Falle die klare und genaue Kennzeichnung der zeitlichen und kulturellen Stellung der ausgestellten Gegenstände. Der Beschauer muß aus ihr unter allen Umständen ersehen können, was er vor sich hat; und die Bezeichnung selbst kleinerer Kulturgruppen und Zeitabschnitte muß so scharf umgrenzt werden, daß ein Zweifel über die Zugehörigkeit des einzelnen Stückes nirgends aufkommen kann (selbstverständlich soweit die Forschung heute dazu in der Lage ist). Zudem muß die Beschildung so übersichtlich angebracht sein, daß sie mit einem Blicke die Grundsätze der Anordnung übersehen läßt. Der Besucher soll nicht erst in wiederholten Besuchen sich — womöglich noch erfolglos! — bemühen müssen, hinter das Geheimnis der Anordnung zu kommen, um sich in der Sammlung zurecht finden zu können. Ein Blick muß ihn zu den gewünschten Gegenständen führen und ihm zeigen, daß hier dieses, dort jenes Stück steht. Bis ins kleinste durchgebildete und ebenso übersichtliche wie leicht erfaßbare Systematik ist daher hier — so sehr sie sonst geschmäht werden mag — am Platze.

Das alles sind eigentlich Selbstverständlichkeiten, die kaum gesagt zu werden brauchten — aber man prüfe einmal in dieser Hinsicht die meisten unserer prähistorischen Sammlungen nach! Die Mehrzahl unserer Museen — und nicht nur der vorgeschichtlichen — ist sich keineswegs klar darüber, daß mit einer sauberen Konservierung und ästhetisch einwandfreien Aufstellung der Gegenstände nicht alles getan ist, sondern daß es darauf ankommt, das tote Material zu durchgeistigen und in ein überzeugend wirkendes System zu bringen.

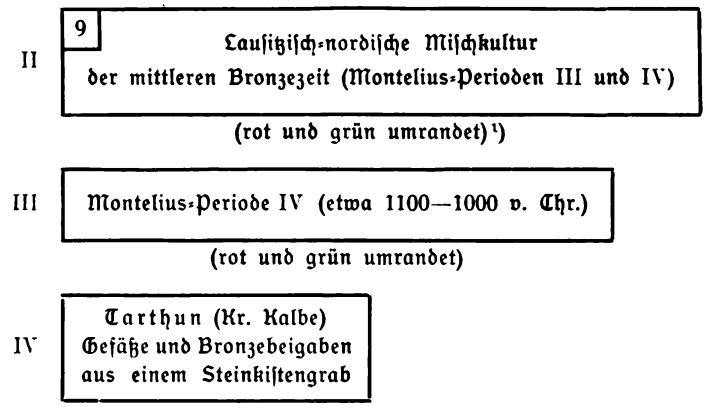
Stellt man sich bei der Beschildung immer auf den Standpunkt des ahnungslosen Besuchers, der — mit den Anordnungsgrundsätzen nicht vertraut und von keiner Sachkenntnis getrübt — die geweihten Räume betritt, so wird man kaum fehlgehen. Natürlich bleibt es dem Geschmack des einzelnen überlassen, wie weit er in der Spezialisierung der Beschildung gehen will. Doch scheint mir auch hier ein mehr minder schädlich als ein zu wenig.

Unter Berücksichtigung dieser Erwägungen habe ich in der Magdeburger Sammlung eine Beschildung in vier sich abstufenden Gruppen vorgenommen, von denen jede der anderen untergeordnet ist. Große, weithin sichtbare Schilder (I) über den Türen (Abb. 1) oder (wenn mehrere Zeitabschnitte in einem Raume vertreten sind) an den Wänden (Abb. 8), geben zunächst die großen Zeitabschnitte an, denen das darunter aufgestellte Material angehört. Scharf umschrieben wird sodann der Inhalt jedes Schrankes (II), so daß der Beschauer hier unter allen Umständen erfährt, welcher Zeit und Kulturgruppe das in ihm enthaltene Material angehört. Genauere Angaben bringen Schilder, die den Inhalt der einzelnen Fächer kennzeichnen (III). Schließlich erfolgt in diesen wieder eine genaue Beschriftung des Einzelobjektes bzw. des zusammengehörigen Fundes nach Fundort und Fundumständen (IV).

Am Einzelbeispiel erläutert, sieht das so aus:

I | Ältere und mittlere Bronzezeit im Mittelelbgebiet

Digitized by Google



Je nach Zeit und Belieben wird sich so der Beschauer mit einem flüchtigen Überblick begnügen (indem er nur die Schildergruppen I oder I und II liest) oder in Einzelheiten vertiefen können (indem er sich auch den Schildergruppen III und IV widmet). Die einzelnen Schildergruppen sind der Größe nach so deutlich gegeneinander abgestuft, daß sie ihrer Zugehörigkeit nach nicht verwechselt werden können. Die Schildergruppe IV, die ja für den Fachforscher in erster Linie in Frage kommt, weil sie rein sachliche Angaben (Fundort, Fundumstände) enthält, hebt sich außerdem durch ihre Farbe deutlich gegen die anderen Gruppen ab. Die auf ihr enthaltenen Notizen sind in weißer Schrift auf Pappkartons aufgetragen, die mit schwarzem Lederpapier überzogen sind. Sie stören dadurch weniger als die unschön zwischen den Gegenständen hervorleuchtenden weißen Zettel. Für die Gruppen I—III habe ich zuerst schwarze Schrift auf weißem Grunde verwendet. Später bin ich nach Möglichkeit zu einem gelbgrünen Grundton (entsprechend der Farbe der Museumsräume und der Innenwände der Schränke) übergegangen, der wärmer wirkt und die ästhetische Eigenwirkung der Gegenstände nicht so störend beeinträchtigt wie das grelle Weiß.

Zur Übersicht der in den einzelnen Räumen und Schränken untergebrachten Gegenstände und zur leichteren Orientierung ist außerdem am Eingang jedes Raumes ein Plan angebracht, der angibt, welche Materialgruppen die einzelnen Schränke enthalten. Solche Übersichtspläne erleichtern dem Besucher das Zurechtfinden in der Sammlung und machen ihn nicht selten auf sonst übersehene Abteilungen aufmerksam. Für Angaben und Hinweise in einem gedruckten Führer sind außerdem sämtliche Schränke eines Raumes fortlaufend durchnumeriert und klar und deutlich mit ihrer Nummer gekennzeichnet (siehe oben II).

Man wende nicht ein, daß eine derartig ins einzelne gehende Beschildung sehr viel Zeit und Geld koste: wer sucht, wird immer freiwillige Mitarbeiter (Altertumsfreunde, Schüler) genug finden, die ihr zeichnerisches Können oder Schreibtalent in den guten Dienst der Sache stellen. Die ganze Steinzeitabteilung des Magdeburger Museums ist fast ohne Mittel nur mit Hilfe freiwilliger Mitarbeiter beschriftet worden.

In den meisten Fällen ist der Mangel einer sauber und sachgemäß durchgebildeten Beschriftung auf eine geradezu unverständliche Gleichgültigkeit

[1]) Rot bedeutet nordischer, grün ostdeutscher Kulturkreis (vgl. unten).

Digitized by Google

Chronologische Übersicht des Bronzezeitalters

Mittelelb-Gebiet	Jahreszahlen vor Christus	Skandinavien nach Montelius	Nordeuropa nach Kossinna	Nordische Bronzezeit nach R. Beltz	Mittel- und Nordeuropa nach P. Reinecke	Ägäischer Kreis und Ägypten nach P. Reinecke	Troja
Früheste Bronzezeit	2000 v. Chr.	Periode I 1800—1500	Periode I 2300—1750	Älteste Bronzezeit	Stufe A: Stufe der triangulären Dolche und Kurzschwerter	Insel-Kultur (mit mehreren Stufen)	Troja II.—V. Stadt
			Perioden IIa u. IIb 1750—1550			Früh-Kamareszeit	
	1500					Haupt-Kamareszeit (Mittleres Reich und Anfang des neuen Reiches)	
Ältere Bronzezeit	1400	Periode II 1500—1300	Periode IIc 1550—1400	Ältere nordische Bronzezeit Erster Abschnitt	Stufe B: Stufe der geschweiften Kurz- u. ältesten Langschwerter	Spät-Kamareszeit Früh-Mykenische Gruppe (Schachtgräber von Mykenä)	
			Periode IIIa 1400—1300		Stufe C: Stufe der Schwerter mit achteckigem ovalem Griff		
	1300			Ältere nordische Bronzezeit Zweiter Abschnitt		Jüngere Mykenische Gruppe (Neues Reich; Kuppelgräber von Mykenä)	Troja VI. und VII. Stadt
Mittlere Bronzezeit	1200	Periode III 1300—1100	Periode IIIb 1300—1150		Stufe D: Stufe der Schwerter mit massivem Griffe von ovalem Querschnitt		
	1100	Periode IV 1100—1000	Periode IV 1150—1000				
	1000			Jüngere Bronzezeit	Hallstatt A: Stufe der Ronzano- und Antennenschwerter, der „ungarischen" Schwerter mit Scheiben- und Schalenknauf	Spät-Mykenische Gruppe	Troja VIII. Stadt
Jüngere Bronzezeit	900	Periode V 1000—750	Periode V 1000—750				
	800						
Älteste Eisenzeit	700	Periode VI 750—600	Früheste Eisenzeit seit 750	Ende der Bronzezeit	Hallstatt B		
	600						

Digitized by Google

Vergleichende Zeittafel der Lausitzischen Kulturen nach Seger, Götze, Červinka

Jahrhunderte vor Christus	Nord-Europa		Lausitzische Kultur (als Gesamtgruppe nach Seger)		Lausitzische Kulturgruppen in Ostdeutschland				Süddeutschland nach Reinecke
	nach Montelius	nach Beltz			Nordbrandenburg Südpommern	Mittel- u. Süd-Brandenburg	Schlesien	Böhmen und Mähren	
1300	Periode III 1300—1100	Ältere nordische Bronzezeit II. Abschnitt	Ältere Lausitzische Kultur	Stufe A	Ältere Lausitzische Kultur				Bronzezeit Stufe D
1200									
1100	Periode IV 1100—1000	Jüngere nordische Bronzezeit		Stufe B					Hallstatt Stufe A
1000			Jüngere Lausitzische Kultur		Aurither Kultur	Jüngere Lausitzische Kultur = Frühe Schlesische Urnenfelder-Kultur			
900	Periode V 1000—750			Stufe C					Hallstatt Stufe B
800		Ende der nordischen Bronzezeit						Horkauer Kultur Platenitzer Kultur	
700	Periode VI 750—600 = Stufe I (Schwantes) der nordischen Eisenzeit			Stufe D	Göritzer Kultur	Billendorfer Kultur	Späte Schlesische Urnenfelder-Kultur		Hallstatt Stufe C
600								Bylaner Kultur	
500	600—400 = Stufe II (Schwantes) der nordischen Eisenzeit	Frühe Eisenzeit		Verfall					Hallstatt Stufe D

Digitized by Google

Abb. 2. Schädelnachbildungen eiszeitlicher Menschenrassen

Digitized by Google

und — nolens volens — Trägheit der Museumsfachleute nach dieser Richtung hin zurückzuführen. Man schütze nicht Überlastung vor: wo ein Wille ist, ist immer auch ein Weg! Dieser Mangel an Beschriftung geht in einzelnen Anstalten — wie bereits oben angeführt — bis zu einem Fehlen der Fundortsangaben, sofern solche nicht gar aus kleinlichen Eifersuchtsgründen unterbleiben, damit der Besucher nicht etwa in Versuchung komme, die ausgestellten Objekte auf eigene Faust „zu veröffentlichen"! Ein feiner Standpunkt, der besonders in manchen kleineren Heimatmuseen die schönsten Blüten treibt. Als

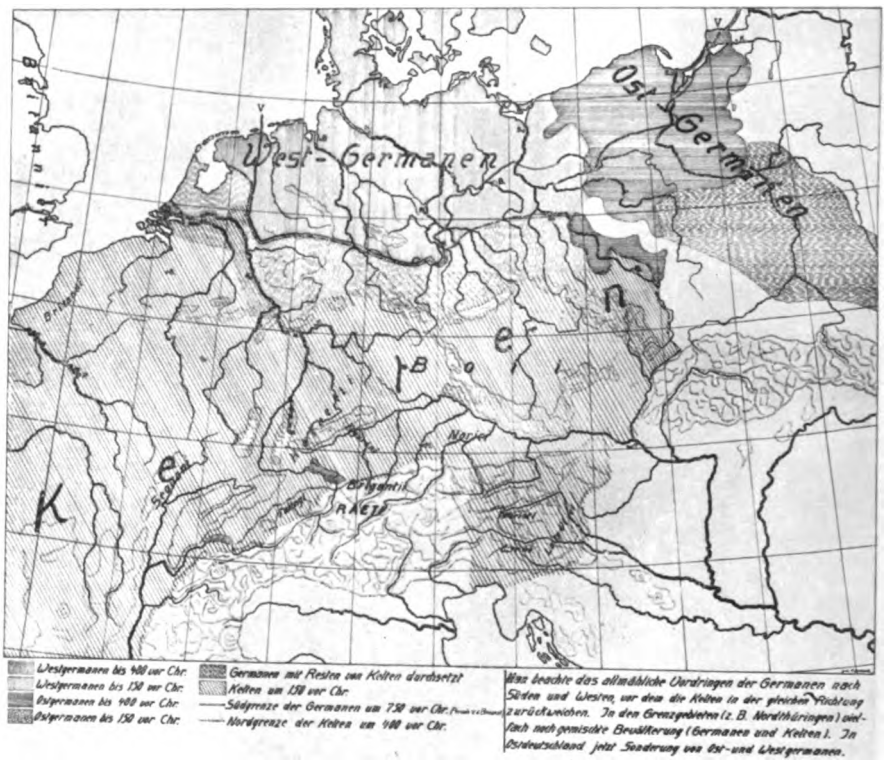


Abb. 3. Verbreitung der Ost- und Westgermanen sowie der Kelten in Mitteleuropa zwischen 400 und 150 vor Christus (hauptsächlich nach Kossinna)
Ostgermanen braun, Westgermanen rot, Kelten blau

ob wir alle, die wir in der Vorgeschichtsforschung heute tätig sind, uns nicht freuen könnten, wenn uns andere einen Teil der nicht zu bewältigenden Aufgaben und Arbeiten abnehmen!

Von kaum geringerer Wichtigkeit als eine sorgfältig und gut durchgebildete Beschildung sind — wenigstens für das Laienpublikum — kurz gefaßte Erläuterungen, besonders in Gestalt klarer und übersichtlicher Zeittafeln. Sie können, wenn sie in verständiger Weise für das betreffende Lokalgebiet durchgebildet sind, sogar für den Fachforscher von nicht unerheblichem Interesse sein. Auch hier genügt es nicht, Seiten aus dem gedruckten Führer auszuschneiden und an die Türen oder Wände der einzelnen Räume

Digitized by Google

zu heften. Die Erläuterung muß in klarer und leicht lesbarer Schrift nach Möglichkeit in zweifacher Form gegeben werden:

1. in Gestalt zusammenfassender Übersichten vor den großen Zeitabschnitten;
2. in Erläuterungen oder Hinweisen bei den einzelnen Gegenständen selbst.

Nur im letzteren Falle vermitteln sie dem Besucher die unentbehrliche Fühlung zwischen geschriebenem Wort und Gegenstand.

Abb. 4. Die Feldzüge der Römer im freien Germanien. Farbige Wandkarte aus der Magdeburger vorgeschichtlichen Sammlung. Die einzelnen Feldzüge sind durch verschiedenartige Farbgebung gegeneinander abgehoben

Von besonderem Werte für die erste Orientierung, namentlich des Laien, aber auch für die besuchenden Schulen, sind Zeittafeln, die einmal in Gestalt von Gesamtübersichten gegeben werden, dann aber bei den einzelnen Unterabschnitten in ausführlicher Form wiederholt werden. Sie geben das „historische Gerippe", an dem sich der Besucher zurechtfinden kann, und das er für das Verständnis der ausgestellten Gegenstände auch unbedingt braucht. Zudem ermöglichen sie eine schnelle Orientierung über das Verhältnis der einzelnen Zeitabschnitte zu einander und den Gesamtablauf der Vorgeschichte eines bestimmten Gebietes, indem sie eine Kennzeichnung seiner Haupttatsachen gestatten, ohne viele Worte zu erfordern.

Digitized by Google

Beispiele für derartige Zeittafeln habe ich in meinen „Bildern aus der Vorzeit des mittleren Elbgebietes“ [1]) mehrfach gegeben. Eine gute Unterlage für ihre Zusammenstellung bietet auch Girkes „Zeitvergleichende Tabelle für Mittel- und Nordeuropa“ [2]). Auch bei ihnen ist es natürlich von Wichtigkeit, daß an allgemeine Erscheinungen angeknüpft wird, in deren Rahmen die heimatlichen Verhältnisse aber im Vordergrund stehen und besonders betont werden.

Ich gebe hier je ein Beispiel einer allgemeinen und einer für einen kleineren Abschnitt berechneten besonderen Zeittafel (S. 208 und 209).

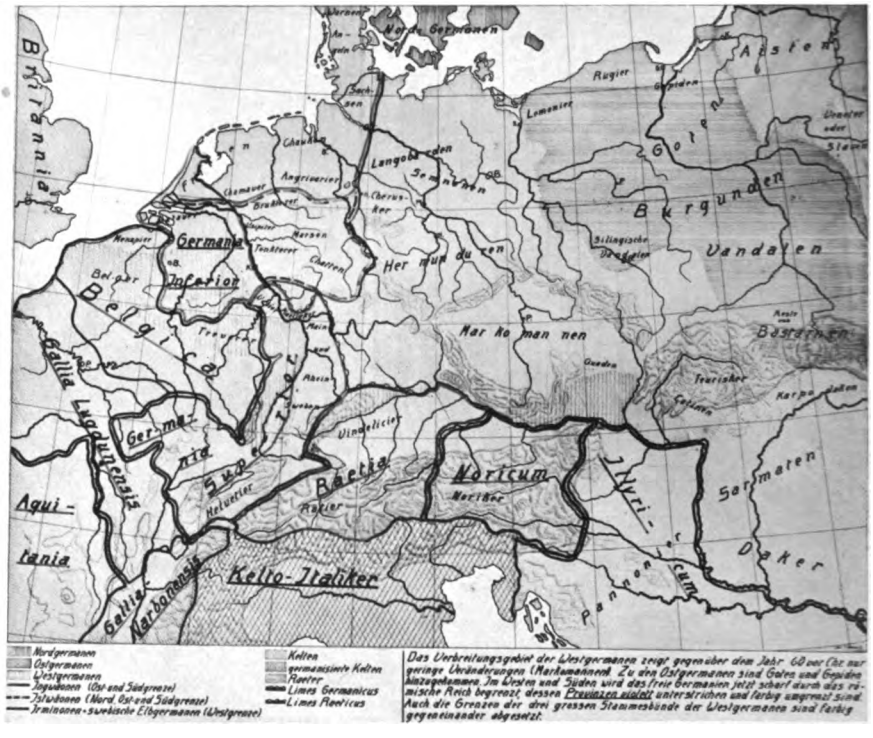


Abb. 5. Ungefähre Siedlungsgebiete der germanischen Stämme um 100 nach Christus. Farbige Wandkarte aus der Magdeburger vorgeschichtlichen Sammlung Westgermanen rot, Ostgermanen braun, Kelten blau, Italiker violett

Von nicht geringerer Wichtigkeit als die Zeittafeln ist ein sorgfältig durchgebildetes Kartenmaterial, das dem Besucher eine Anschauung über die geographische Verbreitung der Kulturen und den Gang der Besiedlung in den einzelnen Zeiträumen vermittelt. Zudem besitzt es — wie die Zeittafeln — den Vorteil, mit wenig Worten ungemein viel zu sagen und — namentlich wenn es sich über größere Siedlungsräume erstreckt — anschaulicher zu wirken als alle Beschreibungen.

Freilich darf auch das ausgestellte Kartenmaterial nicht auf der Stufe der Materialsammlung stehen bleiben. Die üblichen „Fundkarten“, die alle

[1]) Band I. Burg 1929.
[2]) Mannusbibl. 22. Leipzig 1922, S. 156—157.

Digitized by Google

Funde eines Gebietes, wenn auch durch verschiedene Zeichen und Farben gegeneinander abgehoben, auf einer Kartenfläche vereinigen und die verschiedensten Zeiträume wirr durcheinanderwerfen, sind heute gänzlich überholt und meist nur für den in einem Lokalgebiete arbeitenden Spezialforscher[1]) zur Orientierung über alle bisher in einem bestimmten Fundbezirk gemachten Funde brauchbar[2]). Für die Schausammlung müssen auch sie erst ausgewertet und in zeitlich und kulturell geschiedene Typenkarten zerlegt werden. Eine Karte spricht nur dann zum Beschauer, wenn sie ihm in sorgfältiger Auswahl das Wesentliche zur Anschauung bringt, z. B. die Lage der Siedlungen an den Flußläufen oder Höhenrändern, die verschiedenartige Verteilung zweier Kulturen, die Handelswege und Verkehrsstraßen oder die Siedlungsdichte eines bestimmten Zeitabschnitts. Beispiele für die Ausgestaltung derartiger Karten geben z. B. die in diesem Bande enthaltenen Abbildungen S. 75 und S. 79 die hier allerdings gegenüber ihrer Ausgestaltung in der Schausammlung wesentlich vereinfacht wiedergegeben sind. Für Ausstellungszwecke reichen gedruckte Karten oder solche mit Einzeichnung der Fundorte meist deshalb nicht aus, weil die Fundplätze auf ihnen nicht mit der gewünschten Deutlichkeit zur Geltung kommen. Ich benutze daher für Ausstellungszwecke sogenannte „Markierkarten", bei denen das Kartenblatt auf eine Torfunterlage[3]) gelegt und auf dieser durch einen Rahmen mit Falzdeckel festgehalten wird. Die Fundorte werden dann durch Markiernadeln mit farbigen Glasknöpfchen[4]) bezeichnet, die bis zum Kopfe in den Torf eingestochen werden. Dieses Verfahren bietet mehrere Vorzüge:

1. Bringt es die Fundplätze auf dem Kartenbilde zur gewünschten Geltung. Selbst wenn an sich für die Schauwirkung weniger geeignete, weil in der Fernwirkung unübersichtliche Kartenblätter (wie z. B. die Blätter der Landesaufnahme 1:200000, 1:100000 oder 1:25000) zur Anwendung kommen, tritt auf ihnen die Fundverteilung immer noch mit der wünschenswerten Deutlichkeit hervor, während Einzeichnungen im Kartenbilde ganz verschwinden.

2. Gestattet es durch Anwendung verschiedenfarbiger Nadelköpfe (bzw. Fähnchen oder Farbplättchen) die Auftragung verschiedenartiger Kulturgruppen oder anderer Erscheinungen (Burgwälle usw.) auf der gleichen Karte und bringt z. B. bei Anwendung von Komplementärfarben deren Gegensätzlichkeit besonders klar zur Anschauung.

3. Gestattet es ein müheloses Nachtragen neuer Fundorte.

Als Kartenunterlage wird man am besten ein eigens für diese Zwecke hergestelltes Kartenbild der in Frage kommenden Gegend verwenden, in das

---

[1]) Nur für ein ganz kleines Fundgebiet (Gemeindeflur, Stadtgebiet) können sie in einzelnen Fällen auch für die Allgemeinheit von Interesse sein.

[2]) Auch die so beliebte (sachlich natürlich berechtigte) Unterscheidung von Grab- und Siedlungsfunden durch verschiedene Zeichen besitzt nur in Einzelfällen und bei kleinen Gebietsausschnitten praktischen Lehrwert. Denn wo Gräber sind, werden fast immer auch Siedlungen gewesen sein und umgekehrt. Solche müßigen Unterscheidungen überlasse man also im allgemeinen den Fundkarten im Archiv.

[3]) Für die Herstellung solcher Torfunterlagen eignen sich zusammengeleimte Insektentorfplatten, die auch die notwendige Stärke besitzen. Man bezieht sie am besten von einer größeren Naturalienhandlung (E. A. Böttcher, Berlin oder W. Schlüter, Halle a. S.).

[4]) In den verschiedenartigsten Ausführungen zu beziehen vom Gea-Verlag, G. m. b. H., Berlin, der auch Musterblätter versendet. Es empfiehlt sich, immer die kürzeste Nadelgröße zu wählen.

Digitized by Google

nur die topographischen oder sonst für den vorgeschichtlichen Besiedlungsgang wichtigen Unterlagen eingezeichnet sind, also in der Hauptsache Flußläufe, Gebirge usw. (vgl. hier S. 75 und S. 79)[1]). Aber auch wo von der Anfertigung eigener Klischees für derartige Zwecke aus Mangel an Zeit und Mitteln abgesehen werden muß, wird man sich leicht brauchbare Vorlagen herstellen oder durch Schüler und andere freiwillige Mitarbeiter selbst zeichnen lassen können. Zudem wird es für manche Darstellungen immer notwendig werden, andersartige Kartenunterlagen zu benutzen. Denn neben den Besiedlungskarten der engeren Heimat, die natürlich im Vordergrunde stehen, sollten — wenigstens in allen größeren Sammlungen — auch einige allgemeine Karten nicht fehlen, die dem Beschauer die größeren Zusammenhänge (Kulturkreise oder Volksgruppen) einzelner Zeiträume veranschaulichen, und die ihm das vorgeschichtliche Geschehen der Heimat gewissermaßen „unter welthistorischen Perspektiven" zeigen. Auch hierbei muß man sich stets vergegenwärtigen, daß der Laie nicht die geringste Vorstellung über die Verteilung der einzelnen Kulturkreise bzw. (in den jüngeren Zeitabschnitten) der verschiedenen Stämme und Völker mitbringt, daß daher alle diese Begriffe bei ihm durch das Kartenbild erst geklärt werden müssen.

Zu diesem Zwecke begleiten in der Magdeburger Sammlung eine Reihe großer Übersichtskarten die heimatkundlichen Spezialkarten, die die geographische Verbreitung der Kulturen und später der Volksstämme Mitteleuropas von der jüngeren Steinzeit bis zum Beginn der geschichtlichen Zeit veranschaulichen. Auch sie geben dem Besucher — wie die allgemeinen Zeittafeln — erst den notwendigen historischen Rahmen, unter dem er Verständnis für die ausgestellten Gegenstände und für den Gang der Entwicklung in der engeren Heimat gewinnt. Beispiele aus dieser Kartenfolge bieten die Abb. 3—5, die freilich hier in ihrer einfarbigen Wiedergabe nicht entfernt den Grad der Anschaulichkeit erreichen wie die farbigen Originale[2]).

Die wirklich „unbegrenzten" Möglichkeiten, die die Ausstattung der Schausammlung mit einem anschaulichen Kartenmaterial bietet, sind so vielgestaltig, daß es zuweit führen würde, hier auf Einzelheiten näher einzugehen. Die verschiedenen Bodenverhältnisse, Siedlungsmöglichkeiten und Sonderprobleme — die ja in jedem Gebiete andere sind — werden eine „Uniformierung" der Museen auch nach dieser Richtung hin von selbst verhindern. Hingewiesen sei an dieser Stelle auch auf die wertvollen Anregungen, die Mötefindt[3]) und kürzlich Radig[4]) gegeben haben. Namentlich die Verwendung von Fliegeraufnahmen und der Ausbau nach siedlungs- und volkskundlicher Richtung hin, wie sie letzterer vorschlägt, scheinen mir vielversprechende Zukunftsmöglichkeiten zu bieten.

Erwähnt sei bei dieser Gelegenheit auch der Wert von Siedlungskarten, die alle Funde eines Zeitabschnittes in einem bestimmten Gebiete zur Darstellung bringen (wobei man zur Kennzeichnung der verschiedenen Kultur-

[1]) Für besondere Zwecke wird man freilich auch andere Vorlagen benötigen (z. B. Karten mit Angabe der verschiedenen Bodenarten oder der Waldbedeckung), die man dann von Fall zu Fall eigens anfertigen muß.

[2]) Für die Anfertigung derartiger Karten bieten namentlich die zahlreichen den Schriften Kossinnas beigegebenen Karten geeignete Unterlagen; neuerdings auch der im Verlage von Walter de Gruyter & Co. im Erscheinen begriffene „Deutsche Kulturatlas".

[3]) Mötefindt, H., Vorgeschichtliche Fundkarten. Nachrichtenblatt für die deutsche Vorzeit, II, 1926, S. 73—76.

[4]) Radig, W., Vorgeschichte und Siedlungskunde im Museum. Minerva-Zeitschrift, 1928, S. 167f.

Digitized by Google

gruppen andersartige Farben, zur Unterscheidung des Fundcharakters, d. h. Grab- und Siedlungs- oder Streufund, verschiedene Abstufungen der gleichen Farbe wählen kann). Solche Karten sind namentlich für die Erschließung der Urlandschaft und der Siedlungsdichte in den einzelnen Zeiträumen von großer Bedeutung und machen auf manche sonst übersehenen Tatsachen aufmerksam.

Auch dem Kapitel „Kultur und Landschaft", das die natürlichen Verhältnisse und Wirtschaftsmöglichkeiten eines Siedlungsraumes als Grundlagen der Kultur zur Darstellung bringt, sollten in jeder Sammlung einige Karten gewidmet werden[1]). Besonders geeignet für derartige Zwecke sind Reliefkarten, freilich nur dann, wenn sie eine so sorgfältige und anschauliche Wiedergabe der Landesnatur vermitteln wie die im Kölner prähistorischen Museum für diese Zwecke verwandten Unterlagen. Weiße Gipsmodelle, noch dazu mit ungenügender Überhöhung der Gebirge, werden den Beschauer immer nur verwirren und ihm die Orientierung erschweren.

Noch einer besonderen Möglichkeit mag in diesem Zusammenhange gedacht werden, die dem Beschauer das Zurechtfinden sehr erleichtert und deren Anwendung sich in der Magdeburger Sammlung gut bewährt hat: der einheitlichen Farbengebung. Innerhalb des Rahmens jedes größeren Zeitabschnittes sind die einzelnen Kulturen durch einheitliche Farbe auf allen in Frage kommenden Schildern, Karten, Zeittafeln und Erläuterungen gleichmäßig gekennzeichnet. So sind z. B. in der Jungsteinzeit die Megalithkultur durch rote, die Bandkeramik durch blaue, die Schnurkeramik durch grüne, die Glockenbecherkultur durch gelbe Farbe kenntlich gemacht worden; in der Bronze- und Eisenzeit sind für den nordischen Kreis rote, für den Lausitzer Kreis grüne, für den süddeutschen Kreis blaue Farbe angewandt worden. Der Besucher, der sich diese wenigen Farben an Hand einer „Übersichtsgruppe" (Typenschrank) leicht einprägt, wird also, wenn er vor einer Karte steht, sofort wissen: blaue Nadeln bedeuten bandkeramische Fundplätze. Das gleiche Blau leuchtet ihm auf der Umrandung der Schilder entgegen, wenn er vor dem Schranke steht, der Funde aus der Donaukultur beherbergt; das gleiche Blau findet er auf der Zeittafel, die die Übersicht über den Besiedlungsgang des mittleren Elbgebietes in der jüngeren Steinzeit zur Darstellung bringt.

Fraglich erscheint, wie weit man in der textlichen Erläuterung der ausgestellten Gegenstände gehen soll. Daß man sich in der Beschriftung immer kurz halten und im Telegrammstil sprechen soll, ist ein altbewährter Grundsatz. Mit Recht macht Solger[2]) darauf aufmerksam, daß man für die museale Praxis in dieser Hinsicht von den zwischen die Filmstreifen eingeschobenen kurzen Erläuterungstexten bei kinematographischen Vorführungen viel lernen könne. Doch glaube ich, wird es nicht schaden, wenn man dem Bedürfnis des lernbegierigen Besuchers entgegenkommt und ihm hie und da auch ausführlichere Erläuterungen darbietet. Mag die Mehrzahl der sonntäglichen Museumsbesucher auch mehr oder weniger achtlos an ihnen vorübergehen: die Seele des einen, der davon erfaßt wird und weiterforscht, wird tausendfältig Frucht tragen und die aufgewandte Zeit und Mühe reichlich lohnen. Gerade in der in dieser Hinsicht sehr reichlich bedachten Magdeburger Sammlung bin ich immer wieder überrascht gewesen, wie viele Besucher die auf-

[1]) Vgl. dazu Czajka, W., Die Natur der vorgeschichtlichen Landschaft. Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit, IV, 1928, S. 65—70.

[2]) Solger, Fr., Geologische Heimatsammlungen. In Schoenichen, W., Heimatmuseen. Berlin-Lichterfelde 1928, S. 38—39.

Digitized by Google

Abb. 6. Beispiel eines Typenschrankes aus der Magdeburger vorgeschichtlichen Sammlung

Digitized by Google

gehängten oder in den Schränken ausgestellten Erläuterungs- und Übersichtstafeln mit lebhaftem Interesse studierten und sich Auszüge daraus machten.

Man sollte sich auch bei der Entscheidung der Frage nach Art und Umfang der Erläuterungen auf den Standpunkt stellen, daß der durchschnittliche Museumsbesucher nichts gelesen hat und keinerlei Vorkenntnisse in der Vorgeschichte mitbringt. Gerade geschickt gehaltene, besonders bedeutsame Fragen behandelnde Erläuterungen werden ihn am ehesten dazu führen, sich eingehender mit der Vorgeschichte zu beschäftigen und seine Kenntnisse auch durch häusliche Lektüre zu erweitern und zu vertiefen. Auf diese Weise wird der Vorgeschichtsforschung mancher neue Jünger zugeführt werden. Hinweise auf geeignete einführende Schriften, wie sie schon Jacob-Friesen[1]) vorschlägt, sind daher auch in der Sammlung durchaus am Platze.

Man wird vielleicht einwenden, daß eine so ausführliche Beschriftung, wie sie z. B. die Abb. 2 und 6 zeigen, und wie ich sie im folgenden in einem Beispiel für die allgemeine Übersicht eines bestimmten Zeitabschnittes wiedergebe, einen gedruckten Führer überflüssig mache. Das ist jedoch keineswegs der Fall, sofern man die verschiedenartigen Aufgaben beider richtig zu scheiden versteht: der Führer[2]) soll die großen Zusammenhänge geben, den Beschauer zum richtigen Sehen und zur Betrachtung der Gegenstände anleiten, ihn auf besondere Einzelheiten aufmerksam machen[3]); die Erläuterung in der Sammlung soll ihm den Gegenstand selbst näher bringen und ihn auf Fragen aufmerksam machen, die sich an diese oder jene Erscheinung knüpfen. Mit anderen Worten: der Führer gibt das Allgemeine, die Erläuterung in der Sammlung das Besondere.

Auf kurze, allgemein zusammenfassende Überblicke wird man natürlich auch in der Sammlung nicht ganz verzichten. Ich gebe ein Beispiel:

Erste Berührung zwischen Römern und Germanen

Schon gegen Ende des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts treten zum ersten Male die Germanen in engere Berührung mit den Römern. 113—101 v. Chr. gelangen Kimbern und Teutonen auf weiten Zügen durch Gallien und zum Teil sogar durch Spanien an die Grenzen des römischen Weltreiches und versuchen sogar nach Italien einzubrechen, werden jedoch von Marius bei Aquae Sextiae (102 v. Chr.) und Vercellae (101 v. Chr.) geschlagen und aufgerieben (vgl. das Wandbild über Schrank 5).

Eine dauernde Berührung zwischen Römern und Germanen wird erst mit der Eroberung Galliens durch Caesar (58—51 v. Chr.) eingeleitet, der nach der Besiegung Ariovists bei Mühlhausen (58 v. Chr.; vgl. das Wandbild über Schrank 6) die römische Grenze an den Rhein verlegt und selbst zweimal mit seinem Heere auf das rechte Rheinufer übersetzt (Caesars Rheinbrücke, vermutlich in der Gegend von Neuwied). Durch die dauernde Fühlungnahme zwischen beiden Völkern und das Bestreben der Römer, ihre Reichsgrenze bis an die Elbe vorzuschieben, wird die Periode der Römer-Germanenkämpfe eingeleitet, die zu den vielfachen Römerfeldzügen unter Drusus, Tiberius, Germanicus führt (vgl. die Karte der Römerfeldzüge), von denen jedoch das Mittelelbgebiet nur selten berührt wird.

Als weiteres Beispiel diene eine spezielle Erläuterung zu den Megalithgräbern der näheren Umgebung von Magdeburg, die neben den aus dem Kleinen Silberberg bei Barleben stammenden Gefäßen angebracht ist:

---

[1]) Vgl. Anm. [2]), S. 209.

[2]) Auch hier sollte man strenger als bisher zwischen „Katalog" und „Führer" scheiden. Ein „Katalog" ist eine streng wissenschaftliche Zusammenstellung, die mit einem für die Belehrung des Publikums bestimmten Führer nicht verquickt werden darf.

[3]) Vgl. dazu Engel, C., Führer durch die vorgeschichtliche Abteilung des Magdeburger Museums für Natur- und Heimatkunde. Erscheint voraussichtlich 1930.

Digitized by Google

Der Grabfund aus dem Kleinen Silberberge bei Barleben (Kr. Wolmirstedt)

Einer der ältesten erhalten gebliebenen Grabfunde der Walternienburg-Bernburger Kultur stammt aus dem von Wiggert 1831 ausgegrabenen Kleinen Silberberg (unmittelbar westlich vor den Toren der Neuen Neustadt). Er enthält neben reich verzierter Keramik des ältesten Walternienburger Stils drei unverzierte Gefäße, die einer frühbronzezeitlichen Nachbestattung angehören dürften. Sie stammen nach Wiggert „aus einem Grabe, neben dem Skelette stehend, das zwischen zwei Steinreihen lag".

Der Kleine Silberberg gehört zusammen mit dem „Angelhoch" bei Ebendorf, dem „Lausehoch" bei Klein-Ottersleben, dem Wartberg bei Schnarsleben und vermutlich auch dem Großen Silberberg bei Barleben zu den Megalithgräbern der nächsten Umgebung von Magdeburg, die danach von Angehörigen der Walternienburg-Bernburger Kultur dicht besiedelt gewesen sein muß.

Eine daneben aufgestellte Spezialkarte zeigt die Lage der einzelnen (heute meist nicht mehr oder nur noch in Resten erhaltenen) Megalithgräber in der Umgebung von Magdeburg.

Für die Berechtigung einer (natürlich weise beschränkten) Erläuterung von Einzelfunden oder größeren Fundgruppen in der Sammlung selbst spricht auch die Methode, die man neuerdings sogar in den naturwissenschaftlichen Museen in der Beschildung einzelner Tiere und anderer Naturgegenstände anwendet, obwohl es sich dabei meist um Gegenstände handelt, die dem Verständnis des Besuchers viel näher gerückt sind als vorgeschichtliche Funde[1]). Immer aber behält die Erläuterung in der Sammlung selbst gegenüber dem Führer den bereits oben erwähnten Vorzug, daß sie unmittelbar zum Beschauer spricht und ihm die Mühe der Übertragung vom Führer zum Gegenstand erspart.

Jedenfalls machen die Erläuterungen am Gegenstand den Führer nicht überflüssig. Wir können — namentlich für die Lehrerschaft — nicht genug vorgeschichtliche Übersichten über die einzelnen Gebietsteile Deutschlands besitzen, wie erst vor kurzem mit Recht betont worden ist[2]).

Von allergrößter Bedeutung aber für die Belebung des toten Stoffmaterials scheint mir das Modell zu sein. Ist es doch allein in der Lage, dem Laien ein anschauliches Bild von dem Leben, der Siedlung, Tracht und der Wirkungsweise der Geräte unserer Vorzeit zu vermitteln und dadurch das ausgestellte Fundmaterial zu wirklichem Leben zu erwecken.

Das Modell kann in zweifacher Weise zur Anwendung kommen:

1. in der Form einer naturgetreuen Nachbildung des Originalbefundes (z. B. eines Grabes oder einer Siedlungsstelle);

2. in der Form der Rekonstruktion (z. B. von Häusern, ganzen Siedlungen, Burganlagen, Trachtfiguren, wertvollen, aber nur verstümmelt erhaltenen Gegenständen, oder bei der Schäftung von Waffen und Geräten).

Beide Formen werden in manchen Fällen nebeneinander anzuwenden sein, um den Originalbefund als Grundlage der Rekonstruktion zu zeigen. Man vergegenwärtige sich auch bei der Anwendung von Modellen stets, daß der Besucher (namentlich der großstädtische) nur in seltenen Fällen einer Ausgrabung beigewohnt hat und sich daher keine klare Vorstellung von der Anlage und dem wirklichen Aussehen eines vorgeschichtlichen Grabes, eines Urnenfeldes oder einer „Wohngrube" machen kann, und sei deshalb auch auf

---

[1]) Man vergleiche auch hierzu den bereits oben erwähnten Aufsatz von Zimmer (siehe Anm. [2]), S. 208), der auch nach dieser Richtung hin sehr lehrreiche Beispiele und Anregungen für den Prähistoriker bringt.

[2]) Geschwendt, F., Schafft Lehrbücher! In Nachrichtenblatt f. deutsche Vorzeit, IV, 1928, S. 113—114.

Digitized by Google

eine Ergänzung und Belebung des ausgestellten Materials durch Lichtbilder von Ausgrabungen und vorgeschichtlichen Denkmälern bedacht.

Nicht minder lehrreich sind Modelle, die die Schäftung und Anwendung von Waffen und Geräten zeigen. Auch typologische Entwicklungsreihen besonders wichtiger oder charakteristischer Geräte und Waffen (z. B. Beil, Axt, Dolch, Schwert), die die allmähliche Ausgestaltung und Umbildung der betreffenden Formen in zusammenhängender Folge zeigen, sollten nicht fehlen. Für ihre Zusammenstellung bieten die zusammenfassenden Behandlungen einzelner Gerät- und Werkzeugformen in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte die besten Unterlagen.

Seit einiger Zeit ist auch das Interesse für Siedlung und Hausbau der Vorzeit in erfreulichem Maße gestiegen. Die museumstechnische Auswertung moderner Siedlungs- und Befestigungsforschung bietet ein ungeahntes, heute in seiner Vielseitigkeit noch nirgends in vollem Umfange ausgewertetes Anschauungsmaterial, das wie kaum ein anderes dazu angetan ist, das Interesse des Besuchers zu fesseln und ihm wertvolle Einblicke in die Lebensformen der Vorzeit zu eröffnen. Bahnbrechend sind nach dieser Richtung hin die Modelle des Römisch-germanischen Zentralmuseums gewesen, dessen große Sonderabteilung für Siedlungs- und Befestigungswesen einen einzigartigen Einblick in Hausbau und Verteidigungsformen der Vorzeit eröffnete[1]). Daneben haben auch die von Kiekebusch geschaffenen Modelle des Dorfes Buch äußerst anregend gewirkt[2]).

So angebracht eine Sonderabteilung „Siedlungswesen" in einem großen Zentralmuseum wie dem Mainzer — schon wegen der Möglichkeit der darin zu ziehenden Vergleiche — auch sein mag, so habe ich es bei der Neugestaltung der Magdeburger Sammlung doch — den anderen Aufgaben entsprechend, die hier dieser Abteilung zufallen — für besser befunden, die Modelle in die einzelnen Perioden einzuordnen, um so ein möglichst abgerundetes Bild der verschiedenen Zeiträume nach allen Richtungen hin geben zu können (Abb. 7). Auch hierfür lassen sich allgemeine Grundsätze und Regeln kaum aufstellen, und in vielen Fällen wird allein die Raumfrage für die Anordnung und Unterbringung der Modelle entscheidend sein.

Trachtfiguren, wie sie ebenfalls zuerst vom Römisch-germanischen Zentralmuseum, später auch von der Landesanstalt für Vorgeschichte in Halle a. S.[3]) in vorbildlicher Weise ausgeführt worden sind, dienen dazu, auch die Menschen der einzelnen Zeiträume dem Besucher nahezubringen und ihm das Verständnis für die Anwendung vieler vorzeitlicher Geräte (z. B. Fibeln, Schmuck) zu eröffnen, deren Sinn ihm sonst nur schwer erfaßbar ist.

Nach Möglichkeit sollten auch die Modelle (Gräber, Siedlungen, Burgwälle) heimatkundliche Funde bevorzugen und nach eigenen Beobachtungen hergestellt werden[4]). Freilich wird hierbei eine Heranziehung von Beobachtungen aus anderen Gegenden vorläufig noch um so weniger zu vermeiden

[1]) Vgl. dazu Schumacher, K., Materialien zur Besiedlungsgeschichte Deutschlands. 5. Katalog des röm.-german. Central-Museums. Mainz 1913.

[2]) Vgl. dazu Kiekebusch, A., Aufgaben der vorgeschichtlichen Sammlung im Heimatmuseum. In Schoenichen, W., Heimatmuseen. Berlin-Lichterfelde 1928, S. 171 bis 192.

[3]) Vgl. dazu Girke, G., Die Tracht der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Mannusbibl., Nr. 23 u. 24. Leipzig 1922. Ferner Hahne, H., Unserer Vorzeit. Nachrichtenblatt f. deutsche Vorzeit, IV, 1928, S. 33—43.

[4]) Ob sie besser aus Gips, Holz oder Pappe hergestellt werden, ist nur von Fall zu Fall zu entscheiden.

Digitized by Google

sein, als wir gute, zu Rekonstruktionen brauchbare Funde bisher nur aus verhältnismäßig wenigen Gebieten Deutschlands besitzen.

Überhaupt stehe ich hinsichtlich der Heranziehung von Vergleichsmaterial auch aus anderen Gebieten (in Gestalt von Nachbildungen oder Modellen) nicht auf so engem Standpunkt, wie er heute meist eingenommen wird.

Hinsichtlich der Arbeitsgebiete sollte natürlich unter den Museen strengste Abgrenzung herrschen und herrscht wohl auch heute allgemein (vielleicht mit Ausnahme der noch immer nicht geklärten Frage des Arbeitsgebietes der einzelnen Heimatmuseen). Vorbildlich sind nach dieser Richtung hin die Ausführungen Lehners[1]), der für diese Fragen in seinen Leitsätzen eine allgemein gültige Norm aufgestellt hat, an der kaum etwas zu ändern sein dürfte. Auch das Verhältnis zwischen Zentral-, Provinzial-, Bezirks- und Heimatmuseen dürfte in der von ihm vorgeschlagenen Fassung die einzig mögliche Form der Lösung bedeuten.

Es sei bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen, daß gerade heute für die Vorgeschichtsforschung ein selten glücklicher Augenblick gekommen ist, diese Fragen von Grund auf zu klären und in die der Fachforschung erwünschten Bahnen zu lenken. Ich meine damit die gerade jetzt an vielen Orten neu erstehenden pädagogischen Akademien, auf denen heute eine Lehrergeneration herangebildet wird, die berufen sein dürfte, künftig der Träger des Heimatgedankens und der Heimatforschung in der Provinz zu werden. Hier sollte von seiten der Vorgeschichtsforschung von vornherein darauf gedrungen werden, daß an allen pädagogischen Akademien (wie dies in Elbing z. B. schon jetzt durch Ehrlich der Fall ist) durch geeignete Fachforscher vorgeschichtliche Kurse abgehalten werden. Im Rahmen solcher Kurse wird es nicht nur möglich sein, die neue Lehrergeneration als wertvolle Hilfskräfte für die Vorgeschichtsforschung sachgemäß heranzubilden, sondern sie neben der Bedeutung der Heimatmuseen auch über deren Pflichten gegenüber den Provinzial- und Zentralmuseen unter größerem Gesichtswinkel aufzuklären und so ein reibungsloses Zusammenarbeiten der großen und kleinen Museen in Zukunft von vornherein zu gewährleisten. Denn man wird in der Annahme nicht fehlgehen, daß die Engstirnigkeit, mit der heute viele Heimatmuseen in einseitigster Weise ihre privaten Belange vertreten, zum größten Teil (sofern nicht rein persönliche Interessen eine noch unheilvollere Rolle spielen) auf mangelnder Gesichtsweite beruht, vor allem aber auf der Unfähigkeit, die eigene Heimat im Rahmen der großen Zusammenhänge zu sehen. Hier aufklärend zu wirken und den Ausgleich zwischen allgemeinen und lokal begrenzten Interessen in die richtigen Bahnen zu lenken, dürfte eine der lohnendsten Aufgaben vorgeschichtlicher Kurse an den pädagogischen Akademien sein[2]).

Auch bei der Ausgestaltung größerer Sammlungen sollte man eine allzu große „heimatliche" Engstirnigkeit vermeiden. Es bedeutet keine Konkurrenz für die großen Zentralmuseen in Berlin und Mainz, auch keinen „Abklatsch" derselben, wenn in den großen Provinzial- und Bezirkshauptstädten eine Lehr-

---

[1]) Lehner, H., Das Heimatmuseum, seine Aufgaben und Ziele, Formen und Organisation. In Schoenichen, W., Heimatmuseen. Berlin-Lichterfelde 1928, S. 1—24.

[2]) Vgl. hierzu auch Jacob-Friesen, Vorgeschichtliche Lehrgänge im Prov.-Museum Hannover. Vorgeschichtliches Jahrbuch, II. Berlin und Leipzig 1928, S. 300f. Auch für die Bearbeitung der von demselben angeregten Flugblätter wird gerade auf den pädagogischen Akademien in geeigneter Weise der Boden bereitet werden können. Vgl. Jacob-Friesen, K. H., Flugblätter des Prov.-Museums Hannover. Nachrichtenblatt f. deutsche Vorzeit, II, 1926, S. 17—20 und 36—38.

Digitized by Google

sammlung zu finden ist, die in einigen gut ausgewählten Nachbildungen dem Beschauer Haupttypen vorgeschichtlicher Gegenstände vor Augen führt, die er unter dem heimatlichen Material nicht zu sehen bekommt, wie etwa im Norden Deutschlands ein Gefäß der Spiralkeramik oder der süddeutschen Kerbschnittkeramik, oder im Süden ein Gefäß der Tiefstichkeramik oder eine Haus- und Gesichtsurne.

Selbstverständlich muß hier auf eine strenge Scheidung derartiger „fremder" Stücke von den heimatlichen Funden gedrungen werden, unter denen sie nicht den Anschein erwecken dürfen, als käme derartiges auch im eigenen Arbeitsgebiete des Museums vor. Es empfiehlt sich daher, wie dies z. B. in Magdeburg geschehen ist, die Zusammenstellung solcher Vergleichsstücke in besonderen, deutlich gekennzeichneten Typenschränken. Kleinere Heimatmuseen sollten freilich auf derartige Vergleichssammlungen überhaupt verzichten und sich ausschließlich mit heimatlichem Material begnügen.

Im übrigen bedenke man, daß nur wenige Nichtfachprähistoriker oder besonders interessierte Altertumsfreunde bei einem Besuche in Mainz oder Berlin die Zeit aufbringen werden, sich den dortigen Sammlungen in dem Maße zu widmen, wie es nötig ist, um einen auch nur notdürftigen Überblick über das dort ausgestellte Material zu gewinnen. Und man sollte auch berücksichtigen, daß gerade einige gut ausgewählte Nachbildungen fremder Stücke in Provinzial- und Bezirkssammlungen im Besucher den Hunger nach mehr erwecken und manchen zu einem Besuche der großen Zentralmuseen erst veranlassen werden.

Auch unsere größeren naturwissenschaftlichen Sammlungen zeigen mit Recht neben der heimatlichen Tier- und Pflanzenwelt, die natürlich im Vordergrunde steht (stehen sollte!), charakteristische Vertreter fremder Länder und Zonen. Soll sich da die Vorgeschichtsforschung engstirnig nur auf den kleinen Kreis der Heimat beschränken und nicht wenigstens hier und da den Versuch machen, den Blick auch für größere Zusammenhänge zu eröffnen und die Heimat im Spiegel der Welt zu sehen?

Für das Magdeburger Museum war eine Erweiterung des heimatkundlichen Materials nach dieser Richtung hin von vornherein durch die reichen Bestände der Sammlung Bauer geboten, in der dieser als reger Altertumssammler ein vielgestaltiges Material aus den verschiedensten Gebieten Deutschlands zusammengebracht hatte, das nur verhältnismäßig weniger Ergänzungen bedurfte, um eine — wenn auch bescheidene — Ergänzung der heimatkundlichen Sammlung unter größeren Gesichtspunkten zu gestatten.

Schwierigkeiten bereitete die schon oben angeschnittene Frage, wo dieses fremde Material unterzubringen sei. Es ergaben sich zwei Möglichkeiten: entweder es ganz aus der heimatkundlichen Abteilung herauszuziehen und es geschlossen am Anfang oder Schluß derselben als eigene Lehrsammlung unterzubringen; oder es in Form von Sonderabteilungen zeitlich zwischen die heimatlichen Funde einzuschalten. Auch hier läßt sich eine Regel kaum aufstellen. Mir erschien im gegebenen Falle die zeitliche Einordnung in Gestalt von besonderen Typenschränken am Anfang oder Ende der großen Zeitabschnitte ratsam, um das geschlossene Kulturbild derselben zu erweitern und einen bequemen Vergleich mit den heimatlichen Funden zu ermöglichen. So erschien es z. B. besonders angebracht, die rein Lausitzischen Funde Ostdeutschlands der lausitzisch-nordischen Mischkultur des Mittelelbgebietes, Funde aus der ostdeutschen Gesichtsurnenkultur der mitteldeutschen Hausurnenkultur gegenüberzustellen, oder einen schnellen Vergleich der heimatlichen Fibeln und

Digitized by Google

anderer Schmuckstücke der Kaiser- und Völkerwanderungszeit mit gleichzeitigen Formen vom Rhein oder aus Ostdeutschland zu ermöglichen.

Eine weitere Ergänzung des heimatlichen Fundmaterials wurde durch ein auf größere Zusammenhänge hinweisendes Bildmaterial erstrebt, das die Verbindungen auch zu fernen Ländern aufnehmen und die heimatliche Vorzeit in einen weltgeschichtlichen Rahmen hereinstellen soll. Der den Altsteinzeitsaal schmückende Wandfries paläolithischer Felszeichnungen und Höhlenmale-

Abb. 7. Blick in den Bronzezeitsaal der Magdeburger vorgeschichtlichen Sammlung Modelle und Wandfries

reien (Abb. 1) stellt ja heute nichts Neues mehr dar, da man sich mit Recht bereits an verschiedenen Stellen bemüht hat, der Allgemeinheit einen Einblick in die großartigen Kunstleistungen aus frühester Menschheitsgeschichte zu vermitteln. Aber auch bei dem den Bronzezeitsaal umlaufenden Fries habe ich mich bemüht, Hinweise auf die Gleichzeitigkeit der heimischen Kultur mit anderen bekannten Erscheinungen zu geben und habe mich dabei nicht gescheut, zu Vergleichszwecken auch Bilder aus der Bronzezeit des Nordens (skandinavische Felsenzeichnungen), der süddeutschen Hügelgräberbronzezeit, ja, selbst der Mittelmeerwelt (Troja, Mykenä, Thirynns) heranzuziehen (Abb. 7). Für den letzten, frühgeschichtlichen Saal reichten leider die Mittel zur Herstellung eines eigenen Bilderfrieses nicht mehr aus. Trotzdem sollte auch hier

Digitized by Google

auf eine Ideenverbindung der ausgestellten Altertümer mit gleichzeitigen geschichtlichen Ereignissen nicht verzichtet werden. So wurde für die Welt der klassischen Antike, der Römer- und Germanenkämpfe, der Völkerwanderungszeit, der germanischen Heldensage und der Christianisierung auf Schulwandbilder zurückgegriffen, unter denen freilich trotz aller Bemühungen kaum in einem Falle ein Bild zu finden war, das ohne schwere Bedenken — sachlicher wie ästhetischer Art — hätten ausgestellt werden können (ein Beweis, wie

Abb. 8. Blick in den frühgeschichtlichen Saal der Magdeburger vorgeschichtlichen Sammlung Germanen-, Kelten- und Römerbüsten

dringend notwendig die Schaffung neuer frühgeschichtlicher Schulwandbilder unter gleichzeitiger Berücksichtigung archäologischer Sachkenntnis wie moderner künstlerischer Forderungen ist!). Wenn solche Bilder trotzdem zur Belebung der Sammlung herangezogen wurden, so geschah es mit dem vollen Bewußtsein, daß solche Bilder nur so lange als Aushilfe dienen sollen, bis sie (hoffentlich recht bald!) durch bessere ersetzt werden können; dann aber auch in der Meinung, daß eine jugendfrische Wissenschaft wie die Vorgeschichte sich eher einmal einen ästhetischen Lapsus erlauben, als auf eine Verbindung ihres Stoffmaterials mit den schon in der Ideenwelt des Besuches vorhandenen Anknüpfungspunkten (Stoffe der deutschen Heldensage usw.) verzichten darf. Zudem bin ich der Meinung, daß ein schwächlicher und dekadenter Ästhetizis-

Digitized by Google

mus überall anders Raum beanspruchen darf als in der gerade heute sich so kraftvoll entwickelnden Vorgeschichtsforschung. In ihr kommt es zunächst einmal darauf an, die Tatsachen selbst dem Besucher nahezubringen und für ihre Ausdeutung Verständnis bei ihm zu erwecken. Und dazu müssen alle nur irgend verfügbaren Hilfsmittel herangezogen werden.

Zu solchen zählen auch einige Modelle, in denen Lebensbilder mit Hilfe von Zinnfiguren gestellt sind, ein Versuch, der sich übrigens gut bewährt hat, und der stets das lebhafteste Interesse der Besucher findet. Die in den Museumsbeständen vorhandene Bauersche Sammlung römischer Altertümer forderte geradezu heraus, dem Beschauer einen anschaulichen Vergleich zwischen

Abb. 9. Modell einer Villa rustica im Moseltal

der einfachen ländlichen Kultur des naturfrischen Germanenvolkes und der überfeinerten römischen Weltstadtzivilisation am Rhein zu geben, ein Vergleich, der in Gestalt dreier nebeneinander stehender Modelle zum Ausdruck kommt, die ein westgermanisches Gehöft zur Römerzeit, den Limes, und eine Villa rustica im Moseltale (Abb. 9) zur Darstellung bringen. Die von den Zinnfigurensammlerbund „Clio" unter der Leitung von Amtsgerichtsrat Mengert (Magdeburg) mit großer Liebe und Sorgfalt nach originalgetreuen Vorlagen hergestellten Modelle werden durch eigens für diesen Zweck gegossene und ebenso naturgetreu wie künstlerisch bemalte Zinnfiguren belebt (Abb. 9). Auch hier sind Modell und Lebensbild Führer zum Gegenstand, zu den „Altertümern" selbst.

Dem gleichen Zwecke dienen auch einige körperliche Darstellungen: Germanen-, Gallier- und Römerbüsten aus dem Kreise der antiken Kunst (Abb. 8), die keine Konkurrenz, auch kein verkleinertes oder verwässertes Nachbild der einzigartigen Sammlungen des Römisch-germanischen Zentral-

Digitized by Google

museums sein wollen[1]), sondern Hinweise, die das Blickfeld des Besuchers erweitern, das Gesamtbild reicher, farbiger und bunter machen und den Beschauer zum Verweilen einladen wollen, indem sie ihn von Bild, Modell und Erläuterung allmählich zum Wesentlichsten führen: zum Verständnis der Gegenstände, der heimatlichen Altertumsfunde selbst.

Größte Zurückhaltung habe ich mir in der Behandlung hypothetischer Fragen auferlegt, wenngleich ich ihnen nirgends ängstlich ausgewichen bin. Ganz zu vermeiden ist ihre Berücksichtigung kaum, will man nicht auf viele Anknüpfungspunkte, die gerade den Laien besonders interessieren, völlig verzichten. Immer aber habe ich es mir zur Richtschnur gemacht, alle noch unsicheren Versuche oder hypothetischen Ausdeutungen der Forschung deutlich als solche zu kennzeichnen. Gerade hier ist in manchen Museen ein nicht unbeträchtlicher Wandel erwünscht: es ist unserer Wissenschaft wenig damit gedient, wenn dem Laien mit päpstlicher Sicherheit persönliche Meinungen vorgetragen werden, deren Unfehlbarkeitsglaube vielfach nur auf einer Überschätzung unserer wirklichen Kenntnisse oder gar auf mangelnder Weitsicht beruhen. Auch hier sollte es erste Pflicht der Schausammlung sein, den Besucher zwar mit der Fülle der sich ergebenden Ausblicke bekannt zu machen, aber ihn auch zur Bescheidung mit den heute gesicherten Forschungsergebnissen, d. h. zur Bescheidenheit, zu erziehen.

Die Wirkung der im vorstehenden geschilderten Neugestaltung der Magdeburger vorgeschichtlichen Sammlung hat sich in dem seither verflossenen halben Jahre deutlich gezeigt in dem gegen früher außerordentlich gesteigerten Besuch des Museums[2]). Gegenüber den bisher im Vordergrunde des Interesses stehenden naturwissenschaftlichen Sammlungen weist heute die vorgeschichtliche Abteilung bei weitem die größte Besucherzahl auf. Die Inanspruchnahme seitens der die Sammlung besuchenden Schulen hat derartig zugenommen, daß der Andrang an manchen Wochentagen schwer zu bewältigen ist. Auch die Einrichtung besonderer „vorgeschichtlicher Arbeitsgemeinschaften" an den höheren Schulen[3]) darf wohl in der Hauptsache auf Konto der Neugestaltung gebucht werden, wenn auch natürlich eine umfangreiche Werbetätigkeit, teils durch Führungen[4]), teils durch die Tagespresse oder durch Vorträge das ihrige dazu beigetragen haben wird. Immerhin scheint es mir jedoch ein wesentlicher Fortschritt zu sein, wenn die Sammlung heute von den Besuchern nicht mehr — wie bisher — in Eile durchlaufen wird, sondern wenn diese sich Zeit

[1]) Vgl. dazu Schumacher, K., Verzeichnis der Abgüsse und wichtigeren Photographien von Germanendarstellungen. 1. Katalog des Römisch-germanischen Zentralmuseums, 3. Aufl. Mainz 1912. Schumacher, K., Verzeichnis der Abgüsse und wichtigeren Photographien von Gallierdarstellungen. 3. Katalog des Römisch-germanischen Zentralmuseums. Mainz 1911.

[2]) Vgl. dazu v. Hammerstein, Die kulturelle Bedeutung der Vorgeschichte unter besonderer Berücksichtigung Magdeburgs. In: Die Elbe, Zeitschr. d. Wirtschaftsverbandes für den Regierungsbezirk Magdeburg, 1929, 8. Jg., Heft 4, S. 100—102.

[3]) Vgl. dazu Dähring, J., Das Magdeburger Museum für Natur- und Heimatkunde in seiner Bedeutung für den vorgeschichtlichen Unterricht. Montagsblatt der Magdeburgischen Zeitung, 1928, 70. Jg., Nr. 36, S. 295—296. Vgl. hierzu ferner: Gollnisch, Die Vorgeschichte in der höheren Schule. Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit, IV, 1928, S. 97 -102 (mit Lehrplänen). — Tetzsch, Die heimische Vorgeschichte in Lehrplan und Unterricht des staatl. Pädagogiums in Putbus (Rügen). Ebenda, II, 1926, S. 59—61. — Jacob-Friesen, K. H., Anleitung zur Benutzung der prähistorischen Sammlungen im Unterricht. Hannover 1925. — Geschwendt, F., Die Urgeschichte in der Schule. Eine Einführung. Breslau 1926.

[4]) So wurden allein in den Monaten November und Dezember 1928 über 400 Arbeiter an Sonntagen durch die Sammlung geführt.

Digitized by Google

nehmen, hier und da bei den ausgestellten Erläuterungen, Zeittafeln und Modellen länger zu verweilen und sich an ihrer Hand mit den Funden selbst auseinandersetzen.

Es liegt mir ferne, die von mir eingeschlagene Methode als die alleinseligmachende hinzustellen. Es führen viele Wege nach Rom, und auch andere Aufstellungsgrundsätze haben — wie jede Methode — vieles für und manches gegen sich. Aber vielleicht wirken meine Ausführungen anregend und belebend auf den weiteren Ausbau der vorgeschichtlichen Museumstechnik, die ja nichts Feststehendes ist, sondern — wie alle Dinge — fließt, und hoffentlich in Zukunft einen recht schnellen und günstigen Aufschwung nehmen wird; einen Aufschwung in dem Sinne, daß sie die Ergebnisse der vorgeschichtlichen Forschung auch in weitere Volkskreise trägt und in ihnen das Interesse an der deutschen Vorzeit fördert und belebt.

Auch der heutige Zustand der Magdeburger vorgeschichtlichen Sammlung ist nur etwas Vorläufiges; ein Ansatz zu weiterer Entwicklung, ein erster Wurf zum Ziel und ein Versuch, der dringend weiterer Ausgestaltung und Klärung bedarf. Wie alle ersten Versuche trägt auch er noch die Eierschalen des Experimentes an sich, und ich darf offen bekennen, daß, wenn ich die Neuaufstellung heute noch einmal vorzunehmen hätte, ich sie in vielen Punkten anders, vor allem noch einfacher, noch klarer und übersichtlicher gestalten würde; daß ich dabei die wirtschaftlichen Lebensbedingungen, die erfahrungsgemäß den Laien am meisten interessieren, noch mehr in den Mittelpunkt der Darstellung rücken und ihnen gegenüber die rein geschichtliche Einzelentwicklung zurücktreten lassen würde. Aber vielleicht sind gerade die mannigfachen noch vorhandenen Mängel und Fehler ein Anreiz für andere zum Bessermachen und damit ein Weg zum Weiterkommen.

Die verschiedenartige Ausgestaltung anderer Sammlungen — und die Fülle der Möglichkeiten ist nach jeder Richtung hin unbegrenzt! — wird in Zukunft zeigen, welche der eingeschlagenen Wege hier besonders zu bevorzugen sind. Eines aber darf und muß man von jeder vorgeschichtlichen Schausammlung — nicht nur zum Besten des Laien, sondern auch des Fachforschers — fordern: daß sie einen klaren und anschaulichen Überblick über alle wesentlichen Erscheinungen des von ihr behandelten Gebietes (sei es nun Kreis, Bezirk oder Provinz) bietet und auch dem nicht mit dem dortigen Material Vertrauten eine schnelle Übersicht und Einfühlung in die vorgeschichtlichen Verhältnisse der betreffenden Gegend ermöglicht. Um dieses Ziel zu erreichen, sind freilich eine völlige Beherrschung des in einer Landschaft vertretenen Fundmaterials sowie der darüber vorhandenen Literatur ebenso unerläßlich wie ein gewisses pädagogisches Talent, das es versteht, aus der Fülle der Erscheinungen das Wesentliche auszuwählen, besonders hervorzuheben und anschaulich darzustellen.

Digitized by Google

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Mannus

Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna

VIII. Ergänzungsband

Bericht über die elfte Tagung für Vorgeschichte
Königsberg, 24. Juli bis 2. August 1930

Herausgegeben von
Gustaf Kossinna

Mit 59 Abbildungen im Text und auf einer Tafel

Leipzig • Verlag von Curt Kabitzsch
1931

Digitized by Google

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Printed in Germany

Druck von August Pries in Leipzig

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

I. Wissenschaftliche Vorträge

Seite

Kossinna, Gustaf (Berlin): Die Anfänge der Eisengewinnung und der Eisenbearbeitung. Mit 12 Abbildungen im Text und auf Tafel I 1

Heß von Wichdorff (Berlin): Neue Anschauungen über die Diluvialgeologie Ostpreußens. 21

Ziegenspeck, Hermann (Königsberg i. Pr.): Das Waldbild und die Klimaschwankungen Ostpreußens unter der Einwirkung des prähistorischen Ackerbaus . . . 26

Engel, Carl (Königsberg i. Pr.): Zur Bauart und Chronologie der ostpreußischen Hügelgräber (Kurzer Auszug). Mit 14 Abbildungen im Text 41

Ehrlich, D. B. (Elbing): Die Tolkemita, die erste nachweislich germanische Burg Ostpreußens (Referat). Mit 4 Abbildungen 55

Radig, Werner (Dresden): König Heinrich I. und die ostdeutsche Archäologie. Mit einer Karte und einem Siegel 60

La Baume, W. (Danzig): Die vorgeschichtliche Handspindel und ihr Gebrauch (Kurzer Auszug). Mit 4 Abbildungen 71

Schultz, Wolfgang (Görlitz): Die altgermanischen Zwillingsgötter (Auszug) . . . 74

II. Äußerer Verlauf der Tagung

Kossinna, Gustaf (Berlin): Äußerer Verlauf der Tagung. Mit 5 Textabbildungen 77

Warum wir nach Ostpreußen fahren 77

Donnerstag, den 24. Juli 78

Freitag, den 25. Juli. Geschäftssitzung 79

Sonnabend, den 26. Juli. Begrüßungsansprachen und Festabend in der Stadthalle 85

Sonntag, den 27. Juli. Ausflug an die Samlandküste 94

Montag, den 28. Juli. Ausflug nach der Kurischen Nehrung 96

Engel, Carl (Königsberg i. Pr.): Zur Vorgeschichte der Kurischen Nehrung. Mit 16 Abbildungen im Text 97

Heß v. Wichdorff (Berlin): Die Masurenfahrt v. 29.—31. Juli 1930. Mit 1 Abbildung 122

Ehrlich, D. B. (Elbing): Aufenthalt in Elbing 135

Schmid, Bernhard (Marienburg): Besichtigung der Marienburg am 2. August 1930 137

Voigtmann, K. (Marienburg): Das Städtische Museum zu Marienburg 140

Wilcke, M. (Zeitz): Danzig 142

Verzeichnis der 107 Teilnehmer 144

Digitized by Google

Digitized by Google

I. Wissenschaftliche Vorträge

Die Anfänge der Eisengewinnung und der Eisenbearbeitung

Von Gustaf Kossinna, Berlin-Lichterfelde

Mit 12 Abbildungen im Text und auf Tafel I

Wer die Vorgeschichte Ostpreußens mit einem Blick überfliegt, sei es bei einem Gang durch die Säle des Prussiamuseums oder an der Hand literarischer Darstellung, dem wird es auffallen, wie außerordentlich stark in Ostpreußen, anders als in den meisten anderen deutschen Landschaften, die Hinterlassenschaft aus den Perioden der Eisenzeit in den Vordergrund tritt und die der Steinzeit und noch mehr der Bronzezeit an Umfang weit überragt. Ja, für viele Jahrhunderte nachchristlicher Eisenzeit bietet Ostpreußen einen archäologischen Stoffreichtum, der von keiner Landschaft in der ganzen Welt auch nur annähernd erreicht wird. Deshalb scheint es nicht unangebracht, bei einer Tagung für Vorgeschichte in Ostpreußen eine Sache näher ins Auge zu fassen, die unmittelbar am Eingange dieses jüngsten Zeitabschnittes unserer Vorzeit, der Eisenzeit, steht: die Anfänge der Eisengewinnung und der Eisenbearbeitung. Wir haben es also mit zwei Fragen zu tun, deren Reihenfolge, wie sie eben gegeben wurde, rein logisch angesehen, die richtige zu sein scheint.

Allein die geschichtliche Betrachtung dieser Fragen zwingt uns, die Reihenfolge umzukehren, aus dem Grunde, weil der Eisenhandel es ermöglichte, daß mit Ausnahme der Urheimat, des eigentlichen Entdeckungsherdes der Eisengewinnung, die Eisenbearbeitung überall weit früher einsetzen konnte und tatsächlich auch einsetzte, als die Eisengewinnung.

Die Eisenzeit eines Landes beginnt mit dem Zeitabschnitt, wo eine umfangreichere Bearbeitung des Eisens einsetzt, die vor allem auch mit der Herstellung von schneidenden und stechenden Geräten und von Waffen aus Eisen vertraut ist. Eine solche Zeit tritt auf dem germanischen Gebiete Norddeutschlands erst etwa um 700 v. Chr. ein. Diese Erkenntnis wurde freilich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts und noch späterhin von einem Kreise west- und süddeutscher und auch ausländischer Gelehrter heftigst bekämpft, schließlich aber ohne Erfolg. Von Laien kann man aber auch heute noch den Einwurf hören: Warum wurde Kupfer, Zinn, Nickel, Arsen, Antimon, Blei, vor allem auch Gold so viel eher gewonnen und bearbeitet, als das so weitverbreitete und gegenüber jenen selteneren Metallen in der Natur doch in geradezu gewaltigen Massen auftretende und daher heute so billige Eisen?

Man hat die unumstößlich feststehende Tatsache des späten Auftretens des Eisens gegenüber dem von Kupfer und Zinn allein damit erklären wollen,

Digitized by Google

daß Kupfer aus Kupfererzen sehr viel leichter zu erschmelzen sei, als Eisen aus Eisenerzen, nämlich schon bei 800° (nach Neuburger jedoch 1100°) Hitze, während für das Erschmelzen d. h. Flüssigmachen des Schmiedeeisens aus dem Eisenerz das Doppelte, also 1600° Hitze Vorbedingung sei. Es verschlägt wenig dabei, daß für Gußeisen sich diese Zahl auf 1225° ermäßigt. Solche Hitzegrade auch nur annähernd zu erreichen, ist dem Altertum nirgends gelungen. Ein wohl noch wichtigerer Grund für die Unkenntnis des Eisens lag indes darin, daß die unscheinbaren farblosen Eisenerze den Menschen nicht so sehr in die Augen fielen, wie z. B. die bunten, oft schwefelgelben Kupfererze.

Hin und wieder, freilich äußerst selten, erscheint in der Natur ein Stück reinen Eisens, sei es nun Meteoreisen oder gediegenes irdisches Eisen. Meteoreisen ist freilich äußerst schwer zu bearbeiten. Man kann es nur auf härtestem Gestein abschleifen.

Warum sollte aber nicht ein zufällig gefundenes Stück irdischen reinen Eisens, das ja verhältnismäßig weich ist, einmal durch Hämmern ebenso bearbeitet worden sein, wie man Kupfer kalt schmiedete und später auch die gegossene Bronze mit dem Hammer bearbeitete?

Solch einen Fall haben wir, wenn zu Gerzet, südlich von Kairo, in zwei Gräbern der 1. ägyptischen Dynastie, also noch früher als 3000 v. Chr., Eisenperlen in Form kleiner zylindrischer Röhren entdeckt wurden. Da allerdings von den Perlen nur noch Oxyd übrig geblieben ist, so handelt es sich vielleicht nur um Brauneisenstein. Mögen die Perlen aber auch gediegenes metallisches Eisen sein, so liegt hier nur eine seltsame Merkwürdigkeit vor, keineswegs der Beginn einer Eisenzeit. Aus dem Norden kennen wir zwei Fälle, wo Eisen in Gräbern aus der 2. Hälfte der 3. Bronzezeitperiode erscheint, also aus dem 14. Jahrhundert: 1. in einem Grabhügel auf Seeland, der auf dem Boden ein Stück Eisen nebst Zeugresten enthielt; 2. in einem Grabhügel auf Bornholm, worin neben Bronzegegenständen eine eiserne Messerklinge zum Vorschein kam. In letzterem Falle könnte allerdings das Eisen entweder als fertiges Gerät oder vielleicht als Roheisen durch den Handel eingeführt worden sein. Wir werden später noch mehr solche Fälle kennenlernen, wo Eisengeräte in einem Lande erscheinen, bevor dort eine richtige Eisengewinnung aufgekommen war.

Nach gewiß unendlich langen vergeblichen Versuchen ist man aber schließlich doch zu regelrechter Eisengewinnung gelangt. Freilich konnte man im Altertum, wie schon bemerkt, das Eisen nicht flüssig machen. Das war aber auch nicht nötig. Man gewann das Eisenerz im Orient und in Südeuropa aus oberflächlich liegenden Erzlagern oder in Mittel- und Nordeuropa aus leicht zugänglichem Raseneisenstein oder Sumpfeisenerz, wie es in sumpfigen Wiesen oder auf Brüchen im Walde häufig vorkommt, und konnte dies in niedrigen Schachtöfen oder Schachtöfen mittels des sog. Rennverfahrens bei einer Hitze von 700° so erweichen, daß daraus eine zähe, wachsartige Masse unreinen Eisens sich absonderte, die sog. Eisenluppe. Diese Luppe wurde dann durch Hämmern von den letzten Schlacken befreit und zu annähernd reinem Eisen umgearbeitet.

Der Hammer mußte zwar auch schon in der Zeit des alleinherrschenden Bronzegusses stark angewendet werden, aber im ganzen geschah dies doch in beschränkterem Maße, wenigstens bei Bronzegegenständen, in vollem Maße dagegen bei Bearbeitung des Goldes. Seit Beginn der Eisenbearbeitung

Digitized by Google

spielte der Hammer aber die größte Rolle; das Schmiedehandwerk im höheren Sinne kam erst jetzt auf.

Doch lange Zeit hindurch konnte trotzdem das Eisen im Werkwesen keine nennenswerte Bedeutung gewinnen. Es gelang anfangs nur, ganz geringe Mengen davon herzustellen. Dieser kostbare Stoff reichte gerade nur hin, ihn zu kleinen Schmucksachen zu verarbeiten oder gar nur als Schmuckeinlage in Bronzegeräte zu verwenden, so in Bronzearmbänder oder in Bronzegriffe von Bronzeschwertern. Irgend etwas besonders Wertvolles vermochte man in dem neuen Metall anfangs nicht zu sehen, außer daß es eben neu und selten war, gewissermaßen eine Kuriosität. Das weiche Eisen war zunächst durchaus kein besserer Stoff für Waffen als Bronze, denn Bronze übertrifft das Eisen an Elastizität wie an Schärfe.

Zu einer *richtigen* Eisenzeit gehört, daß das Eisen für Werkzeuge und besonders für Waffen in *erster Linie* verwendet wird. Aus Schmiedeeisen lassen sich wohl gute Schutzwaffen herstellen; aber Angriffswaffen aus Schmiedeeisen sind gegen schmiedeeiserne Panzerung ganz wirkungslos; weit besser würden dazu die harten, scharfen Bronzeschwerter gedient haben. Vom ersten Auftreten des Eisens als einem „Fortschritt" gegenüber der bisherigen Bronzeverwendung zu reden, wäre also so verkehrt wie möglich.

Erst ein guter *Stahl* zeigt seine Überlegenheit über Bronze auch für Angriffswaffen. Man gelangte erst ganz allmählich dazu, solchen Stahl nicht bloß durch Zufall — wenn nämlich das Erz sehr lange in der Holzkohlenglut verweilte —, sondern in bewußter Absicht herzustellen. Man erreichte dies durch mehrmaliges Ausschmelzen der Eisenluppe, die dadurch mehr Kohlenstoff aufnahm. Stahl ist nämlich ein Eisen mit mehr als 0,6% Kohlenstoffgehalt. Immerhin wurde Eisen und Stahl bis etwa um Christi Geburt nur in recht kleinem Ausmaß hergestellt; an eine Massenproduktion, nach unseren Begriffen gemessen, war sogar im ganzen Altertum nicht zu denken, selbst noch nicht im Mittelalter. Wollte man größere Blöcke Roheisen herstellen, konnte man dies nur in der Weise tun, daß man den Ertrag aus öfterem Schmelzverfahren in einem neuen Feuer sich verkitten ließ.

Wenn wir nun fragen: Auf welche Weise kamen die Germanen Norddeutschlands zur Eisenbearbeitung und weiter zu eigener Eisenerzeugung, so müssen wir uns angesichts des so späten Zeitpunktes dieses Ereignisses, nämlich erst etwa 700 v. Chr., nach *anderen* Ländern umsehen, von denen her die Germanen die Anregung hierzu erhielten.

Die Herstellung des Eisens in solcher Weise, daß sein Gebrauch allgemein wurde und die materielle Grundlage der Zivilisation bildete, war mit solchen Mühen verbunden, daß diese Erfindung schwerlich an mehreren Orten erfolgt sein kann.

Lange Zeit hat man fest geglaubt, *Ägypten* sei die Heimat der Eisentechnik, ja diese sei dort bereits zur Zeit der ersten Dynastien geübt worden. Man sagte sich: Die Pyramiden und andere gewaltige Bauwerke dieser Zeit, die um 2800 v. Chr. beginnt, könnten nur mit Eisen- oder vielmehr Stahlgeräten errichtet worden sein, nicht etwa mit Bronze-, Kupfer- oder gar Steingeräten. Eine solche rein theoretische Erwägung besagt jedoch gar nichts, wenn man bedenkt, daß man bei uns im Norden in der Steinzeit ohne Anwendung irgnnd eines Metalls, nur mit Geräten aus Stein, Holz usw., den Stein nicht nur zu durchbohren, sondern auch zu sägen verstand. Außerdem

Digitized by Google

bieten das alte Mexiko und Mittelamerika Beispiele reichster Bauten aus hartem Stein, ohne daß dort Kenntnis des Eisens bestand.

Voll beweiskräftig dagegen ist das Fehlen jeglicher Eisengeräte in der mittelägyptischen Arbeiterstadt Kahun, die König Sesostris II. von der 12. Dynastie um 1900 lediglich für den Bau der nahebei gelegenen Pyramide von Illahun angelegt hatte. Dasselbe ist bei der Kahun benachbarten Arbeiterstadt Gurob der Fall, die von 1500—1250 bestand. Umgekehrt kennen wir aus der Zeit der 18. Dynastie (1580—1350) viele Bronzewerkzeuge und Bronzewaffen. Zwar wird in den Keilschriften der Amarnazeit, also im 15.—14. Jahrhundert, von Eisen gesprochen, aber nur als einem seltenen und teuren Metall. Und wenn unter den Geschenken des Hetiterkönigs Tuschratta an den Ägypterkönig Amenhotep III. (um 1400) kostbare Prachtdolche aus Eisen erwähnt werden, so waren diese sicher aus gediegenem natürlichem, aber nicht aus verhüttetem Eisen. Und ebenso wird es sich mit dem wunderbaren Prachtdolch aus dem Grabe Tutanchamons, aus dem 14. Jahrhundert, verhalten, dessen Eisenklinge fast rostlos und stahlartig glänzend sich erhalten hat, freilich m. W. chemisch noch nicht untersucht worden ist. Bezeichnend ist auch der ägyptische Ausdruck „Eisen": baaenepe, was eigentlich „Geschenk des Himmels" bedeutet, also offensichtlich auf meteorisches Eisen als ältest verwendetes hinzielt.

Auch die ägyptischen Inschriften beweisen, daß Eisen nicht vor der 19. Dynastie, und zwar vor Ramses II. im 13. Jahrhundert v. Chr. aufgekommen ist; vorher wird das ägyptische Wort für Eisen nie erwähnt. Und die ägyptischen Wandgemälde, bei denen Bronze rot oder gelb, Eisen aber blau wiedergegeben worden ist, zeigen, daß sogar noch unter Ramses III., also im ersten Drittel des 12. Jahrhunderts, die Waffen teils noch rot, teils schon blau gemalt sind, also alte Bronzewaffen immer noch neben neuen Eisenwaffen üblich waren.

Von besonderer Bedeutung ist ein Brief des Hetiterkönigs Chattusil an König Ramses II. aus der Zeit von 1275—1250, folgenden Inhalts: „Deinem Wunsche nach reinem (also verhüttetem) Eisen kann ich jetzt nicht nachkommen, da ich in meinem Vorratsspeicher in Kizvadna augenblicklich kein reines Eisen habe; ich habe aber schriftlich Befehl gegeben, solches für Dich herstellen zu lassen. Einstweilen schicke ich Dir nur eine eiserne Schwertklinge." Kizvadna war ein hetitischer Vasallenstaat am Südufer des Schwarzen Meeres östlich von dem Flusse Halys, wo später das Reich Pontus lag, nordöstlich von der heutigen Türkenhauptstadt Angora. Eisenerze treten dort im Gebirge in oberflächlicher, also leicht erreichbarer Lage zutage. Nach alledem können wir erst um 1200 den Beginn der vollen Eisenzeit in Ägypten ansetzen.

Eine andere Lehre aus den letzten Jahrzehnten, die zuerst in Belck verkündete und dann Montelius zu vertiefen versuchte, wollte Kreta zum Ausgangspunkte des Eisens stempeln. Aber die so gedeuteten Nachrichten des Altertums sind dafür nicht beweisend.

Auch das griechische Festland kann in dieser Richtung keine Ansprüche erheben. Man hat dort zwar schon aus dem Beginn der spätmykenischen Periode, also bald nach 1400, in Felsenkammergräbern der Unterstadt von Mykenä zwei kleine eiserne Fingerringe entdeckt; dann auch in Mykenä selbst wie auf Kreta je einen solchen Ring, der teilweise aus Eisen, teilweise aus Gold gearbeitet ist. Beide Metalle galten also als gleichwertig. Ebenso

Digitized by Google

enthielt das sogar aus dem 15. Jahrhundert stammende berühmte Kuppelgrab von Vaphio bei Sparta, sowie ein noch etwas älteres Kuppelgrab von Pylos im westlichen Peloponnes je einen eisernen Fingerring. Das sind jedoch alles bloße Kuriositäten, die nur beweisen, wie kostbar das Eisen damals war, daß man aber von einer eigentlichen Eisenzeit noch weit entfernt war.

Nach unsäglich langen Versuchen erreichte man es, soviel weiches Schmiedeeisen herzustellen, um wenigstens Werkzeuge daraus anzufertigen. Das ist der Zustand der Zeit des trojanischen Krieges, dessen Ereignisse und Kulturverhältnisse die freilich aus weit jüngerer Zeit stammenden homerischen Gesänge in archaistischer Versteinerung schildern. Nicht grundlos nennt Homer das Eisen öfters *πολύκμητος* „mühselig zu bearbeiten". Kennzeichnend ist folgender Vorgang: Für die Kampfspiele bei der Leichenfeier zu Ehren des bestatteten Patroklus setzt Achill als Preis für den Sieger im Diskuswerfen eine eiserne Scheibe aus. Von ihr heißt es, daß sie für den Besitzer 5 Jahre lang ausreichen würde als Rohstoff für die eisernen Werkzeuge seiner Schäfer und Pflüger. Davon, daß auch Waffen aus diesem Eisenblock gemacht werden könnten, ist überhaupt nicht die Rede. Denn die Waffen der homerischen Helden bestanden ja bekanntlich noch aus Bronze. Die Eroberung Trojas durch die Griechen, d. h. die Eroberung der sechsten der dort auf dem Hügel bei dem heutigen Hissarlik erbauten Städte, geschah in spätmykenischer Zeit, d. h. zwischen 1400 und 1200, wahrscheinlich im Laufe des 13. Jahrhunderts. Eine wirkliche Eisenzeit begann in Griechenland eben erst nach Schluß der mykenischen Perioden, zu Beginn des 12. Jahrhunderts.

In Vorderasien kann man erst recht nicht die Heimat der Eisentechnik sehen. Denn die Keilinschriften aus Chaldäa und Assyrien erwähnen Eisen erst nach dem Jahre 1000. Und dann wissen wir, daß assyrische Könige sogar des 9. Jahrhunderts, wie Assunarsirpal II. (885—860), bei Eroberung assyrischer Städte an Rohmetallen neben Gold, Silber und Kupfer zwar auch Eisen erbeuteten, aber in nicht viel größerer Menge als Silber und Kupfer. Auch die großen Ruinenhügel, Tells genannt, der uralten Städte Assyriens, Syriens, Elams usw. weisen Eisen erst in den Schichten um 1000 v. Chr. auf. Sogar noch Heeresstraßen wurden von dem genannten Assunarsirpal nach seinem inschriftlichen Bericht ausschließlich mit Bronzewerkzeugen erbaut. Während also in Ägypten, Kreta, Griechenland die Eisenzeit um 1200 herum beginnt, geschieht das in Vorderasien erst im 10. Jahrhundert.

Ganz anders liegen die Dinge im Norden Kleinasiens.

Wir hörten schon, daß Ramses II. beim Hetiterkönig Chattusil um Eisen bat, dieser es ihm nicht geben konnte, eher wohl nicht geben wollte. Es gab also im Hetiterland eine Gegend Kizvadna, das spätere Land Pontus, von der es im 13. Jahrhundert allgemein bekannt war, daß dort reines Eisen in größerem Maße hervorgebracht wurde. Dieselbe Gegend wird auch in der hebräischen Überlieferung gemeint, nach der im Lande der Tibarener, deren Ahnherr Tubal ein Kupfer- und Eisenschmied war, die Erfindung des Eisens stattgehabt hätte (Genesis 4, 22). Und drittens weist dorthin die griechische Überlieferung, die dafür das Land der Chalyber nennt, die unmittelbar westlich neben den Tibarenern saßen. Mit dem Worte chalybs bezeichneten die Griechen den „Stahl", ähnlich wie das Kupfer im Altertum den Namen der Insel Zypern erhielt, sogar zweimal in verschiedener Weise: ais und cuprum. Der Ursprung des griechischen Fremdwortes für Eisen *σίδηρος* ist bisher noch nicht ermittelt worden; vielleicht stammt es aus dem hetitischen.

Digitized by Google

Endlich können wir noch ein viertes Zeugnis für den Osten Kleinasiens als Ursprungsland des Eisens aufführen. Es gab in der dortigen Landschaft Commagene eine Stadt Doliche, wo ein berühmter Tempel des hetitischen Blitzgottes Teschub sich befand, eines Gottes, dem sehr viel später, in der römischen Kaiserzeit, römische Soldaten unter dem Decknamen des Iuppiter O. M. Dolichenus Altäre mit Inschriften weihten. Wir kennen eine Anzahl solcher Inschriften und zwei davon kamen auf deutschem Boden ans Licht, eine im rätischen Limeskastell Vetonianis, dem heutigen Pfünz, Bez.-Amt Eichstätt in Mittelfranken, die andere in der Römerstadt Nida, dem heutigen Heddernheim bei Frankfurt a. M. Dem örtlichen Beinamen Dolichenus wird hier als ständige Formel beigefügt: „ubi ferrum nascitur" oder auch „ubi ferrum exoritur", „wo das Eisen entsteht". — Die eigentliche Erfindung der Eisengewinnung fand hier also um 1300 v. Chr. statt.

Um 1200 erkannten wir dann schon den Beginn der Eisenzeit in Ägypten und Griechenland. In Süditalien und in Mittelitalien fällt die erste Eisenperiode in die Zeit um 1000 oder wenig eher. In Oberitalien erscheinen Eisenwaffen zuerst im 10. Jahrhundert, doch werden Waffen hier, wie in Mittelitalien, auch noch im 9. Jahrhundert ebenso häufig aus altgewohnter Bronze, wie aus neumodischem Eisen hergestellt. In einem Grabe von Rivoli bei Verona erscheint ein Schwert dieser Zeit mit Eisenklinge und Bronzegriff.

Volle Eisenzeit zeigt sich aber erst in der Zivilisation von Novilara bei Pesaro. Als Ausnahme anzusehen ist es, wenn in der sog. „Fliegenhöhle" nächst Kanzian bei Triest ein Griffzungenschwert von der nordischen Gestalt des 11. Jahrhunderts inmitten eines großen Bronzeschatzes aus der Zeit um 1000 bereits ganz aus Eisen hergestellt ist.

Wir steigen nun über die Alpen und betrachten zunächst die Ostalpengegend. Hier kommt das Eisen seit 1000 v. Chr. in allgemeinen Gebrauch, also in einer Zeit, die man als Schlußteil der Bronzezeit, weniger richtig als Beginn der Hallstattzeit bezeichnet. Ein Hauptgebiet ist hier das Krainer Land. In den dortigen großen Gräberfeldern, wie St. Michael, Watsch, Tschernembl, erscheinen in der Frühzeit außerordentlich häufig eiserne Schmucksachen in Gestalt von Ringen, Fibeln, Nadeln, dagegen sind die Waffen, die überdies spärlich auftreten, noch aus Bronze. Erst in der späten Hallstattzeit kehrt sich hier das Verhältnis um: Da sind die Schmucksachen wieder fast stets aus Bronze, dagegen die Waffen aus Eisen. Ganz anders zeigt sich der berühmte und infolge seines hervorragenden Salzreichtums stark besiedelte Industrieort Hallstatt im oberösterreichischen Salzkammergut. Hier überwiegen schon in der älteren Hallstattzeit die Eisenwaffen ganz unverhältnismäßig; unter zahllosen Lanzenspitzen und Messern sind nur je 2 aus Bronze, unter 137 Beilen nur 22 aus Bronze; unter den 27 Schwertern vom sog. älteren Hallstatttypus sind nur 5 aus Bronze, 22 aus Eisen.

In der Schweiz und Süddeutschland sind ähnliche Verhältnisse wie in Krain. Auch hier findet das Eisen seit 1000 v. Chr. allgemeinere Verwendung, zunächst an kleineren Schmucksachen oder als Ziereinlage in Bronze-Armbändern oder in Bronzegriffe von Bronzeschwertern, insbesondere bei den Schwertern vom sog. Möriger und Auverniertypus. Hervorragend schön sind hier die Mörigerschwerter von Unterkrumbach bei Hersbruck in Mittelfranken, wo das Eisen in konzentrischer Kreisform inkrustiert ist, (Abb. 1) und

Digitized by Google

von Bruck am Alz, Bez.-Amt Altötting in Oberbayern, wo die Eiseneinlage teilweise Mäandermuster zeigt. Sehr einfach dagegen ist die Eiseneinlage am unteren Griffteil eines Bronzeschwertes von Mörigen selbst. Von Mörigen kennen wir außerdem ein Schwert mit Eisenklinge und Bronzegriff, ebenso, wie schon erwähnt, von Rivoli bei Verona.

Gehen wir von Österreich nordwärts über die Donau nach Böhmen und weiter über das Mittelgebirge nach Schlesien, so treffen wir hier innerhalb der Hallstattzeit auf denselben großen Volksstamm, der auch die Ostalpenländer erfüllte, nämlich auf die Illyrier. Nordillyrier saßen damals auch noch in Südposen und in der Lausitz. Auch dort haben wir in der älteren Hallstattzeit überall denselben Eisenschmuck, Hals- und Armringe, dieselben Eisenwaffen, Schwerter, Lanzenspitzen, Speerspitzen, dieselben Eisengeräte, Messer, Tüllen- und Flachbeile, Pferdetrensen wie in den Ostalpen.

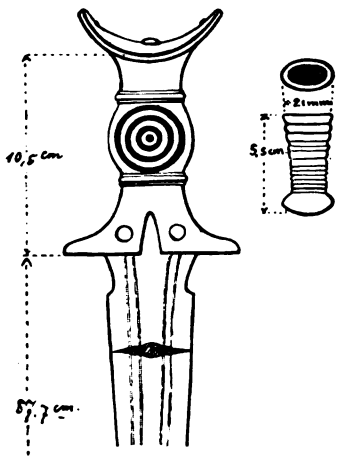


Abb. 1. Unterkrumbach, B.-A. Hersbruck, Mittelfranken (nach Kossinna: Mannus IX)

Diese illyrische Hallstattzivilisation Mittelostdeutschlands strahlte nun ihre Einflüsse nordwärts zu den Germanen Norddeutschlands und bald auch Skandinaviens aus. Es geschah dies hauptsächlich auf dem Oderwege. Zu diesen Einflüssen gehörte auch die Vermittlung des Eisens, gewöhnlich wohl nur als Rohstoff, doch vielfach auch in Gestalt fertiger Schmuckstücke; schließlich auch die Kunde des Eisenschmiedens, die so vollendete Bronzeschmiede, wie die Germanen, sich rasch angeeignet haben werden.

Eisen müssen die Germanen sehr früh, schon längere Zeit vor dem Jahre 1000, von Süden her eingehandelt haben. Denn wir stoßen hier auf heimische Eisenverarbeitung schon in der 4. Periode der Bronzezeit, die von 1150 bis 1000 dauerte. Es handelt sich aber wiederum teils nur um winzige Schmucksachen, wie eiserne Nadeln, teils nur um Eiseneinlage in kleine Bronzegeräte, nicht um Waffen. So ist zweimal, in Schleswig wie auf der Insel Möen, ein Bronzerasiermesser von germanischem Typus gefunden worden, in dessen Klinge unter dem Rücken zunächst ein Goldstreifen und darunter eine längslaufende Wellenlinie in Eisen inkrustiert. ist. Aus Gräbern der 5. Periode nordischer Bronzezeit, also von 1000—750 v. Chr., wurden in Holstein wie in Mecklenburg mehrmals Messer mit Bronzegriff und Eisenklinge gehoben, bei Lübeck einmal ein halbmondförmiges Rasiermesser aus Eisen in einer oberitalischen Bronzeziste dieser Zeit, dann wieder eine Anzahl von Eisennadeln, unter denen besonders bekannt ist die im sog. Königsgrabe bei Seddin im nordbrandenburgischen Kreise Westprignitz als Beigabe in der Urne der Königin aufgedeckt worden ist.

Ich könnte noch auf die sehr häufige Art kleiner Zeremonial-Miniaturschwerter aus Gräbern derselben Zeit hinweisen, bei denen der Griffknauf nach außen umgerollte Antennen aufweist. Sie sind stets aus Bronze; eine Ausnahme macht nur ein eisernes Stück aus Bjärsgård im schwedischen

Digitized by Google

Schonen. Aus dieser Aufzählung, die sich leicht stark vermehren ließe, ersieht man, daß es auch bei den Germanen im wesentlichen Schmucksachen, kleine Toilettengeräte sind, für die Eisen zuerst verwendet wurde, nicht Waffen. Zwar fand sich in zwei Fällen auch ein eisernes Langschwert, beidemal von demselben österreichisch-süddeutschen Typus des 9.—8. Jahrhunderts, den man älteres Hallstattschwert genannt hat und den wir oben bereits erwähnten, einmal in einem Grabhügel in der Nähe von Lübeck und einmal im inneren Schweden, im Kirchspiel Dretakloster in Östergötland. Aber diese beiden Stücke sind klärlich von Österreich oder Süddeutschland her fertig eingeführt worden.

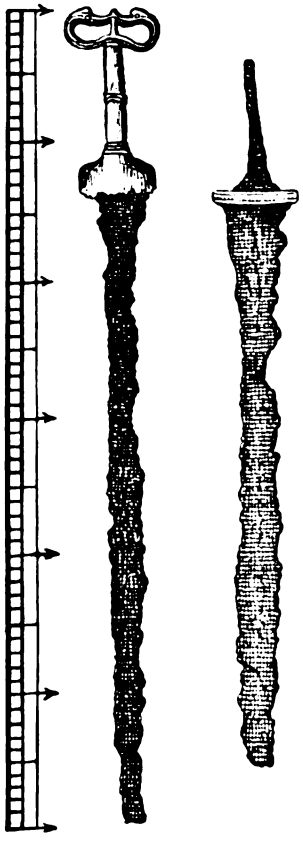


Abb. 2. Billerbeck, Kr. Pyritz, Pommern

Das Eisen war eben noch sehr kostbar, weil selten. Es bestand damals in Germanien noch nicht das, was man „Eisenzeit" nennen kann.

Zwischen 750 und 700 kann man eine Übergangszeit von der ausgehenden Bronzezeit zu dem Beginn einer wirklichen Eisenzeit erkennen. Es stellen sich nun einheimische Waffenfunde ein. So enthielt ein Steinhügelgrab zu Billerbeck im Kr. Pyritz, Ostpommern, zwei Schwerter mit Eisenklingen und Bronzegriffen (Abb. 2). Die noch spätbronzezeitliche Gestalt dieser Bronzegriffe, bei dem einen ein glockenförmiger unterer Abschluß nach nordostdeutscher Art, bei dem anderen eine besonders gegossene, schmale manschettenartige untere Bronzeeinfassung, wie sie häufig im norddeutsch-skandinavischen Germanengebiet vorkommt, beweist einheimisch germanischen Ursprung dieser Schwerter, die spätestens ins 8. Jahrhundert zu setzen sind.

Ein größerer Weihefund kam zu Nemmin, Kr. Schivelbein, ebenfalls Ostpommern, zutage: 6 Bronzelanzenspitzen und 11 ihnen völlig gleiche eiserne, die in der Form auch noch ganz bronzezeitlich gestaltet sind, indem sie als Fortsetzung der Tülle eine bis an die Spitze des Blattes durchlaufende kreisrunde Mittelrippe besitzen, während Eisenschmiedetechnik bald dazu führte, entweder das Lanzenblatt vollkommen flach zu hämmern oder einen durchlaufenden scharfen Mittelgrat stehen zu lassen. Ein Fund von 5 Eisenlanzenspitzen derselben frühen Form wurde gleichfalls im östlichen Pommern, zu Naseband, Kr. Neustettin, gemacht.

Ziehen wir noch in Betracht, daß sich im Kreise Pyritz, also innerhalb des damals rein germanischen Gebietes, noch mehrere größere Funde rein illyrischen Gepräges zeigen, darunter auch illyrische Eisenwerkzeuge, so sehen wir, daß die pommersche Gegend östlich der unteren Oder ein Gebiet starker Einfuhr illyrischen Eisens war.

In welcher Form das Eisen damals von Krain oder Bosnien aus über

Digitized by Google

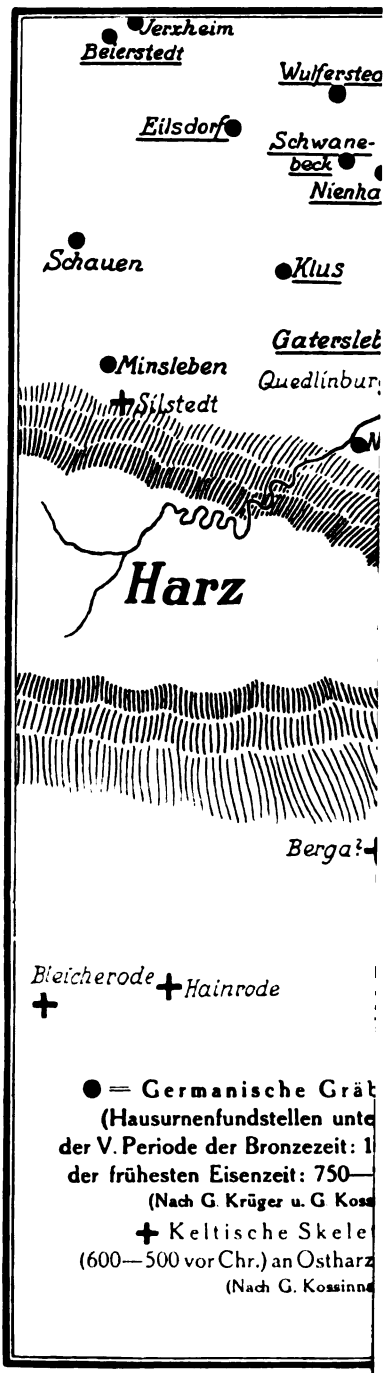


Abb. 3. E

Digitized by Google

Digitized by Google

Schlesien zu den Germanen verhandelt wurde, können wir auch noch erkennen. In der mit hallstättischen Funden des 8. Jahrhunderts erfüllten sog. Byci-skala, zu deutsch: „Stierfelshöhle", in Mähren fand sich auch ein Vorrat von Roheisen in Gestalt von doppelpyramidenförmigen Spitzbarren, sog. „Masseln". Sie treten im Allgemeinen in zwei Formen auf, einer kürzeren, gedrungeren, dabei schwereren, von durchschnittlich $^1/_4$ m Länge und 7 kg Gewicht (Abb. 4), und einer leichteren, in längere Spitzen ausgezogenen von durchschnittlich $^1/_2$ m Länge, aber nur 6—8 cm Stärke und 3—6 kg Gewicht (Abb. 5). Von derselben Art Eisenbarren fand sich eine gewaltige Menge in einem wohlgeordneten Schatz- oder Tributvorrat von etwa 160 000 kg schwerer Eisengeräte, der in einer Nebenkammer der Palastruine von Korsabad bei Niniveh aus dem Ende des 8. Jahrhunderts v. Chr. aufbewahrt war. Ebenso hat man solche in dem berühmten Susa im Lande Elam gefunden. Ein weiteres Seitenstück zu diesen Eisenbarren bildet ein 1914 zu Wahren an der Elster bei Leipzig gehobener Fund, worin die Hälfte eines solchen doppelpyramidenförmigen Eisenbarrens im Verein mit einem großen, reich verzierten eisernen Halsringe nebst 13 kleineren schmucklosen Eisenringen erscheint: Alles aus dem Ende der Hallstattzeit, also dem 7.—6. Jahrhundert (Abb. 6). Die

Abb. 4. Kolmar i. Els.

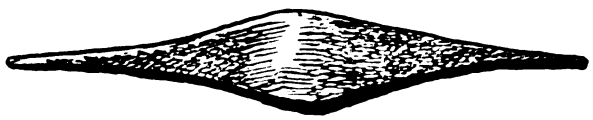


Abb. 5. Oberbergheim

Abb. 4, 5. Eisenbarren des Museums zu Straßburg i. Els. (nach Forrer)

Fundstelle liegt ebenso wie die mährische auf nordillyrischem, nicht auf keltischem Gebiete, denn letzteres beginnt erst an der Saale und erstreckt sich von dort aus westwärts, wie eine Karte veranschaulicht, auf der die keltischen Skelettgräber dieser Zeit durch Kreuze bezeichnet sind (Abb. 3).

Wir können mit Sicherheit annehmen, daß das Roheisen in dieser Form von den Illyriern zu den Germanen kam und damit auch das illyrische Wort für Eisen. Letzteres selbstverständlich schon zu der frühesten Zeit der Eiseneinfuhr, also mindestens ums Jahr 1000. Nun wurde aber das urgermanische Wort für Eisen „isarnon", das auch das altkeltische Wort für Eisen ist, stets als aus dem Keltischen entlehnt angesehen. Dem mußte ich nunmehr auf Grund des archäologischen Befundes widersprechen: Ich half mir mit der Aufstellung, daß das Wort „isarnon" ein den Illyriern mit den Kelten gemeinsamer Besitz gewesen sei. Kaum aber hatte ich diese Ansicht veröffentlicht, als ein hervorragender Keltist vom rein sprachwissenschaftlichen Standpunkte aus nachwies, daß „isarnon" ursprünglich ein illyrisches Wort gewesen sei, daß also von den Kelten nur entlehnt worden ist.

Langes ī in isarnon ist nämlich aus indogermanisch ei entstanden, so im Illyrischen, Lateinischen und Germanischen. Im Keltischen dagegen wird idg. ei zu lang ē, z. B. idg. Reinos „Rhein", keltisch Renos, germanisches Rīnas. Als einheimisch urverwandtes Wort hätte das Eisen im Keltischen also ēsarnon heißen müssen. Da es aber auch keltisch isarnon heißt, muß das Wort entlehnt sein.

Digitized by Google

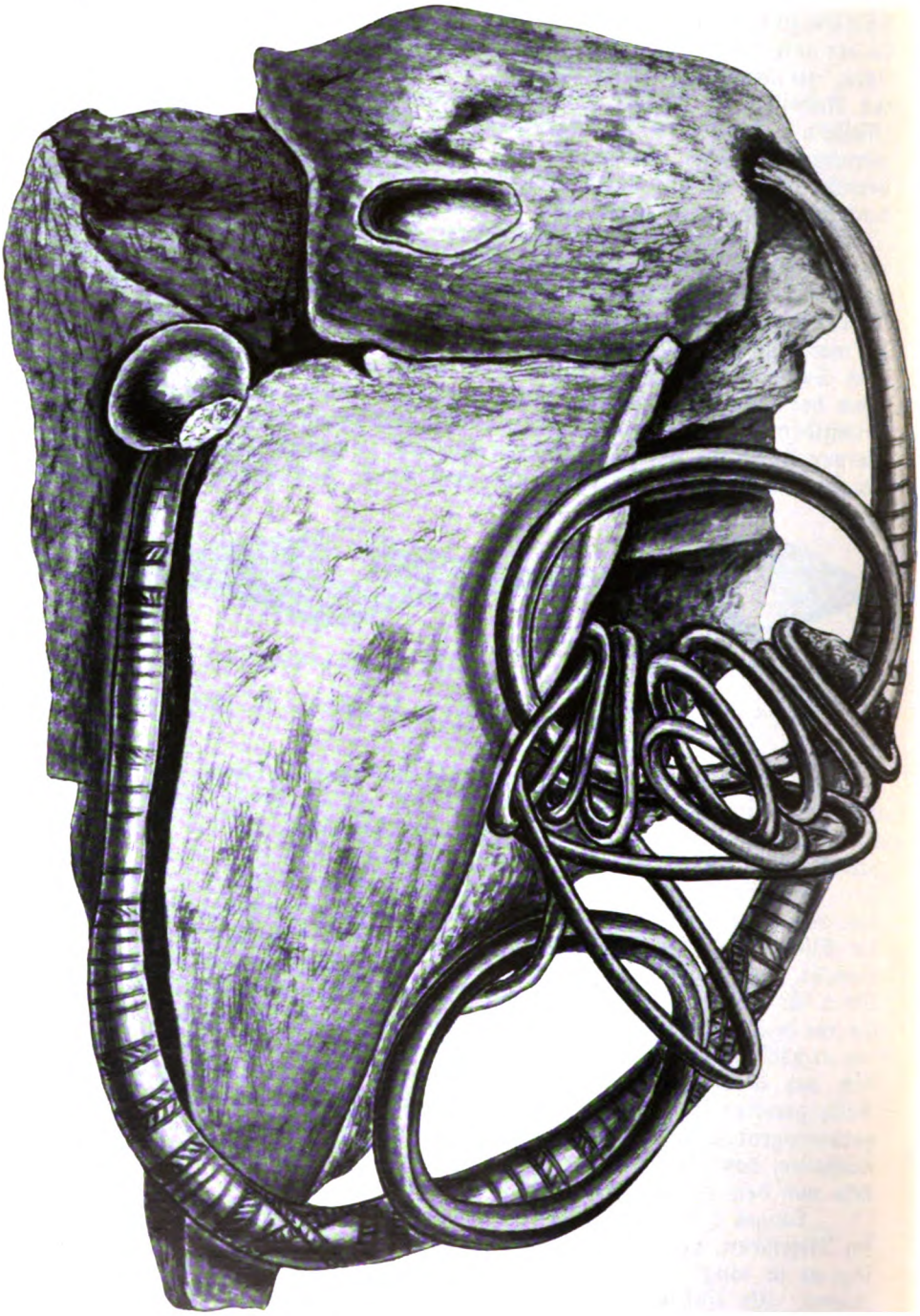


Abb. 6. Wahren bei Leipzig. Eiſenſchatzfund. Nat. Größe

Digitized by Google

Diese sprachliche Feststellung stimmt vortrefflich zu meinem archäologischen Beweise, daß die kulturellen Zusammenhänge, die den Germanen das Eisen brachten, zu den Illyriern und nicht zu den Kelten führen. Ja, es geht daraus sogar hervor, daß die Illyrier das Eisen früher gekannt haben müssen, als die Kelten, denen sie ihr Wort für Eisen erst überlieferten.

Solche Eisenspitzbarren, wie wir sie soeben kennengelernt haben, erscheinen, wie ich hier gleich anfügen will, in mehreren hundert Stücken auch noch in späterer Zeit, nämlich während der letzten Jahrhunderte v. Chr.,

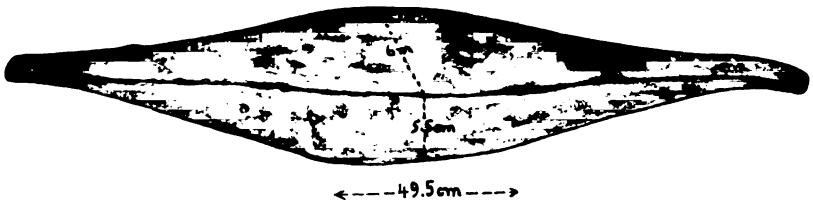


Abb. 7. Niederkleen, Kr. Wetzlar (nach Kossinna, Mannus VII)

in der sog. Latènezeit, auf einem Gebiet zu beiden Seiten des Mittel- und Oberrheins, doch überwiegend linksrheinisch, also in der Rheinprovinz (Abb. 7), in Hessen, Rheinpfalz, Elsaß-Lothringen, Vorarlberg, Schweiz, weniger häufig rechtsrheinisch und südlich der oberen Donau, in Baden, Württemberg, Bayr. Schwaben, Oberbayern. Also nur auf damals keltischem Boden. Auch diese späteren keltischen Eisenbarren werden zu den Germanen gekommen sein. Bisher gefunden ist auf Germanengebiet aber nur ein einziger, und zwar in Nordjütland, leider ganz ohne zeitbestimmende Begleitfunde.

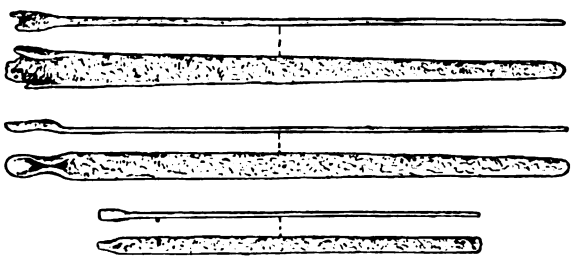


Abb. 8. Südengland. Taleae ferreae

Es gab bei den Kelten im letzten Jahrhundert v. Chr. noch eine andere Art von Eisenbarren; das sind die von Cäsar erwähnten schmalen, langen, meißel- oder schwertförmigen taleae ferreae, die auf ein bestimmtes Gewicht abgemessen, von den Britten zugleich als Geld benutzt worden wären. Im mittleren Südengland hat man zahlreiche Funde solcher Barren, bis zu mehreren Hunderten an einer einzigen Versteckstelle, aufgedeckt, alle aus der Spätlatènezeit, d. h. dem letzten Jahrhundert v. Chr. (Abb. 8). Auch aus Deutschland kennen wir drei solche Funde: Der größte von 11 solchen Schwertbarren wurde in einem Felsenloch auf dem Hof der Wartburg gemacht (Abb. 9), dann ein Fund von 5 Stücken zu Heiligenstadt im nordthüringischen Eichsfelde und ein solcher von 6 Stück zu Niedenstein im kurhessischen Kreise Fritzlar.

Digitized by Google

An den Barrenfund von der Wartburg knüpft sich eine artige Geschichte, deren Aufdeckung wir Prof. Alfred Götze verdanken. Um den Erbauer der Wartburg, den Landgrafen Ludwig den Springer, schlingt sich bekanntlich ein reicher Kranz schöner Sagen, der gleich mit der um 1070 erfolgten Gründung der Burg einsetzt. Der Wartberg gehörte damals den Herren von Frankenstein. Ludwig aber wollte sich dort eine Burg bauen; er ließ nun Erde von seinem Grund und Boden in Körben nachts auf den Berg tragen und auf dieser Erde die Burg erbauen. Von den Herren von Frankenstein deswegen verklagt, schwur der Landgraf nebst 12 von ihm zu Eideshelfern erkorenen Rittern, indem jeder von ihnen auf dem Berge sein Schwert in die zuvor heraufgetragene Erde steckte, daß dieser Boden von alters her zur Herrschaft Thüringen gehört habe. Als nun 1846 die Baulichkeiten der Wartburg durch Großherzog Carl Alexander von Weimar erneuert und beim Forträumen des Schuttes jene 11 Schwertbarren in dem Felsenloch entdeckt wurden, glaubte man in ihnen die mittelalterlichen „Schwurschwerter" von 1067 wiedergefunden zu haben. Statt 13 Schwerter hatte man aber nur 11 entdeckt und so wurden wohl, um dem Großherzog eine Freude zu machen, heimlich zwei den echten Barren gleiche neu hergestellt und das Ganze dem Großherzog als die sagenhaften „Schwurschwerter" überreicht. Götze hat bei einer Untersuchung der 13 Stücke erkannt, daß 11 von ihnen eine ungemein starke, tiefgehende Verrostung und dadurch hervorgerufene Absplitterung ihrer Oberfläche aufweisen, also sehr alt sein müssen, während die beiden Stücke 12 und 13 keine Rauheit auf der Oberfläche und nur geringe Verrostung besitzen und daher einen wesentlich frischeren Eindruck machen, also aus neuer Zeit stammen müssen.

Nachdem wir gesehen haben, daß schon in der Hallstattzeit die Germanen so viel Eisen besaßen, daß sie so große Gegenstände wie Schwerter in dem ihnen eigenen Stile aus Eisen schmieden konnten, ist es sehr auffallend, daß wir in der Folgezeit bis etwa zum Jahre 100 v. Chr. zwar immer noch reichlich eisernen Schmuck und eiserne Geräte, aber so gut wie keine Eisenwaffen auf germanischem Gebiete antreffen. Ich sehe darin nur eine Folge der Ungunst der Überlieferung. Schatz- und Weihefunde bieten in der frühesten germanischen Eisenzeit fast nur weiblichen Schmuck, Pferdegeschirr und ähnliches, aber keine Waffen. Die Sitte, der Erde Schätze und Weihegaben anzuvertrauen, in denen ja oft auch Schwerter auftreten, hörte nämlich sehr bald nach Beginn der Eisenzeit auf. Der Begräbnisbrauch der Germanen in der frühen Eisenzeit mied die Beigabe von Waffen auch vollkommen, ähnlich wie dies bei den Goten und Burgunden und manchen westgermanischen Stämmen noch in der Kaiserzeit ebenso der Fall war. Daher die Lücke in unserer Kenntnis germanischer Waffen dieser Zeit. Wenn wir nun mit Beginn des letzten Jahrhunderts v. Chr. plötzlich reichste Hinterlassenschaft von Eisenwaffen antreffen, so danken wir diesen günstigen Umstand der um diese Zeit vollzogenen Bildung neuer germanischer Stämme, wie der Burgunden, Rugier, Wandalen, Langobarden, die zum Teil von Norden her bei uns eingewandert sind und im Zusammenhang mit anderem Götterkult anderen Grabbräuchen huldigten, solchen, die für Männergräber Waffenbeigabe vorschrieben.

Dieser auffallend große plötzliche Reichtum an jederlei Eisenschmuck, Eisengerät und besonders an großen Eisenwaffen, der um 100 v. Chr. einsetzt,

Digitized by Google

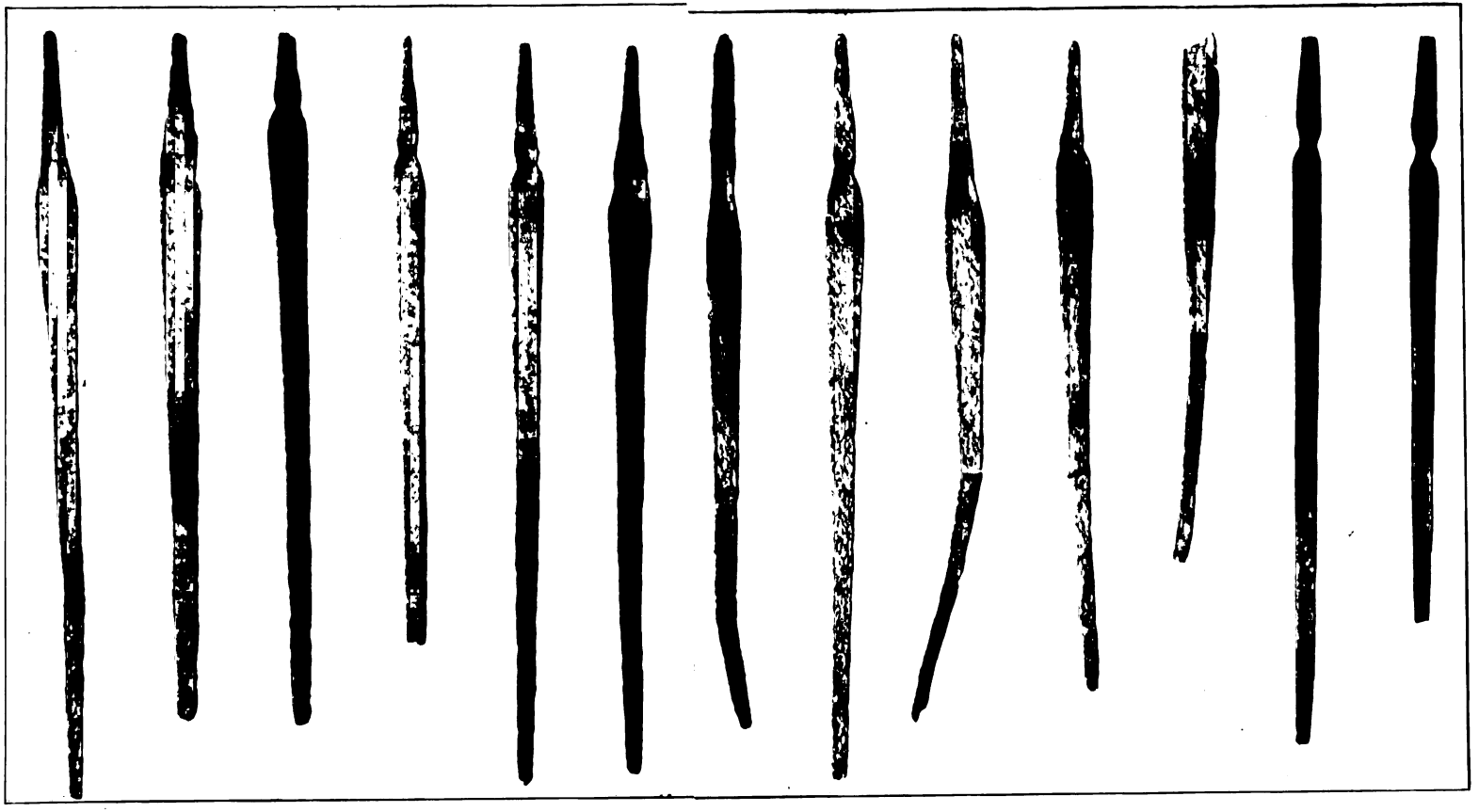


Abb. 9. Die 13 „Schwurschwerter“ von der Wartburg bei Eisenach (nach Götze: Kossinnafestschrift 1928)

Digitized by Google

wäre aber schwer erklärlich, wenn wir nicht annehmen, daß in diesem Zeitpunkt die Germanen zur Kenntnis und Fähigkeit eigener Eisenerzeugung gelangt sind.

Wir wollen nun in kurzer Betrachtung sehen, welchen Gang die Ausbreitung der Kenntnis der Eisenerzeugung genommen hat.

Hier war natürlich ebenfalls das Land Kizvadna oder Pontus die Urheimat. Wir übergehen hierbei den Orient. Über Griechenland hören wir die früheste Nachricht erst aus späterer Zeit. Den Stahl bezogen sie ja von den Chalybern, aber Eisengruben wurden doch schon frühzeitig in Lakonien ausgebeutet. Hier ist auf das Lykurgische Eisengeld hinzuweisen, das lange, bevor es, um 400 v. Chr., gemünzt wurde, in Gestalt roher Eisenbarren erschien, die im Handel als Wertmesser dienten. Es waren das die spartanischen πέλανοι „Eisenfladen", wie sie durch Ausgrabungen in Sparta festgestellt worden sind. Im ganzen Peloponnes waren außerdem im Kleinverkehr, sogar noch um 400 v. Chr., kleine Eisenspieße, etwa 1,20 m lang, die sog. ὀβελοί oder ὀβελίσκοι, als Geld üblich; daher der Name „Obelos" noch in später Zeit für kleine Münze. Einen Vorläufer hatten die spartanischen Eisenbarren übrigens ja schon anderthalb Jahrtausende früher in den gleichfalls tafel- oder fladenförmigen Kupferbarren der Kupferzeit der östlichen Mittelmeergegenden gehabt.

Italien ist im Allgemeinen sehr eisenarm.

Ziemlich früh tritt die Kunst der Eisengewinnung in Unteritalien auf. An seiner Ostküste, nahe beim Monte Gargano, sind zu Coppa Nevigata bei Manfredonia neben einer einheimischen bemalten Tonware etwa des 10. Jahrhunderts Eisenschlackenreste aufgedeckt worden.

Was Mittelitalien angeht, so haben wahrscheinlich die Etrusker an der Küste von Toskana und auf der Insel Elba die dortigen Roteisenerzgruben entdeckt und durch Tiefenbau ausgenutzt, obwohl Roteisenerz außerordentlich schwer verhüttbar ist. Bei der Etruskerstadt Populonia, gegenüber Elba, liegt ein Schlackenfeld von mehr als $^1/_2$ km Länge, das sicher aus der Verhüttung von Elba-Eisenerz stammt. In den sog. Castellieri im istrischen Küstenlande, das sind Wallburgen aus Steinblöcken auf den Kalkhügeln des Karst, sind Eisenschlacken bis in die tiefsten Ansiedlungsschichten hinab, d. h. schon aus der frühesten dortigen Eisenzeit, angetroffen worden. Eisenschlacken, die ja zumeist als Reste von Verhüttung anzusehen sind, kaum als Reste bloßen Eisenschmiedens, sind ja stets sichere Zeugen für bodenständige Eisenerzeugung.

Schon im Altertum durch sein vorzügliches Eisen weit berühmt war das von illyrischer Bevölkerung bewohnte österreichische Alpenland Norikum, d. i. Krain, Kärnten, Steiermark, Salzburg und Oberösterreich, wo ja auch im Salzkammergut der schon so früh mit Eisenreichtum ausgestattete Ort Hallstatt liegt. Wir wissen, daß Norikum nicht erst in der Römerzeit, sondern schon in der vorausgehenden Latènezeit ein Mittelpunkt der Eisengewinnung war, von wo Eisen weithin verhandelt wurde. Auf den vorgeschichtlichen Wallburgen in Krain, den Gradišches, sind Eisenschlacken, genau wie auf den istrischen Castellieri, bis in die tiefsten Kulturschichten hinab festgestellt worden.

Vom kärntnischen Erzberg bei Hüttenberg ist Eisen sehr früh bis nach Mittelitalien ausgeführt worden, ebenso vom steirischen Erzberg bei Eisenberg nach Norden hin, letzteres allerdings erst in römischer Kaiserzeit. In Noreja, der Hauptstadt des alten Norikerlandes, gelegen nahe Bad Einöd bei Neumarkt in Steiermark, wurde kürzlich sogar hallstattzeitliche

Digitized by Google

Eisenerzeugung mit Sicherheit festgestellt, ebenso im Salzburgischen frühlatènezeitliche, vom Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr.

Von hier aus nahm die Kenntnis der Eisengewinnung ihren Weg nach Süddeutschland, insonderheit nach Bayern. Hier haben sich freilich die Spuren obertägiger Eisengewinnung erst aus der späten Latènezeit, also dem letzten vorchristlichen Jahrhundert, allerdings massenhaft gefunden. So im oberbayrischen Tertiärhügellande, während in den Talebenen und Sumpfgeländen Oberbayerns Rasen- und Sumpfeisenerz häufig vorkommt. In den Forsten des niederbayrischen Bezirksamts Kelheim und der anstoßenden oberpfälzischen Bezirksämter Beilngries (Riedenburg) und Parsberg sind vorgeschichtliche Eisenschürfgruben von gewaltiger Ausdehnung entdeckt worden, oft begleitet von zahlreichen Ofenstellen und Schlackenhalden. In einem solchen Grubenfeld von 7 km Länge konnte einwandfrei spätlatènezeitliche Entstehung nachgewiesen werden.

Auf dem Mitterfelde am Fuße des durch die auf ihm errichtete Befreiungsfalle bekannten Michelsberges bei Kelheim a. d. Donau erstand zu dieser Zeit infolge des auf den dortigen Höhen im Tagebau gewonnenen Eisens eine keltische Stadt und auf dem Michelsberge selbst die zugehörige Burg. Schlackenfelder und Schmelzöfen sind auch hier eine Hinterlassenschaft der Spätlatènezeit. Schlackenhalden erscheinen allenthalben auf der oberflächedeckenden Schicht des fränkischen Jura.

In Dollnstein, Mittelfranken, scheinen Eisenschlacken bereits aus der Hallstattzeit vorzuliegen: nebst einer Tondüse wurden sie dort im Verein mit Hallstattscherben bei einem Hausbau aufgedeckt.

In vorrömische Zeit, sogar bis in die Hallstattzeit hinauf, geht auch die Eisengewinnung zu Ramsen bei Eisenberg in der Rheinpfalz zurück.

Zur selben Zeit wie nach Süddeutschland kam die Kenntnis der Eisengewinnung auch nach der Schweiz, wo der Berner Jura reiche Zeugnisse für Eisenverhüttung in der Spätlatènezeit liefert. Es wurden dort nicht weniger als 230 Eisengruben aufgedeckt. Ganz besonderer Art sind die Verhältnisse in Nordostfrankreich, d. h. in Lothringen, Burgund, und im Lande Berry im Dep. Cher. Überall erscheinen hier in großer Menge dieselben frühen Hallstatt-Eisenschwerter des 8. Jahrhunderts, wie in Süddeutschland und in Hallstatt. Überall findet sich gerade hier die reichste Hinterlassenschaft hallstättischer Zivilisation Frankreichs und zugleich die wichtigsten Eisengruben der vorrömischen Zeit, wobei das burgundische Dep. Côte d'Or an der Spitze steht. Es ist in hohem Maße wahrscheinlich, um nicht zu sagen gewiß, daß die Eisengewinnung mittels Grubenbaues in Berry bereits in der Hallstattzeit begonnen habe, also weit früher als in der Schweiz und in Bayern bisher nachgewiesen worden ist, aber ebenso früh wie in Hallstatt und im nördlich der Donau gelegenen Nordillyrierlande.

Die frühe Ansetzung nicht bloß der Eisenbearbeitung, sondern auch der Eisengewinnung, die ich auch für Schlesien vermutete, wird glänzend bestätigt durch die dort aufgedeckten Eisenschmelzöfen. In Mittel- und Norddeutschland, außerhalb des Mittelgebirges, wo es keine leicht zugänglichen Eisenerzgruben gibt, konnte Eisen nur aus den Rasen- und Sumpfeisenerzlagern gewonnen werden. Waren diese Lager auch in ausgedehntem Maße vorhanden, so mußte ihre Ausnutzung doch erst erlernt werden.

Raseneisenerz ist ein schwarzbraunes, etwas poröses Steingebilde mit eingesprengten Eisenockerlagerungen, die bis 33% reines Eisen enthalten.

Digitized by Google

Es bildet sich an niedrigen, sumpfigen Stellen dort, wo Grundwasser in von Natur schwach eisenhaltigen Sanden und Kiesen reichlich sickert. Tritt dies mit Eisenlösung gesättigte Grundwasser an die Luft und verdunstet es dort, so scheidet es den aufgenommenen Eisengehalt aus, wenn dort humusreiche Ackererde, humoser Sand oder humushaltige Lehmablagerungen vorhanden sind. Die bevorzugten Stätten für Raseneisenerz sind demnach nicht tiefgründige Torfwiesen, sondern die Ränder solcher Wiesen und besonders die niedrigen Stellen zwischen Wiesenschlänken, sowie auch niedrige Sandflächen mit humusreicher Oberfläche und ganz flachem Grundwasserstand.

Wie wurde nun aus dem ergrabenen Raseneisenerz reines Eisen hergestellt? Ehe ich dies im allgemeinen kurz beschreibe, will ich zwei Beispiele von ergrabenen Schmelzöfenresten vorführen, die uns zwar nicht vollkommen, aber doch halbwegs klar das Verfahren des Eisenschmelzens zeigen.

Zunächst behandle ich den zur illyrischen Hallstattzivilisation gehörigen Ofen von Tarxdorf im mittelschlesischen Kreise Steinau.

Dort fanden sich auf einem Gelände von nur 68 qm nicht weniger als 37 zylindrische Öfen dicht nebeneinander gestellt, und die ursprüngliche Menge auf dem ganzen in Frage kommenden Gebiete von 63000 qm wird auf die gewaltige Zahl von 30 000 Öfen geschätzt. Jeder Ofen wurde eben nur einmal benutzt.

Der Bau der Öfen wird so gewesen sein: Erst wurde eine Grube für den unteren Ofenteil hergestellt: 60 cm tief und 60 cm im Durchmesser. Dann wurde der Ofenboden und die Ofenwand in Stärke von 10 cm aus Ton geformt und dicht über dem Boden das Abstichloch hergestellt, das sowohl den nötigen Luftzutritt für das Feuer als auch das schließliche Herausholen der fertigen Eisenluppe ermöglichte. Dann wurden zur Befestigung des Ofens 1—$1^1/_2$ Dutzend Holzstäbe von 5 cm Stärke senkrecht in die seitliche Tonwand getrieben. In diesem Unterofen befand sich der Heizstoff; über der oberen Öffnung des Unterofens wurde eine Schale aus Lehm gesetzt mit einem Mittelloch nach dem Unterofen hin. Über der Schale lagen dann abwechselnde Schichten von ganz klein geschlagenem Eisenerz, Holzkohlen und Kalk, dieser als der nötige Schmelzzuschlag zur Flüssigmachung der Schlacke; zuoberst dann wieder eine Hohlkohlenschicht. Daher der Name Schichtöfen für diese Art Schmelzöfen. Wenn nun die Füllung über der Schale schmolz, drängte das schwerere Eisen abwärts durch das Mittelloch der Schale in den Feuerungsteil und backte dort mit dem schwereren Teil der Schlacke zu einem Kuchen zusammen, während der leichtere Teil der Schlacke über der Schale als Schlackenpflaster zurückblieb. Schließlich wurde die noch sehr schlackenreiche, teigartige Eisenluppe unten herausgeholt (wobei der Ofen meist zerstört wurde), die ihr anhaftenden Schlacken abgeschlagen und die innerlichen Schlackenteile durch anhaltendes Schmieden der immer neu erhitzten Luppe beseitigt, so daß nun ein gutes, ziemlich reines Eisen erzielt wurde. Völlig reines, d. h. chemisch reines Eisen, das die Eigenschaft hat, überhaupt nicht zu rosten, wie es in der Wikingerzeit erzielt wurde, ist in älterer Zeit aber noch unbekannt. Die erste, noch unvollkommene Ausgrabung in Tarxdorf rührte von 1903 her, die Hauptgrabung, die erst eine klare Anschauung verschaffte, von 1909.

Den Tarxdörfern ähnliche Schmelzöfen wurden später auch auf damals schon germanischem Boden zu Sangerhausen aufgedeckt. Leider war es hier nicht möglich, zeitbestimmende Mitfunde zu machen.

Ungemein wichtig dagegen für die Frage der Zeitstellung ist die Entdeckung von vier kleinen zylindrischen Schmelzöfen der germanischen Spät-

Digitized by Google

latène-Zivilisation zu Siedlemin im südposenschen Kreise Jarotschin. Sie hatten etwa 60 cm Höhe und 20—35 cm Durchmesser.

Einer von ihnen, dessen Oberteil von einem über ihm errichteten Hügelgrab später Kaiserzeit zerstört worden ist, wurde senkrecht durchgeschnitten, in Gips gepackt und ins Posener Museum gebracht (Abb. 10). Man sieht hier zu unterst eine Tonschicht, die den gewachsenen Boden darstellt, darüber eine Kohlenschicht, darüber den Schlackenkuchen mit herabgetropften Schlacken und zu oberst die Kulturschicht. Vom unteren Teile des Ofens ging schräg hinauf an die Erdoberfläche ein Kanal für den Luftzutritt. Da der Ofen keinen Lehmmantel besitzt, kann er nur in einer Erdgrube, nicht auf der Bodenoberfläche gestanden haben. Vielleicht oder wahrscheinlich ist der Ofen nur der Bodenteil eines Schmelzofens gewesen, der Herd für das untere Kohlenfeuer, für Schlackenabfluß und vielleicht auch zur Ansammlung der Luppe, falls diese nicht in dem über dem Herd befindlichen eigentlichen Schmelzofen liegen geblieben ist, der dann durch das später erbaute Hügelgrab zerstört sein muß. Daneben sehen wir die Oberseiten von zwei Schlackenkuchen aus der Oberschicht von Schmelzöfen. Das kleinere Stück (Abb. 11) stammt aus einem der kleinen Schmelzöfen, das größere (Abb. 12) ist auf dem benachbarten Felde ausgepflügt worden.

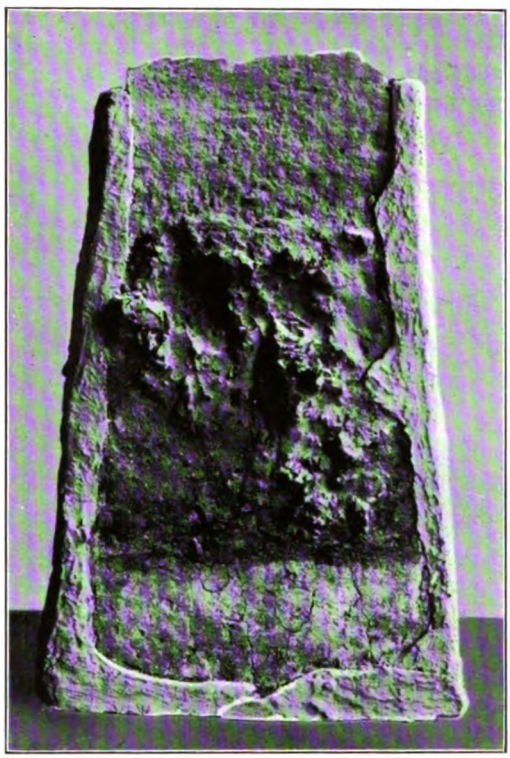


Abb. 10. Siedlemin, Kr. Jarotschin, Posen. Kleiner Eisenschmelzofen, senkrecht durchschnitten; in Gips. Etwa $^1/_7$ nat. Größe

Der Latène-Ofen von Siedlemin hat seine besondere Wichtigkeit, weil durch ihn meine lediglich aus der Fülle der Zeugnisse für damalige ostgermanische Eisenbearbeitung auf die gleichzeitige ostgermanische Eisengewinnung gezogene Schlußfolgerung schlagend und unwiderleglich bestätigt wird.

Neuerdings sind auch bei den Westgermanen, und zwar im rechtsrheinischen Kölnischen Stadtgebiet, Schlackenhügel, sowie auf der sog. „Heideterrasse" (Wahner Heide) in dem Gräberfeld von Altenrath und in der Siedelung am Fliegenberge Schlacken aus der Mittel-Latènezeit festgestellt worden.

Die von Chr. Hostmann vor 50 Jahren veröffentlichten Mitteilungen über Eisenschlackenhalden in Hannover sind für uns darum weniger wertvoll, als die Zeit der Entstehung dieser Schlacken nicht festzustellen ist. Dagegen kennen wir aus dem südlichen Holstein Gruben mit gebrannten

Digitized by Google

Steinen und Eisenschlacken, die in die Zeit der Urnenfriedhöfe des 3.—1. Jahrhunderts vor Chr. gehören.

Wenden wir uns weiter nordwärts, nach Dänemark, so hat neuerdings eine fachmännisch genaue Untersuchung der bisher bekannten 92 alten Eisenschlackenplätze Jütlands ergeben, daß die Eisenverhüttung dort mindestens bis in die ersten Jahrhunderte n. Chr. zurückgeht. Über Norwegen gehen die Ansichten der beiden hervorragendsten dortigen Forscher sehr stark auseinander, indem der eine von ihnen die Eisengewinnung bereits um 600 vor Chr., der andere erst im 5.—6. Jahrhundert nach Chr. beginnen läßt.

Von Schweden ist nur ein erschrecklich unvollkommener Eisenschmelzofen aus der Zeit um Chr. Geburt, der zu Bjärsgaard in Schonen entdeckt wurde, erwähnenswert.

Die Eisenverhüttungsöfen vorgeschichtlicher Zeit bestanden also entweder aus bloßen Erdgruben, die am besten an einem nach Westen gelegenen Abhang angelegt wurden, damit das am Grubenboden befindliche Loch genügenden Luftzug erhielt. Andernfalls half man mit einem Blasebalg nach, der schon in der späten Bronzezeit bekannt war. Diese Art kann man Schachtöfen nennen. Oder — und das wird nur wenig später der Fall gewesen sein — man legte über der Erde zylindrische Ton- oder Lehmöfen von höchstens 1 m Höhe an.

Abb. 11. Siedlemin, Kr. Jarotschin, Posen. Oberster Schlackenkuchen eines kleinen Eisenschmelzofens. 1/5 nat. Gr.

Die weitere Erhöhung dieses Ofens zum sog. Stückofen oder Blauofen, der etwa 4 m hoch war, geschah auch schon in früher, nicht näher zu bestimmender Zeit und hielt sich in manchen zurückgebliebenen Gegenden bis ins 18. Jahrhundert hinein. Im Siegerlande und im Elsaß dagegen erhöhte man die Öfen schon im 15. Jahrhundert noch weiter und hielt sie unter Anwendung mechanischer Blasebälge in ununterbrochenem Betrieb. Das waren die sog. Hochöfen, in denen es möglich war, eine so hohe Hitze zu erzeugen, daß Gußeisen hergestellt werden konnte, d. h. ein Eisen, das einen noch weit stärkeren Kohlengehalt besitzt, als Stahl, nämlich 2,3—5%.

Sollen wir nun mit einem Worte noch Ostpreußen berühren, so sind Beweise für einheimische Eisenverhüttung aus vor- oder frühgeschichtlicher Zeit von hier nicht bekannt. Erst der Deutsche Orden hat, wie er von Gilgenburg aus ostwärts Masuren in Besitz nahm, das Vorkommen von Raseneisenerzlagern längs der ganzen masurisch-polnischen Grenze sofort erkannt und alsbald dort eine Reihe von Eisenhütten angelegt, die nur mit deutschen Eisenhüttenleuten besetzt wurden und so zu Mittelpunkten deutscher Kultur wurden. Das währte vier Jahrhunderte lang, bis 1800. Um 1800 wurde zu Wondollek südlich von Johannisburg ein staatliches Eisenhüttenwerk mit Hochöfen errichtet, das erst 1875 den Betrieb einstellte.

Digitized by Google

Wir fragen nun zum Schluß: Worin liegt die Bedeutung der Kenntnis des Eisens für den vorgeschichtlichen Menschen?

Schon die Entdeckung und Verwendung der Bronzemischung war ein ungeheurer Fortschritt gegenüber der reinen Steinzeit. Man konnte nun in Waffen, Werkzeugen und Schmucksachen einen ungemein viel reicheren Formenschatz, auch weit größere Formen schaffen, die Gegenstände leicht und sehr rasch herstellen, beim Schadhaftwerden noch leichter ausbessern. Und dennoch hatte die Bronze nicht vermocht, die allgemeine Grundlage der stofflichen

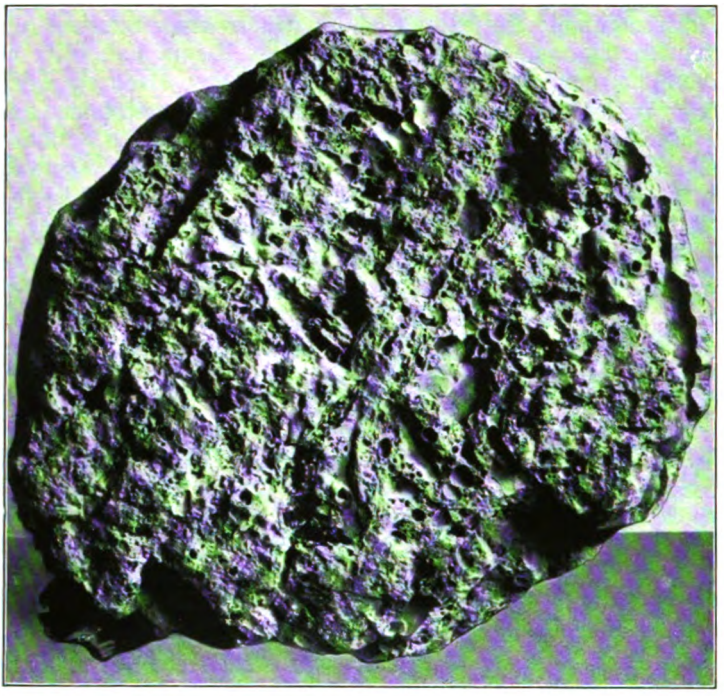


Abb. 12. Siedlemin, Kr. Jarotschin, Posen. Schlackenkuchen aus einem größeren Schmelzofen

Zivilisation in ihrer Zeit zu bilden. Die Seltenheit von Kupfer und Zinn, die im Altertum nur an sehr wenigen Stellen vorkamen und daher sehr teuer waren, machten es der Bronze unmöglich, unterschiedslos allen Bedürfnissen des menschlichen Lebens zu dienen. Darum wurde während der Bronzezeit in ganz Europa und besonders in Nordeuropa Stein, hauptsächlich Feuerstein, aber auch Knochen, neben Bronze als zweiter und dritter Rohstoff, namentlich für kleinere Waffen und Geräte für den Tagesgebrauch andauernd weiter benutzt.

Dagegen ist die Verbreitung des Eisens in der Natur geradezu unbegrenzt. Hatte man also einmal die große Schwierigkeit der ersten Eisenerzeugung überwunden, so war man nicht mehr an die Einfuhr zweier in weit entlegenen Bezugsquellen fertig gestellter Metalle, des Kupfers und des Zinns, oder einer aus beiden bereits zubereiteten Mischung, der Bronze,

Digitized by Google

gebunden, sondern konnte das nötige Metall, das Eisen, im Lande selbst erzeugen. Der gewaltige Einfluß der Besitzer jener fernen Metallquellen auf ihre Abnehmer war damit ausgeschaltet. So verstehen wir es besser wie die Gallier, als sie ihre Waffen aus eigenem Stoff anzufertigen gelernt hatten, zu einer derartig überlegenen Kriegstüchtigkeit gelangten, daß sie dann bald ihre großen Eroberungszüge nach Südeuropa und ostwärts ins Alpen- und Balkanland, nach Südrußland und bis nach Kleinasien auszuführen befähigt wurden.

Wenn unsere Wissenschaft mit diesem Zeitpunkt den Beginn einer ganz neuen Periode ansetzt, so hatte das zunächst zwar rein äußere Gründe, nämlich die dadurch ermöglichte Aufstellung des Gebäudes einer relativen und dann einer absoluten Chronologie der Vorgeschichte. Wenn über diese angeblich rein mechanische, geistlose Periodenteilung — Stein-, Bronze-, Eisenzeit — nicht nur in Laienkreisen, sondern neuerdings vereinzelt sogar von Fachleuten gespottet worden ist, so besteht dafür nicht einmal ein geringer Schein der Berechtigung angesichts der einschneidenden Wirtschaftsänderungen, die das Eisen herbeiführte. Wir haben es bei dem Eintritt der Eisenzeit und der bodenständigen Eisenerzeugung mit einem Fortschritt zu tun, der vielleicht der wichtigste in der ganzen materiellen Entwicklung der Menschheit gewesen ist, ein Fortschritt, der Bahn geschaffen hat für alle höheren Zivilisationsstufen. Man braucht nur an die ungeheure Umwälzung zu denken, welche die Erfindung der Dampfmaschine und in ihrem Gefolge die der Eisenbahn herbeigeführt hat. Im heutigen Leben ist das Eisen eine der wichtigsten Größen, wenn nicht die wichtigste, in der gesamten Technik der Welt. Dank der Herrschaft der Steinkohle, welche die Holzkohle verdrängte, und Dank der großartigen Verwendung der Dampfkraft stehen wir jetzt im Zeitalter der Massenstahlbereitung.

Aber auch heute noch wie schon 1000 Jahre vor Chr. ist eines der bedeutendsten Gebiete der Eisentechnik die Herstellung von Eisenwaffen, jenen Werkzeugen, die kein Volk entbehren kann, am wenigsten das deutsche Volk, wenn es seine Freiheit wahren will. Auch das ringsum bedrohte Ostpreußen will das und wird es hoffentlich durchsetzen:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte!"

Wichtigste Literatur

1. Beck, L.: Geschichte des Eisens. I². Braunschweig 1890.
2. Belck, W.: Die Erfinder der Eisentechnik, insbesondere auf Grund von Bibeltexten (Zeitschr. f. Ethnol. 1907, S. 334ff.).
3. — Die Erfinder der Eisentechnik (ebd. 1908, 45ff.).
4. Olshausen, O.: (Ebd. 1907, 691ff.).
5. — Eisengewinnung in vorgeschichtlicher Zeit (Zeitschr. f. Ethnol. 1909, S. 60ff.).
6. — Über Eisen im Altertum (Prähist. Zeitschr. VII, 1915, S. 1ff.).
7. v. Luschan, F.: Eisentechnik in Afrika (Zeitschr. f. Ethnol. 1909, S. 22ff.).
8. Montelius, O.: Wann begann die allgemeine Verwendung des Eisens (Prähist. Zeitschr. 1913, S. 289ff.).
9. — Wann und wo wurde das Eisen entdeckt? (Aarböger f. nord. Oldk. 1920, S. 3ff.).
10. Blinkenberg, C.: Ursprungsland des Eisens (Aarböger f. nord. Oldk. 1923, S. 139ff.).
11. Blume, E.: Eisenschmelzofen von Siedlemin (Mannus III, 1911, S. 295ff.).
12. Kossinna, G.: Eisenspitzbarren (Mannus VII, 1915, S. 117ff.; 339ff.; XI/XII, 1919/20, S. 412f.).
13. Götze, A.: Die Schwurschwerter der Wartburg. — Taleae ferreae (Kossinnafestschrift 1928, Mannus Erg.-Bd. VI, S. 138ff.).

Digitized by Google

Neue Anschauungen über die Diluvialgeologie Ostpreußens

Von Landesgeologen Prof. Dr. Heß von Wichdorff in Berlin

Es ist eine recht merkwürdige, in Geologenkreisen allmählich sich durchsetzende Tatsache, daß ausgerechnet eine der allerjüngsten geologischen Formationen, das Diluvium mit seinen eiszeitlichen Ablagerungen, dem Fachmann ungewöhnlich viele Rätsel und Schwierigkeiten darbietet. Immer mehr hat sich herausgestellt, daß vergleichende Studien an den heutigen Alpengletschern zur Erklärung der Erscheinungen und gewaltigen Ablagerungen der diluvialen Inlandeismassen keineswegs zureichen. Erreichen doch in Ostpreußen die zur Diluvialzeit abgesetzten Schichten von Lehmmergel (Geschiebemergel), Tonmergel, Kies, Sand und erratischen Steinblöcken in gewissen Landstrichen bis 200, ja bis 250 Meter Mächtigkeit. Infolgedessen erscheint es als dringende Notwendigkeit, zur Klärung all der vielseitigen Probleme der Diluvialgeologie an Stelle der bisher oft angewendeten Theorien neue Wege zu beschreiten. Zwei Forschungsmethoden sind es namentlich, von denen man sich versprechen kann, daß sie der Erkenntnis der geologischen Ereignisse während der diluvialen Eiszeiten neue Anregungen und Ergebnisse bringen dürften. Einmal die sorgfältigen Erforschungen der heutigen Inlandeisgebiete in arktischen Gegenden, auf Grönland, Spitzbergen und auf der nördlichen Hälfte von Nowaja-Semlja, wie sie so erfolgreich in den letzten Jahren durch K. Gripp auf Spitzbergen durchgeführt worden sind[1],[2]). Die einzelnen Vorgänge bei der Ablagerung der verschiedenartigen Absätze des Inlandeises, namentlich auch die häufige Bildung von Staumoränen am Rande des Eises, hat Gripp durch ungemein sorgsame und kritische Untersuchungsreihen an Ort und Stelle immer wieder von neuem beobachtet und in geschickter Weise für die Erklärung der norddeutschen diluvialen Erscheinungen ausgewertet. Seine zahlreichen ausgezeichneten und anschaulichen Bilderaufnahmen aus der Welt des Inlandeises sind ungemein wertvoll als untrüg-

[1]) Dr. Karl Gripp und Dr. Emmy Todtmann: Die Endmoränen des Green Bay-Gletschers auf Spitzbergen, eine Studie zum Verständnis norddeutscher Diluvialgebilde. Mit 14 Tafeln und 6 Textfiguren. (Mitteilungen der Geograph. Gesellschaft in Hamburg, Bd. 37, S. 43—75.)

[2]) Prof. Dr. Karl Gripp: Glaciologische und geologische Ergebnisse der Hamburgischen Spitzbergen-Expedition 1927. Mit 32 Tafeln und 39 Textfiguren. (Abhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins zu Hamburg, Bd. 22, 2.—4. Heft, S. 145 bis 249.)

Digitized by Google

liche Grundlagen für die Anschauungen über die Entstehung des norddeutschen Flachlandes und seiner verschiedenartigen Landschaftsformen. Endlich sind wir durch die hervorragende Forschertätigkeit Gripp's in die angenehme Lage versetzt worden, bestimmte geologische Verhältnisse der diluvialen Ablagerungen auf sicher beobachtete Vorgänge während der Inlandeisbedeckung Norddeutschlands zurückführen zu können. An der Hand der Bilder von Spitzbergen können wir uns sogar eine lebendige Anschauung von den damals an dieser Stelle vorhandenen Landschaftsformen und Einzelvorgängen machen und sind damit der rein theoretischen und unfruchtbaren bisherigen Betrachtungsweise erfreulicherweise vielfach enthoben.

Die zweite Forschungsmethode, die in Norddeutschland bei diluvialgeologischen Untersuchungen Platz zu greifen hat, muß auf ebenso sorgsamen und kritischen Beobachtungen beruhen. Es gilt hier, nach eingehender Feststellung des genauen geologischen Aufbaus einer Gegend die geologisch-morphologischen Landschaftselemente übersichtlich genau zu erfassen und in allen ihren Einzelheiten zu einem Gesamtbild der Vorgänge zur Zeit der diluvialen Inlandeisbedeckung Nordeuropas zusammenzustellen. Wohl sind auch bisher schon bei den geologischen Flachlandsaufnahmen diese typischen Landschaftselemente kartographisch scharf ausgeschieden worden. Es fehlte aber bei der geraumen Zeit, welche die sorgfältige Aufnahme der verschiedenen Meßtischblätter erforderte, an der notwendigen Übersicht über eine hinreichend große Gesamtlandschaft. Nun stellte sich bei den umfangreichen Übersichtsaufnahmen eines größeren Teiles von Masuren, der ganzen Gradabteilung 36, welche nicht voll 34 Meßtischblätter umfaßt und in den Jahren 1921 bis 1930 vom Verfasser aufgenommen wurde, heraus, daß die besonderen Landschaftsformen in den einzelnen Gegenden durchaus nicht alle zur genauen Erkennung der eigentlichen Vorgänge zur Eiszeit erforderlichen Grundlagen boten. Infolge der von Gripp beobachteten dauernden Oszillationsvorgänge am Eisrande werden vielfach bereits abgelagerte Absätze von neuem überdeckt und sind daher nicht mehr sichtbar. Bei den Übersichtsaufnahmen wurden daher bei jeder Landschaftsform immer wieder die einzelnen Kriterien festgestellt und bei neu aufgefundenen gleichartigen geologischen Gebilden stets erneut eingehend nachgeprüft und ergänzt. Diese Arbeitsform mußte schließlich dazu führen — infolge der über außerordentlich weite Flächenräume des Landes sich erstreckenden und gleichmäßig ausgeführten Untersuchungen — sozusagen ideale Landschaften aufzufinden, in denen alle Formenelemente durch einen besonderen Glücksumstand noch bis heute sich erhalten haben, ohne durch spätere Oszillationen wieder teilweise verwischt zu sein.

Auf diese Weise ist nun gelungen, ein wirklich ideal erhaltenes diluviales Stauseebecken in Masuren nachzuweisen, an dem man alle Einzelheiten in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge beobachten kann. Damit ist aber gleichzeitig das bisher immer noch bestehende Dunkel über die Entstehung unserer so verschiedenartigen masurischen Seen gelichtet. War man doch bisher in manchen Kreisen geneigt, das Werden unserer Seen in die Zeit der endgültigen Abschmelzung des Inlandeises zu verlegen. Man verband damit die recht einleuchtende Erklärung, daß eben die Schmelzwässer des Inlandeises am Schlusse der Eiszeiten alle tiefen Bodensenken mit Wasser erfüllt und auf diese Weise die Seen geschaffen hätten. Ganz so einfach ist allerdings der Bildungsvorgang unserer Seen nicht gewesen. Vielmehr stellt sich heraus,

Digitized by Google

daß alle unsere Seen schon während der vollen Inlandeisbedeckung Masurens in der Diluvialzeit inmitten des Eises entstanden sind und ursprünglich von hohen Eismauern umgeben waren, die in diesem ursprünglichen Zustand ihre Ufer gebildet haben. Erst bei der endgültigen Abschmelzperiode des Eises sank der bisherige weit höhere Wasserspiegel des größeren Seebeckens ruckweise und die Schmelzwässer erfüllten die tiefsten Senken mit ihren Wassern und schufen an Stelle des bisherigen großen Staubeckens die heute noch vorhandenen kleineren Einzelseen.

Die allmählichen Entwicklungsstufen dieser Seenbildung enthüllt uns nun das Musterlehrbeispiel des diluvialen Stauseebeckens von Woszellen und Grabnick westlich von Lyck in Masuren, dessen grundlegende Bedeutung erst im Jahre 1929 erkannt wurde. Hier liegt der in der Diluvialgeologie so seltene Fall vor, daß man durch genaue Beobachtung und ihre logische Auswertung an Ort und Stelle alle diluvialen Erscheinungen ohne Anwendung von Hypothesen erklären kann, daß man an allen Punkten des ausgedehnten Vorkommens im Gelände immer wieder alle Einzelheiten kritisch feststellen kann und stets zu den gleichen Ergebnissen gelangt.

Die äußere Umgebung dieses großen, sich scharf abhebenden ovalen Stauseebeckens bildet überall die charakteristische kuppige Grundmoränenlandschaft. Von W. Ule wurde diese für Masuren so typische Landschaftsform mit ihren rotbraunen, so mannigfaltig gestaltenen Lehmbergen und steilen Kuppen und den vielen unregelmäßig begrenzten Moorzipfeln und kleinen wie größeren Torfmooren dazwischen treffend als „Buckelige Welt Masurens" bezeichnet. Rings umschlossen von diesem fruchtbaren hügeligen Lehmgebiet erstreckt sich nun ein völlig ebenes, kiesiges Sandgebiet, das in einer westlichen Bucht in ein ebenes fettes Tongebiet übergeht, der Bereich des Stauseebeckens, in dem noch einige eingesenkte kleinere Rinnenseen als letzte Reste des ehemaligen größeren eiszeitlichen Stauseebeckens erhalten geblieben sind. An der Grenze zwischen der äußeren bergigen Lehmlandschaft und dem ebenen kiesigsandigen Inneren des früheren Stausees zieht sich nun ein landschaftlich sehr auffällig sich heraushebender schmaler Ring eines grobkiesigen stark gebogenen Bergkammes dahin, der die ausgesprochene Randendmoräne des Stauseebeckens darstellt. Gewaltige Blockpackungen von wollsackähnlich auf einander getürmten erratischen Steinblöcken, wie sie z. B. in einer Steingrube unmittelbar am Eisenbahneinschnitt bei Chrzanowen und an anderen Stellen der Umrandung des Stausees nördl. von Grabnick und im Dorfe Czerwonken vorzüglich studiert werden können, kennzeichnen diese das Staubecken umrahmende Randendmoräne als eine einwandfreie und sichere Endmoränenbildung, wie sie nicht charakteristischer ausgebildet sein kann. Dieser Hinweis auf die echte Endmoränennatur dieser Randendmoränen von diluvialen Stauseebecken muß um so stärker betont werden, als auch am Rande des großen diluvialen Mauerseestaubeckens, vor allem am Ostrand des Goldapgarsees bei Jeziorowken, diese ausgezeichneten, stark gebogenen Randendmoränen mit ihren schönen Blockpackungen vorhanden sind, aber irrtümlich im Jahre 1904 als gewöhnliche Endmoränen, die am Rande des eisfreien südlichen Vorlandes bei der endgültigen Abschmelzung des Inlandeises zu entstehen pflegen, aufgefaßt wurden, obwohl sie eine deutlich südnördliche Richtung aufweisen. Ihr unmittelbarer Zusammenhang mit den Stauseeterrassen wurde eben außer vom Verfasser bisher nicht erkannt. Bereits im Jahre 1914 hat der Verfasser in seiner umfassenden Abhandlung

Digitized by Google

über „Das masurische Interstadial“[1]) folgendes darüber gesagt (S. 350 bis 351):

„Alle diese Erscheinungen sind aber sofort verständlich durch die Theorie der Entstehung der Seen aus isolierten Staubecken, die sich im stilliegenden Eise in der Umgebung größerer Eisspalten allmählich bildeten. Noch kurz mag auf die Tatsache hingewiesen werden, daß die Stauseebecken Masurens mit ihren heutigen hochgelegenen ehemaligen Strandterrassen oft an mehreren Seiten umsäumt werden von einem Kranz einer schmalen, modellscharfen Endmoränenkette, die durch ihre vorzügliche Erhaltung und Gestalt bereits verrät, daß ihre Entstehung unter besonders günstigen Umständen erfolgt ist. Solche Endmoränenketten umgeben z. B. als Halbring den Goldapgarsee und in noch größerem Umfange die Seen des Haaszner Seengebietes. Sie sind auch im Gebiete des großen Mauersseebeckens in ihren weiten, den ehemaligen Uferrändern des Mauersee-Staubeckens folgenden Bogen überall erkennbar, wie dies die in diesem Jahrbuch (1904) erschienene „Übersichtskarte des Mauerseegebietes in jungdiluvialer Zeit“ vorzüglich wiedergibt. Wie sind nun diese Stausee-Randendmoränen zu erklären? Sie stimmen durchaus nicht überein mit den großen Rückzuglinien des Inlandeises, mit denen sie sich vielfach winkelig und oft auch senkrecht schneiden. Sie verwirren in ihrer großen Fülle und Mannigfaltigkeit derart, daß es bisher nicht möglich war, in den Seengebieten des Baltischen Höhenrückens in Masuren die Hauptrückzugslinien des Inlandeises von ihnen zu scheiden. Die Stauseebecken waren mitten im geschlossenen stilliegenden Inlandeise auf Spalten als kleinere wie große Eislöcher entstanden und bestanden als solche längere Zeiten. Als das Inlandeis später immer mehr abschmolz und der südliche Eisrand sich den Stauseebecken immer mehr näherte, begann das Eis in der Umgebung der Stauseen ebenfalls stark abzuschmelzen und hinterließ an der Stelle des alten Eisrandes um den Stausee einen schmalen Endmoränenwall. In Gegenden, wo keine Stauseen in Eislöchern vorhanden waren und eine eigene getrennte Abschmelzung im Inlandeis erfuhren, hat das schmelzende Inlandeis nur an den größeren Stillstandslagen einheitliche Endmoränenzüge größeren Stils hinterlassen, die in ihrer Lage die allgemeine Rückzugslinie des Inlandeises wiedergeben. In den Stauseegebieten erfolgte das Abschmelzen des Eises entsprechend den vielgestaltigen Umrissen dieser gewaltigen Eislöcher nach allen möglichen Richtungen, vielfach sogar vorwärts auf den Haupteisrand zu und auch senkrecht zu ihm. In den großen Zwischengebieten zwischen den einzelnen Staubecken erfolgte der Rückzug des Inlandeises regelmäßig von Süden nach Norden und hinterließ örtlich die Sanderflächen und Urstromtäler, welche neue Verbindungen zwischen den getrennten Staubecken schufen, sowie den Ablauf der angestauten Wassermengen und die Trockenlegung der Strandterrassen sowie die Entstehung zahlreicher Einzelseen zur Folge hatten. Es erfolgt stufenweise derselbe Vorgang in umgekehrter Reihenfolge, der einst zur Bildung der Staubecken geführt hatte. Das Staubecken zerfällt wieder in seine ursprünglichen Elemente, die die Erosion auf den Eisspalten geschaffen hatte und die heute als Einzelseen in ihrem Bau und ihrer Gestalt die Geschichte ihrer Entstehung widerspiegeln.“

---

[1]) H. Heß von Wichdorff: Das masurische Interstadial. (Jahrbuch der Preußischen Geologischen Landesanstalt für 1914 (Bd. 35, Teil II), S. 298—353.)

Digitized by Google

Seit dieser Zeit hat die wissenschaftliche Erkenntnis des Werdeganges unserer masurischen Stauseen durch sorgsame Einzelstudien an den verschiedenen Eisstaubecken des Landes erhebliche Fortschritte gemacht und das bisherige Problem der Entstehung der verschiedenartigen Seengebiete Masurens nunmehr restlos zur Lösung gebracht. Auf die einzelnen wissenschaftlichen Beweise näher einzugehen, würde an dieser Stelle zu weit führen. In dieser Beziehung sei auf die ausführliche amtliche Darstellung dieser verwickelten Verhältnisse besonders hingewiesen, die auch dort gemeinverständlich dargestellt sind[1]).

Freuen wir uns, daß es in dreißigjähriger entsagungsreicher Forschertätigkeit nunmehr gelungen ist, diese Grundprobleme der masurischen Landschaft und vornehmlich ihrer Seen zu einer klaren und einwandfreien Lösung zu führen!

---

[1]) H. Heß von Wichdorff: „Diluvialgeologische Beobachtungen und Ergebnisse in Masuren. — Geschichtliches. — Das glaziale Staubecken von Woszellen—Grabnick. (Sitzungsberichte der Preuß. Geologischen Landesanstalt, Heft 6 (1931), S. 100—117.)

Digitized by Google

Das Waldbild und die Klimaschwankungen Ostpreußens unter der Einwirkung des prähistorischen Ackerbaus

Von Hermann Ziegenspeck, Königsberg/Pr.

(Vortrag auf der Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte in Königsberg)

Zur Beurteilung der Klimaschwankungen nach der Eiszeit haben wir in Ostpreußen verschiedene Möglichkeiten: Die Waldböden des F-Gestelles kurz vor Sarkau auf der Kurischen Nehrung, die Waldböden der Kurischen Dünen, die Seenspiegel und überschwemmten Wälder, die Moore mit ihrem Blütenstaub von Waldbäumen und nicht zuletzt die menschlichen Artefakte.

Betrachtet man zunächst die Aufschlüsse am F-Gestell, so ist das Bild in diesem Jahre nicht mehr so leicht zu ersehen, wie im vorhergehenden. Ich will mich daher an die damaligen Zustände halten. Sie sind eingehend untersucht und beschrieben worden. Auf dem Geschiebelehm lagert ein Riedgras- und ein Mooshorizont mit hochnordischen Moosen. Blütenstaub ist in dieser Schicht nicht allzuviel vorhanden. Wir konnten Birken und Kiefer vorfinden. Schon in dieser sehr frühen Schicht war die Ulme spärlich vertreten, wie das ja im Osten oft der Fall ist. Man kann also die Horizonte in die präboreale Zeit oder arktische Zeit verlegen und bis zum Beginn der Einwanderung der Ulme also Anfang der borealen Zeit ausdehnen. Man kann die Bezeichnungen selbstredend auch abweichend vom Blytt Sernanderschen Schema mit Ende Yoldia Anfang Ancylus bezeichnen. Unserer Ansicht nach ist das ebenso wie die Bezeichnung Dormesolithisch viel glücklicher.

Es kommt nun ein Anstieg der Dünenbildung mit Sandaufschüttungen. Dazwischen sind feinste Torfschichten eingestreut. Diese Schicht wird durch eine oder zwei dickere Horizonte beendigt. In diesen finden wir die Kiefer und Birke, daneben aber schon Erlen. Haselpollen konnten wir nicht finden. Man kann die Bildungszeit als Boreal, Mesolithikum oder Ancylus bezeichnen. Die Trockenheit hat wohl den Transport des Sandes begünstigt. Wir machen vornehmlich auf den fehlenden Ortstein aufmerksam. Das Ausbleiben der Hasel wird noch zu behandeln sein.

Inwieweit die folgenden Schichten durch das Sinken unter Wasser in der Litornazeit verändert sind, darüber ist hier nicht zu diskutieren. Jeden Falles erfolgt eine weitere Sandaufschüttung. Eine starke Bindung des Sandes kam wohl nicht in Frage, da noch das Heidekraut in der ersten Litorinazeit fehlte bzw. in Seenähe nicht an exponierten Orten gedieh. Die Heide als Pioniergesellschaft zur Heidedüne fehlte offenbar noch.

Man könnte höchstens an eine Bindung wie auf Juist durch eine Moosdüne mit Sanddorn denken.

Digitized by Google

Nach einer mächtigen Sandaufschüttung folgt der atlantische Horizont, durch die Litorinahebung wohl etwas überhöht. Dieser ins Neolithikum fallende Horizont weist ungeheure Ortsteinbildungen mit kräftigen Bleichsanden auf. Die Calluna, die wir geneigt sind als Ortsteinbildner anzusehen, ist fraglos hier weit verbreitet gewesen. Prachtvolle Baumtöpfe durchbrechen die Bildung. Diese Böden beherbergen die Reste mancher Pflanzen mit typisch atlantischer Verbreitung wie den Gagelstrauch, der heute in dieser Gegend völlig fehlt. Mit der Litorinasenkung ist das Haff entstanden oder zum mindesten ausgedehnt worden. Auch heute bildet sich der Ortstein besonders in baumfeindlichen atlantischen Regionen, zumal wenn der Mensch die Bäume beseitigt (besonders durch Kohlenmeilerei oder Heidebrennen, dem Reste einer alten Brandkultur). Das Klima muß im allgemeinen feucht gewesen sein und dabei mild. Aber kleinere Trockenzeiten sind immer im jahreszeitlichen Wechsel eingestreut. Wir möchten die Klimakurve von Werth anführen. Das transgredierende Meer hat also ein anderes Klima und Pflanzen mitgebracht. Wir müssen uns in Ostpreußen an der See etwa ein Klima wie in Rügen vielleicht sogar Schleswig denken. Dort haben wir die ausgesprochenen Heidedünen und Moosdünen, die uns heute hier fehlen, aber damals, wie die Ortsteine zeigen, auch bei uns da waren.

Wie sind nun diese mächtigen Ortsteine entstanden. Heute beobachten wir auch in solchen Klimaten nur diese Bildungen, wo der Mensch das Baumwachstum unterbindet. Das ist erst neuerdings wieder durch Mager gezeigt worden. Im sich schließenden Walde hindert die Beschattung das zeitliche Austrocknen, das unserer Ansicht nach zur Ortsteinbildung gehört. Es kommen die Heidelbeer- oder Schmielenwälder an trockenen, die Haselkiefernwälder an feuchteren Stellen heraus. An die Eichenmischwälder ist weniger auf diesen Böden zu denken. In Niederungen aber müßte die Erle hier weite Strecken bedeckt haben. Die Böden hatten fraglos die Neigung zu starker Säuerung und die meiste Zeit im Jahre, besonders im Winter, ein Auswaschen der oberen Schichten. Ob dieses starke Auswaschen und die Verfilzung durch die Heide allein die Schuld an dieser Beschaffenheit des Bodens trägt, oder ob nicht doch der Mensch hier eine wichtige Rolle durch Abholzen oder Abbrennen gespielt hat, das ist schwer zu entscheiden. Die Nehrungen waren immer in diesen Zeiten besiedelt.

In diesen Waldböden über dem Ortstein hat meine Schülerin Werner das Vorkommen von Erlenpollen als herrschenden nachweisen können. Es ist uns dieser Fund wegen der Zeitstellung der Moore sehr wichtig.

Es kommen, nur von geringen Humuslagen unterbrochen, mächtige Sandaufschüttungen, die aber an anderen Stellen fehlen. Es müssen Dünenbildungen eingesetzt haben. In diesen subatlantischen bis rezenten Horizonten fehlt der Ortstein und wo er weiter einwärts auf wirklichen Heidestrecken da ist, ist der Verdacht einer geringen Tiefe der atlantischen Horizonte nicht von der Hand zu weisen. Wir sind in den subatlantischen Schichten. Dem vollen Winde der „Kahlfröste" ausgesetzt, gedeiht heute die Heide nicht mehr, wohl aber im Windschatten. (Wälder zwischen Cranz und Sarkau.)

Das Vorkommen des Heidekrautes (Calluna vulgaris) ist von sehr großer Bedeutung für die Beurteilung des Klimas in der Vorfrühjahrszeit und besonders für das Vorkommen einer Schneebedeckung. Auf das deutlichste können wir auch an anderen Stellen, Mooren, Küstenabstürzen, beobachten, daß die Heide nicht die Kahlfröste verträgt. An der windgeschützten Küste

Digitized by Google

oder an den weniger den herrschenden Winden ausgesetzten Stellen finden wir dasselbe, nicht hingegen an den freien und ungünstig exponierten. Die Beobachtungen am Wachbudenberg, an der Küste des Samlandes von Palmnicken bis Neukuhren, in der Rominter Heide und im Skalischer Forst sind hier sehr kennzeichnend. Dagegen geht die Heide in voller Entwicklung weit nach Finnland hinauf, wo der Schnee länger liegt. Auch hier ist z. B. bei Loimola und am Ladogasee das Fehlen an windausgesetzten Stellen deutlich zu beobachten. Der Wald besteht heute in der Nachbarschaft aus Kiefern mit Adlerfarn, Erle, Birke, Schmiele und anderen Pflanzen. Die Fichte ist auf der Nehrung nicht gerade häufig.

Das Klima ist offenbar im Winter kälter geworden. Die Heidebildung ist nicht mehr begünstigt. Sie kann zwar an geschützteren Stellen durch den Eingriff des Menschen noch herauskommen (Katzengründe!), aber die Klimax, d. h. der Endzustand der Pflanzenbesiedlung ist nicht sie, sondern der Kiefernwald ohne Heidekraut. Die Brandkultur, das Schlagen des Waldes, die Kohlenmeilerei und Heidebrand, müssen abgenommen haben. Der Wald ist aber an exponierten Stellen nur metastabil, er kann sich, wenn er da ist, halten, aber kaum selber daselbst erzeugen, das geht nur in tieferen Lagen. Das Gelände vor Eingreifen des Küstenschutzes muß eine große Ähnlichkeit mit dem Dünengelände am Rigaer Meerbusen gehabt haben. Ähnliche Stellen sind z. B. auf der Steilküste bei Palmnicken—Groß-Dirschkeim anzutreffen. Der Wald fängt die Dünen, die aus labilen Weidendünen am Meere entstehen, je nach seiner Lage in allen möglichen Richtungen auf. Da aber der Wald nicht ausgerottet ist, so kann er sich halten und große Wanderdünen kommen wegen der geringeren Sandmasse nicht heraus. Nur an vereinzelten Stellen kommen einmal mehrere Vordünen ins Wandern, dann gibt es größere Wanderdünen örtlicher Lage, die höher als der Wald sind und damit unabhängig von seinem Verlaufe werden und sich nach der Windrichtung einstellen.

Kommt es aber zu einem Waldbrande, sei es durch den Menschen oder durch Blitzschläge, dann kann einmal eine Wanderdüne größeren Umfanges entstehen. Diese aber wird verweht und verebbt. Der Wald kommt in tieferen Lagen wieder heraus.

Wenn jedoch der Mensch in einem solchen Gelände sich mit zu starkem Abholzen, Kahlschlägen, Kohlenmeilerei, Teerbrennen oder Anlage von Dauerweiden befaßt, dann kommt der Wald zum Aussterben. Er war ja nur metastabil. Als Beweis hierfür diene das Dünengelände der Nehrung. Unten haben wir die atlantische Waldzone mit geringem Ortstein. Darüber kommen oft, jedoch nicht immer, neue Sandlagen, die sehr mächtig sein können und in historischer Zeit den subatlantischen Wald getragen haben. Ob es hier eine Trockenheit war, die den Sand weiter aufgeschichtet hat, ist nicht sicher. Man hat als solche das Subboreal vermutet. Das fällt etwa in die Bronzezeit, die in Ostpreußen ja auch in ihren ersten Kulturniederschlägen recht selten ist, ja sogar strichweise fehlen könnte. Das Schlagen des Waldes in historischer Zeit, sogar die durch Holzkohlen auf den Dünen und durch Aussagen alter Überlieferungen bezeugte Kohlenmeilerei und Teerbereitung haben die seit Jahrtausenden stehenden Sandmassen wegen der unmöglichen oder erschwerten Bindung durch die verfilzende Heide und Krähenbeere in größeren Höhen zum Wandern gebracht. Man findet überall dort auf der Nehrung, wo mächtige nackte Wanderdünen stehen, kaum Heidekraut im Wald oder Windschutze, nie aber im Freien. Auch der Sanddorn ist nur in Nähe des Grund-

Digitized by Google

wassers mehr am Anfang anzutreffen. Erst da, wo die Wanderdünen mehr schwinden (Sarkau, Preil), erscheinen die Sandverfestiger. Die Weite der Wasserfläche des Haffes muß dabei eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen. Ergänzend möchte ich hervorheben, daß in den atlantischen Böden Neolithikerfunde gemacht sind. Es kann hier nicht der Ort sein, diese in einer anderen Arbeit ausgeführten Dinge weiter auszuführen.

Nur kurz will ich in diesem Zusammenhange die Ortsteine und auch „Schwarzerdeböden" im Süden Ostpreußens erwähnen. Die ersteren kenne ich genauer. Sie liegen zum Teil im Skalischer Forst unter mächtigen Fichtenbeständen, ja selbst Erlenbestände und Hochmoorbildungen bauen sich auf ihnen auf. Auch da könnte man atlantische und subatlantische Zeiten vermuten. Zur Vorsicht gemahnt aber der Umstand des früheren Köhlerei- und Teerofenbetriebes in dieser Gegend. Vielleicht noch mehr die Eisenbereitung, die ja eine Begleiterin der Köhlerei in historischer Zeit noch war, kann das Waldbild und damit das Klima einer Gegend ganz gewaltig beeinflussen. Wenn der Wald geschlagen oder durch ständiges Abzapfen und Krüpplig-machen niedergehalten wird, dann schwinden die Wasserspeicher, das Klima wird dann an sich schroffer in den Gegensätzen. An solche Momente muß bei der Betrachtung der Waldsiedlung in der Eisenzeit bei dichterer Bevölkerung gedacht werden.

Ein gutes Licht werfen die Untersuchungen meiner Schülerin Urbschat auf die Waldbesiedlung der Rominter Heide. Diese ist durch Quellenstudien und Pollenanalytik des sog. Igtersees gestützt. Wir haben hier ein sehr denkwürdiges Bild. In der alten Zeit war die Fichte zum Klimaxbaum geworden und beherrschte das Waldbild. Etwa in der Eisenzeit (durch Funde menschlicher Artefakte im Vorkommen belegt) vermindert sich die Fichte zum ersten Male, um sofort wieder mächtig aufzutauchen. In historischer Zeit hat der Mensch wieder Teerbetrieb und Kohlenmeilerei angefangen. Die Fichte sinkt im Waldbilde. Es ist eine „Heide" entstanden, d. h. ein lichter Kiefernwald. Erst in neuerer Zeit kommt wieder die Fichte zum Durchbruch. Der so unverständliche Name ist durch den früheren Zustand verständlich. Ähnliche Bezeichnungen kennt man auch aus Bayerisch-Schwaben. Die Gegend der früheren Erzeugung des bayerischen Eisens trägt heute noch den unverständlichen Namen „d' Staude", obwohl sie mit Hochwald meist Fichten, seltener Laubwald, bedeckt ist. Die Kohlenmeilerei, Töpferei und die Eisenhütten hatten einen Krüppel- und Staudenwald erzeugt.

Ich will nun auf die jetzigen und ehemaligen Seen eingehen. Vielfach (Mauersee) finden wir unter dem Seespiegel Torfschichten als ein Zeichen für spätere Überflutung eines schon verlandenden Sees. Man könnte bei geringem Steigen auch an ein Verwachsen der Abflüsse denken. Aber die Steighöhen sind zu hoch. Ein sehr interessanter Fall ist mir durch Bohrungen mit Herrn Lehrer Büchle im ehemaligen Skirlaker See dem jetzigen Gudeller Moor bekannt. Am Grunde desselben sind bei Bohrungen an vielen Stellen regelmäßig Baumstämme und ausgesprochene Waldböden mit Farnsporen usw. zum Vorschein gekommen. Fichtenpollen ist hier gar nicht so selten. Wir verweisen auf dieses Vorkommen von borealen Fichtenwäldern in sehr früher Zeit auf später zu Sagendes. Es handelt sich um einen in borealer oder mesolithischer Zeit vorhandenen Wald, der von Wasser überschwemmt wurde. Darauf lagert 7 m Faulschlamm, also Seesediment. Ebenso haben wir am Grunde des Igtersees mitten in der Rominter Heide Wurzeltorf gefunden auf dem 6,5 m Faulschlamm lagert. Beide Seen sind erst in neuester Zeit zu Schwing-

Digitized by Google

mooren von Übergangsmoorcharakter verlandet. Der Anstieg des Wasserspiegels ist also auch bei uns eine weit verbreitete Sache. Diese Dinge können nur durch Feuchtwerden des Klimas entstanden sein. Das boreale Klima als Trockenzeit ist somit sicher belegt.

Anders zu werten sind die Funde in Schwendlund (Werner). Hier haben wir unter dem heutigen Haffspiegel in 9 m Tiefe Erlenstubben. Darunter Moorhorizonte mit Birken und Kiefern, also „arktischere" Zonen. Die Erlen kommen in der „Borealzeit" in großen Massen. Der Anstieg des Wassers ist hier durch die Litorinasenkung bedingt, die ja auch die Baumstämme unter dem Spiegel der Ostsee bedingt, wie diese auch Torf auswirft (welcher Provenienz?). Das Wichtige hierbei ist außer der tiefen Lage vielmehr der Charakter des ganzen Moores als Bruchwaldmoor. Es kann also nur eine langsame Senkung gewesen sein. Bis in etwa 2 m Tiefe baut sich der Bruchtorf auf. Dann kommt der Hochmoortorf in normaler Entwicklung als ombrogener Wald, wie er ja heute noch an den Rändern zu finden ist. Es muß also auch hier ein Abändern nach der Litorinahebung erfolgt sein. Das Klima ist durch „Subatlantischwerden" für die Bildung des Wollgrasmoores günstig geworden.

Zu den Mooren überleitend gebe ich Ihnen ein Bild von der Kakschen Balis. In 6 m Tiefe fanden wir Schilftorf. Dieser kann auch nicht in solcher Tiefe gebildet sein, sondern in einem seichteren Wasser. Dann kommt Sphagnumtorf. Wasserkissen mit etwa 1 m Mächtigkeit sind eingebettet. Wir hatten keine Baumstämme am Grunde, es ist ein mesotroph verlandender See. Die Bohrung war hier nur orientierender Natur. Auch hier handelt es sich um eine langsam erfolgende Überschwemmung eines wohl seichteren Wasserbeckens. Einen Trockenhorizont haben wir nicht angetroffen.

Bei anderen Mooren wie z. B. die Zehlau haben wir auch keinen echten Trockenhorizont angetroffen. Das Moor ist ombrogener Natur. Am Grunde in etwa 7 m Tiefe sind Baumstämme. Dann kommen Kiefern mit Schilftorf, Wollgras, Rekurvumtorf. Auf diese Bildung folgt auch heute an ungestörten Stellen des Randes gut studierbar ein Reiserwald, in dem die Torfmoose vorübergehend ganz verschwinden können. Solange nämlich der Kiefernbestand den Boden beschattet, können nur gewisse Moose gedeihen, die weniger Licht brauchen. Diese aber brauchen entweder Wasserzufuhr von außen, also andere Blutbildner, oder sie sind nur mesotroph. Es kommt ein Moment, wo die Nährstoffe so schwinden, daß die Blutbildner zum Stehen kommen, dann wird der Wald wieder trockener. Es kommen die Heidelbeere und andere Reiser heraus, die noch mehr beschatten. Wenn dann der Wald stirbt, kommen zunächst Lichtreiser (Porst), aber letztere können nicht den sich inselartig einschiebenden Lichtbultmoosen widerstehen, sie werden umwallt und erdrückt. Das lebendige Wollgrasmoor kommt heraus. Hierdurch entsteht ein „Trockenhorizont". In unserem „subatlantischen" Klima des Ostens kommt die Moorheide nicht so recht zur Geltung, aber in atlantischen Mooren siedelt sich das Heidekraut an und ist dort gegen die Kahlfröste durch das Klima geschützt. Es beschattet die oligotrophen Lichtsphagnen. Es wechselt der Charakter. Würde das Klima Kahlfröste zeigen, wie in Ostpreußen, so würde die Heide nicht so herrschend werden können. Wir bekämen durch die Aufeinanderfolge solcher Klimaten als Kennzeichen der Grenze von atlantischer und subatlantischer Zeit einen Heidegrenzhorizont. Da die Moorheide z. B. Schwarze Moor in Hinterpommern mit Wald bestanden ist, so kann sich von neuem ein ombrogener Wald einstellen. Eine subboreale Trockenheit brauchen solche Moore

Digitized by Google

gar nicht durchgemacht zu haben. Unsere bis jetzt untersuchten Moore hatten, wie mir auch Dr. Groß, Allenstein, mitteilte, gar keinen echten Trockenhorizont.

Nicht vergessen darf aber hierbei werden, daß es gar nicht ausgeschlossen ist, daß der Bronze- und Eisenzeitmensch auch schon seine Brandkultur auf das Moor ausgedehnt hat. Zum mindesten ist an eine Vernichtung der Wälder der Umgebung auf diesem Wege zu denken. Das ist fraglos nicht ohne Einfluß auf das Moor selbst. Es kann durch Trockenlegen in Übergangsklimaten das lokale subatlantische Moor atlantisch gemacht werden. Wir haben dann ein Emporschießen von Heide oder von Renntierflechten.

Um Ihnen die Moorentwicklung etwas verständlicher zu machen, will ich Ihnen ein Schema eines oberschwäbischen Moores wiedergeben.

Wir brauchen aber bei diesen Filzen die Grenzhorizonte nicht unbedingt als Trockenzeit deuten. Das Latschenhochmoor oder Filz ist in märmeren Klimaten auch anders entwickelt als in subatlantischen. Besonders ist das Schlagen oder Abbrennen des Waldes der Umgebung nicht ohne Einfluß. Die Latschen wachsen hier gerne in der Mitte bei einer gewissen Höhe des Moores zur Breite höher. Es ist ein Gleichgewicht von Flächen- und Höhenwachstum. Das Waldschlagen und das atlantische Klima hindert aber die ombrogene Ausbreitung. Auch so kann sich das Wiederbewalden und der Klimasturz auswirken, ohne daß eine echte Trockenzeit da sein müßte.

Daß eine Überschwemmung schon verlandeter Moore stattfand, können wir für die Litorinasenkung deutlich bei den Niedermooren des Pregeltales ersehen, hier fanden wir z. B. Faulschlamm auf Niedermooren.

Mit den Mooren sind wir nun schon zur Pollenanalytik übergegangen, die ja dank der Arbeiten von Bertsch am Federsee in der Prähistorik keine unbekannte Sache mehr sind.

Zum Verständnis der ostpreußischen Verhältnisse möchte ich einige Begriffe der Sukzessionsbiologie, die Ihnen weniger geläufig sind, hier einführen: die edaphischen und klimatischen Sukzessionen, Pioniere und die Klimax oder klimatische Formation. Am besten lassen sich diese Dinge beim Waldschlage klar machen. Sobald der Hochwald geschlagen oder niedergebrannt wird, machen sich eine Anzahl von eigenartigen Pflanzen großen Salpeterbedürfnisses breit. Es sind das vielfach Ruderalpflanzen und das anthropochore Element der Flora. Der austrocknende Boden erhält entweder nur allein deshalb oder durch die Alkalidüngung der Asche eine andere Wasserbilanz. Diese wird negativer, es verdunstet mehr als vorhanden war. Der Boden wird dadurch mehr durchlüftet und nun wird er auch dadurch reicher an Salpeter und auch an Alkali. Wir finden unter diesen anthropochoren Gewächsen vielfach mediterrane und pontische Pionierpflanzen, weil der Standort auch in nördlichen Gegenden südlichen Charakter bekommt. Dort sind bekanntlich die Sodaböden zu hause. Unsere Getreidepflanzen gehören in gewissem Sinne auch zu diesen neutralere oder schwach alkalische Böden bevorzugenden Gewächsen, weshalb die Bodenbearbeitung bei uns im Norden und Nordosten eine so große Rolle spielt. Wir schaffen, oder unsere Vorfahren schafften durch diese Behandlung gewissermaßen ein Stück Steppe in nördlichen oder östlichen Lagen.

Nach und nach besiedelt sich der Schlag mit anderen Gemeinschaften. Der Boden schlägt um und wird nunmehr für die Pionierpflanzen nördlicher Gegenden frei, die sich dort auf unbeeinflußtes Neuland ansiedeln. Es vollzieht sich nun eine allmähliche Wandlung der Mikrolebewelt, die aber noch

Digitized by Google

im höchsten Maße von der Bodenbeschaffenheit abhängig ist. Ist der Boden kalkschüssig, so haben wir mehr pontische Formen, ist er sandig, so rücken mehr die nördlichen ein. Die Bodengebundenheit und seine Verwitterungsfähigkeit haben das Wort edaphisch von edaphon geschaffen. Es dauert nicht lange, dann kommen Stauden, Büsche und allmählich die Vertreter des edaphischen Waldes. Dieser wächst nun hoch.

Im Schutze des Waldes bereitet sich nun der humöse Boden vor, der von der Beschaffenheit des Mineraluntergrundes immer unabhängiger wird, weil der Humus sich ansammelt und das Auswaschen anfängt. Wir bekommen die Lebewelt der Bodenklimax. Erst dann siedelt sich der Wald von größerer Eintönigkeit an, der für das jeweilige Klima die Spitzenentwicklung, den Höhepunkt der Leiter, die Klimax darstellt. Die ganze Reihe wechselt natürlich ungemein. Es gibt Gegenden, in denen sich die Bodenklimax so rasch einstellt, daß unmittelbar der klimatische Wald als erster erscheint (manche Gegenden Finnlands). Der Wechsel von Wäldern mehr südlicher Art und nördlicherer, östlicherer, ja atlantischerer Beschaffenheit, kann uns nur zu leicht eine Klimaschwankung vortäuschen, wo es doch nur eine Entwicklung des Bodens ist. Ganz im Norden und Osten gibt es keinen edaphischen Wald mehr, da gibt es auch fast keine edaphische Besiedlung, sondern es kommt gleich die Bogenklimax des Fichtenwaldes heraus. Diese Dinge sind geographisch sehr verschieden, man muß daher vor einer Übertragung warnen.

Ich möchte Ihnen nur schlagwortartig ein paar solche Sukzessionen wiedergeben, deren Schematisierung niemandem so bewußt ist, wie mir selber.

Für Sandböden hätten wir etwa eine subatlantische Sukzessionsreihe, Sandfänger (Psamma, Calamagrostis), Sandbinder, Thymianheide, Silberweide, Birken, Kiefern, Fichten.

Dieselben Böden erhalten unter atlantischem Klima folgende Besiedlung: Sandfänger, Sandbinder, Weiden, Heidekraut, Wacholder, Kiefern, Heidelbeeren, Buche.

Die besseren Böden haben unter anderem in subatlantischen Klimaten eine Siedlung: Pontische Ankömmlinge, Rosen, Schlehen, Brombeeren, Wacholder, Kiefern, Birke, Hasel, Eichen-Mischwald mit viel Linde. Daneben kann an etwas frischeren Stellen die Fichte als Klimax kommen; im ausgesprochen subatlantischen Klima ist das immer der Fall. Wir sehen hier mehr die südlicheren edaphischen Eichenmischwälder hereinkommen, wenn auch nicht so bald wie im atlantischen Klima: Pontische Hügel, Brombeeren, Rosen, Schlehen, Hasel, weniger Kiefern als Zitterpappeln, Ulmen, Linden, Eichen, Eichen-Mischwald, Buchenwald. Je weiter wir in das trockenwarme Klima kommen, desto mehr kommt die Eiche heraus und die Kastanie kann dann sogar die Buche als Klimax zurückdrängen. In manchen feuchteren Lagen kommt die Tanne heraus.

Solche Verschiedenheiten hat es früher unter dem Klimawechsel auch bei uns gegeben. Am gefährlichsten ist in solchen Dingen jegliches Schematisieren, das sich nicht den lokalen Verhältnissen anpaßt.

Viel größere Mannigfaltigkeit als die Besiedlung dieser Böden zeigt die der Erblindung der Seen. Der Nährstoffgehalt und die Bodenreaktion kommen hier noch viel schlagender heraus.

Ich will ein paar Ketten herausnehmen, die für das subatlantische Klima gelten. Ich hebe hier hervor, daß die nördlicheren Siedlungsfolgen hier schon wegen der schlechten Bodendurchlüftung dieser Standorte weiter

Digitized by Google

nach Süden gehen, nach dem alten Satze, daß Humusböden im Süden die Reliktplätze des Nordens, Kalk und leicht verwitternde Gesteine die Vorposten oder Reste der Südpflanzen im Norden sind.

Eutrophe Verlandung: Schilf und ähnliche Bultseggen mit viel Laubmoosen, Riedwiesen, Weiden, Erlen. Nun schlägt die Siedlung unter Säuerung häufig in Birken- und Kiefernwälder um. Die Fichte stellt sich gern auch in südlicheren Gegenden als lokale Klimax ein.

Mesotroph: Schilf nur kurz oder fehlend, Calla, Fieberklee. Zunächst Laubmoose, bald Torfmoose, Zwergweiden, Birken, Reiser, Kiefern, Fichten oder Hochmoor.

Sauer und mesotroph: Bestimmte Seggen, Blumenbinse, Moorrosmarin, Torfmoose, Wollgras, Kiefernkrüppel neben wenigen Birken, Reiser, Hochmoor.

An Waldbäumen gemessen geht die Folge häufig beim allmählichen Verarmen des Sees oder der edaphischen Wälder: Erle, wenig Fichte, Birke, Kiefer, Hochmoor. Das eignet sowohl dem atlantischen wie subatlantischen, nicht allzu extremen Klima. Wird das Klima recht kalt, dann weicht die Schwarzerle der Grauerle, die Birke und Kiefer, sowie weiter nach Norden die Birke und Fichte allein kommen heraus.

Nachdem wir uns so etwas Handwerkszeug geschmiedet haben, wollen wir unter diesen Gedanken umgekehrt aus der Art der Verlandung des Zedmarbruches uns Rückschlüsse auf das Klima erlauben. (Es handelt sich hier um die Ergebnisse meines Schülers Matthes.)

Das Bild des Pollenspektrums wird durch zwei Faktoren beeinflußt: Erstens durch die Verlandung in wechselnden Klimaten und Nährstoffgehalten. Zweitens durch das Waldbild der Umgebung. Ich kann wohl als bekannt die Methode der Pollenanalytik voraussetzen. Es geht alle Frühjahr bekanntlich ein Regen von Pollenstaub der Windblütler nieder; dieser erhält sich im Moor und kann leicht erkannt und bestimmt werden.

In den kalkhaltigen tiefsten Schichten finden wir die Birke und dann die Kiefer; obwohl also die Entwicklungsmöglichkeit für andere eutraphentere Pflanzen, z. B. die Erle, vorhanden wäre, fehlt sie den Standorten. Es kommt nun mit Macht zur Einwanderung der Hasel, die auch in Gebüschen in der Nähe des Sees vorkommen konnte. Die Fichte und die ebenfalls bald auftauchende Ulme kommen wenig in Betracht. Auf die Unterschiede im Haseleintritt je nach Besiedlung durch Mesolithiker und ohne dem werden wir noch zu sprechen kommen.

Wohl noch durch die Kälte oder richtiger durch die weite Wanderstraße entfernt gehalten, erscheint plötzlich die Erle. Es kommt nun die eutrophe Verlandung der wärmeren Klimaten. In den trocken kontinentalen Teilen ist die Erle nicht die herrschende Verlandungspflanze wie in den seenäheren Schwendlunder Horizonten, wo sie mit Allgewalt alle anderen Pflanzen überflügelt. Es muß aber die eutrophe Verlandung wieder rückgängig werden, denn wir sehen die Erle etwas zurücktreten und dafür die Birke und mehr die Kiefer wieder herauskommen. Die Verlandung wird eben allmählich meso- und oligotropher, und diese beherrschen selbst in einem borealen, also sommerwarmen, Klima die Birke und Kiefer.

War bisher die Fichte in der Zedmar selten, so wird sie etwas häufiger. Gleichzeitig kommt mit Macht die Erle zu einem neuen Vorstoße. Es ist eine etwas pulsierende, aber in der Gesamtsumme aufsteigende Richtung,

Digitized by Google

die die Erle nimmt. Die Hasel geht deutlich zurück. Die Birke wird etwas geringer. Es kann das nur mit einem Feuchterwerden des Klimas erklärt werden. Wir gehen kaum irre, in dieser Zeit die atlantische Zeit zu sehen. Es bildet sich gegen das Ende ein etwas stationärer Zustand heraus. Der Seespiegel mag für das Klima einen gewissen Grad von Ausgleich erhalten haben. Aber von einer Trockenzeit sehen wir im Diagramm nichts.

Es kommt nun erneut zu einem ungemeinen Anstieg der Erle, der von einem Abfall der Birke wie der Kiefer begleitet ist. Es kann das nur auf erneuten Anstieg des Seespiegels zurückgeführt werden und auf ein noch stärkeres Durchnässen des Bodens. Die subatlantische Zeit bricht herein. Ein Teil der Erle und der Haselnüsse wird aber noch andere Gründe haben. Zugleich beginnt ein Ansteigen der Fichte auf nun merkliche Höhe, was ebenfalls für ein kontinentaleres und frischeres Klima spricht. Auf diese Vorherrschaft der Erle kommt ein ebenso rapides Absinken, so daß, wie ja auch heute am Standorte, die Erle direkt selten wird. Sie muß der Birke das Feld räumen und endlich sogar der Kiefer.

Die Klimaschwankungen lassen sich bisher sehr gut erkennen, nur kann ich mit bestem Willen keine Trockenzeit auffinden, wie ja auch die frühe Bronzezeit in den Funden fehlt.

Sehr nahe bei der Zedmar ist die Rominter Heide gelegen (Urbschat). Hier haben wir ein anderes Bild insofern, als die Hasel in der borealen Zeit fehlt. Sie kommt später. Die Erle ist deutlich zu finden wie in der Zedmar. In der atlantischen Zeit erscheint der Eichenmischwald deutlich. Das ungestörte Pollenbild erinnert an die Vorbilder in Estland.

Vergleichen wir hiermit die Spektren von Schwendlund, so finden wir ein im ganzen wesentlich anderes Bild. Die Fichte tritt von Anfang an stärker hervor. Ein Maximum ist im Boreal da; das mag durch Seenähe bedingt sein. Die Erle ist nun zur Zeit des Boreal ganz ungeheuer vorhanden; dann folgt aber ein jäher Abfall. Es muß sich die Verlandung in gewissen ausgeglichenen Grenzen gehalten haben. Wir dürfen nicht vergessen, daß durch den Einbruch des Meeres in die Gegend des Haffes in der Litorinasenkung sich keine sehr großen Verlandungsmöglichkeiten ergaben. Das Seewasser im Cranzer Tief war dieser offenbar ebenso wenig günstig wie das Absinken. Dagegen finden wir in der Mitte der Atlantik ein ebenfalls pulsierendes, aber kräftiges Ansteigen der Erle. Das hängt offenbar mit der Verbesserung der Verlandung und Ausbreitung der Erle in der Litorinahebung zusammen. Auch diese Erlenzeit erreicht einen gewissen Höhepunkt, um dann sich in bescheidenen Grenzen zu halten. Das Moor ist langsam in ein Hochmoor übergegangen; nur am Rande hat sich der Erlenbruch noch heute gehalten. Die Kiefer steigt mit der Birke an. Die Subatlantik kann sich hier wegen der Abflußmöglichkeit nicht als Wasseranstieg auswirken, wir finden daher von ihr im Pollenspektrum keine deutlichen Spuren außer im Einsatz des ombrogenen Hochmoores. Die Seenähe mag dabei auch etwas ausgleichend gewirkt haben. Von einer Fichtenzeit usw. ist nicht viel zu spüren. Große Wälder in der Umgebung fehlen.

Der Eichenmischwald aus Linden und Ulmen neben wenigen Eichen erlangt etwas größere Ausdehnung.

Nachdem wir so die Bilder der Verlandung für Schwendlund und den Zedmarbruch ausgeführt haben, wollen wir nun zur Behandlung des Waldbildes übergehen.

Digitized by Google

Hier bezeugt sich im Mesolithikum ein stark lokaler Einschlag schon im Mischwald. Im Zedmardiagramm ist ein solcher nicht in nennenswerter Menge in Moornähe dagewesen. Die Ulme kommt sehr früh. Auch die Linde läßt nicht sehr lange auf sich warten. Die schwerer verbreitbare Eiche hinkt nach. Auf diese Wandergeschwindigkeit hat vor allem mein Schüler Meinke aufmerksam gemacht.

In Rominten ist das Einwandern ebenfalls sehr langsam für die Eiche, rasch für die Ulme und noch mehr für die Linde. Die Mischwälder kommen in der Atlantik zu größerer Entfaltung. Später müssen sie der Fichte mehr oder minder weichen.

In Schwendlund kommt der Mischwald ebenfalls stärker heraus. Besonders bald kommt die Ulme, die ja auch aus den sicher datierbaren Böden des F-Gestelles bekannt ist. Die Mischwälder bekommen hier erst heute ihr Maximum. Das entspricht dem häufigen Gedeihen der Mischwälder in Seenähe.

Die Hasel ist in der Zedmar der Bote des eindringenden Mesolithikers und erscheint sehr früh. Kaum kommt es dazu in dem seenahen Schwendlund und in dem hochgelegenen Rominten. Es liegt der Verdacht einer Besiedlung infolge des Menschen vor, die an den anderen Stellen fehlt. Wir heben das häufige Vorkommen von Haselnußresten in den Siedlungsspuren hervor. In der Zedmar nehmen der Hasel später die Birke und Erle etwas Lebensraum, dennoch bleibt sie ein wesentlicher Bestandteil des Waldbildes.

Die Fichte erscheint in allen untersuchten Horizonten sehr früh. Aber sie ist nie ein großer Gemengteil. Am wenigsten in der Zedmar im Boreal. Mehr ist sie in Schwendlund und in Rominten vorhanden, wo sie ein kleines Maximum erlangt. Jedoch selbst hier muß sie eine nur örtlich beschränkte lokale Klimax frischer Stellen gewesen sein.

Neolithikum — Atlantikum.

Mit der Atlantik wird die Hasel zunächst in der Zedmar sehr stark zurückgedrängt. Sie erholt sich wieder. Es mögen viele überschwemmten Stellen sich wieder ausgefüllt haben. Die Fichte kommt etwas mehr heraus. Das ist uns in einem feuchteren Klima wohl verständlich; eine lokale Fichtenklimax wird etwas häufiger an frischen Stellen vorhanden sein.

In Schwendlund ist der Mischwald ebenso wie in Rominten besonders kräftig. Die Fichte kommt etwas ins Hintertreffen.

Die Kiefer in der Zedmar sinkt am Anfang der Atlantik plötzlich mit der Hasel stark. Auch das wird uns aus der Überschwemmung klar. Auch sie erholt sich wieder. Wenn die Kiefer auch stark pulsiert, so merkt man deutlich einen gewissen Antagonismus kleinen Ausmaßes mit der Hasel. Es muß da eine gewisse Lichtung der Wälder erfolgt sein. Auch ein Teil der Schwankungen der Erle und Birke dürfte durch zeitweises Lichten der Wälder bedingt sein.

Bronzezeit — Eisenzeit — Subatlantikum — Klimasturz.

Gegen Ende der Atlantik kommt nun eine ganz eigene Wirkung. Die Kiefer sinkt ganz ungemein, dafür steigt die Erle und Hasel. Da die Kiefer als Trockenheitspflanze sinkt, die Erle aber als Feuchtigkeit liebende Pflanze

Digitized by Google

steigt, so kann das niemals auf eine subboreale Trockenzeit zurückgeführt werden. Das muß andere Gründe haben. Der Abfall der Hasel jedoch vereint mit einem Anstiege der Fichte und Erle sowie der Birke, läßt sich teilweise wieder auf die Subatlantik deuten. Der Fichtenwald kommt offenbar aus der lokalen Klimax in die mehr regionalere. Weniger die beiden anderen Profile als vielmehr das von Rominten zeigen das Herannahen der mehr regionalen Fichtenklimax.

Aber nun kommt wieder ein Absinken der Fichte, begleitet von einem Auftrieb der Birke und auch Kiefer. Das muß einen anderen Grund als Klimaschwankungen haben. In Schwendlund sind diese Dinge nur ganz ungenau zu finden. Hier ist kein großer Raum für Wälder da. Am stärksten zeigt das Rominten.

Wir dürfen nicht vergessen, daß mit dem Absinken der Fichte ebenso wie der Kiefer immer der Anstieg der Pioniere des Waldes auftritt. Die Hasel, die Erle und die Birke, vielleicht auch die Kiefer, zum Teil sind solche. Endlich in neuerer Zeit kommt auch der Anstieg der Kiefer und Fichte, wie es ja die geringe Besiedlung dieser Gegenden in historischer Zeit begreifen läßt. Der Abfall der Fichte kann leicht durch den Meilerei- und Teerbetrieb in der Nähe (Skalisch und Rominten) erklärt werden. Heute ist dort offenkundig die Fichte nach dem langen Niederhalten durch den Menschen im Vordringen. Der Klimaxbaum des subatlantischen kontinentalen Klimas kommt erst jetzt zu der Herrschaft, wobei ihn der Waldbau noch begünstigt.

Merkwürdig ist ein Knick in der Kieferkurve in Schwendlund im Boreal. Mit der Senkung in der Atlantik erfolgt ein Anstieg derselben nach dem vorübergehenden Abfall. Man kann das verstehen, wenn man das Ansteigen der Dünen in der Atlantik in Rechnung zieht. Die Kiefer ist der Baum der Dünenheiden. Die Hebung bringt wieder eine regere Verlandung, und so wird die Kiefer zurückgedrängt. Mitten in der Hebung ist ein Absinken der Erle und ein Anstieg der Kiefer und Fichte, auf den aber sehr bald ein Abfall kommt. Dafür steigen wieder Erle, Birke und Hasel und Mischwald. In der Subatlantik steigt die Erle nur kurz, dafür aber die Kiefer wieder stark. In der Subatlantik haben sich die Dünen stark erhöht und für die Kiefer ist wieder eine Siedlungszeit. Die Horizonte sind hier in Schwendlund durch die Meeresbewegung und Dünenbildung stark beeinflußt. Hier haben wir einen Einfluß des Meeres.

Wie aber ist das eigenartige Bild in der Zedmar und Rominten und mancher Stellen von Schwendlund zu verstehen? Wir dürfen nämlich nicht vergessen, daß der Mensch mit dem Neolithikum schüchtern beginnend, aber immer mehr den Ackerbau treibt. Gerade in der Zedmar haben wir die besten Kulturfunde, so daß wir so ziemlich über die Besiedlung im Klaren sind. In der borealen Zeit haben wir, wie die Funde zeigen, keine geeigneten Geräte für einen ausgedehnten Ackerbau. Es wird, nach den Hacken zu schließen, Hackfruchtbau gewesen sein. Sicherlich hat die Hasel eine große Rolle gespielt. Man könnte fast versucht sein, in der raschen Wanderung dieser Pflanze, die doch sonst nur durch Vögel usw. als Depot langsam verschleppt wird, eine Tätigkeit des Menschen zu erblicken, der sie ebenso mit sich gebracht haben kann wie die Wassernuß. Mesolithische Pfahlbaureste haben oft viel Haselschalen gebracht. Die an sich schwer wandernde Hasel wird darin durch den Menschen unterstützt. Im Mesolithikum kann aber von einem regelrechten umfangreichen Ackerbau kaum die Rede sein.

Digitized by Google

Das wird mit dem Neolithikum anders. Gerade in der Zedmar finden wir Geräte, die man als Sohlenpflug gedeutet hat. Ich will dieses Stück wie andere Pfluggeräte nicht in Bildern wiedergeben, die Ihnen ja geläufiger sind wie mir. Auch Mahlsteine sind häufiger anzutreffen als Zeichen für bedeutend mehr Ackerbau. Leider konnte ich keinerlei Aufzeichnungen über die Getreidesorten finden, die für Ostpreußen angegeben sind.

Bedenken wir nun, daß die Getreidesorten des damaligen Menschen recht schlechte Erträge lieferten, so müssen es doch ganz große Flächen gewesen sein, die der Mensch anbaute, zumal die Kultur doch ziemlich mangelhaft war.

Wie war nun der Mensch mit solchen erbärmlichen Pflügen imstande, eine nur irgendwie nennenswerte Anbaufläche zu bekommen?

Das kann nur

die Brandkultur

gewesen sein.

Ich will Ihnen nun diese Ackerbauwirtschaft vor Augen führen, wie ich sie in Grenzkarelien gesehen habe. Die Karelier sind zudem sprachlich mit den Esten nahe verwandt, und man ist vielleicht etwas berechtigt, die Aesti als die Neolithische Bevölkerung anzusehen. Ich möchte mich aber hierin als Nichtfachmann jeglichen Urteils enthalten.

Im Winter geht man in den Wald; dort ist es fast immer der Fichten- oder Kiefernwald; seltener geht man in die Grauerlenwälder. Man ringelt die Bäume, und bis zum Frühjahr sind sie trocken. Mit den Stein- und Bronzewerkzeugen war man nicht imstande, weite Gefilde zu roden dadurch, daß man die Bäume umschlug. Erst der Neolithiker aber hatte die Werkzeuge, um den Bäumen in solchem Umfange beizukommen; von einem Waldschlagen kann aber keine Rede sein. Den Winter über vertrockneten die Bäume und man kann die ganze Sache im Frühjahr anzünden. Es brennen die Bäume bis auf die Stubben nieder; die sind heute tiefer, aber in alten Zeiten ließ man sie etwa in Mannshöhe stehen, wie heute in entlegenen Gegenden die Funde im Walde bezeugen. Ich habe selbst einen solchen Stubben bei Loimola gesehen. Herr Professor Linkola hatte auch die Güte, an Ort und Stelle die entsprechenden Angaben über diese Kulturform zu machen.

Die Asche des niedergebrannten Waldes düngt den Boden und erzeugt einen südlicheren Zustand für die Mikrolebewelt, die ja für die Steppengewächse des Ackerbauern günstigere Bedingungen schaffen. Nun pflanzt man dort Roggen. Aber der Buchweizen und Emmer kann natürlich ebenso gezogen werden wie Gerste und Hafer. Zuvor aber hat man den Boden etwas durch Auslesen von Steinen gesäubert. Um das Erdreich vom Grase und anderen Resten zu befreien, wird gepflügt. Der ganz aus Holz bestehende Pflug ist wirklich nicht viel besser als der des Pfahlbaumenschen. Man kann auch einen besseren Pflug gar nicht auf solchem mit Wurzeln durchsetzten Boden brauchen. Die Egge, die nun zum weiteren Aufreißen und Zerteilen gebraucht wird, gibt an Primitivität wahrlich nichts nach. Die Stubben und besonders die Laubbaumstümpfe kann man nicht herausholen. Es bleiben auch immer einige Bäume stehen. An den Laubwald geht man nicht so gern; dieser brennt viel schlechter.

Man bekommt so ganz eigenartig aussehende Felder. Ich mache auf die Stubben besonders aufmerksam. Mehr wie zwei Roggenernten liefert der Branddung nicht. Andere Düngung ist dort noch heute unbekannt oder

Digitized by Google

war es bis vor kurzem. Eine Haferernte geht vielleicht noch, dann läßt man den Acker liegen.

Er überzieht sich mit einer Grasnarbe. Hatte man Grauerlenbestände gebrannt, dann kommen jetzt schon neue Wurzelausschläge. Diese irgendwie zu roden geht nicht an. Auf diese Flächen kommt dann das Vieh zum Weiden. Die Erlen und auch die leicht flüchtigen Birkensamen fliegen an und werden höher. Die Erle besonders wird sehr bald mannbar und verbreitet sich rasch. Das Vieh weidet dazwischen. Es verbeißt ja die Bäume, aber ganz Herr wird es nicht mit dem Gebüsche. Es entstehen so die eigenartigen Buschweiden, deren Reste noch in der Parkweidenkultur Litauens, Lettlands, Estlands ihren Ausläufer hat. Immer höher und höher werden die Gebüsche. In diesen siedeln sich die Gebüschpflanzen an, die vielfach südlicheren Charakter tragen und sicher noch mehr in unseren Gegenden trugen. Allmählich wird der Wald zu dicht. Die Weide wird aufgegeben und nun sich selbst überlassen. Es ist nun der edaphische Wald hochgekommen. In diesen wandern die Kiefern und die Fichte dort ein. In ortsnahen Gegenden werden diese Wälder aber durch die fortgesetzte Brandkultur selten; wir haben auf weiten Strecken nichts als Erlenwälder. So dünn die Gegend bevölkert ist, so ungeheuer ist doch die Wirkung der Siedlung auf die Gegend. Der ursprüngliche Fichtenwald ist an allen etwas besseren Gegenden völlig ausgerottet und macht nur Erlen- und Birkenwäldern Platz.

In unseren Klimaten bzw. in atlantischen Klimaten hat sich die Brandkultur anders ausgewirkt. Da ist die Ulme und die Eiche häufig mit der Hasel der Pionier. Man könnte auch an ein Setzen von Haseln denken. Das Gebüsch derselben mußte noch in späterer Zeit sehr häufig bei uns gewesen sein. Schon die vielen Ortsnamen, die sich mit der Nuß beschäftigen, deuten darauf.

Eine weitere Folge solcher Kultur ist fraglos in vielen Gegenden die Erzeugung von Ortstein. Der Kiefernwald mag dazu noch niedergebrannt und ausgerottet sein.

Wie Sie sehen, kann man viele Dinge der Pollenanalytik auf diesem Wege erklären.

Ich bringe Ihnen zunächst ein Diagramm eines Fundortes einer Knochenhacke, die wir vom Prussia-Museum (Dir. Gaerte) bekommen haben. Hier haben wir einen borealen Fundplatz; man kann keine Brandkulturspuren im Pollendiagramm finden.

Anders aber ein Kulturprofil, das einem Pfahlbau entspricht. Mit geradezu klassischer Schärfe ist das Sinken der Kiefer und der Anstieg von Erle, Birke und Hasel zu beobachten. Wir dachten bei der Untersuchung nicht an die Brandkultur. Die nähere Ausführung ist der Arbeit von Petschalies vorbehalten.

Sie sehen, wir können mit Hilfe dieser Ansichten von der Brandkultur und ihrer ausgedehnten Wirkung viele Dinge der Diagramme und auch des Waldbildes verstehen. Ich bringe Ihnen zwei Diagramme aus Estland von Thompson, dem solche Gedanken völlig fern lagen, als er seine Dinge behandelte.

Die Diagramme zeigen einige Wandlungen gegen unsere. Die Fichte kommt dort viel später, aber dann gleich kräftig. Die Erle und der Eichenmischwald leiten die Atlantik ein. Die Hasel kommt offenbar später, eigentlich so recht erst mit der Atlantik. Man könnte schier glauben, es sei eine Ein-

Digitized by Google

führung durch Einwanderer aus unseren Zonen oder aus dem Süden vorhanden. Mit der Litorina kommt bei uns bekanntlich eine andere Bevölkerung, die die Toten ebenso verbrennt, wie den Wald.

Das Subboreal ist hier wegen des Fichtenanstieges hineingezeichnet. Es kann aber eine Folge des feuchteren Klimas sein, das dort oben viel kälter war, als bei uns, und dann schon subatlantischer in der Atlantik gewesen sein könnte. Mit dem Auftreten der späteren Litorina und der, soweit meine Kenntnisse reichen, auch dort recht spärlichen Bronzezeit kommt die Vernichtung des Waldes, auch des Mischwaldes; Erle, Hasel, Ulme und Birke steigen empor, ein Bild, wie es ein Überhandnehmen der Brandkultur unfehlbar mit sich bringen muß.

Nun kommt die Zeit der Völkerwanderungen. Der Fichten- und an der Küste in nährstoffarmem Sande auch der Kiefernwald steigen empor, wie es einer Entvölkerung leicht entspricht.

Nun kommt wieder das Bevölkern. Im Inneren sinkt die Fichte mit Macht. Die Pioniere: Kiefer, Erle und Birke steigen an.

An der Küste hat man deutlich nur die Fichte abgebrannt. Es steigt der Pionier ärmerer Böden: die Birke und die Kiefer gedeiht.

Aus dem Süden, der Klimax der Buche, habe ich ebenfalls eine Reihe von Belegen. Zunächst einmal ein völlig ungestörtes Diagramm. Ich kann Ihnen Birke, Kiefer, Hasel, Mischwald, Buche und Tanne in prächtiger Folge zeigen, wie sie das Einwandern durch Klima und Wandergeschwindigkeit zwanglos ergibt. Es ist eine gebirgige Gegend.

Nun kommen wir zu einem jungsteinzeitlichen Pfahlbauprofil. Die erste Zeit ist ungestört; da geht alles normal. Die Birke, Kiefer, der Eichenmischwald, ja sogar schon die Buche schicken sich zum Einwandern an. Da kommt die erste Kulturschicht heran, deutlich durch einen Hiatus gekennzeichnet, im Mischwald und in der Buche. Die Birke, einer der Pioniere, dagegen steigt an. Weniger auch die Hasel. Der Pfahlbau versinkt; es wächst wieder Wald. Es geht dem Mischwald nun an den Kragen. Die Hasel steigt zusehends. Mit der Buche ist schwerer fertig zu werden.

Der Pfahlbau versinkt und die Buche, weniger der Mischwald, steigen wieder an. Die obere Pfahlbaustufe ist nicht angegeben.

Als klassischer Horizont ist fraglos der Federsee durch seine prachtvolle Bearbeitung durch Bertsch anzusehen.

In diesem Diagramm hat das Spätneolithikum seine Spuren hinterlassen. Birke, Kiefer, wenig mehr die Hasel, steigen mit dem Sinken des Eichmischwaldes an.

Der Eichenmischwald nimmt zu, rasch in der Bronzezeit ab. Aber die Buche geht mit Macht hoch. Auch hier sehen wir den Menschen in der Bronzezeit und auch frühen Eisenzeit nicht mit dem dichtesten unserer Waldbäume, der Buche, fertig werden. Das Bild ergänzt gut das Vorhergehende.

Mit der Latènezeit und mehr noch Römerzeit wird mit dem Buchenwalde aufgeräumt. Alle Pioniere: Hasel, Birke, Kiefer und der edaphische Wald steigen an. Es folgt die Zeit der Völkerwanderung. Wieder kommt der Wald in den öden Strecken zur Herrschaft.

Allmählich kommt neue Kultur. Bertsch schreibt die Signatur um das Jahr 1000 an dieser Stelle. Die Kiefer ist nun in der kühleren Zeit mehr Pionierwald. Es dauert nicht lange. Die Zeit des ausgehenden Mittel-

Digitized by Google

alters bringt den Wald wieder höher, allerdings nicht in dem früheren Ausmaße. Mit der Waldkultur steigen Kiefer und Fichte. Der Buchenwald fällt.

Möchte ich also meine Gedankengänge kurz zusammenfassen, so kann ich sagen: In der ersten Zeit ist die Waldbildentwicklung wenig von Menschen beeinflußt. Es mag höchstens mit dem Mesolithiker die Hasel eingeführt sein. Der Neolithiker und noch mehr der Bronzezeit und spätere Mensch beeinflußt das Waldbild ungemein durch seine Brandkultur. Der Mensch, der aus dem gebrannten Walde neues Leben erstehen sah, verbrannte auch seine Toten. An den Buchenwald kam offenbar der Bronzezeitmensch noch nicht so recht heran. Das ist erst dem eisenzeitlichen Menschen vorbehalten gewesen.

Reste solcher Brandkultur in Mitteleuropa haben wir im Heide- und Moorbrennen und im Niederreißen der Auen in Bayern. Die moderne Bodenkultur hat durch die Brache und später durch die Düngung andere, bessere Wirtschaftsmethoden eingeschlagen. Sie brauchte daher nicht mehr die alles ausraubende Brandkulutr. Schon der Mensch der Römerzeit im Süden hatte eine bessere Kultur im Hochäckerbau.

Ich möchte diese Gedankengänge mehr als ein Programm und eine Arbeitshypothese ansehen, als etwas Endgültiges und Fertiges. Aber ich glaube doch schon jetzt der Hoffnung Ausdruck verleihen zu können, daß die Pollenanalytik berufen ist, nicht nur unsichere Funde zu datieren und das Waldbild sowie Klimaschwankungen zu ermitteln, sondern auch einen Einblick in die Kultur und Besiedlung zu gewähren.

Gleichzeitig möchte ich der Unterstützung gedenken, die diese Arbeiten durch meine Schüler Meinke, Matthes, Werner, Petschalies, Urbschat, sowie durch Herrn Studienrat Dr. Groß in Allenstein und Herrn Lehrer Büchle in Rauhen, Herrn Dir. Gärte gefunden haben.

Digitized by Google

Zur Bauart und Chronologie der ostpreußischen Hügelgräber

(Kurzer Auszug)

Von Carl Engel

Mit 14 Abbildungen im Text

Die ostpreußische Hügelgräberkultur der vorrömischen Eisenzeit nimmt gegenüber derjenigen der westlichen Nachbargebiete eine durchaus selbständige Stellung ein. Während in diesem Zeitabschnitt auf westpreußischem Gebiete fast ausschließlich Flachgräber mit unterirdischen Steinkisten errichtet werden[1]), herrscht in Ostpreußen während der ganzen vorchristlichen Eisenzeit eine ausgeprägte Hügelgrabkultur mit durchaus eigenartigem Gesicht. Ihre Grenzen im Osten und Süden sind noch nicht ermittelt, da die anschließenden litauischen und nordpolnischen Gebiete vorläufig Forschungslücken bilden, über die ein begründetes Urteil nicht gefällt werden kann. Im benachbarten Südostbaltikum lassen sich dagegen verwandte Erscheinungen feststellen[2]).

Auch in Ostpreußen liegt nur aus den Landschaften Samland und Natangen so ausreichendes Fundmaterial vor, daß die allmähliche Entwicklung und Abwandlung der Hügelgrabbauart und der zu ihr gehörigen Keramik mit einiger Sicherheit verfolgt werden können. Aus dem Ermland, dem Oberland und Masuren geben nur wenige Stichproben Anhaltspunkte, gestatten jedoch noch keine abschließende Beurteilung der dortigen Entwicklung.

Der ostpreußische Hügelgrabbau der frühen Eisenzeit ist nicht ohne Vorläufer in älteren Zeitabschnitten gewesen. In der Steinzeit scheint das Flachgrab die übliche Bestattungsform in Ostpreußen gewesen zu sein. Doch mögen am Ende des Neolithikums oder in der Übergangszeit zwischen Neolithikum und frühester Bronzezeit schon vereinzelt Hügelgräber errichtet worden sein, wie z. B. bei Klein-Babenz (Kr. Rosenberg)[3]). Bei dem bekannten Steinzeithügel in der Kaup[4]) ist es allerdings zweifelhaft, ob die beiden neolithischen Skelette (und ein vielleicht noch unter ihnen in einer Grube gelegenes, aber vergangenes drittes Skelett) bereits als Hügelgrabbestattungen aufzufassen sind. Mit Sicherheit darf jedoch das über ihnen liegende frühbronzezeitliche Skelett als Bestattung über Bodenniveau in Anspruch genommen werden. Ein im Frühjahr 1930 untersuchtes Hügelgrab bei Groß-Labehnen (Kr. Preußisch-Eylau), dessen Zentralgrab unter manneslanger Steinpackung (Abb. 1) eine Bestattung in gestreckter Rückenlage im Baumsarg barg, die von einer ovalen Steinsetzung umgeben war, ist durch

---

[1]) Vgl. Petersen, E.: Die frühgermanische Kultur in Ostdeutschland und Polen (Vorgeschichtliche Forschungen II, 2). Berlin 1929.

[2]) Vgl. Fußnote 9 auf S. 42.

[3]) Vgl. Amtl. Bericht d. Westpreuß. Provinzial-Museums 1903. S. 24 (Kumm).

[4]) Vgl. Prussia-Bericht IV, S. 5ff. XVIII, S. 46ff. (Heydeck).

Digitized by Google

den Mangel an zeitbestimmenden Beigaben nicht mit Sicherheit zu datieren. Es kann entweder dem Ausgange der Steinzeit oder der älteren Bronzezeit angehören.

Sämtliche aus Ostpreußen bekannt gewordenen, allerdings sehr seltenen Grabanlagen der älteren Bronzezeit (Montelius Periode II—III) sind Hügelgräber mit Skelettbestattung: So Rantau[1]), Alknicken[2]), Marscheiten[3]) (sämtlich Kr. Fischhausen), Poseggen (Kr. Johannisburg)[4]) und Schlaszen (Kr. Memel)[5]). Wann sich in Ostpreußen der Übergang von der Körperbestattung zur Leichenverbrennung vollzogen hat, ist noch nicht mit Sicherheit ermittelt: Vermutlich im Verlaufe der IV. Periode Montelius. Die ältesten bekannt gewordenen Brandbestattungen fallen jedenfalls in diesen Zeitabschnitt, gehören jedoch einer landfremden, von Südwesten her einströmenden jungbronzezeitlichen Flachgräberkultur[6]) bzw. einem Mischergebnis zwischen dieser und der landesansässigen Hügelgrabkultur an; denn als ein solches ist wohl das Hügelgrab von Workeim (Kr. Heilsberg)[7]) aufzufassen, das bei einem Durchmesser von 13 m und einer Höhe von 1,8 m über 500 dicht bei dicht neben- und übereinander angeordnete Urnenbestattungen und Leichenbrandhäufchen unter Steinpackungen barg (Abb. 9 und 10).

In Samland und den Nachbargebieten scheinen in Hügelgräbern mit zentraler Brandbestattung von Skelettgrabform (Georgenswalde, Kr. Fischhausen, Hügelgrab III, Abb. 2 und 3, und Drusker Forst, Kr. Wehlau, Aßlacker Hügelgrab V[8])) Übergangsformen zwischen Körperbestattung und Leichenverbrennung vorzuliegen, die in die IV. oder V. Periode der Bronzezeit fallen dürften.

Von der frühen Eisenzeit an läßt sich in Ostpreußen nur noch Brandbestattung feststellen, während im benachbarten Südostbaltikum noch Körperbestattung herrscht[9]). In der Periode VI Montelius[10]) gipfelt der Hügelgrabbau des nördlichen Ostpreußens in gewaltigen Hügelgräbern mit zentraler Ringmauer und Blockkiste (Abb. 4). Er erfährt in der Folgezeit verschiedene Abwandlungen und einen allmählichen Verfall, der mit Nachbestattungen im Außenrand des Grabhügels beginnt und schließlich um die Wende unserer Zeitrechnung in die Flachgräberkultur der nachchristlichen Eisenzeit ausmündet.

Die Hauptentwicklungsphasen der nordostpreußischen[11]) Hügelgrabkultur lassen sich — wenigstens in groben Umrissen — durch folgende, typologisch und chronologisch begründete Entwicklungstypen kennzeichnen[12]):

[1]) Vgl. Literaturangaben bei Hollack S. 127.
[2]) Vgl. ebenda S. 4.
[3]) Hollack S. XXIXf.
[4]) Vgl. Prussia-Bericht XXVI, S. 308f. (Gaerte).
[5]) Literaturangaben bei Hollack S. 144.
[6]) Vgl. Prussia-Bericht XXIX, S. 164f. (Gaerte).
[7]) Vgl. Prussia-Bericht XXVII, S. 279 (Gaerte).
[8]) Vgl. Prussia-Bericht XV, S. 143 und Taf. VII (Bujack).
[9]) Vgl. Eberts Reallexikon XIII, S. 5ff. (Sturm). — Senatne Nr. 2. 1930. S. 55 (Jakobson, Sturm). — Beiträge zur Kunde Estlands XIII, S. 47ff. (Friedenthal). — Sitzungsberichte der Gelehrten Estnischen Gesellschaft 1925. S. 121ff. (Schmiedehelm). — Tallgren, A. M., Zur Archäologie Estis. Dorpat. 1922. S. 76ff.
[10]) Zum Teil vielleicht auch schon in Periode V Montelius.
[11]) Unter „nordostpreußisch" sind hier die Landschaften Samland, Natangen und das nördliche Ermland verstanden.
[12]) Die die Einteilung begründenden und druckfertig vorgelegten Untersuchungen und Fundberichte mit zahlreichen Plänen, Skizzen und Abbildungen konnten aus Raummangel im vorliegenden Bande nicht veröffentlicht werden.

Digitized by Google

I. Typus: Hügelgrab mit zentraler Skelettbestattung in Baumsarg unter Steinpackung. Beispiel: Groß-Labehnen, Kr. Preußisch-Eylau (Abb. 1). Wie oben ausgeführt, vielleicht bereits im Endneolithikum und der frühen Bronzezeit (Montelius-Periode I) auftretend. Hauptbestattungsform der älteren Bronzezeit (Montelius-Periode II und III). Möglicherweise noch bis in den Anfang der jüngeren Bronzezeit (Montelius-Periode IV) fortlebend[1]). Beigaben selten[2]). Nur in wenigen Fällen zeitbestimmende Bronzen (Rantau[3]) und Schlaszen[4])).

Abb. 1. Groß-Labehnen, Kr. Pr.-Eylau. Steinpackung des zentralen Skelettgrabes. Typus I

II. Typus: Hügelgrab mit zentraler Brandbestattung von Skelettgrabform. Beispiel: Georgenswalde, Kr. Fischhausen, Hügelgrab 3 (Abb. 2 und 3). Ohne datierende Beigaben. Auf Grund der Bauart und der Bestattungsform vermutlich in die jüngere Bronzezeit (Montelius-Periode IV und V) zu setzen.

[1]) Vgl. Fußnote 9 Seite 42.

[2]) Hinsichtlich der Bronze- und Eisenbeigaben vergleiche man für diesen und die folgenden Typen die grundlegenden Untersuchungen Tischlers (Grabhügel I—III) und die knappen, aber erschöpfenden Zusammenfassungen La Baumes in Eberts Reallexikon IX, S. 269 ff. (Ostpreußen B) und 314 f. (Ostpreußische Hügelgräber).

[3]) Vgl. Fußnote 1 Seite 42.

[4]) Vgl. Fußnote 5 Seite 42.

Abb. 2 a

Digitized by Google

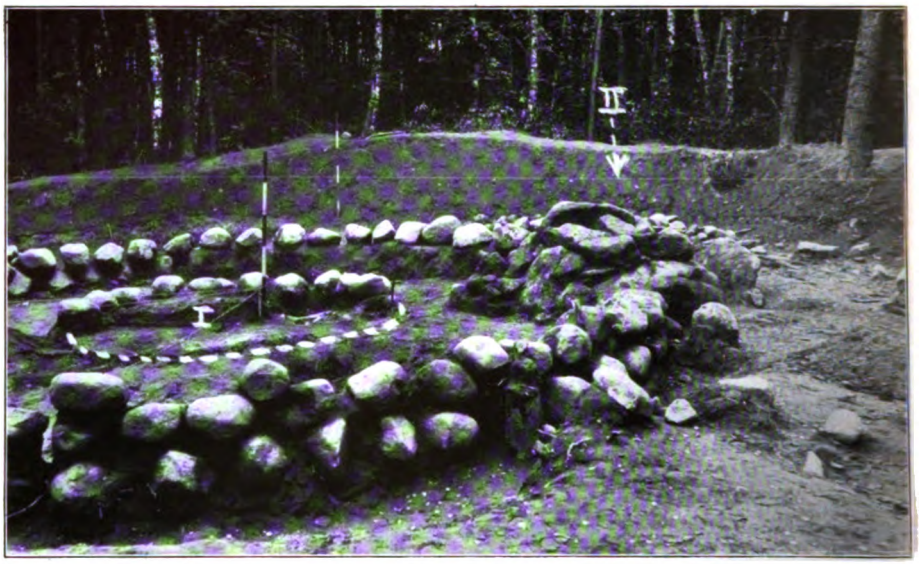


Abb. 2 b

Abb. 2. Georgenswalde, Kr. Fischhausen. Hügelgrab III. Typus II. I = Zentrale Brandgrube von Skelettgrabform. In 2 b ist die vordere Hälfte der ovalen Steinsetzung bereits abgetragen und durch eine gestrichelte Linie bezeichnet. II = Außenkiste

Abb. 3. Georgenswalde, Kr. Fischhausen. Hügelgrab III. Typus II. Querschnitt durch das Zentralgrab. I = ovale Brandschicht (älteste Bestattung). II = trichterförmige Brandgrube, die I durchbricht (Nachbestattung)

Digitized by Google

III. Typus: Hügelgrab mit zentraler Ringmauer und Blockkiſte, in der nur eine oder wenige Beſtattungen. Beiſpiel: Adl. Diedersdorf (Kr. Heiligenbeil) (Abb. 4). Dieſer beſonders im Samland recht häufige Typus wird durch Keramik und Bronzebeigaben[1]) in die frühe Eiſenzeit (Montelius-Periode VI) datiert. Einzelne Vertreter könnten ihrer Keramik nach noch bis in die jüngere Bronzezeit (Montelius-Periode V) zurückreichen. Die Keramik (Abb. 12a—d) ſteht unter dem Einfluß der von Südweſten her einſtrömenden jungbronzezeitlichen und früheiſenzeitlichen Flachgräberkultur[2]).

Abb. 4. Adl. Diedersdorf, Kr. Heiligenbeil. Hügelgrab I. Typus III. Zentrale Ringmauer

IV. Typus: Hügelgrab mit langer, gangförmiger Plattenkiſte, in der zahlreiche Beſtattungen (meiſt Urnenbeſtattungen). Beiſpiel: Hügelgrab 1 von Sanditten, Kr. Wehlau (Abb. 5)[3]). Die gangförmige Plattenkiſte iſt urſprünglich durch Anbauten an die Blockkiſte des vorhergehenden Typus entſtanden. Die Keramik (Abb. 12e—k) ſteht ſtark unter dem Einfluß der benachbarten weſtpreußiſchen frühgermaniſchen oder Geſichtsurnenkultur[4]); bezeichnend ſind gedeckelte, vaſen- oder flaſchenförmige Gefäße ohne Standfläche. Dieſer Bautypus hat ſich — vermutlich unter Beeinfluſſung durch die weſtpreußiſchen Steinkiſtengräber von Nord-Ermland und Natangen aus — über faſt ganz Oſtpreußen verbreitet; er iſt im ſüdlichen Ermland ebenſo nachzuweiſen wie in Maſuren und im Oberland; nur im Samland iſt er bisher nicht in typiſchen Vertretern feſtgeſtellt; an Stelle der langen gangförmigen Plattenkiſte treten hier meiſt jüngere Blockkiſten. Zeitlich fällt Typus IV wie auch

[1]) Tiſchler, Grabhügel I, S. 123ff. (Birkenhof uſw.). Vgl. auch als bezeichnendes Beiſpiel das Hügelgrab von Dammwalde, Pruſſia-Bericht XXIX, S. 98ff. (Gaerte).

[2]) Vgl. Fußnote 6 Seite 42.

[3]) Vgl. Pruſſia-Bericht XXIX, S. 47ff. (Engel). Vgl. auch als bezeichnendes Beiſpiel das Hügelgrab von Grünwalde, Pruſſia-Bericht XX, S. 67ff. (Heydeck).

[4]) Vgl. Fußnote 1 auf S. 41.

Digitized by Google

der folgende Typus V in die Übergangszeit zwischen Montelius-Periode VI und die Mittel- und Spätlatènezeit.

V. Typus: Natürlicher Grabhügel mit von außen her eingebauter Steinkiste und runden oder halbkreisförmigen Steinsetzungen (Abb. 6) oder in ältere Hügelgräber in Form von seitlichen Steinkisten (Abb. 2, II) und am Hügelrande gelegenen Steinsetzungen eingebaute Nachbestattungen. Dieser Typus, der nur eine andere Anwendungsform des Bauprinzipes des vorhergehenden Typus (IV) darstellt, zeigt bereits die beginnende Auflösung des Hügelgrabgedankens. Gewöhnlich werden in

Abb. 5. Sanditten, Kr. Wehlau. Hügelgrab 1. Typus IV. Lange, gangförmige Plattenkiste (nach der Wiederherstellung)

diesem Zeitabschnitt keine neuen Hügel mehr aufgeschüttet[1]), sondern Nachbestattungen in älteren, bereits vorhandenen Hügelgräbern vorgenommen durch:

a) Verlängerung einer bereits vorhandenen älteren Blockkiste zu einer gangartigen Plattenkiste (Typus IV, Abb. 5); eine Bauform, die dann allerdings selbständig weiterlebt (vgl. Typus VI, Abb. 7).

b) Einbau einer oder mehrerer jüngerer Blockkisten oder runder bzw. halbkreisförmiger (und dann nach dem Außenrand des Hügels zu offener) Steinsetzungen. Beispiel: Steinkiste im Hügelgrab III Georgenswalde (Abb. 2, II).

[1]) Diese Angabe gilt jedoch nur für das Samland und Teile Natangens. In der Südhälfte Ostpreußens entstehen gerade in dieser Zeit zahlreiche neue Hügelgräber vom Typus IV.

Digitized by Google

Abb. 6. Mörderberg bei Preußisch-Arnau, Kr. Königsberg. Typus V. Von außen her in den natürlichen Hügel eingebaute halbkreisförmige Steinsetzung

Abb. 7. Sanditten, Kr. Wehlau, Grab 54. Typus VI. Rechteckige Steinsetzung mit Urnengruppe auf Steinpflaster („Latène-Pflaster"). Die Steinpackung abgetragen

Digitized by Google

c) Gleichartige Einbauten wie bei b, aber in natürliche Aufschüttungs- oder Aufpressungshügel. Beispiel: Mörderberg bei Pr.-Arnau, Kr. Königsberg (Abb. 6).

VI. Typus: Hügelgrab mit rechteckiger Steinsetzung und Urnengruppe auf Steinpflaster. Beispiel: Sanditten, Kr. Wehlau, Grab 54 (Abb. 7). Dieser Typus, der oft schon als Flachgrab (wie auch das hier gewählte Beispiel Abb. 7) in Erscheinung tritt, stellt baulich die Entartungsform der gangartigen Plattenkiste (Typus IV, Abb. 5) dar. An Stelle der Steinkiste ist eine ihr in der Form entsprechende rechteckige Steinsetzung getreten; die meist zu einer Gruppe vereinigten Urnen stehen statt unter

Abb. 8. Grabnick, Kr. Lyck. Hügelgrab I. Steinpackung nach Abtragung der Grasnarbe. Typus VII

den Deckplatten einer Steinkiste jetzt unter einer Packung von Kopfsteinen auf einem Pflaster von Fauststeinen („Latène-Pflaster"). Typus VI tritt sowohl als selbständiges Hügelgrab (z. B. Warnicken, Kr. Fischhausen, Jagen 30[1]) wie als jüngerer Einbau („Latène-Pflaster") in älteren Hügelgräbern (z. B. Warschken, Kr. Fischhausen, Hügel I[2]) auf.

Die Zeitstellung dieses Typus wird durch Eisenbeigaben (Fibeln vom Mittel- und Spätlatèneschema) klar bestimmt. Keramik: Doppelkonische, meist mehrgriffige Spätlatène-Gefäße (Abb. 13a—d und wie Gaerte, Abb. 101 und 102). Am Ende dieses Abschnitts bereits starke Einflüsse aus der benach-

[1]) Vgl. Prussia-Bericht XXII S. 386ff. (Kemke).
[2]) Tischler, O., Grabhügel I, S. 164ff.

Digitized by Google

barten ostgermanischen Kultur Westpreußens und Nordpolens (Situlen oder situlenähnliche Terrinen, Abb. 13e—h). Die nachträglichen Randbestattungen dieses Typus leiten bereits in die römische Kaiserzeit (Tischler, Periode A) über.

Die nachstehend aufgeführten Typen VII und VIII schließen sich weder chronologisch noch typologisch der Entwicklungsreihe vom Typus I bis VI an, sondern stellen landschaftlich begrenzte Sonderfälle dar, die zeitlich und baulich neben den Typen I—VI stehen.

VII. Typus: Steinhügel. Beispiel: Grabnick, Kr. Lyck, Hügelgrab I (Abb. 8). Ein strukturloser Hügel aus einem regellosen Gemisch von größeren und kleineren Steinen, zwischen denen nur wenig Erde. Unter der Stein-

Abb. 9. Workeim, Kr. Heilsberg. Typus VIII. Hügelgrab 1 nach Abdeckung der Grasnarbe

packung auf dem gewachsenen Boden meist eine ausgebreitete Knochenschicht, in der sich an einzelnen Stellen die kalzinierten Knochen zu Knochenhäufchen verdichten; bei diesen Gefäße.

Anscheinend eine landschaftlich begrenzte Sonderentwicklung im südöstlichen Masuren (Kr. Lyck) mit eigenartiger, zeitlich vorläufig nicht sicher zu datierender Keramik (Abb. 14) ohne zeitbestimmende Metallbeigaben.

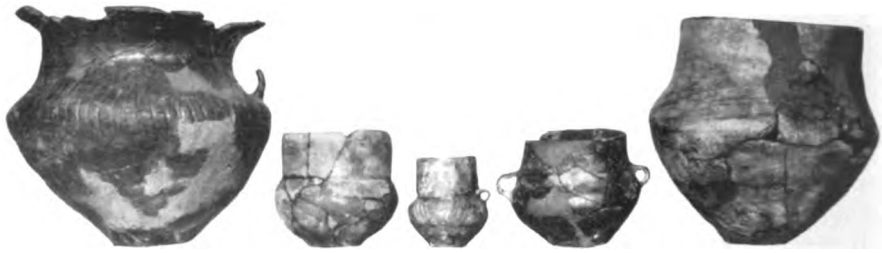
VIII. Typus: Steinhügel mit Massenbestattungen (meist in Urnengruppen, die häufig mehrschichtig etagenförmig übereinander angeordnet sind). Beispiel: Das bereits oben gekennzeichnete Hügelgrab von Workeim, Kr. Heilsberg (Abb. 9, 10)[1]. Die mit Steinpackungen umgebenen Urnen (seltener Knochenhäufchen) stehen dicht gedrängt neben- und nicht selten auch etagenförmig übereinander (Abb. 10). Die Keramik (Abb. 11) läßt sogen. „lausitzische" Einflüsse erkennen (vgl. Gaerte, Abb. 53). Datierend ist eine in der untersten Urnenschicht gefundene Plattenfibel der Periode IV Montelius

[1]) Vgl. Fußnote 7 Seite 42.

Digitized by Google

(vgl. Gaerte, Abb. 52). Die oberen Schichten dürften bis weit in die vorchristliche Eisenzeit hineinreichen. Eine wissenschaftliche Bearbeitung des Fundmaterials liegt noch nicht vor.

Abb. 10. Worteim, Kr. Heilsberg. Typus VIII. Querschnitt durch Hügelgrab 1. Die etagenweise angeordneten Urnenschichten



a b c d e

Abb. 11. Gefäße aus dem Hügelgrab Worteim, Kr. Heilsberg.

a = Grab 41. b = Grab 351. c = Grab 324. d = Grab 7. e = Grab 211. Gefäß c = 13 cm hoch. Prussia-Museum, Königsberg. Aus Urne a stammt die Plattenfibel M IV

Anscheinend handelt es sich um einen beim Zusammentreffen der jungbronzezeitlichen Flachgräberfelderkultur mit der einheimischen Hügelgrabkultur entstandenen Mischtypus, wie er in ähnlicher Form auch im nordwestlichen Randgebiet der Lausitzischen Kultur (Hügelgräber bei Belitz, Kr. Arneburg)[1]) auftritt.

[1]) Vgl. Stendaler Beiträge II S. 73—78 (Kluge).

Digitized by Google

Auf Grund der Entwicklung von Grabbau und Keramik[1]) läßt sich die vorrömische Eisenzeit Ostpreußens in drei große, deutlich gegeneinander abgegrenzte Zeitstufen gliedern:

I. Stufe: Frühe Eisenzeit (Montelius-Periode VI)[2]): Im Norden Hügelgräber mit zentraler Ringmauer. Ältere Blockkisten. Die Keramik steht unter dem Einfluß der von Südwesten her einströmenden Flachgräberkultur (Abb. 12a—d). Blütezeit der Hügelgrabbaues. Im mittleren und südlichen Ostpreußen Flachgräberfelder und Hügelgräber vom Typus VIII.

II. Stufe: Übergangszeit zwischen dem Ende der Periode VI Montelius und dem Beginn der Mittel- und Spätlatènezeit. Einbauten in ältere Hügelgräber oder natürliche Hügel in Form jüngerer Blockkisten und runder oder halbkreisförmiger Steinsetzungen. Hügelgräber mit langer, gangförmiger Plattenkiste. Die Grabbauart und Keramik (fast ausschließlich Gefäße ohne Standboden, Abb. 12e—k) stehen unter dem Einfluß der westlich benachbarten frühgermanischen Gesichtsurnen-Kultur. Beginnender Verfall des Hügelgrabbaues.

III. Stufe: Mittel- und Spätlatènezeit. Hügelgräber mit rechteckiger Steinsetzung und Urnengruppe unter Steinpackung auf Steinpflaster („Latène-Pflaster", auch als Einbau in älteren Hügelgräbern). Übergang zur Einzelbestattung in Form einzelner unter Steinpackung im Hügel verstreut stehender Urnenbestattungen[3]). Nachbestattungen unter flachen, ovalen oder runden Steinpackungen. Keramik: Zu Anfang ausgeprägte Sonderentwicklung (doppelkonische, mehrgriffige Latènegefäße; Abb. 13a—d) am Ende (in den Randbestattungen)[4]) Einflüsse aus dem ostgermanischen Kulturkreise (Situlen und situlenähnliche Terrinen; Abb. 13e—h). Eisenbeigaben: Fibeln vom Mittel- und Spätlatèneschema. Ausklang des Hügelgrabbaues und Übergang zur Einzelgrabkultur der nachchristlichen Flachgräberfelder.

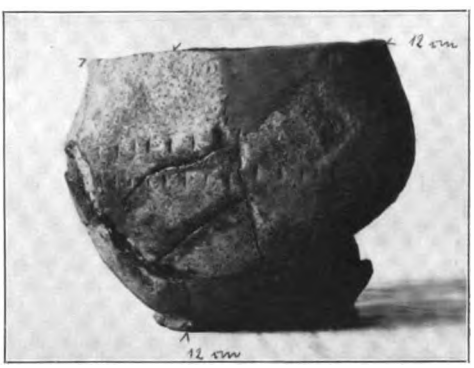


Abb. 14. Gefäß aus Hügelgrab I Grabnik, Kr. Lyck. Heimatmuseum Lyck

Der allmähliche Übergang von der Hügelgrab- zur Flachgräberfelder kultur ist heute durch zahlreiche Beispiele belegt: So durch das besonder wichtige Gräberfeld von Sanditten (Kr. Wehlau[5])), so durch das Nachleben

[1]) Hinsichtlich der Metallbeigaben vgl. die grundlegenden chronologischen Untersuchungen Tischlers in Grabhügel I—III.

[2]) Vermutlich wird auch der größte Teil der Periode V Montelius zur Stufe I zu rechnen sein. Doch ist ein abschließendes Urteil hierüber noch nicht zu fällen.

[3]) So z. B. in Sorgenau, Kr. Fischhausen, Hügel I. Vgl. Prussia-Bericht XXII S. 296ff. (Kemke).

[4]) Diese Endstufe wäre bei einer genaueren Gliederung zweckmäßig abzutrennen und der durchaus berechtigten Periode Tischler A (50 vor — 50 nach Christus) gleichzusetzen.

[5]) Vgl. Fußnote 7 Seite 43.

Digitized by Google

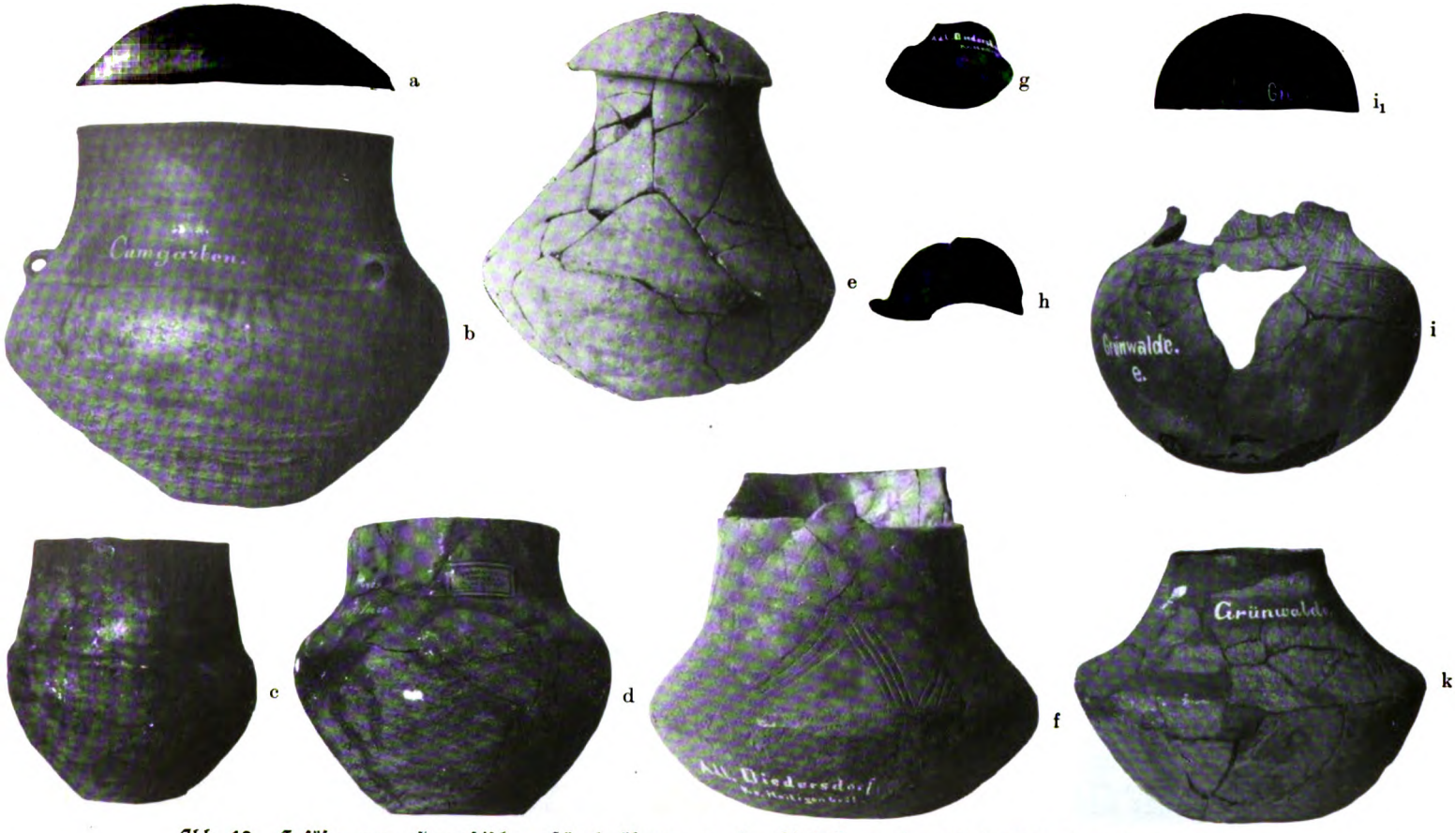


Abb. 12. Gefäße aus oſtpreußiſchen Hügelgräbern. a—d = Stufe I. e—k = Stufe II (e—h früh, i—k ſpät).

a = Birkenhof, Kr. Fiſchhauſen II. 629. b = Kumgarben, Kr. Preußiſch-Eylau. 20918. c = Birkenhof Urne A (Dr. Arnold). d = Laptauer Mühlwald (Kr. Fiſchhauſen), Kiſte C. 4429. e = Georgenswalde, Kr. Fiſchhauſen. Hügelgrab III. Aus der Außenkiſte. f—h = Adl. Diedersdorf, Kr. Heiligenbeil, Nachbeſtattungen im Erdmantel. i, i_1 = Grünwalde, Kr. Pr.-Eylau. Urne e. k = Grünwalde, Kr. Pr.-Eylau. 7371. Sämtlich im Pruſſia-Muſeum, Königsberg

Digitized by Google

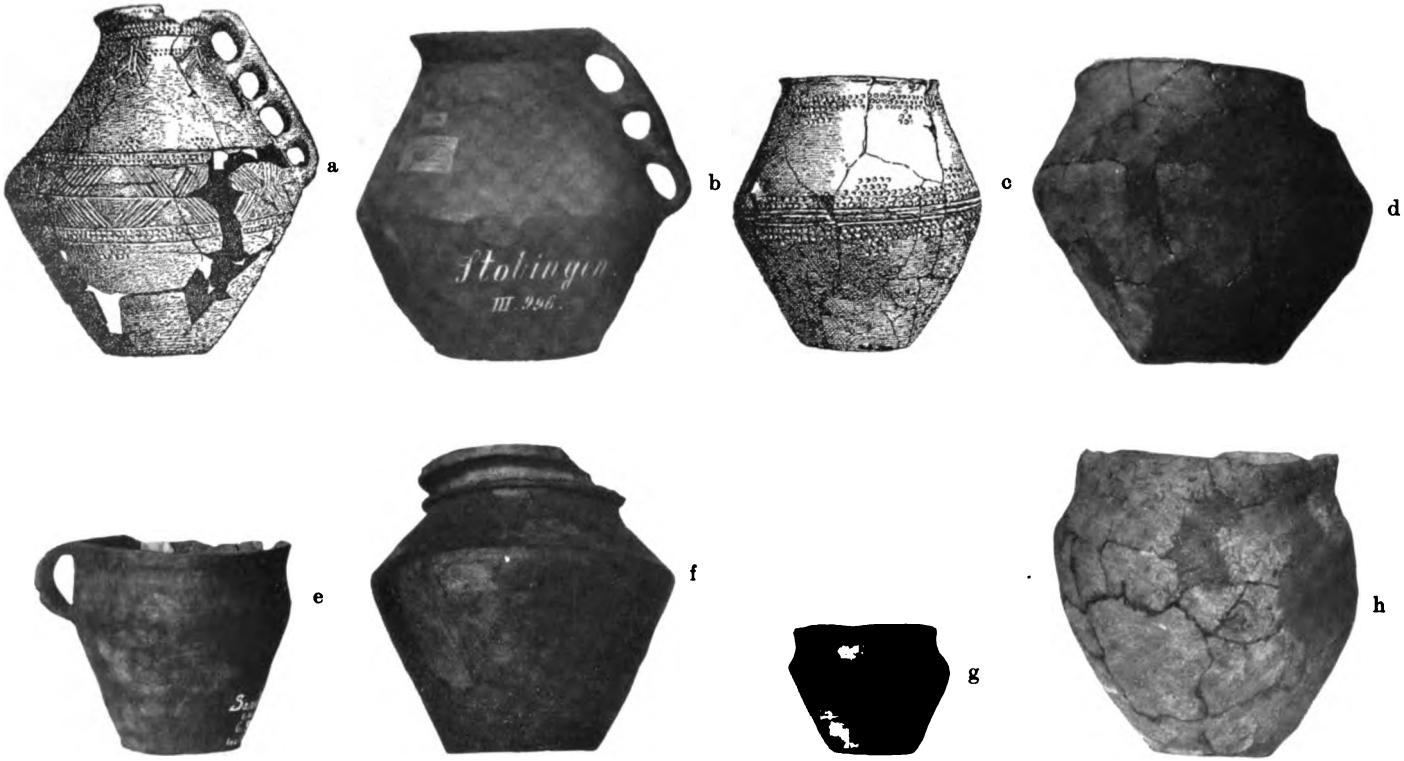


Abb. 13. Gefäße aus ostpreußischen Hügelgräbern der Mittel- und Spätlatène-Zeit (Stufe III; a—d früh, e—h spät).

a und c = Kalkberg zwischen Rantau und Pobethen, Kr. Fischhausen (nach Heydeck). b = Stobingen, Kr. Wehlau (Flachgrab) III. 996. d—h = Sanditten, Kr. Wehlau, Grab 54. d = Gefäß X. e = Gefäß XI. f = Gefäß XIV. g = Gefäß V 2. h = Gefäß XX. d—f auf dem „Latène-Pflaster". g—h Nachbestattungen. Sämtlich im Prussia-Museum, Königsberg

Digitized by Google

von Einzelgliedern des Hügelgrabbaues (Steinkreis, Steinkiste) auf mehreren B-Gräberfeldern der frührömischen Kaiserzeit, besonders im Kreise Labiau (Klein-Flieβ[1]), Perdollen[2])). Im benachbarten Südostbaltikum lebt dagegen der Hügelgrabbau noch bis tief in die römische Kaiserzeit fort[3]).

Von der Behandlung einer — heute bereits möglichen — Untergliederung der hier aufgestellten Hauptstufen der ostpreußischen vorchristlichen Eisenzeit muß hier aus Raummangel abgesehen werden.

Literatur-Abkürzungen:

Gaerte = Gaerte, W., Urgeschichte Ostpreußens. Königsberg 1929.
Hollack = Hollack, E., Erläuterungen zur vorgeschichtlichen Übersichtskarte Ostpreußens. Glogau-Berlin 1908.
Tischler, Grabhügel I—III = Tischler, O., Ostpreußische Grabhügel I—III. Schriften der Physikalisch-Ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg. XXVII (1886) S. 115ff. XXIX (1888) S. 106ff. XXXI (1896) S. 1ff.

[1]) Vgl. Prussia-Bericht XXI S. 59ff., 73ff. (Heydeck, Brinkmann).
[2]) Nicht veröffentlicht. Fundbericht im Prussia-Museum.
[3]) Vgl. Eberts Reallexikon XIII S. 7ff. (Friedenthal, Jakobsen). — Moora, M., Ausgrabungen ältereisenzeitlicher Hügelgräber im Kreise Jékabpils. Archaiologijas raksti I 3. Riga 1928. — Eurasia Septentrionalis Antiqua III S. 93ff. (Schmiedehelm). — Spretkelsen, A., Das Gräberfeld Laakt. Verhandl. der Gelehrten Estn. Ges. XXIV. Dorpat 1927. — Friedenthal, A., Das Gräberfeld Tournal. Reval 1911 u. a. m. — Vereinzelte kaiserzeitliche Hügelgräber sind auch aus Ostpreußen bekannt, so z. B. von Wiekau, Kr. Fischhausen (Prussia-Ber. XXII, S. 217ff. Heydeck), Hermannlöhnen, Kr. Heydekrug (Prussia-Ber. XVIII, S. 80ff. Bezzenberger) und aus der Druster Forst, Kr. Wehlau (Prussia-Ber. XV, S. 139f. Bujack). Auch im westlich benachbarten pommerellischen Gebiet treten solche neben den vorherrschenden Flachgräberfeldern auf, z. B. in der Tucheler Heide (vgl. Kostrzewski, J., Kultura przedhistoryczna wojewodztwa Pomorskiego. Toruń. 1929. S. 20f.; Derselbe, Kurhany i kręgi kamienne w Odrach. Z Otchlani Wieków I. 3. 1926. S. 17ff.).

Digitized by Google

Die Tolkemita, die erste nachweislich germanische Burg Ostpreußens

(Referat)

Von Prof. Dr. Ehrlich, Elbing

Mit 4 Abbildungen

Etwa 2 km südöstlich von dem am Frischen Haff gelegenen Städtchen Tolkemit, Kr. Elbing, das vorgeschichtlich durch die wichtigen neolithischen Siedlungsfunde in seiner Umgebung bekannt geworden ist, erhebt sich, die Stadt und ihren von Lommen und Kuttern belebten Hafen überragend, die Tolkemita, im Volksmunde die „alte Burg" genannt. Auf einem Plateauvorsprung zwischen zwei Bachschluchten gelegen, schaut sie weit ins Land und über das Haff und die Frische Nehrung hinweg auf das weite Meer (Abb. 1); in ihrem Rücken ist sie geschützt durch die schluchten- und waldreichen diluvialen Gebilde der Elbinger Höhe.

Die Ausgrabungen auf der Burg fanden in den Jahren 1926, 1928 und 1930 statt; 1926 und 1928 beteiligte sich an denselben noch Max Ebert. Durch diese Ausgrabungen ist die Anlage der Burg und ihre Zeitstellung im wesentlichen aufgeklärt worden. Über die ersten Ergebnisse hat schon Ebert in seiner Abhandlung „Castrum Weclitze, Tolkemita, Truso" (Elbinger Jahrbuch, Heft 5/6, 1927, S. 109ff.) kurz berichtet.

Die ganze Burganlage (Abb. 2) ist annähernd von W nach O gerichtet und umfaßt eine Fläche von etwa 340 m Länge und bis zu 110 m Breite. Die Stirnseite der Burg, das „Horn", ist gegen Westen gerichtet. Der Feind war also vom Haff her zu erwarten. Ziemlich in der Mitte der ganzen Befestigungsanlage liegt das Kernwerk. Ein Innenhof, der etwa die Form eines unregelmäßigen Vierecks mit abgerundeten Ecken hat, nimmt eine Fläche von etwa 60×45 m ein. Er wird von mächtigen, noch gut erhaltenen Wällen umschlossen. Der Höhenunterschied zwischen der Wallkrone und dem vorgelagerten Planum beträgt gegenwärtig bis zu 7 m. Im Innenhof ist mit Anlehnung an den Nordwall ein erhöhtes Planum ausgespart, das wohl dadurch entstanden ist, daß man um dasselbe herum die Erde zur Aufschüttung der Wälle und zum Bau der Mauern entnommen hat. Dieses Planum ist durch Erdbrücken mit den Teilen der Umwallung verbunden, wo die Wallkrone durch Einschnitte unterbrochen ist, d. h. in der Nähe der SW- und der SO-Ecke, wo sich Tore befunden haben. Auf dem erhöhten Planum des Innenhofes haben, wie durch die Ausgrabungen des Jahres 1926 festgestellt

Digitized by Google

wurde, kleine Holzhäuser gestanden. Es waren jedenfalls Schwellenbauten. Grundrisse konnten wegen vielfacher Überschneidungen nicht festgestellt werden.

Das Kernwerk war nach W und O durch weitere Verteidigungsabschnitte gesichert. Nach W waren es deren drei, von denen der dem Kernwerk zunächst gelegene als Flankenschutz nur den Abschnitt von der Westecke des Kernwerks bis zum südlichen Schluchtenrand abriegelte, während die beiden weiter nach W vorgeschobenen das ganze Plateau von Schluchtenrand zu Schluchtenrand sicherten. Auch nach O lagerte dem Kernwerk ein geräumiger Außenhof vor, der durch einen Wall mit davorliegendem Graben abgeriegelt war.

Abb. 1. Blick von der Tolkemita auf die Stadt Tolkemit, das Frische Haff und die Frische Nehrung.

Durch die verschiedenen Teile der ganzen Burganlage wurden in den drei Ausgrabungskampagnen bisher 22 Schnitte gelegt. Das Ergebnis ist folgendes:

Bei allen Wällen des Kernwerks wie der beiden Außenwerke wurde festgestellt, daß ihnen Gräben vorgelagert waren und daß sie Holzerdbefestigungen auf der Wallkrone getragen haben. Diese Holzerdbefestigungen bestanden offenbar nur aus Plankenwänden, die im Innern mit Steinen und Erde ausgefüllt waren und auf Holzfundamenten ruhten. Solche Holzfundamente bestanden bei den Wällen der Außenhöfe nur aus einzelnen Schwellen, während im Wallinnern des Nordwalles des Kernwerks rostartige Holzpackungen in 5—6 Schichten übereinander und in weiteren Abständen voneinander als Unterstützungen der Mauern aufgedeckt wurden. Ob bei dem Bau der Holzerdmauern auch Pfosten Verwendung gefunden haben, hat bisher noch nicht einwandfrei festgestellt werden können. Zwar zeigten sich an der Außen- und Innenseite der Holzmauern Gruben, die den Eindruck von Pfosten-

Digitized by Google

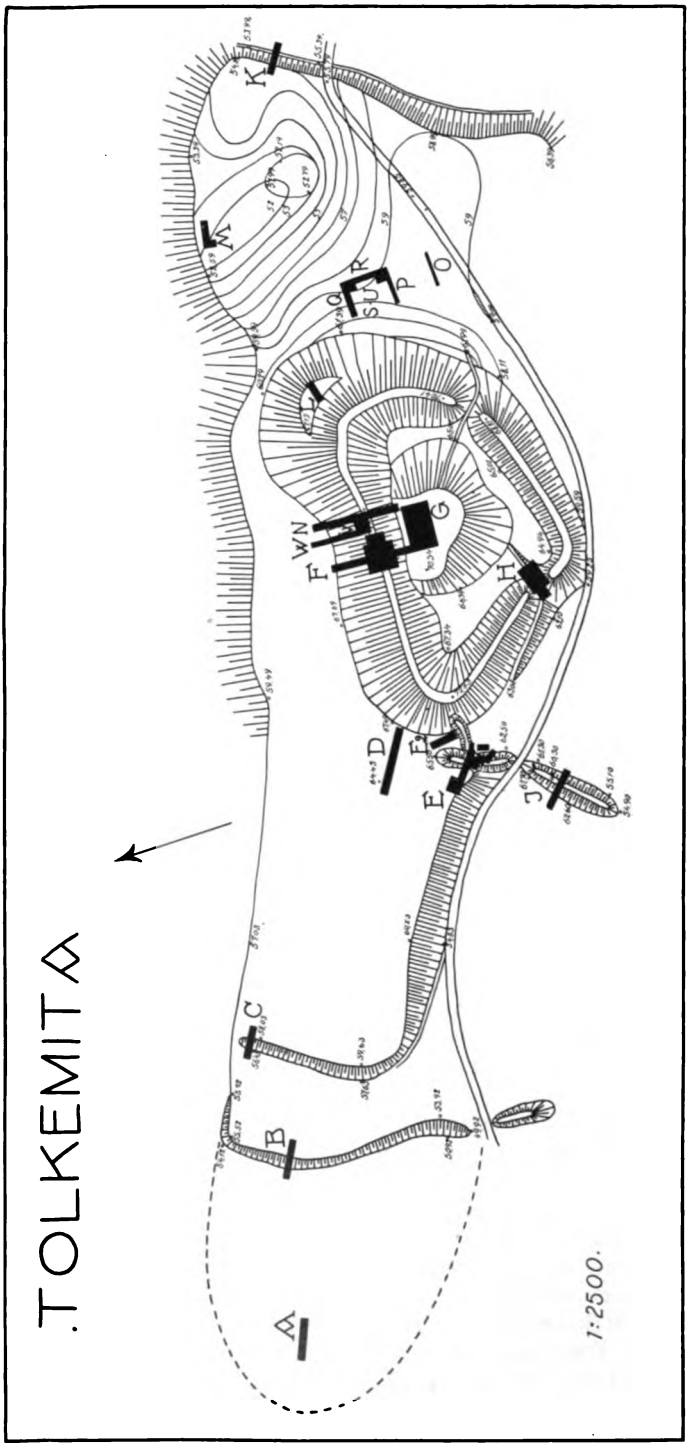


Abb. 2. Plan der Tolkemita

Digitized by Google

löchern machten. Doch erwiesen sich einige von ihnen deutlich als Abfallgruben, da sie reichlich mit Scherben, auch ganzen Gefäßen, Tierknochen und Fischschuppen und Fischgräten gefüllt waren. Offenbar ist die Burg über einer vorher schon dort befindlichen früheisenzeitlichen Siedlung erbaut worden, die auch im Innenhof und im östlichen Außenhof nachgewiesen wurde, und zum mindesten gehört ein Teil dieser Gruben, zumal da sich solche auch sonst im Burggelände fanden, zu dieser alten Siedlung. Die Untersuchung des Nordwalles des Kernwerkes ergab aber, daß es sich bei der Burg um mehrere, wahrscheinlich 3 Bauperioden handelt. Besonders scharf hoben sich im Nordwalle in Schnitt F zwei Absturzschichten ab, die durch eine etwa ½ m starke Aufschüttung getrennt übereinander lagen. Dieselben zwei Schichten wurden 1926 auch am SW-Tor, das eine steinerne Einfassung hatte, und an einem der Verteidigungsabschnitte des westlichen Außenhofes (Schnitt E) beobachtet. Nicht ganz so scharf, aber doch deutlich erkennbar, traten diese beiden Schichten auch in dem Wallschnitte N zutage, der als Parallelschnitt zu Wallschnitt F 1928 angelegt und 1930 wesentlich erweitert wurde (Abb. 3 und 4). In diesem Schnitt, der am

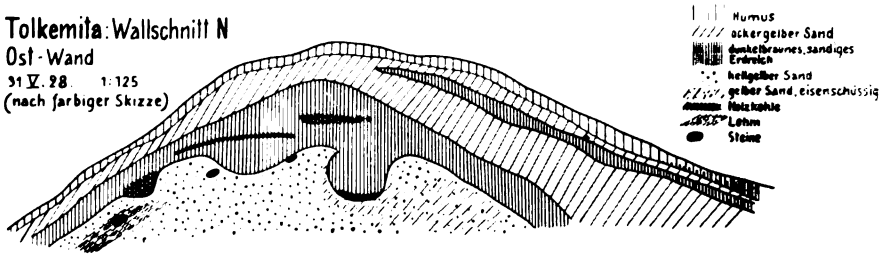


Abb. 3. Wallschnitt N. 1928

1. August 1930 auch von der Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte besichtigt wurde, konnte die bemerkenswerte Beobachtung gemacht werden, daß die Wallkronen der verschiedenen Bauperioden nicht senkrecht übereinander lagen, sondern daß die oberen jüngeren nach dem Burghofe zu, d. h. nach Süden verschoben waren.

Über die Zeitstellung der verschiedenen Bauperioden können die Scherben leider keine Auskunft geben, da sich in allen Schichten fast nur Scherben der frühen Eisenzeit finden, die aus dem umliegenden Gelände stammen, das immer wieder die Erde zu den Befestigungswerken hergeben mußte. Die Datierungen werden aber durch Metall- und andere Funde verschiedener Perioden ermöglicht. Die früheste Schicht wird durch den Fund einer bronzenen Rollenfibel und eines Bronzedrahtringes mit blauer Glasperle als früheisenzeitlich, die darüber befindliche durch eine D-Fibel und durch ein Bronzearmband und mehrere eiserne Streitäxte der Wikingerzeit als dieser zugehörig erwiesen. Die früheste Anlage ist demnach ostgermanisch, die spätere gehört der Wikingerperiode an. Nur ganz vereinzelt sind Scherben von Drehscheibengefäßen gefunden worden, die die dritte Bauperiode, die wir neben jenen beiden noch anzunehmen haben, der jüngsten heidnischen Zeit zuweisen.

Es ist von Bedeutung, daß auf der Tolkemita in ihrer ältesten Anlage zum ersten Male in Ost- und Westpreußen eine ostgermanische Burg nachgewiesen werden konnte. Auch an andern vorgeschichtlichen Burgen im Kreise

Digitized by Google

Elbing, so auf dem Burgwalle bei Lenzen, der Eigentum der Elbinger Altertumsgesellschaft ist und gleichfalls von der Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte besucht wurde, sind unter der Wallkrone Kulturschichten der frühen Eisenzeit aufgedeckt worden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß es sich auch in

Abb. 4. Tolkemita. Wallschnitt N. 1930

diesen Fällen um frühgermanische ältere Burganlagen unter den spätheidnischen der alten Preußen handelt.

Die Ausgrabungen auf der Tolkemita sind noch nicht abgeschlossen. Mehrere wichtige Fragen bedürfen noch der Klärung. Wegen Mangels an weiteren Mitteln mußten die Untersuchungen aber zunächst abgebrochen werden. Eine ausführliche Darstellung der bisherigen Ausgrabungsergebnisse wird 1931 im Mannus erfolgen.

Digitized by Google

König Heinrich I. und die ostdeutsche Archäologie

Von Dr. phil. Werner Radig, Dresden

Mit einer Karte und einem Siegel

Dem fünfundzwanzigjährigen Seminar für Landesgeschichte und Siedlungskunde an der Universität Leipzig gewidmet

Die gebildeten Deutschen kennen schon aus den historischen Schulatlanten jene berühmten Stätten des klassischen Altertums, an denen Schlachten geschlagen und Länderschicksale entschieden wurden, sie finden die Wege verzeichnet, auf denen mit „ruhmbeschwingter Sohle" die fernen Feldherrn geritten. Aber die alten Straßenzüge, auf denen von Gau zu Gau der erste deutsche König (und Kaiser) ostmärkischen Boden wiedergewann, und die wehrhaften Stätten vordeutscher Zeit, die es zu bezwingen galt, kennen sie nicht. Es hat sich die Wissenschaft bisher kaum bereit gefunden, Aufzeichnungen dieser Art zu schaffen.

Bis vor kurzem war dem Historiker die neue Grundlage zu unsicher, die die heimische Archäologie aufrichtet, und seine eigenen Quellen schienen ihm zu spärlich zu fließen, — nicht gehaltvoll genug, um daran Leben wieder aufsprießen zu lassen. Diese Zeit muß vorbei sein; es gilt, früheste schriftliche Überlieferung, Gau- und Urlandschaftslehre und Burgwallarchäologie fruchtbar zu verknüpfen.

Das Itinerar Heinrichs hat zuletzt für eine gewisse Zeit W. Lippert[1]) umrissen, während die ganze Lebens- und Fahrtenzeit des Königs seit G. Waitz[2]) im Jahre 1885 nicht wieder behandelt worden ist. Einen verfassungsgeschichtlichen Überblick gab R. Kötzschke[1]) und eine lebensvolle Erzählung J. O. Plaßmann[3]). Alle anderen Arbeiten allgemeinen Inhaltes, wie vor allem auch die Ausgaben der Chronik Thietmars von Merseburg[4]) und der sächsischen Geschichten Widukinds[5]) liegen 40 und mehr Jahre zurück. Es versteht sich von selbst, daß neue Ausgaben gefordert werden müssen, die fruchtbare Wirkung zeigt z. B. die Neuherausgabe der arabischen Berichte des Ibn Jakub u. a. von H. Jacob[6]). — Die Frage des Itinerars führt zur Literatur der Straßen-

[1]) Lippert, W.: Die Aufrichtung der deutschen Herrschaft im Meißener Lande 929. In: Meißnisch-Sächs. Forschungen. Dresden 1929. — Ferner ebenda: Kötzschke, R.: Die Anfänge der Markgrafschaft Meißen.

[2]) Waitz, G.: Jahrbücher des Deutschen Reiches unter König Heinrich I. 3. Aufl. Leipzig 1885.

[3]) Plaßmann, J. O.: König Heinrich der Vogler. Deutsche Volkheit. Jena 1928.

[4]) Thietmari Merseburgensis Episkopi Chronicon. Ed. v. J. M. Lappenberg u. Fr. Kurze. Hannover 1889.

[5]) Widukindi Rerum Gestarum Saxonicarum. Hrsg. v. G. Waitz. Hannover 1882.

[6]) Jacob, H.: Arabische Berichte von Gesandten an germanische Fürstenhöfe. Berlin und Leipzig 1927.

Digitized by Google

forschung, die man für den ganzen deutschen Osten als noch völlig unzureichend bezeichnen muß. Ja, man hat mit einer ins einzelne eingehenden topographischen Wegeforschung noch gar nicht den Anfang gemacht: Für Deutschland eine summarische Karte von Rauers[1]) und z. B. für Sachsen zwei Arbeiten von Simon[2]) und Wiechel[3]), die 30 Jahre zurückliegen.

Als Fixpunkte sind zunächst die urkundlich genannten Namen der Burgen (urbes, civitates, oppida) auf der Itinerarkarte einzutragen. Das Flußnetz mit den siedlungsfeindlichen Sumpfniederungen ist ebenfalls gegeben. Die Urlandschaftslehre vermag das Bild der Freilandschaften vor tausend Jahren anzugeben. Diese Freilandschaften werden als Siedlungsgaue weiterhin in die Karte eingetragen. Als neue Kombination wären nun die erforschten Straßenzüge einzutragen, wenn sie in ihrem genauen Verlauf bereits bekannt wären. Darauf muß vorläufig verzichtet werden, aber ihre ungefähre Linienführung mit Berücksichtigung der jeweiligen Richtung und der jeweils wahrscheinlich gemachten oder erwiesenen Furt und des ebenso erhärteten Passes ist schon zu ermitteln. Diese Linie wird in der Wegsignatur jedes einzelnen Feldzuges zum Ausdruck gebracht. Es werden also der leichteren Übersicht wegen und in Rücksicht auf den Wissensstand nur dann weitere Wegzüge eingetragen, wenn sie eine Wahrscheinlichkeit des Begangenseins haben. Es ergibt sich folgendes Bild (vgl. Karte):

I. Die geschichtliche Forschung hatte Heinrichs Auftauchen in Püchau für 924 (?) festgelegt, das er von Merseburg, das schon für 906 erwähnt wird, erreicht haben wird. Es gilt hierfür das gleiche wie unter III (s. u. Ia).

II. Im Winter 928/29 zog Heinrich von Quedlinburg aus, das meist als Ausgangspunkt anzusehen ist, gen Brandenburg, dabei überschritt er bei Staßfurt die Bode und bei Magdeburg die Elbe an ihrem wohl ältesten Übergang, den z. B. 780 Karl der Große benutzte. Er hatte so freien Weg durch offenes Gauland westlich und durch Moraciani östlich des Stromes, welches sich im schmalen Streifen gerade in der Zielrichtung nach der Havel hinzieht. Nach Überqueren der Plane erreicht er das umwehrte Gebiet der heutigen Dominsel (s. u. IIa).

III. Von Brandenburg wandte sich Heinrich geradezu nach Süden, wobei allerdings anzunehmen ist, daß das Wald- und Sumpfgebiet des Kleingaus Ploni westlich umgangen wurde und im rechtselbischen Gaustreifen Moraciani zunächst bis Dessau marschiert wurde, wo nur der Strom zu überwinden war und nicht weitere linkselbische Nebenflüsse. Die Richtung auf Halle wird die bekannteste und der Weg der beste gewesen sein. Über Schkeuditz (Skudici) oder Leipzig (Libzi) bog er nach Osten, wo er die Mulde, die hier nun freilich nicht so mächtig, an einzelnen Stellen geradezu schmal und oft flach war, zu überwinden hatte. Man ist durchaus geneigt, daß er seinen alten Stützpunkt Püchau (s. u.) als Rückendeckung in seiner Hand gehalten hat. Dann würde er dort selbst an der dortigen Furt nach „Rennwiese" über die Mulde gegangen sein, oder er hat diese bei Wurzen überschritten, wie diese Stelle uns zweimal in gleicher Eigenschaft früh begegnet. Nach letzter Edition

[1]) Rauers: Versuch einer Karte der alten Handelsstraßen in Deutschland. In: Petermanns Mitt. 1906. S. 49—59. Mit einer Karte.

[2]) Simon, A.: Die Verkehrsstraßen in Sachsen. Mit einer Karte. Stuttgart 1892.

[3]) Wiechel, L.: Die ältesten Wege in Sachsen. In: Isis Abhandl. Dresden. Mit einer Karte. Dresden 1901, I.

Digitized by Google

des Ibn Jakub hat der arabische Jude etwa 50 Jahre später bei Wurzen[1]) die Mulde auf seinem Wege überschritten, und Thietmar[2]) weiß für die Zeit von 1017, daß die Slawen beim Übergang über die Mulde bei Wurzen ihr Götterbild in den Fluten verloren und in bösen Ahnungen ihren Weiterzug aufgaben. Der Muldenweg führt über Nerchau zur von Grimma kommenden „alten Salzstraße", die sich in geradem Zuge nach Zschaitz im Jahnatale wendet.

IV. Weiter führt dieser Weg in genauer Ostrichtung über Glaucha und das bedeutende Leuben (burgwardus Luvine) zu dem Elbstrom nach Meißen; man kann sagen, daß dieser Weg geradezu auf den Burgfelsen von Meißen hin zielte.

V. Nun kann man sich fragen, ob Heinrich sich genau südwärts nach Böhmen wandte oder den Bogen durch den Gau Nisan nahm, dessen Name nicht genannt wird. Freilich ist der Rechenberg-Duxer Paß über das Erzgebirge weniger bekannt und gesichert wie die uralte Völkerstraße des Dohna-Kulmer Passes, die beide nach Prag führen (erstgenannter unsicher, vgl. Karte).

VI. An dem folgenden Feldzuge, der die Eroberung von Walsleben sühnen sollte, nahm Heinrich nicht persönlich teil (deshalb andere Wegsignatur, vgl. Karte); er entsandte aber den Bernhard und den Thiatmar, von denen zumindestens Thiatmar mit Kriegsvolk von Quedlinburg aus in die Prignitz marschierte. Sein Weg wird durch die Furt von Staßfurt und durch den Lauf der Mittelelbe zu bezeichnen sein. Freilich wird man die westelbischen Gaue von Südosten nach Nordwesten durchschritten haben, einmal um den getretenen Pfaden zu folgen, ohne die Elbniederungen fürchten zu müssen, andrerseits um an der „uralten Brücke" des Hohbuoki die Elbe überwinden zu können. Wir wissen, daß Karl der Große 789 ins Wilzenland vom Stützpunkt des Kastells Höhbeck aus, das gegenüber Lenzen gelegen ist, vordrang. Nordöstlich von Höhbeck ist eine Fähre über die Elbe und nur noch ein Kilometer Weges nach der Löcknitz, über der sich die Burg von Lenzen erhebt.

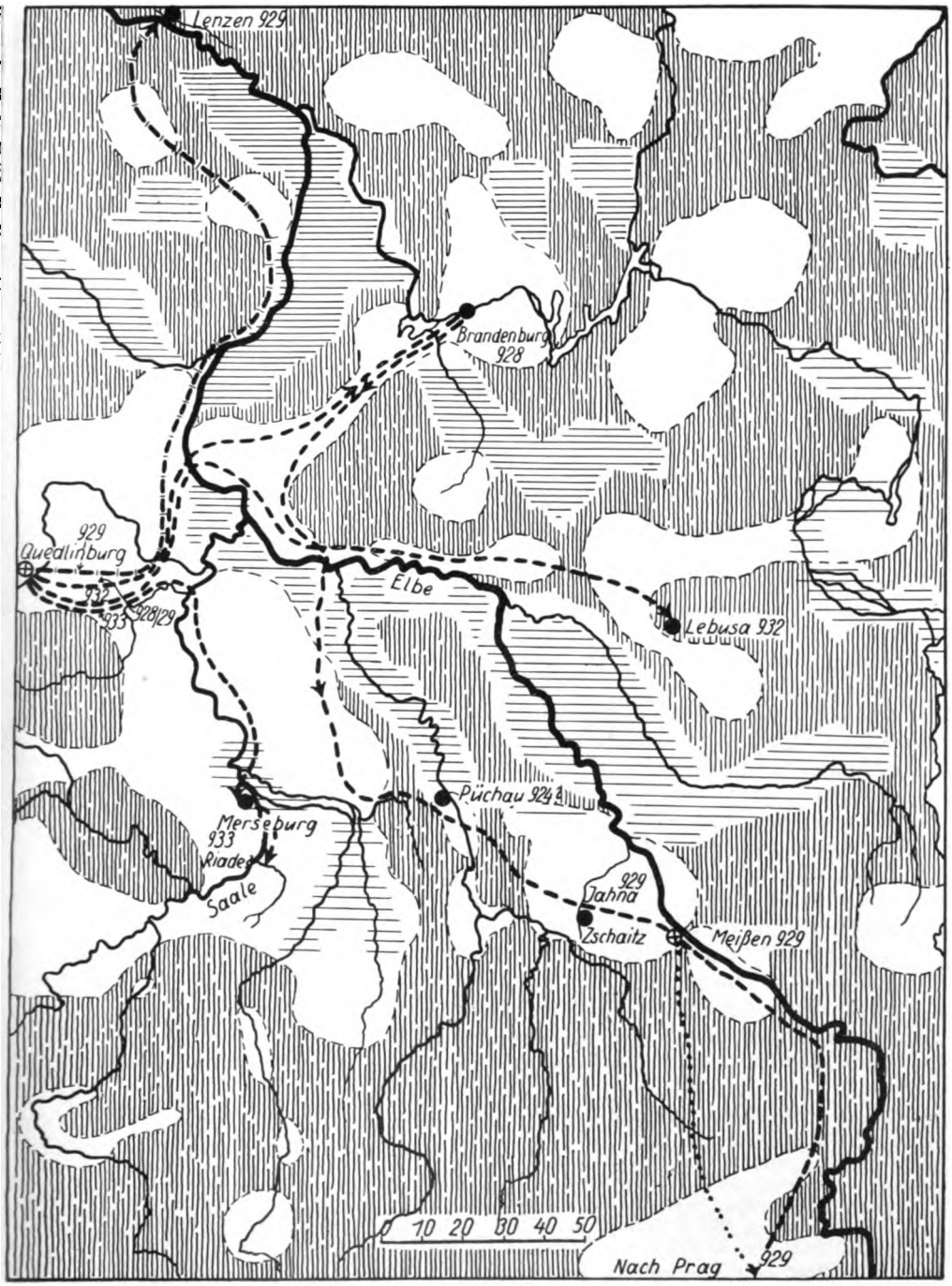
VII. Man könnte bei dem Zuge nach der Lausitz an einen mittelbaren Vorstoß von dem vorgeschobenen, seit drei Jahren gegründeten Meißen denken, aber da Heinrich seit 929 nicht in Meißen war, muß er den Weg von Quedlinburg her genommen haben; übrigens war er zu Jahresanfang in Pöhlde bei Osterode a. H. So ist es auch wahrscheinlich, daß er wieder wie vor 4 Jahren bei Magdeburg die Elbe überschritten hat und den Siedlungsstreifen des rechtselbischen Gebietes durchzog, um von Nordwesten her in Losicin einzufallen. Vom Fläming her und nicht von der Elsterniederung aus wird er in die waldreiche Landschaft von Lebusa und Schlieben eingedrungen sein.

VIII, IX. Noch immer liegt Riade in rätselhaftes Dunkel gehüllt. Läge es an der Unstrut, so wäre Heinrich von Westen her gen Merseburg gezogen, liegt es aber in unmittelbarer Nähe von Merseburg, so wird er seinen Weg ganz einfach saaleaufwärts genommen haben. Da sich an Küstermanns These[3]) neue Stützen knüpfen, muß mit dem Nord-Südzug über Halle und Merseburg vor die Rippachmündung gerechnet werden.

X. Nicht in das Sorbenland, sondern nach Norden richtete sich Heinrichs letzter Zug. Man wird ohne weiteres an die Gewohnheiten seit den Zeiten

[1]) Jacob betr. Ibn Jacub statt Nerchau.
[2]) Thietmari Chronicon VIII. 64.
[3]) Küstermann, O.: Die Schlacht bei Riade i. J. 933. Mit 4 Karten. In: Zs. d. Harzver. f. Gesch. u. Altert. Jg. 29, 1886. S. 520—549.

Digitized by Google



Entwurf von W. Radig.

Karte des Itinerars Heinrichs I. mit den Altgauen und den benutzten Straßenzügen. = Wald; = Niederung; weiße Flächen = Gaue

Digitized by Google

Karls des Großen glauben können und mit Recht annehmen müssen, daß Heinrich zunächst im befriedeten linkselbischen Gebiet bis Bardowiek zog und in der Nähe dieses alten Handelsplatzes die Elbe überschritt. Ob die „erdene Burg", die rechteckige, hochumwallte Ertheneburg gegenüber Artlenburg, die Schuchhardt bis in die karolingische Zeit zurückführen möchte, zu dieser Zeit unversehrt war, sei dahingestellt. Jedenfalls hat Otto der Große auch bei Bardowiek zwei Jahre darauf 936 die Elbe überquert. Nach Schleswig-Holstein ging der Weg bis Haithabu bei Busdorf am Haddebyer Noor.

In Verbindung mit den vereinzelten topographischen Studien der Lokalhistoriker und den Kartenunterlagen verschiedener Maßstäbe, zu mindestens der Meßtischkarte 1 : 25000, wurden die folgenden wehrhaften Stätten vom Archäologen beobachtet.

Ia. In Püchau, Ah. Grimma, das zwischen Wurzen und Eilenburg gelegen ist, erhebt sich am Hochterrassenrand des linken Muldenufers das heutige Schloß, dessen Fundament auf einer ausgesprochenen Terrassenzunge ruht. Die steilen Böschungen ziehen sich im Dreiviertelkreisbogen in stattlicher Wehrhaftigkeit um diesen Berghang, dem aber im ungeschützten Hinterland heute ein Abschnittswall oder -graben fehlt. Es ist indessen anzunehmen, daß dieser in der Linie des jetzigen Rittergutshofeinganges gelegen hat und später überbaut ist, wie dies der Grabeneinschnitt in der genannten Linie am Nordwestende des Gutes andeutet. Im Süden tut sich die Wehrhaftigkeit besonders kund: Es läuft zwischen dem ebenfalls auf drei Seiten mit Steilhängen ausgestatteten Kirchberg und dem Schloßberg ein tiefer Hohlweg, der von Natur durch ein früheres Rinnsal vorgeschaffen sein mag, der aber künstlich so eingetieft ist, daß von Kirche zu Schloß sich die Anlage einer Landbrücke nötig machte.

Die Ortsform von Püchau ist durch das Rittergut mit den einzelnen langgezogenen Böschungen auffällig zerteilt, wobei wohl die westlich hinter dem Gute befindliche Gehöftegruppe im Halbkreis angeordnet und als urtümlich anzusprechen ist; gerade hier müßten Flurkartenstudien einsetzen, um den früh erwähnten Platz zu klären. 924 flüchtete Heinrich vor den Ungarn und rettete sich nach der urbs Püchau[1]), einer schon wehrhaften Stätte; den urbani verleiht er besondere politische Rechte, deren Inhalt man sich nicht recht vorstellen kann[2]). Jedenfalls erkannte er hier wie anderwärts den Wert der hochragenden Feste. 1017 ist bereits von burgwardis Bichni et Vurcin[3]) die Rede, und dieselbe Quelle spricht 1018 von einer civitas[4]). Wir beachten 1040 die urkundliche Bezeichnung castellum, quod dicitur Bichni[5]), und müssen von neuem[6]) die Forderung erheben, daß diese Begriffe einer vergleichenden Studie unterzogen werden. Für Püchau überrascht nun schließlich der deutsche Terminus „burchstal, quod dicitur Bichin," aus einer in diesem Zusammenhange durchaus frühen Zeit zwischen 1063 und 1066[7]). Bekanntlich

[1]) Thietmari Chron. I, 15. R. Kötzschke a. a. O. denkt an das 1. Jahrzehnt.
[2]) Waitz, G., a. a. O. S. 77 u. 99.
[3]) Thietmari Chron. VIII, 52.
[4]) Thietmari Chron. VIII, 64.
[5]) Cod. dipl. Sax. reg. I, 1, Nr. 88.
[6]) Radig, W.: Burgwälle im östlichen Daleminzien. In: Mitt. d. Landesver. Sächs. Heimatschutz. Bd. XVIII, 5/8 = Festschr. f. Meißen 1929. S. 208—213. — Ferner: Radig, W.: Meißen (s. u.) passim.
[7]) Cod. dipl. Sax. reg. II, 1, Nr. 46. — Ferner: Bönhoff: Die Burgwarde Wurzen und Püchau und das „Wurzner Land". In: Mitt. d. Wurz. Gesch. u. Altert.-Ver. Bd. I, 2. 1912. S. 1ff.

Digitized by Google

lebt dieses Wort heute noch im Volksmund als Burgstall, Burgstadel, Burgstädtl fort.

IIa. Brandenburg an der Havel ist in ununterbrochenem städtischen Leben mehr überbaut, als es dem Archäologen und Topographen geeignet sein kann; nur an der Form der sog. Dominsel und an den Böschungen zeigen sich die Spuren von der Brennaburg. Man kann vorausschicken, daß dieser Landschaft nur ein Ringwall entspricht, wie er denn auch aus den Resten zu rekonstruieren ist: Im Nordwesten und Norden des Domgeländes bespült das Havelwasser die wehrhafte Stätte. Während in den Wiesen gegenüber des Grillendammes nahe des Bootshauses die Ufer die normale Höhe der Insel haben, erheben sich im Norden, wo Gärten den Zutritt sperren, die Uferränder zu einer regelrechten Böschung, die sich bis zur Brücke hinzieht. Im Zuge der Hauptstraße läuft in der Nordrichtung nun im Osten die hohe Mauer, die den Domplatz von der Straße trennt. Schon die Höhe dieser Mauer zeigt, daß wir uns auf dem Verlaufe des östlichen Beringes befinden. Bestätigt wird diese Annahme von der Tatsache, daß das jenseitige Domterrain höher liegt, die Mauer heute etwa die damalige Böschung ersetzt. Aber auch im Süden bemerkt man den Anstieg zum Wall oder eben die Spuren des breitgezogenen überbauten Beringes, indem das Gelände sanft ansteigt bis zu den Kietzhäusern, deren Zug sich in flachem, aber sichtbarem Bogen um die Domkurie legt. Es ist hier nicht der Raum, in vollem Maße die bedeutende Verkehrslage von Brandenburg darzulegen[1]); es genügt zu sagen, daß hier rings vom Wasser umgeben die einzige Brücke war, die in den Slawengau der Heveller hineinführte und daß die Brennaburg eine Sperrfeste war wie keine andere[2]). Im Winter 928/29 bezwang Heinrich die Heveller[3]), denen er in Kämpfen vorher schon begegnet war. Im Bunde mit einem eisigen Winter, der ihm viele Brücken schlug, nahm er Burg (urbs) und Land (regio). — Die Dominsel hat zahlreiche mittelslawische und spätslawische Keramik aus frühdeutscher Zeit geliefert. Die Domkurie selbst hat außer mittel- und spätslawischen Stücken einige recht frühe, d. h. schwach profilierte, mit dem Wellenornament ausgestattete Gefäßfragmente hinterlassen[4]).

IIIa. Von einer großen Waffentat zum anderen großen Kampfe führte der Zug nach Daleminzien. Im Jahnatal ist die Burg der Daleminzier zu finden, zwar nicht in Jahna, Kr. Oschatz, selbst, sondern im etwas mehr südlich gelegenen Zschaitz, Kr. Döbeln, wie ich anderwärts erhärtet habe[5]). Der Burgberg wird von der Jahna umflossen, die hier in einem breiten Sumpfstreifen die Bachterrassenzunge umzieht. Die hochstrebende Zunge wird von einem Außenwall, der sich im Norden in einem Abschnittsgraben fortsetzt, abgeriegelt und weiterhin von einem inneren Abschnittswall umschirmt. Der Westostweg zog von alters hier vorüber und „unterhalb der Burg" liegt heute noch das Dorf Baderitz, das in seinem Namen ebenso die Beziehung zu der Burg im Jahnatale bekundet wie auf der Insel Rügen das unterhalb des Burgwalles von Arkona gelegene Dorf Puttgarten (= unter der Burg) zu der

[1]) Curschmann, Fr.: Die Diözese Brandenburg. Leipzig 1906. S. 7, 8.

[2]) Tschirch, O.: Geschichte der Chur- und Hauptstadt Brandenburg a. d. Havel. Festschrift 1928/29. S. 13ff.

[3]) Widukinds Sächs. Gesch. I, 35.

[4]) Kelsberg, O.: Die Wenden im Havelland. In: 59.—62. Jahresber. d. hist. Ver. z. Brandenburg 1929. — Besonders frdl. Mitt. v. Geh.-Rat Dr. O. Kelsberg mit Abb.

[5]) Radig, W.: Der Burgberg Meißen und der Slawengau Daleminzien. Augsburg 1929. S. 48—50 mit Plan.

Digitized by Google

hervorragenden Burg der Insel. Erst nach zwanzig Tagen bezwang Heinrich die urbs Gana[1]), deren Insassen harter Kriegsbrauch beschieden war. An Funden kennen wir Billendorfer Ware und mittelslawische Scherben; Einzelheiten vgl. Führer zur Urgeschichte Bd. 8, Der Burgberg Meißen[2]) und der Slawengau Daleminzien. 1929.

IVa. Der Burgberg Meißen im Herzen von Sachsen hat als tausendjährige Stätte schon mehrfach Würdigung gefunden. Die Natur hat die Form dieser Wehranlage durchaus bestimmt. Zwei Nebenbäche der Elbe ließen ein dreieckiges Plateau entstehen, das nun eben von der Meisa, der Triebisch und dem Elbstrom selbst umgrenzt ist. Steile Hänge und uneinnehmbare Felswände waren natürlicher Schutz, dem man nur mäßige Randbefestigungen anzufügen brauchte. Nach der randgesicherten Plateauform (wie Seußlitz, Hohe Eifer und Staupenberg bei Westewitz), und nach den Funden ließ sich die Billendorfer Wehranlage (800—500 v. Chr.) erweisen. Die gleiche Erdbewegung im Domchor 1910 führte zu mittel- und spätslawischer Topfware, deren Vorhandensein mit der chronistischen Quelle des Thietmar[3]), der von dichtem Waldbestande beim Eintreffen Heinrichs spricht, in Einklang gebracht werden muß. Den aufgestellten Thesen[4]): 1. Slawische Warte vor Heinrich, keine Volksburg, und 2. Nur deutsche Burg mit slawischen Hörigen, die die Tonware hinterließen, schließe ich neuerdings die Erwägung an, daß bei der allgemeinen Neigung zu einer späten Ansetzung der Scherbenfunde dieser Zeit dann allerdings das Gründungsjahr 929 ein wesentlicher terminus post quem mit weitgehenden Folgerungen sein würde. Über die Einzelheiten und die landbefriedende Burgengründung unterrichtet wiederum der Führer zur Urgeschichte, Bd. 8, 1929[5]).

Va. Da Heinrich im Anschluß an die Meißener Schöpfung im Böhmerland den Herzog Wenceslaus mit großer Heeresmacht überwand, mag von Prag selbst, das er zwar erreichte[6]), von dessen Belagerung oder Bestürmung aber nicht ausdrücklich die Rede ist, nur der berühmte Hradschin genannt werden, dem die tschechische Archäologie erneut mit Erfolg zu Leibe gegangen ist. Über der Moldau thront heute noch die langgestreckte Burg mit ihren alten Resten. „Der Unterbau der Wälle der Prager Burg war aus mächtigen, doppeltgeschichteten Balken hergestellt, welche durch Querbalken miteinander verbunden waren; und erst auf diesen Unterbau wurde der eigentliche Wall aus Lehm geschichtet. Die Randbalken des Walles wurden durch mächtige Pfosten verstärkt, um das Rutschen des Ausschüttungsmaterials zu verhüten." — „Auf der Prager Burg ist der Teil einer hölzernen Pfahlbrücke bloßgelegt worden; über die Pfähle waren Eichenbalken in drei Schichten gelegt. Der Rand der Brücke war auf der einen Seite mit einem niedrigen Geländer aus geflochtenem Reisig versehen"[7]).

---

[1]) Widukinds Sächs. Gesch. I, 35.

[2]) Radig, W., a. a. O. — Ferner: Leipoldt, Joh.: Die Eroberung des Daleminzierlandes und die Anfänge des Dorfes Jahna (Manuskript).

[3]) Thietmari Chronicon I, 16.

[4]) Radig, W., a. a. O. S. 15—19.

[5]) Radig, W., a. a. O. S. 1—19. — Ferner Fr. Rauda: Der Burgberg zu Meißen. Sächs. Kunstwanderbücher Nr. 1 und H. Gröger: Tausend Jahre Meißen (Stadtgeschichte) 1929.

[6]) Widukinds Sächs. Gesch. I, 35.

[7]) Schránil, J.: Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens. Berlin u. Leipzig 1928. S. 316, 318.

Digitized by Google

VIa. Lenzen (Elbe) in der Westprignitz besitzt seinen Hügel über der Löcknitz, der mit dem Stadtbild untrennbar verbunden ist. Es gibt nur noch einen Hügelzug in dieser Elbniederung, den Höhbeck am jenseitigen Ufer, der hier besonders zu beachten ist.

C. Schuchhardt[1]) hat wahrscheinlich gemacht, daß der Burgwall auf dem Höhbeckrand, der später Höhbuoki genannt wird, bereits von Karl dem Großen benutzt und zu einem Kastell ausgebaut wurde. Die langgestreckte, rechteckige Anlage ist von Koldewey[2]) genau aufgezeichnet worden. Es war ein Stützpunkt gegen das Wilzenland, wurde jedoch von den Wilzen 810 erobert, 811 bereits von den Franken wiedergewonnen. Slawische Scherben werden von hier auf 810/11 datiert[3]). Später ist von dem Höhbeck nicht mehr die Rede, obwohl er sicherlich auch bei Heinrichs Zug gegen die Redarier eine Rolle gespielt hat. Für 789 berichten die karolingischen Annalen aber noch von einer zweiten Burg, dem Höhbeck gegenüber; das kann nur der Hügel von Lenzen sein. Ausschlaggebend war der Elbübergang an der Stelle der heutigen Fähre, der oben schon erwähnt wurde. Kein Wunder, daß auf dem Hügel eine mittelalterliche Burg entstand, die wegen der Überbauungen heute keine Wälle mehr zeigt, aber die Böschungen ringsum zu erkennen gibt. Im Osten schützte außerdem der der Löcknitz von Norden zustrebende Bach, im Süden die Löcknitz selbst. Heinrichs Befehlshaber aber nahmen diese urbs Lunkini[4]), die „Bogenburg"[5]) heißt. Funde von ihr kennt man bisher, — auch seit der Herrichtung der neuen Gartenanlagen — nicht[6]).

VIIa. Lebusa, Kr. Schweinitz, am Ostende der heutigen Provinz Sachsen, — altes wettinisches Gebiet, liegt in einer heideumschlossenen Freilandinsel und wird als Namensträger der von Thietmar selbst gesehenen urbs Liubusua[7]) nach seinem Burgcharakter, der sich irgendwo in der Flur oder in der Nachbarschaft bekunden muß, eingehend untersucht. Die Hauptansatzpunkte wären zunächst Schloß und Kirche. Letztere entfällt jedoch, da weder an ihr noch an ihrem Kirchhof wehrhafte Teile oder Wallreste bemerkt werden können. Schon auffälliger ist das Herrenhaus des Rittergutes, das sehr wohl auf einer Wasserburg stehen könnte, die eingesenkten Flächen um das Haus sind nicht ohne weiteres als künstliche Parkerdbewegungen abzutun.

Wichtiger ist die Gesamtanlage des Dorfes selbst, das z. B. von Südosten her einen sehr geschlossenen Eindruck macht, der durch deutlich spürbare, langgestreckte Geländewellen hinter den Gehöftgärten verstärkt wird. Wesentlich ist hierzu die Feststellung[8]) der beiden Flurnamen: „Die große Landwehr" nördlich und „Die kleine Landwehr" südlich des Dorfes Lebusa. Da die beiden die Dorflage einschließen — das Dorf liegt gleichsam in einer wasserspendenden Mulde—, so wäre das heutige Dorf die Fortsetzung der großen urbs, die als eine zwölftorige bewundernd geschildert wird. Sogar das Meßtischblatt 1 : 25 000 vermerkt beide Landwehrzüge; der Name der Landwehr erinnert

[1]) Schuchhardt, C.: Vorgeschichte von Deutschland. 1928. S. 307—310.
[2]) Koldeweys Plan zuletzt bei Schuchardt a. a. O. S. 309.
[3]) Schuchhardt, C.: Slaw. Scherben a. d. J. 810 n. Chr. In: Bezzenberger-Festschrift 1921. S. 140—143.
[4]) Widukinds Sächs. Gesch. I, 36.
[5]) Hoppe, W.: Lenzen 929—1929. Lenzen (Elbe) 1929. S. 166 nach Gutachten v. H. Felix Schmid. — Ferner frdl. Mitt. v. Bibliotheksdir. Prof. Dr. W. Hoppe-Berlin.
[6]) Hoppe, W., a. a. O., S. 148.
[7]) Thietmari Chronicon I, 9.
[8]) Frdl. Mitt. v. Hauptlehrer Fritz Stoy, Schmerkendorf, Bez. Halle.

Digitized by Google

freilich an ganz andere, jüngere Grenzziehungen. — Dem Topographen fällt aber weiterhin eine andere Stelle ins Auge: Der sog. Weinberg ist die einzige größere Erhebung auf der Flur Lebusa, der durch seine bisweilen recht steilen Böschungen den Eingriff von Menschenhand sehr nahelegt. Freilich haben große Sandgruben der Kuppe viel geschadet; indessen scheint man bei den Erdaufschlüssen nicht auf Funde gestoßen zu sein, oder man hat solche nicht als äußerst wertvoll erkannt. Die beherrschende Lage bewog mich zu der These einer Lokalisation der urbs an dieser Stelle, ohne eine beachtliche Notiz von O. E. Schmidt[1]) eingesehen zu haben. Ihre nachträgliche Kenntnis bestätigt die unvoreingenommene Geländebeobachtung aufs beste. Schmidt kam von Dahme und vermutete ebenfalls auf dem Weinberg die urbs, die sich seines Erachtens aber bis zum Dorfe in einer stadtähnlichen Flächenausdehnung erstreckt haben sollte. Wenn man auch dem letzten Gedanken nicht folgen kann, so ist eher die weitere, von Thietmar[2]) genannte kleinere Feste hier zu suchen. Diese soll durch ein Tal[2]) von der urbs getrennt liegen. Da aber für diese Angabe der Weinberg reichlich nahe liegt, wäre an das noch weiter nördlich — auch dies ist überliefert[4]) — gelegene Schöna, Kr. Schweinitz, mit seinem „Burgelt" zu denken, in dessen Sumpfniederung der „Ringelberg" oder „Ringelpuhl" in Gestalt einer kleinen Wasserburg liegt. Von allen genannten Stellen sind mir bisher keine Funde bekannt.

Schließlich ist zu bedenken, daß man in der Umgebung von Lebusa manchen stattlichen Burgwall findet, der unter Umständen auch eine oder gar die große Rolle gespielt haben könnte: der mächtige doppelschichtige Ringwall bei Schlieben und der kegelförmige „Schloßberg" von Schlieben selbst. Der benachbarte Wall von Colochau[3]) ist heute abgetragen, — Heinrich II. aber ließ Lebusa wieder aufbauen[4]).

VIIIa. Riade muß in der Nähe von Merseburg gesucht werden. Küstermann[5]) erhärtet mit großem flurgeschichtlichen Geschick das Gebiet der wüsten Mark Oglitzsch als die Stelle des Ortes Riade, weil sich dort Flurnamen wie „der Rieth", der „Rieth-Anger" und der Riedbrunnen finden. Er stützt diese Erscheinung mit der benachbarten „Leichenmark" (Lichicho?) und dem „Hof zu der Vehsten" (1348) in der Flur Goddula. Der Burgwallbefund bestätigt eine Schanze von fast viereckiger Form[6]) nahe der Saale, die aber jünger sein könnte. Man hat nur hochmittelalterliche Funde geborgen. Jedenfalls verlegt Küstermann den Lagerplatz zwischen den Keuschberg von Dürrenberg und die Rippachmündung. Der Keuschberg[7]) weist in der Tat Erdwerke und keramische Funde auf; erstere sind leider durch das Gradierwerk und ihre Salinen mit den Schmuckanlagen beträchtlich verändert, aber die alte

[1]) Schmidt, O. E.: Kursächs. Streifzüge. Bd. 2. 2. Aufl. 1922. S. 317ff.
[2]) Thietmari Chronicon V, 9.
[3]) Behla, R.: Die vorgesch. Rundwälle im östl. Deutschland. Berlin 1888. S. 159.
[4]) Thietmari Chronicon VI, 39.
Fr. Stoy teilt weiterhin in dankenswerter Weise mit, daß in der Gegend auch Colochau, Kr. Schweinitz, ferner sogar Hohenleipisch, Kr. Liebenwerda, als Platz der urbs Liubussa angesehen werden. — Ferner teilt Dr. W. Hülle-Halle freundlichst folgendes mit: Der Grunichsberg (Höhe 147 m) östl. v. Gut Striesa bei Lebusa trägt eine kleine Befestigung, indem die Spitze des Berges durch einen kleinen Graben abgetrennt ist. Scherben sind dort nicht gefunden. Holzmann-Halle hat dort, nachdem die Lokalgeschichte schon darauf hingewiesen hatte, Lebusa zu finden gesucht. Indessen macht die Anlage einen recht jungen Eindruck.
[5]) Küstermann, O., a. a. O. S. 528ff.
[6]) Albrecht, Chr.: Beitrag z. slaw. Keramik. Leipzig 1923. S. 33.
[7]) Albrecht, a. a. O. S. 34.

Digitized by Google

Planskizze[1]) von Kruse zeigt noch das Wesentliche: Abriegelung des Terrassensporns über der Saale. Dieser Keuschberg kommt ebenso als Stützpunkt bei der Schlacht von Riade in Frage wie ein anderer Burgwall. Dieser am Einfluß der Rippach in die Saale gelegene Burgwall ist nun freilich der große und landbeherrschende Burgwall dieses Gaugebietes. Der mächtige Zug des halbkreisförmigen Abschnittwalles ist heute noch eindrucksvoll und schutzgewährend. Im Westen von dieser Flur Lösau heißt ein südlicher Nebenbach der Rippach wieder Riedebach. Hier suche ich das Lager von Riade. Zur Flur Lösau gehört heute auch die Wüste Mark Treben, auf der eben der Wall liegt. Was ist außer der Mächtigkeit das Besondere dieses Bodendenkmales? In ihm liegt heute noch die Kirche des einstigen Dorfes Treben (Burgward Tribuni), und der heutige Friedhof im Wallbering setzt einen slawischen Friedhof fort. Dort wurde durch eine systematische Grabung[2]) ein Skelettgräberfeld mit langgestreckten Skeletten und Schläfenring- und Perlenschmuck erschlossen, das sich schon ankündigte: Mächtige längliche Felsblöcke ruhen ebenerdig auf den Gräbern, die einzige Parallele übrigens zu Sobrigau, Ah. Dresden, deren Grabmäler mit dem Kreuz ausgestattet sind. — In diesem Bereich schlug Heinrich die Ungarn[3]) und schirmte das bedrohte Merseburg.

IXa. Merseburg an der Saale erstreckt sich auf einem langgezogenen Felsrücken in nordsüdlicher Richtung. Im Osten säumt die Klie den Fuß, im Westen die Saale, der am Südende unterhalb des heutigen Schlosses die Geisel zufließt. Wir knüpfen an die ausgezeichneten topographischen Darlegungen von Rademacher[4]) an, der das Bestmögliche herausstellt, ohne den archäologischen Befund vor 30 Jahren voraussehen zu können. Der Sachbefund bestätigt die These, daß die bereits für 906 von Thietmar genannte antiqua civitas[5]) in dem Gelände der sog. Altenburg zu suchen ist. Also das Nordende von Altenburg zeigt das urtümliche Gepräge eines slawischen Burgwalles, dessen Bering an der mächtigen, mehrere Meter hohen Kirchhofsmauer zu sehen ist. Der Platz der Kirche ist zugleich die höchste Stelle, und der Friedhof nimmt den ganzen Wallkessel ein. Nördlich der Kirche ist ein tiefer Einschnitt zu sehen, an den sich weiter nördlich ein kegelförmiger Erdturm (heute mit einem Neubau) anschließt. — Auf dem Gelände des Friedhofes förderten die Materialgrabungen, die im Auftrage der Frau Baumann-Seyd (jetzt in Hamburg)[6]) ausgeführt wurden, zahlreiche slawische Keramik aus mittel- und spätslawischer Zeit zutage. Jetzt gräbt der Architekt Koch-Halle auf dem Boden, der für fachwissenschaftliche Grabungen gerettet werden sollte. — Erst später entstand die Ummauerung des Felsenrückens, deren Anfänge Heinrich anordnete[7]), noch später das heutige Schloß und seine Vorgänger am Südende der Stadt.

Xa. 933 stand unter dem Zeichen der Ungarn, 934 aber unter dem der Dänen. Am Haddebyer Noor liegt auf der Flur Busdorf die Oldenburg in Gestalt eines halbbogenförmigen Wallberinges mit einem Vorwall

[1]) Kruse: Deutsche Altertümer Bd. I, H. 3.

[2]) Niklasson, N.: Ein slaw. Friedhof des 12. Jhdts. b. Treben, Kr. Weißenfels. In: Mannus Bd. 11/12. S. 338—346. Mit einem Plan.

[3]) Widukinds Sächs. Gesch. I, 38.

[4]) Rademacher: Die urbs Mersburg im X. Jhdt. Merseburg 1898.

[5]) Thietmari Chronicon I, 5.

[6]) Funde im Heimatmuseum Merseburg. Ferner Albrecht, Chr.: Die Slawen in Thüringen. In: Jahresschr. f. d. Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder Bd. XII, 2, S. 47/48, Taf. IX, XI.

[7]) Thietmari Chronicon I, 10.

Digitized by Google

und einer „Hochburg" im Norden davon. Der 28 Hektar große Innenraum umschloß Hafenplatz und Handelsstadt der Wikinger, die hier ihre gewaltigste Feste uns hinterlassen haben. Über alle Einzelheiten unterrichtete bisher nur C. Schuchhardt[1]), der auch den Plan des Dannewerkes[2]) benutzt. Neuerdings haben neue Grabungen vortreffliche Hausgrundrisse in Gestalt von rechteckigen Schwellenbauten und verschiedenartige Bestattungen ans Licht gebracht. Hier liegen noch stattliche Aufgaben, die jetzt vom Museum vaterländischer Altertümer in Kiel voll in Angriff genommen werden[3]). Es war Heinrichs letzter großer Zug[4]) gegen den Dänenkönig Cnob (Chnuba), dessen Stützpunkt Haithabu sein mußte. —

Überlicken wir nunmehr die Schicksale der einzelnen Wehranlagen, so ergibt sich die Regel, daß die slawischen Plätze meist in frühdeutscher Zeit wieder benutzt wurden. Ausnahme wäre nur das neugeschaffene Meißen. Meist war die Fortsetzung einer Anlage kontinuierlich; als Ausnahme haben wir nur das lange als Ruine daliegende Lebusa kennengelernt.

An die Darstellung dieser Lokaltopographien schloß sich im Vortrag (mit Lichtbildern) die Behandlung der Probleme der slawisch-frühdeutschen Mischkultur an Hand des Fundmaterials. Die Zustromszeiten der Westslawen wurden umrissen; die Keramik[5]) und Gerätschaften bieten Anhaltspunkte dafür. Dann wurde aber die Methodik der siedlungsgeschichtlichen Bearbeitung der Gaue, die von der Slawenzeit in die frühdeutsche Zeit hinein ihre verfassungsgeschichtliche Festigung erfahren, an Karten der Urlandschaft[6]) vor 1000 Jahren aufgerollt. Abschließend wurde der Burgwardsverfassung gedacht, die als eigentliche Schöpfung Heinrichs I. von der Burgwallforschung gesichtet werden muß. — Den hier vorgelegten groben Umrissen der neuen Fragestellung soll eine selbständige Arbeit folgen: Ostlandburgen und Heinrich I. (In Vorbereitung).

[1]) Schuchhardt, C.: Vorgeschichte Deutschlands. 1928. S. 331—335.

[2]) Mestorf, J.: Danewerk und Haithabu (Hedeby). In: Mitt. Anthropol. Ver. H. 14, 1901. S. 19ff. (Mit Plan nach P. G. Thorsen.)

[3]) Knorr, F.: Schleswig und Haithabu. In: Schlesw.-Holst. Kunstkal. Kiel 1924. — Schwantes, G.; Nachrichtenbl. f. dt. Vorzeit. Jg. 6, 11. S. 214—217. — Derf.: Tagungsber. Riga 1930. — Derf. in: Jahrbuch 1930 d. Schlesw-Holst.-Universitätsgesellsch. S. 95—99. Mit 5 Abb. Ebenda O. Scheel: Die Vorgesch. d. neuen Ausgrabung. Mit 1 Plan.

[4]) Widukinds Sächs. Gesch. I, 40.

[5]) Albrecht, Chr., a. a. O., Taf. I. — Radig, W., a. a. O., S. 36—38, 45. — Grenzel, W.: Ein Brandgrab der awarisch-slaw. Kultur. In: Bautzener Geschichtsh. Bd. VII, 4. 1929. S. 163—171. — Ferner: Götze, A.: Archäol. Untersuch. im Urwalde v. Bialowies. In: Beitr. z. Natur- u. Kulturgesch. Lithauens u. a. Geb. München 1929.

[6]) Radig, W., a. a. O., Karte, Abb. 23.

Siegel Heinrichs I. in den Jahren 926–936 (Meißnisch-sächsische Forschungen, Taf. 1b)

Digitized by Google

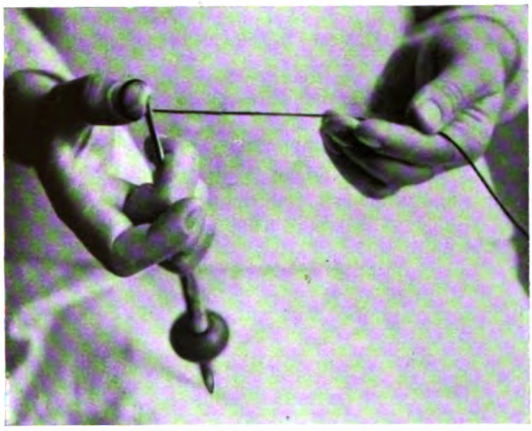
Die vorgeschichtliche Handspindel und ihr Gebrauch

(Kurzer Auszug)

Von W. La Baume

Mit 4 Abbildungen

Der Vortragende gab eine Beschreibung der vorgeschichtlichen Spindel und erläuterte den Vorgang des Spinnens mit der Hand sowohl durch Lichtbilder wie durch praktische Vorführung einer von ihm rekonstruierten Spindel, auf die ein vorgeschichtlicher Spinnwirtel aufgesteckt war (Abb. 1—4). Er konnte dabei



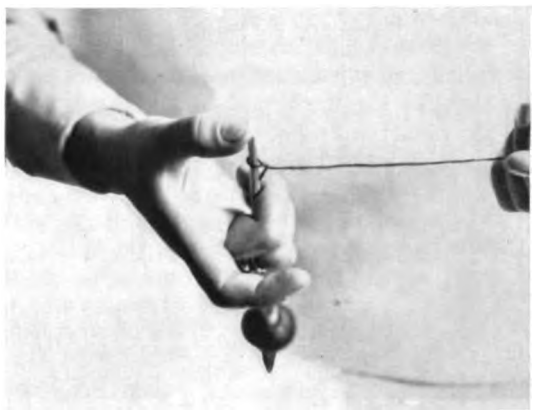
W. La Baume phot.

Abb. 1. Gebrauch der Handspindel. Der Faden, der vom Rocken kommt, wird am oberen Ende der Spindel mit Hilfe einer Schleife befestigt. Phase I: Die Schleife wird über der Spitze des rechten Daumens gebildet

die von ihm im Jahre 1929 veröffentlichten Mitteilungen über den Gebrauch der Handspindel (Blätter für deutsche Vorgeschichte, H. 6, 1929) in einigen wesentlichen Punkten ergänzen. Der Zufall hatte es nämlich mit sich gebracht, daß er kurz zuvor eine aus Georgien gebürtige Dame, die Gattin des Studienrates Dr. Baumhauer in Osterode (Ostpreußen) kennengelernt hatte, die auf Grund eigener Anschauung — ihre Mutter und Großmutter haben noch mit der Hand gesponnen — anzugeben vermochte, wie die Spindel von den Georgierinnen gehandhabt wird. Danach geschieht dies im wesentlichen ebenso, wie es der Vortragende a. a. O. 1929 auf Grund eigener Versuche mit einer

Digitized by Google

rekonstruierten Spindel beschrieben hatte, jedoch mit einer kleinen Abweichung, welche die letzte Phase des Spinnvorgangs betrifft und offenbar ethnisch bedingt ist. Wenn der Faden so lang geworden ist, daß die rotierende Spindel den Boden berührt, wird das Spinnen unterbrochen und der gesponnene Faden in folgender Weise „aufgespult" (auf den Spindelstab gewickelt): der gesponnene Faden wird einige Male um die linke Hand (über Daumen und kleinen Finger) geschlungen, damit man bequemer wickeln kann und den Arm nicht so weit auszustrecken braucht. Jetzt wird die Spindel mit der unteren Spitze auf den Oberschenkel gesetzt, die Schleife wird gelöst und nun die Spindel



W. La Baume phot.

Abb. 2. Gebrauch der Handspindel. Befestigung des Fadens an der Spindel mittels Schleife, Phase II: Die Schleife ist von der Daumenspitze auf die Spindelspitze geschoben worden; sie zieht sich, wenn die Spindel daran hängt, von selbst so fest, daß der Faden nicht abrutscht, und kann jederzeit wieder gelöst werden

mit dem Daumen gedreht, so daß der Faden sich von unten nach oben auf die Spindel wickelt (Abb. 4).

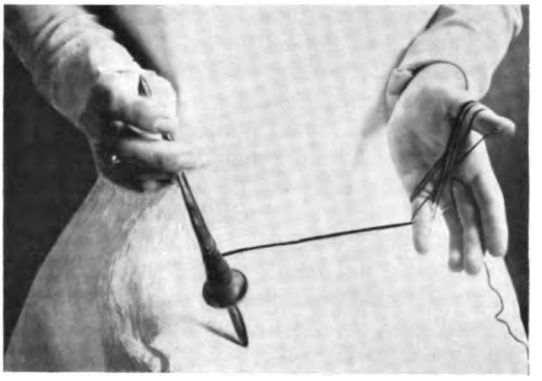
Nach Mitteilung von Frau Baumhauer sind die Spindelstäbe der Georgierinnen oben ganz glatt (haben also keine Kerbe); die Schlinge zur Befestigung des Fadens an der Spindel wird doppelt gemacht, und zwar, indem man sie über die rechte Daumenspitze legt und von dieser auf die Spindelspitze hinübergleiten läßt (Abb. 1 u. 2). Die Schlinge ist genau die gleiche, die der Vortragende bei seinen Versuchen herausgefunden hatte (Blätter für deutsche Vorgesch. 6, S. 4, Abb. 2).

Frau Baumhauer wird weiter die Mitteilung verdankt, daß die Armenierinnen, Griechinnen und Tartarinnen in Georgien die Spindel in der Weise in Umdrehung setzen, daß sie sie auf dem Oberschenkel rollen; sie haben zu diesem Zweck ein Lederschürzchen um. Bei ihnen wird ferner der Wirtel so aufgesteckt, daß er oben auf der Spindel sitzt, und beim Aufwickeln des Fadens auf die Spindel wird diese in der Hand gehalten (nicht auf den Schenkel aufgesetzt) und in der Hand (nicht mit dem Daumen) gedreht.

Digitized by Google

W. La Baume phot.

Abb. 3. Gebrauch der Handspindel. Die Spindel hängt am Faden und wird „angedreht", d. h. mit Hilfe der Fingerspitzen, die am oberen Ende angreifen, in Rotation versetzt. Man kann die Spindel auch andrehen, indem man den Finger am unteren Spindelende ansetzt. — Der Wirtel sitzt in den hier abgebildeten Fällen unten am Spindelstab; er kann auch oben angebracht worden



W. La Baume phot.

Abb. 4. Gebrauch der Handspindel. Aufspulen des Fadens auf die Spindel. Wenn der Faden beim Spinnen so lang geworden ist, daß die daran hängende Spindel den Boden berührt, muß das Spinnen unterbrochen werden; man nimmt die Schleife ab und wickelt den bisher gesponnenen Faden auf die Spindel auf. Danach beginnt der Vorgang des Spinnens von neuem mit Befestigung des Fadens an der Spindel durch eine neue Schleife u. s. f. — Zum Aufspulen setzt die Georgierin die Spindel mit der unteren Spitze auf den Oberschenkel auf (Abb. 4), während z. B. die Griechinnen in Tiflis die Spindel beim Aufspulen frei in der rechten Hand halten

Digitized by Google

Die altgermanischen Zwillingsgötter

(Auszug)

Von Dr. Wolfgang Schultz, Görlitz i. Schl.

Die Verehrung eines göttlichen Brüderpaares oder insbesondere göttlicher Zwillingsbrüder, die sich in sehr verschiedenen Ausprägungen schon in den ältesten Zeiten und in allen Erdteilen findet, hat ohne Zweifel tiefe Wurzeln in der Seele der Menschheit: das Staunen über die Geburt von Zwillingen, besonders über miteinander verwachsene, die Beobachtung des Spiegelbildes und Schattens, den Glauben an seine Wirklichkeit, das Grauen vor dem Doppelgänger, das Aufmerken auf die Paarigkeit der Glieder am Leibe und an wichtigen Gegenständen, das Spielen mit der Identität der Gegensätze, auch in den himmlischen Erscheinungen. Hie und da geht das Brüderpaar in ein göttliches Geschwisterpaar über, das Urelternpaar Himmel und Erde, das oft geradezu von einem göttlichen Urzwitter hergeleitet wird. Dieser Glaube bestand bei zahlreichen indogermanischen Völkern, und es wird von ihm her verständlich, daß bei den Indogermanen die Zwillingsgötter mit diesen beiden großen Urgottheiten, dem Gotte der Wasserwelt (z. B. Poseidon), des Himmels (z. B. „Okeanos" bei den Kelten), des Gewitters (z. B. Tyndareos bei den Griechen, Tunaras-Donar-Thorr bei den Germanen) einerseits und der Göttin der Erde und Unterwelt andererseits in uraltem Zusammenhange stehen. Eine sehr merkwürdige und noch wenig aufgeklärte, höchst altertümliche Beziehung des Pferdes zur Unterwelt und den Wassern (vgl. den Pferde-Poseidaon) bringt es dann mit sich, daß die Zwillinge bei Indern, Germanen, Griechen und Thrakern besonders nachdrücklich als Pferde oder auf Pferden reitend (aber auch als Fische, Vögel usw.) aufgefaßt werden, zugleich jedoch als Retter und Heilbringer, da sie als Nebenbuhler um das Weib sterben, aber wieder, meist abwechselnd, aufleben, und nicht so sehr Schatten der Unterwelt (z. B. Schlaf und Tod) als vielmehr himmlische Lichterscheinungen sind, Tag und Nacht, Winter und Sommer, zwei Sterne und dgl. Sie veranstalten Wettrennen und helfen den Schiffern aus Todesnot. Sie sind die Heilande der indogermanischen Vorzeit, ihr ältester, schon für die Inder von Boghazköi in Kleinasien um die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. keilschriftlich bezeugter Name Nasatja bedeutet ‘die beiden Heilande’ und ist unserem ‚genesen‘ und gotischem nasjands ‘Retter, Heiland’ stammverwandt. Im Rigweda heißen sie auch Aswina ‚die Zwei zu Pferde‘, die beiden ‘Ritter’ und sind Gegenstand zahlreicher Hymnen. Die Hymne des Alkaios (Anf. d. 6. Jahrhunderts v. Chr.) an die Dioskuren atmet denselben Geist, eine starke hymnische Dichtung muß seit alters die Zwillingsgötter gefeiert haben. Nun stehen die germanischen Zeugnisse über den alten Kult der Zwillingsgötter, die nach Takitus auf dem

Digitized by Google

Silingberge (Zobten) in Schlesien unter dem Namen Alkis verehrt wurden, der Zeit und dem ganzen Gepräge nach zwischen den altindischen Zwillingsgöttern von Boghazköi (und dem Rigweda) und den griechischen Zwillingen (Dioskuren, Aloaden, Molioniden, Aktorione usw.), ihr Name ist zu griechisch alke 'Stärke, Schutz' zu stellen, und die breiteste Entfaltung der archäologischen Zeugnisse für sie in Südschweden, Dänemark und Norddeutschland fällt in die beiden letzten Perioden der Bronzezeit, liegt also den ältesten griechischen knapp voran und stellt sich uns dar auf dem Grunde damaliger Kultur, die durch ihre Lure, jene kunstreichen, berühmten Blasinstrumente, eine hohe Ausbildung der kultischen Musik und zugehöriger hymnischer Dichtung vorauszusetzen nötigt. Germanische Hymnen auf die Zwillingsgötter wird man sich im wesentlichen den wedischen und dem Hymnos des Alkaios gleichartig vorstellen müssen. Sehr eigenartig ist es, daß am Ende der germanischen Bronzezeit die Zwillingsgötter auf Schermessern dargestellt werden, und zwar im Boote, das eine Mal mit Äxten in den Händen, wie auch schon früher in den Felsritzungen der südwestschwedischen Landschaft Bohuslän, und ein anderes Mal mit Strahlenhäuptern (also als „Stern"-Gottheiten) oder als zwei nach entgegengesetzten Seiten gebogene Stäbe (in den Felsritzungen und im Kivik-Grabe schon früher als 2 Äxte, 2 Pferde usw.). Das kann vielleicht der Grieche Theokritos erläutern, wenn er die Dioskuren Retter der Menschen, denen schon das Schermesser an der Gurgel sitzt, nennt (vgl. unser: Es steht auf des Messers Schneide). Der Priester der wandalischen Alkis in Weibertracht ist ein Hadding, d. h. einer mit langem Haare (hadd), an den das Schermesser nicht heran darf, das auch bei den Chatten eine bedeutsame Rolle spielt, da sie es erst nach Erlegung des ersten Feindes verwenden durften. In engstem Zusammenhange mit dem Kulte der Zwillingsgötter steht bei den germanischen Wandalen ebenso wie in Sparta ein Doppelkönigtum, und die Stammsage der Winniler (Langobarden) von deren Kampfe mit den Wandalen spiegelt in ihren Namen und Einzelheiten diese altgermanischen Anschauungen wider. Die göttlichen 'Brüder' treten auch sonst unter sehr verschiedenen Namen in Göttersage und Heldensage auf. Eine der wichtigsten dieser Ausprägungen ist Starkadr ('starker Hödr'), offenbar ein altes, den griechischen Aktorione vergleichbares Doppelwesen, dem Thorr die überzähligen Arme abhaut, und später Hödr im Gegensatze zu Balder. Aber auch andere Götter wurden alkishaft aufeinander bezogen, so Ullr und Freyr, die nach der Edda beide, wohl abwechselnd, Alfheim bewohnen, oder Ullr und Odinn, die abwechselnd den Sleipnir reiten. Schon in den Felsritzungen läßt sich ein ähnlicher Gegensatz zwischen einer fünffingrigen und einer dreifingrigen Gottheit erkennen, die meist zu beiden Seiten eines zwischen ihnen aus der Erde auftauchenden (weiblichen) Oberkörpers oder Kopfes wie die Dioskuren zu Seiten der zwischen ihnen stehenden, aus demselben Ei wie sie entsproßten Helena dargestellt werden. So erweist sich der Glaube an die heilbringenden Zwillinge wegen der zahlreichen und mannigfaltigen Zeugnisse als sehr wichtig für die germanische Religionsgeschichte und als verwurzelt in indogermanischen oder noch älteren Voraussetzungen. Die Zwillinge des Tierkreises gehören aber nicht oder nur sehr bedingt zu diesen Voraussetzungen; denn sie sind geradezu die Dioskuren, die in Hellas und im hellenistischen Ägypten an Stelle des Drachenpaares der akkadisch-sumerischen (babylonischen) Grenzsteine in den Tierkreis eindrangen. Wie weit aber hinter diesen Drachen Vorstellungen stehen, die ihrerseits auf noch älteren Zwillingsgedanken beruhen und auf die

Digitized by Google

Geschichte der indogermanischen Zwillingsgottheiten von der Ferne her Licht werfen können, ist schwer zu entscheiden. Paarige Tiere, Löwen, Schlangen, Skorpionmenschen, Vögel, auch verknüpft mit den Himmelstoren und Himmelsbergen sind mehrfach auf Rollsiegeln im Zweistromlande und in altägyptischen Bildwerken nachzuweisen, und einzelnes davon könnte auch auf die indogermanischen Zwillingsgötter hinübergewirkt haben, z. B. wenn die Dioskuren in Hellas durch die Türflügel oder Säulen versinnlicht werden. Auch finden sich im vorindogermanischen alten Orient schon mehrfach gegensätzliche, paarig gedachte Götter. An problematischen Beziehungen fehlt es also nicht, aber sie reichen nicht aus, die indischen, germanischen, hellenischen, thrakischen usw. Zwillingsgötter aus solchen Ansätzen herzuleiten. Dazu sind diese indogermanischen Zwillingsgötter, Pferdegötter, Sterngötter, Eidhelfer und Heilande viel zu eigenartig. Die germanischen Alkis aber sind eine besonders alte und in sich geschlossene Ausprägung dieser Gottheiten, die uns durch neueste, insbesondere auch vorgeschichtliche Forschung auf der Grundlage der zu ihr gehörigen bronzezeitlichen und später auch noch völkerwanderungszeitlichen Kultur der Germanen deutlich geworden ist und die wir in ihrem mannigfachen Verlaufe durch mehr als zwei Jahrtausende germanischen Kulturgestaltens verfolgen können.

Digitized by Google

II. Äußerer Verlauf der Tagung

Geschildert von Gustaf Kossinna

Mit 5 Textabbildungen

Warum wir nach Ostpreußen fahren

Wenn die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte sich entschlossen hat, in diesem Jahre ihre Tagung im äußersten Osten des Reiches, in Königsberg zu veranstalten, so ist das vornehmlich aus drei Erwägungen heraus geschehen. Die erste hängt auf das Engste mit unserem ureigensten Arbeitsgebiet, der Vorgeschichte, zusammen. Man kann Ostpreußen als das „wahre Goldland" des Vorgeschichtlers bezeichnen. Kaum eine andere Provinz hat eine so lückenlose Besiedlung durch alle Perioden der Vorgeschichte hindurch aufzuweisen, wie Ostpreußen. Die Bodenständigkeit seiner Bewohner zeigt schon seit der Steinzeit, abgesehen von der gotischen Bewegung, eine höchst bemerkenswerte Stärke. Dieser festen, wurzelhaften Landesverbundenheit ist es zu verdanken, daß die von der jüngeren Bronzezeit ab bisher nachgewiesenen Grabstätten zahlenmäßig den aus andern Ländern bekannten Umfang weit überschreiten. In der Anzahl der Gräber aus der nachchristlichen Zeit, besonders aus der römischen Kaiserzeit, kann sich vollends kein anderes Gebiet unseres Reiches mit Ostpreußen messen. Das Samland ist „ein großes Gräberfeld" (Bezzenberger). Eine Belegschaft von 500—600 Gräbern auf dem einzelnen Friedhof ist keine Seltenheit. Stellt man daneben die über das Land verstreuten 500 nachchristlichen Burgwälle, dann kann man ermessen, welche Bedeutung die Provinz Ostpreußen in Vorgeschichtszeiten gehabt haben muß. — Diesem einzigartigen Reichtum an Grabstätten entspricht anderseits der ebenso reiche, diesen entnommene Beigabenstoff. Es gibt heute wohl keine vorgeschichtliche Provinzialsammlung in Europa, die sich ihrem Bestande nach mit dem Prussia-Museum in Königsberg vergleichen ließe. Leitende Männer, wie Tischler, Bujack, Bezzenberger, Peiser und Gaerte haben das Museum zu dieser Vormachtstellung emporgehoben, die ihm um so weniger wird entrissen werden können, als hunderte von bereits bekannten urgeschichtlichen Friedhöfen und Siedlungen noch im Boden ruhen und der Ausgrabung harren. Was das vorgeschichtliche Material Ostpreußens besonders auszeichnet, ist die dadurch aufzeigbare Mannigfaltigkeit der kulturellen Erscheinungen mit mindestens vier großen Kulturkreisen in der nachchristlichen Eisenzeit. Hier eröffnen sich ebenso vielseitige besiedlungs- und stammesgeschichtliche Probleme.

Die zweite Erwägung, die uns für den Besuch Ostpreußens bestimmte, entsprang gleichsam einem Gefühl der Verpflichtung gegenüber dem alten

Digitized by Google

Deutsch-Ordenslande, das in diesem Sommer auf 700 Jahre deutscher Geschichte zurückblicken kann. Soviel Bereicherung unseres Wissens wir als Vorgeschichtler dem Kulturboden Ostpreußens verdanken, soviel verdanken wir als Deutsche dem Lande des Deutschen Ritterordens, der Heimat eines Kopernikus, eines Kant und eines Schopenhauer, der Wiege des preußischen Staates, dem Ausgangspunkte der Erhebung Preußens gegen die napoleonische Zwingherrschaft, dem Schauplatze der ersten großen Siege des letzten Krieges. Wir glauben diesem Dank nicht besser Ausdruck geben zu können, als durch einen Besuch, in dem wir alle unsere Wünsche für eine bessere Zukunft Ostpreußens und damit unserer deutschen Heimat gleichsam versinnbildlichen!

Das wird uns eine um so liebere Pflicht sein, als wir — und dies war die dritte Erwägung — außer Gräbern und Burgwällen auch ein landschaftlich überaus gesegnetes und reizvolles Stück deutschen Landes werden kennen lernen können. Die romantischen Partien der samländischen Steilküste werden wir besuchen und das Reich der höchsten Wanderdünen Europas, die Kurische Nehrung. Wir werden auf dem Heldenfriedhof von Angerburg jener deutschen Brüder gedenken, die 1914 für uns in den Tod gingen, und in Stunden reizvollster Dampferfahrt die Schönheiten Masurens vorübergleiten sehen, jenes Landes, das uns durch die Abstimmung vor gerade 10 Jahren erhalten blieb. Friedlichen Fußes werden wir über die kriegerischen Gefilde Tannenbergs schreiten, die das Blut zweier Schlachten tranken: jener verhängnisvollen Schlacht des Jahres 1410, in der die Blüte des Deutschen Ritterordens dahinsank, und jener anderen des Jahres 1914, die Ostpreußen von den Russen befreite. Unter Führung heimatkundiger Männer werden wir Elbing besuchen und die Marienburg, das Wahrzeichen des Deutschtums im Osten. Und wir werden in Danzig verweilen, der so einzigartig schönen alten Hansestadt, die für uns wie für alle Deutschen eine deutsche Stadt ist und immer bleiben wird!

Entgegen früherem Brauch werden wir uns in diesem Jahre nicht auf den Besuch einer einzigen Stadt beschränken. Vielmehr wollen wir diesmal noch mehr als sonst zeigen, wie wanderlustig wir sein können. Daß wir Vergangenheit und Vorvergangenheit in Einklang zu bringen vermögen mit Gegenwart und Zukunft! Der Tagungsplan beweist, daß wir darüber hinaus unsere Unternehmungslust auch mit dem Geldbeutel in Einklang zu bringen verstehen. Wir hoffen daher, daß unser Ruf zu reger Teilnahme recht lebhaften Widerhall findet, in den Reihen der Gesellschaft wie bei denen, die ihr nahe stehen! G. K.

Donnerstag, den 24. Juli

Passagierliste

der 27 „Seefahrer" unserer Gesellschaft, welche sich bereits in Berlin getroffen hatten und dort um 2 Uhr mittags vom Stettiner Bahnhof nach Swinemünde-Hafen gefahren waren. Nur wenige sind erst in Swinemünde zu uns gestoßen. Unter den Teilnehmern befanden sich auch einige Gäste:

Frau v. Auerswald (Heiligengrabe), Braune nebst Frau (Leipzig), Becker (Staßfurt), Siddicke (Bad Freienwalde), Götze (Römhild i. Thür.),

Digitized by Google

Grützmacher (Kammin), Langer nebst Frau (Bad Freienwalde), Matz (Zehdenick i. Mark), Moschkau (Leipzig), Nitschke (Breslau), Pätzold (Kottbus), Quilisch (Bad Freienwalde), Radig nebst Frau (Dresden), Richter (Neustadt a. d. Orla), Schrage (Raun i. Thür.), Schoener (Bremen), Schübeler (Wesermünde), Snethlage (Berlin), v. Strantz (Berlin), Tiersch (Bad Kösen), Dentzke (Berlin), Verse (Berlin), Wilke (Zeitz), Windt (Köthen), Wrede (Berlin).

Bei strömendem Regen ging es in Swinemünde an Bord der „Preußen", die pünktlich nachmittags 6½ Uhr die Anker lichtete. Kaum war das Schiff aus der Mole des Hafens von Swinemünde, begann es zu tanzen. „Wann dat noch een Stunn so biebliwt, dann wirds' all slimm!" erklärte ein seekundiger Mitreisender. Kein Wunder, daß bald allen Meeresgöttern reichlich geopfert wurde. Zum Glück legte sich bald des Sturmes Gewalt. Die Küste war bereits außer Sicht. Spaßmacher verkürzten die Zeit. Noch goß es in Strömen; da fragte ein ulkiger Berliner den vorbeikommenden Steward: „Hat det Schiff hier oben och keen Pappdach?". Als wir in die Nähe der Landzunge Hela kamen, ging es seewärts, denn wir durften „polnisches Hoheitsgebiet" nicht durchfahren. So manche deutsche Faust ballte sich vor Ingrimm. In Zoppot legte der Dampfer an. Passagiere stiegen von Bord, neue kamen; darunter auch etliche Polen.

Die letzte Strecke: Zoppot—Pillau konnte nicht schnell genug zurückgelegt werden. Voller Erwartung auf das Wiedersehen unseres allverehrten Altmeisters wurde dann endlich der Hafen von Pillau gesichtet. Frisch, wie ein Jugendlicher, empfing uns unser Erster Vorsitzer, der von dem nahen Seebad Neuhäuser dazu herübergekommen war. Nach freudiger allseitiger Begrüßung, bestiegen wir den Zug, der uns ans nächste Ziel, Königsberg, brachte.

Franz Langer

Freitag, den 25. Juli

Mit dem Pillauer Mittagszuge trafen die Teilnehmer kurz nach 12 Uhr auf dem neuen Königsberger Hauptbahnhof ein, wo sie von den Königsberger Herren empfangen und herzlich begrüßt wurden (Abb. 1). Nachdem man sich in die Quartiere begeben und von der langen Reise erholt hatte, fand man sich am Nachmittag im Bibliothekszimmer des Prussia-Museums ein, wo von 5.30 bis 6.30 die Vorstandssitzung stattfand, in der über die Vorschläge Beschluß gefaßt wurde, die der Gesellschaft hinsichtlich der Änderung des Wortlautes der Satzung und der Neuwahl des Vorstandes gemacht werden sollten.

In der unmittelbar anschließenden Hauptversammlung die im Großen Saale des Prussiamuseums stattfand, gab der 1. Vorsitzer Geheimrat Kossinna den

Geschäftsbericht:

Was unsere Gesellschaft seit der letzten Tagung in Magdeburg im September 1928 erlebt hat, ist den Mitgliedern aus den Nachrichten des Mannus bekannt. Unsere Mitgliederzahl hat infolge des ungeheuern Niedergangs

Digitized by Google

der Wirtschaft im Deutschen Reiche weitere Einbuße erfahren. Wir sind von 630 Mitgliedern im Jahre 1925 über 591 im Jahre 1927 und 565 im Jahre 1928 jetzt auf 502 gesunken. Die jährliche Abnahme um etwa 25—30 Mitglieder setzt sich also weiter fort. Besonders stark war die Abnahme innerhalb Großberlins: 14%. Vorläufig können wir aber mit der Gesamtzahl doch noch ganz zufrieden sein. Ist sie doch noch erheblich höher als in der letzten Zeit vor dem Kriege.

Ein Stein schweren Anstoßes ist, wie ich schon vor 2 Jahren berichten mußte, wieder das Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit gewesen. Ohne mich zu befragen hat der Herausgeber des Blattes zu Anfang des Jahres 1929 mit dem Kultusministerium Abmachungen getroffen, die unserer Gesellschaft an dem von mir gegründeten und unserer Gesellschaft zu eigen gegebenen Blatte jedes Eigentum nehmen sollten. Ich hätte kraft des Eigentumsrechtes unserer Gesellschaft am Nachrichtenblatt jenes Vorgehen zum Scheitern bringen können, wie es das wegen schwerer Schädigung unserer Gesellschaft verdient hätte. Die Überlegung indes, daß dann die Unterstützung des Kultusministeriums fortgefallen wäre und das Nachrichtenblatt in der alten Form hätte eingehen müssen, veranlaßten mich, alle Eigentumsrechte unserer Gesellschaft am Nachrichtenblatte dem Verlage Kabitzsch abzutreten. Ich konnte dies auf mich nehmen, da der Verlag auf meine Veranlassung als Entgelt dafür unserer Gesellschaft eine ausreichende Entschädigung zukommen ließ. Unsere Gesellschaft hat also jede Verbindung mit dem Nachrichtenblatt seit 1929 gelöst.

Der Schatzmeister Snethlage (Berlin) erstattete dann den Kassenbericht.

	Reichsmark			
	1928		1929	
Einnahmen:				
Bestand vom Vorjahr	3504,90		2942,98	
Mitgliederbeiträge	8692,70		8203,36	
Verschiedenes	435,50	12633,10	74,70	11221,04
Ausgaben:				
Für den Mannus	8164,30		7580,50	
Verschiedenes	1384,72		748,42	
Zuschuß zur Berliner Zweiggesellschaft	141,10	9690,12	77,50	8406,42
Bestand am Ende des Jahres		2942,98		2814,62

Auf Antrag der Kassenprüfer wurde dem Schatzmeister Entlastung erteilt.

Geheimrat Kossinna gab die Vorschläge zur Änderung der Satzung bekannt. Sie fanden in nachstehender Fassung die einstimmige Annahme der Versammlung.

§ 5

Die Gesellschaft hat einen Vorstand und einen Beirat.
Vorstand im Sinne des Gesetzes (§ 26 BGB) ist der Erste Vorsitzer.

Digitized by Google

§ 6

Der Vorstand der Gesellschaft besteht aus dem Ersten Vorsitzer, zwei stellvertretenden Vorsitzern, drei Schriftführern und einem Schatzmeister.

Der Vorstand wird von der Tagung auf sechs Jahre gewählt, hat innerhalb der Amtszeit das Recht der Zuwahl und bestimmt seine Geschäftsordnung.

§ 7

Der Beirat besteht aus acht Mitgliedern, die auf Vorschlag des Vorstandes von der Tagung auf sechs Jahre gewählt werden. Innerhalb der Amtszeit eintretende Lücken des Beirats ergänzt der Vorstand.

Abb. 1. Ankunft der Teilnehmer auf dem Königsberger Hauptbahnhof
1 Sonder, 2 Schübeler, 3 Grützmacher, 4 Moschkau, 5 Windt, 6 Richter, 7 Zippel, 8 Schrage, 9 Wilcke, 10 Gaerte, 11 Grunwald, 12 Engel, 13 Schoener, 14 v. Strantz, 15 Siddicke, 16 Götze, 17 ?, 18 Dentzke, 19 ?, 20 Kossinna, 21 v. Auerswald, 22 Frau Braune, 23 Braune, 24 Pätzold, 25 Matz, 26 Wrede, 27 Verse, 28 Snethlage, 29 Becker

§ 8

Die Mitgliedschaft wird durch Anmeldung beim Vorstand nachgesucht, der über die Annahme entscheidet. Die Ernennung von Ehren-Mitgliedern erfolgt auf Antrag des Ersten Vorsitzers durch Vorstand und Beirat.

§ 9

Die Mitgliedschaft erlischt:

a) durch Tod;
b) durch Austritt, der schriftlich vor Schluß des Geschäftsjahres erklärt werden muß;
c) durch Unterlassung der Beitragszahlung;
d) durch Beschluß einer Zweidrittelmehrheit des Vorstandes.

Digitized by Google

§ 10

Jedes Mitglied zahlt einen Jahresbeitrag von 16 (sechzehn) Reichsmark. Der Beitrag kann vom Ersten Vorsitzer nach Anhörung des Vorstandes für die folgenden Jahre erhöht werden, wenn es die allgemeinen Verhältnisse erfordern.

Jedes Mitglied erhält dafür den Mannus.

§ 13

Vereinigungen von Mitgliedern der „Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte" zu Zweiggesellschaften haben das Recht, sich eine eigene Satzung zu geben, die jedoch nicht in Widerspruch zu der Satzung der Hauptgesellschaft stehen darf.

Mitglieder der Hauptgesellschaft, die ihren Wohnsitz in Groß Berlin, Spandau, Potsdam und in den Kreisen Teltow, Niederbarnim, Osthavelland haben, sind verpflichtet, der Berliner Zweiggesellschaft beizutreten. Die Berliner Zweiggesellschaft erhält zur Bestreitung von Vortragskosten auf Anforderung eine Jahresbeihilfe bis zu 200 (zweihundert) Reichsmark.

Es erfolgten die Wahlen zum Vorstand und Beirat.

Auf Vorschlag von Geheimrat Kossinna wurden einstimmig in den Vorstand der Gesellschaft gewählt:

Kossinna (Berlin), Erster Vorsitzer
Götze (Berlin), stellvertretender Vorsitzer
Heß v. Wichdorff (Berlin), stellvertretender Vorsitzer
Langer (Freienwalde bei Berlin), 1. Schriftführer
Lechler (Berlin), 2. Schriftführer
Schultz (Görlitz), 3. Schriftführer
Snethlage (Berlin), Schatzmeister.

Zum Vorstand im Sinne des Gesetzes (§ 26 BGB) wurde einstimmig Geheimrat Kossinna wiedergewählt.

In den Beirat wurden gewählt:

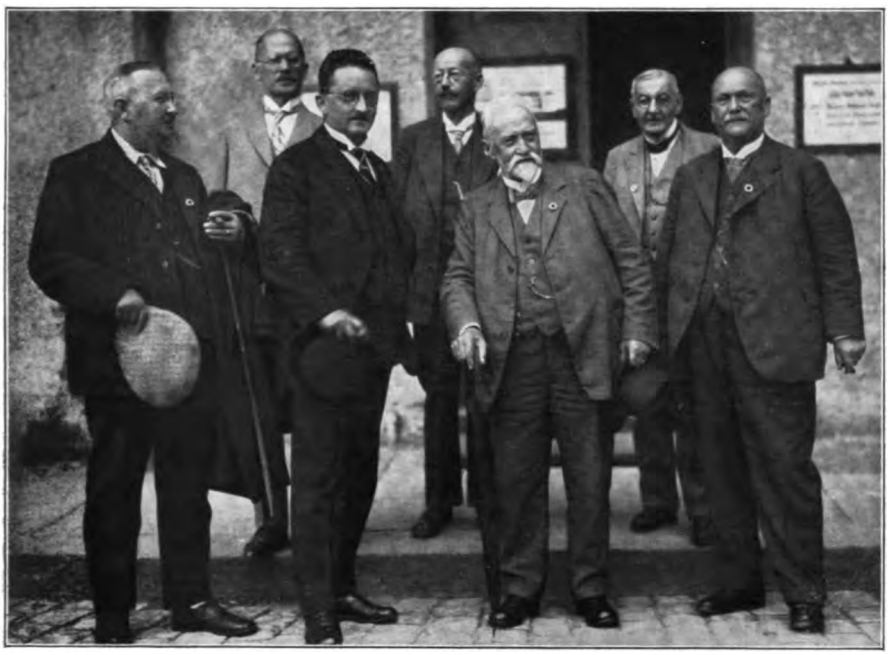
Andree (Münster)
Gaerte (Königsberg)
Gandert (Görlitz)
Günther (Koblenz)
Kühn (Köln)
Matthes (Beuthen)
Stampfuß (Hamborn)
Wilcke (Zeitz).

Der Schatzmeister Snethlage (Berlin) führte aus, daß einige Bücher, welche s. Z. von den Verfassern und sonst der Gesellschaft gestiftet und vorher im Vorgeschichtlichen Seminar der Universität Berlin aufgestellt waren, bei ihm in Gewahrsam lagern. Er bat, ihn von dieser Sorge zu befreien, da seine Räume beschränkt sind und es auch untunlich sei, erst bei seinem Tode oder Ausscheiden aus der Gesellschaft Bestimmung zu treffen, wohin die Bücher

Digitized by Google

überzuführen wären. Der Vertreter des Verlags Kabitzsch, Prokurist Melzer, welcher als Mitglied an der Tagung teilnahm, erklärte, daß der Verlag wohl bereit sein würde, die Bücher für die Gesellschaft in Verwahrung zu nehmen und den Mitgliedern die Gelegenheit zur Benutzung ermöglichen würde. Die Versammlung war einverstanden, daß der Vorstand darüber mit dem Verlage Vereinbarungen trifft.

Unmittelbar vom Prussia-Museum aus begab man sich zum Abendessen und gemütlichen Beisammensein in ein Gesellschaftszimmer der



Schultz Heß v. Wichdorff Snethlage
Langer Gaerte Kossinna Götze

Abb. 2. Der neu gewählte Vorstand nebst dem Ortsgeschäftsführer

Stadthalle. Daß bei dieser Gelegenheit zahlreiche alte Bekanntschaften erneuert und neue geknüpft wurden, bedarf kaum der Erwähnung.

Im Verlaufe des Abends sprach Freiherr von Gayl, der Bevollmächtigte für Ostpreußen zum Reichsrat und zugleich Mitglied des preußischen Staatsrats, über die gegenwärtige Wirtschaftslage Ostpreußens. Ausgehend von dem Worte Adalbert Bezzenbergers, daß „die Geschichte Ostpreußens zwar eine Geschichte des Ruhmes, aber auch des Elends" sei, zeigte er in schlichter und sachlicher, aber um so ergreifenderer Weise, wie dieses Wort gerade in der Gegenwart durch die Abtrennung Ostpreußens vom Reiche und die dadurch bedingte wirtschaftliche Zwangslage eine grausame Bestätigung erfahre.

Digitized by Google

Ostpreußen ist das einzige Gebiet Deutschlands gewesen, das durch den Weltkrieg in Mitleidenschaft gezogen wurde und das auch durch die ruhmvollen Schlachten, die auf seinem Boden geschlagen wurden, schwere Zerstörungen erlitt. Der Wiederaufbau Ostpreußens und die glänzend verlaufene Abstimmung Masurens und des südlichen Ermlands für Deutschland ließen noch einmal hellen Sonnenschein des Ruhmes über das alte Preußenland strahlen. Dann aber begann infolge der ungünstigen, durch den Schmachfrieden von Versailles bedingten Verhältnisse die Kette der Prüfungen. Der Handel Ostpreußens ging durch seine Abtrennung vom russischen Hinterlande verloren. Die Landwirtschaft verlor durch die Schaffung des Korridors und die Abtrennung vom Reiche ihre Hauptabsatzgebiete. Gerade durch diese ungünstige Lage der Landwirtschaft, die billig verkaufen, aber teuer einkaufen muß, um sich am Leben zu erhalten, muß ein ausgeprägtes Agrarland, wie es Ostpreußen darstellt, in schwerste Bedrängnis geraten, die sich durch die schlechte Welt-Konjunktur der Landwirtschaft immer mehr zur Katastrophe verschärft. Davon werden die großen Güter ebenso schwer betroffen, wie die kleinen landwirtschaftlichen Betriebe, und auch die heutigen Siedlungsbestrebungen vermögen keine dauernde Besserung der Wirtschaftslage Ostpreußens zu erzielen. In einem wirtschaftlich todkranken Lande ist auch die Kultur schwer gefährdet, weil für sie nicht die notwendigen Mittel bereit gestellt werden können.

Zwar hat die zähe, unbeugsame Natur des Ostpreußen bisher tapfer alle Nöte und Entbehrungen ertragen. Aber eine Bevölkerung, die trotz aller Opfer, trotz aller Arbeit sich langsam dem Ruin entgegensteuern sieht, muß allmählich der Verzweiflung zutreiben, an der eigenen Widerstandskraft gegen das Unglück zweifeln. So steht Ostpreußen heute nicht nur im Zeichen einer wirtschaftlichen, sondern auch einer seelischen Krise, die eine großzügige Hilfsaktion von Seiten des Reiches zur Pflicht macht, will Deutschland nicht eine seiner treuesten und wertvollsten Provinzen, die durch ihren Bevölkerungszuschuß für die frische Blutzufuhr seiner Großstädte sorgt, zermürben und seine Widerstandsfähigkeit gegen die polnischen Annektionsbestrebungen erlahmen lassen. Ostpreußen ist ein urdeutsches und kerndeutsches Land, das immer seine enge Verbundenheit mit dem Reiche bewiesen hat. Darum aber ist es Pflicht des Reiches, sich dieses abgetrennten Gliedes mit besonderer Fürsorge anzunehmen.

Mit lebhaftem Beifall stimmte die Versammlung den warmherzigen und überzeugenden Ausführungen des Redners bei, dem Geheimrat Kossinna mit folgenden Worten dankte:

Vor anderthalb Jahren hatte ich die Ehre und Freude, in der Berliner Ostpreußen-Gesellschaft Herrn Freiherrn v. Gayl bei seinem Vortrag über die wirtschaftliche Not Ostpreußens als hervorragenden Kenner dieser Provinz und als glänzenden Redner kennen zu lernen.

Als wir Königsberg zum Ort unserer diesjährigen Tagung gewählt hatten, lag es daher für mich nahe genug, den Herrn Freiherrn für einen Vortrag bei unserer Tagung zu gewinnen, was er sogleich freundlichst zusagte, obwohl er gerade in diesen Wochen durch seine andauernde Betätigung bei den langen Abstimmungsfeiern außerordentlich stark in Anspruch genommen sein würde.

Wir sind wohl alle erschüttert durch das Bild, das der Herr Freiherr von der Not Ostpreußens entworfen hat. Dies Bild ist noch weit trüber, als

Digitized by Google

dasjenige, das er s. Z. in Berlin vorführte. Hinzugekommen ist nämlich der Pessimismus in seiner Auffassung von der sinkenden Widerstandskraft und sogar von dem sinkenden Widerstandswillen der ostpreußischen Bevölkerung. Ganz so schwarz möchte ich aber doch nicht sehen.

Ich habe in diesen Tagen Gelegenheit gehabt, mit einem ostpreußischen Landrat zu verkehren und dabei manches gehört, was weniger schlimm klingt. Freilich die finanzielle Not der ostpreußischen Landwirtschaft ist zweifellos groß. Aber es gibt bekanntlich niemand, der zäher ist im Nichtherausrücken von Bargeld, als der Landwirt, besonders der Großgrundbesitzer. Er zahlt die Steuern oft erst, wenn es zur Zwangsversteigerung kommen soll.

Ich habe mir nun in den letzten 14 Tagen, wo ich mich im samländischen Seebade Neuhäuser aufhielt, die ostpreußische Bevölkerung selbst genau angesehen und war freudig überrascht über ihre Kernhaftigkeit: alles kräftige und gesunde Gestalten, groß und stark und sehr überwiegend von rein nordischer Rasse. Eine solche Bevölkerung wird sich nicht so leicht unterkriegen lassen. Ich wenigstens habe zur Lebenskraft meiner Landsleute trotz allem Schweren, das auf ihr jetzt lastet, noch immer das größte Zutrauen.

Bedauerlicherweise leidet Ostpreußen noch weit mehr als die anderen ostdeutschen Provinzen in weitestgehendem Maße unter dem Geschick, einen erstaunlich großen Teil seiner glücklicherweise rasch sich vermehrenden Bevölkerung nach dem Westen des Reiches abgeben zu müssen. Die Abstimmung von 1920, der starke Zusammenschluß der ausgewanderten Ostpreußen im Reichsverband, die unablässigen Besuchsreisen dieser Ostpreußen nach dem Heimatlande bezeugen dennoch das unzerstörbar kräftige Heimatgefühl unserer Landsleute. Mögen sie dies ständig bewahren.

Für die vielen Einsichten, die der Vortrag des Herrn Freiherrn v. Gayl uns vermittelt hat, sind wir ihm zu großem Danke verpflichtet. Ich denke, im Sinne des Herrn Freiherrn zu sprechen, wenn ich Sie bitte mit mir einzustimmen in den Ruf: Das kerndeutsche Land Ostpreußen hoch, hoch, hoch!

Sonnabend, den 26. Juli

Der zweite Königberger Tag war ausschließlich wissenschaftlichen Vorträgen und Führungen durch die Sammlungen des Prussia-Museums gewidmet. Die Tagung begann 9.30 Uhr im Körtesaal der Stadthalle wie üblich mit dem Festvortrag des 1. Vorsitzers. Geheimrat Kossinna sprach über „Die Anfänge der Eisenerzeugung und der Eisenbearbeitung".

Im Anschluß an seinen Vortrag eröffnete Geheimrat Kossinna die 11. Tagung für Vorgeschichte mit folgenden Ausführungen:

Ich eröffne nunmehr die 11. Tagung für Vorgeschichte.

Unsere 10 bisherigen Tagungen haben sich zumeist in Mitteldeutschland abgespielt, besonders in der Provinz Sachsen, in Anhalt und Thüringen, wo der Hauptstamm unserer Mitglieder zu Hause ist, einigemal auch am Rhein und in Westfalen, aber zu Berlin nur in den ersten Nachkriegsjahren zwangsweise, wegen der durch die damalige Geldentwertung hervorgerufenen Reisenot. Denn wir Berliner sind ja stets heilfroh, wenn wir aus diesem Steinmeer, diesem wild durcheinander flutenden rassengemischten Menschengewühl und diesem jetzt so undeutsch gewordenen geistigen Wasserkopf, der sich Berlin

Digitized by Google

nennt, herauskönnen in Gegenden, wo deutsches Volkstum und deutsche Landschaftsnatur in unverfälschter Treue und Echtheit uns entgegen tritt.

So war denn aus den Reihen unserer Mitglieder in den letzten Jahren schon öfter der Wunsch an mich herangetreten, wir möchten einmal im rechtselbischen Deutschland, in der echten deutschen Ostmark unsere Zelte aufschlagen. Wiederholt hatten wir schon von der Stadt Breslau Einladungen zu einer dort zu veranstaltenden Tagung erhalten; für 1930 war diese Einladung besonders warm und dringlich erneut worden.

Aber das Herz zog uns doch zuerst zu dem alleröstlichsten Teile unserer Ostmark, dem wir infolge seiner Vereinsamung, seiner wirtschaftlichen Not und seiner politischen Gefährdung mit ganz besonderer Liebe zugetan sind. Dazu kam noch die hohe Denkwürdigkeit gerade Dieses Jahres für Ostpreußen, wo sich die glänzende Abstimmung für die Deutschheit dieses Landes „Dies Land bleibt deutsch" zum 10. Male jährt und durch die großen Tannenbergfeiern dem ganzen deutschen Volke eindringlichst vor Augen und zu Gemüte geführt wird. So haben wir uns denn trotz mancher Bedenken Dank der liebenswürdigen und herzlichen Einladung der Stadt Königsberg diesmal für Ostpreußen entschieden. Wir sangen das mittelalterliche Kolonistenlied: nach Ostland wollen wir riden, nach Ostland wollen wir ge, da ist eine gute Ste.

Freilich mußten wir von vornherein damit rechnen, daß der sonst bei unseren Tagungen gewohnte kräftige Zustrom unserer Mitglieder aus dem ganzen Reiche diesmal stark hintangehalten werden würde. Einmal durch die jetzt bis zur Unträglichkeit gesteigerte allgemeine deutsche wirtschaftliche Not und dann durch den Umstand, daß bei aller erfreulichst steigenden Beliebtheit Ostpreußens als Reiseziel dies Land infolge seiner Abgeschiedenheit und weiten Entlegenheit für die Mehrzahl unserer Mitglieder, die mit Glücksgütern weniger gesegnet sind, kaum erreichbar ist. Dieser Schade wird aber auf der anderen Seite ausgeglichen durch die uns ehrende zahlreiche Teilnahme der Gäste aus Königsberg und aus ganz Ostpreußen, die eine Gewähr zu geben scheint für ein gutes Gelingen der Tagung.

Unser Programm ist diesmal nicht, wie bisher stets, mit wissenschaftlichen Vorträgen überladen — wir hatten sonst 20 und noch mehr Vorträge zu bewältigen — sondern will uns hauptsächlich in die Natur Ostpreußens hineinführen, in die Landschaften, die teils durch ihre geologische Entstehung und ihre bloße Eigenschaft als Boden des vorgeschichtlichen Menschen, teils durch die dort über und unter der Erde noch erhaltenen baulichen Anlagen der Vorzeit wie z. T. auch des Mittelalters den Vorgeschichtler fesseln, endlich auch in solche Gebiete, die hauptsächlich als Landschaften durch ihre teils schöne, teils großartige Natur jedermann erquicken, entzücken oder auch zu staunender Begeisterung erheben und darum jedem Deutschen bekannt sein oder bekannt werden müssen. Möge denn diese Tagung sich ebenbürtig anreihen unseren letzten großen Tagungen zu Dessau 1924, zu Braunschweig 1926, zu Magdeburg 1928.

Mögen auch unsere Ausflüge einen günstigen Verlauf nehmen und der urgermanische Himmels- und Sonnengott unser Tun gnädig und segnend beleuchten.

Sodann erteilte Geheimrat Kossinna den Vertretern der Behörden und Vereinen das Wort zu Begrüßungsansprachen.

Digitized by Google

Der Oberpräsident Dr. e. h. Siehr hatte es sich nicht nehmen lassen selbst zu erscheinen und die Tagung aufs herzlichste zu begrüßen. In längeren Ausführungen rühmte er die Verdienste und die hohen wissenschaftlichen Leistungen unserer Gesellschaft.

Sodann brachte Landesrat Bessel als Vertreter des am Erscheinen leider verhinderten Landeshauptmanns der Tagung seine Glückwünsche mit folgenden Worten dar:

Der Herr Landeshauptmann der Provinz Ostpreußen, der zu seinem großen Bedauern leider verhindert ist, hier persönlich zu erscheinen, hat mich gebeten, Ihnen einen herzlichen Willkommengruß zu entbieten und Ihnen dafür zu danken, daß Sie die weite und beschwerliche Reise zu uns nach Ostpreußen nicht gescheut haben. Ihr Vorsitzender, Herr Geheimrat Dr. Kossinna, den wir mit Stolz und Freude als einen Sohn unserer ostpreußischen Heimat begrüßen dürfen, hat bereits in der Einladung zu dieser Tagung mit freundlichen Worten zum Ausdruck gebracht, welche Gründe Sie bestimmt haben, Ihre Tagung diesmal in Ostpreußen zu veranstalten, und dabei hervorgehoben, daß Ostpreußen gerade dem Kenner der deutschen Vorgeschichte unendlich viel Bedeutsames zu bieten vermag, ja „das wahre Goldland" des Vorgeschichtlers sei. Wir sind stolz auf dieses Urteil und empfinden in dieser Stunde eine stille Genugtuung darüber, daß es der Provinz trotz der Ungunst der Zeit gelungen ist, den kostbaren Schätzen an glücklichen Funden aus dem Reichtum unserer uralten Gräberfelder nun endlich in dem altehrwürdigen Ordensschlosse die Stätte und die Aufstellung zu bereiten, die ihm seit langem gebührt. Wir wünschen Ihnen und dürfen zuversichtlich hoffen, daß Sie als Lohn für die weite und beschwerliche Reise hier im alten Prußenlande viel reiche und schöne Anregungen auf Ihrem ureigensten Arbeitsgebiet finden möchten.

Zum Schluß sprach der Vorsitzer der Altertumsgesellschaft Prussia und Provinzialkonservator der Provinz Ostpreußen Professor Dr. e. h. Richard Dethleffsen:

Mit ganz besonderer Freude, ja mit Genugtuung begrüßt die Altertumsgesellschaft Prussia Sie und Ihre Tagung heute hier im alten Königsberg. So lange ich die Ehre habe, dem Vorstande der Prussia anzugehören, und das ist doch schon eine recht stattliche Reihe von Jahren her, so lange haben wir auch den Wunsch gehabt, einmal eine Mehrzahl von Sachgelehrten bei uns begrüßen zu können, um ihnen unsere Sammlungen vorzuführen und angesichts der einzelnen Objekte gemeinsam Meinungen und Erfahrungen auszutauschen, Pläne zu besprechen, Gedanken zu klären, Erkenntnisse zu vertiefen und an dem weiteren Ausbau unserer Wissenschaft gemeinsam zu arbeiten.

Einmal schien es schon, als sollte unser Aller Wunsch in Erfüllung gehen. Auf der so ausgezeichneten Tagung in Stockholm im Jahre 1912 wurde der Zusammenschluß der Altertumsgesellschaften der Uferstaaten des baltischen Meeres beschlossen und vereinbart, daß in zweijähriger Wiederkehr regelmäßige Tagungen abgehalten werden sollten. Und als nächster Tagungsort wurde gleich Königsberg bestimmt und das Jahr 1914. Wir waren hier mit unseren Vorbereitungen gerade fertig, da kam der Krieg und vereitelte alle Pläne und zerriß auch dieses kaum geknüpfte Band, wie er so viele, viele andere auch zerrissen hat.

Digitized by Google

Um so größer ist unsere Befriedigung, daß wir nun, nachdem wieder weitere 16 Jahre ins Land gegangen sind, Sie, die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte bei uns begrüßen dürfen. In rein äußerlicher Beziehung ist inzwischen allerdings mit uns, der Altertumsgesellschaft Prussia, eine Änderung geschehen. Die übermäßigen wirtschaftlichen Erschwernisse, die mit dem Kriege einsetzten und auch heute noch nichts weniger als abgeklungen sind, machten es uns, der Privatgesellschaft, zur völligen Unmöglichkeit, das große Museum aus eigenen Kräften weiter zu unterhalten. Wir haben das Kunstgewerbliche und die Kantsachen an die Städtischen Sammlungen, die Musikinstrumente an das Musikwissenschaftliche Seminar der Universität abgegeben. Das Wesentliche, den Hauptbestand unserer Schätze, die prähistorische Sammlung, dann auch das Zeughaus und die in- und ausländischen volkskundlichen Sammlungen wie das Freiluftmuseum, sind von der Provinz übernommen worden. Das Freiluftmuseum hat seinen eigenen nebenamtlichen Leiter. Die übrigen haben einen hauptamtlichen Direktor und beide einen eigenen Haushalt bekommen. Diese Leiter sind aber Mitglieder unseres Vorstandes, und der Name Prussiamuseum wird den Sammlungen auf alle Dauer verbleiben.

Wir selber sind auch nach dieser Neuordnung selbstverständlich genau die Alten geblieben. Wir haben unsere Arbeit mit dem Augenblick des Überganges der Sammlungen in andere Hände keineswegs eingestellt. Die Neuordnung ist lediglich eine wirtschaftliche Maßnahme. Unsere Stellung zu unseren Sammlungen und insbesondere unsere Arbeiten an der Vorgeschichte sind nach wie vor durchaus die gleichen geblieben.

Sie werden das aus der Festschrift ersehen, die wir Ihnen anläßlich der Tagung haben überreichen lassen und aus den Grabungen bei Medniken, bei Georgenswalde und bei Rauschen, die wir Ihnen am Sonntag vorzuführen gedenken.

Möge Ihnen diese Tagung eine Fülle der Anregungen bringen und für unsere Altertumswissenschaft reiche Früchte bringen, möge sie Ihnen neben einem wissenschaftlichen Gewinn auch ein Bild von unserem Lande vermitteln und davon, wie notwendig seine Erhaltung für die ganze deutsche Nation ist... Möge die Reise Ihnen aber auch eine Fülle von schönen Bildern geben und auch so viel einfaches Reisebehagen, daß Sie ein ehrliches Gefallen finden an dem Land und daß der Wunsch und die Überzeugung bei Ihnen feste Wurzel fassen, daß Sie recht bald wieder nach Ostpreußen kommen müssen.

Geheimrat Kossinna dankte den freundlichen Begrüßungen mit folgenden Worten:

Ich habe in erster Linie dem Herrn Oberpräsidenten für die freundlichen Worte, die er namens der Staatsregierung unserer Wissenschaft im allgemeinen und unserer Gesellschaft im besonderen gewidmet hat, ergebensten Dank zu sagen. Wir sind ja bei allen unseren Tagungen von der Regierung begrüßt worden, sei es der preußischen, der anhaltischen oder braunschweigischen. Gegenüber der preußischen Regierung war ich beim Ausdruck meines Dankes aber stets in einiger Verlegenheit, weil, wenn man von Berlin und allerneuestens Marburg absieht, wenig sich anführen ließ, was Preußen für unsere Wissenschaft getan hat und tut. Anders hier in Königsberg. Da haben wir von Herzen zu danken, daß die Regierung über die Altertumsgesellschaft Prussia und ihr Museum in ihren so wechselvollen Geschicken stets eine schützende Hand gehalten hat. Vor allem aber dadurch, daß sie dem Museum, wie schon

Digitized by Google

früher einmal, so von neuem nach dem Kriege im Schloß ausreichende Räumlichkeiten zu freier Benutzung zur Verfügung gestellt hat. Hoffentlich wird die Regierung auch in Zukunft und für alle Zeit ein warmes Herz für unsere Wissenschaft behalten.

Den größten Dank in dieser Beziehung schulden wir aber der Provinzialverwaltung. Sie hat ja schon lange vor dem Kriege der Prussiagesellschaft, als diese noch alleinige Besitzerin des Museums war, namhafte Unterstützungen zukommen lassen, damit sie ihren Aufgaben in genügender Weise nachgehen konnte, und sie betreut jetzt das Museum, das sie von der Prussiagesellschaft übernommen hat, in nicht genug anzuerkennender Weise. Ich irre wohl nicht, wenn ich bei diesem hocherfreulichen Umschwung und Aufschwung ein großes Verdienst dem Herrn Regierungsrat Bezzenberger zuschreibe, der als Sohn meines verstorbenen Freundes Adalbert Bezzenberger gewissermaßen das Vermächtnis dieses hochverdienten Meisters ostpreußischer Vorgeschichtsforschung übernommen und weitergeführt hat. Wir danken der Prov.-Verwaltung von Herzen für das, was sie trotz der ostpreußischen Not für die Instandhaltung und ständige Erweiterung des Prussiamuseums getan hat. Wenn wir bei der Gelegenheit noch einen Wunsch äußern dürfen, so wäre es der, daß die wissenschaftlichen Beamten des Prussiamuseums vermehrt würden, damit die beiden vorhandenen Beamten, der Direktor und sein Assistent, nicht teils in Verwaltungsgeschäften, teils in Ausgrabungsarbeiten und Reisen völlig auf- und untergehen, sondern auch zu literarischen Veröffentlichungen, zur wissenschaftlichen Auswertung der alten und neuen Schätze des Museums Zeit übrig behalten, was bisher leider in nur zu beschränktem Maße der Fall war.

Endlich haben wir auch der Stadt Königsberg lebhaftesten Dank auszusprechen, als auch sie ihre warme Teilnahme für die Vorgeschichtsforschung betätigt durch eine namhafte jährliche Geldüberweisung an das Museum und dadurch, daß sie den Stadtschulen den Besuch des Prussia-Museums zur Pflicht macht. Auf der Jugend beruht ja die Zukunft unseres Volkes, aber auch gerade unserer Wissenschaft, deren bisher noch viel zu wenig bekannte hohe Bedeutung für unser ganzes Volk immer weiteren Kreisen vermittelt werden muß. Unsere Gesellschaft im besonderen ist dann der Stadt Königsberg noch besonderen Dank schuldig dafür, daß wir durch die freundliche Einladung der Stadt in die angenehme Lage versetzt worden sind, die 11. Tagung unserer Gesellschaft in dieser berühmten preußischen Residenz- und Krönungsstadt abhalten zu können. Doch hiervon werden wir ja am heutigen Festabend noch weiter zu reden Gelegenheit haben.

Am Schluß danke ich für die freundliche Begrüßung durch die Prussiagesellschaft. Wenn ich hier von mir persönlich sprechen darf, so kann ich zunächst verraten, daß in den Akten der Prussia kürzlich festgestellt worden ist, daß ein gewisser Kossinna in Tilsit, vielleicht einer meiner Ahnen, bereits vor 100 Jahren sich als Prähistoriker betätigt hat. Von mir selbst kann ich sagen, daß erst die streng wissenschaftliche Arbeitsweise des Königsbergers Otto Tischler, des hervorragendsten deutschen Prähistorikers des 19. Jhts., der der Prussia ja sehr nahe stand, mich etwa um 1890, als ich noch in Bonn lebte, bewogen hat, von der rein philologisch-historischen Erforschung des Altertums zur archäologischen überzugehen. In ein engstes Freundschaftsverhältnis trat ich dann zu Adalbert Bezzenberger, mit dem ich 1897 vierzehn Tage lang in Riga beim 10. russ. Archäologenkongreß intimst verkehrt habe. Es

Digitized by Google

war für mich selbstverständlich, daß ich bei Begründung unserer Gesellschaft im Jahre 1909 Adalbert Bezzenberger bat, den stellvertretenden Vorsitz in unserem Vorstande zu übernehmen. Auch später waren meine Beziehungen zur Prussia stets besonders enge, zur Zeit, da Felix Peiser ihr Vorsitzer war und auch nach dessen Tode, als Dr. Gaerte Museumsdirektor wurde. Die Vorbereitungen zu unserer jetzigen Tagung haben naturgemäß neue enge Fäden zwischen der Prussiagesellschaft und der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte geknüpft. Möge das freundschaftliche Verhältnis der beiden Gesellschaften weiterhin bestehen.

Darauf wurden folgende wissenschaftlichen Vorträge gehalten:

Museumsdirektor Dr. Wilhelm Gaerte (Königsberg): „Die Kulturentwicklung Ostpreußens in vorgeschichtlicher Zeit".

Landesgeologe Bergrat Professor Dr. Hans Heß von Wichdorff (Berlin): „Neue Anschauungen über die Diluvialgeologie Ostpreußens".

Müseumsdirektor Universitäts-Professor Dr. Wolfgang La Baume (Danzig): „Die vorgeschichtliche Spindel und ihr Gebrauch".

Nach Schluß der Vorträge fand sich vor dem Eingang zur Stadthalle eine größere Anzahl von Teilnehmern zusammen behufs einer photographischen Gesamtaufnahme (Abb. 3).

Nach kurzer Mittagspause besichtigten die Teilnehmer im Schlosse die reichen vorgeschichtlichen Sammlungen des Prussia-Museums unter der Führung von Museumsdirektor Dr. Gaerte und Museumsassistent Dr. Engel. Trotz der Kürze der zu Gebote stehenden Zeit, die eine eingehende Würdigung des fast unermeßlichen Stoffes unmöglich machte, wurde den Besuchern auch noch ein kurzer Blick in die erst im Entstehen begriffene Ostpreußische Ruhmeshalle im Moskowitersaal des Schlosses und in die ständige Ausstellung des Prussia-Museums „Bevölkerung in Altpreußen" gewährt. Namentlich die letztere ist von um so größerer nationaler Bedeutung, als sie an Hand eines überaus lehrreichen Kartenmaterials die berechtigten Ansprüche Deutschlands auf die ihm gewaltsam entrissenen Ostgebiete überzeugend nachweist.

Im Anschluß an die Museumsbesichtigung wurden im Körtesaal der Stadthalle folgende wissenschaftlichen Vorträge gehalten:

Privatdozent Dr. Hermann Ziegenspeck (Königsberg): „Die postglazialen Klimaschwankungen Ostpreußens".

Museumsassistent Dr. Carl Engel (Königsberg): „Die ostpreußischen Hügelgräber".

Professor Dr. Bruno Ehrlich (Elbing): „Tolkemita, die erste nachweislich frühgermanische Burg Ostdeutschlands".

Gegen 8 Uhr begaben sich die Teilnehmer sogleich vom Vortragsraum in den Gebauhr-Saal der Stadthalle, in den sie die Stadt Königsberg zum Begrüßungs- und Festabend geladen hatte. Oberbürgermeister Dr. h. c. Lohmeyer begrüßte persönlich die Gäste und brachte die Freude der Stadt darüber zum Ausdruck, daß Geheimrat Kossinna als gebürtiger Ostpreuße nun endlich das schon vor Jahren gegebene Wort, die deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte in Königsberg tagen zu lassen, eingelöst habe. Im weiteren Verlauf seiner Rede entrollte er ein eindrucksvolles, durch lehrreiches Kartenmaterial erläutertes Bild von dem wirtschaftlichen Niedergang

Digitized by Google

Abb. 3. Gesamtaufnahme der Mehrzahl der Teilnehmer

1 Steinhausen, 2 Lemke, 3 Fromm, 4 Melzer, 5 Preß (?), 6 Kozan, 7 Gentkant, 8 Frank, 9 ?, 10 Siddicke, 11 Schwarz, 12 Stark, 13 Windt, 14 Becker, 15 Pätzold, 16 Frau Langer, 17 Grunwald, 18 Götze, 19 ?, 20 Langer, 21 Sierke, 22 Kossinna, 23 Dentzke, 24 v. Strantz, 25 Gaerte, 26 Heß v. Wichdorff senior, 27 Heß v. Wichdorff junior, 28 Krause, 29 Bacher, 30 Lieck, 31 Guttzeit, 32 Donner, 33 Gallinat, 34 Ehrlich, 35 Kossius, 36 ?, 37 Voigtmann, 38 Heym, 39 Schoener, 40 Ebert, 41 ?

Digitized by Google

Ostpreußens infolge der unsinnigen Grenzziehung durch den Versailler Friedensvertrag. Nur die tatkräftige Unterstützung des Reiches und die Wiedergewinnung der alten Grenzen, so schloß er seine eindrucksvollen Worte, könnten Ostpreußen vor noch größerer wirtschaftlicher Not, als sie gegenwärtig schon in ihm herrsche, bewahren. In höchst willkommener Weise wurden seine Ausführungen ergänzt durch den Ostpreußenfilm, der in beredten Bildern den Gästen einen anschaulichen Eindruck von der Schönheit und dem wirtschaftlichen Werte der nordöstlichsten Grenzmark des Reiches vermittelte.

Anschließend dankte Geheimrat Kossinna dem Oberbürgermeister mit folgenden Worten:

Wir haben vorhin staunend die Herrlichkeiten ostpreußischer Landschaft, ostpreußischer Baukunst und ostpreußischer Geschichte an uns vorüberziehen sehen. Als ich den Ostpreußenfilm im Frühjahr vorigen Jahres in Berlin zum 1. Male sah, kamen mir stellenweise die Tränen in die Augen, teils aus Begeisterung für Ostpreußens große Vergangenheit, teils in Erinnerung an die Jugendzeit, wo ich bis zum 18. Jahre die Sommerferien über stets irgendwo am herrlichen ostpreußischen Ostseestrande zugebracht habe.

Wohl ist Ostpreußen, wie es Herr Freiherr v. Gayl gestern so ergreifend ausgeführt hat, in vieler Beziehung ein Schmerzenskind, gewaltsam losgerissen von der Brust der Mutter Germania, aber wir sind heute mehr als je stolz auf dies Land und seine Bewohner, nicht bloß innerhalb Ostpreußens, sondern auch überall im Reiche. Die Ostpreußen reisen heute zwar mehr als sonst in die Ferne nach Westen und Süden, aber dafür mehrt sich auch der Fremdenverkehr aus dem Reiche in Ostpreußen. Man fängt im Reiche an, Ostpreußen kennen zu lernen und damit auch zu lieben. Was man nicht kennt oder was man gar schwer verkennt, kann man nicht lieben. Hier hat der Krieg mit seiner Durcheinanderwürfelung der Krieger aller deutschen Stämme und ihrer Verteilung auch über unsere Ostmark eine große günstige Wandelung geschaffen.

Vor dem Kriege war das anders und je weiter zurück, desto schlimmer. Daß in Ostpreußen die Wölfe an den Straßenecken sich gute Nacht sagen, war zwar eine in meiner Jugend verbreitete Redensart; allein im Ernst glaubte doch wohl kein Gebildeter an ihre Berechtigung. Doch war man sogar in Norddeutschland, selbst in dem von wenig kultivierten Heiden und Mooren durchsetzten Hannover, fest davon überzeugt, daß Berlin der östliche Grenzpunkt deutscher Kultur sei; alles was ostwärts dahinter kam, sei krasse Barbarei. So wurde es mir, als ich 1876 in Göttingen meine ersten Studiensemester verlebte, mehr als einmal versichert und da half kein Widersprechen. Als ich einmal im Kreise meiner Korpsbrüder die Eisenbahnkarte von Deutschland vorlegte, auf der die beiden langen Schienenstränge gezeichnet waren, die nach Ostpreußen führten, der eine über Bromberg-Dirschau (die Abkürzungslinie über Konitz war damals noch nicht gebaut) und der andere über Thorn-Insterburg, da spottete man, indem man sagte: na ja, die eine Linie ist die Landstraße und auf der anderen kürzeren geht die Botenfrau. Ich wurde späterhin schließlich so eingeschüchtert, daß ich bei Streitereien über deutsche Landschaften und Stämme, wie sie damals noch weit häufiger waren, als heute, gar nicht mehr wagte, mich als Ostpreußen zu bekennen.

Das ist nun Gott sei Dank anders geworden. Es muß aber noch viel besser werden. Ich habe dabei vor allem den ostpreußischen Menschenschlag im Sinne und seine Leistungen. Es ist nicht genug, daß man immer bloß

Digitized by Google

Kant, Herder, Hamann und Schopenhauer, vielleicht auch noch Theod. Amad. Hoffmann anführt. Das ist alles schon lange her. Daß die dichterische Ader in Ostpreußen nicht blos in der Zeit unserer klassischen Literaturperiode reichlich floß, sondern heute noch eben so wenig versiegt ist und weit stärker ist, als in den meisten anderen Deutschen Landen, beweisen die Namen so hervorragender Größen, wie der tiefgründige Dichter Arno Holz, der leider es nicht erleben durfte, daß er mit dem wohlverdienten Nobelpreise bedacht worden ist, obwohl mehrere 100 Universitätsprofessoren eine dahin lautende Eingabe gemacht hatten. Ich nenne ferner die Dichter Max Halbe, Agnes Miegel nebst dem ausgezeichneten ostpreußischen Vertoner ihrer Gedichte Georg Vollerthun, ich nenne Siegfried v. d. Trenck und endlich meinen Tilsiter Schulkameraden Hermann Sudermann, den klassischen Darsteller des Memellandes, seines deutschen wie seines litauischen Bevölkerungsteiles. Wer kennt nicht seine unübertrefflich schöne und ergreifende Geschichte von der „Reise nach Tilsit!".

Ebenso wie von Dichtern könnte man von anderen Künstlern reden, von Gelehrten, hohen Beamten, Militärs usw. Es ist ein Verhängnis für Ostpreußen als vorwiegend landwirtschaftlicher Provinz, daß alle seine Söhne, die einen größeren Wirkungskreis erstreben und auszufüllen in der Lage sind, Ostpreußen verlassen und im sog. „Reiche" sich festsetzen. Es ist geradezu erstaunlich, wieviel Ostpreußen in hohen Stellungen sich befinden, sei es im preußischen Beamtentum, sei es als Gelehrte in ganz Deutschland.

Aber niemand weiß das, am allerwenigsten weiß man das in Ostpreußen. Einer freilich wußte es, das war mein ganz kürzlich verstorbener Kollege, der hervorragende Paläontologe und Geologe Pompecki, auch ein Ostpreuße. Als dieser von Tübingen nach Berlin berufen war und wir uns kennen lernten und ich mich dabei stolz als Ostpreußen bekannte, da sagte Pompecki zu mir: Na ja, alles was ein bischen was ist, ist Ostpreuße.

Ich bringe bei der Gelegenheit für die „Gesellschaft für preußische Geschichte" einen Antrag: möge sie eine ostpreußische Biographie schaffen, d. h. ein Werk über die Lebensgeschichte sämtlicher Ostpreußen, d. h. nur der in Ostpreußen geborenen, nicht etwa auch der aus anderen deutschen Landschaften Hergezogenen, die auf irgend einem Gebiete Hervorragendes geleistet und als Führer sich bewiesen haben. Ein solches Werk herzustellen ist gar nicht so schwer, erfordert nur einigen Fleiß. Eine glänzende Vorarbeit ist schon die vielbändige Allgem. Deutsche Biographie, die bis etwa 1900, glaube ich, fortgeführt worden ist. Für die neueste Zeit sind Kürschners Literaturkalender und die vielen Auflagen von „Wer ist es?" weitere gute Vorarbeiten. Gibt es erst ein solches Werk über Ostpreußen, dann würde wohl jeder Gebildete vor den geistigen Leistungen der Ostpreußen den Hut ziehen.

Doch ich bin in Gefahr zu weit abzuschweifen von dem, was ich heute vor allem auszusprechen habe. Das ist der herzliche Dank an die Stadt Königsberg für Alles, was sie für unsere Tagung getan hat. Zunächst die freundliche Einladung hierher, dann die Bewilligung der Säle der Stadthalle für unsere Vorträge. Wie ich höre, hat die Stadt auch den Druck der Festschrift finanziell unterstützt. Und die Krone von allem: dieser herrliche Festabend, dessen schöner, harmonischer Verlauf allen Teilnehmern unvergeßlich bleiben wird. Lassen Sie mich diesen Dank dahin zusammenfassen, daß ich Sie bitte, mit mir zu rufen: die Stadt Königsberg und ihre Spitze Herr Oberbürgermeister Dr. Lohmeyer hoch!

Digitized by Google

Sonntag, den 27. Juli

Auch der Sonntag Vormittag war noch wissenschaftlichen Vorträgen gewidmet. Noch vor ihrem Beginn benutzten einige Teilnehmer die Gelegenheit, die einzigartige Bernsteinsammlung des Geologischen Instituts zu besichtigen, in der sich auch die zahlreichen eigenartigen steinzeitlichen Schnitzereien und Menschenfiguren befinden, die bei Schwarzort aus dem Kurischen Haff gebaggert wurden. Um 9.30 Uhr sprachen in der Stadthalle:

Privatgelehrter Dr. Wolfgang Schultz (Görlitz): „Die altgermanischen Zwillingsgötter".

Abb. 4. Mednicken, Samland. Durchschnitt durch den 8 m hohen vorordenszeitlichen Burgwall

Museumsassistent Dr. Werner Radig (Dresden): „König Heinrich I. und die ostdeutsche Archäologie".

Das von dem erkrankten Generaloberarzt a. D. Dr. Georg Wilke (Rochlitz) als Ersatz für seinen angekündigten Vortrag eingesandte Manuskript: „Alvão, Seltsch und Glozel" konnte wegen Zeitmangels leider nicht mehr verlesen werden.

Der angekündigte Vortrag von Universitätsprofessor Dr. Herbert Kühn: „Die vorgeschichtliche Herkunft der Bourbonenlilie" mußte wegen Behinderung des Vortragenden ausfallen.

Der für den Nachmittag geplante Ausflug an die Samlandküste, der den Teilnehmern einen Eindruck von der überwältigenden Mannigfaltigkeit an Bodenaltertümern und dem unerschöpflichen Reichtum des ostpreußischen Bodens an Grab- und Siedlungsfunden vermitteln sollte, war von herrlichstem Sommerwetter begünstigt, so daß er sich zu einem reinen Genuß gestaltete. Das Samland, nach Bezzenbergers treffendem Wort „ein einziges großes Gräberfeld", zeigte sich den Gästen in seiner ganzen Schönheit. Das Prussia-Museum hatte anläßlich der Tagung eine Anzahl von Grabstätten und Sied-

Digitized by Google

lungsplätzen freigelegt, um den Teilnehmern einen anschaulichen Eindruck von dem inneren Aufbau der altpreußischen Kulturstätten zu erschließen.

76 Teilnehmer trafen sich auf dem neuen Nordbahnhof, um mit der Samlandbahn zunächst das nahe gelegene Medniken zu erreichen. Nach kurzer Fußwanderung durch üppige Felder und schattigen Hochwald wurde der auf einer Landzunge des Wargener Kirchenteiches gelegene vorordenszeitliche Burgwall erreicht, durch dessen mächtigen, fast 8 m hohen Stirnwall Privatdozent Dr. Karl Heinz Clasen (Königsberg) einen 30 m langen 2 m breiten Schnitt gelegt hatte, der das Profil des Walles, einer mit Steinen gestützten Holzerdmauer bis zum gewachsenen Boden erschloß (Abb. 4). An die Erläuterungen Dr. Clasens über die Schichtenfolge und dem ehemaligen

Abb. 5. Rauschen-Objekten, Samland. Flachgräberfeld

Aufbau des Stirnwalles schloß sich eine lebhafte Aussprache der Fachleute über die Zahl der Bauperioden. Vom Bahnhof Medniken erreichte man mit dem nächsten Zuge der Samlandbahn schnell das herrlich gelegene Ostseebad Georgenswalde, wo man sich zunächst im Kurhaus an einer Kaffeetafel stärkte und sich mit Freude dem Genuß der zauberhaften Samlandsteilküste hingab. Eine kurze Strandwanderung gab Bergrat Professor Dr. Heß von Wichdorff Gelegenheit, den eigenartigen geologischen Aufbau der weltberühmten Bernsteinküste zu erläutern.

Ein kurzer Aufstieg durch die schattige Gausup-Schlucht führte die Teilnehmer zu dem von Dr. Engel im Warnicker Forst inmitten einer Gruppe von 13 Hügeln freigelegten Hügelgrabe (vgl. Abb. 2 und 3 auf Seite 43f.), an dem Museumsdirektor Dr. Gaerte den Teilnehmern und zahlreichen Kurgästen, die sich aus Rauschen und Georgenswalde eingefunden hatten, den Aufbau der ostpreußischen Hügelgräber erläuterte.

Ein kurzer Fußmarsch, dessen die älteren Herrschaften durch das Privatauto Direktor Gaertes enthoben wurden, führte die Besucher am Rausche-

Digitized by Google

ner Mühlenteich vorbei zu dem großen, auf der Höhe zwischen Rauschen und Cobjeiten gelegenen Flachgräberfeld, das von den ersten nachchristlichen Jahrhunderten bis in den Beginn der Deutschordenszeit (13. Jhdt.) belegt worden ist (Abb. 5). An Hand einer Anzahl von Lehrer Rösler (Rauschen) freigelegter Gräber erläuterte Direktor Dr. Gaerte die eigenartige Doppelschichtigkeit dieses Gräberfeldes und konnte bei dieser Gelegenheit den Besuchern auch den erst vor kurzem freigelegten bisher best erhaltenen Baumsarg Ostpreußens vorführen.

Der Abend dunkelte schon stark herauf, als man sich zum Rückweg über die Düne entschloß, um im Kaltbadrestaurant und in den Seehallen des Ostseebades Rauschen unmittelbar am Strande in angeregter Unterhaltung den Rest des Tages zu verleben. Erst kurz vor Mitternacht führte die Samlandbahn die Teilnehmer in die Mauern der Stadt Königsberg zurück.

Montag, den 28. Juli

Ausflug nach der Kurischen Nehrung

Von Carl Engel

Mit dem Morgenzuge verließen die Teilnehmer um 8 Uhr Königsberg, um durch die an Hügelgräbern reiche Fritzener Forst und die sanftwelligen Höhen des östlichen Samlands das Ostseebad Cranz zu erreichen. Kurz vor dem Einlaufen in den Cranzer Bahnhof grüßte zur Linken die dunkle Waldgruppe der Kauß herüber, deren hundertjährige Fichten schirmend ihre Zweige über einen der größten Wikingerfriedhöfe des europäischen Festlands breiten. Nach kurzer Fahrt wurde von Cranz aus das am Haffufer gelegene Cranzbeck erreicht, wo man den großen Haffdampfer bestieg, der die Teilnehmer zum Ausflugsziele Nidden tragen sollte. Während der Fahrt erläuterte Professor Dr. Heß von Wichdorff auf dem Oberdeck Bauart und Entstehung der gelben Wanderdünenketten, die zwischen Kunzen und Nidden in langer Reihe vorüberzogen und wenigstens aus der Ferne den Teilnehmern einen Eindruck von der seltsamen Welt dieses ostpreußischen „Weltwunders" vermittelten. Anschließend gab Dr. Carl Engel einen kurzen Überblick über die vorgeschichtliche Besiedlung dieses schmalen Landstreifens dessen reiche Steinzeitfunde immer wieder die Aufmerksamkeit der neolithischen Forschung auf diese weltabgeschiedene Gegend gelenkt haben. Oftmals wurden die Vortragenden durch Gewitterregen unterbrochen, während dessen alles in die schützenden Kabinen flüchten mußte.

Zum Glück hatte es sich abgeregnet, als gegen 1 Uhr das freundliche Bauerndorf Nidden erreicht wurde. Das Reisebüro Meyerhofer hatte aber hier für ein so ausgiebiges Mittagessen Sorge getragen, daß zu einer Nehrungswanderung nur wenig Zeit blieb. So mußte sich Professor Heß von Wichdorff darauf beschränken, den Teilnehmern die unmittelbar hinter dem Ort gelegenen bewaldeten Parabeldünen zu zeigen, während der Kamm der hohen Wanderdüne nur von wenigen unentwegten Läufern wenigstens für einen Augenblick erreicht wurde.

Schon gegen 16 Uhr mußte die Heimfahrt angetreten werden, um noch am Abend über Cranzbeek und Cranz Königsberg wieder zu erreichen. Immerhin ließen es sich einige Teilnehmer nicht verdrießen, in Cranz noch einen kurzen Aufenthalt einzulegen, um des Genusses eines nächtlichen Seebades teilhaftig zu werden.

Digitized by Google

Zur Vorgeschichte der Kurischen Nehrung

(Kurzer Bericht über die auf dem Ausflug am 28. Juli 1930 gegebenen Erläuterungen)

Von Carl Engel

Mit 16 Abbildungen im Text

Ebenso merkwürdig wie Landschaft und Entstehung der Kurischen Nehrung ist auch ihre Vorgeschichte, die aus zwei Zeitabschnitten besonders reiche Funde aufweist: aus der jüngeren Steinzeit und der frühen Ordenszeit. Es ist unzutreffend, wenn man zeitweilig geglaubt hat, daß die Nehrung in dem drei Jahrtausende währenden Zeitabschnitt zwischen diesen Perioden nicht oder doch nur vorübergehend besiedelt gewesen sei. Die aus ihm vorliegenden Funde sind zwar spärlich, belegen jedoch alle Hauptabschnitte der Bronze-, der vor- und nachchristlichen Eisenzeit.

Allerdings machen gerade die beiden erstgenannten Zeitabschnitte, das Neolithikum und die frühe Ordenszeit, die vorgeschichtliche Eigenart der Nehrung aus; übertrifft doch das von der Nehrung stammende Material an neolithischer Keramik sowohl an Zahl wie an Formenmannigfaltigkeit die gesamten aus dem binnenländischen Ostpreußen bekannt gewordenen Funde dieser Art. Und die frühordenszeitlichen Grabfunde einer zweifellos schon christlichen, jedoch noch mit heidnischen Beigaben und Bräuchen bestattenden Bevölkerung gehören zu den merkwürdigsten ihrer Art.

Überblickt man die Zahl der auf der Nehrung nachgewiesenen neolithischen Wohnplätze, so erscheint es zunächst überraschend, daß dieser 98 km lange, durchschnittlich nur $1^1/_2$ bis 2 km breite, aus feinem Seesand aufgeschüttete Landstreifen, gegen den im Westen die Ostsee brandet, während ihn im Osten die weite Wasserfläche des Haffes begrenzt, in der Steinzeit so überaus dicht besiedelt gewesen ist.

Diese Tatsache wird wohl nur dadurch verständlich, daß gerade die zwischen zwei großen Wasserflächen gelegene schmale Nehrung einer steinzeitlichen Fischerbevölkerung überaus günstige Lebensmöglichkeiten geboten hat, wie sie ja auch heute größtenteils nur von Fischern bewohnt wird. Zudem ist auch der Umstand in Rechnung zu ziehen, daß in dem leicht zu überblickenden Dünensand die Scherbenplätze ungewöhnlich deutlich hervortreten (Abb. 9) und bei einiger Aufmerksamkeit gar nicht übersehen werden können, während die Feststellung derartiger Wohnplätze im Binnenlande meist einem glücklichen Zufall überlassen bleibt. Aber auch bei Berücksichtigung dieses Umstandes muß doch die steinzeitliche Besiedlung der Nehrung gegenüber der des binnenländischen Ostpreußens als eine ungewöhnlich dichte bezeichnet werden, und höchstens die an manchen Punkten (z. B. Tolkemit, Kr. Braunsberg[1]);

[1]) Berendt, G. Altpreußische Küchenabfälle am Frischen Haff. Schrift. Phys. Ökon. Ges. XIV, S. 117ff. Ferner Tischler in Schrift. Phys. Ökon. Ges. XXIII, S. 18ff.

Digitized by Google

Zimmerbude, Kreis Fischhausen[1]) als Wohnplätze gleich günstigen Sandufer des Frischen Haffs mögen bei genauerer Untersuchung vielleicht noch ähnlich reichhaltige neolithische Fundstätten liefern wie die Nehrung.

Wenn man somit die zahlreichen neolithischen Siedlungsplätze[2]) — es gibt nur wenige Kilometer am Westrand der hohen Düne zwischen Sarkau und Memel, auf denen sie nicht nachgewiesen sind (Abb. 21) — als die vielleicht nur vorübergehenden Wohnplätze einer ziemlich unsteten Fischerbevölkerung wird ansehen dürfen, so ist doch nicht zu bezweifeln, daß diese bereits Ackerbau gekannt und wahrscheinlich auch Viehzucht ausgeübt hat. Wenigstens beweisen die in den Wohnplätzen gefundenen Kornmühlen und Reibsteine,

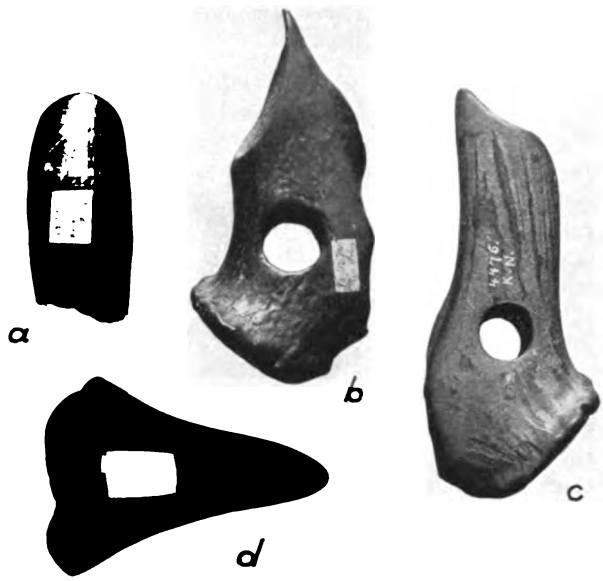


Abb. 6. Knochengerät (a) und Geweihhacken (b—d) von der Kurischen Nehrung (1:5,5)

a) Hafen von Memel. Inv. 17950. b—d) Kurische Nehrung (ohne genauere Fundortsangabe). b) Inv. V 81/82 Nr. 7214. c) Inv. 4476. d) Inv. 5596

daß man zum mindesten Getreide zu Mehl gemahlen hat. Ob im Neolithikum auf der Nehrung selbst Korn gebaut wurde, ist freilich nicht mit Sicherheit zu erweisen; ausgeschlossen scheint es keineswegs, da ja der alte Waldboden (Abb. 8), auf dem noch heute die Wohnplätze liegen, eine ausreichende Humuskrume für das Gedeihen des Getreides abgegeben haben dürfte, sofern nicht damals ein wesentlich trockeneres und wärmeres Klima geherrscht hat als heute, wofür allerdings in Ostpreußen bisher keine Anzeichen sprechen[3]). Ebensogut denkbar ist freilich auch, daß das Brotkorn gegen Fische vom benach-

[1]) Noch unveröffentlichter steinzeitlicher Scherbenplatz. Inv. im Prussia-Mus.

[2]) Vgl. E. Hollack, Karte und Erläuterungen S. 80ff. Ferner die beifolgende Karte Abb. 16 auf Seite 112.

[3]) Vgl. die Ausführungen Ziegenspecks im vorliegenden Bande S. 26ff.

Digitized by Google

barten Festland eingetauscht wurde, wie ja auch noch heute der Ackerbau auf der Nehrung sehr gering ist[1]).

Zum Verständnis der Lage der neolithischen Wohnplätze sind wenige Worte über die ehemalige und jetzige Bodengestalt der Kurischen Nehrung nicht zu umgehen[2]).

Nachdem aus den Ablagerungen der in das Haff mündenden Flüsse und den ausgeworfenen Sandmassen der Ostsee die Nehrungsplatte gebildet war, begannen auf der so entstandenen Flugsandebene die Dünen vom Meer zum Haffe zu wandern. Als sie am Haffufer zu einer gewissen Mächtigkeit angewachsen waren, wurden sie, schon in vorneolithischer Zeit, durch Bewaldung festgelegt. Bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts scheint der größte Teil der Nehrung ununterbrochen bewaldet gewesen zu sein. Infolge umfangreicher Abholzungen in der Zeit des 7jährigen Krieges bildeten sich die heutigen Wanderdünen, die den alten Waldboden verschütteten und zu weit größerer Mächtigkeit anwuchsen als die in vorneolithischer Zeit am Haffufer festgelegte Dünenkette (Abb. 7).

Fast alle bis jetzt festgestellten steinzeitlichen Scherbenplätze liegen auf der Haffseite der Nehrung an dem dem Meere zugekehrten Westhang der

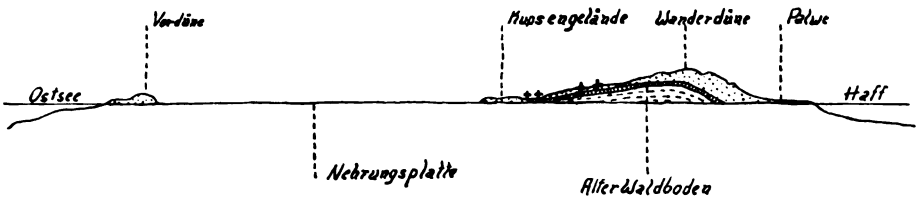


Abb. 7. Querprofil der Kurischen Nehrung (etwas schematisiert nach Heß von Wichdorff) zur Veranschaulichung der Lage der steinzeitlichen Siedlungsplätze

hohen Düne auf dem alten Waldboden (Abb. 7, 8), der zugleich die Oberfläche der Luvseite der älteren (vorneolithischen) Dünen darstellt, daher im allgemeinen dem Profil der heutigen Düne folgt (Abb. 7), jedoch meist von jüngeren Sandanwehungen (d. h. der heutigen Düne) überdeckt ist. Durch das beständige Vorrücken der heutigen Düne nach dem Haffe zu wird er durch Abwehung an der Grenze zwischen Kupsengelände[3]) und Wanderdüne in größeren Flächen freigelegt (Abb. 8). Die neolithischen Wohnplätze liegen also teils unmittelbar am Westhange der alten Düne auf dem Kupsengelände (an der Grenze zwischen diesem und der Wanderdüne), nicht selten aber auch auf ¼ bis ½ Höhe des Hanges auf der Luvseite der alten (und zugleich auch der heutigen) Düne (Abb. 7). Auf der Palwe, d. h. unmittelbar am Haffufer auf der grasbewachsenen ebenen Fläche zwischen der Leeseite der Wanderdüne und dem Haff sind sie nur ganz vereinzelt beobachtet worden, so im verflossenen Sommer durch Pfarrer Hildebrand (Rossitten) und den Verfasser zwischen Kunzen und Rossitten.

[1]) Vgl. A. Bezzenberger, Die Kurische Nehrung und ihre Bewohner. Stuttgart 1899.

[2]) Man vergleiche zu diesen Ausführungen Heß von Wichdorffs „Geologie der Kurischen Nehrung", Berlin 1919, ein nach jeder Richtung hin aufschlußreiches und für jede Beschäftigung mit den Fragen der Nehrungswelt unentbehrliches Werk.

[3]) D. h. dem von der wandernden Düne an ihrer Luvseite freigegebenen Gelände.

Digitized by Google

Aus dieſer Lage geht hervor, daß die ſteinzeitlichen Nehrungsbewohner nicht wie die heutigen Fiſcher unmittelbar am Haff gewohnt haben, ſondern durch den Kamm der damaligen (und heutigen) hohen Düne von ihm getrennt waren. Für die Annahme, daß trotzdem nicht die See, ſondern das Haff ihr Lebenselement geweſen iſt, ſpricht einmal der Umſtand, daß ihre Wohnplätze auch bei dieſer Lage meiſt näher dem Haff als der See zu liegen; außerdem die Tatſache, daß noch heute die Fiſcher der Kuriſchen Nehrung ausſchließlich das Haff befahren, weil die See für den Fiſchfang zu ſtürmiſch und gefährlich iſt.

Die auf den freigewehten neolithiſchen Wohnplätzen (Abb. 9) zutage tretenden Kulturreſte ſind, wie aus ihrer Lagerung im reinen Dünenſande

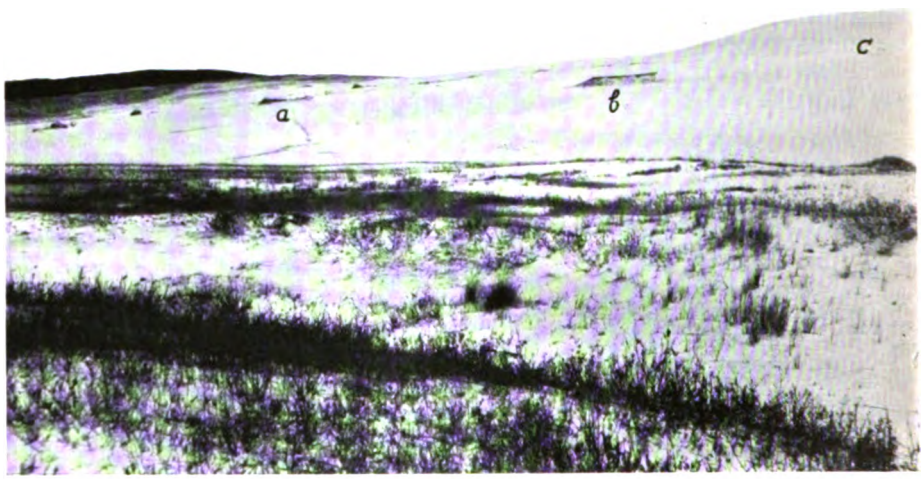


Abb. 8. Reſte alten Waldbodens auf der Luvſeite der Wanderdüne ſüdlich Pillkoppen. Die beiden ſtehengebliebenen Sockel a und b ſind bezeichnende Beiſpiele für die Lage der höheren ſteinzeitlichen Siedlungsplätze. Gewöhnlich liegen ſie tiefer an der Grenze zwiſchen Kupſengelände (die grasbewachſene Fläche im Vordergrunde) und Wanderdüne. Die faſt horizontal verlaufende ſchwarze Linie bei c bezeichnet einen durch Abwehung entſtandenen Längsſchnitt durch die Oberfläche des alten Waldbodens

verſtändlich, recht ſpärlicher Art: es ſind Anhäufungen von Tongefäßſcherben, unter denen häufig ſchwarze Kohleflecken die Stätten ehemaliger Herdfeuer erkennen laſſen. Zwiſchen ihnen finden ſich vereinzelt Tierknochen[1]), Flintſplitter, Flintgeräte und Steinbeile oder Bruchſtücke von ſolchen, zuweilen auch zahlreiche Bernſteinſtückchen; ferner durch Waſſerſchliff gerundete Gerölle, auffällig gefärbte, beſonders ſchön rund geſchliffene Kieſel und Bruchſtücke von Kalkſteinen, die der Steinzeitmenſch zu irgendwelcher Verwendung (vielleicht in der Abſicht, ſie als Polierſteine oder Werkzeuge zu benutzen) in ſeine Siedlungsſtätten geſchleppt hat; ſchließlich aus flachen Geröllſteinen durch ſeitliche

[1]) Die von Hollack zwiſchen Nidden und Grabſcher Haken unterſuchten neolithiſchen Siedlungsplätze (B. P. XIX. S. 146ff.) enthielten nach der Beſtimmung von Braun und Zander Knochen von Seehund (ſehr zahlreich), Pferd, Hund, Hirſch, Wiederkäuern, Biber, Fuchs, Vögeln und Brachſen (Fiſchart). An anderen Stellen wurde auch Rind nachgewieſen (Tiſchler).

Digitized by Google

Einkerbungen hergestellte Netzsenker (Abb. 11e), wie sie noch heute in gleicher Form von den Nehrungsfischern zum selben Zwecke verwendet werden: eins der interessantesten Beispiele für das Fortleben einfacher Gerättypen von der Steinzeit bis zur Gegenwart.

Leider ist noch keiner der neolithischen Wohnplätze durch eine systematische Siedlungsgrabung erschlossen worden[1]), so daß man über ihren Inhalt bisher nur durch Lesefunde unterrichtet ist. Mag auch der Erfolg einer planmäßigen Grabung zunächst zweifelhaft erscheinen, so wäre doch der Versuch dazu sehr erwünscht, zumal die verhältnismäßig gute Erhaltung der auf der Nehrung

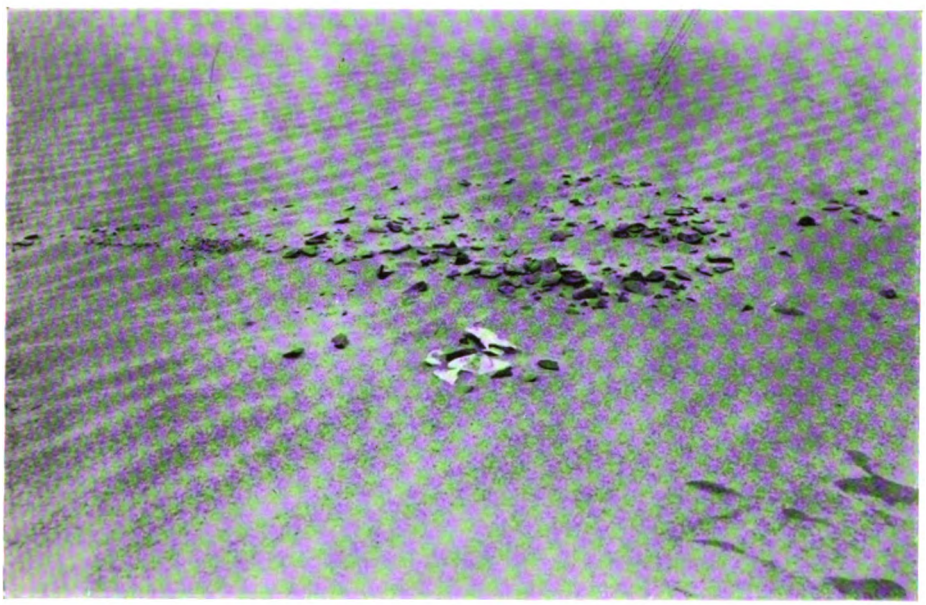


Abb. 9. Durch Abwehung freigelegter steinzeitlicher Scherbenplatz am Fuße der Wanderdüne (Kaspalage-Berg nördlich Pillkoppen). Die weißen Gegenstände vorn in der Mitte sind Trümmer eines zerschlagenen Kalksteins, die dunklen Flecken am rechten unteren Bildrand Reste alten Waldbodens

gefundenen Steinzeitskelette, des alten Waldbodens, der Herdstellen und die von Hollack bei einer unsystematischen Grabung an den „fünf Hügeln" südlich Nidden erzielten Ergebnisse ein solches Unternehmen als durchaus nicht hoffnungslos hinstellen.

Auf die Einzelheiten der auf den Wohnplätzen gemachten Beobachtungen einzugehen, kann ich hier um so leichter verzichten, als Tischler alles Wissenswerte darüber in der ihm eigentümlichen klassischen Form gesagt hat[2]) und seine Ausführungen auch bei Bezzenberger[3]) — um dessen eigene Erfahrungen bereichert — abgedruckt und daher leicht erreichbar sind.

[1]) Die bereits vor längerer Zeit von Tischler und Hollack vorgenommenen Grabungen, z. B. an den „5 Hügeln" bei Nidden (B. P. XIX, S. 146ff.), haben infolge des dort angewendeten Grabungsverfahrens nur sehr unvollkommene Ergebnisse geliefert.

[2]) Schrift. Phys. Ökon. Ges. XVIII, S. 259ff., XXIII, S. 18ff.

[3]) A. Bezzenberger, Die Kurische Nehrung und ihre Bewohner. Stuttgart 1889.

Digitized by Google

Auch die aus den Wohnplätzen geborgene Keramik ist so eingehend beschrieben und abgebildet worden[1]), hat zudem erst neuerdings durch Gaerte[2]) eine so erschöpfende und reich bebilderte zusammenfassende Behandlung erfahren, daß ich hier auf ein weiteres Eingehen verzichten kann. Die Hauptmasse der Gefäße weist sowohl hinsichtlich ihrer Form wie ihrer Verzierung auf so starke kulturelle Einflüsse aus dem Kreise der mitteldeutschen Schnurkeramik hin, daß man geradezu von einem schnurkeramischen Stil sprechen kann; aber auch geschweifte Becher mit Strichzonenverzierung sind in nicht unerheblicher Zahl vertreten, während Einflüsse aus dem Kreise der Oderschnurkeramik und der Kugelflaschenkultur (tonnenförmige Becher, die stark den Begleitbechern der Schönfelder Kultur ähneln) erheblich zurücktreten.

Allgemein unterschätzt werden wohl die Einflüsse aus dem nordosteuropäischen Kreise, die zwar weniger auffällig (z. B. in Form der Grübchenverzierung) hervortreten, im Unterton jedoch fast überall mitschwingen und gerade die besondere Eigenart der Nehrungskeramik ausmachen. Nach dieser Richtung hin hat also der von Gaerte geprägte Begriff der „Haffküstenkultur" seine Berechtigung; doch darf man nicht übersehen, daß auch an der ganzen benachbarten Ostseeküste gleichartige Erscheinungen anzutreffen sind, so im Gebiete der Danziger Bucht (wie z. B. in der jüngst von Kostrzewski gegrabenen Siedlung von Rzucewo), denen auch große Gebrauchsgefäße mit Fingerkniff- und Ringwulstkeramik, wie sie auf der Nehrung häufig sind, nicht fehlen.

Nicht minder stark treten Einflüsse des nordosteuropäischen Kreises in dem zahllosen Bernsteinschmuck hervor, der in den Jahren 1880/91 aus einer Haffmergelbank bei Schwarzort ausgebaggert wurde, dessen zahlreiche eigenartige Schmuckformen und Menschenfiguren von Klebs[3]) sehr eingehend beschrieben und abgebildet und von Tischler[4]) als steinzeitlich nachgewiesen worden sind. Hinsichtlich ihrer Zugehörigkeit zum nordosteuropäischen Kreise haben sie von verschiedener Seite her[5]) eine eingehende Behandlung erfahren.

Auch ein geschliffenes, von Rossitten stammendes Steingerät (Abb. 11 f., Inv. VII, S. 250, Nr. 11 493) darf wohl der Gruppe der Schiefergeräte des nordosteuropäischen Kulturkreises zugerechnet werden, während die zahlreich auf der Nehrung gefundenen Steinbeile, Arbeitshämmer und Streitäxte von den im übrigen Ostpreußen vorkommenden Typen[6]) nicht wesentlich abweichen. Als eigenartige Sonderformen, zu denen allerdings aus den anderen neolithischen Küstensiedlungen Parallelen vorliegen, verdienen die kleinen, sauber geschliffenen Miniaturbeilchen aus Feuerstein (Abb. 11 a, b) und Meißel aus Felsgestein (Abb. 11 c, d) Erwähnung. Im Verhältnis zur Zahl der steinzeitlichen Siedlungsplätze recht spärlich sind die bisher vorliegenden Feuersteinkleinwerkzeuge in Form von Messern, Schabern oder Spitzen mit sorgfältiger Randretusche (wie Abb. 11 g—i), während wiederum gemuschelte herzförmige Pfeilspitzen und namentlich formvollendete Doppelspitzen (Abb. 11 k—v) zu den charakteristischsten Sonderformen der Nehrung zählen, zu denen entsprechende Paral-

[1]) W. Gaerte, Ostpreußen A (Steinzeit) in Eberts Reallexikon IX, S. 247 ff.
[2]) W. Gaerte, Die steinzeitliche Keramik Ostpreußens. Königsberg 1927.
[3]) R. Klebs, Der Bernsteinschmuck der Steinzeit. Königsberg 1882.
[4]) O. Tischler, in Schrift. Phys. Ökon. Ges. XXIV, S. 102 ff.
[5]) G. Kossinna, Die Indogermanen. 1921, S. 39 f. Ferner Mannus II, S. 59 ff., XIII, S. 13 ff., 143 ff., 239 ff.; E. Sturms, Schwarzort in Eberts Reallexikon XI, S. 373 ff. (mit weiteren Lit.-Angaben).
[6]) Vgl. Gaerte, Ostpreußen A in Eberts Reallexikon, Bd. IX, S. 247 ff.

Digitized by Google

lelen aus dem binnenländischen Ostpreußen bisher nur in sehr beschränkter Zahl vorliegen.

Die von Heß von Wichdorff ausgesprochene Vermutung, daß sich auf Grund der kulturellen Zugehörigkeit der steinzeitlichen Nehrungsbewohner die Frage entscheiden ließe, ob das Cranzer Tief in neolithischer Zeit bereits verlandet gewesen sei, kann ich nicht bestätigen; zwar läßt sich feststellen, daß die Kultur der neolithischen Nehrungsbewohner vorwiegend westliche (d. h. hier schnurkeramische Züge) aufweist, und daß gegenüber diesen die allerdings fast immer wahrnehmbaren nordosteuropäischen Einflüsse zurücktreten; daß das neolithische Fundmaterial der Nehrung in allen wesentlichen Zügen dem von der westlich benachbarten Ostseeküste (z. B. Rzucewo) bekannt gewordenen gleicht; daraus jedoch eine Entscheidung der Frage nach dem Schonvorhandensein oder Nochfehlen des Cranzer Tiefs herleiten zu wollen, erscheint mir nicht angängig, wenn man bedenkt, welch geringe Schwierigkeiten selbst die Breite

Abb. 10. Freigelegte Gefäßgruppe am Südwestabhang des Lepas-Kalns nördlich Pillkoppen (aufgenommen 1913 durch Apotheker F. Beyrodt, Dresden-Gittersee)

der Ostsee dem Hin- und Herfluten neolithischer Kultureinflüsse (z. B. zwischen Ostschweden und Finnland[1])) entgegengestellt hat. Sie wird daher kaum anders als auf Grund der in jüngster Zeit so bedeutungsvoll gewordenen pollenanalytischen Forschung zu erzielen sein.

Schließlich möchte ich auf eine sehr merkwürdige, mir vorläufig nicht deutbare Beobachtung hinweisen, die von Apotheker F. Beyrodt (Dresden-Gittersee) bei einer Untersuchung am Westabhange des Lepas-Kalns (Lindenberges) hart nördlich Pillkoppen im Jahre 1913 gemacht wurde, und die ich hier durch freundliche Vermittlung von Pfarrer Hildebrand (Rossitten) in Bericht und Bild (Abb. 10) wiedergeben kann. Apotheker F. Beyrodt berichtet darüber: „Hart an der bereits wieder eben gewordenen Stelle der Düne hob sich ein kleiner Hügel ab, der zu Grabungen Mut machte. Man stieß bald auf die auf dem Bilde sichtbaren 10 Gefäße (Abb. 10), die mit der Öffnung nach unten im Kreise zusammengestellt waren. Die meisten Gefäße zerfielen

[1]) Vgl. Eberts Reallexikon III, S. 324ff. (Tallgren, Finnland) und S. 353f. (Europaeus, Finnländisch-schwedische Beziehungen im Neolithikum).

Digitized by Google

bald in Trümmer, nur eins soll heute noch im Niddener Museum aufbewahrt werden[1]). Die Gefäße waren unverziert. Unter ihnen befand sich eine große Menge schwarzer Asche, die nicht den Eindruck von Holzasche, sondern von animalischer Asche machte. Auf dieser Asche lagen einige Fischschuppen und Gräten. Die Gefäße waren etwa 50 cm hoch, keines war dem anderen gleich." Da sich weder verbrannte noch unverbrannte Menschenknochen fanden, so liegt kein Grund zur Annahme eines Bestattungsplatzes vor. Aber auch eine Erklärung dieser merkwürdigen Fundstelle als Töpferofen oder Siedlungsstätte bereitet Schwierigkeiten, so daß die Deutung dieses merkwürdigen Befundes bis auf weiteres einem glücklichen Parallelfunde überlassen bleiben muß.

Steinzeitliche Grabfunde sind von der Kurischen Nehrung bisher nur fünf bekannt geworden. Bei ihnen allen handelt es sich um Flachgräber in Hockerstellung, anscheinend sogar um Siedlungsbestattungen. Die Beigaben sind spärlich und bestehen nur aus einigen fast immer beschädigten Steingeräten, spärlichen Gefäßscherben und in einem Falle (Rossitten) dem Bruchstück einer Knochennadel[2]).

Die auf der Kurischen Nehrung gemachten neolithischen Funde sind durchweg sehr jungen Alters. Weitaus die Mehrzahl von ihnen gehört dem Endabschnitt der jüngeren Steinzeit, der IV. Monteliusschen Periode an, einige mögen auch in die III. Periode zurückreichen. Stücke, die mit Sicherheit älter datiert werden könnten, liegen m. W. — auch unter den Steingeräten — bisher nicht vor.

Dagegen scheint es keineswegs ausgemacht zu sein, daß die neolithischen Siedler die ersten Bewohner der Nehrung gewesen sind. Es liegen einige Knochenhacken und andere Geweihgeräte (Abb. 6) vor, die vorneolithischen Alters sein könnten. Zwar ist ihre mesolithische Zeitstellung vorläufig nicht mit Sicherheit zu erweisen, doch ist ein bei Lindenwiese (früher Lipinsken, Kr.

[1]) Dies trifft leider nicht zu. Doch soll es sich noch in Karkeln oder Ruß in Privatbesitz befinden. Ermittlungen sind vom Heimatmuseum in Nidden in die Wege geleitet.

[2]) Da die auf der Kurischen Nehrung gefundenen Steinzeitgräber bisher nirgends zusammengestellt sind, so mag hier eine kurze Übersicht vorgelegt werden:

1. Rossitten (Tischler, Schrift. Phys. Ökon. Ges. XVIII, S. 264): Skelett in Hockerstellung, von Arbeitern zerstört. Bei ihm Bahnende einer Steinaxt, Feuersteinspitze mit Randbearbeitung, stumpfe Knochennadel, ein halber Bernsteinring, eine runde Steinscheibe, eine kleine versteinerte Koralle (abgebildet Berliner photogr. Album 1880, Taf. V, Nr. 164, Katalog S. 413). Vgl. auch B. P. XIV, S. 11 (Heydeck); A. Bezzenberger, Die Kurische Nehrung, Leipzig 1889, S. 249. Zeitschr. für Ethnol. XXIII, S. 754 (Virchow).

2. Dumschlen (Bezzenberger, B. P. XVIII, S. 36): Auf einer Scherbenstelle etwa 6 km südlich Nidden und 1 km nördlich des Pillkoppener Friedhofes N-S gerichteter Hocker mit Kopf im S und nach O gewandtem Gesicht. Dabei zwei Feuersteinstücke und eine Anzahl Gefäßscherben. Ringsum zahlreiche Scherben, ein Feuersteinmesser und mehrere Flintspäne.

3. Nördlich von Schwarzort (Bezzenberger, B. P. XVIII, S. 41ff.), etwa 1 km südlich vom sogenannten Bärenkopf auf altem Waldboden unbedeutender Scherbenplatz, darin Reste eines N—S gerichteten Hockers mit Kopf im S und nach O gewandtem Gesicht. Vor dem Gesicht eine beschädigte Steinaxt. Dabei ein Randscherben.

4. Ebenda, 13 m nordöstlich von 3: Reste eines zweiten, SO-NW gerichteten Skelettes mit Kopf in SO und nach W gerichtetem Gesicht. 60 cm westsüdwestlich des Kopfes ein großes, hammerartiges Steingerät ohne Schaftloch. 1½ m westnordwestlich eine kleine beschädigte Steinaxt. Unmittelbar beim Skelett noch einige Gefäßscherben, Literatur wie 3.

5. 11 km südlich Süderspitze auf einem teils steinzeitlichen, teils jüngeren Siedlungsplatz Reste eines menschlichen Skelettes; in der Nähe kalzinierte Menschenknochen und Scherben, die auf jungbronzezeitliche oder eisenzeitliche Bestattungen schließen lassen; dabei auch Kohlespuren, Tierknochen und -zähne. Literatur wie 3.

Digitized by Google

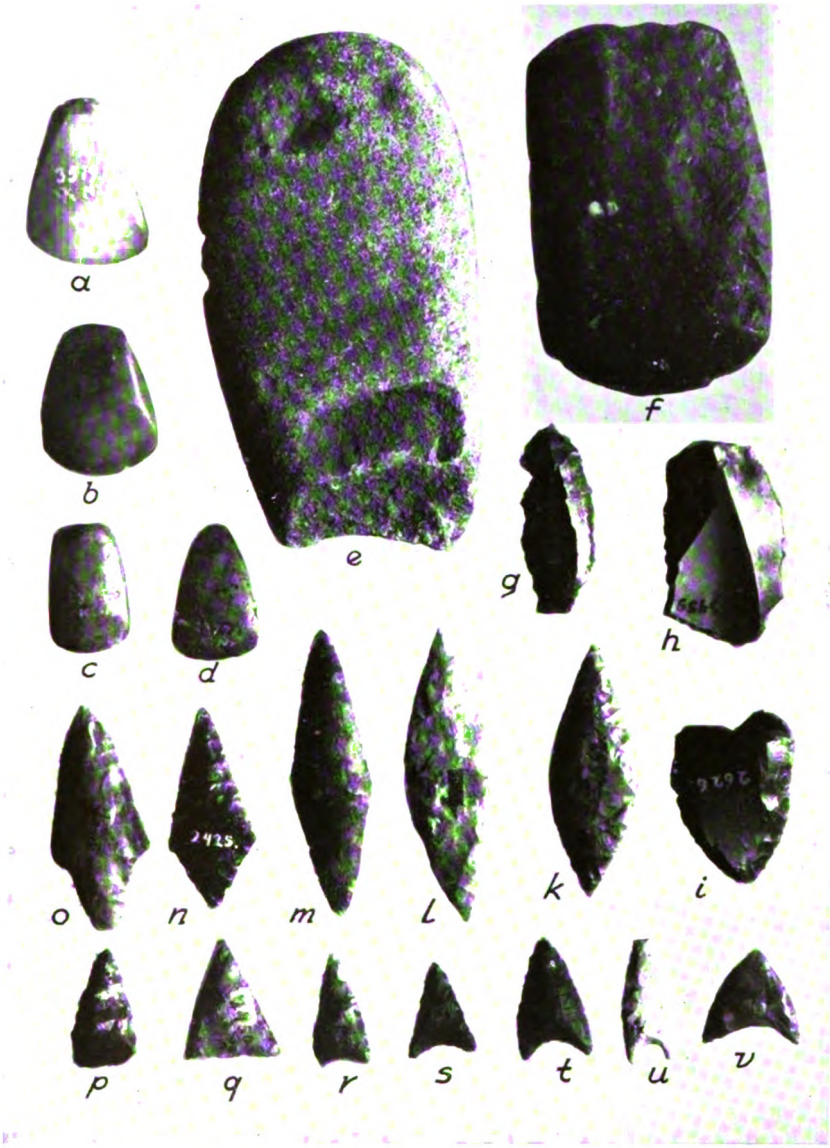


Abb. 11. Miniaturbeilchen (a—d), Netzsenker (e), Steingerät (f), Feuersteinkleingeräte (g—i) und gemuschelte Feuersteinpfeilspitzen (k—v) von der Kurischen Nehrung (1 : 1,75)

Lötzen) 1,2 m tief im Torf gefundenes Stück vom Typus Abb. 6b auf Grund pollenanalytischer Untersuchung eines vom Verfasser selbst abgenommenen Profiles der Fundstelle durch das botanische Institut der Universität Königsberg von Privatdozent Dr. Ziegenspeck[1]) unzweideutig in die spät-boreale Zeit,

[1]) Laut freundlicher persönlicher Mitteilung des Herrn Dr. Ziegenspeck.

Digitized by Google

d. h. die frühe Ancylus-Periode, datiert worden. In diesem Zusammenhang möchte ich auch auf das im Hafen von Memel gefundene Knochengerät (Abb. 6a) hinweisen, das offenbar das Endstück einer langen Knochenhacke bzw. eines „Kommandostabes" darstellt und die von Gaerte beschriebenen[1]) ostpreußischen Knochengeräte mit Ritzzeichnungen um ein weiteres Stück vermehrt. Ob es freilich noch in mesolithische Zeit zu setzen sein dürfte, erscheint mir zweifelhaft; denn auf Grund von Vergleichsstücken scheint mir auch seine Zuteilung zum nordosteuropäischen Kulturkreise des Neolithikums durchaus möglich.

Schließlich sei auf ein erst kürzlich bekannt gewordenes, in Privatbesitz befindliches Stück einer bei Pillkoppen gefundenen Geweihhacke hingewiesen, von dem ich nur eine flüchtige Skizze (Abb. 20) anfertigen konnte, das aber seinem Typus nach allgemein in die Frühlitorinazeit gesetzt wird.[2])

Auch das mit viereckiger Durchbohrung versehene Stück (Abb. 6d) könnte unter Umständen ziemlich alt sein; die in seinem Schaftloch noch vorhandenen Reste von Haffmergel könnten bei einer pollenanalytischen Untersuchung vielleicht einmal eine positive Alterbestimmung ermöglichen, wenn wir über die Waldgeschichte der Kurischen Nehrung erst einmal genauer unterrichtet sein werden.

Verhältnismäßig spärlich — gegenüber der ungewöhnlich reichen Hinterlassenschaft aus der jüngeren Steinzeit sogar verschwindend geringfügig — sind die aus der Bronzezeit vorliegenden Fundstücke. Doch kann diese Fundarmut kaum überraschen, wenn man in Erwägung zieht, daß sie im binnenländischen Ostpreußen[3]), ja, im ganzen übrigen Südostbaltikum[4]) in nicht geringerem Maße in Erscheinung tritt als auf der Nehrung.

Die von der Kurischen Nehrung stammenden bronzezeitlichen Fundstücke sind:

1. ein Randbeil vom ostbaltischen Typus (Inv. Nr. 2046), gefunden nördlich Pillkoppen (Abb. 7c);
2. eine leider nur teilweise erhaltene (auf Abb. 12a ergänzte) Bronzelanzenspitze, ihrer verwaschenen Form nach wohl ein recht spätes Stück (Montelius-Periode IV bis V), gefunden nördlich Schwarzort (Inv. Nr. 2066). Erwähnt sei noch ein bei Memel (Inv. VII Nr. 10 482) gefundenes frühes oberständiges Lappenbeil, dessen genauerer Fundort jedoch nicht bekannt ist.

Aus der vorrömischen Eisenzeit sind bisher nur zwei Fundstücke bekannt geworden: ein sehr verwaschenes Tüllenbeil mit leicht gewölbtem Kopf und 3 schwach ausgeprägten Längsrillen (Abb. 12b), das nördlich von Nidden gefunden ist (Inv. Nr. 2031) und unter Umständen noch in die jüngste Bronzezeit (Montelius-Periode V) zurückreichen könnte; ferner eine Schwanenhalsnadel „von der Kurischen Nehrung" ohne genauere Fundortsangabe (Katalog des Prussia-Museums I. Königsberg 1906. S. 47, Nr. 187).

Hügelgräber sind auf der Nehrung bisher nicht bekannt geworden: kein Wunder, da sie ja durch den Widerstand, den sie dem Winde bieten würden,

[1]) W. Gaerte, Ein mesolithischer verzierter „Kommandostab" aus Ostpreußen. B. P. XXIX, S. 92ff.

[2]) Vgl. G. Kossinna, Die Indogermanen. Leipzig 1921, S. 28ff. Ferner in Mannus I, S. 31ff. — P. Reinecke, Zur Kenntnis der frühneolithischen Zeit in Deutschland. Mainzer Zeitschrift III, S. 44ff.

[3]) M. Ebert, Zur ältesten Bronzezeit in Ostpreußen. Götze-Festschrift, S. 90ff. Leipzig 1925.

[4]) E. Sturms, Südostbaltikum B in Eberts Reallexikon XIII, S. 5ff.

Digitized by Google

immer zur Bildung einer Düne Anlaß geben dürften und nur bei einer vorübergehenden Freiwehung für kurze Zeit bloßgelegt werden würden, wahrscheinlich aber auch dann in dem beständig bodenbewegten Gelände kaum auffällig in Erscheinung treten dürften. Sollten sie aber nur aus Sand errichtet gewesen sein, so wäre die Gefahr frühzeitiger Abwehung von vornherein gegeben gewesen.

Auch die schon oben erwähnten „5 Hügel" südlich von Nidden haben sich auf Grund der Untersuchungen Tischlers und Hollacks[1]) als steinzeitliche Siedlungsstätten oder Abfallhaufen erwiesen, obwohl ihre Struktur auch auf Grund des Hollackschen Berichtes[1]) keineswegs ausreichend geklärt erscheint und noch immer in mehrfacher Hinsicht rätselhaft bleibt.

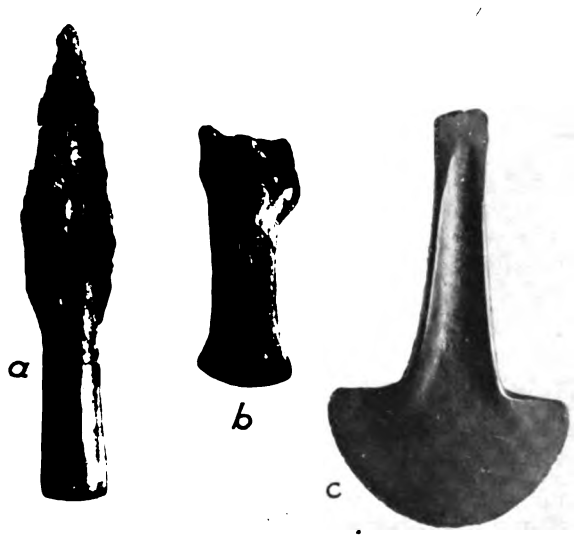


Abb. 12. Bronzegeräte von der Kurischen Nehrung. — 1:3

a) Nördlich Schwarzort (Inv. 2066); b) Nidden (Inv. 2031); c) Nördlich Pillkoppen (Inv. 2046). — Bei a) ist die Tülle größtenteils ergänzt

Wie die Zeugnisse aus der Bronze- und vorrömischen Eisenzeit, so sind auch die Fundstücke aus dem ersten nachchristlichen Jahrtausend spärlich, beweisen jedoch, daß auch während seiner Dauer die Nehrung an mehreren Stellen von Menschen bewohnt gewesen ist.

Das einzige bisher mit Sicherheit festgestellte Gräberfeld der frührömischen Kaiserzeit liegt nach Hollack[2]) zwischen Alt- und Neulattenwalde, d. h. in der Mitte zwischen Sarkau und Kunzen nahe der Ostsee. Als es Hollack besuchte, war es schon „völlig verweht". Immerhin sammelte er auf dem Scherbenplatze, der seinen ehemaligen Standort bezeichnete, noch eine späte Augenfibel (Abb. 13d) und eine Anzahl grober Gefäßscherben. Die Fibel entspricht, wie zu erwarten, samländischen Typen des 2. Jhdts. Daß

[1]) Vgl. Anm. 1 auf Seite 5.
[2]) Vgl. Hollack, Erläuterungen S. 81.

Digitized by Google

die Fundstelle den Flurnamen „die Gegend der lehmernen Töpfe" führt, deutet darauf hin, daß hier im Laufe der Zeit ein größeres B-Gräberfeld zerstört ist. Wahrscheinlich stammt von ihm auch eine in der Sammlung Gisevius (S. 1 Nr. 3) befindliche Fibel von Typus Tischler-Kemke, Ostpreußische Altertümer (Königsberg 1902) Tafel II, Abb. 1 mit der Fundortsangabe „bei Lattenwalde (1869)".

Im Zusammenhang mit diesem Fundplatz ist es nicht unwichtig, daß mir der Waldarbeiter Bojahr aus Rossitten mitteilte, daß unmittelbar südsüdwestlich der alten Dorfstelle Neulattenwalde (100 m westlich km 77, also dicht nördlich Punkt 7,1) schon vor einer Anzahl von Jahren bei Aufforstungsarbeiten mit Leichenbrand gefüllte Urnen gefunden, aber zerstört worden seien. Es erscheint ausgeschlossen, daß es sich dabei um Teile des von Hollack beobachteten Gräberfeldes handelt.

Ohne genauere Fundortsbezeichnung sind leider ein bronzener Knopfsporn (Abb. 13e) der B-Periode (Inv. III, S. 69, Nr. 791) und eine eiserne C-Schnalle (Inv. V, S. 67 Nr. 7068) „von der Kurischen Nehrung".

Bemerkenswert ist schließlich ein im „Erleuterten Preußen" Bd. III, S. 545 (Königsberg 1725) erwähnter vorgeschichtlicher Fundplatz bei Sarkau, ein „Sandberg nahe der Baacke", in dem viele Urnen, die Bernsteinspinnwirtel, allerhand Bronze- und Eisenbeigaben, bes. „Angeln" (?) enthielten, vom Winde ausgeweht wurden. Zweifellos handelt es hier um eine damals in der Zerstörung begriffenes Gräberfeld der nachchristlichen Eisenzeit, dessen genauere Zeitstellung freilich auf Grun dder dürftigen Fundnotizen nicht mehr zu ermitteln ist.

Auch die Funde aus der Völkerwanderungszeit (5.—8. Jhdt.) und dem jüngsten heidnischen Zeitalter (9.—12. Jhdt.) sind gering an Zahl, dafür jedoch um so bedeutungsvoller. Nördlich von Schwarzort ist eine eiserne Lanzenspitze gefunden, die der älteren Völkerwanderungszeit angehören dürfte (Inv. V, S. 67, Nr. 6842).

Ohne genauere Fundortsangabe ist eine völkerwanderungszeitliche (wohl E-) Schnalle aus Bronze (ähnlich Gaerte S. 248, Fig. 15) von der „Kurischen Nehrung" (Inv. III, S. 60, Nr. 791).

Ein aus Perwelk stammender bronzener Handring mit Trompetenenden (Inv. V, S. 290 Nr. 8391f) aus dem 9. Jhdt. (Abb. 13a) sowie eine Armbrustfibel mit Sprossenansatz und Kopfplatte (Inv. V, S. 290 Nr. 8391g) vom gleichen Fundort (Abb. 13c), die ins 8. Jhdt. zu setzen sein dürfte, deuten auf ein dort zerstörtes Gräberfeld der späten Völkerwanderungszeit, ebenso ein wohlerhaltener Armring mit Tierkopfenden (Abb. 13b, Inv. V, S. 80 Nr. 7208), der südlich Pillkoppen gefunden wurde, und der schon der frühen Wikingerzeit angehören dürfte (9.—10. Jhdt.), zumal er seine Gestalt stilistischen Einflüssen aus Skandinavien verdanken dürfte. Wenig älter (etwa 8.—9. Jhdt.) dürfte auch ein aus Schwarzort stammender Hohlring mit geschwollenen Enden (Inv. 2043, Abb. 13f) anzusetzen sein.

Spärlich sind auch spätheidnische Einzelfunde vertreten, die auf Siedlungen oder zerstörte Gräberfelder aus der H-Periode Bezzenbergers deuten.

Die im folgenden für sie angeführten Fundstücke sind nicht einmal mit Sicherheit zu datieren, da sie durch ihr langes Fortleben auch der I-Stufe, d. h. der frühen Ordenszeit, angehören könnten. Nur ein plattenförmiger Anhänger von länglich-ovalem Umriß mit Hakenöse (Abb. 16k, Inv. III

Digitized by Google

S. 63 Nr. 791), der ohne genaue Fundortsangabe „von der Kurischen Nehrung" stammt, ist m. W. noch nicht in der I-Stufe beobachtet worden.

Als weitere Funde, die vermutlich der spätheidnischen Zeit, d. h. der H-Periode Bezzenbergers angehören und auf Siedlungen oder zerstörte Gräberfelder derselben schließen lassen, kommen in Betracht:

Einige Messer und Steigbügel (ähnlich Gaerte Abb. 278e, Inv. V, S. 67 Nr. 7068, ohne genauere Fundortsangabe), die unter Umständen bis in die Wikingerzeit (10.—11. Jhdt.) zurückreichen, unter Umständen aber

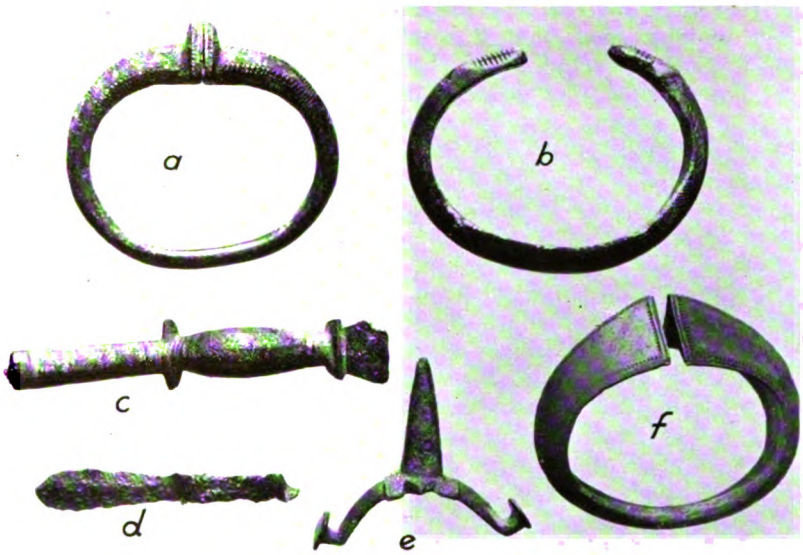


Abb. 13. Bronzegeräte und -schmuck von der Kurischen Nehrung (1:2)

a) Armring mit Trompetenenden. 9. Jhdt. Perwelk (Inv. V, 290, Nr. 8391f.). b) Armring mit Tierkopfenden. 9.—10. Jhdt. Südlich Pillkoppen (Inv. V, 80, Nr. 7208). c) Bügel einer Armbrustfibel mit Sprossenansatz. 7.—8. Jhdt. Perwelk (Inv. V, 290, Nr. 8391g). d) Augenfibel. 2. Jhdt. Zwischen Alt- und Neulattenwalde aus der „Gegend der lehmernen Töpfe" (Inv. V, 133, Nr. 7591). e) Knopfsporn. 1.—2. Jhdt. „Kurische Nehrung" (Inv. III, 61, Nr. 791). f) Hohlring mit geschwollenen Enden. 8.—10. Jhdt. Schwarzort (Inv. 2043)

auch jünger sein könnten; eine vom Möwenhaken zwischen Sarkau und Kunzen stammende Hufeisenfibel mit altertümlichen Rollenenden (ähnlich Abb. 15b; Inv. III, S. 216 Nr. 1088),

eine nördlich Schwarzort gefundene spätheidnische Schnalle (Inv. V, S. 62, Nr. 6974),

eine massige Fingerspirale (in der Form ähnlich den Armspiralen Abb. 12b), die von den Korallenbergen bei Rossitten (Inv. II, S. 3, Nr. 27) stammt,

sowie eine in schmale Tierkopfendzungen auslaufende Armspirale aus dreikantigem Bronzedraht (Inv. V, S. 462, Nr. 8956) aus dem Kurischen Haff bei Schwarzort.

Digitized by Google

Da diese Funde jedoch sämtlich nicht geschlossenen Grabinventaren angehören, so ist ihre Abgrenzung gegen die I-Stufe der frühen Ordenszeit nicht mit Sicherheit möglich.

Schließlich sind noch 2 früher bei Rossitten gefundene Silberbarren („Silberrollen") der Hacksilberzeit zu erwähnen[1]).

Zweifellos zu den eigenartigsten vorgeschichtlichen Erscheinungen der Kurischen Nehrung gehören die zahlreich von ihr bekannt gewordenen Funde aus der I-Stufe, d. h. jenem Abschnitt der ostpreußischen Frühgeschichte, der das Fortleben heidnischer Bestattungsbräuche und Grabbeigaben in der frühen Ordenszeit (13. bis Anfang 15. Jhdt.), also die schon frühchristliche Zeit, umfaßt. Zwar handelt es sich keineswegs um eine auf die Nehrung beschränkte (und etwa auf dieser durch die Rückständigkeit der Bevölkerung oder die Abgelegenheit des Gebietes von den Zentren der Ordensherrschaft[2]) bedingte) Erscheinung; wir kennen so zahlreiche Fälle aus dem binnenländischen Ostpreußen[3]), daß der Begriff einer besonderen I-Stufe der nachchristlichen Gräberfelder für das ganze altpreußische Gebiet seine Berechtigung hat[4]). Aber nirgends tritt diese bisher mit so reichen Funden und in so allgemeiner Verbreitung auf wie gerade auf der Kurischen Nehrung.

Der bekannteste Fundplatz ist der nördlich des sagenhaften Dorfes Stangenwalde, etwa eine halbe Meile südlich von Rossitten gelegene Friedhof aus dem 14. Jhdt., der 1869/70 von mehreren Forschern untersucht und von P. Schiefferdecker schon damals so mustergültig und sorgfältig beschrieben wurde, daß seine Berichte noch heute kaum besser und sachkundiger abgefaßt werden könnten. Da sie[5]) jedoch kaum überall leicht erreichbar sein dürften, so sei hier eine knappe Übersicht der wichtigsten Ergebnisse angefügt, zumal diese für unsere Kenntnis der I-Stufe der ostpreußischen Gräberfelder neben denjenigen der Bestattungsplätze von Gerdauen-Kinderhof[6]) und Tilsit-Splitter[7]) von grundlegender Bedeutung sind.

Der anscheinend nicht sehr große Friedhof von etwa 30 × 40 m Durchmesser enthielt durchweg Skelettbestattungen, die in Holzsärgen beigesetzt waren. Diese waren durch eine das Skelett umgebende dünne, durch verwittertes Holz dunkel gefärbte Sandschicht noch deutlich nachzuweisen; zudem hatten sich in der Nähe der Metallbeigaben Reste der aus Rottannenholz hergestellten

[1]) Vgl. Ledebur, Das Museum vaterländischer Altertümer, Berlin 1838, S. 215 (mit Abb. und Analyse). Herrn Kustos Kemke bin ich für den Hinweis auf diesen Fund zu Dank verpflichtet.

[2]) Im Gegenteil wird die Nehrung seit Gründung der Burg Memel 1252 von den Ordensherren regelmäßig als Marschstraße benutzt; auch die wohl hauptsächlich zum Schutze dieser Heeresbewegungen errichteten Ordensburgen oder festen Häuser in Rossitten (seit 1360 nachweisbar) und Neuhaus dürften zur Unterwerfung der Bevölkerung unter die Ordensherrschaft und das Christentum nicht unerheblich beigetragen haben.

[3]) Abgesehen von den hier zusammengestellten Funden auf der Kurischen Nehrung sind mir im Laufe der Zeit 23 Fundplätze der I-Stufe aus den Regierungsbezirken Königsberg und Gumbinnen rein zufällig bekannt geworden; eine Zahl, die auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen kann, und die bei systematischer Durchsicht des Fundmaterials und der Fundberichte vermutlich erheblich vermehrt werden könnte.

[4]) Vgl. C. Engel, Beiträge zur Gliederung des jüngsten heidnischen Zeitalters in Ostpreußen. Bericht über den II. baltischen Archäologenkongreß. Riga 1931.

[5]) P. Schiefferdecker, Der Begräbnisplatz bei Stangenwalde. Schrift. Phys. Ökon. Ges. XII. S. 42ff. Vgl. auch desselben Bericht über eine Reise zur Durchforschung der Kurischen Nehrung in archäologischer Hinsicht. Ebenda XIV, S. 32ff.

[6]) B. P. V. 9 ff. (Hennig).

[7]) B. P. XXII, S. 336ff. (Peiser).

Digitized by Google

Sargbretter erhalten. Schließlich lagen rings um die Skelette vier Reihen trapezförmig angeordneter eiserner Sargnägel.

Die Toten waren in ihren Kleidern lang ausgestreckt in Rückenlage beigesetzt; die Hände waren teils über der Brust oder dem Unterleib gekreuzt oder waren längs an die Körperseiten angelegt. Überaus bezeichnend ist es, daß sie teils noch in altheidnischer, teils schon in christlicher Richtung in die Erde gebettet waren: altpreußisch ist die Richtung Nord-Süd (Kopf im Süden, Gesicht nach Norden gerichtet) oder Nordwest-Südost (Köpfe in beiden Richtungen); christlich die Richtung Ost-West (Kopf im Westen, Gesicht nach Osten gerichtet); alle drei Richtungen waren vertreten. Mehrfach waren zwei Tote

Abb. 14. Durch Abwehung freigelegter frühordenszeitlicher Siedlungsplatz mit Scherben, Kalkstein- und Ziegelbrocken am Südwesthange des Lepas-Kalns nördlich Pillkoppen. Im Hintergrunde das Kupsen-Gelände. Die dunklen Flecke im Vordergrunde sind Reste des alten Waldbodens

übereinander beigesetzt; sogar drei Schichten von Gräbern übereinander ließen sich nachweisen[1]). Unter den Stoffresten der Kleidung fanden sich neben Leinen auch gröberes und feineres Wollzeug, zum Teil farbig gestreift oder mit Bronzedraht und Bronzespiralen durchwirkt; mehrfach waren Reste von mützenartigen Kopfbedeckungen nachzuweisen. Die Gürtel waren teils aus bunter Wolle gewebt und mit Ringfibeln (wie Abb. 15 h—k und 11 m) oder farbigen Glas- und Tonperlen bestickt; teilweise bestanden sie aus Lederriemen, die mit einem Mittelstreifen von Bronzebuckeln oder Bronzeplättchen besetzt waren.

[1]) Mehrschichtige Friedhöfe haben sich im Laufe der letzten Jahre mehrfach nachweisen lassen, so z. B. in Linkuhnen, Kr. Niederung (vgl. Anm. 4 S. 14), in Rauschen-Tobjeiten (Kr. Fischhausen, vgl. den „Äußeren Verlauf der Tagung" im vorliegenden Bande, Ausflug vom 27. 7. 30) und in Johppen, Kr. Wehlau (Periode D—I; unveröffentlicht). Im Gebiete der memelländischen Küstenkultur gehören sie anscheinend sogar zu den typischen Erscheinungen.

Digitized by Google

Mehrfach fanden sich an den Schädeln Büschel blonder oder hellbrauner Haare.

Besonders bezeichnend für das Nachleben heidnischer Bestattungsbräuche ist die Tatsache, daß bei der Hälfte der Gräber die Leichen mit einer 4—6 cm

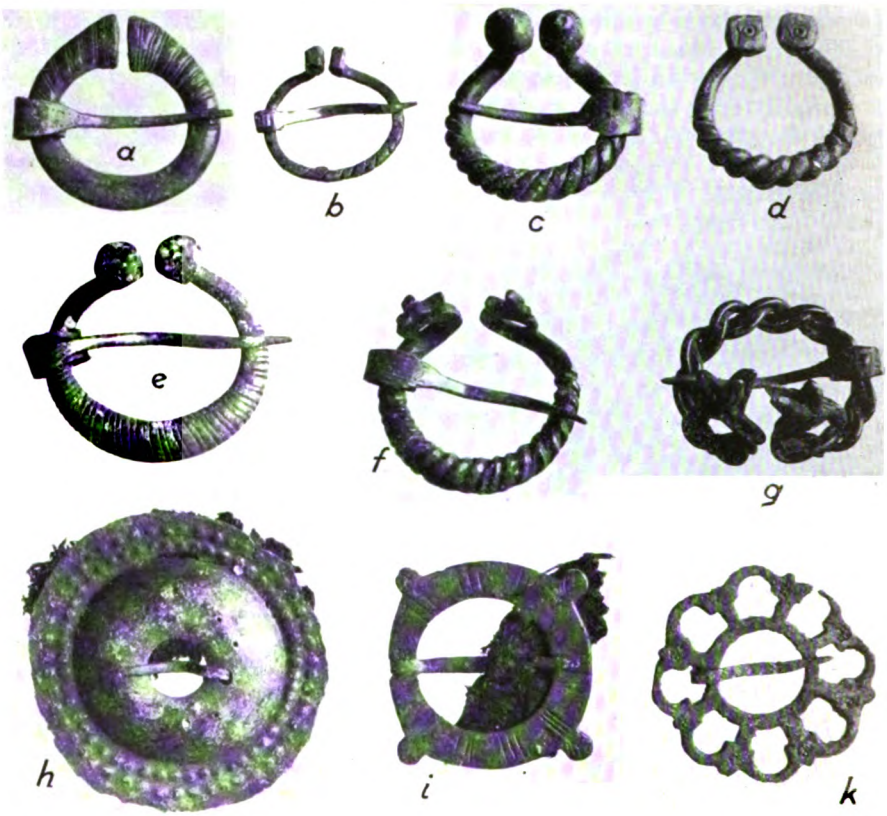


Abb. 15. Hufeisen- (a—g) und Ringfibeln (h—k) vom frühordenszeitlichen Bestattungsplatz Stangenwalde. Bronze (1:2)

a) Hufeisenfibel mit geschwollenen Enden (Inv. 11 053). b) Hufeisenfibel mit Rollenenden (Inv. 11 048). c) Hufeisenfibel mit Mohnkopfenden (Inv. 11 013). d) Hufeisenfibel mit Endstollen und gedrehtem Bügel (Inv. 11 022). e) Hufeisenfibel mit Endstollen (Grab 12, Inv. 10 827). f) Hufeisenfibel mit Drachenkopfenden und gedrehtem Bügel (Inv. 10 996). g) Hufeisenfibel mit barocken Drachenkopfenden und geflochtenem Bügel (Grab 27, Inv. 10 900). h) Ringfibel mit gewölbtem Bügel (Grab 20, Inv. 10 864). i) Ringfibel mit plattem Bügel (Grab 11. Inv. 10 822). k) Ringfibel mit durchbrochenem Bügel (Grab 20. Inv. 10 868).

starken Holzkohleschicht überhäuft waren, die offenbar den Zwischenraum zwischen Sargdeckel und Leiche ausgefüllt hatte. Zweifellos handelt es sich hier um eine symbolische Andeutung der vom Orden streng verbotenen altheidnischen Brandbestattung, die ja in Altpreußen während der spätheidnischen Zeit bis zum endgültigen Siege des Ordens (Ende des 13. Jhdts.) ausnahmslos ausgeübt worden war.

Digitized by Google

Unter den zahlreichen Beigaben, die den Toten nach altheidnischem Brauche ins Grab gelegt wurden, sind als zeitbestimmend von besonderer Wichtigkeit mehrere Ordensbrakteaten des 14. Jhdts. (aus der Zeit Winrichs von Kniprode) sowie eine deutsche Silbermünze des 12. Jhdts., die mit angelöteter Schlaufe als Anhänger getragen worden war.

Unter den übrigen Bronze- und Eisenbeigaben finden sich zahlreiche Stücke, die schon in der spätheidnischen Zeit (Bezzenberger, Periode H) gebräuchlich waren; die meisten sind jedoch für die I-Stufe bezeichnend, so namentlich die zahlreichen Ringfibeln mit glattem (Abb. 15i) oder gewölbtem Bügel (Abb. 15h), auf dem sich teilweise schon christliche Inschriften wie AVE MARIA (Abb. 16f) oder AMOR VINCIT finden; ferner die zahlreichen Hufeisenfibeln mit geflochtenem Bügel und barock entarteten Drachenkopfenden (Abb. 15g), während Formen mit geschwollenen Enden, mit gedrehtem Bügel (Abb. 15a, f), mit Mohnkopf- (Abb. 15c), Rollen- (Abb. 15b) oder Stollenenden (Abb. 15a, e und 17d) bereits der Wikinger- und spätheidnischen Zeit geläufig sind. Auch zierlich durchbrochene kreuzförmige Anhänger deuten auf christliche Einflüsse, nicht minder eine flache, scheibenförmige Bronzeplatte, die in primitiver Linienführung die Figur eines bewaffneten Mannes mit erhobenem Arm, der durch seine Tracht und ein Kreuz auf der Brust offenbar als Ritter gekennzeichnet werden soll, zur Darstellung bringt (Oberflächenstreufund auf dem Gräberfeld).

An Bronzeschmucksachen sind ferner vertreten:

Halsspiralen (sog. „Totenkronen"), die aus 3 Drähten zusammengeflochten sind (Abb. 17f);

massige Armspiralen mit Strichverzierung (Abb. 17b) oder aus schmalem kantigem Draht;

geflochtene Armringe mit platten, punktverzierten Endzungen oder glatte Armreifen von der Form Abb. 17c, Fingerspiralen (Abb. 16o) und Fingerringe der verschiedensten Form, unter denen für die I-Stufe besonders charakteristisch sind solche mit teilweise geflochtener (Abb. 16c, d) oder gekerbter (Abb. 16b) Schauseite sowie solche mit blasenförmigem Hohlkopf, in dem ein Steinchen klappert. („Klapperringe", Abb. 16e);

in Bronzeblech gefaßte Bärenklauen mit anhängenden dreieckigen Klapperblechen (Abb. 16l);

bronzene Schellen mit kreuzförmigem Schlitz (Abb. 16i);

blaue Glasperlen.

An Eisenwaffen sind den Toten nur eiserne Streitäxte (Abb. 18a, b), Lanzenspitzen von frühordenszeitlicher Form (Abb. 18c—e) sowie ordenszeitliche vierkantige Pfeilspitzen mitgegeben. In den Schaftlöchern und Tüllen der ersteren fanden sich teilweise noch Reste von Stielen aus Birkenholz.

An Ausrüstungsgegenständen finden sich ferner: Eiserne Messer und Dolche mit hölzernen oder bronzedurchwirkten Lederscheiden (Abb. 17a), eiserne Gürtelschnallen verschiedener Form, Feuerstahl verschiedener Formen (z. B. Abb. 17e), Trinkhörner mit bronzenen Randbeschlägen (Abb. 16a), Waagebalken, tönerne Spinnwirtel und ovale Wetzsteine, schließlich Ketten aus Bronzedraht (Abb. 16n).

Besonders erwähnenswert sind ferner zwei goldene Fingerringe von glatter Reifenform und mehrere silberne, z. T. verzierte Gürtelbeschlagsplatten, schließlich zwei völlig erhaltene Beigefäße (frühordenszeitliche Drehscheibenkeramik) und mehrere Scherben.

Digitized by Google

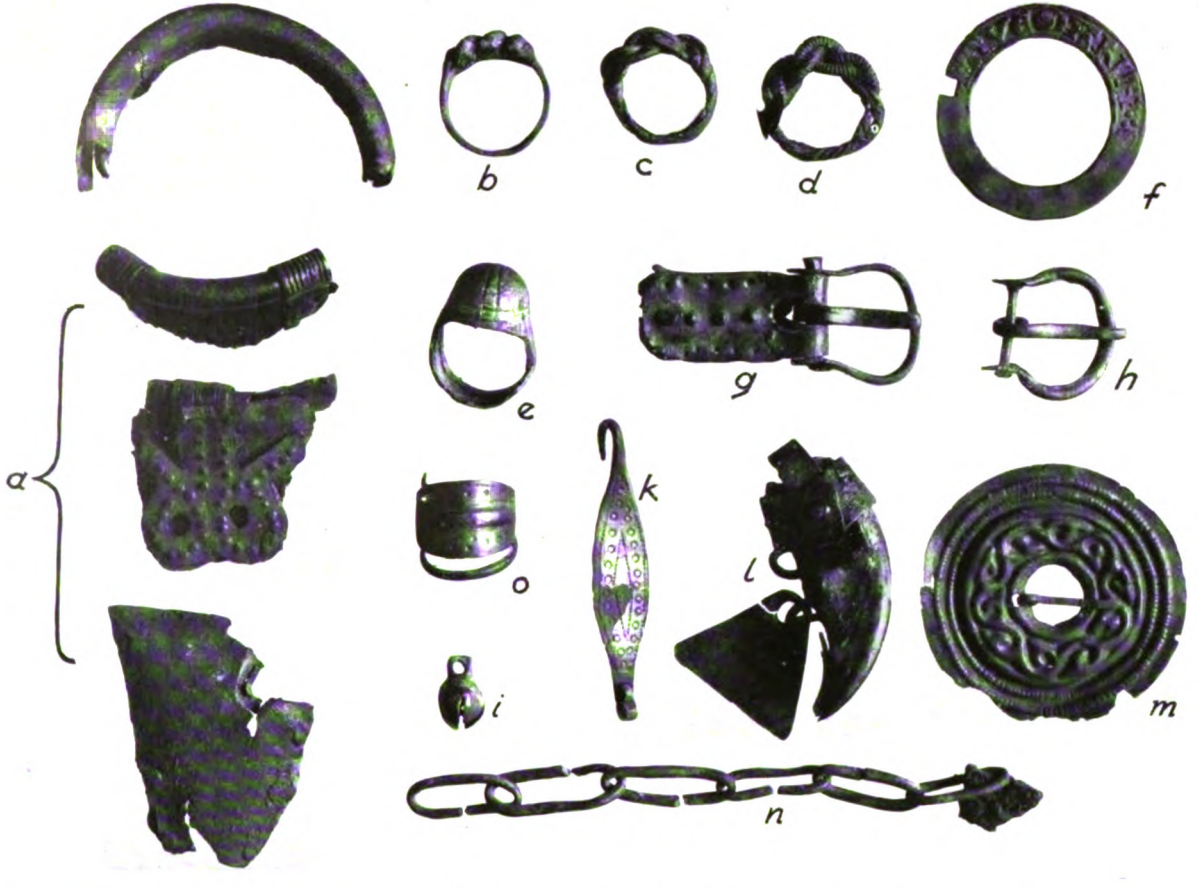


Abb. 16. Bronzeschmuck und Geräte von der Kurischen Nehrung. — k) ohne genauere Fundortsangabe; o) Korallenberge; alles übrige vom frühordenszeitlichen Bestattungsplatz Stangenwalde (fast 1:2)

a) Bruchstücke eines Trinkhorns (aus Horn) mit Bronzebeschlag (Inv. 11199). b) Gekerbter Fingerring (Inv. 11109). c) Geflocht. Fingerring (Grab 4, Inv. 10756). d) Geflochtener Fingerring (Grab 13, Inv. 10832). e) Klapper-Fingerring (Grab 31, Inv. 10934). f) Ringfibel mit plattem Bügel, Inschr. „Ave Maria" (Grab 34, Inv. 10968). g) Riemenschnalle (Inv. 11091). h) Riemenschnalle (Inv. 11095). i) Bronzeschelle (Grab 20, Inv. 10872). k) Anhänger (Inv. III, 61, Nr. 791) l) Anhänger mit Bärenklaue in Bronzefassung u. Klapperblech (Grab 4, Inv. 10757). m) Ringfibel mit getriebenem Bügel (Grab 3, Inv. 10747). n) Bronzekette mit Eisenbruchstück (rechts) (Grab 4, Inv. 10759). o) Fingerspirale (Inv. II, 3, Nr. 27)

Digitized by Google

Ob die ebenfalls auf dem Friedhofe gefundenen Feuersteinsplitter wirklich zu den Gräbern gehören, erscheint mir nicht sicher, obwohl keineswegs unmöglich; doch könnten sie auch aus einer älteren Siedlungsschicht, die zufällig am gleichen Platze lag, stammen.

Als besonders eigenartiger Fall verdient eine Beobachtung angeführt zu werden, die auf ein Tieropfer schließen läßt: An der einen Ecke des Friedhofes fand sich eine Brandgrube, in der mit Holzkohlen vermischt zahlreiche,

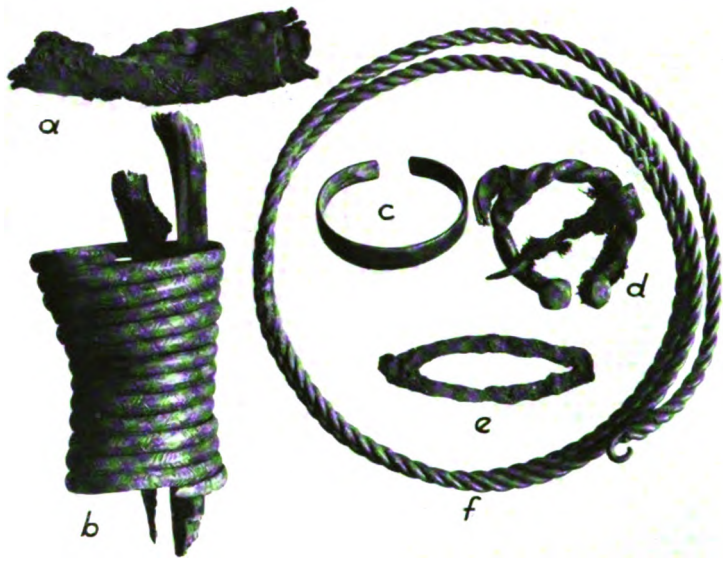


Abb. 17. Beigaben aus Grab 29 (a—e) des frühordenszeitlichen Friedhofs Stangenwalde. — f) ohne Grab-Nummer (1:3)

a) Messerscheide aus Leder, mit sternförmigen Verzierungen aus Bronzedraht (Inv. 10922). b) Armspirale aus Bronze, darin noch ulna und radius (Inv. 10913). c) Bronzenes Armband (Inv. 10915). d) Bronzene Hufeisenfibel mit gedrehtem Bügel, Endstollen und Gewebereften (Inv. 10916). e) Feuerstahl (Eisen) (Inv. 10924). f) Bronzene Halsspirale mit Haken und (abgebrochener und fehlender) Öse (Inv. 11139)

teilweise kalzinierte Tierknochen lagen, u. a. Beckenknochen und Rippen vom Pferd sowie Unterkiefer und Gelenke vom Edelhirsch.

Weitere Funde der I-Stufe, die aus zerstörten Gräberfeldern stammen dürften, liegen von folgenden Nehrungsorten vor:

Cattenwalde: Ring- und Hufeisenfibeln, geflochtene und gedrehte Fingerringe, ein dreiösiger bronzener Riemenverteiler (vielleicht wikingerzeitlich?), mehrere eiserne Streitäxte, Lanzenspitzen, Steigbügel, Sporen, Sichelmesser, Schnallen.

Korallenberge bei Rossitten: Hufeisenfibeln mit Drachenkopfenden, Bronzeschellen mit Kreuzschlitz, Anhänger mit Bärenklaue.

Rossitten: Spätheidnische und frühordenszeitliche Lanzenspitzen, frühordenszeitliche Drehscheibenkeramik, Perlen und Doppelperlen aus Bronze,

Digitized by Google

Bernstein und blauem Glas, bronzener Riemensenkel, Feuerstahl, späte Ring- und Hufeisenfibeln, durchbrochene Ringfibeln und Zierscheiben, Bronzeschellen mit Kreuzschlitz, Halsspiralen, Klapperring, geflochtene Fingerringe, Hufeisenfibeln mit Rollen- und Mohnkopfenden sowie mit gedrehten Bügel- und Drachenkopfenden.

Zwischen Pillkoppen und Rossitten: Spätheidnische und frühordenszeitliche Lanzenspitzen, Schnalle, eiserner Beschlag, eiserne Sargnägel.

Pillkoppen: Späte eiserne Trense und Messerklinge.

Nördlich Pillkoppen: Hufeisenfibel vom Westhang des Caspalege-Berges (in Privatbesitz), wahrscheinlich Siedlungsfund.

Zwischen Preil und Pillkoppen: Späte Ringfibel, Nadel einer Hufeisenfibel.

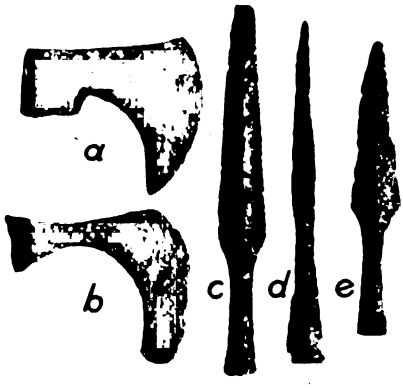


Abb. 18. Eiserne Streitäxte (a—b) und Lanzenspitzen (c—e) vom frühordenszeitlichen Friedhof Stangenwalde. (1:6)
a) Inv. 1239. b) Inv. 1238. c) Inv. 1213. d) Inv. 1220. e) Inv. 1222

Schließlich stammen von der Kurischen Nehrung mehrere Bronzegewichte mit Würfelaugen (ähnlich Gaerte Abb. 269c).

Aus dieser Fundzusammenstellung geht hervor, daß die Nehrung im 13. und 14. Jahrhundert an zahlreichen Punkten von einer zweifellos schon christlichen Bevölkerung bewohnt war, die ähnlich derjenigen von Stangenwalde ihre Toten zwar unverbrannt in Holzsärgen beisetzte, im übrigen jedoch noch zähe an altheidnischen Bestattungsbräuchen und Grabbeigaben festhielt.

Vereinzelt läßt sich der Brauch, den Toten Beigaben mit ins Grab zu legen, noch tief bis in die historische Zeit hinein verfolgen. Auf den wohl meist zu unter dem Sande versunkenen Dörfern gehörigen, heute an manchen Stellen (z. B. bei Pillkoppen) wieder freigewehten Friedhöfen aus neuerer Zeit führen die Skelette nicht selten Münzen als Beigaben, u. a. auch dänisches und schwedisches Geld, das von den an der Nehrung gestrandeten Schiffen stammen dürfte.

Übrigens sind uns teilweise auch die Siedlungsstätten jener frühordenszeitlichen Nehrungsbewohner bekannt; gleich den steinzeitlichen Wohnplätzen treten sie nicht selten am Westhang der Dünenketten in Gestalt großer Scherbenplätze hervor, die mit Bruchstücken frühordenszeitlicher Drehscheibenkeramik, Ziegelbrocken und Tierknochen übersät sind (Abb. 14).

Das Volkstum der Nehrungsbewohner und deren Stammesherkunft ist schon mehrfach behandelt worden, am eingehendsten und sachlichsten von Adalbert Bezzenberger, dessen Buch über die Kurische Nehrung[1]) nicht nur durch zahlreiche eigene Beobachtungen, sondern auch durch die erschöpfende Sammlung eines umfassenden Urkundenmaterials über die Namen, die sprachlichen und die Bevölkerungsverhältnisse der Nehrung in alter und neuer Zeit einen unvergänglichen Wert besitzt.

[1]) A. Bezzenberger, Die Kurische Nehrung und ihre Bewohner. Stuttgart 1889.

Digitized by Google

Die heutigen Bewohner der Nehrung sind völkisch und sprachlich stark gemischt: auf dem Südteil (bis zur Landesgrenze nördlich Pillkoppen) überwiegen Deutsche, auf dem Nordteil bilden Litauer und lettische Kuren einen nicht unerheblichen Anteil der Bevölkerungsziffer. Historisch lassen sich außerdem (besonders auf dem Südteil der Nehrung) zahlreiche altpreußische Familien nachweisen.

Für die Frage nach der Urbevölkerung der Nehrung scheiden die erst seit der Ordenszeit zugewanderten Deutschen und Litauer[1]) von vornherein aus. Es bleibt also nur die Frage, ob die vorgeschichtlichen Bewohner der Nehrung Altpreußen oder Kuren gewesen sind.

Bezzenberger[2]) hat dem Kurischen Volkstum und der kurischen Sprache auf der Nehrung sehr eingehende Untersuchungen gewidmet und ist zu dem Ergebnis gekommen, daß die kurischen Dialekte auf der Nehrung zum Teil recht altertümlich sind. Um so schwieriger schien ihm die Erklärung der kurischen Einwanderung, da er noch in dem Irrtum befangen war, daß sowohl die Nehrung wie das angrenzende Memelgebiet, ja sogar das ganze nordöstliche Ostpreußen in jungheidnischer Zeit von einer litauischen Urbevölkerung bewohnt gewesen sei. Dieser Irrtum ist inzwischen durch G. Heinrich-Mortensen[4]) und P. Karge[3]) gründlich berichtigt worden, die auf Grund archivalischer Quellen einwandfrei nachgewiesen haben, daß in allen diesen Gebieten Litauer erst seit und nach der Ordenszeit eingewandert sind.

Vorgeschichtlich bildet das ganze Memelgebiet mit dem südlichen Kurland zusammen seit dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert eine einheitliche, scharf umgrenzte Kulturprovinz, deren Südgrenze durch den Memelstrom gebildet wird, ja teilweise noch dessen Süduser umfaßt[4]). Da diese „memelländische Küstenkultur" in Lettland in frühgeschichtlicher Zeit unmittelbar in die kurische ausmündet[5]), so darf sie wohl ohne Bedenken als „altkurisch" bezeichnet werden, zumal noch andere sehr wesentliche Argumente für diese Gleichsetzung sprechen: einmal die nahen sprachlichen Beziehungen, die Biese zwischen dem Altkurischen und Altpreußischen ermittelt hat[6]); sodann der geschichtliche Nachweis, daß zu Beginn der Ordensherrschaft Letten im ganzen Nordteil des Memelgebietes ansässig waren[7]); schließlich die zahlreichen altkurischen Ortsnamen, die sich in diesem Gebiet finden[8]) (z. B. bedeutet

[1]) P. Karge, Die Litauerfrage in Altpreußen in geschichtlicher Beleuchtung. Königsberg 1925. — G. Heinrich-Mortensen, Beiträge zu den Nationalitäts- und Siedlungsverhältnissen von Preußisch Litauen. Berlin-Nowawes 1927.

[2]) Vgl. Anm. 1 oben und A. Bezzenberger, Bemerkungen zu dem Werke von A. Bielenstein, Über die ethnolog. Geographie des Lettenlandes. Bulletin de l'Académie Impériale des Sciences. Nouvelle Série IV (XXXVI). St. Petersburg 1895. — Derselbe, Lettische Dialekt-Studien. Göttingen 1885. — Derselbe, Über die Sprache der preußischen Letten. Göttingen 1888.

[3]) Vgl. Anm. 1 oben.

[4]) Vgl. die Karte Abb. 6 in C. Engel, Beiträge zur Gliederung des jüngsten heidnischen Zeitalters in Ostpreußen. Bericht üb. d. II. Balt. Archäologenkongreß. Riga 1931.

[5]) Vgl. F. Balodis, Lettische Vorgeschichte, S. 89ff. in „Die Letten", Riga 1930. Ferner in Musa senči, Daugava 1928 und Senlatviešu, Daugava 1929.

[6]) H. Biese, Latviešu personu vārdu un uzvārdu stūdijas. Riga 1929.

[7]) Karge wie Anm. 1 oben

[8]) Vgl. P. Lorenz, Das Memelland im Kampf um die deutsche Sprache. In: Muttersprache, Zeitschrift des deutschen Sprachvereins, 45. Jg., Heft 11 (November 1930), S. 387f. — Von besonders schlagender Beweiskraft für die Gleichsetzung der Memelländischen Küstenkultur mit dem Kurischen Volksstamme ist auch ein Vergleich der von Engel (vgl. Anm. 4

Digitized by Google

Klaipēda kurisch „Flachgrund"; Nimersatt lettisch nemers = Unfriede und sata = Umzäunung). Schwierigkeiten nach dieser Richtung hin bereiten allein die im südlichen Memelgebiet geschichtlich bezeugten Schalauer, die man auf Grund allerdings recht spärlicher Sprachreste dem altpreußischen Volke zuzählen will[1]). Die vorgeschichtlichen Zeugnisse sprechen freilich entschieden gegen diese Auffassung: kulturell gehört — wie schon Tischler erkannte[2]) — das vorordenszeitliche Schalauergebiet durchaus der „memelländischen Küstenkultur"[3]) an.

Wie aber auch künftige Forschungen diesen Widerspruch aufhellen werden, für die Klärung der vorgeschichtlichen Bevölkerungsverhältnisse auf der Nehrung bildet er keine Schwierigkeit, da ja, wie wir gesehen hatten, das ihrer Nordspitze gegenüberliegende Festland auf Grund sprachgeschichtlicher, historischer und vorgeschichtlicher Zeugnisse übereinstimmend als altkurisches Gebiet angesehen werden muß. Ziehen wir schließlich in Betracht, daß die auf dem Nordteil der Nehrung gefundenen Altertümer der Völkerwanderungs- und Wikingerzeit (Abb. 13a—c, f) eindeutig der altkurisch-memelländischen Küstenkultur angehören, so ergibt sich, daß wenigstens seit dem 8. Jhdt. auf dem Nordteil der Nehrung (nach Süden zu wenigstens bis in die Gegend von Pillkoppen) Kuren gewohnt haben. Daß dagegen der Südfuß der Nehrung von Altpreußen bewohnt gewesen zu sein scheint, machen die in der „Gegend der lehmernen Töpfe" bei Lattenwalde gefundenen B-Fibeln wahrscheinlich, die, wie zu erwarten, der benachbarten samländischen Kultur angehören. Nur für die Gegend zwischen Kunzen und Pillkoppen muß eine Entscheidung über die kulturelle Zugehörigkeit in vorgeschichtlicher Zeit der Zukunft überlassen bleiben, da zur Beurteilung geeignete Funde aus diesem Abschnitt bisher nicht vorliegen. Jedenfalls ergibt sich aus diesen Betrachtungen, daß die Stammesbezeichnung „kurisch" für die Urbewohner der Nehrung durchaus zutreffend ist, wenn sie auch heute zum größten Teile längst eingedeutscht sind.

Nur wenige Worte seien in diesem Zusammenhang der Vorgeschichte des Kurischen Haffes gewidmet. Auch diese Wasserfläche hat ihre eigene vorgeschichtliche Glanzzeit, die mit dem Namen der Wikinger untrennbar verknüpft ist. Die zahllosen Wikingerfunde, die überall im Küstengebiet des Kurischen Haffs, ganz besonders aber auf den altbaltischen Friedhöfen des Memelgebietes, am Unterlauf der Memel und im östlichen Samland gemacht worden sind[4]), sind ohne Zweifel auf die überaus rege Handelstätigkeit zurückzuführen, die die Wikinger auf dem Kurischen Haffe ausgeübt haben. Eine ihrer festen Niederlassungen, die offenbar mehrere Jahrhunderte lang von ihnen besiedelt gewesen ist, ist uns in dem großen Wikingergräberfeld in der

oben) gegebenen Verbreitungskarte der Memelländischen Küstenkultur mit der von K. Buga (vgl. Streitberg-Festgabe, Leipzig 1924, S. 22—35 und Aisčių praeitis vietų vardų šviesoje. Kaunas 1924) auf Grund seiner sprachlichen Untersuchungen gezeichneten Karte der altbaltischen (aistischen) Stämme um's Jahr 1201. Auf beiden Karten decken sich die fraglichen Gebiete fast völlig.

[1]) G. Gerullis, Baltische Völker in Eberts Reallex. I, S. 335ff. — R. Trautmann, Die altpreußischen Personennamen. Göttingen 1925. —

[2]) Vgl. Tischler in Schrift. Phys. Ökon. Ges. XVIII, S. 253ff.

[3]) Vgl. Anm. 4 S. 118.

[4]) Vgl. die Karte mit Fundverzeichnis Abb. 5 in C. Engel, Beiträge zur Gliederung des jüngsten heidnischen Zeitalters in Ostpreußen. Bericht über den zweiten baltischen Archäologenkongreß. Riga 1931.

Digitized by Google

Kaup bei Wiskiauten[1]) erschlossen worden; der in ihr gelegene große Bestattungsplatz birgt neben einer Anzahl einheimischer Gräber aus den verschiedensten Abschnitten der altpreußischen Vorzeit[2]) auch zahlreiche rein skandinavische Grabhügel mit Brandbestattung. Daß die Wikinger auch hier — wie fast überall — nicht die offene Meeresküste, sondern einen geschützten Binnenhafen als Landungsplatz bevorzugt haben, geht aus einem Blick auf Heß von Wichdorffs Karte des ehemaligen Cranzer Tiefs (Abb. 19) deutlich hervor. Wie ersichtlich, reichte in früherer Zeit das Kurische Haff weit in die Beekmündung hinein bis unmittelbar an den Fuß jenes Höhenrückens, den die Kaup krönt. Wie bereits oben erwähnt, ist leider vorerst nicht zu entscheiden, ob das Cranzer Tief zu jener Zeit bereits verlandet war, oder ob dort noch eine offene Einfahrt zwischen Meer und Haff bestand. Sollte das letztere der Fall gewesen sein, so wäre der Wikingerkolonie bei Wiskiauten als Stützpunkt und Sicherung für die Einfahrt ins Haff eine besondere Bedeutung zugekommen. Doch muß die Entscheidung auch darüber der Zukunft überlassen bleiben.

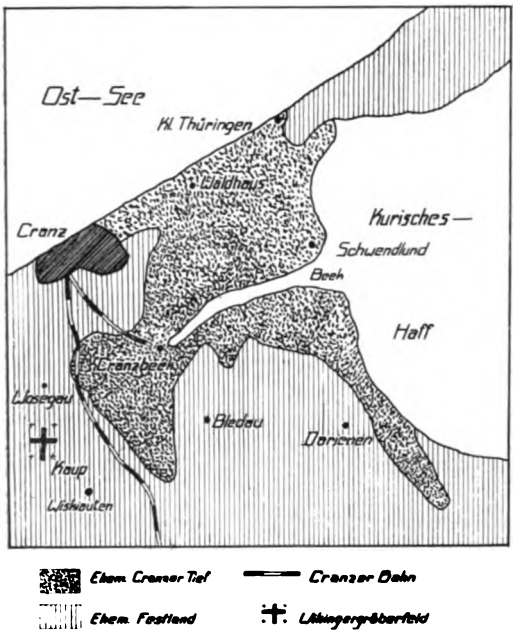


Abb. 19. Karte des Cranzer Tiefs und der Lage der Kaup b. Wiskauten. Ergänzt nach Heß v. Wichdorff

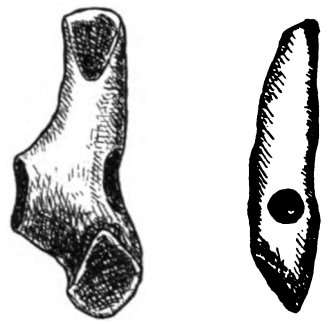
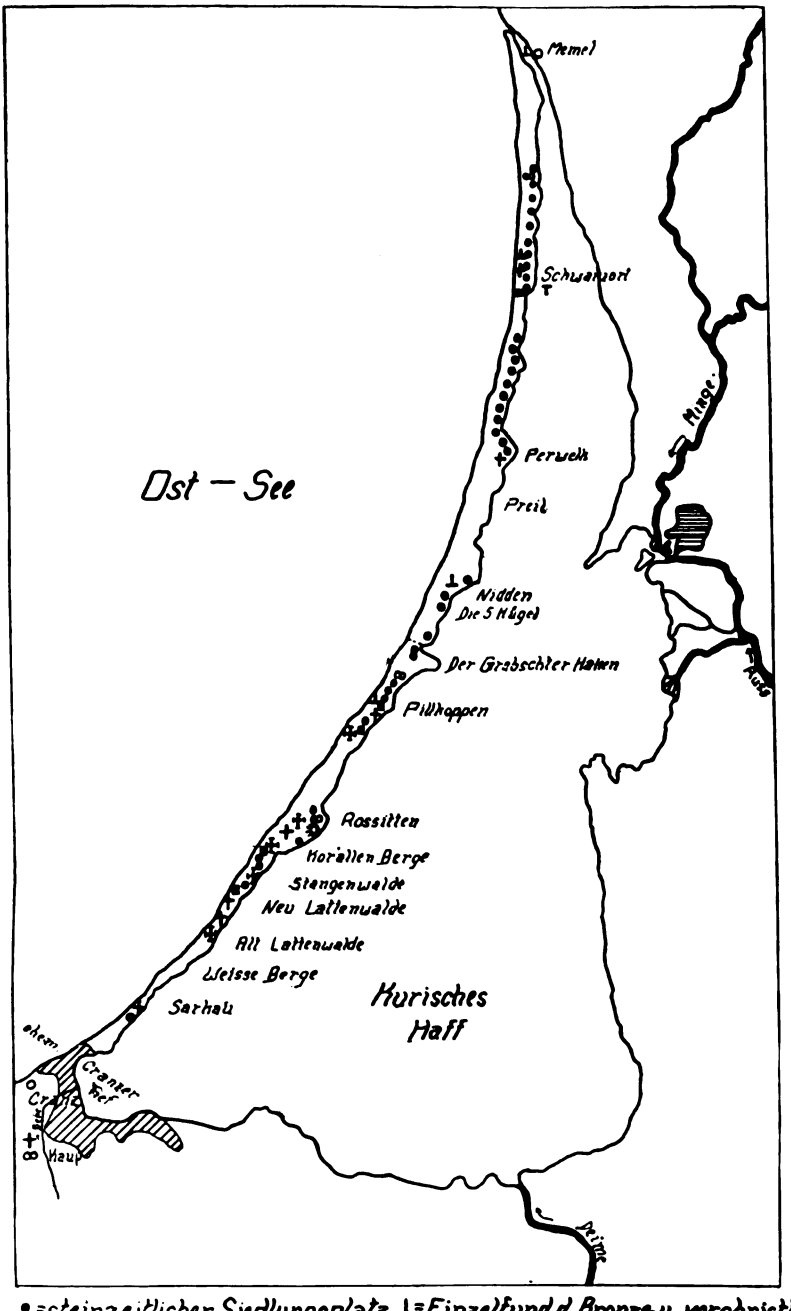


Abb. 20. Geweihhacke, gefunden bei Pillkoppen (im Besitze des Pfarrers Hildebrand, Rossitten) (etwa 1:4)

Übrigens fällt durch einen erst in jüngster Zeit in der Kaup beim Stubbenroden gemachten Wikingergrabfund neues Licht auf die Handelsbeziehungen, die die Wikinger zwischen Samland und Kurland angebahnt hatten. Zusammen mit zwei Wikingerlanzenspitzen, einem silbertauschierten, mit Inschrift versehenen Wikingerschwert des 10. Jhdts., einem eisernen Messer und einer bronzenen Hufeisenfibel mit Stollenenden fand sich eine breite, flache Armbrustfibel mit schmalem Tierkopffuß (ähnlich Aberg, Ostpreußen in der Völkerwanderungszeit, Upsala 1919, Abb. 200 und Katalog der Ausstellung zum X. archäologischen Kongreß in Riga 1896, Taf. 6, Abb. 5) von echt memelländischer bzw. kur-

[1]) Heydeck in B. P. XIX, S. 71ff., XXI, S. 60ff.
[2]) Vgl. Hollack, Erläuterungen S. 184ff.

Digitized by Google



•=steinzeitlicher Siedlungsplatz ⊥=Einzelfund d. Bronze-u. vorchristl. Eisenzeit
∞= " Skelettfund ✝=Gräberfeld der nachchr. Eisenzeit
T= Bernsteinfund ■=Siedlung " " "
☼= Burgwall ✝=Gräberfeld der frühen Ordenszeit (I Stufe)

Abb. 21. Karte der vorgeschichtlichen Fundplätze auf der Kurischen Nehrung. Ergänzt nach Hollack

Digitized by Google

ländischer Art: das erste aus dem Samland bekannt gewordene Einfuhrstück dieser Art.

Nachtrag.

Erst nach Abschluß der Arbeit werde ich auf einen wichtigen Fund aufmerksam, der gerade das bisher so spärliche Fundmaterial aus der vorrömischen Eisenzeit der Nehrung in willkommener Weise bereichert: im Provinzial-Museum zu Halle liegen 2 bronzene Mittellatènefibeln, die wohl mit der Latènekultur des benachbarten Samlandes in unzweideutigem Zusammenhang stehen dürften[1]).

In der Münz-Sammlung des Prussia-Museums konnte ich nachträglich noch einen weiteren Fund ermitteln, der bei dem bisher so spärlich bekannt gewordenen kaiserzeitlichen Material für die Besiedlungsgeschichte der Nehrung von Wichtigkeit ist. Es handelt sich um eine durchlochte römische Bronzemünze des Kaisers Trajan, die im Haff bei Schwarzort gefunden wurde (O.P.M. 8474).

[1]) Vgl. Kostrzewski, Die ostgermanische Kultur der Spätlaténezeit II (Mannusbibl. 19), Leipzig 1919, S. 84. — Zeitschrift für Ethnologie 1911, S. 787, Nr. 509—570 (R. Beltz).

Literaturabkürzungen.

B. P. = Sitzungsberichte der Altertumsgesellschaft Prussia, Königsberg Iff.
Gaerte = W. Gaerte, Urgeschichte Ostpreußens, Königsberg 1929.
Hollack, Erläuterungen = E. Hollack, Erläuterungen zur vorgeschichtlichen Übersichtskarte von Ostpreußen, Berlin-Glogau 1908.
Hollack, Karte = E. Hollack, Vorgeschichtliche Übersichtskarte von Ostpreußen. Berlin-Glogau 1908.
Schrift. Phys. Ökon. Ges. = Schriften der Physikalisch-Ökonomischen Gesellschaft, Königsberg Iff.

Digitized by Google

Die Masurenfahrt

(29. bis 31. Juli 1930)

Von Landesgeologen Prof. Dr. Heß von Wichdorff

Nach der Tagung in Königsberg mit ihren Ausflügen nach der Samland-Steilküste und nach der Kurischen Nehrung begann am Dienstag, den 29. Juli die dreitägige Reise nach dem Süden der Provinz, die den Teilnehmern die masurischen Seen zeigen und gleichzeitig einen möglichst vielseitigen Eindruck von Land und Leuten in Masuren übermitteln sollte. Nach $3^3/_4$ stündiger Eisenbahnfahrt von Königsberg aus langten wir um 2 Uhr in Angerburg, der „Pforte Masurens", an. Autos führten uns zu dem idyllisch am Schwenzaitsee, einer Seitenbucht des großen Mauersees, im Kiefernwald gelegenen Kurhaus Jägerhöhe, wo Mittagsrast gehalten wurde. Unweit davon an derselben Seebucht ragt hoch auf einem der steilen Randberge der eindrucksvolle Heldenkirchhof am Schwenzaitsee, in seiner Lage und Anlage einer der schönsten, wenn nicht der schönste. Von hier schweift der entzückte Blick über den vielarmigen, im Sonnenglast strahlenden Mauersee, an dessen Ufern im Winter 1914/15 so zähe Kämpfe mit den in Ostpreußen eingedrungenen Russen sich abspielten. Gerade hier am Wege von Jägershöhe nach dem Heldenkirchhof gaben deutlich wahrnehmbare, hoch über dem heutigen Wasserspiegel gelegene ältere Seeterrassen dem unterzeichneten Führer Veranlassung, in kurzen Umrissen ein geologisches Entstehungsbild des Mauerseebeckens zu entwerfen. Diese alten Seeterrassen am Steilufer des heutigen Sees sind Wasserstandsmarken des einst viel höheren diluvialen Mauerseebeckens, ehemalige Uferränder eines viel gewaltigeren eiszeitlichen Stausees, dessen Wasserspiegel etwa 15 m höher als jetzt lag. Innerhalb dieser Terrassen, die der eiszeitlichen Uferschar — was man heute Badestrand nennt — entsprechen, findet man ausgestorbene eiszeitliche Schnecken und Muscheln bei Aufgrabungen in den einzelnen Schichten. Bei Jeszjorowken am Goldapgarsee konnte im Jahre 1906 in den gleichen Schichten sogar ein fossiler Barsch — der älteste Fisch Masurens — geborgen werden. Nach den jetzigen geologischen Anschauungen war dieses älteste Mauerseebecken rings von Eismauern umgeben. Erst in der endgültigen Abschmelzperiode des Inlandeises fiel der Wasserstand dieses ausgedehnten Seebeckens ruckweise annähernd bis auf das gegenwärtige Niveau, sogar noch 3 m tiefer. An Stelle des einheitlichen großen Mauerseebeckens traten nunmehr viele, durch breite Landzungen getrennte Einzelseen hervor, die sich bis in geschichtliche Zeit hinein erhielten. Jeder dieser einzelnen Seen besaß seinen eigenen Namen (Mauersee, Schwenzaitsee, Groß-Strengeler See, Goldapgarsee, Kirsaitensee usw.). Im Mittelalter oder ausgangs desselben wurde nun das engere Mauerseegebiet um eine Lanzenlänge (3 m) wieder künstlich angestaut, um den Burggraben, der das Ordensschloß Angerburg umgab, mit Wasser zu speisen und vor allem der dortigen Ordensmühle ein stärkeres Gefälle zu verleihen. Die Einzelseen wurden durch diese künst-

Digitized by Google

liche Aufstauung wieder offene Buchten des Mauersees, die Namen der einzelnen ursprünglichen Seen haben sich aber bis heutigentags erhalten. Der gegenwärtige Mauersee stellt demnach bereits das dritte Stadium in der Entwicklung dieses Seebeckens dar.

Ein flinkes Motorboot brachte die Teilnehmer bei herrlichem Sonnenschein auf fröhlicher Wasserfahrt von Jägershöhe nach der idyllischen Insel Upalten inmitten des Mauersees. Unterwegs boten zunächst die unendliche Fülle und der auffällige Artenreichtum der Vogelwelt des Mauersees den zahlreichen zoologisch geschulten Teilnehmern lebhafte Anregungen. Man gedachte des bedeutenden Vogelkenners, der in Stobben am Mauersee wohnt, des Lehrers August Quednau, der gleichzeitig überhaupt ein hervorragender Mauerseeforscher ist. Im Jahrgang 1929 (Band 21, S. 185—186) des Mannus hat der Unterzeichnete eines seiner schönen Mauerseebücher lobend besprochen, in dem er den wissenschaftlich sehr wichtigen Nachweis der weiten Verbreitung von Flachmoortorf-Ablagerungen auf dem Grunde des Mauersees — und zwar gerade in den oben erwähnten vom Aufstau betroffenen Gebieten innerhalb der 3 m-Wasserkurve — erbringt. Das Vorkommen dieses Unterseetorfes spricht am schlagendsten für den späteren künstlichen, 3 m hohen Aufstau. Allmählich rückte bei lebhaften Beobachtungen und bei vielseitigem Gedankenaustausch der Teilnehmer die herrlich bewaldete Insel Upalten immer näher. Der Landungssteg an der Insel zeigt im ganz flachen Wasser die unterseeischen ausgedehnten Charawiesen, zusammenhängende Teppiche von Kalkalgen oder sog. Armleuchtergewächsen. Ihr hoher Kalkreichtum (50 Prozent der Pflanze bestehen aus kohlensaurem Kalk) lagert sich beim alljährlichen Absterben und Verwesen im Wasser unter Luftabschluß als gelblichweiße bis schneeweiße Seekalklager in unseren Seen ab. Solche Seekalkabsätze sah man am Landungssteg zwischen den Charazeen auf dem Seeboden hellgelb aufleuchten. Die Seen verkalken allmählich. Verfasser verglich diese merkwürdige Seen-Erscheinung scherzhaft mit der in höherem Alter beim Menschen auftretenden Arterienverkalkung. Er wies ferner darauf hin, daß nicht nur diese Kalkalgen, sondern auch alle anderen an den Seeufern entlang wachsenden Sumpfpflanzen, die scharf getrennte, bestimmte Pflanzengürtel — auch um die Insel Upalten herum — bilden, ebenfalls einen hohen Kalkgehalt aufweisen (das Sumpfrohr, der Kalmus, Binsen, der Froschbiß, die Kanadische Wasserpest usw.). Woher der in diesen Sumpfpflanzen aufgespeicherte hohe Kalkgehalt kommt, wurde gleichfalls erörtert. Der Regen wäscht den Kalkgehalt an den hohen Steilufern der Seen teils aus dem Lehmmergel (9—12 Prozent Kalk), teils aus den groben Kiesen (bis 20 Prozent Kalk) aus, löst ihn auf und trägt das kalkhaltige Wasser in den See. Zwar wird durch den auf die Seeoberfläche selbst fallenden Regen dieser eingeschwemmte Kalkgehalt stark verdünnt, andererseits wird er durch die Verdunstung des Oberflächenwassers an warmen und windigen Tagen wieder erheblich konzentriert. Die Wasserverdunstung unserer masurischen Seen ist recht bedeutend. Nach längeren Trockenperioden pflegt der Wasserspiegel der Seen, am Ufer deutlich wahrnehmbar, zu fallen (15—40 cm). Letztere hohen Beträge waren natürlich nur in besonders trockenen Sommern (1911 und 1921) zu beobachten. Der starke Kalkgehalt unserer Seen bedingt nun, daß sich kalkliebende Pflanzenarten (wie die oben erwähnten) an den Ufern unserer Seen mit Vorliebe ansiedeln — man betrachtet sie nur aus Unkenntnis als einfache Sumpfpflanzen, während in Wirklichkeit nur der hohe Kalkgehalt des Wassers sie anlockt und so üppig

Digitized by Google

gedeihen läßt. Auch den Zoologen unter den Teilnehmern ward die Bedeutung dieses hohen Kalkgehaltes biologisch klar durch die unendliche Menge von Schnecken und Muscheln am Strande. Ohne starken Kalkvorrat für den Aufbau der Gehäuse und Schalen wäre ein so starkes Konchylienleben undenkbar. Nach diesen wissenschaftlichen Auseinandersetzungen, die Manchem Neues boten und die Kenntnis der masurischen Seen vertieften, ging es dann ans Land. Tiefer Schatten vielhundertjähriger Bäume umfing uns und unter den gewaltigen Domen hoher Ulmen- und Eichenalleen schritten wir weltentrückt langsam dem Inneren des kleinen Eilandes Upalten zu. Eine Kaffeetafel im gemütlichen Insel-Gasthaus erfrischte uns und fröhliche Stimmung herrschte allenthalben. Nach einer prächtigen Fahrt um die ganze Insel Upalten — die schon tiefstehende Sonne zauberte bereits tiefviolette Schatten auf die randlichen Seeteile von den bewaldeten Ufern aus — trug uns dann das große Motorboot über den nördlichen Teil des Mauersees in die Mündung des Angerapp-Flusses hinein und zwischen grünenden Moor- und Wiesenflächen und Sumpfwald-Partien wieder nach Angerburg zurück.

In Angerburg gewesen sein und keinen Aal gegessen haben ist beinahe so undenkbar, wie in Rom gewesen zu sein, ohne den Papst gesehen zu haben. Unser Herr Erster Vorsitzer Geheimrat Kossinna machte uns daher sogleich bei der Landung am altersgrauen Ordensschloß Angerburg darauf aufmerksam, daß der Name des Flusses Angerapp der altpreußischen Sprache entstamme und „Aal-Fluß" bedeute (anger = Aal, ape = Fluß). Der Name der Ordensburg und der Stadt Angerburg sei demnach Aal-Burg. Herr Bürgermeister Laudon aus Angerburg zeigte uns dann noch den altberühmten „Aalfang" am Schlosse Angerburg, der schon im Mittelalter einen großen Ruf in den Ordenslanden genoß und, wie der Name des Flusses verrät, bereits längst schon der heidnisch-preußischen Urbevölkerung der Gegend bekannt war. Das war „die wissenschaftliche Einführung" zu dem, was nachher kam — dem gewaltigen „Aalessen", das bald danach im Hotel anhub und in einen äußerst vergnügten Abend im Kreise einer Reihe einheimischer Stadtväter unter Führung des gewandten Bürgermeisters Laudon auslief. Es waren ungemein anregende Stunden in der biederen, aufstrebenden Stadt Angerburg an der Eingangspforte Masurens. Die Begrüßungsrede des Herrn Bürgermeisters und die Antwort unseres Ersten Vorsitzers folgen in ihrem Wortlaute am Schlusse der Beschreibung der „Masurenfahrt" (S. 132).

Am Morgen des 30. Juli begann dann die große Dampferfahrt auf den masurischen Seen, die den Teilnehmern einen großen Teil Masurens in der Kürze der gegebenen Zeit zeigen sollte. Vom alten Ordensschloß Angerburg ging es wieder bei schönem Wetter durch den Angerapp-Fluß hinaus auf den Mauersee. Wieder trat die Einrichtung in Tätigkeit, daß da, wo landschaftliche Schönheiten zu beobachten waren, der Hauptwert auf die eigenen Eindrücke der Teilnehmer gelegt wurde. Nur in Pausen bei weniger reizvollen Teilen der vielstündigen Fahrt, die ohne einheimischen Führer leicht ermüdend wirken kann, trat dann wieder die Tätigkeit des Unterzeichneten hervor, um fortlaufend den Zuhörern ein lebendiges Bild Masurens, des Landes und seiner Leute, auch der Kriegsereignisse 1914/15 zu vermitteln. Die zahlreichen bewaldeten Inseln des Mauersees wurden gezeigt, darunter auch diejenige mit dem klangvollen masurischen Namen „Kermusa". Besonders fesselnd war der Anblick der Insel Doben, auf deren waldiger Hochfläche gelegentlich Waffenfunde aus bisher nicht näher bestimmter Zeit gemacht worden. Syste-

Digitized by Google

matische spätere Ausgrabungen müssen diesen wichtigen Punkt noch näher aufklären. Weiter wurde dann noch darauf hingewiesen, daß in diesem Jahre 400 Jahre vergangen sind, seit zwei Geschlechter an den Ufern des Mauersees begütert sind, die Grafen von Lehndorff auf Schloß Steinort und die Freiherrn Schenk von Tautenburg auf Doben. Ihnen wurden im Beginn der herzoglichen Zeit die großen Ländereien verliehen, nachdem diese Adelsgeschlechter vorher dem Deutschen Orden als Ordensritter erfolgreiche Dienste geleistet hatten.

Schon tauchten die hohen Wälle der Feste Boyen vor Lötzen auf, der im Jahre 1844 erbauten Festung, die mit ihren neuen Außenwerken im Weltkrieg dem Ansturm der Russen standgehalten hat. Am Landungssteg am Kurhaus gegenüber dem alten Ordensschloß Lötzen vom Jahre 1340 legte der Dampfer an. Die Reiseteilnehmer wurden hier namens der Stadt Lötzen von dem Magistratsmitglied Stadtrat Jesek und dem Leiter des städtischen Nachrichten- und Verkehrsamtes Schriftsteller Gnadt empfangen, die ihre Genugtuung zum Ausdruck brachten, daß die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte Lötzen besuche, in dem Professor Heß von Wichdorff im Jahre 1915 die umfangreiche Ausgrabung des ostgermanischen Gräberfeldes an der Kullabrücke bewirkt und im Anschluß daran im Jahre 1916 gemeinsam mit dem Verteidiger der Feste Boyen Oberst Busse und dem Amtsgerichtsrat John (jetzt in Berlin-Lichterfelde) das Heimatmuseum der Vaterländischen Gedenkhalle eingerichtet und gestiftet habe. In der im Marstallgebäude des nahen Ordensschlosses Lötzen befindlichen Gedenkhalle nahmen die Masurenfahrer alsdann neben den zahlreichen kriegerischen Andenken aus dem Weltkrieg und der Belagerung Lötzens 1914/15 vor allem die ein ganzes Zimmer einnehmenden Funde von den Ausgrabungen an der Kullabrücke eingehend in Augenschein, die aus der Zeit vom Jahre 50 n. Chr. bis 550 n. Chr. stammen und ein übersichtliches Bild der ostgermanischen Bevölkerung dieser Gegend, ihrer Waffen und ihres Schmuckes gewähren. Sie spiegeln die hohe ostgermanische Kultur wider, die ein halbes Jahrtausend hier in Masuren zu Hause war. Besonderer Wertschätzung erfreute sich auch bei den Besuchern das köstliche Wikingerschwert vom Nordufer des Spirdingsees bei Lukainen, das aus der Zeit um 850 n. Chr. stammt, und mit Gold, Silber und Kupfer tauschiert ist (vgl. Kossinna, Mannus, Bd 21, S. 103—104, sowie Tafel III). Nach einer Mittagspause im Kurhaus Lötzen rief der Dampfer, um uns von der aufstrebenden Stadt Lötzen weiter nach Süden, nach der Johannisburger Heide hin, zu tragen. Über den breiten Löwentinsee hinweg, am traulichen Dörfchen Rotwalde mit seinem weithin sichtbaren, weißen Kirchtum vorbei ging es durch den Saitensee nach der Kullabrücke, wo vom Dampfer aus die Stelle des ostgermanischen Gräberfeldes gezeigt wurde, von dem die Funde in der Vaterländischen Gedenkhalle herrühren. Vorbei an den Artillerieständen des Forts Kullabrücke, die im Weltkrieg von Bedeutung waren. Schon an der Landungsbrücke in Lötzen trafen wir übrigens eine andere fesselnde Erinnerung aus dem Weltkrieg, den Dampfer Barbara, der unter Leitung von Hauptmann Möllmann während der Einschließung Lötzens mit einer 10 cm-Festungskanone bewaffnet, zu einem Kriegsschiff umgewandelt war und eine recht bedeutsame Rolle spielte. Mit diesem Geschütz von 10 km Reichweite war es der winzigen Lötzener Kriegsflotte möglich, überall längs der Seefront in sich entwickelnde Kämpfe einzugreifen, bald in die Gefechte bei Angerburg von einer geschützten Stellung an der Insel Upalten aus, bald in die Schlacht bei Possessern und schließlich in die wichtige Wiedereroberung

Digitized by Google

der von der Goltz-Blockhauslinie bei Rudczanny. Auf dem Jagodner See, den unser Dampfer dann durcheilte, wandte sich das Gespräch wieder naturkundlichen Dingen zu. Das anmutige Spiel der Taucher fesselte die Teilnehmer und ebenso der Anblick eines Paares wilder Schwäne. Hinsichtlich der letzteren wurde darauf hingewiesen, daß auf dem kreisrunden Lukmainer See bei Nikolaiken 300 wilde Schwäne in einer Kolonie zusammen hausen. Vor uns tauchte nun das schmucke Kirchdorf Schimonken auf und damit gleichzeitig das südliche Ende der großen Seenrinne, die der Dampfer bisher verfolgt hatte. Deutlich konnte man den halbkreisförmigen Endmoränenwall vom Dampfer aus beobachten, der die Seerinne nach Süden bogenartig abschneidet. Diese Töpferberge bei Schimonken haben bei der Einschließung der Festung Lötzen im Winter 1914/15 mit ihren schweren Haubitzbatterien die ausschlaggebende Schlüsselstellung der Festung gebildet, nachdem am Bußtage 1914 es den Russen gelungen war, die wichtige Stellung bei Seehöhe durch einen Handstreich einzunehmen. Ungehemmt stürmten damals die Russen gegen die wenigen Landsturmkompagnien bei Wosnitzen und Gurkeln an, an den Töpferbergen bei Schimonken aber ward ihr Angriff erfolgreich abgeschlagen. Aus jenen schweren Kampftagen um Schimonken ragt die Heldentat einer masurischen Bauernfrau so strahlend hervor, daß sie, weil fast ganz unbekannt, hier der Vergessenheit entrissen werden mag, auch als Beispiel dafür, daß die masurischen Frauen ihren auf den heimischen Schlachtfeldern und überall sonst äußerst tapferen Männern an Mut keineswegs nachstanden. Der Hauptmann und bekannte Dichter Ernst v. Wohlzogen aus Darmstadt hatte sich vor der Übermacht der Russen mit dem Rest seiner hessischen Landsturmkompagnie befehlsmäßig nach dem Dorfe Gurkeln zurückgezogen und sollte schleunigst vor den nachrückenden Russen den Schutz der Töpferberge aufsuchen. Die höchste Gefahr war, daß er vorher noch von den Russen abgeschnitten wurde. Während ihre blinde Tochter den Hauptmann und seine völlig erschöpften Landsturmleute mit einem schon vorsorglich rechtzeitig zubereiteten Eimer Kaffee erquickte, fing die greise Mutter Gardlo in Gurkeln ihre beiden Fohlen, die noch nie einen Wagen gezogen, ein — die älteren Pferde waren ja längst zu Kriegszwecken requiriert worden — und spannte die naturgemäß störrischen Jungtiere vor den großen Erntewagen. Und angesichts der nachdringenden Russen fuhr sie selbst mit fliegenden weißen Haaren in Windeseile den Hauptmann und seine Leute hinüber nach Schimonken in Sicherheit. Echte masurische Treue zum Deutschtum, die sich ja auch bei der Abstimmung im Juli 1920 so glänzend bewährt hat. In bitterer Armut ist die tapfere Greisin wenige Jahre nach dem Weltkrieg gestorben. Frau Gardlos Heldenmut soll aber unvergessen bleiben!

Aus dem Seengebiet heraus zieht nun der Dampfer in einem künstlich in den Jahren 1760—1767 gegrabenen Kanal entlang, in dem seine Bugwelle die Wasser am Ufer auf und nieder tanzen läßt. Weite Moorflächen, Wiesen und erlenbewachsene Sümpfe begleiten die beiden Ufer, hie und da wird ein noch nicht verlandeter Einzelsee durchfahren. Am Großen Schimonsee sehen wir, wie der starke Seekalkabsatz, der durch die üppige Kalkalgenflora immer mehr anwächst, den See zwangsläufig zu einer schnellen Verlandung bringen will; überall wuchern bereits die Sumpfpflanzen in weiten zusammenhängenden Beständen auf großen Flächen des Sees hoch über den Wasserspiegel. Dauernde Baggerungen halten zwar noch immer die Fahrtrinne für den Dampferverkehr frei, aber der Kampf der Natur gegen den aufgelegten menschlichen

Digitized by Google

Zwang geht weiter. In absehbarer Zeit wird auch dieser See völlig zugewachsen, vermoort und verlandet sein und der Kanal wird hier dann später genau durch solche Torfmoorwiesenflächen entlang ziehen, wie sie sonst den Schimonker Kanal umsäumen. Übrigens sieht man auch dort, wo der Kanal Moore durchschneidet, unter der schwarzbraunen Torfdecke vielfach schneeweißen Seekalk aus dem Untergrund hervorleuchten. Noch ein langgestreckter See, der Taltowisko-See, wird gekreuzt, dann wieder ein kürzeres Stück Kanal, dann geht es wieder heraus aus dem Kanalsystem auf eine neue große Rinnenseenkette, die uns nun bis zum Ende unserer Fahrt, bis nach Rudzanny, aufnehmen wird. Der Blick wandert dem nun erreichten Rheiner Gewässer entlang nach Norden bis zu seinem dortigen Ende, das uns der hochgelegene Kirchturm der Stadt Rhein als Landwahrzeichen verrät. Dort liegt auch das hochgelegene Ordensschloß Rhein, das im Jahre 1377 von dem bekannten Hochmeister Winrich von Kniprode erbaut wurde und noch mit seinen 4½ m starken Grundmauern gut erhalten ist. Die starke Ordenskomturei wurde als festes deutsches Bollwerk errichtet, nachdem in den Jahren 1361 und 1367 bei den schweren Einfällen des litauischen Großfürsten Kinstute die beiden in Masuren gelegenen Ordensburgen Johannisburg und Eckersberg (am Nordrand des Spirdingsees) zerstört und weite Flächen bereits besiedelten und angebauten Landes verheert worden waren. Bemerkenswert ist übrigens der wirtschaftliche Scharfblick Winrich von Kniprodes, der im Anschluß an den Besuch der neu erbauten Ordensfeste Rhein im Jahre 1377 eine umfangreiche Wasserinspektionsreise von Rhein entlang erst auf dem gleichen Wege nach Süden, den wir selbst benutzen, dann über den Spirdingsee nach Johannisburg und von da die Pissa und den Narew abwärts bis zur Weichsel und auf dieser bis nach Marienburg unternahm, um sich selbst von der Möglichkeit der Schiffbarmachung dieser Wasserstraße zu überzeugen. Die flache Pissa scheint aber dieser Absicht schwere Hindernisse in den Weg gelegt zu haben, denn wenig später, in den Jahren 1391 und 1392, finden wir an anderer Stelle, bei dem Ordensschloß Willenberg am Omulefffluß in Masuren, zwei Weichselkähne urkundlich als dort beheimatet erwähnt. Man hatte also inzwischen die kürzere und wasserreichere Schiffahrtslinie, den Omuleff und den Narew abwärts zur Weichsel, vorgezogen.

Kurz nach der Einmündung des Kanals in das Rheiner Gewässer war unser Dampfer über die tiefste Stelle dieser Rinnenseenkette — Wassertiefe 51 m — hinweggefahren. Dieser Umstand gab Veranlassung, darauf hinzuweisen, daß in diesen großen Tiefen auch in heißen Sommern das Wasser nur wenige Grad Wärme besitzt. In solchen tiefen Seen lebt nun mit Vorliebe eine besondere Fischart, die Maräne, die wegen ihrer Schmackhaftigkeit besonders geschätzt wird. Geräucherte Maränen werden als besondere Delikatessen von den Fremden wie Einheimischen namentlich im nahen Städtchen Nikolaiken geschätzt. Auch im Roschsee bei Johannisburg werden sie viel gefangen. Unser Dampfer gleitet nun in der Mitte des langgestreckten Rinnensees entlang zwischen zwei großen masurischen Dörfern Talten und Schaden. Leider können wir die für Masuren so typischen grauen Holzhäuser mit ihren Stroh- oder Schilfdächern und ihrer eigentümlichen Bauart nur aus der Ferne sehen. Bei längerem Aufenthalt in Masuren würde man gar bald mit diesen gemütlichen Häuschen, die stets mit ihrem Giebel nach der Dorfstraße stehen, vertraut werden. Man könnte dann die eigentümlichen hölzernen Giebelzierate, die Dachreiter auf den bemoosten Strohdächern, die geschnitzten Fensterrahmen

Digitized by Google

beobachten und, wenn man Glück hat, noch jene hölzernen Haustürriegel antreffen, aus der Zeit vor der Einführung eiserner Schlösser und Schlüssel. Solche heimatkundlichen Studien und die damit zusammenhängenden Forschungen über das Volkstum der Masuren erfordern einen längeren Aufenthalt im Lande, es sei daher in dieser Beziehung auf des Unterzeichneten Buch: „Masuren, Land und Leute" hingewiesen. — An bewaldeten höheren Uferbergen, unter anderem dem Olzowirog, vorbei sind wir bald im masurischen Städtchen Nikolaiken gelandet. Nun beginnt der landschaftlich schönste Teil der Reise. Zur Rechten zeigen sich jetzt die stolzen hohen Föhrenwälder der Johannisburger Heide, stellenweise als Mischwald mit weißstämmigen Birken und dunkelgrünen Erlen durchsetzt, der größte zusammenhängende Forst Deutschlands, der von 22 Oberförstereien und 88 Förstereien gehegt und bewirtschaftet wird. Der Dampfer gleitet zwischen vielen Segelbooten hindurch, denn hier ist der Segelsport, ebenso wie in Lötzen und Angerburg, hochentwickelt. Nach einer köstlichen halben Stunde Fahrt biegt der Rinnensee jäh rechtwinklig nach Südwesten um. Hier erhebt sich am Ufer ein 15 m hoher Hügel, der einen einzigartigen Rundblick über drei Seengebiete bietet, der sog. „Dreiseenblick". Nach Nordwesten der Nikolaiker See mit dem dunklen Wald auf der einen Seite und dem freundlichen Städtchen Nikolaiken mit seinen roten Ziegeldächern auf der anderen. Nikolaiken scheint auf dem Wasser zu schwimmen. Nach Osten schweift der entzückte Blick über die schier endlose Wasserfläche des gewaltigen Spirdingsees, des zweitgrößten Sees Deutschlands, der bei Sturm über 2 m hohe gletschergrüne Wogen mit schneeweißen Schaumkronen aufwirft, ein erhabenes, unvergeßliches Landschaftsbild. Und nach Südwesten öffnet sich ein beiderseits bewaldeter, gleichbreiter Fjord mit 20 m hohen sandigen Steilufern, der Beldahnsee mit dem lieblichen bewaldeten stillen Eiland im Vordergrund. Das ist die köstliche Landschaft von Wiersba, einer kleinen reizenden Siedlung am Rande der unermeßlichen dunkelen Johannisburger Heide. Immer gleich breit, schlängelt sich flußartig der Rinnensee des Beldahns zwischen den hohen Wäldern dahin. Unwillkürlich kommt bei dem ausgesprochenen Flußcharakter dieser schmalen Seen die Frage nach der Entstehung dieser seltsamen Naturgebilde, die wir auf unserer langen Seenfahrt nun schon so oft in allen möglichen Ausbildungsformen angetroffen haben. Sie sind zur Eiszeit entstanden, als das hohe Inlandeis noch in gewaltiger zusammenhängender Decke ganz Masuren wie ein Leichentuch bedeckte, ähnlich wie dies heute noch im Inneren Grönlands und Spitzbergens der Fall ist. Wir wissen schon von unseren kleinen Alpengletschern, daß sie von breiten, bis auf die Sohle des Eises hinabgehenden Eisspalten durchzogen sind. In viel gewaltigerem Ausmaße finden sich diese oft viele Kilometer langen und meist recht breiten Eisspalten im unbeweglich gewordenen „Toteis" der Inlandeisbedeckung. Im Sommer schmilzt die Sonnenwärme das Eis an der Oberfläche und gewaltige Schmelzwassermengen stürzen sich strudelnd in die Gletscherspalten hinab bis auf den Grund des Eises. Dieser Untergrund, die Lehmmergel-Grundmoräne des Inlandeises, die infolge des gewaltigen Druckes desselben auf seine Unterlage — Druck erzeugt Wärme — nicht in gefrorenem, sondern in aufgeweichtem Zustande sich befindet, wird infolge der mit starker Gewalt aus beträchtlicher Höhe herabstürzenden Schmelzwasserbäche bis in große Tiefen hinab völlig ausgewaschen und ausgestrudelt. Der Tongehalt des Lehmmergels geht als Flußtrübe von dannen, der Sand- und Kiesgehalt wird von den unter dem Eise auf dem Spaltenzuge entlangeilenden Schmelzwässern bis zum Gletscher-

Digitized by Google

ende mit fortgerissen und stürzt aus hohen Gletschertoren in das eisfreie Vorland, um hier aus dem herangebrachten unterirdischen Kies- und Sandmaterial die gewaltige sog. Sanderebene aufzuschütten. Aus den Ergebnissen der geologischen Landesaufnahme wissen wir, daß die zu dieser Rinnenseenkette oder Gletscherspalte gehörigen Gletschertore nicht sehr weit entfernt, vielmehr bereits bei Rudczanny lagen. Von dort breitet sich die aus dem unterirdisch ausgestrudelten Kies- und Sandmaterial aufgeschüttete Sanderebene in ganz flachem Abfall nach Süden bis zur deutsch-polnischen Grenze und dann weiter bis nach Ostrolenka in Nordpolen aus. In Berücksichtigung dieser klar ersichtlichen Vorgänge und ihrer Auswirkungen ist es mithin durchaus verständlich, daß im Bereich der ehemaligen Gletscherspalten durch das herabstürzende Schmelzwasser gewaltig tiefe Ausstrudelungen in den Lehmmergel- und Kiesablagerungen im Untergrund des Inlandeises entstanden, Kolke von 30 und 40 m Tiefe. Als dann am Ende der Eiszeiten die umgebenden Eismauern endgültig abschmolzen, füllten die entstehenden Schmelzwässer die ausgehöhlten tiefen Kolke mit ihren Wassermengen an — so entstanden dann die Rinnenseenketten an der Stätte der ursprünglichen Eisspalten.

Die ungewöhnliche Tiefe der Rinnenseen hat nun noch eine außerordentlich wichtige Bedeutung für die dauernde Erhaltung des Wasservorrats unserer Seen. Es war schon darauf hingewiesen worden, daß die Oberflächenverdunstung der Seen namentlich im Sommer recht stark sich geltend macht und daß die Regengüsse und Schneeschmelzwässer durchaus nicht imstande sind, diesen schweren Wasserverlust völlig auszugleichen. Die Seen würden also, ohne anderweitige Zuflüsse, allmählich immer wasserärmer werden und infolge ihres Seekalkabsatzes recht schnell verlanden. Dadurch, daß sie aber so tief in den Untergrund hinabreichen, und zwar hinein in den erst nach der Eiszeit entstandenen Hauptgrundwasserhorizont ganz Masurens, der in den unter dem Lehmmergel lagernden mächtigen Bänken von grobem Kies und kiesigen Sanden entlangläuft, werden sie von unten dauernd aus diesen unterirdischen gewaltigen Wasservorräten von neuem gespeist. Jeder Schwimmer in den Seen kennt diese Erscheinung, ohne sich über ihren Ursprung klar werden zu können. Plötzlich gerät er im heißen Sommer bei 20 Grad Wasserwärme in eine Zone aufsteigenden Kaltwassers von nur 6—8 Grad Wärme — er nennt es Quellen im See — und ebenso frieren im Winter diese Stellen nie zu, da sie eben dauernd Zuflüsse von 6—8 Grad Wärme von unten erhalten. Diesen im Sommer wie im Winter gefahrbringenden Stellen in unseren heimischen Seen verdanken wir aber andererseits ihre dauernde Erhaltung.

Auf der linken Uferseite taucht jetzt das kleine Dörfchen Piasken auf. Es ist eine der elf Philipponen-Siedlungen in der Johannisburger Heide, die gerade in diesem Jahre auf ein Jahrhundert ihres Bestehens zurückblicken können. Im Jahre 1830 und in dem folgenden Jahrzehnt wanderten nämlich 800 Philipponen, Angehörige einer griechisch-katholischen, recht fanatischen Sekte vornehmlich aus dem russisch-polnischen Gouvernement Grodno aus und wurden inmitten der Johannisburger Heide von der Preußischen Regierung in elf Dörfern nach Rodung des Waldbodens angesiedelt. Ihr Hauptort wurde Eckertsdorf unweit von Alt-Ukta. Noch heute haben sie ihre Religion und ihre russische Sprache streng bewahrt, nur die aus runden Baumstämmen im Gehrsaßbau errichteten ursprünglichen hölzernen Blockhäuser verschwinden jetzt nahezu vollständig und machen neuzeitlichen deutschen Häusern Platz. Eckertsdorf besitzt zwei Philipponenkirchen mit dem griechisch-katholischen

Digitized by Google

Kreuz mit schrägem Balken als Symbol auf den Türmen. Am nahen Dußsee aber ist noch das einzige griechisch-katholische Kloster, ein Nonnenkloster, auf deutschem Boden erhalten. Diese Philipponenkolonie bietet allen denjenigen, die die Johannisburger Heide ihrer Schönheiten und ihrer erhabenen Stille wegen aufsuchen, etwas völlig Fremdartiges in der Heimat, etwas, von dem man nie recht weiß, ob man sich darüber freuen soll oder nicht.

Inzwischen ist der Dampfer am Südende des Beldahnsees angelangt nahe der Oberförsterei Guszianka. Hier befindet sich eine Kanalschleuse, in der der Dampfer in einer halben Stunde auf den 2 m höheren Wasserspiegel des Guszianksees hinaufgebracht wird. Dieser Höhenunterschied zwischen zwei benachbarten Seen ist indessen in Masuren, überhaupt in Ostpreußen, nichts Merkwürdiges und Seltenes. Der Deutsche Orden hatte bereits vor vielen Jahrhunderten die verschiedenen Gefälleverhältnisse unserer einheimischen Seen richtig erkannt und mit dem bei ihm besonders gut entwickelten praktischen Sinn für die Anlage seiner Ordensmühlen ausgenutzt. Es ist bisher immer noch nicht in voller Bedeutung erkannt worden, von welcher grundlegenden Wichtigkeit die Anlage der Ordensmühlen war. Die Ordensburgen waren — und dazu waren sie ja eigentlich erbaut — Festungen, die in Kriegszeiten nicht nur die militärische Besatzung, sondern auch die unendlich vielen zinspflichtigen Bauern mit ihren Viehherden und ihren ganzen Getreidevorräten aufnehmen und — ernähren mußten. Aus den noch erhaltenen, umfangreichen Inventarverzeichnissen der einzelnen Ordensschlösser ersehen wir, welche ungemessenen Vorräte an Fleisch und Getränken ein solcher Ordenshof für den Kriegsfall barg. Die wichtigste Nahrung, das Brot, mußte aber als Mehl von der Ordensmühle in ausreichenden Mengen beschafft werden. Daher wurde in kluger Erwägung der Bau einer neuen Burg nicht allein von strategischen Gesichtspunkten abhängig gemacht, wie man bisher immer glaubte, sondern von dem Vorhandensein einer starken Wasserkraft, eines natürlichen Wassergefälles, das zur Anlage einer größeren Ordensmühle zureichte. Da aber ein starkes Gefälle und das Vorhandensein von Wasserarmen bereits gleichzeitig günstige strategische Vorbedingungen schufen, waren dann stets beide Bauten günstig gelegen. An der bereits erwähnten Ordensburg Rhein ist vom Deutschen Orden ein natürlich vorhandenes Wassergefälle von 7 m Höhe zwischen zwei 500 m voneinander liegenden Seen durch ein geschicktes Kanalsystem zur Anlage der Ordensmühle und zur strategischen Sicherung des Ordensschlosses ausgenützt worden. Bei der Ordensburg und Ordensmühle von Angerburg mußte man, wie erwähnt, den Mauersee erst um eine Höhe von 3 m künstlich anstauen, um das notwendige größere Gefälle zu erzielen. Wir sehen also, wie man durch geschickte Auswertung der Beobachtungen an unseren Seen gleichzeitig auch hinter die Geheimnisse der großen Erfolge der deutschen Ordensritter im ost- und westpreußischen Ordenslande kommt.

Noch eine köstliche Rundfahrt auf dem lieblichen, waldumkränzten Guszianksee, dann gehen wir nach vielstündiger Dampferfahrt, auf der wir einen großen Teil Masurens kennenlernten, an der Landungsbrücke von Rudczanny ans Land. Rudczanny ist mit seinen großen Schneidemühlen der Hauptverwertungsplatz für die gewaltigen Holzvorräte, die die Johannisburger Heide in ihren ausgedehnten Forsten in sich birgt. Bei der Wasserfahrt sahen wir längs der Steilufer an den Jagenkreuzen bereits die zahlreichen steilen sog. Ablagen, auf denen die gefällten Bäume der anstoßenden Wal-

Digitized by Google

dungen gesammelt und nach dem Abschälen ihrer Rinde in den See gerollt werden. Am Seeufer werden sie dann zu großen Holzflößen verbunden und nach den Holzschneidemühlen Masurens geschafft. Was unterhalb der Guszianka-schleuse liegt, wird nach den Holzschneidemühlen von Nikolaiken, Rhein und Lötzen geflößt, was oberhalb der Guszianka liegt, wandert in die Schneidemühlenwerke von Rudczanny und mit der Eisenbahn nach Johannisburg und Peitschendorf. Hier in Rudczanny ist gleichzeitig der Hauptstapelplatz der Grubenhölzer für die Steinkohlenbergwerke Westfalens und des Rheinlandes; ganzen Zügen von Grubenholz begegnen wir auf unserer Eisenbahn-Weiterfahrt, die alle gen Westen rollen.

Rudczanny ist aber nicht nur Hauptort der masurischen Holzindustrie. Es ist gleichzeitig der Mittelpunkt des masurischen Fremdenverkehrs. Leider gestattete es unsere Zeit nicht, den wundervollen Niedersee mit seinen lieblichen bewaldeten Inseln zu sehen, der sich in einem gewaltigen Bogen bis nahe an die Stadt Johannisburg hinzieht. Derselbe Zeitmangel erlaubte auch nicht, die unendlich reizvolle Bootfahrt auf der Kruttinna zu unternehmen, auf der stahl- und himmelblaue wie auch smaragdgrüne Libellen uns paradiesisch umgaukeln und der Kahn über Millionen Perlmutterschalen von Flußmuscheln lautlos dahingleitet, rings umgeben von den Baumriesen der dunklen Kruttinner Forst. Der unerbittliche Fahrplan ruft uns zum Einsteigen in den Zug nach Allenstein, der uns wenigstens einen sehr lehrreichen Einblick in die gewaltigen Forsten der Johannisburger Heide und in ihren Seenreichtum gewährt. Ein reichhaltiges Abendessen in Jakobsruhe bei Allenstein ergötzt uns nach den vielen Beobachtungen des Tages und entschädigt die Hörer für die recht anstrengenden vielseitigen Belehrungen, die während der Dampferfahrt so vielfältige Aufmerksamkeit erforderten. Das mit allen Anforderungen der Neuzeit ausgestattete Bahnhofshotel gewährte uns dann die Möglichkeit eines gesegneten Schlafes. Nur einigen wenigen unentwegten Teilnehmern war es vergönnt, in grauer Morgenfrühe das herrliche Ordensschloß Allenstein noch zu schauen, in dem der berühmte Astronom Koppernikus als Domherr wirkte.

Am nächsten Morgen brachte uns die Eisenbahn nach der masurischen Stadt Hohenstein, die im Mittelpunkt der dreitägigen berühmten Schlacht von Tannenberg stand. Das benachbarte gewaltige Tannenberg-Nationaldenkmal war unser nächstes Ziel. Hier empfing uns der Leiter des Denkmals, Herr Hauptmann von Hatten, der uns eine glänzende und dabei allgemeinverständliche Schilderung des Verlaufes der Schlacht von Tannenberg gab und dazu den hohen Sinn des Denkmals selbst mit seinen wuchtigen Wehrtürmen erklärte. Seine tiefgründigen Studien und sein gerechtes Urteil über v. Prittwitz-Gaffron gingen uns allen tief zu Herzen und schufen aus dem Besuch des Tannenberg-Denkmals ein unvergeßliches Erlebnis! Die photographische Aufnahme eines Teiles der Teilnehmer bringt Abb. 5.

Nach Rückkehr in die Stadt Hohenstein führte der Unterzeichnete die Teilnehmer noch in einem Rundgang um die rechteckig angelegte Altstadt Hohenstein und ihre mittelalterliche Stadtmauer herum, die an der Nordwestseite mit ihren sechs vorspringenden Mauertürmen in ursprünglicher Höhe noch vollständig erhalten ist. Einer dieser Mauertürme ist, wie eine Inschrift besagt, im Jahre 1684 als Hospital eingerichtet worden. Die in dieser Zeit hergestellten Dachfirsthalter stellen wohl eine der ältesten erhaltenen masurischen Holzschnitzerei-Arbeiten dar. Die Stadtmauer ist 1,60 m stark und besteht aus hori-

Digitized by Google

zontalen Lagen von fußgroßen erratischen Steinblöcken mit starken ebenen Zwischenlagen von Kalk mit eingeschlossenen Ziegelbrocken. Auf je 33 m Mauerlänge folgt jedesmal ein 4 m nach außen vorspringender Mauerturm von 15 m Länge, worauf sich die Mauer in alter Richtung fortsetzt. Die rechteckige Stadtumwallung weist zwei Längsseiten von je 250 m Länge und zwei Breitseiten von je 170 m Länge auf. An jeder der vier Ecken der Stadtmauer war je ein 2 m dicker runder Eckturm vorhanden, der halbrund aus der Stadtmauer hervorspringt, da er so angelegt ist, daß sein Mittelpunkt im Schnittpunkt der beiden Richtungen der Stadtmauer liegt. Nur der Nordost-Eckturm ist noch erhalten. In die Stadtmauer durch Vorbau einbezogen ist noch das alte Ordensschloß Hohenstein, das im Jahre 1359 von dem damaligen Komtur von Osterode, Graf Günther von Hohenstein, erbaut wurde und ebenso wie die Ordensburg Osterode nach seinen heimatlichen Städten im Harz benannt wurde. Die großen Keller zeigen noch die gewaltigen Bogengewölbe der Ordenszeit, auch die Mauern des ersten Stockwerkes stammen trotz späteren Umbaus des Schlosses zur Schule noch aus der Ordenszeit.

Von Hohenstein führte uns dann die Eisenbahn zu kurzer Mittagsrast nach Osterode und dann weiter nach Elbing, wo wir um ½5 Uhr nachmittags eintrafen.

Ansprachen in Angerburg am Begrüßungsabend des 29. Juli

Bürgermeister Laudon begrüßte die Teilnehmer der Masurenfahrt mit folgender Ansprache:

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Wenn ich die Ehre habe, Sie namens der Stadt Angerburg zu Ihrem Ausflug nach Masuren in unseren Mauern auf das herzlichste willkommen zu heißen, so bitte ich diesen Gruß ganz besonders herzlich aufzufassen, da er den Vertretern einer wissenschaftlichen Gesellschaft gilt, deren Aufgabe die Erforschung der Geschichte des Vaterlandes und damit auch unserer Heimat ist. Dankbar begrüßen wir jeden Besuch aus dem Mutterlande über den trennenden und untragbaren Korridor nach unserem schönen, aber abgeschnürten Ostpreußen, insbesondere nach seinem gefährdetsten Teile, Masuren. Wir erblicken darin ein Zeichen der inneren Verbundenheit mit unserer Heimat und ein Treugelöbnis des großen Mutterlandes. Wir sind uns bewußt, daß wir hier im Osten eine große nationalpolitische Aufgabe zu erfüllen haben und werden trotz aller Schwierigkeiten des Verkehrs und der Trennung fest verankert bleiben in der Liebe zum Vaterlande, voll Stolz auf unser Deutschtum.

Meine Damen und Herren! Ich habe Ihnen vorhin auf der Fahrt mit unserem Motorschiff die Schönheiten unserer masurischen Heimat zeigen dürfen. Ich habe mit Ihnen empfunden, wie Sie auf den blauen Fluten des Mauersees die weite und einzigartige Schönheit dieses Gebietes in sich aufnahmen. Schauen durften wir die Insel Upalten mit ihrem wunderbaren Mischwald von uralten Eichen, Tannen, Linden und Rüstern, den stummen Zeugen einer großen geschichtlichen Vergangenheit, und zeigen konnte ich Ihnen die einzigartige Stätte, wo auf hoher Kuppe des Schwenzaitsees die dankbare Heimat das Ehrenmal gegraben hat für all die teuren Toten, die freudig ihr Höchstes, ihr Leben, hingaben für den Schutz von Heimat und Vaterland. Unterschiedslos ruhen hier all die stummen Schläfer aus allen Teilen unseres lieben deutschen Vaterlandes.

Digitized by Google

Die engere Heimat, unsere Stadt, pflegt und hegt diese Stätte als heiliges Kleinod, zu dem sie gewallfahrt kommen zu Hunderten und aber Hunderten. Schlicht und einfach ist dieser Ehrenfriedhof gehalten, die Gräber geschmückt mit Blumen und Pflanzen der freien Natur, eingefaßt das Ganze terrassenartig mit Findlingssteinen der Umgebung, knorrig die Kiefern, die dem Sturm ausgesetzt sind, und über allem hochragend und segnend das schlichte Holzkreuz. Weit ist von dieser heiligen Stätte der Blick über die Masurischen Seen und es wird auch Ihnen an dieser Stätte allen die Erkenntnis geworden sein, daß dieses schöne Land nie anders als deutsch bleiben und deutsch sein darf, daß wir nichts Sehnlicheres herbeiwünschen als den Tag, an dem wir uns

Abb. 22. Eine Gruppe von Teilnehmern am Tannenberg-Nationaldenkmal
1 Siddicke, 2 v. Auerswald, 3 Sonder, 4 Grunwald, 5 ?, 6 Matz, 7 Schübeler, 8 v. Strantz, 9 ?, 10 Götze, 11 Wilcke, 12 Donner, 13 Schoener, 14 Kossinna, 15 Richter, 16 Nitschke, 17 Windt, 18 Snethlage, 19 Becker, 20 Lerique, 21 Dentzke, 22 Schrage, 23 Moschkau, 24 Pätzold

nach Lösung der ungerechten Fesseln des Korridors in einem großen und geeinigten deutschen Vaterlande wieder mit unseren Brüdern und Schwestern die Hand reichen dürfen. Ich glaube wohl auch in Ihrem Empfinden zu sprechen, wenn ich annehme, daß dieses der schönste Wunsch ist, mit dem ich die Ehre habe, Sie zu Ihrer Tagung in Angerburg auf das herzlichste zu begrüßen.

Geheimrat Kossinna hielt darauf folgende Dankrede:

Als ich mich entschloß, unseren Ausflug nach Masuren nicht von Lötzen, sondern von Angerburg aus einzurichten, wurde mir von Königsberg aus dringend abgeraten, denn in Angerburg „sei nichts los", namentlich nichts Archäologisch-Vorgeschichtliches. Nun, da war ich anderer Meinung. Wir wollen auch die ostpreußische Landschaft kennenlernen und da kann sich auch Angerburg sehen lassen. Aber wie ist es mit der Vorgeschichte. Auch da

Digitized by Google

bietet Angerburg allerlei. Zunächst das „Wichtigste": Aus Angerburg stammen nämlich meine Ahnen und erst mein Großvater ist von hier nach Marienwerder ausgewandert.

Doch — ernster gesprochen — wenn auch archäologisch hier jetzt nichts zu sehen (es gibt hier aber ein paar wichtige kaiserzeitliche Gräberfelder, so bei Gr. Strengeln), so bildet doch Angerburg eine naheliegende Anknüpfung an die Vorgeschichte, nämlich an die Frage der Urheimat der Indogermanen, wenigstens an die Geschichte dieser Frage. Denn die Frage selbst ist ja längst zugunsten der südlichen Ostseeländer, also Norddeutschlands und Südschwedens, entschieden.

Unter den sprachwissenschaftlichen Erwägungen auf Grund der Pflanzen- und Tiergeographie, die diese Ansicht stützen sollen, spielte früher auch der Aal eine ziemliche Rolle, ähnlich wie der „Lachs". Der Aal hat nämlich die Eigentümlichkeit, daß er, wie Brehm angibt, nur in den Gewässern vorkommt, die zur Nord- und Ostsee fließen, dagegen in den Gewässern fehlt, die zum Schwarzen und Kaspischen Meere fließen, also im Dnieſtr und Dniepr und in der Wolga, vor allem auch in der Donau. Nun soll neuerdings der Aal auch einigemal im Schwarzen Meere gefangen worden sein. Das ist aber ohne jede Bedeutung, da man weiß, daß die deutsche Fischzucht neuerdings den Aal in der oberen Donau heimisch zu machen versucht hat. Von Hause aus fehlt er aber dem gesamten Donaugebiet. Nun gibt es für den Aal drei Arten Bezeichnungen 1. deutsch „Aal", das Wort steht ganz allein, 2. eine Wortgleichung, die urindogermanisch sein muß: lat. anguilla gleich griech. ἔγχελυς, 3. eine zweite idg. Wortgleichung: dialektgriechisch ἴμβριος, russ. ugori, litt. unguris. Hierher gehört auch altpreußisch angeris. Angerap ist der Aalfluß. Diese 2. idg. Wortgleichung scheint also ein Hinweis, wenn auch kein schlagender Beweis für Mitteleuropa als idg. Urheimat zu sein. Sie beweist, daß der Aalfang in der Angerap wahrscheinlich schon bis in die Steinzeit zurückgeht. Herr Bürgermeister Laudon hätte also nicht bloß von einem „historischen", sondern von einem vorgeschichtlichen Aalfang sprechen können. Der Name Angerap ist versteinerte Vorgeschichte. Wir sind hier in der Urheimat des Aals. Wir haben hier den Aal nicht am Schwanze gefaßt, was eine ungeschickte, ja erfolglose Art ist, sich seiner zu bemächtigen — es gibt ja ein Sprichwort: den Aal am Schwanze fassen —, sondern gewissermaßen an seinen Hörnern, oder wenn Sie der Ansicht sind: es gebe keine gehörnten Aale, so sagen wir: an seinem Kopfe gefaßt (es gibt übrigens in Vorderasien gehörnte Schlangen!). Das herrliche Aaleſſen war es wohl wert, daß wir uns mit diesem schlangenartigen Fisch näher beschäftigten. Aber nicht das Essen ist uns die Hauptsache, sondern das von echter ostpreußischer Gemütlichkeit getragene Beisammensein, dessen Vorbereitungen wie überhaupt die glänzende Führung durch die genußreichen Sehenswürdigkeiten des heutigen Nachmittags wir der Liebenswürdigkeit und Umsicht des Herrn Bürgermeisters Laudon verdanken. Trinken wir also dankbaren Herzens auf das Wohl des Herrn Bürgermeisters!

Digitized by Google

Aufenthalt in Elbing

Von Prof. Dr. Ehrlich

Am 31. Juli nachmittags traf die Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte in Elbing ein. Hier wurde zunächst dem Städtischen Museum ein längerer Besuch abgestattet, das seit 1924 in einem alten Patrizierhaus untergebracht und von Prof. Dr. Ehrlich, dem Nachfolger Robert Dorrs, neu geordnet worden ist. Besonders eingehend wurde unter Führung von Prof. Ehrlich die reiche vorgeschichtliche Sammlung besichtigt, die in ihrer Schausammlung eine klare Übersicht über die vorgeschichtliche Entwicklung im Kreise Elbing bietet. Unter den Gräberfunden sind besonders die von dem gepidischen Gräberfelde von Neustädterfeld bei Elbing und von den Preußischen Gräberfeldern der Völkerwanderungszeit und der jüngsten heidnischen Zeit bemerkenswert. Vielleicht noch größeres Interesse erweckten aber die durch Pläne und Photographien veranschaulichten Ergebnisse der Elbinger Siedlungsforschung. Sind doch im Kreise Elbing die ersten vorgeschichtlichen Burgen Ostpreußens untersucht und die ersten germanischen und preußischen Hausgrundrisse entdeckt worden. Nach einem Rundgang durch die Altstadt Elbing mit ihren altertümlichen Straßenbildern, ihren altehrwürdigen gotischen und Barockhäusern, ihren Beischlägen und Portalen begab sich die Gesellschaft nach dem Kasino, wohin sie von der Stadt und der Elbinger Altertumsgesellschaft zu einem zwanglosen Bierabend eingeladen war. Zur Begrüßung hatten sich die Spitzen der Behörden und zahlreiche Mitglieder der Elbinger Altertumsgesellschaft eingefunden. Oberbürgermeister Dr. Merten hieß die Gesellschaft namens der alten Ordens- und Hansestadt Elbing herzlich willkommen und betonte, daß die Bestrebungen der Gesellschaft, zumal auch dank der erfolgreichen Tätigkeit der Elbinger Altertumsgesellschaft in der Stadt Elbing immer starken Widerhall gefunden hätten. Er wies auf die bedrängte Lage des Ostens hin und gab der Hoffnung Ausdruck, daß die Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte durch ihre wissenschaftliche Arbeit auch weiterhin dem Nachweis und der Aufhellung der germanischen Vorzeit des Ostens dienstbar sein und dem Osten damit helfen möge. Als Vorsitzender der Elbinger Altertumsgesellschaft begrüßte sodann Prof. Dr. Ehrlich die Gäste. Er wies auf die enge Verbindung der Elbinger Altertumsgesellschaft mit der Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte hin, die auch dadurch zum Ausdruck gebracht sei, daß Geheimrat Dr. Kossinna Ehrenmitglied der Elbinger Altertumsgesellschaft sei. Er bedauerte lebhaft, daß Herr Geheimrat Dr. Kossinna durch Überanstrengung von der bisherigen Reise leider verhindert worden sei, auch nach Elbing zu kommen und gedachte der angenehmen persönlichen Beziehungen, die Geheimrat Kossinna mit Prof. Dr. Dorr und mit ihm selbst durch wiederholten Besuch in Elbing und auch durch einen Vortrag in der Elbinger Altertums-

Digitized by Google

gesellschaft gepflegt habe. Er schloß seine Begrüßungsrede mit einem Hoch auf Geheimrat Kossinna, an den auch ein Begrüßungstelegramm gesandt wurde. Der stellvertretende Vorsitzende, Prof. Götze, überbrachte Grüße von Herrn Prof. Kossinna und sprach der Stadt Elbing und der Elbinger Altertumsgesellschaft den Dank der Gesellschaft für die Aufnahme aus. Er versicherte, daß die Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte und die Fahrtteilnehmer im Reiche gern in vaterländischem Sinne für Ostpreußen wirken würden, liege doch die praktische Bedeutung der Geselischaft darin, die wissenschaftliche Grundlage zu schaffen, um feindlichen politischen Bestrebungen erfolgreich entgegen treten zu können. Nachdem Lyzeallehrer Windt (Köthen) Dankesworte an Prof. Heß v. Wichdorff, den geologischen Führer der Tagesausflüge, gerichtet hatte, gedachte Prof. Heß v. Wichdorff noch der verdienstvollen Arbeit der Elbinger Altertumsgesellschaft, deren wissenschaftliche Zeitschrift, das Elbinger Jahrbuch, besondere Anerkennung verdiene.

Am 1. August wurde ein Tagesausflug nach der Hafffüste unternommen, an dem sich auch eine größere Anzahl von Mitgliedern der Elbinger Altertumsgesellschaft beteiligte. Zunächst wurde der Frauenburger Dom unter Führung des Domvikars Graw eingehend besichtigt und dem Coppernikus-Denkmal ein Besuch abgestattet. Dann fuhren die Teilnehmer nach der Tolkemita, wo Prof. Dr. Ehrlich die Burganlage und vor allem den großen Schnitt durch den Nordwall des Kernwerks ausführlich erläuterte. Die Ausgrabungen vom 14. bis 19. Juli haben bestätigt, daß es sich bei der Burg um mehrere vorgeschichtliche Bauperioden handelt, von denen die älteste der frühen Eisenzeit, die jüngste der Wikingerzeit angehört. Die Burg ist also von Germanen erbaut und später von den alten Preußen neu befestigt worden.

In Cadinen, dem Landsitz Kaiser Wilhelm II., wurde das Mittagessen eingenommen, bei dem Landrat Cichorius die fremden Gäste im Kreise Elbing willkommen hieß. Nach der Besichtigung des Parkes von Cadinen ging die Fahrt weiter nach Forsthaus Panklau. Hier wurden die auf dem Wege nach Cadinen liegenden herrlichen Aussichten mit ihren entzückenden Blicken über die bewaldeten Schluchten, das Frische Haff und über die Nehrung hinweg auf das weite Meer besucht, worauf sich eine Wanderung durch den Pruzzengrund über den der Elbinger Altertumsgesellschaft gehörigen Burgwall bei Lenzen nach dem Hafffschlößchen anschloß. Bei dem Abendessen im Hafffschlößchen wurde noch manche Ansprache gehalten, in der der Not des Ostens gedacht wurde. Besonders wies in geradezu erschütternder Weise Graf Eulenburg-Wicken auf die Auswirkung der unsinnigen Grenzziehungen im Osten hin. In herzlicher Weise dankten Prof. Götze und Prof. Heß v. Wichdorff noch einmal für die liebenswürdige Aufnahme und die vielen wissenschaftlichen Anregungen in Elbing. Allgemein aber herrschte unter den Teilnehmern Begeisterung über die unvergleichlich schönen Landschaftsbilder, die ihnen der Ausflug nach der Hafffüste geboten hatte.

Digitized by Google

Marienburg

Am 2. August wurde Marienburg i. Westpr. besucht. Auf dem Bahnhofe empfing der Leiter des Städtischen Museums, Herr Stadtrat Voigtmann, die Teilnehmer und geleitete sie zum Ordensschlosse.

Besichtigung der Marienburg am 2. August 1930

Von Oberbaurat Dr. h. c. Bernhard Schmid, Marienburg

Der einleitende Vortrag wies zunächst darauf hin, daß Marienburg schon in vorgeschichtlicher Zeit ein uralter Siedelungsplatz gewesen war. Auf der Feldmark des Dorfes Willenberg, das jetzt nach Marienburg eingemeindet ist, sind von der Steinzeit an Funde aus fast allen Perioden gemacht, zum Teil in ausgedehnten Gräberfeldern.

Die Lage am hochwasserfreien Höhenrande, doch nahe dem bequemen Flußübergange, führte wohl die Menschen zu dieser Siedelungsstätte. Als der Orden um 1274 hier eine Burg gründete, waren dieselben Eigenschaften der Lage für ihn entscheidend. Zugleich lag Marienburg an der Kreuzung zweier wichtiger Straßen, des Stromlaufes der Weichsel-Nogat und einer ebenfalls alten Landstraße, die von Pommern nach dem Preußenlande führte. Hier entstand zunächst eine Komturei, d. h. eine Burg und ein Verwaltungssitz für den Konvent, der ein kleines Gebiet von etwa drei heutigen Kreisen zu verwalten hatte. Im Jahre 1309 wurde die Marienburg Sitz des Hochmeisters und der Ordensregierung, und damit der Mittelpunkt der Ordenspolitik, deren Wirksamkeit sich über das ganze Ordensland Preußen erstreckte, in den äußeren Beziehungen aber den ganzen Nordosten umfaßte. Der Orden wollte zunächst als Missionar bekehren, er führte das Christentum ein. Er wollte aber deutsche Kultur zur Geltung bringen. Die seit den Tagen Heinrichs I. an der Elbe begonnene deutsche Ostsiedelung fand hier ihre Fortsetzung in einer planvoll und erfolgreich durchgeführten Staatsschöpfung. Deutsche Bürger, Gutsbesitzer („Freie" genannt) und Bauern kamen ins Land, alle persönlich frei, mit weitgehender Selbstverwaltung. Es entstanden allmählich an die 80 Städte und mehrere Tausend Dörfer. Der Handel vermittelte zwischen dem Osten und dem Westen, Flandern, Holland und England, und die Landwirtschaft nahm das Land in Kultur und hatte guten Absatz für ihre Erzeugnisse. Von der Blüte des Landes zeugen die alten Kirchen, Rathäuser und Stadtmauern, vor allem auch die Ordensburgen. — Das Hochschloß der Marienburg, 1280 in der ersten Anlage fertiggestellt, zeigt schon eine vorgeschrittenere Entwickelungsstufe, das rechteckige Kastell mit Ecktürmen, die fortan

Digitized by Google

bezeichnend für die Ordenshäuser wurde. Am ältesten ist der Nordflügel, mit der Kirche und einem Saal, der Ausbau der drei anderen Flügel war aber von Anfang an geplant und er wurde bis etwa 1340 hin durchgeführt. Hier waren die Räume für die gemeinsame Lebensführung der Brüder, die Schlafsäle, die Remter für die Beratungen des Kapitels und für die Mahlzeiten und endlich die Kirche: Räume die auch in Mönchsklöstern notwendig waren, hier aber in die Enge des Kastells eingezwängt waren. Vorratskeller, Küche und Malzhaus und Vorratsspeicher waren daher ebenfalls im Hause. Die Herren, teils Ritterbrüder, teils Priester walteten in den Ämtern als höhere Offiziere oder Verwaltungsbeamte.

Die Hochmeisterwohnung im Mittelschloß, zuletzt Ende des 14. Jahrhunderts um- und neugebaut, enthielt in freierer Anordnung die Wohnräume mit einer Kapelle, große Flurhallen und Repräsentationsräume. Hier liegen Meisters Großer Remter und das Zwillingspaar des Sommer- und Winterremters, vielbewunderte Meisterwerke als Raumgebilde von vornehmer Schönheit. Bezeichnend für die Ordensbaukunst ist die schlichte, doch vornehme Behandlung des Äußeren, unter Verwendung der tief dunkelroten Backsteine und die reiche Durchbildung des Inneren. Alte Plastik und Malerei von 1280 bis 1344 ist besonders in der Marienkirche und der Annenkapelle erhalten. Das riesengroße Liebfrauenbild außen am Chor, mit Mosaik überzogen, ist einzigartig. Wir erkennen in diesen Bauten auch die geistige Höhe der Brüder. Sie pflegten die religiöse Dichtung und die Geschichtsschreibung, sie waren Förderer der bildenden Kunst aber auch kluge Staatsverwalter, wovon uns jetzt noch die Reste ihres Archives Kunde geben. Ihr Fehler war es, daß sie im 15. Jahrhundert noch auf den Anschauungen des 13. Jahrhunderts stehen geblieben waren.

Nach der Schlacht von Tannenberg (15. Juli 1410) konnte Heinrich von Plauen durch die erfolgreiche Verteidigung der Marienburg den Ordensstaat noch einmal retten. Seine Nachfolger waren aber nicht imstande, die inneren Spannungen zwischen dem Orden und den großen Städten und dem Kulmer Landadel zu lösen und sie hatten nicht mehr die Kraft zu erfolgreicher Außenpolitik mit Litauen und Polen. Im Dreizehnjährigen Kriege (1454—1466) verlor der Orden sein halbes Land. Die Marienburg wurde schon 1457 von den Ordenssöldnern an den König von Polen verkauft und sie blieb über dreihundert Jahre lang in fremder Hand. Vernachlässigung und ein Dachbrand von 1644 wurden dem Bauwerke nachteilig. In den Schwedenkriegen wurde die Burg als wichtige Festung wiederholt belagert.

Erst 1772 konnte Friedrich der Große das verlorene Land zurückgewinnen und in Meisters Großem Remter huldigten ihm die Stände des nunmehrigen Westpreußen. In der Burg richtete freilich der Nützlichkeitssinn der damaligen Behörden Zerstörungen an, man baute sie zu Kasernen und später zum Magazin um, und schlug alte Gewölbe ein, brach Giebel und Türme ab und verputzte das Ziegelmauerwerk. Der Einspruch des jugendlichen Dichters, Max von Schenkendorf, brachte 1803 die Umkehr; man wollte nun die Burg erhalten und 1817 begann der Oberpräsident von Schön die Wiederherstellung, die zunächst nur den Hochmeisterpalast umfaßte. 1882 setzte die Preußische Staatsregierung das Werk fort; in vierzigjähriger Arbeit hat Conrad Steinbrecht das Hochschloß, das Mittelschloß und große Teile der Vorburg wieder hergestellt. Jetzt erscheint die ganze Schloßanlage wieder in ihrer alten Gestalt. Die in übergroßer Zahl erhaltenen alten Bauteile fügen sich organisch dem Ganzen

Digitized by Google

ein, als Denkmal der Kultur der Ordenszeit, und als Kunstwerk von hohem Range. Für alle die Deutschen, die im alten Ordenslande auf dem Land ihrer Väter wohnen, ist die Marienburg das Volksheiligtum, der Sammelpunkt in Stunden, die vaterländischer Erinnerung geweiht sind. Dadurch hat die Burg noch Bedeutung für unser Leben, wie einst vor sechshundert Jahren für die Männer damaliger Zeit.

* * *

Die Führung zeigte die Haupträume im Hochschloß, in dem sich das Konventsleben abspielte, vor allem die 1344 geweihte Marienkirche, mit ihren alten Wandmalereien und Bildwerken, Glasmalereien und Chorstühlen. Dann den Kapitels-Remter, die Schlafsäle und den Konvents-Remter. Der innere Hof bietet ein Bild klösterlichen Friedens und zugleich die hohen Mauern einer vielgeschossigen Burg. Im Hochmeisterpalast wurde Meisters Sommer-Remter, 1398 etwa fertig geworden, besichtigt: hier fesselte die Kühnheit der alten Gewölbe, die in der Mitte auf einem Pfeiler ruhen und die Fülle des Lichtes, das die zehn Fenster hineinlassen; an dieser Stelle fing 1817 die Wiederherstellung an. Dann folgten der Winter-Remter und die anderen Räume der Meisterwohnung, auch die zierliche Kapelle zum heiligen Kreuz. Zum Schluß sammelte sich die Gesellschaft in Meisters Großem Remter, dessen Wölbung, auf drei schlanken Pfeilern, von unerreichter Vornehmheit ist, das Werk eines ausgezeichneten Baumeisters von etwa 1320. In diesem stolzen Raume schloß die Führung mit kurzem Abschiedsgruß. Hier bewirtete der Orden einst seine Gäste aus deutschen Landen. Möge das deutsche Volk es nie vergessen, was es den Männern schuldet, die dieses Land einst mit ihrem Blute erstritten, mit ihrem Schweiße erarbeitet haben. Vom Rhein bis zur Memel soll das Bewußtsein innerer Verbundenheit, heute wie zu jenen Zeiten, alle Männer und Frauen erfüllen.

Die vorgeschichtliche Sammlung in der Marienburg

Diese Sammlung wurde während des Aufenthaltes im Schlosse am 2. August 1929 zwar nicht besucht, aber ihre Eigenart rechtfertigt es, daß ihrer an dieser Stelle kurz gedacht wird. Über die bedeutenderen Stücke aus vorgeschichtlicher Zeit hat Gustaf Kossinna im IX. Mannus-Bande 1917 ausführlich berichtet, in der Abhandlung „Meine Reise nach West- und Ostpreußen und meine Berufung zu Generalfeldmarschall von Hindenburg im August 1915". Dort ist auch über Theodor Blell und die Entstehung seiner Waffensammlung — denn um eine solche handelt es sich — mehreres gesagt und es sei hier nochmals darauf verwiesen. Es kam Blell nicht darauf an, besonders schöne, reich verzierte oder seltsame Stücke zu sammeln, sondern er wollte den Gebrauch der Kampfwaffe und das Handwerkliche ihrer Herstellung durch die Jahrtausende, von denen wir Kunde haben, verfolgen. Daher sammelte er Waffen aus Asien oder Afrika, die dortigen Helme, Ringpanzer, Schwerter oder Bögen boten ihm Vergleichsstoff zu den europäischen Waffen des Mittelalters. Und ebenso durften die vorgeschichtlichen Waffen nicht fehlen, um so Entwickelungsreihen der einzelnen Waffengattungen von den frühesten Zeiten an beobachten zu können. Er erwarb geschlossene Funde, auch mit friedlichen Geräten, um den Fund nicht zu zerreißen, aber er hatte auch keine Scheu vor Nachbil-

Digitized by Google

dungen, die offen als solche bezeichnet, dazu dienten, die Reihen vollständiger zu machen. Gerade seine Nachbildungen beruhen auf eingehenden Vorstudien nach Originalen und nach schriftlichen Quellen. Es liegt zweifellos ein universaler Gedanke hierin. Wer heute in einer Großstadt die Entwickelung der Waffe studieren will, braucht dazu drei bis vier Museen, Blell zog den Stoff zusammen. Heute erfordert jedes Zweiggebiet seinen Spezialgelehrten und das vorgeschichtliche Museum birgt lediglich die Dokumente ältester menschlicher Kulturperioden. Man wird also Blells Verfahren nicht wiederholen, aber als einmalige Leistung eines bedeutenden Mannes behält es bleibenden Wert und bietet auch dem Vorgeschichts-Forscher einige Anregungen. Deshalb wird aber jetzt in der Schloßsammlung vorzugsweise die geschichtliche Abteilung vermehrt, während die Pflege der Vorgeschichte anderen Museen überlassen bleibt.

Die vorgeschichtliche und die außereuropäische Abteilung kann nach vorheriger Anmeldung bei der Schloßbauverwaltung jederzeit besichtigt werden.

Das Städtische Museum zu Marienburg

Von Stadtrat K. Doigtmann, Museumsvorstand

Nach der Schloßbesichtigung und einem kurzen Gange durch die „alte Ehrenstraße der Stadt", die Lauben, vereinigte ein gemeinsames Mittagsmahl die Teilnehmer im „König von Preußen". Als ein besonderer Ausdruck für das Verständnis und die Förderung, die auf dem geschichtlich bedeutsamen Boden der Stadt neben der ordenszeitlichen auch der vorgeschichtlichen Vergangenheit entgegengebracht wird, wollte die Begrüßung durch den Ersten Bürgermeister der Stadt, Herrn Pawelcik, gewertet werden. Seinem kraftvollen Vorgehen verdankt das Städt. Museum seine Begründung und die Möglichkeit zu dauernder systematischer Forschungsarbeit.

Leider war die Zeit, die für die Besichtigung des Museums noch zur Verfügung stand, so kurz, daß der Museumsleiter sich darauf beschränken mußte, innerhalb einer halben Stunde in nur ganz großen Zügen die Ausgrabungs- und Sammeltätigkeit des Museums in der Zeit seines fünfjährigen Bestehens an der Schausammlung zu erläutern. Vorweg soll bemerkt werden, daß der bisherigen Arbeit des Museums ein voller Erfolg beschieden gewesen ist, der nicht dadurch verkleinert wird, daß Marienburg durch seine günstige Lage im Drehpunkt uralter Zugstraßen geradezu ideale Voraussetzungen für die Vorgeschichtsforschung bietet.

Die südlich der Stadt am Nogatsteilufer liegenden Grabungsgebiete sind an Bodenfunden besonders ergiebig gewesen. Aus ihnen sind dem Museum zwei recht beachtliche Sondersammlungen zugewachsen. Grab- und Siedlungsfunde aus der germanischen Kultur der frühen Eisen- und Frühlatènezeit (Braunswalde-Willenberg) füllen einen fast saalgroßen Raum. Viel umfangreicher ist das aus dem großen Gräberfelde von Willenberg „Heidnische Preußen" geborgene Inventar. Nur ein Bruchteil davon ist zur Ausstellung gelangt. Im Magazin lagert noch das Material aus über 1400 Gräbern. Es gehört zur gotisch-gepidischen Kultur der römischen Kaiserzeit und macht den wertvollsten Teil des Museums aus. An einem ausgezeichnet erhaltenen Material wird ein fast lückenloser Überblick über die

Digitized by Google

Entwicklung der Kleingerätformen gewährt. Zahlreiche Prachtstücke lassen den Kunstsinn und die Kunstfertigkeit der in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten im Weichselmündungsgebiet ansässigen Goten-Gepiden erkennen. Die Keramik dieser Zeit ist in einer Fülle und einem Formenreichtum vorhanden, wie sie in keinem der bestehenden ostdeutschen Museen zu finden ist. Es war sicher keine Übertreibung, wenn der Museumsleiter darauf hinwies, daß Vorgeschichtler, die sich mit der nachchristlichen Kultur der Germanen in Ostdeutschland befassen wollen, die Marienburger Sammlung fortan nicht mehr übergehen können. Da das Willenberger Gräberfeld noch nicht erschöpft ist, werden Magazin und Schausammlung noch weiteren wertvollen Zuwachs erwarten dürfen.

Die Nebenräume enthalten die Funde aus der Jungsteinzeit, der Spätlatène-, der preußischen und der Ordenszeit. Die Bronzezeit ist nur in Periode V (Mont.) einzeln belegt.

Infolge der schnellen Entwicklung des Museums geht der Wunsch seines Leiters dahin, recht bald andere Räume zu erhalten. Der derzeitigen Unterkunft — es handelt sich um zwar große, leider aber zu tief gelegene Gewölbe unter dem ehemaligen alten Gymnasium — wird eine eindrucksvolle Eigenart und Romantik nicht abgesprochen werden können, aber selbst bei Beschränkung auf nur wichtiges und anschauliches Ausstellungsmaterial ist die Unterbringungsmöglichkeit heute schon zu beschränkt und wohl auch für eine längere Unterkunft nicht geeignet. Im Interesse der Erhaltung der prächtigen und wertvollen vorgeschichtlichen Sammlung wäre dem Museum die Erfüllung seines Wunsches recht zu wünschen.

Den Besuch dieses in aller Stille herangewachsenen Museums haben die Fahrtteilnehmer sicher nicht zu bereuen gehabt und mancher „zünftige Prähistoriker" hätte gern noch verweilt — wäre nicht die Abfahrt in zu bedrohliche Nähe gerückt. Ein von der Museumsleitung vorsorglich bereitgestellter Autobus brachte die Teilnehmer rechtzeitig zur Bahn.

Digitized by Google

Danzig

Von Schulrat Dr. Wilcke, Zeitz

Von Marienburg führte uns der Zug auf den beiden großartigen Eisenbahnbrücken über die Nogat und die Weichsel durch den polnischen Korridor mit seiner Gepäck- und Paßrevision in etwa zweistündiger Fahrt nach Danzig, dem Endziel der Tagung, von dem schon aus weiter Ferne sonnenbestrahlt die herrlichen Türme seiner wunderbaren Kirchen uns einen freundlichen Willkommensgruß zuwinkten.

Nach kurzem Aufenthalt in den Quartieren fanden sich die Mitglieder der Gesellschaft mit ihren neuen Danziger Freunden vor der gewaltigen Marienkirche zusammen, deren weite Hallen in der Erhabenheit ihres riesenhaften Ausmaßes den Besucher mit ehrfürchtigem Staunen erfüllen. Ihre weltberühmten Schönheiten erschloß uns unser Führer, Herr Studienrat Dr. Rühle, in einer lehrreichen, feinsinnigen Führung. Dann ging es weiter durch die schöne Langgasse über den Langen Markt zu dem herrlichen Rathaus mit seinen Kostbarkeiten und geschichtlichen Erinnerungen an die großen Tage der alten Hansestadt und zu dem Prachtbau des Artushofes mit seinen herrlichen Gemälden und plastischen Kunstwerken. Der Abend fand dann die Gesellschaft in einzelne Gruppen zerstreut bei einem Glas Bier oder Wein in dem alten Ratskeller und anderen berühmten Schankstätten.

Den Höhepunkt des Danziger Aufenthalts aber bildete für uns Vorgeschichtler der folgende Tag, ein selten schöner Sonntag, mit seinem Besuche des im „Grünen Tor" untergebrachten naturkundlichen und vorgeschichtlichen Museums der Stadt, dessen Schätze uns sein Leiter, Herr Professor La Baume, in fesselnder Weise vorführte. Aus der reichen, sehr übersichtlich angeordneten Sammlung des naturkundlichen Museums möchte ich hier nur als besonders bemerkenswert die zahlreichen Reste eiszeitlicher Säugetiere sowie solcher aus Moorfunden und unter diesen wieder die Schädel von Ur und Wisent hervorheben, nicht zu vergessen der herrlichen Bernsteinsammlung, der zweitgrößten der Welt.

In dem schön geordneten Museum für Vorgeschichte, dessen Altertümer wegen Raummangels leider nur zum kleinsten Teile im Saale haben Aufstellung finden können, erweckten unsere Aufmerksamkeit außer den schönen mesolithischen Knochengeräten und den eigenartigen neolithischen Bernsteinartefakten, zahlreichen Waffen aus latènezeitlichen Gräbern und Funden aus der römischen Kaiserzeit, einem Wikingerboot und Wikingergrab vor allem eine stattliche Anzahl von wohlerhaltenen Gesichtsurnen, unter denen eine größere Anzahl bildliche Darstellungen aufwies. Nur schade, daß der größte Teil dieser wertvollen Gefäße, um die Danzig den Neid manch' anderer Stadt erwecken könnte, nicht, wie es ihre Eigenart und Schönheit

Digitized by Google

verlangen könnte, in dem Hauptraume des Museums aufgestellt ist, sondern in dem abgelegenen Depotraume hat untergebracht werden müssen. Der Verfasser dieses Schlußberichtes sprach daher in seinen kurzen Dankesworten an den Leiter des Museums auch den Wunsch aus, daß die schöne Sammlung bald eine ihrer Bedeutung und ihrem Wert entsprechende vollständige Aufstellung in größeren Räumen finden möchte.

An diese Besichtigung schloß sich dann ein Rundgang durch die schönsten alten Straßen Danzigs mit ihren eigentümlichen altanartigen Vorbauten, den sog. Beischlägen, und ihren hervorragendsten Baulichkeiten an, von denen ich hier nur das Hohe Tor, das alte Krantor und die Große Mühle, das Zeughaus und die schöne St. Katharinen- und St. Trinitatiskirche hervorheben möchte. Einen seltenen Einblick in die Eigenart eines alten vornehmen Patrizierhauses gewährte uns das berühmte Uphagen-Haus mit seiner merkwürdigen Diele, der sonderbaren Hängestube und seinen zahlreichen prächtig und geschmackvoll ausgestatteten Wohnräumen.

Der Nachmittag führte einzelne von uns nach dem berühmten Oliva mit seinem herrlichen Park und seiner alten sehenswerten Kathedrale, alle Anwesenden dann aber noch in das benachbarte Weltbad Zoppot, in dessen Straßen und Strandanlagen sich eine geradezu erdrückende Masse von Besuchern hin und her bewegte, darunter zu unserem Leidwesen auch in unangenehmer Aufdringlichkeit viele polnischer Nationalität.

Den Rest des Tages verbrachten wir dann zusammen mit den neugewonnenen Danziger Freunden in dem wunderbar auf beherrschender Höhe gelegenen, gastlichen Heim der Frau Senator Fuchs bei einer Tasse Kaffee und einem Glas Bowle — bei manchen sollen es auch mehrere gewesen sein — in schönster, gegen das Ende hin vielleicht sogar etwas ausgelassener Stimmung.

Die Letzten führte dann am Abend des folgenden Tages durch eine herrliche Mondscheinnacht und diesmal auch bei stiller, ruhiger See unser altes stolzes Schiff nach Swinemünde, zum Ausgangspunkt unserer Fahrt zurück. Das war der harmonische Abschluß einer Reise, die mit ihrer Fülle einzigartiger und wunderbarster Eindrücke und Erlebnisse wohl jedem, der an ihr teilnehmen durfte, bis an sein Lebensende unvergeßlich bleiben wird.

Digitized by Google

Verzeichnis der 107 Teilnehmer

*[1])v. Auerswald, Annemarie, Stiftsdame, Leiterin des Museums in Heiligengrabe, Ostprignitz.
Bachor, Paul, Lehrer, Waschulken, Kreis Neidenburg.
Bartsch, Charlotte, Lehrerin, Königsberg i. Pr.
*Becker, A., Gymnasiallehrer, Staßfurt.
Bessel, Landesrat, Königsberg i. Pr.
*Braune, Kurt, Lehrer, Leipzig.
*Braune, Frau Doris, Leipzig.
Cichorius, Landrat des Kreises Elbing, Elbing.
Clasen, Privatdozent Dr., Königsberg i. Pr.
*Dethleffsen, Richard, Prof. Dr., Provinzialkonservator, 1. Vorsitzer der Altertumsgesellschaft Prussia, Königsberg i. Pr.
*Dethleffsen, Frau Professor Emma, Königsberg i. Pr.
Dobbert, Studienrat, Glogau, Schles.
Donner, Franz, Lehrer, Pfleger der Bodenaltertümer des Kreises Wehlau, Hanswalde, Kr. Wehlau.
Ebert, Bürgermeister, Leiter des Heimatmuseums in Friedland, Friedland, Ostpr.
*Ehrlich, Professor Dr., 1. Vorsitzer der Elbinger Altertumsgesellschaft, Elbing.
*Engel, Karl, Dr., Museumsassistent am Prussiamuseum, Königsberg i. Pr.
Graf v. Eulenburg, Rittergutsbesitzer, Wicken bei Schönbruch, Ostpr.
*Fiddicke, Sanitätsrat Dr. med., Bad Freienwalde a. d. Oder.
Frank, Lehrer, Pfleger der Bodenaltertümer des Kreises Braunsberg, Mehlsack, Ostpr.
Fröhlich, Professor, 1. Vorsitzer der Altertumsgesellschaft Insterburg, Insterburg.
Fromm, Lehrer, Pfleger der Bodenaltertümer des Kreises Allenstein, Allenstein.
*Fuchs, Frau Senator Klara, Danzig.
*Gaerte, W., Dr., Direktor des Prussiamuseums, Königsberg i. Pr.
Gallinat, W., Labiau.
Gallus, Regierungsbaumeister, Neukirch, Ostpr.
Freiherr v. Gayl, Bevollmächtigter für Ostpreußen zum Reichsrat, Mitglied des preußischen Staatsrats, Königsberg i. Pr.
Gentkant, Lehrer, Pfleger der Bodenaltertümer des Kreises Gerdauen, Nordenburg, Ostpr.
Gnadt, Schriftsteller, Leiter des städtischen Nachrichten- und Verkehrswesens in Lötzen, Lötzen.
*Götze, Alfred, Professor Dr., Museumsdirektor, Berlin.
*Grützmacher, Herbert Hans, Studienrat, Kammin, Pomm.
*Grunwald, Gerhard, Dr. med., Berlin.
Guntram, Frida, Zoppot.
Guttzeit, Lehrer, Pfleger der Bodenaltertümer des Kreises Heiligenbeil, Heiligenbeil.
Hahnke, Studienrat, Pfleger der Bodenaltertümer des Kreises Goldap, Goldap.
v. Hatten, Hauptmann, Leiter des Tannenberg-Nationaldenkmals, Hohenstein, Ostpr.
*Heß v. Wichdorff, Hans, Bergrat Professor Dr., Landesgeologe, Berlin.
*Heß v. Wichdorff, Hans Wolfgang, cand. geol., Königsberg i. Pr.
*Heym, Waldemar, Studienrat, Leiter des Heimatmuseums in Marienwerder, Marienwerder, Wpr.
Hockemeyer, Fräulein, Großbehringen, Thür.
Jacoby, Dr., Rechtsanwalt, Bartenstein, Ostpr.
Jesek, Stadtrat, Magistratsmitglied der Stadt Lötzen, Lötzen.
*v. Kleist, Hauptmann, Wendisch Tychow, Pomm.
Köhler, W., Studiendirektor, Leiter des Heimatmuseums und Pfleger der Bodenaltertümer des Kreises Pr. Holland, Pr. Holland.
v. Königsegg, Adda, Schwester, Königsberg i. Pr.
*Kossinna, Gustaf, Geheimer Reg.-Rat Univ.-Professor Dr., 1. Vorsitzer der Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte, Berlin.

[1]) Ein Stern * bezeichnet die Migltieder der Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte und ihre Angehörigen.

Digitized by Google

*Kotzan, Franz, Lehrer, Pfleger der Bodenaltertümer des Kreises Lyck, Grabnick, Kr. Lyck.
Krause, Rektor, Pfleger der Bodenaltertümer des Kreises Darkehmen, Darkehmen.
Krollmann, Direktor der Stadtbibliothek, Königsberg i. Pr.
*La Baume, Wolfgang, Univ.-Professor Dr., Museumsdirektor, Danzig.
*Langer, Franz, Oberpostsekretär a. D., Bad Freienwalde a. d. Oder.
*Langer, Frau Hermine, Bad Freienwalde a. d. Oder.
Lapschies, Rektor, Pfleger der Bodenaltertümer des Kreises Rosenberg, Rosenberg, Wpr.
Laudon, Bürgermeister, Angerburg.
Lemke, Paul, Lehrer, Pfleger der Bodenaltertümer des Kreises Niederung, Gründann.
Lerique, Studienrat, Angerburg.
*Lieck, Walther, Lehrer, Leiter des Heimatmuseums und Pfleger der Bodenaltertümer des Kreises Labiau, Labiau.
Lohmeyer, Hans, Dr., Oberbürgermeister, Königsberg i. Pr.
Mattern, Erzpriester, Leiter des Heimatmuseums in Rössel, Rössel.
Mattukat, R., Insterburg.
*Matz, Hermann, Amtsgerichtsrat a. D., Berlin.
*Mayer, Karl Ludwig, Syndikus, Königsberg i. Pr.; als Vertreter des Direktors Max Opitz, Görlitz.
*Melzer, August, Prokurist, Leipzig.
Merten, Dr., Oberbürgermeister, Elbing.
*Moschkau, Rudolf, Lehrer, Leipzig.
Moslehner, Hermann, Lehrer, Lyck.
Nitschke, Richard, Dr., Breslau.
*Pätzold, Alfred, Oberstudiendirektor Professor Dr., Kottbus.
*Pokrandt, Lehrer, Pfleger der Bodenaltertümer des Kreises Mohrungen, Altstadt, Ostpr.
Preß, Neuhausen, Ostpr.
*Pumplün, Hartwig, Osnabrück.
Quilisch, Heinrich, Rektor, Bad Freienwalde a. d. Oder.
*Radig, Werner, Dr., Dresden.
*Radig, Frau Ilse, Dresden.
*Richter, Martin, Postinspektor, Neustadt a. d. Orla.
Rossius, Karl Otto, Königsberg i. Pr.
Rühle, Dr., Danzig.
Sachs, Elisabeth, Neidenburg.
Scheibert, Landesrat, Königsberg i. Pr.
Schimmelpfennig, Kurt, Kaufmann, Königsberg i. Pr.
Schmid, Bernhard, Geheimer Oberbaurat, Dr. e. h., Wiederhersteller der Marienburg, Marienburg, Wpr.
*Schoener, Ludwig, Großkaufmann, Bremen.
*Schrage, Ewald, Lehrer, Raun i. Vogtland.
*Schübeler, Oberstudienrat Professor, Leiter des Morgenstern-Museums, Wesermünde.
*Schultz, Wolfgang, Dr., Privatgelehrter, Görlitz.
Schwarz, Erwin, Lehrer, Pfleger der Bodenaltertümer des Kreises Bartenstein, Langendorf.
Siehr, Dr. h. c., Oberpräsident der Provinz Ostpreußen, Königsberg i. Pr.
Sierke, Studienrat, Königsberg i. Pr.
Sievers, Studiendirektor, Vertreter des Heimatmuseums in Pr. Eylau, Pr. Eylau.
*Snethlage, Ernst, Reg.-Inspektor a. D., Berlin.
*Sonder, Wolfgang, Apotheker, Oldesloe, Holstein.
Stark, Dr., Leiter des Heimatmuseums in Mühlhausen, Mühlhausen, Ostpr.
Steinhausen, Regierungsrat, Vertreter des Heimatmuseums in Pr. Eylau, Pr. Eylau.
Stertau, Lehrer, Mierunsken bei Treuburg, Ostpr.
*v. Strantz, Kurd, Wirklicher Rat, Berlin.
Streich, G., Königsberg i. Pr.
*Tiersch, Erich, Lehrer, Bad Kösen a. d. Saale.
Uffhausen, Dr., Stadtrat, Elbing.
*Dentzke, Richard, Geschäftsführer, Berlin.
*Verse, Hanna, Berlin.
Vogt, Katasterdirektor, Pfleger der Bodenaltertümer des Kreises Sensburg, Sensburg.
Voigtmann, Stadtrat, Leiter des Städt. Museums und Pfleger der Bodenaltertümer des Kreises Marienburg, Marienburg, Wpr.
Weber, Studienrat, Berlin-Spandau.
*Wilcke, Max, Kreisschulrat, Zeitz.
Windt, Max, Lyzeallehrer, Vertreter des Köthener Heimatmuseums, Köthen, Anhalt.
*Wrede, Hermann, Bankprokurist der Deutschen Bank i. R., Berlin.
Wüstendörfer, Charlotte, Königsberg i. Pr.
*Ziegenspeck, Hermann, Privatdozent Dr., Königsberg i. Pr.

Digitized by Google

Digitized by Google

„Mannus", Zeitschrift für Vorgeschichte

Herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna

Jährlich 4 Hefte in zwangloser Folge, die zusammen einen stattlichen Band mit vielen Abbildungen ergeben. Das „Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit" (jährlich 12 Hefte) **wird den Abonnenten kostenlos mitgeliefert**

Bezugspreis für Bd. 24 (1932) RM 29.—

Der „Mannus" ist das Organ der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte, das vor nunmehr 23 Jahren begründet wurde, um der deutschen Vorgeschichts-Forschung eine Stätte zur Veröffentlichung ihrer Forschungs-Ergebnisse zu bieten. Ein unendlich reichhaltiges Bildermaterial ist in den bisher vollständig vorliegenden 23 Jahres- und 8 Erg.-Bänden aufgestapelt. Der Prähistoriker von Fach, Museen, Sammlungen, können die Zeitschrift nicht missen, aber auch der Laie, der sich in das Studium der Vorzeit mehr und mehr vertiefen will, findet in den zahlreichen Aufsätzen der Reihe viel Belehrendes und Interessantes.

Umfang und Preise der bisher erschienenen 23 Bände mit 8 Erg.-Bänden sind aus nachfolgendem ersichtlich.

1. Band. 1909.	IV, 350 S. mit 211 Abb. im Text u. 38 Tafeln.	RM 36.—; geb. RM 40.—
2. Band. 1910.	IV, 363 S. mit 285 Abb. im Text u. 17 Tafeln.	RM 24.—; geb. RM 28.—
3. Band. 1911.	IV, 354 S. mit 159 Abb. im Text u. 31 Tafeln.	RM 36.—; geb. RM 40.—
4. Band. 1912.	IV, 489 S. mit 259 Abb. im Text u. 54 Tafeln.	RM 40.—; geb. RM 44.—
5. Band. 1913.	V, 405 S. mit 203 Abb. im Text u. 33 Tafeln.	RM 30.—; geb. RM 34.—
6. Band. 1914.	IV, 431 S. mit 376 Abb. im Text u. 19 Tafeln.	RM 30.—; geb. RM 34.—
7. Band. 1915.	IV, 415 S. mit 254 Abb. im Text u. 46 Tafeln.	RM 24.—; geb. RM 28.—
8. Band. 1916.	IV, 319 S. mit 355 Abb. im Text u. 10 Tafeln.	RM 16.—; geb. RM 20.—
9. Band. 1917.	IV, 252 S. mit 173 Abb. im Text u. 21 Tafeln.	RM 16.—; geb. RM 20.—
10. Band. 1918.	XIII, 270 S. mit 174 Abb. im Text u. 6 Tafeln.	RM 16.—; geb. RM 20.—
11/12. (Doppel)-Bd. 1919/20.	XIV, 436 S. m. 150 Abb. i. T. u. 9 Tfl.	RM 32.—; geb. RM 36.—
13. Band. 1921.	V, 346 S. mit 148 Abb. im Text u. 8 Tafeln.	RM 16.—; geb. RM 20.—
14. Band. 1922.	IV, 318 S. mit 126 Abb. im Text u. 13 Tafeln.	RM 16.—; geb. RM 20.—
15. Band. 1923.	IV, 349 S. mit 270 Abb. im Text u. 14 Tafeln.	RM 16.—; geb. RM 20.—
16. Band. 1924.	XVI, 451 S. mit 403 Abb. im Text u. 2 Tafeln.	RM 20.—; geb. RM 24.—
17. Band. 1925.	IV, 398 S. mit 266 Abb. im Text u. 32 Tafeln.	RM 22.—; geb. RM 26.—
18. Band. 1926.	IV, 376 S. mit 294 Abb. im Text u. 29 Tafeln.	RM 22.—; geb. RM 26.—
19. Band. 1927.	XVI, 320 Seiten mit 131 Abbildungen im Text.	RM 24.—; geb. RM 28.—
20. Band. 1928.	IV, 453 S. mit 174 Abb. im Text u. 12 Tafeln.	RM 30.—; geb. RM 34.—
21. Band. 1929.	XIV u. ca. 360 S. m. ca. 290 Abb. i. T. u. 14 Tfln.	RM 28.—; geb. RM 32.—
22. Band. 1930.	IV, 376 Seiten mit 282 Abbildungen im Text.	RM 29.—; geb. RM 33.—
23. Band. 1931.	Im Erscheinen.	RM 29.—; geb. RM 33.—
1. Erg.-Band. 1910.	IV, 107 S. mit 5 Abb. im Text u. 2 Tafeln.	RM 8.—; zusammen
2. Erg.-Band. 1911.	IV, 91 S. mit 4 Abb. im Text u. 5 Tafeln.	RM 8.—; geb. RM 20.—
3. Erg.-Band. 1925.	IV, 112 S. mit 10 Abb. im Text u. 7 Tafeln.	RM 6.—; zusammen
4. Erg.-Band. 1925.	III, 176 S. mit 92 Abb. im Text u. 17 Tafeln.	RM 9.—; geb. RM 19.—
5. Erg.-Band. 1927.	III, 239 S. mit 62 Abb. im Text u. 30 Tafeln.	RM 16.—; geb. RM 20.—
6. Erg.-Band. 1928.	X, 402 S. m. 4 Portr. u. 276 Abb. im Text.	RM 24.—; geb. RM 28.—
7. Erg.-Band. 1929.	IV, 232 S. mit 97 Abb. im Text und 1 Tafel.	RM 18.—; geb. RM 22.—
8. Erg.-Band. 1931.	III, 145 S. mit 59 Abb. im Text und 1 Tafel.	RM 12.—; geb. RM 16.—

Preise verstehen sich **einschließlich** „Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit".

Mitglieder der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte erhalten für ältere Bände dieser Zeitschrift Vorzugspreise zugestanden

Die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

erstrebt Förderung und Entwicklung der deutschen Vorgeschichtswissenschaft und Aufklärung über die kulturellen Leistungen unserer Vorfahren.

Der Mitgliedsbeitrag der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte beträgt **für 1931 RM 16.—**, für Mitglieder der Berliner Zweiggesellschaft RM 1.— mehr; die Einzahlung desselben hat an den Verlag von Johann Ambrosius Barth, Leipzig C 1, Salomonstr. 18b, dem der Verlag Curt Kabitzsch angegliedert ist, zu erfolgen. (Postscheckkonto Leipzig 28.) Die Mitglieder erhalten den **„Mannus"**, Zeitschrift für deutsche Vorgeschichte, kostenlos, haben Anspruch auf Lieferung des **„Nachrichtenblattes für deutsche Vorzeit"** zum ermäßigten Preis von RM 4.50 und der **„Mannusbibliothek"**, herausgegeben von Geh.-Rat **Prof. Dr. G. Kossinna**, zu einem Vorzugspreis, auch bei Einzelbezug.

Anmeldungen sind entweder an den Vorsitzer, Herrn Geh. Regierungsrat **Prof. Dr. G. Kossinna, Berlin-Lichterfelde, Karlstraße 10** oder an den Schatzmeister der Gesellschaft, Herrn **Ernst Snethlage, Berlin-Wilmersdorf, Südwestkorso 29** zu richten.

Curt Kabitzsch / Verlag / Leipzig

Digitized by Google

Der westgotisch-alanische Zug nach Mitteleuropa

Von Dr. **Eduard Beninger**, Wien

V, 132 Seiten mit 50 Abbildungen im Text. 1931. Gr.-8°
RM 20.—, geb. RM 22.—; Vorzugspreis*) RM 17.—, geb. RM 19.—
(Mannus-Bibliothek Nr. 51, hrsg. von Geh.-Rat Prof. Dr. G. Kossinna)

Die Arbeit bietet eine zusammenfassende Untersuchung zur germanischen Völkerwanderungszeit und bezieht sich auf jene Denkmälergruppe, die chronologisch einwandfrei zu datieren ist und den Westgoten-Alanen zugeschrieben werden darf. Die verschiedenen Schmuckformen und die Keramik werden einer stilistischen und genetischen Untersuchung unterworfen. Der Verfasser beleuchtet kritisch den beschränkten Wert der historischen Überlieferung für die Besiedlungsfrage. Die 50 Abbildungen zeigen zum größten Teil bisher unveröffentlichte Funde.

Nordische Ornamentik in vorgeschichtlicher Zeit

Von Dr. **Nils Åberg**, Stockholm

Aus dem Schwedischen übersetzt von Dr. **E. A. Meyer**

II, 118 Seiten mit 249 Abbildungen im Text. 1931. Gr.-8°
RM 9.75, geb. RM 11.75; Vorzugspreis*) RM 8.30, geb. RM 10.30
(Mannus-Bibliothek Nr. 47, hrsg. von Geh.-Rat Prof. Dr. G. Kossinna)

Blätter für deutsche Vorgeschichte: Die verzierten Knochengeräte der mittleren Steinzeit, die steinzeitlichen Tongefäße mit ihren für die einzelnen Kulturkreise kennzeichnenden Ornamenten, die Waffen und Schmucksachen der Bronzezeit und Eisenzeit bis zur Wikingerzeit einschließlich werden in gut ausgewählten Beispielen aus Schweden und Dänemark dem Leser vorgeführt. Das Buch bietet namentlich solchen Lesern, denen die skandinavische Literatur schwer zugänglich ist, eine allgemeinverständliche Übersicht über die Kunstäußerungen des nordischen Kulturkreises und kann als solche bestens empfohlen werden.

Forschungen zur Geschichte des Haushundes

Die Steinzeitrassen in Nordosteuropa

Von Dr. **Otto Friedrich Gandert**, Görlitz

V, 93 Seiten mit 34 Abbildungen im Text. 1930. Gr.-8°
RM 7.—, geb. RM 9.—; Vorzugspreis*) RM 6.—, geb. RM 8.—
(Mannus-Bibliothek Nr. 46, hrsg. von Geh.-Rat Prof. Dr. G. Kossinna)

Altschlesien: Die fleißige und gründliche Arbeit bedeutet an erster Stelle einen wichtigen Fortschritt auf dem Gebiet der Haustierforschung. Daneben wird sie aber auch das Interesse des Vorgeschichtsforschers erregen. Für die Berichtigung einiger durch lange Zeit in der Literatur mitgeschleppter Irrtümer und den Nachweis bisher allgemein übersehenen Schrifttums muß man dem Verfasser besonders dankbar sein.

*) Der Vorzugspreis wird den Abonnenten der Zeitschrift „Mannus", der „Mannus-Bibliothek" oder bei Bestellung von 4 verschiedenen Bänden dieser Sammlung gewährt

Verlangen Sie bitte meinen ausführlichen Prospekt „Gustaf Kossinna und die deutsche Vorgeschichte"

Curt Kabitzsch / Verlag / Leipzig

Digitized by Google

GN
700
M286

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Mannus

Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna

VIII. Ergänzungsband

Bericht über die elfte Tagung für Vorgeschichte Königsberg, 24. Juli bis 2. August 1930

Herausgegeben von

Gustaf Kossinna

Mit 59 Abbildungen im Text und auf einer Tafel

Leipzig • Verlag von Curt Kabitzsch

1931

Digitized by Google

Gustaf Kossinna

Altgermanische Kulturhöhe

Eine Einführung in die deutsche Vor- und Frühgeschichte

2., verbesserte Auflage. 80 Seiten. 1930. Kl.-8°. RM 2.70, geb. RM 3.90

Altschlesien: Gustaf Kossinna hat es von jeher als seine vornehmste Aufgabe betrachtet, das germanische und deutsche Wesen gegen seine vielfache Verkennung durch in- und ausländische Beurteiler in Schutz zu nehmen und an den Hinterlassenschaften der Vorzeit den Nachweis zu führen, daß die altgermanische Kultur hinter der gleichzeitigen Kultur anderer Völker nicht nur nicht zurückgestanden, sondern sie in mancher Beziehung sogar übertroffen habe. Diesem Zweck dient auch das vorliegende volkstümliche Büchlein.

Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit

320 Seiten mit 359 Abbildungen und Karten im Text. 1928. 8°. RM 15.–, geb. RM 17.40; Vorzugspreis*) RM 12.–, geb. RM 14.40.

(Bildet Mannus-Bibliothek Nr. 6, hrsg. von Geh.-Rat Prof. Dr. G. Kossinna)

Mannus: Was in diesem Werk geboten wird, ist die erste großzügige Gestaltung der so ungemein komplizierten jungsteinzeitlichen Erscheinungen Mitteleuropas, ja darüber hinaus die Urgeschichte aller indogermanischen Völker des europäischen Kontinents. So ist das Buch nicht nur der Schlußband des „Ursprungs der Germanen" geworden, sondern zugleich der zweite, so lange und schmerzlich vermißte Teil der „Indogermanen". Daß es sich bei einem Werke Kossinnas um eine Gipfelleistung der deutschen Vorgeschichtsforschung handelt, bedarf keiner Erwähnung.

Die deutsche Vorgeschichte

eine hervorragend nationale Wissenschaft

Vierte, verbesserte Auflage. VIII und 255 Seiten mit 516 Abbildungen im Text und auf 62 Tafeln. 1925. Gr.-8°. RM 12.–, geb. RM 14.40; Vorzugspreis*) RM 9.60, geb. RM 12.–

(Bildet Mannus-Bibliothek Nr. 9, hrsg. von Geh.-Rat Prof. Dr. G. Kossinna)

Akademische Blätter: Mit einem schier erdrückenden Tatsachenmaterial, unterstützt von mehr als 500 prachtvollen Abbildungen, die im Gegensatz zu den früheren Auflagen in den Text eingeschlossen sind, ruft dies Werk die stolze deutsche Vorzeit ans Licht, beweist dabei nicht nur ihre Selbständigkeit, sondern findet hier den Ursprung und den Ausgang für Anregungen, die erst später von den sogenannten antiken Völkern aufgenommen wurden. Benno Kettner

*) Der Vorzugspreis wird den Abonnenten der Zeitschrift „Mannus", der „Mannus-Bibliothek" oder bei Bestellung von 4 verschiedenen Bänden der Sammlung gewährt.

Verlangen Sie bitte meinen ausführlichen Prospekt „Gustaf Kossinna und die deutsche Vorgeschichte"

Curt Kabitzsch / Verlag / Leipzig

Digitized by Google

Die nördlichen Elbgermanen in spätrömischer Zeit

Untersuchungen über ihre Kulturhinterlassenschaft und ihr Siedlungsgebiet unter besonderer Berücksichtigung brandenburgischer Urnenfriedhöfe

Von **Dr. Walter Matthes**, Beuthen

VI, 114 Seiten mit 1 graphischen Darstellung und 9 Karten im Text sowie 138 Abbildungen auf 27 Tafeln. 1931. Gr.-8°. RM 12.—, geb. RM 14.—. Vorzugspreis*) RM 10.20, geb. RM 12.20

(Bildet Mannus-Bibliothek, Nr. 48. Herausgegeben von Geh.-Rat Prof. Dr. G. Kossinna)

Das Werk hat zur Aufgabe, das archäologische Material des 3. und 4. Jahrhunderts n. Chr. aus Mecklenburg, West-Brandenburg und der Altmark zusammenzufassen, es zeitlich und entwicklungsgeschichtlich zu ordnen und daraus Schlüsse auf die Bewohner dieser Landschaft zu ziehen. Es wurde eine stoffliche Auswahl getroffen: Keramik, Fibeln und Eisenärte werden behandelt. — Der erste Abschnitt verfolgt das Material nach Form, Technik und Verzierung, nach Entstehung, Entwicklung und Verbreitung. — Der zweite Abschnitt behandelt die Zeitbestimmung. Auf Grund der Formenentwicklung und der Beobachtung der geschlossenen Funde ergibt sich eine bestimmte Stufeneinteilung und Datierung. — Dieses zeitlich geordnete Material wurde dann zur Lösung der stammeskundlichen Fragen verwendet.

Die Germanen in der Prignitz zur Zeit der Völkerwanderung

Im Spiegel der Urnenfelder von Dahlhausen, Kuhbier und Kyritz

Von **Dr. Walter Matthes**, Beuthen

VIII, 138 Seiten mit 1 Porträt und 408 Abbildungen auf 70 Tafeln. 1931. Gr.-8°. RM 21.— geb. RM 23.—. Vorzugspreis*) RM 17.80, geb. RM 19.80

(Bildet Mannus-Bibliothek, Nr. 49. Herausgegeben von Geh.-Rat Prof. Dr. G. Kossinna)

In diesem Werk wird von den Arbeiten des Heimatmuseums Heiligengrabe berichtet, und zwar im besonderen von germanischen Urnenfriedhöfen, die aus dem 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. stammen. Die Ausgrabungen führen uns in einen Abschnitt, in dem die geschichtlichen Ereignisse beginnen, die als „germanische Völkerwanderung" bezeichnet werden. Es sind darum von ihnen in Zusammenschau mit anderen Funden der gleichen Zeit Aufschlüsse über die Schicksale und die Kultur der germanischen Bevölkerung zu erwarten, die vor der geschichtlichen Völkerwanderung in der Prignitz gewohnt hat. Sie verdienen deshalb ein ganz besonderes Interesse, weil die historischen Quellen uns über die folgenschweren Ereignisse jener Zeit fast völlig im Dunklen lassen.

Urgeschichte des Kreises Ostprignitz

Von **Dr. Walter Matthes**, Beuthen

Herausgegeben vom Kreisausschuß des Kreises Ostprignitz

X, 323 Seiten mit 143 Abbildungen im Text, 68 Tafeln und 1 Kreiskarte mit 5 Deckblättern der einzelnen Perioden. 1929. Lex.-8°. RM 25.—, geb. RM 30.—

Forschungen zur Preußischen und Brandenburgischen Geschichte: Eine feste Grundlage für die vorgeschichtliche Heimatkunde der Prignitz ist damit geschaffen. Wir können hier die Ostprignitz zu dieser Leistung nur beglückwünschen, und wir zweifeln nicht, daß sie zum Vorbild für die ganze Provinz dienen und reiche Früchte tragen wird. Sch.

Deutsche Gaue: Nur wenige Gebiete unseres Vaterlandes werden in der glücklichen Lage sein, ein solch grundlegendes und eingehendes Werk über die Vorgeschichte ihr eigen zu nennen. Der Kreisausschuß hat sich durch Bereitstellung von Mitteln ein großes Verdienst um die Wissenschaft erworben.

*) Der Vorzugspreis wird den Abonnenten der Zeitschrift „Mannus", der Mannus-Bibliothek oder bei Bestellung von 4 verschiedenen Bänden dieser Sammlung gewährt

Verlangen Sie bitte meinen ausführlichen Prospekt „Gustaf Kossinna und die deutsche Vorgeschichte"

Curt Kabitzsch / Verlag / Leipzig

Druck von August Pries in Leipzig

Digitized by Google

Die Bauart der Einzelgräber

Beitrag zur Kenntnis der älteren individuellen Grabhügelstrukturen in den Niederlanden. 2 Bände

Von Dr. **Albert Egges van Giffen**, Groningen

1. Teil: Textband. VIII und 208 Seiten mit 5 Textabbildungen. 1930. Gr.-8°.
2. Teil: Tafelband. VII Seiten mit 156 Plänen und Abbildungen auf 119 Tafeln. 1930. Gr.-8°

Text und Tafelband zusammen kosten RM 36.—, geb. RM 42.—
Vorzugspreis*) RM 30.60, geb. RM 36.—

Einzelbände des Werkes sind nicht käuflich!

(Mannus-Bibliothek Nr. 44/45, herausgegeben von Prof. Dr. G. Kossinna)

Germania: Schon beim bloßen Durchblättern des Abbildungsbandes empfindet man, daß hier ein Werk vorliegt, das von peinlich genauer Arbeit zeugt. Auf den Photographien leuchten uns Grundflächen von großen Hügeln sauber geputzt wie ebene Tischplatten entgegen. Die Zeichnungen mit ihren Plänen in verschiedenen Tiefenlagen und mit ihren zahlreichen Profilen, auf denen jede kleine Einzelheit eingetragen ist, geben von vornherein das Vertrauen, daß bei den Grabungen mit größter Sorgfalt vorgegangen wurde. Der Text bestätigt das.

Der Wohnbau im jungsteinzeitlichen Deutschland

Von Dr. **Werner Radig**, Dresden

VII, 159 Seiten mit 84 Abbildungen und 2 Karten im Text sowie 8 Tafeln. 1930. Gr.-8° RM 12.—, geb. RM 14.—. Vorzugspreis*) RM 10.20, geb. RM 12.20

(Mannus-Bibliothek Nr. 43, herausgegeben von Geh.-Rat Prof. Dr. G. Kossinna)

Mannus: Zusammengefaßt und geordnet bieten die jungsteinzeitlichen Bau- und Siedlungsreste Deutschlands eine so reiche Fülle gesichteter Beobachtungen, daß nicht nur ihre Gliederung nach Bautechniken und Hausformen durchgeführt, sondern mehrfach ihre Entwicklung innerhalb der Jungsteinzeit ja selbst ihre Zugehörigkeit zu den einzelnen Kulturkreisen und Kulturen gezeigt werden kann.

Das Paläolithikum der Höhlen des Hönnetales

Von Priv.-Doz. Dr. **Julius Andree**, Münster

V, 101 Seiten mit 55 Abbildungen im Text und 30 Tafeln mit Erklärungen. 1928. Gr.-8°. Einzelpreis RM 7.50, geb. RM 9.50, Vorzugspreis*) RM 6.—, geb. RM 8.—

(Mannus-Bibliothek Nr. 42, herausgegeben von Geh.-Rat Prof. Dr. G. Kossinna)

Neues Jahrbuch für Mineralogie: Sorgfältige Grabungen in den noch unberührten Teilen der Balver-, Feldhof-, Burschen- und Honerthöhle im devonischen Massenkalk zu beiden Seiten der mittleren Hönne (einem linken Nebenfluß der Ruhr) erweitern die Kenntnis des deutschen Moustiér beträchtlich. Von 22 untersuchten Höhlen haben nur die genannten nennenswerte Steingeräte und Reste letzteiszeitlicher Säugetiere ergeben, jedoch nicht aus Kulturschichten wie sonst, sondern aus wahrscheinlich fluviatil umgeschwemmten Schichten, wovon eine Anzahl unterschieden wird.

*) Der Vorzugspreis wird den Abonnenten der Zeitschrift „Mannus", der Mannus-Bibliothek oder bei Bestellung von 4 verschiedenen Bänden dieser Sammlung gewährt

Verlangen Sie bitte meinen ausführlichen Prospekt „Gustaf Kossinna und die deutsche Vorgeschichte"

Curt Kabitzsch / Verlag / Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

BOUND
NOV 17 1936
UNIV. OF MICH.
LIBRARY

Digitized by Google